Aufsätze

über

staatswirthschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Ober-Finanzrathe, ostpreußischem Kammerpräsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Erster Theil.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius. 1808.

Univ. Bibl.
München

Christian Jacob Kraus
Professor zu Königsberg
geb. den 17. Jan. 1753. gest. den 25. Aug. 1807.

Vermischte Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andere wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Ober-Finanzrathe, ostpreußischem Kammerpräsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Erster Theil.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius. 1808.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Vorbericht.

Mein verstorbener Freund äußerte oft den Wunsch, daß, wenn ich ihn überlebte, ich seinen handschriftlichen Nachlaß an mich nehmen möchte; nur mit vieler Mühe konnt' ich aber von ihm die Erlaubniß erhalten, in solchem, leider! nur zu früh eingetretenem Fall, das, was ich nach eigner Prüfung zur öffentlichen Bekanntmachung geeignet fände, dem Druck zu übergeben.

Die große Abneigung, dieses während seines Lebens selbst zu thun, entsprang theils aus der in seiner natürlichen Bescheidenheit liegenden Besorgniß, daß seine schriftstellerischen Arbeiten den Werth für das Publikum nicht haben würden, den

seine Freunde darauf legten; theils aus dem Unwillen und Ueberdruß, den er nach dem Lesen oberflächlich geschriebener Werke empfand. Daß jene Abneigung keine Ziererei war, ergiebt sich unter andern auch aus der Sorglosigkeit, mit der er die Konzepte von seinen Aufsätzen jedem, der sie verlangte, mittheilte, daher es manche Schwierigkeit gekostet hat, sie zusammen zu bringen, und wodurch manche Aufsätze verloren gegangen sind.

Sein zusammengebrachter handschriftlicher Nachlaß besteht:

1) In einer Staatswirthschaft, vor deren letzter verheißenen Revision ihn der Tod uns entriß. Dieser unterbliebenen Durchsicht ungeachtet ist sie so gehaltvoll, daß ich kein Bedenken tragen durfte, sie, wie schon geschehen, dem Druck zu übergeben. Von ihr sowohl, als von den ihr nachfolgenden Vorlesungen über Finanz- und Handlungswissenschaft, Landwirthschaft und Technologie giebt der ihr vorgesetzte Vorbericht nähere Rechenschaft.

2) In theils völlig ausgearbeiteten, theils nicht ganz vollendeten Abhandlungen, und Aufsätzen, über einige Gegenstände der Staatswirthschaft, Philosophie, Naturlehre und Mathematik, mit deren Bekanntmachung dieser erste Band der vermischten Schriften den Anfang macht.

3) In Vorlesungsheften über Philosophie, Geschichte, Philologie und Aesthetik, die so sehr das Gepräge eines universellen und geläuterten Geistes an sich tragen, daß wenigstens viele Bruchstücke daraus, deren Auswahl die Professoren Pörschke, Süvern und Hoffmann übernommen haben, dem Publikum in dieser Sammlung mitgetheilt zu werden verdienen.

4) In Aphorismen, und umständlichen kraft- und saftvollen Auszügen aus wichtigen staatswirthschaftlichen englischen und französischen Werken, begleitet von eigenen Bemerkungen des Verstorbenen. Diese, sorgfältig ausgewählt, werden

vielleicht in der gegenwärtigen Sammlung ebenfalls aufgenommen werden.

Eine Biographie des Verstorbenen, zu der die Materialien, theils in meinem sechs und dreißigjährigen, nur selten unterbrochen gewesenen Briefwechsel mit ihm, liegen; theils von seinen übrigen Freunden jetzt zusammengetragen werden, wird die Sammlung beschließen; und ich hoffe, daß es den Lesern seiner Schriften Vergnügen machen werde, den Mann näher kennen zu lernen, der im Leben unglaublich viel durch seine Vorträge zur Bildung preußischer Staatsmänner beitrug, und gewiß, auch nach seinem Tode, durch seine Schriften denen Geistesnahrung gewähren wird, die seine persönliche Bekanntschaft nie genossen haben.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Inhalt.

I. Ueber den Frachthandel der Städte Königsberg und Elbing S. 1

II. Ueber das Seesalz-Monopol 59

III. Ueber den Aufkauf 69

IV. Ueber die Auflage auf die Weizenausfuhr 145

V. Ueber die Aufhebung der Privatunterthänigkeit 175

VI. Ueber den Leinwandshandel in Preußen 203

VII. Ueber den inländischen Getreide-Verkehr S. 213

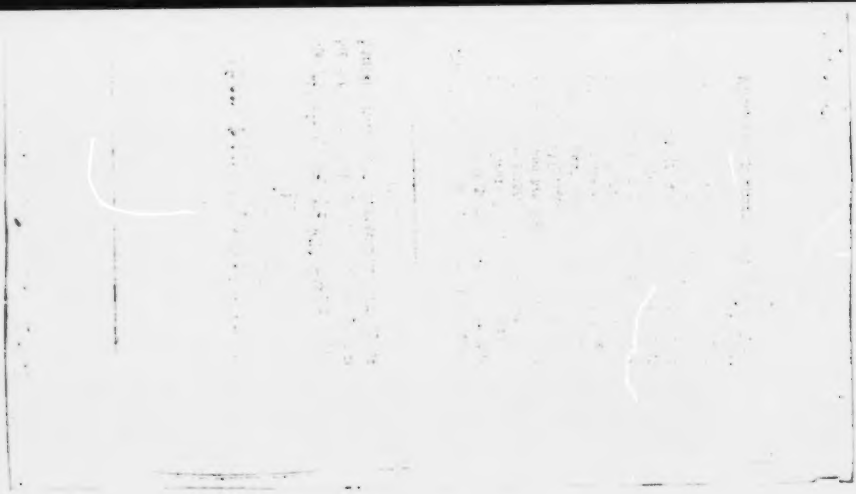
VIII. Ueber die Berechnung von Durchschnitts-Kornpreißen zur Ausmittelung des Silberwerths. 267

I.

Ueber den Frachthandel

der

Städte Königsberg und Elbing.



Deduktion

für.

die Königsbergische Kaufmannschaft gegen die Kaufmannschaft zu Elbing, den Frachthandel betreffend, ausgearbeitet im Jahr 1786.

(Der Hof hatte, auf wiederholtes Ansuchen der Elbingschen Kaufmannschaft, den Pillauer Spediteurs die Befugniß zu Frachtschließungen ertheilt, und verordnet, daß Deputirte von der Elbingschen sowohl, als von der abschlägig beschiedenen Königsbergschen Kaufmannschaft, in einer Konferenz, über die Modalitäten rathschlagen sollten, gemäß welchen jene Befugniß, am unschädlichsten für Königsberg und am vortheilhaftesten für Elbing, ausgeübt werden könnte, um nach Maaßgabe dieser Rathschläge das über diese Sache zu gebende Gesetz abfassen zu können. Das Konferenzprotokoll und die Erklärung der Elbingschen Kaufmannschaft über dasselbe,

sind die einzigen Aktenstücke, welche bey Abfassung des folgenden Aufsatzes zur Hand gelegen haben.)

Der Hauptpunkt der Streitfrage, auf welchen alle Verhandlungen gerichtet sind, bestehet darin, daß ausgemacht werde: „wiefern es dem beiderseitigen Interesse, dem gleichen Rechte und der natürlichen Freiheit der Städte Königsberg und Elbing in Ansehung ihres respektiven Handels, gemäß sey, daß die Befugniß zu Frachtschließungen über die im Pillauer Gemeinhafen einkommenden Schiffe, entweder, wie bisher, auf die beiden Handelsstädte eingeschränkt bleibe; als welches Königsberg wünschet: oder außer ihnen, auch noch den in gedachtem Hafen wohnenden Spediteurs ertheilet werde; als welches Elbing verlangt."

Königsberg gehe von dem Grundsatze aus, der Frachthandel sey ein Börsengeschäfte, und behauptet, die zufolge dem Grundsatze bisher bestandene Einrichtung, nach welcher sämmtliche Frachtschließungen über die im Pillauer Gemeinhafen einlaufenden Schiffe durchaus in den beiden Handelsstädten selbst geschehen mußten, sey dem

beiderseitigen Interesse, dem gleichen Rechte und der natürlichen Freiheit dieser Städte so genau angemessen, daß eine jede Maaßregel, welche von dem gedachten Grundsatze abweicht, unvermeidlicher Weise für den einen oder andern Ort Schaden und Unrecht nach sich ziehen müsse. Und dieß läßt sich aufs kläreste beweisen.

Der angeführte Grundsatz nehmlich hat die natürliche Folge, daß alle in Pillau ankommende Schiffer, der Frachtgeschäfte wegen, verbunden sind, entweder nach Königsberg oder nach Elbing, es sey nun mit ihren Schiffen oder ohne dieselbe für ihre Person, hinauf zu gehen. Aus dieser Einrichtung nun entspringt für beide Städte,

I. in Absicht auf das Handlungsinteresse, der doppelte überaus wichtige Vortheil, einmal, daß, bei offener Börse, unter freier Konkurrenz der Schiffer auf der einen, und der Kaufleute auf der andern Seite, die Frachtpreiße zu dem natürlichen und billigen Standpunkte herabgebracht werden, welcher der jedesmaligen Lage der Handlungsumstände gemäß ist; und dann, daß die Kaufmannschaft die Bequemlichkeit hat, ihre Frachtgeschäfte theils unter ihren Au-

gen beſorgen zu laſſen, theils ſelbſt unmittelbar betreiben zu können.

Nächſtdem findet bei dieſer Einrichtung auch

II. eine völlige Rechtsgleichheit zwiſchen Königsberg und Elbing Statt. Denn ſo fern beide Städte nach einerlei Regel die Frachtſchließungen als Börſengeſchäfte treiben, behalten ſie übrigens, in Abſicht auf die in dem Pillauer Gemeinhafen einlaufenden Schiffe, gegen einander einerlei und eben daſſelbe Verhältniß; ſo daß, indem ſämmtliche Schiffskapitaine vom Hafen aus, nach Königsberg oder nach Elbing, wohin es ihnen gebühren oder belieben mag, theils mit ihren Schiffen, theils ohne dieſelbe für ihre Perſon, frei und ungeſtört hinaufgehen können, jede der beiden Städte die völlig gleiche Befugniß hat, dieſe Schiffskapitaine durch alle Vortheile, welche ſie ihnen anbieten kann, zu ſich einzuladen, und bei ſich zu Frachtſchließungen zu vermögen. Und wie, bei dieſer Lage der Sachen, in Abſicht auf das Recht, alles wechſelſeitig und gleichmäßig unter den beiden Städten gilt, ohne irgend einen Vorzug, oder irgend eine Einſchränkung auf Seiten der einen oder der andern; ſo

bleiben sie auch beide zugleich in dem wechselseitigen und gleichmäßigen Besitze ihrer

III. natürlichen Freiheit, dergestalt, daß, was die Frachtschließungen betrifft, eine jede ungestört und unabhängig von der andern, ihre Vortheile benutzen darf, wie sie kann; und daß, wenn eine dieser Städte etwa durch zufälliges Handlungsglück in den Stand käme, viel höhere Frachtpreiße zu geben, und dadurch fast alle Schiffer an sich zu ziehen, die andere dieß eben so wenig hindern darf oder kann, als wenn eine derselben etwa durch ihre bequemere Lage das Glück hätte, von mehreren Schiffern, um der Frachtgeschäfte willen, besucht zu werden.

Die Richtigkeit der eben erklärten Folgen von dem gedachten Grundsatze ist so faßlich und einleuchtend, daß Elbing selbst sich nicht entbrechen kann, sie zum Theil ausdrücklich einzugestehen. Desto mehr ist es zu verwundern, daß die Kaufmannschaft jenes Ortes, um dem angeblichen Uebel, worüber sie sich in Ansehung der Frachtgeschäfte beklaget, abzuhelfen, lieber den Grundsatz selbst mit allen seinen Folgen umstoßen, als irgend welche andere Maaßregeln, die mit demselben zusammen beste-

insonderheit was die Frachtschließungen in Königsberg betrifft, könnte Elbing, wenn es hier keine unverdächtige Kommissionäre finden zu können glaubt, selbst welche aus ihrem Mittel ersehen und hier zur Stelle ansetzen, um durch diese dergleichen Geschäfte besorgen zu lassen.

Aber nicht genug, daß die Kaufleute von Elbing alle solche Maaßregeln verwerfen; sie nehmen sogar eben daher den Hauptgrund zu ihren sonderbaren Beschwerden. Sie klagen, sie könnten nicht hinlängliche Schiffsräumte bekommen, weil ihr Fahrwasser nur ganz kleine Schiffe trage; als ob dasselbe darum auch nur Kapitaine von solchen kleinen Schiffen tragen könnte, und als ob nicht die Kapitaine größerer Schiffe, mit Zurücklassung derselben, für ihre Person eben so gut von Pillau nach Elbing hinauf gehen könnten, wie sie in einem ähnlichen Falle von Pillau nach Königsberg hinauf gehen: denn immer müßte es doch besser seyn, wenn nun einmal durch keine Modalitäten in der Welt größere Schiffe nach Elbing hinauf gesteuert werden können, wenigstens die Kapitaine derselben dorthin auf die Börse zu ziehen, als beides, Kapitain und

Schiffe, den Pillauer Spediteurs zu überlassen.

Sie klagen ferner, sie müßten in Königsberg, allwo sie genöthigt wären, Schiffsräumte zu suchen, den hiesigen Befrachtern nachstehen, höhere Frachtpreiße bezahlen, und in Ansehung der verlangten Schiffsräumte oftmals ungewiß bleiben oder leer ausgehen; „welches alles keines Beweises der Wahrscheinlichkeit bedürfe, weil es auch in Königsberg eigennützige Leute gebe.“ Freilich; aber eben diese eigennützigen Leute werden ja desto begieriger die Provision zu verdienen, und also auch desto sorgfältiger die Kommission zu bestellen suchen: (wobei es sich gleichwohl treffen kann, daß sie die erhaltenen Aufträge, nach der ihnen vorgeschriebenen etwa eingeschränkten Ordre, unter der freien Konkurrenz, welche hier in Ansehung des Frachthandels auf der Börse Statt findet, nicht ausrichten können:) und die eben so eigennützigen Schiffer, da sie die Freiheit haben, zu bedienen, wen sie wollen, werden ja nicht geringe Frachtpreiße von Königsbergern nehmen, wenn sie höhere von Elbingern bekommen können. Es scheint würklich, als ob Elbing bei dieser Klage auf eine dunkle Art den Satz an-

nehme, daß ein Königsberger andern Königsbergern, oder überhaupt ein Kaufmann, der in einer Stadt wohnt, andern Kaufleuten, die in eben der Stadt wohnen, zu Gefallen, sein eigenes Interesse in Handlungsgeschäften verwahrlosen werde. Wenn das wäre, so müßte freilich aller Kommissionshandel in der Welt aufhören. Aber der ist fest genug auf die natürliche Denkungsart der Menschen gegründet. Königsberg läßt in London durch Londner auf Auktionen der ostindischen Kompagnie Waaren erstehen, in Amsterdam durch Amsterdammer Frachten schließen, in Elbing durch Elbinger, wie sie in ihrer Erklärung sich selbst ausdrücklich berühmen, Güter zum Seehandel kaufen, und besorgt nicht, daß die Kommissionäre ihre Aufträge, darum weil selbige nicht von Mitbürgern kommen, hintansetzen, sondern rechnet darauf, daß sie sie, um ihres selbsteigenen Vortheils willen, gehörig ausrichten werden. Nach welchen verworrenen Vorstellungen fürchtet denn nun Elbing, daß es in Ansehung der Frachtgeschäfte, die es zu Königsberg kommissionsweise machen lassen möchte, auf eine widernatürliche, dem Geiste des Handels sowohl als der Lage der Um-

stände entgegenlaufende Weise werde bedienet werden. Doch auch von diesen Bedenklichkeiten kann es sich befreien, wenn es aus seinem eigenen Mittel unverdächtige Leute als Kommissionäre hier zur Stelle halten, und seine Frachtgeschäfte durch diese besorgen lassen wollte; denen denn doch auf alle Fälle immer besser, als den Spediteurs in Pillau, zu trauen seyn müßte.

Wenn aber endlich Elbing überhaupt das Verhältniß zwischen sich und Königsberg in Absicht auf Frachtschließungen, eine unrechtmäßige Dependenz, und den Frachthandel allhier ausdrücklich ein Monopol nennt, so sucht es, durch einen ungeziemenden oder unüberlegten Mißbrauch von Worten, eine gerechte und klare Sache verwirrt und verhaßt zu machen. Denn soll das Verhältniß zwischen Königsberg und Elbing, so fern der letztere Ort es bisweilen seinem Vortheile gemäß findet, in dem ersteren Frachtgeschäfte besorgen zu lassen, eine unrechtmäßige Dependenz heißen, so wird man sagen müssen, Elbing und Königsberg stehen gegen Danzig und Riga, oder gegen Amsterdam und London, ebenfalls in einer unrechtmäßigen Dependenz, so fern sie es ebenfalls ihrem Vor-

theile gemäß finden, in diesen fremden Plätzen Handelsgeschäfte für sich verrichten zu lassen. In der That ist das ersiedachte Verhältniß nicht im mindesten von denjenigen verschieden, welches allgemein zwischen Handelsstädten, so fern sie, nach Maaßgabe ihres wechselseitigen Interesses, mit einander beliebige Geschäfte machen, Statt findet. Aber vollends einen ganz freien Handel mit Frachten, wie mit Waaren, auf offener Börse, unter uneingeschränkter Konkurrenz von Frachtgebern auf der einen, und Frachtnehmern auf der andern Seite, ein Monopol zu nennen, ist gar zu unerhört; und es läßt sich würklich kein anderer Grund denken, warum die Elbingsche Kaufmannschaft einem solchen Handel einen solchen Namen giebt, als etwa eben weil derselbe gerade auf der Börse von Königsberg, oder eben weil er gerade unter so uneingeschränkter Konkurrenz geschiehet; welches man um so mehr argwohnen muß, da sie eben diesen Handel lieber den Händen der fünf Spediteurs in dem entlegenen Städtchen Pillau zugewandt wissen wollen.

Dieß ist nun die eigentliche Beschaffenheit der Klagen, die Elbing geführt, und

der Gründe, die es vorgebracht hat, um eine Neuerung durchzusetzen, durch welche die, dem oben erklärten Grundsatze gemäß, bis jetzt bestandene natürliche, ordentliche und heilsame Einrichtung dergestalt verändert wird, daß auf die Zukunft, zumal für Zeiten des dringendsten Bedürfnisses, eben wann eine gute und feste Einrichtung am nothwendigsten ist, von allen Seiten Unordnung und Verwirrung, Schaden und Unrecht entstehen muß.

Elbing nehmlich, um, wie es vorgiebt, auf eine wohlfeilere und bequemere Art, die zu seinem Seehandel erforderlichen Schiffsräumte bekommen zu können, verlangt, daß der Frachthandel über die im Pillauer Gemeinhafen einkommenden Schiffe nicht mehr, wie bisher, ausschließlich ein Börsengeschäfte der beiden Handelsstädte, Königsberg und Elbing, seyn, sondern auch den Spediteurs in Pillau frei stehen soll; und weiß zur Rechtfertigung dieses Verlangens weiter nichts, als die bereits durchgegangenen ganz unstatthaften Beschwerden anzuführen, und dann sich unaufhörlich auf seine natürliche Freiheit zu berufen. Es ist hier genau eben derselbe Fall, als wenn zwei Märkte alle ihre Zu-

fuhr durch Ein Thor erhielten, und nun die an dem einen, etwas weiter entlegenen und minder zugänglichen, Markte wohnenden Kaufleute, wegen dieser Beschaffenheit ihres Marktes, darauf bestünden, Verkäufer am Thore zu halten, und sich deshalb unabläßig auf ihre natürliche Freiheit beriefen, mit der Erklärung an die Kaufleute des andern Marktes, sich nach Belieben gleichfalls eben derselben Personen zum Verkauf bedienen zu können, mittlerweile daß diese Personen, aus unveränderlichen Ursachen, ungleich mehr dem einen Markte als dem andern zugethan wären, und nicht anders, als auf Kosten der beiderseitigen Kaufmannschaft sowohl, als des Publici, ihren Verkauf treiben könnten. In der That, wenn Elbing verlangt, daß die Pillauer Spediteurs, welche am Gemeinhafen wie am Thore stehen, mit den daselbst einkommenden Schiffern, welche sonst nach den Börsen von Elbing und Königsberg, als nach Märkten, hinauf gehen würden, Frachten zu schließen befugt seyn sollen; so kann es damit, nach der Natur der Sache, nichts anders verlangen, als die ungerechte und gemeinschädliche Erlaubniß, in Ansehung des Frachtenhandels, einen

eigentlichen Vorkauf durch diese Spediteurs treiben zu können. Daß nun diese Spediteurs, als solche Vorkäufer,

I. ein weit größeres Interesse haben, den Elbingern zu dienen, als den Königsbergern, ist aus folgender Ursache offenbar. Ihr Gewerbe, als Spediteurs, bestehet darin, daß sie, in Ansehung solcher Schiffe, welche, der Größe wegen, nach den beiden Handelsstädten nicht aufkommen können, sondern in Pillau bleiben müssen, und welchen folglich durch Bordinge, sowohl die etwa mitgebrachte Ladung abgenommen, als auch die zu gebende Ladung zugeführt werden muß, dieses Transportgeschäfte gegen eine gewisse Provision besorgen. Da nun die beiden Handelsstädte an ungleich tiefen Flüssen liegen, und also auch ungleich große Schiffe bei sich aufnehmen können, so müssen die Spediteurs, deren Wunsch es wäre, daß, wo möglich, gar kein Schiff zu den Handelsstädten aufginge, nach ihrem Interesse, natürlicher Weise auch wünschen, daß ein jedes Schiff, was zwar wohl nach Königsberg, aber, wegen des seichteren Fahrwassers, nicht nach Elbing aufkommen kann, für den letztern Ort Ladung bringen und von demselben Ladung

erhalten

erhalten möchte; weil sie in diesem Falle das Speditionsgeschäfte zu verrichten bekämen, welches sie im ersten Falle, wenn das Schiff nach Königsberg ginge, verlöhren. Woraus sich leicht abnehmen läßt, welche Partheilichkeit sie beweisen würden, wenn sie die Befugniß, zur Stelle in Pillau Frachten zu schließen, oder, wie man eigentlich sagen muß, Vorkauf in Ansehung des Frachthandels der Städte Königsberg und Elbing zu treiben, erlangen sollten. Daß sie aber auch

II. diesen Vorkauf nicht anders, als auf Kosten der beiderseitigen Handelsstädte und des Publici würden ausüben können, ist eben so leicht einzusehen. Denn da, nach der bisherigen Einrichtung, alle Schiffer, der Rückfracht wegen, von Pillau aus, mit oder ohne Schiff, nach Königsberg oder nach Elbing hinaufgehen müssen, so ist klar, daß die Schiffer, mit welchen die Spediteurs in Pillau Frachten schließen sollen, keine andern seyn können, als solche, die sonst entweder nach Königsberg oder nach Elbing gegangen seyn würden. Nun können die Elbinger doch nicht anders als wünschen, daß die Schiffer, welche sonst zu ihnen gekommen wären, auch ferner

würklich zu ihnen kommen mögen; sie müssen also verlangen, daß nur solche Schiffer, welche sonst nach Königsberg gehen würden, von den Spediteurs zu Frachtschließungen beredet werden mögen: wodurch freilich Königsberg Schaden leiden, und gleichwohl auch Elbing kaum einigen Vortheil gewinnen würde. Denn, wenn diese Schiffer sich nach Königsberg auf die Börse begeben hätten, so würden sie, durch ihre Konkurrenz beigetragen haben, den Kours der Frachtpreiße, auch den Elbingern zum Besten, auf den billigsten Fuß herunter zu bringen; mittlerweile daß sie von den Spediteurs in Pillau höhere Preiße bekommen müßten, eben deswegen weil sie von dem Versuche einer Bewerbung auf der Königsberger Börse abgehalten wären *). Falls aber einmal vollends dringende Bedürfnisse nach Schiffsräumten in den beiden Handelsstädten entstänben, so würde es

*) Angenommen zu Schiffer in Königsberg, und eben so viel in Pillau; so ist klar, daß die zu Pillau darauf bedacht würden, die Frachtpreiße daselbst zu bekommen, welche alsdann in Königsberg wären; statt daß, wenn sie nach Königsberg hinauf gingen, sie eben dadurch, daß sie nun mit den andern zu in Königsberg konkurrirten, den Kours der Frachtpreiße senken würden.

nicht zu ändern seyn, daß nicht die Spediteurs auf alle Weise sich bemühten, die im Gemeinhafen ankommenden Schiffe, der Rückfracht halber, so viel möglich, auf der Stelle gleichsam in Beschlag zu nehmen, und mit gutem Willen der Schiffer, die allemal dabei gewönnen, und vielleicht mit Einverständniß unredlicher Kaufleute selbst, die nur, auf das gegenwärtige Bedürfniß dächten, für den Meistbietenden, er sey Königsberger oder Elbinger, gleichsam zum Ausruf bereit zu halten. Und dann müßten die Frachtpreiße, die sonst durch die freie Konkurrenz auf den Börsen, auch zu den dringendsten Zeiten, doch immer in natürlichen Grenzen gehalten werden, in den Händen der fünf Spediteurs, die, als Vorkäufer, jeder für sich, kein anderes Interesse hätten, als so viel Frachten, wie möglich, zu schließen, und die deshalb in ihren Anträgen gegen die Schiffer sich wetteifernd einander überbieten möchten, ganz unnatürlich und außerordentlich hoch gesteigert werden; auf Kosten und zum Schaden nicht nur der Elbingschen und Königsbergschen Kaufmannschaft, sondern auch, so weit der Seehandel Einfluß hat, des gesammten hiesigen Publici.

In Abſicht auf die eben erklärten zwei Hauptpunkte macht Elbing Ausreden; und zwar verſichert es, was den erſten, nehmlich die Partheilichkeit der Spediteurs betrifft, daß ſie wohl weit eher partheiiſch für die Königsbergſchen Kaufleute ſeyn müßten, weil ſie ſogar von einigen derſelben ordentliche Jahrgehalte zögen. Nun iſt es wahr, einige der hieſigen alten Handlungshäuſer geben von langen Zeiten her einem der Spediteurs jährlich ein Gewiſſes, um dafür vom Hafen aus allerlei Nachrichten, Handelsſachen betreffend, früher und regelmäßiger als gewöhnlich zu bekommen; welches indeſſen die andern hieſigen Kaufleute, obwohl ſie es, wie jedermann überhaupt, nach der natürlichen Freiheit, auch thun könnten, dennoch nicht thun. Wie wenig dieß aber eine Partheilichkeit zwiſchen den Spediteurs und uns bewirken könne, iſt daraus klar, daß wir uns eben jetzt ſo viele Mühe geben, ſie in Abſicht auf den vorwaltenden neuen Plan, nach welchem ihnen die Befugniß zu Frachtſchließungen ertheilt werden ſoll, in ihrem wahren, allerdings für ſie nicht erfreulichen Lichte darzuſtellen; mittlerweile daß Elbing die Ausführung dieſes Planes, der ſo ganz

nach einer Versorgungsanstalt für die Spediteurs aussieht, daß man glauben möchte, sie hätten ihn selbst ursprünglich angegeben, mit so vielem Eifer betreibt, als sie nur immer selbst dabei beweisen könnten.

Was ferner den zweiten Punkt betrifft, so macht Elbing die Bemerkung, daß die Frachtschließungen doch immerhin, der Regel nach, in den beiden Handelsstädten geschehen werden, und daß der neue Plan nur darauf angelegt sey, im Fall eines Mangels an Schiffsräumten in den Handelsstädten, zur Stelle daselbst, allwo sie vorhanden seyn möchten, nehmlich im Gemeinhafen, durch die Spediteurs Frachtschließungen machen lassen zu können: welches, um uns des oben angebrachten Gleichnisses zu bedienen, mit andern Worten eben so viel heißt, als, es soll zwar der Regel nach der Handel allein auf den beiden Märkten geschehen; im Fall sich aber auf selbigen nicht Zufuhr genug einfände, soll es erlaubt seyn, an dem Einen Thore, durch welches die beiden Märkte alles erhalten, Vorkäufer zu brauchen. In der That ist es unbegreiflich, wie Elbing die Richtigkeit und Heilsamkeit der Regel ausdrücklich eingestehen, und gleichwohl die

Erlaubniß zu einer Ausnahme verlangen kann, die, erstens, so unbestimmt ist, daß dabei die Regel so gut wie gar nichts gilt; und die, zweitens, eben in dem Falle, in welchem sie verlangtermaaßen Statt haben soll, den Schaden und Unfug, welchen sie immer nach sich zieht, aufs äußerste vervielfältigen und vergrößern muß.

Denn freilich zu Zeiten, wann, wie in dem jetzigen Frühjahre, bei wenigem Seehandel, die Nachfrage nach Schiffsräumten in den beiden Handelsstädten geringe, und der Vorrath von Schiffen, bei ihnen selbst sowohl als auch im Gemeinhafen, groß ist, kann der Frachtenvorkauf den Spediteurs in Pillau nicht viel nützen, und den Kaufleuten in Königsberg und Elbing nicht viel schaden; obgleich derselbe auch dann seine Abzweckung auf Unrecht behält. Aber gerade zu andern Zeiten, wann das Glück den beiden Handelsstädten starke Ausfuhrgeschäfte zuwendet, und wann, bei einem unzulänglichen Vorrathe, oder gar bei einem recht drückenden Mangel an Schiffsräumten, eine lebhafte Nachfrage, oder gar eine überaus wetteifernde Bewerbung entsteht; gerade in diesen Zeiten, auf welche Elbing seinen Plan in Ansehung

des Frachtenverkaufs ausdrücklich angelegt zu haben erklärt, müssen die daraus nothwendiger Weise erfolgenden Verwirrungen und Nachtheile für den gesammten Seehandel der beiden Städte gefährlich, vollends aber insonderheit für Königsberg höchst verderblich ausfallen, welches letztere wir nicht umhin können, hier noch einmal aufs faßlichste aus einander zu setzen.

Die Spediteurs nehmlich, welche das dem gesammten Handel ganz entgegengesetzte Interesse haben, wo möglich, alle in Pillau ankommende Schiffe von der Hinauffahrt nach den beiden Städten abzuhalten, werden eben an der Befugniß zu Frachtschließungen das wirksamste Mittel in Händen haben, ihre Absichten nach Wunsch auszuführen. Sie werden also, wann solche für sie besonders günstige Zeitläufte, als zuletzt erwähnt worden, eintreten, sämmtliche im Gemeinhafen ankommende Schiffer auf alle Weise zum Dableiben zu vermögen suchen; um sowohl durch Frachtschließungen, die sie mit ihnen machen könnten, die Courtage, als auch durch die Speditionsgeschäfte, welche sodann Statt haben müßten, die Provision zu verdienen: zu welchen Absichten

die Schiffer, wenn ihnen Anerbietungen von größern Vortheilen, als sonst, geschähen, sich gar gern bequemen würden. Da nun, wenn man von der gesammten Zahl aller in Pillau einlaufenden Schiffe einerseits diejenigen abzieht, welche, wegen ihrer Kleinheit, sowohl nach Elbing als nach Königsberg aufgehen können; und andererseits diejenigen, welche, wegen ihrer Größe, weder nach der einen noch nach der andern Stadt aufkommen können; gerade die meisten von der Beschaffenheit übrig bleiben, daß sie zwar wohl nach Königsberg, aber, wegen des seichteren Fahrwassers, nicht nach Elbing hinaufgehen könnten: so werden es diese vornehmlich seyn, welche die Spediteurs zu Frachtschließungen für Elbing an sich zu halten suchen werden, um in Absicht auf selbige sowohl Courtage als Provision zu gewinnen, welches beides sie verlöhren, wenn diese Schiffe nach Königsberg gingen. Aber das ist noch nicht genug; sondern nun würde, bei dem alsdann natürlicher Weise in Königsberg entstehenden Mangel an Schiffen, der Kaufmann dieser Stadt bald genöthigt seyn, sich selbst wegen seiner Frachtgeschäfte an eben diese Spediteurs zu wenden, und auf solche

Art, zur Beförderung seines eigenen offenbaren Verlustes und Schadens gleichsam selber Handreichung zu thun. Und sonach hätten denn nun vollends die Spediteurs freie Macht, einmüthig mit den Schiffern, nach ihrem gemeinschaftlichen Interesse, auf Kosten der beiderseitigen Kaufmannschaft, am meisten aber der Königsbergschen, mit den Frachten zu wuchern und zu schalten; so daß der sonst auf offener Börse freigetriebene Frachthandel dann, in den Händen der fünf Vorkäufer, zu einem würklichen Monopol ausschlagen würde, welches freilich, mit den Zeiten der Noth an Schiffsräumten, wieder vorübergienge, aber in eben den Zeiten auch desto drückender für die Kaufmannschaft, und desto verderblicher für den Seehandel ausfiele.

Daß die Spediteurs dieß alles versuchen werden, ist ganz natürlich; daß es ihnen aber auch alles, nach Maaßgabe der Umstände, mehr oder weniger gelingen werde, ist darum unzweifelhaft, weil ihr Interesse mit dem Interesse der Schiffer, auf welche es hiebei lediglich ankommt, genau übereinstimmt; und weil sie ohnfehlbar allerlei Anschläge und Maaßregeln erdenken werden, um sich die Ausführung ihrer Absich-

ten zu erleichtern: zu welchem Behuf ihnen die genaue Bekanntschaft, welche sie mit den Schiffern durch den vielfältigen Umgang im Hafen, und die tiefe Kenntniß, welche sie von den Kommerzgeschäften und Korrespondenzen der beiden Handelsstädte durch die Speditionen haben, vortrefflich zu Statten kommen muß. Es hält nicht schwer, diese Anschläge und Maaßregeln zum Theil vorauszusehen. Da nehmlich sämmtliche im Pillauer Hafen ankommende Schiffer entweder mit Ballast, blos um der Rückfracht willen, ankommen, und dann theils Adresse haben, theils keine haben; oder Ladung für die beiden Handelsstädte bringen, und dann theils solche, die denselben noch nicht gehört, theils solche, die ihnen bereits gehört: so werden die Spediteurs in Ansehung dieser vier Klassen von Schiffern, was die zwei ersteren betrifft, es füglich bewerkstelligen, daß sie nicht nur die etwa mitgebrachten Adressen unterdrücken, sondern auch künftighin an sie selbst Adressen mitbringen; und sonach auf jeden Fall in Pillau zu bleiben sich einrichten. Und was die zwei letztern betrifft, so werden sie diejenigen Schiffer, welche noch unverkaufte Ladung

bringen, und namentlich die schwedischen und dänischen sogenannten Kargadors, durch Versprechungen guter Kaufpreiße und vortheilhafter Rückfracht leicht vermögen, die Ladung an sie selbst zu verkaufen: um so mehr, da sie, zu dem Behufe, von unredlichen Königsbergern und Elbingern mit Aufträgen und Vorschüssen genug versehen, und vielleicht gar durch Bitten und Belohnungen zum voraus dazu ermuntert werden würden: so daß sie demnach, in diesem Falle, würklich auch sogar einen Vorkauf im Waarenhandel kommissionsweise zu treiben bekämen. Hingegen diejenigen Schiffer, welche aus fremden Ländern verschriebene Ladung für die hiesigen Kaufleute bringen, werden sie dazu bereden, daß sie künftig, bei Uebernahme solcher Ladung, in den darüber zu zeichnenden Konnossementen, die Bedingung einsetzen, die Güter nur bis Pillau zu liefern; um in Ansehung der Auffahrt nach Königsberg freie Hand zu behalten. Würklich haben wir nur dieser Tagen ein von einem Königsbergschen Schiffer über einen Ballen Waaren für ein hiesiges Handlungshaus im März zu London gezeichnetes Konnossement gesehen, worin derselbe wörtlich die Bedingung einge-

schrieben hatte: „die Güter zu liefern, so weit die Tiefe des Wassers erlaubet:" das heißt, nach Belieben in Pillau bleiben zu können, falls etwa die Spediteurs vortheilhafte Anträge zu Frachtschließungen thäten, und nur, falls das nicht geschähe, nach Königsberg hinauf zu gehn. Wenn nun aber, wie nicht zu zweifeln ist, dieser Gebrauch allgemein wird, und folglich, nach Maaßgabe der Zeitläufte, solche Schiffer mit den Gütern würklich in Pillau bleiben, und den Kaufmann, dem sie gehören, und dem sie sonst bis an das hiesige Licent gebracht wurden, in die Nothwendigkeit setzen, daß er sie auf seine Kosten durch Bordinge von Pillau abholen muß: so ist das doch würklich für ihn so gut wie ein neuer und recht schwerer Impost, welcher gleichwohl niemanden anders als blos den Spediteurs und Schiffern zu gute kommt. Und so zeigt es sich, daß die von Seiten Elbings vorgeschlagene Neuerung nicht allein für den Ausfuhrhandel, sondern auch sogar für den Einfuhrhandel selbst lauter Schaden und Unrecht nach sich ziehet.

Elbing weiß gegen dieß alles weiter nichts zu sagen, als daß die Schiffer mit ihren Schiffen doch wohl nach Königsberg,

wie ehemals, aufgehen werden, weil sie ja sonst die Gelegenheit sich Provision einzukaufen, und den Vortheil, die Bordingsfracht zu verdienen, verlöhren. Aber die Schiffsprovision können sie durch das Pillauer Viktualienbot, welches beständig nach Königsberg auf- und abgeht, sich ganz bequem verschaffen, ohne deshalb mit ihren Schiffen sich hieher bemühen zu dürfen: und was die Bordingsfracht anlangt, so findet in Ansehung derselben, nach der hiesigen Handlungsusance, eine solche Einrichtung Statt, daß die Schiffer eben darum lieber in Pillau bleiben, und, wo möglich, von Elbing aus befrachtet zu werden wünschen müssen. Nehmlich alle Schiffe, nur die nach Holland bestimmten ausgenommen, wenn über sie Frachtschließungen in Königsberg geschehen, sind verbunden, nicht nur ganz umsonst die Ladung von hier nach Pillau zu führen, sondern auch sogar, wenn dieselbe zum Theil in einem Bordinge neben ihnen, oder gänzlich durch Bordinge zu ihnen, nach Pillau geführt wird, ein Drittheil dieser Bordingsfracht zu bezahlen. Und die nach Holland bestimmten bekommen zwar, für den Transport der Ladung von hier bis

Pillau, p. Last drei Gulden, wobei es ihnen überlassen bleibt, dieselbe entweder hier einzunehmen, oder sich zum Theil oder ganz nach Pillau zuführen zu lassen; doch so, daß sie im letztern Falle, mit den drei Gulden p. Last, womit sie oft nicht auskommen, das ganze Bordingsgeschäfte selber richtig machen müssen: dagegen aber haben diese Schiffe wieder den Nachtheil, daß sie statt der Matten, die den andern in Natur gegeben werden, die unzulänglichen 18 Gr. p. Last Mattengelder, und zur Bezahlung des Sundzolls, der den andern Schiffen in voller Summe gegeben wird, nur so viele preußische Thaler bekommen, als sie würklich Albertsthaler bezahlen müssen. Aus welchem allem deutlich erhellt, daß gar kein, oder nur das geringste Uebergewicht in den Frachtpreißen, welche die Spediteurs anbieten, nöthig ist, um sämmtliche Schiffer zu bewegen, daß sie in Pillau bleiben; zumal da sie dann auch noch der beschwerlichen Fahrt vom Pregel aus durch das Haff überhoben, und gleich am Eingange der See, jeden guten Wind unverzüglich zur Ausfahrt zu benutzen im Stande sind. Aber nicht minder ist auch eben daraus offenbar

zu ersehen, daß die Schiffer auf der Station von Pillau ungleich lieber für Elbing Frachtschließungen zu machen wünschen müssen, als für Königsberg, weil sie im letztern Falle, nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung so mancherlei Unkosten und Beschwerden haben, da sie hingegen, im ersteren Falle, insgesammt ohne Unterschied jedesmal die Ladung, von Elbing nach Pillau völlig frei an Bord, und die Matten in Natur, und den Sundzoll in voller Summe erhalten. Dieser Gebrauch auf Seiten der Stadt Elbing, sammt der oben erwiesenen Partheilichkeit der Pillauer Spediteurs für dieselbe, sind gewiß an sich schon hinreichend, den Vortheil, welchen Königsberg vor derselben, in Ansehung des Handels, durch seinen tieferen Pregel und seine bequemere Lage von Natur voraus hat, mehr als aufzuwiegen; so daß, wenn nun auch noch gar, dem neuen Entwurfe zufolge, die gesammten Frachtgeschäfte für gewisse Zeitläufte nach Pillau verlegt und den dortigen Spediteurs Preiß gegeben werden sollten, Königsberg augenscheinlich allen Vortheil, den es der Natur verdankt, ohne Ersatz verlichten, und gegen Elbing

in die auffallendste Ungleichheit zurück sinken müßte.

In der That, wenn man alles bisher Erklarte zusammen faßt und genau erwägt, kann man nicht wohl zweifelhaft bleiben, daß nicht, nach dem Elbingschen Plane, Königsberg auf eine unerhörte Art, gerade für die interessantesten Zeiten, seiner Schiffahrt auf dem Pregel zum Ein- und Ausfuhrhandel beraubt, in den wichtigen Frachtschließungen von den Pillauer Spediteurs abhängig, in den Frachtpreißen übersetzt, in seinen Geschäften gestört, und in der Handlung überhaupt mit mannigfaltigem Unfug und Schaden bedrückt werden würde; und das alles nicht nur ohne einen dauerhaften Nutzen, sondern, um und um genommen, sogar zu einem ähnlichen Nachtheil für Elbing. Würklich hat die Elbingsche Kaufmannschaft dieß gewissermaaßen selbst erkannt, indem sie ausdrücklich erklärt, daß den bei ihrem Plane möglichen Mißbräuchen durch gewisse Modalitäten abgeholfen werden soll. Aber keine Modalitäten in der Welt sind hinreichend, den Mangel einer ordentlichen, nach einem festen Grundsatze eingerichteten, Verfassung zu ersetzen, oder den aus einem solchen

Mangel

Mangel natürlicher Weise entspringenden Mißbräuchen abzuhelfen. Und eben davon geben alle in der gegenwärtigen Sache vorgeschlagene Modalitäten einen neuen Beweis ab; als welche freilich so gut ausgedacht sind, wie man sie nur immer ausdenken kann, von welchen sich aber der Reihe nach zeigen läßt, daß keine einzige zum Ziele trifft. Denn wenn es heißt, der zum Frachthandel befugte Spediteur soll nicht anders als nach erhaltener Ordre, mit den Schiffern wegen Frachten Abrede nehmen oder Kontrakte schließen; so ist leicht abzusehen, daß er sich, auf alle Fälle, zum voraus würkliche oder falsche Ordres, in welchen die Qualität der Ladungen allgemein durch **Stückgut** und **Schüttgut** angegeben seyn kann, wird zu verschaffen wissen; um sonach Schiffsräumte vorkaufsmäßig besprechen, und darauf diesem oder jenem Kaufmann anbieten zu können. Eben so wenn es ferner heißt, er soll von den Kaufleuten keine Douceurs nehmen, den Schiffern keine Douceurs geben, die Frachtpreiße nicht steigern; soll keine mit Adressen ankommende, oder nach den beiden Handelsstädten bestimmte Schiffer im Hafen zu Frachtschließungen verfüh-

ren; und soll den mit unverkaufter Ladung ankommenden Kargadors dieselbe kommissionsweise nicht abkaufen: so ist klar, daß, da in allen diesen Fällen, zwischen den Spediteurs und den Schiffern, oder den Spediteurs und den unredlichen Kaufleuten, ein gemeinschaftliches Interesse obwaltet, keiner den andern ausgeben, und also auch kein Hülfsmittel dagegen Statt finden oder etwas verschlagen wird. Zwar sagt Elbing, das Pillausche Seegericht werde allen diesen Mißbräuchen vorbeugen können: aber unter den Augen eben dieses Seegerichts haben ja öffentlich die Spediteurs gegen ihren Eid und wider alle Gesetze sogar eigenen Handel über Land und See zu treiben gewußt; wie aus Akten, die darüber verhandelt worden, förmlich konstiret: um wie viel leichter werden sie also im Betriebe der Frachtsachen, wo alles nach so übereinstimmendem Interesse der darum mitwissenden Personen zugehet, daß ein Dritter nichts davon erfahren kann, alles nach ihren Absichten bewerkstelligen können. Doch, es mögen auch wohl würklich die Elbingschen Kaufleute nicht im Ernste darauf rechnen, daß die vorgeschlagenen Modalitäten strenge werden befolgt

werden; und gegen die vielen unverständlichen Vorwürfe, welche sie uns über Bedrückung und Einschränkung, Neid und Mißgunst machen, wird es uns erlaubt seyn, den wohlgegründeten Verdacht zu äußern, daß sie auch nicht einmal wollen können, daß den Modalitäten ganz genau nachgelebt werde; weil nehmlich in dem Falle durchaus nicht abzusehen ist, was sie von der ganzen Neuerung hätten; mittlerweile daß sich allerdings mannigfaltige Vortheile aus der Uebertretung der in den Modalitäten enthaltenen Verbote für sie im Einzelnen betrachtet voraussehen lassen.

Wir haben uns bemühet in dieser ganzen Vorstellung, alle Gründe aus der natürlichen Lage der Umstände, und aus der würklichen Beschaffenheit der Sachen selbst herzunehmen. Elbing, indem es sich nur immer auf seine natürliche Freiheit beruft, sucht durch Beispiele zu zeigen, daß in allen Handelsplätzen nichts gewöhnlicher und natürlicher sey, als in dem vorliegenden Hafen Frachten zu schließen. Sie sind insgesammt sehr übel gewählt diese Beispiele. Kopenhagen schließt Frachten im Sunde: wohl, aber wer wird den Sund, diese allgemeine Station aller nach und aus

der Ostsee gehenden Schiffe mit dem Pillauer Gatt vergleichen, oder für einen Hafen von Kopenhagen ansehen wollen, das selbst einen der schönsten Hafen in Europa hat. Rouen schließt Frachten in Havre de grace; gut, und Königsberg schließt Frachten in Amsterdam (nicht im Texel), in Lübeck (nicht in Travemünde): was folgt daraus? Daß eine Handelsstadt in der andern Frachten schließe; denn Havre de grace ist eine Handelsstadt, wie Elbing. Stettin endlich soll Frachten in Swinemünde schließen: es mag seyn; aber dafür hat ja auch Stettin, in Absicht auf seinen Eigenhafen Swinemünde, nicht eine solche Handelsstadt neben sich, als Elbing, in Absicht auf den Gemeinhafen Pillau, an Königsberg, neben sich hat. Ueberhaupt steht es dahin, ob sich der vorliegende Fall durch ein einziges treffendes Beispiel werde erläutern lassen. Aber es kommt auch auf Beispiele, die ohnedem keine Beweiskraft haben, in dieser wichtigen Streitsache nichts an, sondern es gilt blos um eine recht genaue Auseinandersetzung der Sache selbst, und um eine ganz richtige Darstellung aller Umstände, damit, nach Maaßgabe derselben, jenem gleich Ein-

gangs erwähnten dreifachen Erfordernisse, nehmlich dem beiderseitigen Handlungsinteresse, dem gleichen Rechte und der natürlichen Freiheit der beiden Städte gemäß, eine weise, gerechte und heilsame Entscheidung getroffen werden könne.

Und eben deswegen müssen wir uns wundern, wie Elbing ausdrücklich alle neue Argumente in dieser Sache von unserer Seite verbitten, oder gar hoffen kann, daß allerhöchsten Orts keine Rücksicht darauf werde genommen werden: als ob, wem es würklich um Wahrheit zu thun ist, nicht vielmehr neue Argumente willkommen seyn müßten; und als ob hier ein förmlicher Privatproceß, und nicht vielmehr eine wichtige Angelegenheit des allgemeinen Bestens im Werke wäre, die durch ein öffentliches Gesetz bestimmt werden soll. Hingegen wir unsererseits, voll Zutrauen zu dem Geiste der Ordnung, Billigkeit und Weisheit, welcher der preußischen Gesetzgebung eigen ist, versprechen uns vielmehr, daß unser gegenwärtiges Vorstellen, so fern es die Sache nur in ihrem wahren, wäre es auch noch so neuen Lichte zeigt, eben darum desto eher Eingang und Beifall finden werde; und fürchten so wenig etwannige neue Gegen-

gründe von der andern Seite, daß wir sie vielmehr auf alle Weise wünschten vorgebracht zu sehen. Denn wir haben zu unserer Beruhigung sogar den Trost, daß, wenn auch die Sache dießmal wider unsern Wunsch entschieden werden sollte, gleichwohl die Erfahrung selbst, in nicht langer Zeit, die Richtigkeit unserer Gründe bestätigen, und demnächst die Wiederherstellung der bisher bestandenen Einrichtung auch Elbingscher Seits wünschen lassen, und allgemein nothwendig machen werde.

II.

Ueber das Seesalz-Monopol.

Ueber das Seesalzmonopol.

Geschrieben im Jahr 1786. *)

Das Seesalzmonopol hemmt von den polnischen und russischen Produkten, die den Hauptgegenstand des hiesigen Handels aus-

*) Die Seehandlungs-Societät ward gestiftet auf 20 Jahre vom 1sten Januar 1773 an; sie erhielt 1776 eine Verlängerung auf 3 Jahre, dauerte also bis Ende 1795. Sie hat das Monopol mit ausländischem Salz in den preußischen Häfen der Ostsee. Seit 1782 ist auch die ehemalige den 3ten Oktober 1772 errichtete Seesalzhandlungs-Societät, die das von der Seehandlungs-Societät eingeführte Salz nach Polen absetzen sollte, mit dieser letztern vereinigt, so daß diese nun auch den Salzverkauf nach Polen ausschließlich treibt. Der Fonds ist 1,200000 Thlr. in 24000 Aktien zu 500 Thlr. Den Aktienhabern, die von allem Antheil an der Verwaltung der Geschäfte ausgeschlossen sind, wurden 10 pr. C. Zinsen in der Octroi versprochen, und von der churmärkischen Landschaft garantirt. 1795 ward die Seehandlung bis 1808 verlängert.

Anmerkung d. Herausgebers.

machen, den Einkauf hier zur Stelle, erschwert den Absatz in die Fremde, und stört allgemein die Schiffahrt. Nehmlich vor Einrichtung des Monopols (Anno 1773), als das Seesalz in völliger Freiheit und eben darum auch in größerer Menge von einheimischen und auswärtigen Spekulanten und Rhedern hergeschickt und hergebracht wurde, und sonach nicht nur zu den wohlfeilsten Preißen, sondern gewöhnlich auch gar noch auf sechs Monate Kredit den hiesigen Kaufleuten in die Hände kam; war erstens dieß Salz in ihren Händen zum Einkauf der Produkte von Großlitthauen und Weißrußland, allwo man kein Salz hat, so gut wie baares Geld, und erleichterte ihnen diesen Einkauf ungemein, indem sie dieses Salz, ohne es selbst noch bezahlt zu haben, den Polen und Russen theils in Zahlung, theils auf Kredit geben, und dadurch die wichtigsten Güter zum Exporthandel aufs vortheilhafteste, theils sogleich an sich bringen, theils zum voraus auf das künftige Jahr schon gleichsam beschlagen konnten. Diese Einrichtung war nicht nur heilsam, sondern in der That nothwendig. Denn jene Produkte, welche hier in der kurzen Zeit von etlichen Mona-

ten ankommen, und grössere Summen an Werth betragen, als der hiesige Kaufmann, der gemeinhin den Wiederverkauf derselben nicht vor Jahr und Tag thunlich findet, mit eigner Kasse bedrücken kann, müssen gleichwohl durchaus in der kurzen Zeit völlig, es sey mit Waaren oder Baarschaft bezahlt, ja gutentheils schon zum voraus mit Vorschuß behandelt werden; weil die Polen und Russen wegen widriger Handlungs-Balance hier nicht nur keinen Kredit geben, sondern vielmehr noch bei jeder Abkunft, einen ansehnlichen Betrag von Waaren auf Kredit von hier mitnehmen müssen.

Zweitens wurde der Absatz der hiesigen Exportwaaren in die Fremde ungemein befördert, indem auswärtige Handlungshäuser und Schiffsrheder mittelst des Seesalzes, welches sie ganz frei hieher schickten oder brachten, vielfältig veranlaßt wurden, auf Spekulation Tausch- oder kaufsweise allerlei preußische oder polnische Produkte zu kaufen und nicht ohne Rückfracht wegzugehen. Zu geschweigen, daß dadurch selbst unter den hiesigen Kaufleuten unter einander mittelst des Salzes ein vortheilhafter Barathandel Statt fand, und

drittens wurde die Schiffahrt ausnehmend begünstigt, weil der Frachtcours immer auf billigem Fuße blieb, und die hiesige Rhederey demohngeachtet empor kam: denn die große Menge von fremden Schiffen, welche hieher mit Salz statt Ballast kamen, ließen sich zur Rückfracht die mäßigsten Preiße gefallen, weil sie doch schon an der Herreise mit dem Salze etwas verdient hatten, und die hiesigen Schiffsrheder waren um so mehr mit billigen Frachtpreißen zufrieden, da sie nicht nur auf ihrer Rückreise von den Orten ihrer Bestimmung ebenmäßig Salz aus Frankreich statt des Ballastes mitbringen, sondern auch zum Verkauf dieses Salzes hier zur Stelle den günstigsten Zeitpunkt bequem abwarten konnten. Nun ist aber der niedrige Frachtcours für den hiesigen Exporthandel darum äußerst wichtig, weil dieser Handel auf lauter voluminösen und schweren Produkten beruhet, deren Transport bei hoher Fracht sich leicht so sehr vertheuert, daß darüber der Verkauf derselben stocken muß. Diese und die daraus für alle Handlungszweige und Gewerbe entspringenden unübersehlich mannigfaltigen Vortheile wurden durch Errichtung des Monopols auf einmal zerrüttet.

Denn da die Kompagnie das Seesalz einerseits nicht anders als gegen baare Bezahlung und zu übertriebenen Preißen verkaufen, und andererseits durch ihre Kommissionaire in den französischen Salzhäfen selbst unmittelbar einhandeln und durch die ersten besten Schiffe, welche dort zu finden waren, sich hierher senden ließ; so hatte das die Folgen, daß

1) der hiesigen Kaufmannschaft so gut wie ein baares Handlungskapital, an Werth dem ehemaligen Salzumsatze gleich, rein entzogen wurde, und zugleich die Polen und Russen, ihre Produkte hieher zu bringen, abgeschreckt wurden.

2) Die Konkurrenz der fremden Spekulanten und Rheder als Kunden in Absicht auf die hiesigen Exportwaaren abgeschnitten, und

3) die Schiffahrt überhaupt gehemmt und insonderheit der Frachtcours in Unordnung gebracht, und die hiesige Rhederey in Unthätigkeit gesetzt wurde.

Es äußerten sich diese Folgen bald traurig genug. Die Polen und Russen verlangten nunmehr für ihre Güter statt des Salzes, welches ihnen die hiesigen Kaufleute nicht mehr geben konnten, von ihnen

baares Geld, und diese, wenn sie nicht alles aufgeben wollten, mußten von Wucherern Gelder zu 15, 18, 24 pr. C. aufborgen, und da mittlerweile die Nachfrage der Fremden nach den hiesigen Exportwaaren aus den vorerwähnten Ursachen mehr und mehr schwand, sahen sie sich gar aus Geldmangel genöthigt zu dem verderblichsten Rettungsmittel zu greifen, nehmlich ihre theuer erkauften Güter für eigene Rechnung nach Holland in Kommission zu schicken, um nur sogleich darauf zwei Drittel des Werths nach den dortigen Marktpreißen trassiren zu lassen. Holland, da es sich mit der Zufuhr überhäuft fand und die hiesige Verlegenheit wußte, ließ die Preiße spottties herunter gehen und weigerte sich zu kaufen, so daß darüber nicht nur das dritte Drittheil des niedrigen Verkaufwerths an Unkosten verlohren ging, sondern oft noch gar Zuschuß dorthin nachgezahlt werden mußte. Wie dort, so fielen die Preiße auch hier. Und die Polen konnten nun bei den schlechten Preißen ihrer Produkte und bei dem hohen Preiße des Salzes, und vollends bei dem seit 1775 errichteten neuen Zoll auf alles, was sie hieher brinaen oder von hier nehmen würden,

den hiesigen Handel nicht länger aushalten: mehr und mehr blieben sie also, ohne die erstaunlichen Schulden, die sie hier gemacht hatten, bezahlen zu können, von hier weg und suchten ihre Wege nach Liebau und Riga, allwo sie nicht nur ihren Bedarf an Salz wohlfeil und auf Kredit bekamen, sondern auch überhaupt ihren Verkauf besser machen konnten. Und der hiesige Kaufmann, durch alle diese Unfälle größtentheils verarmt oder verschuldet, verzweifelte an seiner Rettung, so wie neben ihm fast alle Klassen von Gewerbsamen, und besonders die Landwirthe, bei den Spottpreißen des Getreides, unglaublich litten. Erholt hat sich, nachdem dieser klägliche Zustand einige Jahre gedauert hatte, nach und nach der hiesige Handel 1) durch den nordamerikanischen Krieg, vornehmlich seitdem die Holländer darin verwickelt wurden; 2) durch die außerordentlich reichen Erndten in den Jahren von 1781 bis 1786; und 3) durch den damit zusammentreffenden Mangel und Mißwachs in England und im Norden; ferner 4) durch den neuen Zolltarif in Rußland; denn obgleich die Kaiserin die Einfuhr aller polnischen und russischen Güter nach Riga zoll-

frei machte, so kamen doch die Polen und Russen lieber hieher a) wegen der beschwerlichen Fahrt auf der Düna hinab (zurück von Riga nach Polen geht die Fahrt gar nicht), b) weil sie die Güter, die sie in Riga einkaufen wollten, daselbst nicht fanden — daher kamen aus dem tiefsten Rußland die Kaufleute blos zum Einkauf von Manufakturwaaren, von Wein, Franzbrandwein, mit Baarschaft hieher. — Auch von Riga kamen sie, nachdem sie dort ihre Güter verkauft hatten, zum Einkauf hieher. Und endlich 5) zum Theil auch durch die veränderten Maximen, welche die Seesalzkompagnie in der Folge ergriff, und durch welche sie den ehemaligen Schaden etwas verminderte. Aber ganz hat sie dem Schaden darum doch nicht abgeholfen. Denn wenn sie gleich in den Verkaufpreißen des Salzes sich jetzt nach den jedesmaligen Preißen in Liebau und Riga richtet, und den hiesigen Kaufleuten das Salz auf drei Monat Kredit giebt; so muß gleichwohl die Bezahlung jetzt immer mit baarem Gelde geschehen, statt daß solche ehedem nach Bequemlichkeit, auch tauschweise mit Handelsgütern und zwar meist auf sechsmonatlichen Kredit geschehen konnte,

und

und wenn sie gleich jetzt allen Speculanten und Rhedern erlaubt, Salz hieher zu schicken und herzubringen; so muß doch dieses Salz ausschließlich an sie allein und zu vorher von ihr selbst bestimmten niedrigen Preißen abgesetzt werden, statt daß es ehedem unter die frei sich darum bewerbenden Kaufleute zu den, nach der Lage der Sache sich jedesmal frei von selbst bestimmten Preißen gegen Güter eben sowohl als gegen Geld, aufs vortheilhafteste verhandelt werden konnte. Und da nun vollends Liebau und Riga von allem dergleichen Zwange in Ansehung des Salzhandels, als hier noch statt findet, nichts wissen; so ists natürlich, daß Polen und Russen mit ihren Produkten zum Einkauf des Salzes, und fremde Schiffe zum Verkauf desselben, sich noch immer lieber dorthin wenden; so daß der hiesige Handel, wenn nicht wieder solche glückliche Umstände, als vorher angezeigt worden, sich zu seinem Besten vereinigen, wieder in Gefahr ist, solche traurige Katastrophen zu erleiden, als er vor Ereignung jener Umstände erlitten hat.

In der That hat die Kompagnie eben durch die veränderten Maximen, durch

welche sie versuchte das Uebel etwas zu lindern, ohne es gleichwohl ganz heben zu können, die unheilbare Allgemeinschädlichkeit ihres Monopols bewiesen, welches Monopol wirklich fast einzig in seiner Art ist. Denn da sonst ein Kompagniemonopol den Zweck hat entweder einen noch uneingerichteten und schwere Kosten fordernden Handel mit vereinigten Kräften in Gang zu bringen, oder den Staatsfinanzen ohne Verminderung der andern Einkünfte eine neue Quelle von Einnahme zu verschaffen, so hat hingegen das Seesalz-Monopol die Folge gehabt, einen durch die Natur der Sachen von selbst blühenden und ohne alle Kosten betriebenen Handel zu zerstören, und die Staatseinkünfte nicht nur von den andern Handelszweigen überhaupt, sondern vermuthlich auch sogar von dem Seesalze selbst zu schmälern, indem wahrscheinlich aus den Lizentbüchern sich ein auffallender Verlust in der Zolleinnahme würde nachweisen lassen, der durch die sehr verminderte Einfuhr des Seesalzes, zumal in den ersten Jahren entstanden ist: nicht zu gedenken des Abzuges, den die ansehnlichen Direktionskosten in dem jährlichen Gewinste machen mögen, und der Ver-

kümmerung des Gewinstes selbst, seitdem man in den Verkaufspreißen des Salzes allhier sich nach den Verkaufpreißen der Städte Liebau und Riga zu richten nöthig gefunden hat. Es ist nicht ohne Beispiel, daß Kompagnien vor Ablauf ihrer Octroi ihr Monopolrecht abgetreten haben gegen Entschädigung von Seiten derer, welchen zu gut sie dasselbe abtraten. In keinem Fall würde diese Entschädigung wohl leichter und billiger einzurichten seyn, als in diesem, da sowohl die Aktionaire in Absicht auf ihre Forderungen als auch das handelnde Publikum in Absicht auf seine Anerbietungen ganz füglich, wie es scheint, sich darüber müßten vereinigen können. Die Klage über Unrecht fiele auf Seiten der Aktionaire von selbst weg, da die Bedingungen ihrer Octroi nicht mehr von ihnen beobachtet werden.

Späterer Nachtrag.

In dem Augenblick, da der König von Polen sein Salzmonopol verlor und der Salzhandel in Polen frei wurde, war die

Frage: wie kann dieser Handel am besten für unser Land benutzt werden? Antwort. Wenn die Preiße des Salzes so wohlfeil, als es in der Welt möglich ist, gestellt werden, so wird der Handel am nützlichsten betrieben werden, weil er den größten Absatz haben wird. Nun kann aber keine Kompagnie die Salzpreiße so wohlfeil stellen als die frei unter sich konkurrirenden Kaufleute. Die Gründe, welche zum ostindischen Handel eine Kompagnie empfehlen, fallen beim Salzhandel ganz weg; denn

1) beim Salzhandel sind keine kostbaren Anlagen nöthig, um ihn erst zu gründen, das Salz ist ja schon in Frankreich, Spanien, überflüssig und fertig.

2) Sind dazu keine Schiffe zu erbauen nöthig; keine Vorschüsse von rohen Materialien, keine große Vorräthe wegen Entlegenheit der Oerter, wo die Waare geholt wird; keine Kriege mit Eingebornen und Nebenbuhlern, wie zum ostindischen Handel. Dagegen umgekehrt ist das Salz fertig in den Salzhäfen, und kann aus denselben vom März bis Oktober jedesmal in vierzehn Tagen bis sechs Wochen hergebracht werden; also wenn 500,000 Rthlr. Handlskapital

in diesem Handel für Kronpolen rouliert hätte, wäre dieser Handel, der wegen des leichten Wassertransports hauptsächlich nur im Sommer betrieben wird, genug belebt, und diese 500,000 Rthlr. sind eine Kleinigkeit für die Kaufleute in Pommern, Stolzenberg, Elbing. Wenn also der einzige Grund zur Errichtung und Beibehaltung der Kompagnie dieser ist, daß dadurch der Salzhandel in Kronpolen den Oestreichern entrissen und dem Vaterlande zugewandt werden sollte; so fragt sich, wie könnte diese Absicht besser erreicht werden, durch freien Handel oder durch eine Kompagnie? Und diese Frage löst sich in die andere auf: wie könnten die Salzpreiße wohlfeiler gestellt werden, durch freien Handel oder durch Kompagnie? Man vergleiche beides:

Die Kompagnie.	Der einzelne Käufer.
1) Handelt mit einem durch Aktien zusammengebrachten Kapital, wovon sie unter allen Umständen sonst 10, jetzt 15 pr. C.	1) Hat ein eigenes Vermögen, womit er den Handel treibt.

jährliche Intereſſen geben muß.

a) Welcher Handel wirft das ab? und

b) wenn durch widrige Konjunkturen Schaden ſtatt Gewinſt entſteht, ſo muß das Kapital angegriffen werden, um die Intereſſen à 10 p. C. zu bezahlen.

2) Sie hat A) zu Berlin, wo ihr Hauptkomtoir iſt, eine Menge Employes, die alle nur zu gewiſſen Geſchäften ausſchließlich gebraucht werden. Dieß zahlreiche Perſonale mit ſtarken Gehalten, für Geſchäfte, die ihren Mann nie völlig und nicht immer beſchäftigen, macht große Unkoſten. Denn die Gehalte müſſen

2) A) Er hat ſeine Handlungsdiener und Arbeiter, die ohne beſondere Salaria neben den andern Geſchäften auch die beim Salzhandel vorfallenden beſorgen. Er iſt ſelbſt Direktor und nimmt bei ſchlechten Jahren vorlieb mit dem, was da iſt.

bei guten und schlechten Konjunkturen immer gleich gezahlt werden.

B) Sie hat in allen Handelsstädten Komtoire mit Direktoren, die gewisse Procente vom Verkauf bekommen, hat Kassirer, Inspektoren ꝛc., die kaum den vierten Theil des Jahres zu thun haben, und doch stark bezahlt werden.

B) Er verrichtet das alles selbst durch seine Leute und hat keine Niederlage an fremden Orten, wo er Direktor, Kassirer und Inspektor bezahlen muß. Er könnte an andern Orten sich der Korrespondenten als Kommissionaire gegen 4 p. C. Provision bedienen, aber er wünscht mehr, daß der Pole selbst mit Produkten zu ihm komme und das Salz hole.

3) Sie hat viele Speicher und Magazine, muß auch, weil sie nicht weiß, ob viel oder wenig Salz kommt, Räume zur

3) Er benutzt in seinem Magazin alle Räume, bald zu Salz, bald zu andern Waaren, wie die Vorfälle im Handel es mit sich

Miethe bereit halten, und Miethe bezahlen, obgleich sie die Räume nicht braucht. Sie kann überdem die Luchten und Böden ihrer Magazine nicht benutzen, auch die Salzräume selbst, während daß sie leer sind, zu nichts brauchen, weil sie nichts anders hat als Salz. Besonders gilt das von den Magazinen und Niederlagen in Warschau ꝛc., die theure Miethe tragen.

bringen, kommt auch nie in den Fall, Miethe zu bezahlen für Räume, die er nicht gebraucht.

4) Sie hat (und rühmt sich dessen) Vorräthe auf 3 bis 4 Jahre, welche Vorräthe durch das Schmelzen des Salzes und durch die Zinsen von dem ru-

4) Er sorgt, daß es nie fehle, ohne überflüssige Vorräthe zu halten, er berechnet, wie viel er im Winter absetzen kann, läßt im Sommer, nachdem die Aussich-

henden Kapital, was darin ſteckt, groſſe Koſten machen.

5) Sie muß alle dieſe Unkoſten tragen, und muß, um ſie beſtreiten zu können, immer handeln, was auch herauskommen möge; denn ſie iſt allein darauf gewieſen.

ten ſind, ſucceſſive kommen.

5) Er unternimmt in guten Konjunkturen viel, in ſchlechten wenig, denn er iſt nicht auf dieſen Handel allein gewieſen; er kann alſo, nachdem die Salzernte fehlgeſchlagen oder glücklich ausgefallen, und Abſatz zu hoffen iſt oder nicht, ſo viel und ſo wenig Salz kommen laſſen, als ihm konvenirt, braucht nicht eben mit Salz für dieſen Zeitpunkt zu handeln, um ſeine Handlungsdiener zu beſchäftigen, Salarien zu verdienen und zu leben. Fehlen wird es darum nicht an Salzhandel, denn wahr-

lich man braucht nicht zu fürchten, daß der Kaufmann einen einträglichen Handel vernachläßigen werde. Die Hoffnung, daß er das nächste Mal mehr Gewinn abwerfen werde, ermuntert zum Speculiren.

6) Sie muß etwas mäßigen Gewinn erzwingen, und zwar in der Regel durch einen Handel, in welchem sie immer nur geradezu Geld für Salz giebt und Geld für Salz nimmt.

6) Er begnügt sich mit wenigerm Gewinn, der doch ansehnlicher ist, in Betracht der geringern Unkosten. Er treibt den Salzhandel mit allen Hülfsmitteln der sogenannten Handelsumschläge; indem er Waaren gegen Salz und Salz gegen Waaren giebt und nimmt, hierher und dorthin durch Korrespondenz Absatz sucht, von hier oder dort Anträge, für sein Salz Waa-

ren zu nehmen, bekommt, und dadurch Waaren, die sonst nicht gekommen wären, an sich zieht. Durch alle diese Umschläge geschieht es, daß, wenn auch in einer gewissen Konjunktur am Salz nichts gewonnen, ja gar daran verloren wird, er gleichwohl an den mittelst des Salzes erhaltenen Waaren oder Geschäften gewinnt.

7) Sie muß ihren Verdienst, ihre 10 p. C. oder jetzt 15 p. C. Dividende austheilen, oder aus dem Handel verloren geht, und sie muß das selbst in unglücklichen, verlustvollen Jahren thun und denn dazu noch Salaria bezahlen.

7) Er behält seinen Gewinn, vermehrt damit sein Kapital und stärkt sich zu größern Unternehmungen und erhält sich selbst in unglücklichen Salzjahren dadurch, daß er seinen Gewinn im Handel stecken läßt und anderweitig be-

nuht. Ist der Kaufmann zugleich Schiffsbesitzer, so kann er von drei Seiten gewinnen:

1. An den Waaren, die er nach andern verschifft.
2. Die Fracht.
3. An dem Salz, so das Schiff retour bringt; wahrscheinlich verdient er wenigstens an einem und rechnet es dann aufs Ganze.

Es erhellet hieraus im Ganzen genommen und unter allen Umständen, daß das Salz zum Absatz in Polen um 20 p. C. wohlfeiler durch den Freihandel der Kaufmannschaft wird gestellt werden können, als durch die Kompagnie. Bei den über das natürliche Verhältniß gehenden Preisen hatte nun die Kompagnie entweder

1) keinen Nutzen, sondern Schaden bei diesem Handel (und in Kronpolen war das würklich der Fall, wie die Geschichte der Kompagnie vor etlichen Jah-

ren es beweiset), und dann ist es unverantwortlich, die Kompagnie dem Staat diesen Schaden zufügen zu lassen, zumal wenn (wie es gewiß der Fall ist) der Schaden von den der Kompagnie eignen Operationsarten und Unkosten herrührt, in welchem Fall die freihandelnde Kaufmannschaft, bei welcher diese Ursachen des Schadens wegfallen, auf eine gewiß vortheilhafte Art gehandelt haben würde. Denn sobald sich Schaden für sie ausgewiesen hätte, hätte sie lieber aufgehört, welches aber die Direktoren, die ihr Gehalt ziehen, nie bei der Kompagnie gethan haben würden, oder

2) sie **hätten würklich Nutzen**, und dann ist ausgemacht, daß sie nie den Nutzen dem Staat geschafft hat, den die freie Kaufmanschaft geschafft hätte: denn

a) wenn die Kompagnie im Stande war, die Konkurrenz der östreichischen Salinen zu besiegen, so würde die Kaufmannschaft durch Preiße, die um 20 p. C. wohlfeiler waren, diese Konkurrenz der östreichischen Salinen ganz vernichtet haben, und

b) die Polen, die jetzt, da die Kompagnie ihre Salzlager in Warschau ꝛc. hat, von hier zurückbleiben, die würden, wenn sie hier Salz um 20 p. C. wohlfeiler bekämen, um bei der Gelegenheit, daß sie Salz holten, theils Produkte mitzubringen, theils Waaren, die sie jetzt aus dem Oestreichischen holen, wie Wein, Oel, Kaffee, Manufakturen, von hier mitzunehmen, und durch diese Güterfracht sich die Salzfracht fast ganz Kostenlos machen und dem hiesigen Lande neue Quellen des Erwerbs eröffnen.

Also nicht bloß der einzelne Kaufmann, der, wenn es mit einer Sache nicht geht, sein Geld auf andere anlegt, sondern der ganze Staat selbst verliert durch das Salzmonopol, und zwar gerade durch die Operation,

a) Da sie in Polen selbst Niederlagen hat und dadurch die Abkunft polnischer Produkte (welche Abkunft mit den Salzpreißen innig zusammenhängt und der Hauptgrund des ganzen preußischen Handels ist) zurückhält oder verringert, und

b) durch die Einrichtung, da sie aparte Komtoirs mit kostbarem zahlreichem Per-

sonale, und besondere wenig benutzte, aber theure Magazine hat, durch welche sich ihre Art den Salzhandel zu betreiben von der freien kaufmännischen Betriebart unterscheidet.

Der größte Nutzen des Staats in Absicht auf den Salzhandel ist: 1) daß der Absatz der größtmöglichste sey; daß 2) er andere Handlungsbranchen nicht nur nicht genire, sondern wo möglich noch befördere; 3) daß er die Summe der Beschäftigungen vergrößere und verbreite. Auch sogar die beschränkte Absicht, den Oestreichern den Vortheil abzugewinnen, würde besser erreicht worden seyn durch freien Handel. Der Salzhandel, wenn gleich nicht sofort im Anfange das Salz bis an die kaiserlichen Gränzen wäre verführt worden, würde sich nach und nach bis dahin verbreitet, und wenn gleich in den ersten Jahren kein so starker Absatz gemacht worden wäre, so würde der jedesmalige Absatz sicher mit Gewinn gemacht, und eben dadurch von selbst immer mehr vergrößert worden seyn. Man kann in solchem Fall auf die Stärke des kaufmännischen Raisonnements rechnen, welches durch Mannigfaltigkeit der Versuche, die der Kaufmann

zu machen nie ermüdet, mehr leisten wird, als irgend eine Kompagnie, die immer wenige und einfache Verfahrungsarten hat, so daß, wenn nur Gesetze den Kaufmann nicht hindern, er trotz aller fehlschlagenden Versuche immer neue aussinnen und wagen und sich in einen Handel, der ihm Vortheil verspricht, eindrängen wird (s. Wein- und Manufakturenhandel der Russen in Königsberg).

Dagegen hat die Kompagnie gleich in den ersten Jahren starken und weiten Absatz, aber mit eben so großem Verlust und Schaden gemacht; so daß sie vielleicht jetzt noch nicht diesen Schaden durch den nachherigen Gewinn wird balanciren können.

Nie wird die Kompagnie beweisen, daß sie die politische Absicht, den größtmöglichsten Nutzen für den preußischen Staat aus dem Salzhandel zu ziehen, erreicht habe, oder je werde erreichen können; dagegen läßt sich aber aus Vernunft und Erfahrung beweisen, nicht nur daß sie gerade als Kompagnie, durch ihre kostspielige Art ihn zu betreiben, durch die erkünstelten und theuren Operationen sich Absatz zu verschaffen, durch die ganz fehlerhafte landverderbliche Einrichtung, den Polen Salz

in ihr Land zuzuführen ꝛc., dem Staat geradezu und dem Lande einen Verlust an Geld und Gewerbe verursacht, sondern daß auch der Verdienst, den sie jetzt seit geänderten Maximen ziehen mag, auf keine Weise einen Ersatz abgiebt für den Verlust, den die preußischen Staaten, die mit Polen handeln können, überhaupt, insbesondere die Provinz Preußen, und die Hauptstadt Königsberg in Absicht auf die ganze Masse von Geschäften, oder das ganze kaufmännische Gewerbe leiden.

Um das Verhältniß, worin die Kompagnie gegen den Staat und die Kaufmannschaft steht, richtig einzusehen, und den mannigfaltigen, obgleich verborgenen Schaden, den sie angerichtet hat und noch anrichtet, zu übersehen, kommt alles auf die Hauptfrage an:

Durch welche Mittel kann aus dem Handel von Preußen mit Polen der größtmöglichste Nutzen für den Staat und die Unterthanen gezogen werden? Um bestimmter zu fragen, setze ich statt Preußen, Königsberg, denn von den andern Städten wird dasselbe gelten. Antwort: Durch nichts anders, als daß der Pole bewogen werde, alle seine Produkte, und immer

mehrere, nach Königsberg zu bringen, und hier so viel möglich zu kaufen. Das ist Zweck. Die Mittel dazu sind:

1) man mache, daß der Pole für seine Produkte den höchstmöglichsten Preiß bekomme.
2) Daß er alle seine Bedürfnisse und um die wohlfeilsten Preiße hier zum Einkauf vorfinde.
3) Daß er weder durch die Schwere der Abgaben, noch durch die verwickelte und chikanöse Erhebungsart abgeschreckt werde.

Der dritte Punkt ist schon durch das neue Handlungssystem erreicht. Der zweite ist nur dadurch zu erreichen, daß der Kaufmann die Erlaubniß erhält, mit allen fremden Waaren nach Polen einen Intermediair-Handel zu treiben. Der erste Punkt wird erreicht, wenn der Pole für seine Produkte hier

a) die Waaren, die er braucht (und darunter steht Salz oben an), am wohlfeilsten einhandeln könne — und
b) immediat seine Produkte mit Geld am theuersten bezahlt bekomme; welches geschehen wird, wenn die Holländer ꝛc. hier diese Produkte mit hergebrachtem Salze bezahlen.

Bei freiem Salzhandel wird hier das Salz, selbst wenn die Kaufleute statt des vormaligen Zolles von 4 Rthlr. 44 Gr. pro Last, d. i. pro 18 Tonnen, 8 Rthlr. geben sollten, wobei die Staatskasse wenigstens 40,000 Rthlr. einnehmen würde, doch weit wohlfeiler seyn, als es jetzt hier ist, oder als es in Liebau und Riga (zumal bei dem dortigen Zoll) seyn kann.

Das wohlfeilere Salz wird machen, daß es tiefern und weitern Absatz im russischen Polen (so wie vormals), bis nach Weiß- und Schwarz-Rußland hin, finden wird, daß folglich eine viel größere Menge von Produkten selbst aus tiefern Gegenden herkommen wird. Alle die schönen Hanfe, Flachs und Leinsaat, die jetzt aus Szameiten nach Liebau gehen, werden dann wieder hieher gehen, wie sie vor Errichtung des Salz-Monopols hieher kamen.

Der natürliche Unterschied des Leverpoler und des Seesalzes macht, daß ersteres zum Regale für Südpreußen benutzt werden kann, ohne daß Kontrebande möglich ist.

Man lasse die Sozietät ohne Monopol fort bestehen. Das ist die rechte Probe.

Wenn es wahr iſt, daß ohne Entgegenwürkung der Sozietät Oeſtreich mit ſeinem Salz Grodno und Litthauen verſorgen, und dadurch den Königsbergern allen Abſatz verkümmern würde, warum konnte denn der König von Polen nicht das auch thun, als er noch Herr der jetzt öſtreichiſchen Salinen war?

III.

Ueber den Aufkauf.

Ueber die Beschränkungen,

denen

der inländische Produktenhandel durch das Edikt vom 17ten Novbr. 1747 unterworfen ist, mit besonderer Hinsicht auf Westpreußen.

(Abgedruckt in den Jahrbüchern der Preußischen Monarchie, August 1801.)

Das Edikt vom 17. Novbr. 1747 geht von dem Grundsatz aus, der Producent soll alle seine Erzeugnisse unmittelbar an den Konsumenten, wenn es Lebensmittel, oder an den Fabrikanten, wenn es Materialien sind, absetzen. An eine Zwischenhand zu verkaufen, soll ihm nur in so fern erlaubt seyn, als er in der Stadt, wo er mit seinen Produkten hingegangen, nach Ablauf der Marktstunden, einen Abnehmer unter den Handelsleuten dieser

Stadt finden kann. Dagegen an einen Einwohner des platten Landes, der ihm seine Produkte, in der Absicht sie anderweitig wieder zu verkaufen, abnehmen, oder an einen städtischen Handelsmann, der solche auf dem Lande, es sey zum Absatz nach seiner Wohnstadt, oder nach einem andern Bestimmungsorte, einhandeln wollte, soll er nichts veräußern dürfen; vielmehr sind alle solche Zwischenhandelsgeschäfte, unter dem Namen der Aufkäuferei, sowohl dem Unternehmer, der sich damit befassen, als dem Producenten, der etwas an ihn verkaufen wollte, bei schwerer Strafe verboten.

Ein solches Verbot setzt voraus, daß der Producent, wenn er die freie Wahl hätte, wohl oft geneigt wäre, lieber an solche Zwischenhändler, als an die Käufer, auf welche ihn das Edikt beschränkt, zu verkaufen; und eine solche Neigung setzt voraus, daß er wohl oft, bei der erstern Verkaufsart, gewisse Vortheile, die er bei der andern nicht fände, erlangen, oder gewisser Nachtheile, welche ihm die andere zuzöge, überhoben seyn würde: denn natürlich zieht er, bei freier Wahl, das Verfahren vor, bei welchem er, in Hinsicht

auf die Lage aller seiner Umstände, am besten seine Rechnung findet.

Die producirende Klasse, das heißt, die zahlreichste und wichtigste von allen Gewerbklassen zu hindern, daß sie die Früchte ihres Bodens und Fleißes nicht auf die vortheilhafteste Art, wie sie weiß und kann, in ihrem Vaterlande an ihre Mitbürger absetzen darf, ist eine so weitgreifende und sonderbare Beeinträchtigung des Eigenthums, daß sie wohl nur durch Gründe der äußersten Nothwendigkeit gerechtfertigt werden kann.

Ob es dergleichen Gründe gebe, oder wiefern diejenigen, welche man in den alten Zeiten, aus denen sich der Grund des Edikts herschreibt, nach den damaligen Umständen für entscheidend hielt, noch jetzt dasselbe Gewicht haben, das verdient auf alle Weise eine unbefangene Untersuchung. Um diese hier so kurz und klar, als es die Sache zuläßt, anzustellen, erörtern wir folgende drei Fragen:

I. Was ist der Zweck, der durch die edikt-
• mäßige Beschränkung des inländischen
Produktenhandels erreicht werden soll?

II. Wiefern wird dieser Zweck durch dieses Mittel erreicht?

III. Auf welche Weise könnte derselbe vollkommner erreicht werden?

Bei diesen Fragen sehen wir zuerst blos auf das Getreide, als das wichtigste von allen Produkten, und wenden hernach die gefundenen Resultate auf die übrigen Produkte an.

I.

Was ist der Zweck, der durch die bisherige Beschränkung des inländischen Getreidehandels erreicht werden soll?

Jeder mögliche Zweck muß sich entweder:

1) auf das Staatsinteresse, betreffend die Finanzen, oder

2) auf das Nationalinteresse, betreffend die allgemeine Wohlfahrt, beziehen.

1) Was das erste betrifft, so mögen wohl, wegen jener Handelsbeschränkungen, öfter, als es sonst geschehen würde, die beiden Fälle eintreten:

a) Daß Getreide, anstatt aus einer Landgegend nach einer weit davon entlegenen Stadt (z. B. aus der Weichselniederung nach Königsberg)

unmittelbar hinzugehen, nur mittelst einer anderen näheren jener Landgegend liegenden Stadt (wie Elbing) dorthin gelangen kann; und

b) Daß Getreide, welches etwa Landeinwohner (z. B. Beamte am östlichen Haff-Ufer, oder oberländische Gutseigner) in Nothjahren kaufen müssen, schwieriger vom Lande für sie zu haben ist, und daher aus einer Stadt (wie Elbing) gekauft werden muß.

Da nun von dem Getreide blos dann, wenn es in irgend einer Stadt zum Verkauf eingeht, die einzige Abgabe bezahlt wird, welche beim inländischen Getreidehandel in Betracht kommt, (nämlich das Umschüttegeld mit 4 ßl. pr. vom Scheffel Weizen, Roggen und Gerste, und die Acciſe mit 1 gr. vom Hafer, und 3 gr. von Erbsen); so scheint in der Hinsicht jene Handelsbeschränkung für die Staatskasse vortheilhaft zu seyn. Aber diese Abgabe ist so eingerichtet, daß sie, wenn das Getränk aus der Stadt, wo sie bezahlt worden, nach einer andern Stadt geht, in dieser nicht abermals, sondern

überhaupt nur einmal in der ersten Stadt erhoben wird. Und in so fern ist demnach der erste von den obigen zwei Fällen ganz gleichgültig für die Kasse, als welche nichts weder gewinnt noch verliert, es mag Getreide nach Königsberg aus Niederungsdörfern oder aus Elbing gehen. Dagegen ist der zweite Fall zwar freilich mit einigem Vortheil für die Kasse verknüpft, weil ihr jene Abgabe auch selbst dann verbleibt, wenn aus der Stadt, wo sie bezahlt worden, das Getreide wieder auf das platte Land geht. Gleichwohl kann dieser Vortheil auf keine Weise hier als Zweck in Anschlag kommen. Denn zu geschweigen, daß jene Abgabe ihrer Natur nach nicht bestimmt ist, von dem Landmann getragen zu werden, so können es nur Zeiten des Mangels und Mißwachses seyn, in denen er Getreide zu kaufen, und gar bis in den Städten zu suchen genöthigt ist; und in solchen Zeiten der Noth, seine Verlegenheit vergrößern zu wollen, damit aus derselben ein an sich unbedeutender Gewinn für die Kasse erwachse, läßt sich nicht als Absicht eines Gesetzes denken. In Hinsicht auf das Finanz-Interesse unmittelbar betrachtet,

also ist die Handelsbeschränkung zwecklos. Sie muß daher zunächst:

2) auf die allgemeine Wohlfahrt gerichtet seyn. Und was diese betrifft, so geht gewiß die Hauptabsicht des Edikts dahin, dem konsumirenden Publiko die Erlangung seines Getreidebedarfs zu Preißen, die der jedesmaligen Ernte angemessen seyen, zuzusichern und zu erleichtern: wozu dann noch die Nebenabsicht kommen mag, das städtische Kornhandelsgewerbe zu befördern; nicht ohne Rückblick auf das Accis-Interesse, welches bei allem, was den Städten aufhilft, mittelbar gewinnt. —

Aber bei diesen Zwecken muß man das Lokalinteresse einzelner Plätze von dem Gesammtinteresse der ganzen Staatsgesellschaft unterscheiden; denn beides ist, weit gefehlt einerlei zu seyn, sogar einander entgegengesetzt.

Nehmlich eine einzelne Ortschaft mag es immer gerne sehen, die größte Fülle von Zufuhr zu haben, wenn auch darüber entfernte Gegenden den bittersten Mangel litten; und sie mag vielleicht den kleinsten Preiß-Aufschlag für ein Uebel halten, wenn er auch daher entstände, daß durch

Hinschaffung eines Vorraths nach andern Plätzen, dort der drückendsten Theurung abgeholfen wäre. Aber so kann diese Sache nicht der Staatswirth ansehen, der alle Gegenden des Landes und alle Glieder der großen Gesellschaft mit gleicher Theilnehmung umfaßt, und das Gesammtinteresse vor Augen hat. Er muß vielmehr wünschen, daß der Totalertrag der Ernte sich unter alle Plätze, nach Maaßgabe des Bedürfnisses, auf die leichteste und schnelleste Art verbreite, und daß die Preiße in allen Gegenden des Landes und allen Zeitpunkten des Jahres, sich aufs gleichförmigste in ihrem, dem Totalertrage der Ernte angemessenen Stande erhalten. Nicht anders ist es mit dem Nebenzwecke bewandt. Die Kaufmannschaft einer einzelnen Stadt mag nichts vortrefflicher finden, als Anstalten, unter deren Begünstigung sie den ganzen Erntesegen eines anliegenden fruchtbaren Landstrichs, zumal wenn in den übrigen Gegenden Mißwachs eingetreten wäre, mit Ausschließung der andern Handelsstädte allein in ihre Hände bringen könnte: sie gewönne dann an beiden Enden, durch wohlfeileren Einkauf sowohl, als durch theureren Wiederverkauf.

Aber der Staatswirth, dem die eine Handelsstadt nicht lieber, als die andre ist, sondern der sie alle mit gleichem Wohlwollen betrachtet, kann nicht Zwangsanstalten billigen, durch welche der einen Stadt, mit Zurücksetzung der andern, auf Kosten des Handels im Ganzen, ein Zufluß von Geschäften zugewandt würde; noch weniger kann er, der das Nationalinteresse vor Augen hat, und in Beziehung auf dasselbe jede der verschiedenen Gewerbklassen, nach ihrer verschiedenen Wichtigkeit zu würdigen weiß, solche Anstalten billigen, durch welche die producirende Klasse in ihrem Gewerbe Nachtheil leiden würde: eine Klasse, die, verglichen mit der handelnden in unserm Staate, die Wichtigere nicht nur, sondern selbst die Hauptstühe dieser letzteren ist.

Was also auch immer einzelne Ortschaften sich unter Aufkäuferei gedenken mögen; so kann doch der Staatswirth unter jenem verhaßten Namen nichts anderes verstehen, als eine Operation, die solche Preißerhöhungen im Ganzen aller Landesgegenden und Jahreszeiten hervorbrächte, welche sonst nicht Statt gefunden hätten, und welche, zum Schaden des gesammten

konsumirenden Publici, und ohne Vortheil für die Producenten, blos dem Unternehmer dieser Operation einen Gewinn abwürfen: wobei es problematisch bleibt, ob eine dergleichen Operation, zumal mit dem Getreide, vollends in etwas beträchtlichen Ländern, nicht ein bloßes Gedankending ist! Und was auch einzelne Kaufmannschaften, wenn sie um Hintertreibung der von ihnen sogenannten Aufkäuferei anhalten, bei ihrer Bitte beabsichtigen mögen, so kann doch der Staatswirth, bei seinen Maaßregeln diesen Gegenstand betreffend, keine andere Absicht haben, als theils das Uebel der Aufkäuferei in dem Sinne, wie er dieß Wort nimmt, d. h., solche Preißerhöhungen im Ganzen, die nicht von der Natur der Dinge, sondern von menschlichen Einrichtungen herrühren, abzuwenden, theils das städtische Handelsgewerbe nach allen Plätzen zusammen genommen, und ohne Beeinträchtigung der andern Gewerbklassen, vielmehr mit gerechter Rücksicht auf ihre verschiedene Wichtigkeit zu sichern und zu befördern.

Und das muß also auch für den Zweck des Edikts gehalten werden.

II.

Wie fern wird dieser Zweck durch die Maaßregeln des Edikts erreicht?

Es zeigt sich bei einer genaueren Prüfung, daß diese Maaßregeln die Folge haben:

1) die Produktion zu benachtheiligen,
2) den Vertrieb zu erschweren; und daß sie durch beides die Entstehung gerade der Uebel, welchen sie vorzubeugen bestimmt sind, veranlassen, und sonach ihrem eigenen Zwecke entgegen wirken.

1) **Sie benachtheiligen die Produktion; denn:**

A) Sie entziehen dem Landwirth, so oft er von seinem Getreide das Geringste an eine Zwischenhand verkaufen will, die Bequemlichkeit, sich den Transport durch diese Zwischenhand zu ersparen oder zu erleichtern. Der Landwirth soll sein selbst erbautes Getreide, abgerechnet was davon etwa Konsumenten bei ihm abholen, alles selbst verfahren. Das Anerbieten von Unternehmern, städtischen oder ländlichen, die ihn der Transportbeschwerden

überheben, und das Getreide von ihm abholen wollen, um es zum Wiederverkauf entweder aufzuschütten, oder auch sofort nach irgend einer Stadt hinzuschaffen, (zwei verschiedene Fälle, die das Edikt nicht unterscheidet, so wie es auch den dritten Fall, wenn nehmlich Getreide in Verkaufskommission an Frachtfahrer gegeben wird, nicht deutlich vom Verbot ausnimmt,) soll er nicht benutzen dürfen. Und doch kann für ihn in Zeiten, wo er, um baar Geld zu haben, verkaufen muß, oder, um die guten Preiße zu benutzen, gern verkaufen will, die eigene Transportbesorgung manchmal, wegen häuslicher Vorfälle, ganz unthunlich, noch öfter aber wegen der damit verknüpften Zeitversäumniß und Störung in den Wirthschaftsarbeiten, sehr unbequem und nachtheilig seyn: ja sie ist es sicherlich in jedem Fall, wo er den Transport lieber einem Andern überlassen, als selbst besorgen will: denn er weiß am besten, was ihm nützt, und wird seinen eigenen Schaden nicht wollen.

Ganz vorzüglich gilt das hier Gesagte wohl von solchen Gegenden, wo, wie in den westpreußischen Niederungen, bei vielseitiger und ausgebreiteter Wasser-Kommunikation, eine Menge von Gelegenheiten sich dem Landwirth darbieten, durch welche er die Beschwerden des eigenen Transports seiner Produkte nach Wunsch sich ersparen oder erleichtern könnte: ganz besonders nachtheilig müssen daher auch dort die Maaßregeln des Edikts seyn, so fern sie dem Producenten, bei dem Verkauf seines Getreides, die freie Wahl in Absicht auf den Transport benehmen.

B) Sie entziehen dem Landwirth manche Gelegenheit bessere Preiße zu erlangen. Denn wäre es unverboten, daß städtische oder ländliche Unternehmer, Handelsleute, Kahnfahrer, oder was sonst für Gewerbsleute, auch selbst Producenten nicht ausgenommen, auf alle Art mit ihm über sein Getreide in Unterhandlung treten dürften; so würde er, wenn in irgend einem Platze oder einer Gegend, durch Handelskonjunkturen oder Lokalereigniße, die Preiße schnell aufschlügen, dieß weit eher erfahren,

und durch solche Unternehmer, denen er sein Getreide entweder zu Kauf, oder in Kommission gäbe, und die es auf dem kürzesten Wege nach dem Bestimmungsort hinbrächten, weit sicherer einen Antheil an jenen höheren Preißen bekommen, als wenn er, wie das Edikt fordert, sein Getreide, so fern es ihm nicht Konsumenten daheim abnehmen, in eine Stadt zu Markt führen, und den dortigen Granhändlern, die vielleicht nicht ohne Einverständniß sind, sich in die Hände geben muß. Zu geschweigen, daß er dann oft nicht die Stadt wählen kann, wo die Preiße am besten stehen, sondern mit dem schlechteren Preiße in einer nähern Stadt vorlieb nehmen muß, weil der Selbsttransport nach jener entfernten für ihn, mancher Umstände wegen, unthunlich ist.

Auch was diese Folge von den Maaßregeln des Edikts betrifft, zeigt sich der Nachtheil, der daraus für den Producenten entspringt, am auffallendsten in den westpreußischen Niederungen, welche durch die Weichsel, Nogath und das frische Haff,

in der erwünschtesten Kommunikation stehen, nicht nur mit den Handelsstädten Elbing, Danzig und Königsberg, wo durch Handelskonjunkturen die Getreidepreiße manchmal ziemlich ungleich sind, sondern auch theils unmittelbar, theils durch Königsberg mit der Höhe, welche Höhe gerade in den dürren Jahren Mißernten hat, in denen die Niederungen sich des größten Segens erfreuen.

Daß nun Maaßregeln, welche dem Landwirth die Bequemlichkeit des Absatzes und die Erlangung der besten Preiße verkümmern, der Produktion selbst Eintrag thun, ist für sich einleuchtend. Denn der vortheilhafteste und geschwindeste Absatz ist die Seele des landwirthschaftlichen Gewerbes; und was dieß Gewerbe minder einträglich macht, und sonach den Verlag und Muth des Producenten niederhält, kann nicht fehlen, die Verbesserung oder Erweiterung der Produktion selbst zu hemmen oder zu verzögern.

2) Sie erschweren den Vertrieb; nehmlich sie verursachen, daß aus Gegenden, wo Ueberfluß ist, nach Gegenden, die Mangel leiden, Getreide

a) nicht so schnell,

b) nicht so reichlich,

c) nicht auf so geradem Wege und mittelst so weniger Umsätze hingelangen kann, als es sonst wohl geschehen würde. Denn wäre das sogenannte Aufkaufen, das heißt, das Geschäft durch Einkauf zum Wiederverkauf den Mangel eines Jahres mit dem Ueberfluß eines andern und den Mangel einer Gegend mit dem Ueberfluß einer andern auszugleichen, unverboten; so würden

A) nicht bloß in großen Städten, sondern selbst in kleinen und auf dem Lande sich mehrere Personen finden, die, indem sie sich mit diesem Geschäfte hauptsächlich abgäben, oder auch nur gelegentlich befaßten, eben darum bei eintretenden Zeiten des Mangels, theils schon Vorräthe bereit liegen hätten, theils im Besitz der Kenntnisse, Mittel und Anstalten wären, um Vorräthe schneller herbeizuschaffen, und sonach zeitiger die Noth zu erleichtern. Eben so

B) würden solche Personen die Städte, zumal die minder großen, oder von der Gegend, aus welcher die Hülfe kommen muß, entlegenern, deren Zufuhr in Zei-

ten des Mangels öfters darum knapper ausfällt, weil Getreide dorthin zu Markt zu bringen, theils wegen der schnellen und großen Schwankungen der dortigen Marktpreiße, theils wegen der Weite des Transports für den entfernten Landmann allzu mißlich ist, reichlicher versorgen helfen; indem sie theils durch Anbietung bestimmter Preiße jenen Landmann zur Zufuhr bewögen, theils den Transport durch mancherlei Umschläge, (wie durch Benutzung von Rückfuhren, und durch Aufsammlung mehrerer kleinen Partieen Getreides in eine Ladung, beides bei der Landfahrt sowohl als vornehmlich bei der Wasserfahrt) minder kostbar zu machen wissen würden. Nicht weniger würde

C) Durch ihre Dazwischenkunft der Vertrieb des Getreides aus den Wohnorten der Producenten nach einem entfernteren Bestimmungsort, oft mit Vermeidung mancher Umwege oder gar eines Zwischenabsatzes in einer seitwärts liegenden Stadt, sich bewerkstelligen lassen, anstatt, daß sonst derselbe diesen Unbequemlichkeiten und unnöthigen Kosten unterworfen wäre. So würde z. E.

Werderſches Getreide, was die Beſtimmung hatte in Braunsberg oder Königsberg verbraucht zu werden, durch Vermittelung von Aufkäufern geradeswegs und ohne Zwiſchenabſatz dorthin gelangen, ſtatt, daß es ſonſt, ſo fern es ſolchen Bauern gehörte, die nicht ſelbſt in Beſitz eines zur Reiſe über das Haff genugſam ſtarken Kahnes wären, oder die, in Betracht ihrer kleinen Getreidevorräthe, die Miethung eines ſolchen Kahnes unvortheilhaft fänden, nach Elbing zum Verkauf gehen müßte, und erſt von da zu ſeinem endlichen Beſtimmungsort, beladen mit allerhand Unkoſten, die ſich hätten erſparen laſſen, gelangen könnte.

Maaßregeln, welche für die Produktion nachtheilige Folgen haben, können für das konſumirende Publikum im Ganzen betrachtet, gewiß nicht vortheilhaft ſeyn. Denn natürlich muß die allgemeine Verſorgung kümmerlicher ausfallen, wenn der Geſammtertrag des Bodens kleiner ausfällt. Und eben ſo gewiß ſind Maaßregeln, die den Vertrieb erſchweren, auf keine Weiſe nützlich für die Geſammtheit der Konſumenten, als welche, wegen jedes

solchen Erschwernisses, dem zufolge die Verbreitung des Getreides von Gegenden, die dessen übrig haben, nach Gegenden, die dessen bedürfen, minder zeitig und minder reichlich, auf Umwegen und durch vermehrte Zwischenabsätze geschieht, nothwendig theurer bezahlen müssen. Nur für die Kaufleute manches Platzes zumal, wenn derselbe an einem überaus fruchtbaren Landstriche liegt, (wie Elbing) könnte aus solchen Vertriebserschwernissen eine Art von Zwangshandel oder Monopol gegen den Producenten beim Einkauf sowohl, als gegen den entfernten Konsumenten beim Wiederverkauf, und mithin eine Quelle von Gewinn entstehen, der gerade in solchen Jahren am reichsten für sie ausfallen würde, in welchen (wie i. J. 1794) der anstoßende fruchtbare Landstrich (der Niederungen) die gesegnetesten Ernten, und die andern zumal entfernten Gegenden (der Höhe) den traurigsten Mißwachs hätten.

So fern nun die Maaßregel des Edikts, Kraft der vorher (bei 1. und 2.) erklärten Folgen, unter manchen Umständen Anlaß zu solchen Preißerhöhungen im Ganzen der verschiedenen Landesgegen-

den und Jahreszeiten geben, welche nicht von der Natur der Dinge herrühren, sondern mit ihnen Maßregeln wegfallen würden, und welche auf Kosten des Producenten sowohl als des Konsumenten, blos den Handelsleuten dieser oder jener Stadt Gewinn bringen, so streben sie in der That ihrem eigenen Zweck entgegen. Indem sie die Aufkäuferei, das Wort im kaufmännischen Sinne genommen, hindern wollen, die wohl durch kein Gesetz sich hindern läßt, führen sie die Aufkäuferei, das Wort im staatswirthschaftlichen Sinne genommen, herbei, die ohne ein Gesetz von selbst, wenigstens, was das Getreide betrifft, wohl nicht Statt finden kann. Und indem sie dem eingebildeten Uebel der Unbeschränktheit des inländischen Getreidehandels steuern wollen, veranlassen sie die Entstehung der würklichen Uebel eines Monopols.

Einen sprechenden Beleg für die Richtigkeit dieser Darstellung der Sache giebt ein beim Hofe, zu Anfange des Jahres 1795, angebrachtes Vorstellen der Kaufleute eines namhaftes Handelsplatzes, die vereint mit den Mälzenbräuern sich erbo-

ten, zu Anstalten, welche auf Hintertreibung der von ihnen sogenannten Aufkäuferei abzielten, jährlich über 1000 Rthl. aus ihren eigenen Mitteln herzugeben. Warum anders, als weil sie darauf rechnen konnten, mittelst jener Anstalten, welche die strengste Handhabung des Edikts bewürken sollten, nicht nur diese Kosten, (welche sie natürlich durch eine unter sich eigens gemachte Auflage einsammeln würden) ersetzt zu bekommen, sondern noch einen anderweitigen Gewinn zu erlangen. Und woher anders sollte dieser Gewinn kommen, als aus den niedigeren Preißen, die sie dem Producenten bei ihrem Einkauf, und aus den höhern Preißen, die sie den entfernten Konsumenten beim Wiederverkauf hofften abnöthigen zu können, kurz, aus der Art von Zwangshandel und eigentlich im ächten Sinne so zu nennender Aufkäuferei, in deren Besitz sie mittelst jener Anstalten sich befinden würden.

Freilich das Verbot des Edikts, an eine Zwischenhand nicht anders, als auf dem Markt einer Stadt, und zwar ohne schon vorhergenommener Abrede, zu verkaufen, wird von den Handelsleuten der großen, zumal Seestädte, und von den

mächtigern Landwirthen, wie Gutsherrn und Domainenpächter, fast so gut wie gar nicht gehalten, aber gerade der Umstand, daß es für diese wenig und dagegen noch viel gilt, theils für die geringeren Unternehmer, welche in den Landstädten, Flekken und Dörfern sich mit Aufkauf befassen wollten, theils für die kleinern und minder vermögenden Producenten, welche des Schutzes und selbst der Begünstigung von Seiten des Staats so sehr bedürfen, und beides in Betracht ihrer großen Anzahl so sehr verdienen, macht das Uebel deste schlimmer.

III.

Auf welche Weise kann der Zweck des Edikts in Ansehung des inländischen Getreidehandels erreicht werden?

Der Hauptzweck, dem gesammten konsumirenden Publiko seinen Getreidebedarf zu Preißen, die dem Ertrage der Ernte angemessen, und vor willkührlichen Erhöhungen bewahrt seyen, zuzusichern, sowohl, als selbst der Nebenzweck, den Granhandel der Städte im Ganzen, und nach dem gerechten Verhältniß der Wichtigkeit dieses Gewerbes zu den andern Ge-

werbearten zu befördern, läßt sich durch nichts wirksamer erreichen, als:

1) durch Beförderung der Produktion, und

2) durch Erleichterung des Vertriebs.

Denn was das Erste betrifft, so muß von dem Totalertrage der Ernte natürlich alles, was nicht auf dem platten Lande selbst verbraucht wird, nach den Städten, und was über den Bedarf der Städte hinausreicht, nach dem Auslande gehen, das heißt hier in Preußen, nach den Seestädten; weil dasjenige Ausland, welches uns an unserm öst- und südlichen Grenzen umgibt, uns Getreide nicht abnimmt, vielmehr selbst zubringt.

Und was das Zweite anlangt, so strebt natürlich jede Waare, und besonders das Getreide allemal von da, wo es weniger gilt, dorthin zu gehen, wo es mehr gilt, d. h. wohin der Staatswirth in allem Betracht wünschen muß, daß es gehe, und es wird dahin auf die leichteste und unkostspieligste Art gelangen, und wird folglich allenthalben, nach Maaßgabe des Bedürfnisses am sichersten und bequemsten sich verbreiten, wenn nur alle Hindernisse, die daselbe in

dem natürlichen Gange, welchen es von selbst nimmt, stören könnten, entfernt werden.

Aus diesen eben so klaren als einfachen zwei Grundsätzen, die wohl keine Sophisterei leicht wird verdunkeln oder verwirren können, ergibt sich, daß die einzige, dem obgedachten Zweck angemessene Maxime darin besteht, den inländischen Getreidehandel von den Beschränkungen, worunter ihn das Edikt hält, zu entbinden, und der ungehinderten Nationalbetriebsamkeit zu überlassen. Bei der genauern Bestimmung dieser Maxime, kommen folgende drei Punkte in Betracht.

Erstens, das Marktordnungswesen in den Städten. Das mag in seiner Kraft bleiben, so fern es zu der Absicht dient, theils den Vorkauf in der Stadt selbst zu hindern, theils Beeinträchtigungen der Käufer unter einander zu verhüten, denn in dem Betracht ist es immer beifallswerth. So fern es aber die Würkung hat, dem Landmann den Marktbesuch durch mancherlei Unrechtmäßigkeiten zu verbittern, und ihm die freie Benutzung seines Eigenthums zu erschweren, würkt es, am Ende genommen, selbst dem Interesse

der städtischen Konsumenten entgegen, und kann in diesem Betracht nicht genug gemildert werden. Indessen bis das Problem, wie jene Absicht ohne diesen Nachtheil sich erreichen lasse, besser als bisher aufgelöset ist, mögen immerhin, wie schon jetzt geschieht, die starken Fuhren, welche bereits verhandeltes oder besprochenes Getreide für den Kaufmann bringen, wenn sie sich das unnütze Stehen während der langen Marktstunden ersparen wollen, entweder erst gegen Ablauf derselben, in der Stadt eintreffen, oder durch Lösung eines Freizettels von der Polizei, die Befugniß zur früheren Abladung sich verschaffen, eine Förmlichkeit, die allerdings nutzlos und lästig, aber nun einmal von der bestehenden Marktordnung nicht zu trennen ist.

Zweitens, die Art von sogenanntem Vorkauf außerhalb eines Stadtbezirks, welche in dem Einhandeln des auf dem Wege nach einer Stadt begriffenen Getreides besteht. Diese scheint keines Verbots zu bedürfen. Man kann sich auf den Eigennutz des Landmanns und seinen natürlichen Schluß, daß, wenn ihm unterwegens gute Preiße geboten werden, die Preiße in der Stadt wohl noch

besser seyn werden, sicher verlassen, daß er nicht leicht unterwegens verkaufen wird; außer in solchen Fällen, wo er entweder 1) unter zwei Uebeln das geringere wählen muß, z. B. wenn er bei Schlittenführen auf einer weiten Reise plötzlich von Thauwetter überfallen wird, in welchem Fall es mehr als ungerecht wäre, ihm die Wahl zu nehmen. Oder 2) wenn die Person, die man Vorkäufer nennt, ihm überwiegenden Vortheil zugesteht, welches sie nicht thun wird, wenn sie nicht entweder selbst zu ihrem Bedarf das Getreide nothwendig braucht, oder dasselbe nach Orten, wo es noch theurer gilt, hinschicken, oder für Zeiten, wo es muthmaßlich noch theurer gelten wird, aufsparen will, und in diesen Fällen wäre es theils hart, theils gemeinschädlich, solchen Handel zu hindern. Denn daß durch solchen Handel Preißerhöhungen im Ganzen hervorgebracht werden könnten, die sonst nicht Statt fänden, ist, wie unten (I. B.) erhellen wird, eine unstatthafte Besorgniß.

Drittens, das eigentliche Aufkaufen, welches in dem Geschäfte besteht, Getreide auf dem Lande von den Pro-

Producenten zum beliebigen Wiederverkauf einzuhandeln. Dieses scheint nicht nur ohne Schaden, sondern selbst mit Vortheil für das Staats- und Nationalinteresse, den städtischen Kaufleuten sowohl als einem jeden Bewohner des platten Landes oder wenigstens jedem Grundeigner und Pächter, der sich damit befassen will, gestattet werden zu können, er mag das gekaufte Getreide zum Aufschütten, oder unmittelbar zum Verführen bestimmen, und er mag es selbst abholen oder sich zubringen lassen.

Gegen diese Entfesselung des inländischen Getreidehandels kann man nur einen doppelten Einwand haben, nämlich, ob nicht die Städte darunter leiden werden, und zwar,

I. was ihre Konsumtion, und

II. was ihr Handelsgewerbe betrifft.

Jeder dieser Punkte verdient eine genaue Untersuchung. Es fragt sich also:

I. Ist nicht für die städtische Konsumtion eine solche Unbeschränktheit des inländischen Getreidehandels gefährlich?

In keinem Fall, sie muß vielmehr gerade in den dringendsten Zeiten von den

wohlthätigsten Folgen seyn. Denn sie hat die unmittelbare Wirkung, den Vertrieb des Getreides von da, wo es weniger gilt, dorthin, wo es mehr gilt, aufs vollkommenste zu erleichtern. Und das Getreide strebt, wie schon bemerkt worden, von selbst am häufigsten dahin zu gehen, wo die Preiße am höchsten, mithin die Nachfrage am stärksten und folglich das Bedürfniß am größten ist. Zwar kann dieß Bedürfniß von zweifacher Art seyn, entweder zum Selbstgebrauch oder zur Ausfuhr nach der Fremde. Aber die Ausfuhr nach der Fremde mag gesperrt oder sie mag frei seyn, (wie sie es, selbst bei Mißernten, billig immer seyn sollte, solange sich nur irgend auf Einfuhr rechnen läßt, welche natürlich gleich stockt, so bald die Ausfuhr gesperrt wird); so bleibt in jedem dieser Fälle jene wohlthätige Wirkung der Freiheit des inländischen Getreidehandels immer ganz dieselbe. Indessen ist es der Mühe werth, den erwähnten Einwand genauer zu zergliedern. Er löset sich in folgende zwei Bedenklichkeiten auf:

A) Wird nicht vielleicht weniger Getreide, als sonst wohl käme, für jedermanns

freien Kauf zum Markt kommen, wenn das Recht ungehindert auf dem Lande aufzukaufen

a) den städtischen Handelsleuten, und

b) sogar ländlichen Unternehmern eingeräumt wird?

a) Die Kaufleute, zumal aus den großen Städten, haben den Aufkauf auf dem Lande, so weit sie denselben ihrem Interesse gemäß fanden, de facto schon immer ziemlich getrieben, und werden ihn, wenn man ihnen das Recht dazu giebt, eben nicht sehr viel weiter treiben. In der That kann ihr Interesse sie zu diesem Geschäfte nicht sonderlich einladen, weil, sobald sie sich an den Producenten in seiner Heimath mit Kaufanträgen wenden, dieser eben darum vermuthet, daß in der Stadt, bei der Konkurrenz mehrerer Käufer, wohl noch bessere Preiße werden zu bekommen seyn, und daher in seinen Forderungen aufschlägt, oder wohl gar auf höhere Preiße in einer Stadt schließt, und sonach dorthin zu Markt geht. So würde z. B. gerade aus den Anträgen, wodurch Elbingsche Granhändler einen Landwirth bewegen wollten, sein Ge-

treide an sie zu überlassen, dieser vielleicht auf höhere Preiße in Königsberg oder Danzig schließen, und nach erlangter Gewißheit davon, mit seinem Getreide dorthin gehen: ein Gang, der (beiläufig zu sagen) dem Staatswirth lieb ist, so fern das Getreide dann, zum Besten des Producenten sowohl als des Konsumenten, dahin kommt, wo es mehr gilt, und wo man folglich dessen mehr bedarf; der aber natürlich jenen Granhändlern nicht gefallen kann. Es ist oben (II. 2. C.) ein Beispiel von Kaufleuten angeführt, die sich erboten, eine namhafte Summe aus ihren eignen Mitteln zu Anstalten gegen Aufkäuferei jährlich herzugeben: aber man kennt kein Beispiel, daß Kaufleute einer Handelsstadt vereint wegen anderweit überhand nehmenden Aufkaufs, um das Recht gebeten hätten, auch ihrerseits Aufkauf treiben zu dürfen. Warum nicht? Weil, so weit der Aufkauf ihrem Interesse gemäß ist, sie ihn doch wohl zu treiben Mittel finden, und weiter darin zu gehen, ihrem Interesse nicht so gemäß ist, als der Mitbewerber im Handel weniger zu haben.

b) Die ländlichen Aufkäufer können, da von dem gesammten Bodenertrage alles, was nicht auf dem Lande verbraucht wird, nothwendig in die Städte gehen muß, den Städten nichts vorenthalten: sie müssen vielmehr, um bei dem äußerst mißlichen und kostspieligen Geschäfte des Aufkaufs keinen Schaden zu nehmen, jeder Stadt, die sie ablangen können, nach Maaßgabe, wie darin die Preiße steigen, das ist, wie darin das Bedürfniß sich stärker äußert, unverzüglich durch Zufuhr auszuhelfen bedacht seyn, zumal da sie, bei der Unbeschränktheit des innern Getreidehandels, mehrere Mitspekulanten neben sich sehen würden, denen sie vorzuspringen suchen müßten.

B) Würden nicht durch Aufkauffreiheit die Getreidepreiße für die Städte vertheuert werden?

Im Ganzen der verschiedenen Plähe des Landes und der Zeiten des Jahres zusammen genommen, gewiß nicht; vielmehr werden

a) Die Preiße, theils vor den gewaltigen Sprüngen an diesem oder jenem Ort, wodurch nicht selten ein Allarm von Theurung entsteht, der den Producen-

ten vom Verkauf abhält, und dann wahre Noth erzeugt, theils vor dem unverhältnißmäßigen Sinken in Einer Jahreszeit, welches, so fern es eine minder sparsame Konsumtion veranlaßt, oft für die folgenden Jahreszeiten bittern Mangel nach sich zieht, besser, als es sonst durch Anstalten möglich wäre, bewahrt werden.

Das Interesse der Aufkäufer, so fern sie Getreide zu einer Zeit in einer Gegend einhandeln, um es in einer andern oder in derselben Gegend zu einer andern Zeit wieder zu verkaufen, stimmt mit dem Interesse des gesammten Publici, die Preiße so gleichmäßig, als es die Natur der Sache zuläßt, an allen Orten und durch alle Jahreszeiten zu haben, aufs genaueste überein. Ohne Dazwischenkunft solcher Personen würde vielleicht mancher Ort etwas niedrige Preiße haben; aber auf Kosten anderer Plätze, die desto höhere hätten. Ohne sie würde vielleicht in einem Theile des Jahres das Getreide wohlfeiler seyn, aber eben darum für die folgende Zeit desto gewaltiger steigen. In beiden Betracht, leisten sie dem konsumirenden Publiko einen wahren Dienst, der, zumal was den

letzten Umstand betrifft, nie von größerer Wichtigkeit ist, als gerade in Mißwachsjahren.

Denn findet sich nun einmal in dem erbauten Vorrath gegen den gesammten Bedarf ein würkliches Defeit, so ist nichts besseres zu thun, als diesen Ausfall so gleichmäßig, als es sich irgend thun läßt, auf den ganzen Zeitlauf des Jahres zu vertheilen, und daher zu verhüten, daß nicht durch unverhältnißmäßige niedrige Preiße und einen dadurch veranlaßten allzuschnellen Verbrauch in einem Zeittheile des Jahres, eine eben so unverhältnißmäßige Theurung und Noth für die folgende Zeit verursacht werde. Und gerade das ist es, was die Aufkäufer nach ihrem besten Wissen und Vermögen aufs genaueste zu bewürken, durch ihr eignes Interesse bewogen werden.

Sie schütten auf, so fern sie urtheilen, daß das Getreide nach einiger Zeit knapper, als jetzt zu Markt kommen, und theurer als jetzt gelten werde. Irren sie sich darin; so verlieren sie nicht nur die Zinsen von ihrem auf das Aufschütten angelegten Kapital, sondern auch durch die mit dem Aufschütten verbundenen Kosten,

einen Theil des Kapitals selbst. Irren sie sich aber nicht, so ist es gut, daß das Publikum durch die bei Zeiten höher gehenden Preiße, früher zu allen Arten von Sparung veranlaßt, und mittelst derselben vor der größeren Noth, die sonst in dem weitern Verlauf des Jahres eintreten würde, bewahrt werde. Was aber den Wiederverkauf des eingehandelten Guts betrifft; so fordert ihr Interesse selbst sie auf, sich dabei nach dem muthmaßlichen Verhältniß zwischen dem Totalbedarf und dem Totalvorrath dergestalt zu richten, daß sie mit demselben gleichsam Schritt halten; auch ist es allemal für sie besser und sicherer, ihre Umsätze oft und schnell zu machen, oder selbst bei geringem Vortheil zeitig zu verkaufen, als zu zögern, auf Gefahr, daß mittlerweile der allgemeine Vorrath gegen den allgemeinen Bedarf sich größer, als man ihn gemuthmaßt hatte, ausweise, und sonach der Preiß, zumal bei weiterem Fortrücken zu der Ernte, schnell und tief sinke: im erstern Fall bedauern sie vielleicht einen entgangenen Gewinn; im andern leiden sie einen würklichen Schaden; weil der Preiß sich durch das eben erwähnte Verhältniß, so weit

daſſelbe erkennbar iſt, auf eine unabänderliche Art beſtimmt.

Denn man glaube nur nicht, daß ſie durch Aufkaufung großer Vorräthe jemals die Macht erlangen könnten, den Preiß zu reguliren. Dazu iſt das Kapital von Einzelnen, und ſelbſt von ſo Vielen, als möglicherweiſe ſich beredeen könnten, bei weitem zu klein, und dazu iſt ein ſolches Einverſtändniß bei dem entgegengeſetzten Intereſſe eines jeden, durch früheres Losſchlagen auf Koſten der andern gewinnen zu können, viel zu unſicher; nicht zu erwähnen, daß ſie außer ſo vielen andern Ihres gleichen, noch die zahlreichſte Klaſſe von Getreideverkäufern neben ſich haben, nämlich die auf allen Punkten des Landes vertheilten Producenten ſelbſt, unter denen eine allgemeine Beredung undenkbar iſt, und die ihnen bei jedem Verſuch den Preiß künſtlich zu heben, unausbleiblich vorſpringen und den Vortheil aus den Händen nehmen würden. Das jetzige Frühjahr 1801 liefert hierüber eine merkwürdige Erfahrung. Die Königsbergſchen Granhändler zuſammen genommen, haben gewiß mehr Verlag auf den Kornkauf anzuwenden, als der reichſte Privatmann im

Lande haben mag. Und doch haben sie es nicht hindern können, daß der Kornpreiß, der noch im Februar gegen 2 Rthl. 8 Gr. stand, im April bis gegen 1 Rthl. 4 Gr. herunter ging; so groß auch der Verlust seyn mochte, der ihnen im Betracht der Vorräthe, die sie liegen hatten, bei einem so schnellen und starkem Abschlage bevorstand.

In so fern eine völlige Aufkauffreiheit den Erfolg hat, die Mobilisirung der Getreidevorräthe im ganzen Lande durchgängig zu erleichtern, wird sie allerdings auch den Erfolg haben, daß, wenn die Ausfuhr nach der Fremde offen ist, der Einfluß des auswärtigen Handels auf die einheimischen Preiße sich im ganzen Lande schneller verbreitet. Aber so lange die Ausfuhr selbst nicht für nachtheilig gehalten wird, kann auch dieser Erfolg gewiß nicht nachtheilig seyn; er muß vielmehr beitragen, Gewerbsamkeit in allen Winkeln des Landes zu erwecken, und in allen, selbst den entlegensten Gegenden die Bodenkultur zu befördern. Auch von dieser Seite läßt sich demnach, wie es scheint, kein triftiger Einwand gegen die

Entfesselung des inländischen Getreidehandels hernehmen.

b) Es werden den Städten durch die Betriebsamkeit der Aufkäufer in vielen Fällen sogar niedrigere Preiße, obgleich ohne Nachtheil des Producenten, zu gute kommen, als sonst möglich wäre. Denn Aufkäufer

aa) wissen, wo etwa im Lande herum sich Ueberfluß findet, welchen Landwirthen damit gedient ist, gerade jetzt zu verkaufen, in welchem Zeitpunkt hier oder da der Preiß am niedrigsten steht; so wie sie auch wissen, wo Mangel, wo er größer, und wo Hülfe gegen denselben minder nahe ist.

bb) Sie haben öfters Mittel, den Transport minder kostbar einzurichten, als derselbe dem Producenten zu stehen käme, der bei seinen Marktfuhren mehr an Geschäften versäumen, mehr Zeit zubringen, mehr ausgeben würde, und der nichts verliert, wenn er auch den ganzen Werth dieser Ersparnisse sich vom Preiße abziehen läßt.

cc) Indem sie durch gleichmäßige Verbreitung des Getreides nach allen Plätzen jedem falschen Allarm von Theurung

vorbengen, der sonst den Preiß ungebührlich höhe, und hernach desto tiefer herabwürfe, kaufen sie wohlfeiler ein, ohne daß den Producenten im Ganzen ein Gewinn entzogen, vielmehr oft ein Verlust erspart wird, wobei noch zu bemerken ist, daß Anträge von Seiten eines ländlichen oder kleinstädtischen Aufkäufers nicht dieselbe Folge, wie Anträge von Seiten eines großstädtischen Granhändlers haben, den Landwirth zurückhaltend zu machen; aus dem einfachen Grunde, weil der Landwirth nicht so tiefe Spekulationen bei jenem, wie bei diesem, voraussetzt, auch gegen jenen nicht so mißtrauisch, wie gegen diesen, bei den Versicherungen ist, wodurch sie ihm den Wahn von höheren Preißen zu benehmen suchen.

Auf solche Weise können Aufkäufer den Städten öfters Getreide zu wohlfeilern Preißen, ohne Nachtheil des Producenten stellen, als es sonst möglich wäre. Ob nun, was sie können, sie auch würklich wollen und thun werden, läßt sich wenigstens, was diejenigen betrifft, die sich auf ihr Interesse recht verstehen, daraus beurtheilen, daß sie in der That besser ihre

Rechnung dabei finden, wenn sie ihre Umsätze schneller und öfter machen, als wenn sie damit zögern, und daß ihr Vortheil sicherer ist, wenn sie wohlfeil absetzen, was sie wohlfeil einhandeln konnten, als wenn sie theuer verkaufen, was sie theuer bezahlen mußten. Zu geschweigen, daß, wenn dieser oder jener seine Forderungen hoch spannen wollte, die andern, welche ihm gleichsam auf den Dienst lauern, ihn bald ausstechen und um den gehofften Vortheil bringen würden.

II. Wird nicht durch Aufkaufsfreiheit dem Kornhandelsgewerbe in den Städten Abbruch geschehen?

A) Die Geschäfte des auswärtigen Handels in den Seestädten können durch den unbeschränktesten inländischen Handel keinen Abgang leiden; sie müssen dadurch vielmehr manche Erleichterung gewinnen; weil, wie schon erwähnt worden, von dem ganzen Ernteertrage Alles, was über den Bedarf des platten Landes und der andern Städte hinausreicht, nothwendig nach den Seestädten gehen muß, und durch Vermittelung der Aufkäufer bei der dem Producenten im

mer verbleibenden freien Wahl, sein Getreide nach Belieben an diese, oder an die Granhändler in der Seestadt selbst abzusetzen, gutentheils viel leichter, schneller und selbst wohlfeiler dorthin geschafft werden kann.

B) Was die drei Zweige des inländischen Handels betrifft, nehmlich

a) den Verkehr zwischen den ländlichen Einwohnern,

b) den zwischen den Städten und dem platten Lande,

c) den zwischen den Städten;

so scheint die Aufkauffreiheit, von allen diesen Seiten betrachtet, keinen Nachtheil für das städtische Gewerbe mit sich zu führen. Denn

a) sie mag den Verkehr unter den Bewohnern des platten Landes noch so sehr erleichtern und vermehren; so kann sie gleichwohl dadurch dem Handelsgewerbe in den Städten keinen Abbruch thun, weil sie die Bestimmung alles über den ländlichen Bedarf überschießenden Getreides, nach den Städten zu gehen, dadurch nicht ändern kann. Wollte man sagen, sie könne diesen Bedarf selbst, insonder-

heit für die ländlichen Brau- und Brennereien, zum Schaden der Städte, ungebührlich vergrößern helfen; so muß man bedenken, erstens, daß sie das Recht des Getränkabsatzes läßt, wie es war, und daß nach der Größe des Getränkabsatzes, so weit derselbe befugtermaßen geschehen kann, sich die Größe des dazu erforderlichen Getreidebedarfs richtet, aber nicht umgekehrt; und zweitens, daß schon bisher den ländlichen Einwohnern aller Einkauf solches Bedarfs immer freigestanden hat, weil das Edikt vom 17. Novbr. 1747 denselben, zwar nicht förmlich auktorisirt, aber auch weder ausdrücklich, noch dem Sinne nach verbietet.

b) Sie ist in Ansehung des zweiten Verkehrs ganz dazu geeignet, das Granhandelsgewerbe in den Städten zu befördern; weil sie dem Kaufmann die Wahl der Art und Weise, wie er sein Einkaufsgeschäfte jedesmal am besten glaubt einrichten und durch Zwischenhände sich erleichtern zu können, völlig überläßt.

c) Was endlich den Verkehr theils zwi-

sätzen den Seeplätzen unter sich, theils zwischen ihnen und den Städten betrifft, die mit ihnen durch Wasserfahrt in Gemeinschaft stehen (wie Tilsit und Insterburg mit Königsberg, wie Thorn, Graudenz und Marienburg mit Elbing, Danzig und über das Haff mit Königsberg); so kann die Aufkaufsfreiheit bloß die einzige Folge haben, öfter als bisher den Fall eintreten zu lassen, daß ein Seeplatz Getreide aus einer entfernten Gegend unmittelbar vom Lande selbst bekommt, statt daß er sonst dasselbe mittelbar über eine jener Gegend näher liegende Stadt ziehen müßte. Wenn nun gleich in jedem solchen Fall der letztern Stadt gewisse Geschäfte entgehen; so können es doch nur solche seyn, die bloß der bisherige Handelszwang hervorzudringen vermag und die zu derjenigen Art gehören, welche, wie oben (II) gezeigt worden, immer mit einigem Nachtheil für den Producenten sowohl als Konsumenten, und sogar für das Ganze des Handels selbst verknüpft, und sonach mit den eigentlichen Aufkäufereigeschäften von gleicher Natur sind. Alle

andere

andere sonst zwischen den Städten vorgehenden Geschäfte hingegen, welche nicht auf jenem Zwange, sondern auf den natürlichen Handelsverhältnissen dieser Städte beruhen, können durch Aufhebung jenes Zwanges keine Verminderung erleiden.

Zwar könnte man besorgen, ob nicht mancher Granhändler aus der Stadt auf das Land ziehen, und seine Stelle in der Stadt unbesetzt bleiben würde. Aber dagegen wird man doch auch bald gewahr, daß, wenn er aus einer Landstadt zöge, er die vielen andern Nebenhandelszweige, welche er dort in seiner Hand hatte, ganz oder größtentheils einbüßen, und, wenn er einen Seeplatz verließe, zu einem bloßen Unterhändler für seine vormaligen Mitgenossen herabsinken würde. In jedem Falle möchte er die Vortheile, welche er verlöre, durch den accisefreien Genuß der kleinen Anzahl von Artikeln, die er nicht aus der Stadt zu kaufen brauchte, vollends bei der anderweitigen Auflage, die ihn dafür wieder träfe, wohl schlecht vergütet finden, wenn er nicht mit dem Getreidehandel, den er treiben wollte, Landwirthschaft, Frachtfahrerei oder sonst ein Gewerbe, was

sich für seine neue Lage schickt, und in der Stadt minder gut paßt, verbände: woraus von selbst folgt, daß auch die Stelle, welche er in der Stadt verlassen hätte, bald wieder besetzt seyn würde.

Wenn also nach Aufhebung des bisherigen Handelszwanges, Geschäfte für ländliche Unternehmer neu entstehen, so werden es hauptsächlich theils solche seyn, die für den städtischen Granhändler, in Betracht seiner Lage und seines Kapitals, unthunlich oder uneinträglich, obwohl für den ländlichen Unternehmer, aus entgegengesetzten Ursachen, noch immer vortheilhaft und ausführbar sind, und die folglich, wenn man sie letzterem verböte, ersterer doch nicht würde treiben wollen oder können; theils solche, die ersterer zwar unternimmt, wenn sie letzterm verboten, aber auch anders nicht, als wenn sie diesem verboten sind, und die also, wie schon aus dem Zwange, ohne den sie nicht statt finden, begreiflich ist, bessern Geschäften an einem andern Orte Abbruch thun, und zu der kurz vorher (bei c) erwähnten Gattung gehören. Was dagegen alle anderen Geschäfte betrifft, so darf man es der Betriebsamkeit der städtischen Granhändler

wohl zutrauen, daß sie sich nichts davon werden entgehen lassen, und daß sie in der Unbeschränktheit des inländischen Getreidehandels selbst Mittel finden werden, jene dem Anscheine nach für sie mißliche Mitbewerbung ländlicher Aufkäufer zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Der Kreise, die ihres Interesse wegen jede Verminderung des städtischen Gewerbes zu fürchten hat, würde, wenn sie das ediktmäßige Verbot des Getreideaufkaufs für nothwendig erklärte, der Beweis obliegen, daß dieses Verbot würklich eine Verminderung des Granhandels in den Städten abzuwehren strebe, und sich durch Anstalten überall geltend machen lasse, welche in Betracht der Kosten, die sie für den Staat, und der Plackereien, die sie für das Volk mit sich führen, des Zwecks, den sie erreichen sollen, werth seyen. Und so viel über den inländischen Getreidehandel.

Was in dieser ganzen Darstellung bisher mit besonderer Hinsicht auf das Getreide, als das wichtigste von allen Produkten, gesagt ist, theils von den Folgen, welche das Edikt hat, die Produktion zu

mißbefördern, und den Vertrieb zu erschweren, theils von dem wohlthätigen Einflusse, den dagegen die Zwanglosigkeit des innern Verkehrs in jenem zweifachen Betracht haben würde, theils von der Unstatthaftigkeit der Besorgnisse, durch welche sich die bisherige Handelsbeschränkung zu rechtfertigen scheint; das Alles läßt sich ohne Mühe auch auf die Arten von Landprodukten anwenden. Es kann bei dieser Anwendung weiter kein Unterschied in Betracht kommen, als den die eigenthümlichen Beschaffenheiten angeben, welche sich an diesen mancherlei Produkten, als Handelswaaren betrachtet, finden, und durch welche sich jede Gattung derselben von den andern Gattungen sowohl als von dem Getreide unterscheidet. Es wird daher genügen, nur in Hinsicht auf diese Unterschiede hier einige Bemerkungen darzulegen; nach der Reihe der drei Klassen dieser Produkte.

1) Was die Nahrungsartikel betrifft, so sind in dem Edikte alle Gartengewächse, den Kreis von vier Meilen rings um Berlin und Königsberg abgerechnet, überall einem Jeden zum Aufkauf ausdrücklich frei gelassen. Eine Freiheit,

die höchst wohlthätige Folgen hat. Ohne sie würde, um nur ein Beispiel anzuführen, Königsberg in diesem Jahre die Kartoffeln, wie vortrefflich sie auch gerathen waren, zu seinem Trost bei den bis zum April zu hoch gestandenen Kornpreißen, gewiß nicht so wohlfeil gehabt haben, als es sie hatte. Aufkäufer, die mit Kähnen Flottenweise ankamen, waren es, durch deren Hülfe der Preiß meist um 12 ggr. schwebte, und einmal selbst auf 8 ggr. sank. Uebrigens macht der doppelte Umstand bei den Gartengewächsen als Handelswaare betrachtet, daß sie nehmlich so sehr voluminös, und so wenig haltbar sind, jede mögliche Erleichterung ihres Transports durch Aufkauf noch erwünschter und jede besorgliche Preißerzwingung durch Aufkauf noch unthunlicher, als sogar beim Getreide selbst. Lebendiges Vieh aller Art ist von dem Aufkaufsverbot nur bedingt ausgenommen, obgleich schon der Umstand, daß es gefüttert werden muß, jede Besorgniß eines zu weit gehenden Aufkaufs hebt. Nicht weniger aber scheint, in Ansehung der Fleischwaaren, wie Speck, Schinken und Schweinsrümpfe,

die des Winters nach den Städten zu gehen pflegen, der freie Zwischenhandel sich aus den allgemeinen Gründen rechtfertigen zu lassen. — Bei der Butter macht das Edikt zwischen der in Stücken und der andern (in Gefäßen) einen Unterschied, und räumt bloß in Absicht der ersten den Aufkauf ein, mit der Erklärung, daß dadurch der Zweck erreicht werden soll, dem Mangel an Zufuhr in den Städten abzuhelfen. Da für die Städte die Zufuhr der andern Art von Butter wohl nicht minder wichtig, als die der erstern ist, und das Mittel, welches zu dem einen Zwecke dienen soll, wohl auch nicht fehlen kann zu dem andern zu dienen, so läßt sich diese eigene Beschränkungsart des inländischen Butterhandels wohl nur daraus erklären, daß man besorgt hat, es möchte vielleicht durch Aufkäuferkünste dieser wichtige Artikel monopolisiret werden können. Gleichwohl gilt dasjenige, was oben (III. 1. B) gegen eine ähnliche Besorgniß in Ansehung des Getreides gesagt ist, gewiß auch von der Butter, zumal in Betracht der Eigenheiten, welche dieses Produkt an sich hat, fort-

gehend theilweise (nicht wie das Getreide auf einmal) gewonnen zu werden, und fortgehend durch das Liegen zu verlieren. Dagegen zeigt sich die Betriebsamkeit der Aufkäufer als das beste Mittel, den Mangel einer Gegend mit dem Ueberflusse einer andern auszugleichen, in Ansehung dieses Produkts desto wünschenswerther, weil dasselbe in manchen Landstrichen (wie in den Niederungen) so überflüssig, und dagegen in andern (den wiesenarmen hohen Gegenden) so spärlich und in denselben heißen und dürren Jahren, dort am reichlichsten, hier am kümmerlichsten gewonnen wird, überdem durch Viehsterben an manchen Orten fast ganz wegfallen kann. Preißerhöhungen im Ganzen der verschiedenen Gegenden und Zeiten sind bei freier Konkurrenz der Aufkäufer so wenig zu fürchten, daß man vielmehr hoffen darf, es werden gerade mittelst derselben die Preiße sich dem wahren Verhältnisse des Betrages zum Bedarf am angemessensten erhalten, und zwar mit Vortheil für den Producenten sowohl als für die Gesammtheit der Konsumenten für jenen, sofern Aufkäufer ihn in dem entlegensten

Winkel aufsuchen, und ihm die kleinen Quantitäten, welche ihm nicht der Marktfuhr lohnen, um Preiße abnehmen, die, wenn auch an sich geringer, doch in Betracht dessen, was er dabei erspart, besser sind (denn sonst würde er ja nicht verkaufen); für diese, sofern überall, wo das Bedürfniß größer ist, die Zufuhr stärker hingeht, und sonach durch gleichförmigere Verbreitung der Waare ein gleichförmigerer Kaufpreiß bewürkt wird.

2) In Absicht der Feuerungsmittel hat das Edikt den Landleuten den Aufkauf des Holzes aus Königl. und Adel. Wäldern zum Wiederverkauf in den Städten freigegeben; weil, heißt es, sonst die Städte daran Mangel leiden würden, indem die Eigener der Wälder nicht immer im Stande sind, selbst den Transport zu übernehmen, und weil die Unterthanen dabei ihre Nahrung finden. Sehr wahr. Aus denselben Gründen aber würde auch wohl den Stadtleuten, welche sich etwa mit solchem Geschäfte befassen wollten, dasselbe zu gestatten seyn. Was vom Holz gilt, muß noch mehr vom Torf gelten, der, wegen sei-

nes geringen Werths bei größerer Masse, jeder möglichen Transporterleichterung, die nur von der freien Betriebsamkeit der Aufkäufer zu erwarten ist, noch mehr bedarf. Kohlen schließen sich an das Holz, wie Mehl an das Getreide, an, und eignen sich keinesweges zu besondern Ausnahmen.

3) Was die Materialien zu jedem andern Gebrauch, vornehmlich zur weitern Verarbeitung für den Kunstfleiß betrifft; so fordert das Edikt allgemein, daß sie von den Landleuten in die Städte gebracht werden sollen, und erlaubt nur den Fabrikanten, und auch diesen nur so viel, als sie zu ihrem Gewerbe selbst anwenden, nicht aber noch ein Mehreres zum Verkauf an Andere, auf dem Lande einzuhandeln. Die Absicht ist klar: es soll durch diese Maaßregel das städtische, zumal das fabricirende Publikum reichlicher und wohlfeiler mit dergleichen Materialien versehen werden. Aber was den Producenten den bequemen Absatz zu sichern Preißen verkümmert, kann die Produktion nicht befördern, und was Fabrikanten bei dem Vertrieb der Erzeugnisse zu ihrem Gewerbe bedürfen, die

Erlangung derselben nicht erleichtern. Was augenscheinlich von den Lumpen gilt, die den Papiermühlen gewiß einem großen Theil nach abgehen würden, wenn die Landleute nicht die Bequemlichkeit hätten, sie vor ihrer eigenen Thüre an die Aufkäufer abzusetzen, das gilt auch von einer Menge anderer kleiner Artikel, wie Borsten, Federposen, Haasenfelle und dergleichen. Es ist zu viel verlangt, daß Landleute mit ihren oft nur kleinen Quantitäten von solchen Sachen nach der Stadt, und vollends nicht einmal nach der nächsten, weil da vielleicht so gut wie gar keine Nachfrage darnach ist, gehen sollen. Nur die Betriebsamkeit der Aufkäufer kann dergleichen Artikel zu Gegenständen der besondern Sorgfalt des Landvolks machen, und in beträchtlichen Quantitäten, es sey für den seestädtischen Kaufmann zur Ausfuhr, oder für den inländischen Fabrikanten zu seinem Gewerbe, zusammenschaffen. — Theer, Ziegel und Kalk sind als Kunstprodukte im Edikt übergangen; aber Häute, Wachs, Taback und Hanf, sind unter dem Aufkaufverbot ausdrücklich genannt. Auf diese letztern

Univ.-Bibl. München

Artikel lassen sich theils die allgemeinen Gründe für die Freiheit des innern Handels überhaupt, theils die eben angeführte besondere Bemerkung leicht anwenden. Aber Flachs und Wolle verdienen genauer betrachtet zu werden.

Flachs ist das Material für die allgemeinste Volksindustrie; er wird zwar fast überall, aber nicht in allen Gegenden gleich stark gebaut, auch fällt er nicht von gleicher Güte in jedem Landstrich aus; überdem werden daraus durch Kunst mehrere sehr verschiedene Sorten bereitet. In Betracht aller dieser Umstände kann für das Nationalinteresse nichts vortheilhafter seyn, als den durchgängigen Vertrieb dieses Materials, wo und wie es die Nachfrage verlangen mag, auf alle mögliche Weise zu erleichtern; wozu kein Mittel besser dient, als der freie innere Handel. Gleichwohl hat das Edikt den Flachsaufkauf verboten. Würde dieß Verbot mit aller Strenge gehandhabt, so würde unter den Erschwernissen, die es für den Producenten sowohl als Fabrikanten mit sich führt, die Betriebsamkeit beider gewiß nicht wenig leiden. Denn ohne Aufkäufer kann, in überaus vielen Fällen, weder jener so sicher

und leicht seine großen oder kleinen Parthien Flachs absetzen, noch dieser, zumal die arme Spinnerin, so bequem sein Material in der geringen Quantität, wie er es jedesmal zu bezahlen oder zu borgen vermag, erlangen. Schon die Thatsache, daß beide, ungeachtet des Verbots, doch immer gern den Beistand der Aufkäufer anrufen, dient zum Beweise, wie vortheilhaft solcher für sie beide seyn muß. Aber den herrlichsten Beleg für die Wohlthätigkeit des freien Aufkaufs giebt das Garn. Nimmermehr würde, ohne Vermittelung der Aufkäufer, welche sich mit dem Einsammeln dieser Waare beschäftigen, die Spinnerei-Industrie, zumal in dem Ermlande und in den umliegenden Gegenden, so weit gedeihen, und zur Quelle eines so wichtigen Gegenstandes für den Ausfuhrhandel geworden seyn, wie sie es jetzt durch Hülfe des Aufkaufs ist, da das aus Preußen nach England gehende Garn (dem größern Theile nach grobes Werggarn, zu Sklavenkitteln für die Afrikaner in Westindien bestimmt), unter den Ausfuhrartikeln von einheimischer Erzeugung, nächst dem Getreide einen der ansehnlichsten ausmacht.

In Absicht der Wolle setzt das Edikt eine ganz besondere Einrichtung fest. Es verbietet nicht etwa bloß, wie bei den andern Produkten, den Aufkauf, sondern schlechterdings allen Handel, und nicht genug, daß also der Producent seine Wolle an Niemanden, als an die Fabrikanten oder deren besonders dazu ernannte Verleger absetzen darf, sondern auch an diese soll er sie nur auf dem Markte einer Stadt, und nicht in seiner Heimath verhandeln. Unverkennbar ist diese Einrichtung auf den doppelten Zweck gerichtet, theils den Fabrikanten auch ihr Material aufs wohlfeilste zu verschaffen, theils insonderheit den Aermern unter ihnen den Ankauf desselben zu erleichtern. Gut sind diese Absichten gewiß; es gilt nur die Frage, ob sie sich durch solche Maaßregel sicherer, als durch den zwanglosen innern Wollhandel erreichen lassen.

Die Folgen, welche für den Producenten aus dieser Einrichtung entstehen, sind keinesweges von der Art, ihn zum Marktbesuch einzuladen, oder ihm die Schaafzucht, so weit sie sich auf den Werth der Wolle stützt, reizend zu machen. Indem er mit seiner Wolle zu Markt stehet, hat

er von Niemandem Zuspruch als von Fabrikanten, die vielleicht theilweise unter einander einverstanden, vielleicht gar nur Abgeordnete ihrer ganzen Genossenschaft sind; vergebens sieht er sich nach bessern Anträgen von Seiten eines Kaufmanns um; diese Aushülfe ist ihm abgeschnitten; er muß, wenn er nicht die Reise ganz umsonst gemacht haben will, den Preiß, wie er ihm angeboten wird, sich gefallen lassen. Was den Absatz eines Produkts verkümmert oder erschwert, kann die Erzielung desselben nicht befördern; und was minder häufig erzielt wird, kann bei gleichbleibender Nachfrage nicht wohlfeiler werden. So ist es mit dem erstern Zweck bewandt. Eben so wenig ist diese Einrichtung dazu geeignet, dem ärmern Theile der Fabrikanten den Ankauf ihres Materials zu erleichtern. Käme, wie dabei vorausgesetzt wird, die Wolle vom Lande, nach der Schaafschur, immer regelmäßig in die Städte zu Markt: so würden die unbemittelten Wollarbeiter allerdings leichter manchen Ausweg finden, sich mit ihrem jährlichen Wollbedarf ganz, oder wenigstens einem beträchtlichen Theile nach, zu rechter Zeit zu versorgen; indem sie

z. B. von andern Mitbürgern das erforderliche Kaufgeld aufnähmen, ihnen die eingehandelte Wolle dafür zum Pfande gäben, und solche hernach theilweise wieder einlöseten. Aber so bleibt es nicht. Der Producent, wohlwissend, daß am Ende die Fabrikanten ihn aufsuchen müssen, unterläßt den Marktbesuch. Und nun gehen dem ärmern Theile der Wollarbeiter fast alle Mittel ab, sich ihren Materialbedarf vom Lande her zu verschaffen; es fehlt ihnen dazu an Zeit, Bekanntschaft, Kredit und Verlag. Desto besser gelingt es dagegen den wenigen reichen Fabrikanten, durch Aufkauf fast alle Vorräthe vom Lande (die sie dann zum Schein wohl auf den Markt gehen lassen, aber bereits erhandelt haben) in ihre Hände zu bringen, und hernach an ihre hülflosen Gewerbsgenossen, die nun ganz abhängig von ihnen werden, zu den theuersten Preißen wieder zu verkaufen. So entsteht aus dem einen Monopol, welches den Wollarbeitern gegen die Wollproducenten eingeräumt wird, ein zweites zu Gunsten der wenigen Reichen und zum Schaden der vielen Armen unter den Wollarbeitern selbst.

Diesem Uebel kann nur auf zwei Wegen abgeholfen werden, der Staat muß entweder das erstere jener beiden Monopolien durch Freigebung des inländischen Wollhandels aufheben, da dann das Andere von selbst wegfällt, oder er muß, wenn er sich dazu nicht entschließen will, selbst das thun, was er seinen Unterthanen verwehrt, nehmlich mit eigenen Kapitalen den Verkehr zwischen den Producenten und Fabrikanten vermitteln helfen, das heißt, den Wollhandel zu seinem Geschäfte machen. Es ist der Mühe werth, jede dieser beiden Maaßregeln näher zu betrachten.

A) Gegen die erstere läßt sich weiter nichts anführen, als die doppelte Besorgniß, ob nicht vielleicht durch Freilassung des innern Handels theils die Zufuhr von ungekaufter Wolle nach den Städten vermindert, theils der Preiß der Wolle vertheuert werden möchte.

Aber

a) die Zufuhr von ungekaufter Wolle nach den Städten hat schon so weit abgenommen, daß sie kaum noch mehr abnehmen kann; und dagegen ist es natürlich, daß bei freiem Wollhandel der

Produ-

Producent ſich weit williger zum Marktbeſuch entſchließen wird, ſofern er dann die Aufſicht hat, ſeine Wolle, falls die unvermögenden Fabrikanten ſie ihm nicht gehörig bezahlen können, an Zwiſchenhändler abzuſetzen, und ſofern er ſelbſt von dieſen ſich ſchmeicheln darf, in der Stadt, vermöge der Konkurrenz, beſſere Preiße zu erlangen, als er in ſeiner Heimath von einem oder dem andern unter ihnen möchte bekommen haben. Weit gefehlt, die Zufuhr zu hemmen, würde alſo der freie Wollhandel vielmehr dazu beitragen, die jetzt faſt ganz ſtockenden Wollmärkte in Gang zu bringen. Auch kann er

b) ungebührliche Erhöhungen des Preißes, im Ganzen der verſchiedenen Gegenden nicht begünſtigen, da er ſeiner Natur nach, Kraft der ungehinderten Konkurrenz, jeden Anſchlag ſolcher Art auf das wirkſamſte zu vereiteln ſtrebt. Dagegen entſteht aus ihm für den Fabrikanten ſogar die Möglichkeit, ſein Material wohlfeiler, obgleich ohne Nachtheil des Producenten, aus einer Zwiſchenhand zu bekommen, als er es unmittelbar von jenen erhalten könnte. Es läßt ſich wohl

begreifen, wie die Betriebsamkeit eines Mannes, der den Wollhandel zu seiner vorzüglichen Beschäftigung macht, das leisten könne und auch wohl werde leisten müssen.

Er kann es; nicht nur aus den oben (III. 1. B. b) erklärten allgemeinen Ursachen, sondern vornehmlich, sofern er durch Sorgfalt und Uebung eine eigene Geschicklichkeit im Sortiren der Wolle erlangt, und dieses Geschäft so kunstmäßig treibt, und so kaufmännisch benutzt, wie es weder der Fabrikant, noch der Producent in gleichem Grade vermag, indem er z. B. aus gemeiner Landwolle, wie sie gewöhnlich zu grobem Tuch verarbeitet wird, den vielleicht darin steckenden Theil von feinerer Art, der für jene Anwendung zu schade ist, auslieset, kann er, nach Verhältniß, wie er diesen natürlich theuer bezahlt bekommt, den andern desto wohlfeiler lassen, als der Preiß des unsortirten Gutes war. Er thut damit beiden, dem Fabrikanten, der die feinere Sorte braucht, sowohl, als dem, der die gröbere verarbeitet, einen Gefallen, ohne daß der Producent dabei das Mindeste verliert. Weder vom Tuchmacher, noch vom Schäfer, läßt sich

ein gleiches Unternehmen erwarten, sofern beide weder auf das Sortiren sich so genau verstehen, noch dasselbe so belohnend finden können, als der Wollhändler, der die rechten Abnehmer der feinern Sorte am besten kennt, und ihnen solche aus seinen gesammelten Vorräthen in billiger Quantität am bequemsten zukommen zu lassen weiß.

Auch wird er sich mit mäßigen Preißen begnügen müssen, denn die bei freiem Handel statt habende große Menge und unerbittliche Konkurrenz seiner Nebenbuhler läßt ihm keinen andern Ausweg zum erfolgsamen Betriebe seines Geschäftes übrig, als daß er wetteifern muß, vor andern sich den Fabrikanten, denen ohnehin der unmittelbare Verkehr mit den Producenten immer offen bleibt, durch die billigste und redlichste Bedienung zu empfehlen.

Der Zweifel, ob nicht doch durch Auffauf, Spekulanten vielleicht die Macht erlangen könnten, den Preiß der Wolle zu requiriren, verschwindet, so bald man die oben III. B. a. gegen einen ähnlichen Zweifel in Ansehung des Getreides aufgestellten Gründe erwägt. Dazu kommt aber noch bei der Wolle der besondere Umstand

hinzu, daß die Ausfuhr derselben nach der Fremde verboten ist. Dieses Verbot, so fern es den Absatz aller Wolle auf die inländischen Fabrikanten beschränkt, und alle Spekulation für das Ausland abschneidet, macht jeden erdenklichen Versuch, den Preiß auf eine dem Verhältniß des Totalertrages zu der Totalnachfrage unangemessene Art, durch Aufkauf zu erhöhen, noch unausführbarer, als er schon sonst wäre, und rechtfertigt sonach den in jedem andern Betracht so wünschenswerthen freien innern Wollhandel, zugleich in dieser Hinsicht, was die Besorgniß wegen Aufkäuferkünste betrifft, als eine ganz gefahrlose und unbedenkliche Maaßregel. Ein neues Licht verbreitet sich über das Alles, wenn man die Wolle mit dem Flachs vergleicht. Flachs ist ein nicht minder unentbehrliches Material, und giebt einer nicht kleinern Anzahl von Händen Beschäftigung, als Wolle. Der innere Handel desselben ist bis auf eine Beschränkung, die oft genug umgangen wird, frei; die Ausfuhr nach der Fremde ist beständig offen, gleichwohl zeigt die Erfahrung nichts von dem Unheil, welches für die Fabrikanten, aus einer solchen Einrichtung, vermeintlich soll

entstehen können. Gesetzt nun, die Flachsausfuhr würde auf immer gesperrt; könnte dergleichen Unheil, welches sogar bei freier auswärtiger Spekulation nicht Statt fand, nachdem alle solche Spekulationen abgeschnitten wären, leichter Statt finden? Gewiß nicht. Warum sollte es denn mit der Wolle anders seyn? Ist Flachs dem größeren Theile nach für die ländliche, und Wolle dagegen ausschließlich für die städtische Fabrikation bestimmt; so ändert das doch die Natur des Handels nicht im Geringsten, und hat weiter keine Folgen, als daß nun alle Wolle dahin, wo sie allein ihre Abnehmer findet, nach den Städten gehen muß. Und ist die Flachsausfuhr in allen Ländern erlaubt, hingegen die Wollausfuhr fast in allen durchaus verboten, so mag dieser Umstand die Beibehaltung des Ausfuhrverbots allenfalls rechtfertigen: aber wider den freien innern Handel giebt er so wenig irgend ein Argument ab, daß er vielmehr denselben, als das beste Erleichterungsmittel bei den für die Producenten aus solchem Verbot entstehenden Ungemächlichkeiten empfiehlt. Ungemächlichkeiten, deren genauere Betrachtung übrigens hier, wo immer

nur vom inländischen Handel die Rede ist, nicht hingehört.

B) Wird diese Maaßregel des freien innern Handels gleichwohl nicht beliebt, so bleibt nichts übrig als die andere. Der Staat muß, da nun einmal der Verkehr zwischen Producenten und Fabrikanten, was die Wolle betrifft, ohne Einkauf zum Wiederverkauf, das ist, ohne Handel unvermeidlich stockt, diesen mit eignen Kapitalien besorgen. Er wird das nicht wohl anders thun können, als durch Anstalten ähnlich unsern Wollmagazinen. Ein dergleichen Magazin läßt durch Fabrikanten, denen es das Geld dazu giebt, vom Markt oder im Lande herum Wolle kaufen, und nimmt solche in Verwahrung, theils als freie, oder sogenannte Magazinwolle, die keinen bestimmten Abnehmer hat, theils als besprochene, welche von diesem oder jenem Fabrikanten, der sich zur künftigen Abnahme derselben besonders erboten hat, seine eigene genannt, und für ihn in einem besondern Verschlage aufbewahrt wird. Hernach verkauft es nicht nur die eine, wie die andere Art Wolle an die Fabrikanten in so kleinen Quantitäten, als es ihnen bequem

ist, um den Einkaufspreiß mit Zuschlag einer Magazingebühr; sondern es borgt auch so viel Wolle, als zu einem Stücke Waare gehört, und gegen Niederlegung dieser Waare wiederum so viel jedem Arbeiter, zu geschweigen, daß es ihm, wenn er die Waare niederlegt, weil er sie nicht bald genug verkaufen kann, sogar von dem daran verdienten Arbeitslohn einen Theil verschließt. Wie nothwendig nun auch immer dergleichen Anstalten seyn mögen, so lange das dem Wollarbeiter gegen die Wollproducenten eingeräumte Monopol besteht, und sonach kein Privathandel im Lande existirt; so bleibt doch die wichtige Frage zurück: ob sie auch, abgesehen von dieser Voraussetzung, und blos an sich betrachtet, in staatswirthschaftlicher Hinsicht heilsam, d. h., dazu geeignet sind, den Ertrag der sich mit Wolle beschäftigenden Nationalindustrie zu vermehren.

Ohne Zweifel muß bei solchen Anstalten allemal eins von beiden der Fall seyn. Entweder sie sind so eingerichtet, daß das in Ihnen angelegte Staatskapital nicht nur unvermindert sich erhält, sondern sogar sich verzinset; und dann

können sie dem Fabrikanten sein Material so wohlfeil nicht gewähren, als es ihm beim freien Verkehr Privathändler schaffen würden; aus dem einfachen Grunde, weil öffentliche Anstalten Handelsgeschäfte nie mit solcher Sparsamkeit und Behutsamkeit zu führen im Stande sind, als Privatunternehmer; wovon der Beweis am Tage liegt, da man erstere bei freier Konkurrenz der letztern nie gedeihen, kaum bestehen sieht: oder sie gewähren dem Fabrikanten sein Material so wohlfeil, als es ihm der freieste Verkehr verschaffen könnte, und dann wird das in ihnen angelegte Kapital weder sich verzinsen, noch auch nur unvermindert bleiben, sondern in Betracht der Kosten und Effekte, welche die Geschäftsführung verursacht, beständiger Zuschüsse bedürfen.

So viel nun in diesem letztern Fall an Zinsen verloren gehet, so viel gehet an Erwerb, den die Privatbetriebsamkeit sonst vom Wollhandel, ohne Nachtheil des Fabrikanten haben möchte, verloren; und so viel an Kapital der Staat einbüßt, eben so viel entbehrt vielleicht die Nation, an Zuwachs, den sonst ihr Kapital könnte gewonnen haben.

Zwar möchte man dagegen sagen, es werde, Kraft der auf solche Art eingebüßten Summen, doch ein den Belauf derselben angemessenes Quantum von Fabrikation erzeugt, welches sonst nicht vorhanden wäre, und das sey ja wohl für die Nation ein Gewinn, der jene Verluste für den Staat aufwiege.

Aber:

1) Der Theil von allen jenen Einbußen, der blos auf die Unterhaltung der Magazinanstalten selbst zu rechnen ist, kommt keinem Wollarbeiter zu gute, und kann also auch keinen Theil von Fabrikation erschaffen. Wenn daher über dasjenige, was sonst an Fabrikation im Lande von selbst Statt fände, ein wirklicher Ueberschuß durch allen solchen Aufwand hervorgebracht wird, so kann er gleichwohl diesen wenig angemessen seyn.

2) Dasjenige Fabrikationsquantum, welches ohne solchen Aufwand wegfiele, bringt keinen Gewinn, es liefert keinen Zusatz zu dem Reinertrage der Nationalwirthschaft, sondern verursacht darin vielmehr einen Abgang. So wie der Zuschuß, ohne welchen ein Werk-

haus nicht bestehen könnte, durch die Arbeit, die er dort unterhält, doch keinen Gewinn schafft, sondern ein wahrer Abgang bleibt, weil er immer aus einem andern sonst wovon der Nation erworbenen Reinertrage hergenommen werden muß, so ist es auch jener Aufwand in Betracht desjenigen Quantums von Fabrikation, welches ohne ihn nicht Bestand hätte; denn ob die Fabrikanten in einem Werkhause vereint oder zerstreut in ihren Wohnungen arbeiten, das macht keinen Unterschied. Freilich kann man für Geld, wie alles, auch Fabrikanten haben, aber so viele ihrer auf öffentliche Kosten leben, (und man kann z. B. statt 1000, deren jeder $\frac{1}{10}$ seiner Subsistenz umsonst bekommt, sich 100 denken, die ihre ganze Subsistenz umsonst bekommen,) so viele gehören nicht zu der Klasse der Erwerber, sondern der Salarirten, sie vermehren nicht das Nationaleinkommen, sondern vermindern es; und die Einrichtung, wodurch sie fortgehend unterstützt werden, ist den milden Stiftungen beizuzählen.

3) Wie alle milden Anstalten, so haben auch diese die Wirkung, daß nicht blos die Anzahl der Bewerber sich vermehrt, sondern auch ihre Hülflosigkeit zunimmt. Nicht genug, daß mancher, bei einem andern Gewerbe, durch eigene Kraft bestünde, blos aus Vertrauen auf den Beistand des Staats den Wollarbeiterberuf vorzieht, wodurch die Konkurrenz unverhältnißmäßig in dieser Gattung von Arbeit vergrößert, und in andern Gattungen vermindert wird; sondern es läßt auch mancher durch jenes Vertrauen sich verleiten, minder wirthschaftlich zu leben und minder emsig zu arbeiten. Ganz anders als Vorschüsse von Privatgläubigern, würken auf den Fabrikanten Vorschüsse vom Staate. Im ersten Fall weiß der Fabrikant, daß er auf seinen Personalkredit, Hülfe von einem Kaufmann oder andern seiner Mitbürger zu erhalten, nicht anders hoffen kann, als so fern er sich ihnen durch Wirthlichkeit und Arbeitsamkeit empfiehlt; weiß, daß er von seinem Gläubiger gleichsam bewacht wird, und hat den gerichtlichen Zwang von Seiten desselben beständig vor Augen, im leb-

tern Fall, wo ihm schon sein Beruf einen Anspruch auf Hülfe giebt, schließt er natürlich, daß die Regierung aus eben dem Grunde, wodurch sie sich bewogen findet, ihn zu unterstützen, ihn auch als ihren Pflegling nicht fallen lassen, oder doch allemal gelinde mit ihm verfahren werde: er wird dadurch veranlaßt sorgloser zu leben und weniger zu thun und an beides verwöhnt, ist er nach allen Wohlthaten, die er empfängt, dürftiger und hülfloser, als er ohne sie gewesen wäre.

So ist es also mit den Anstalten bewandt, zu welchen der Staat sich genöthigt findet, wenn er bei seiner Maxime, keinen Privatwollhandel im Lande zu gestatten, beharrt, wobei nur noch zu bemerken ist, daß, wenn er von dieser Maxime abginge und gleichwohl jene Anstalten noch beibehalten wollte, sich bald zeigen würde, daß bei freiem Wollhandel öffentliche Wollmagazine für die Wollfabriken eben so entbehrlich sind, als man jetzt bei freiem Flachshandel öffentliche Flachsmagazine für die Leinenfabrikanten entbehrlich findet.

Einen Erfahrungsbeleg für das Alles, was hier von der Wolle gesagt ist, und zwar einen so lehrreichen und treffenden, wie man ihn nur wünschen kann, liefert der Netzdistrikt. In diesem kleinen Bezirk (von nur 162 Quadratmeilen) findet man eine Wollfabrikation, größer und wichtiger als die, welche Ostpreußen mit seiner Hauptstadt aufzuweisen hat. Und eben so verhielt es sich schon zur Zeit der Besitznehmung. Gleichwohl hatte dort die schwache unordentliche intolerante Regierung Polens für die Fabrikanten nie das Geringste gethan, und dagegen war hier von jeher für die Fabrikanten so viel geschehen. Aber hier war der Wollhandel untersagt, und die Fabrikanten waren an die Städte gebunden; dort war aller Wollhandel unbeschränkt frei, und den Fabrikanten jeder Aufenthalt erlaubt. Nach der Besitznehmung war zwar auch in diesem Bezirk der innere Wollhandel nach dem Edikt reguliert; aber da Wollmagazine nicht errichtet wurden, so ließ sich auch der Wollhandel nicht ganz aufheben; und als im Jahr 1786 mehrere Tuchmacher-Gewerke den Hof baten, ihnen, in Betracht ihrer damaligen Bedrängnisse, mit Geldvorschüssen zu hel-

sen, brachte es ein eben so einsichtsvoller als wohlgesinnter Geschäftsmann, der die wahren Ursachen dieser Bedrängnisse sowohl, als die Unzweckmäßigkeit der verlangten Vorschüsse darthat, dahin, daß theils einige der schlimmsten Beschränkungen des Wollhandels aufhörten, theils die Einführung der öffentlichen Wollmagazine abermals unterblieb: eine doppelte Wohlthat, der dieses Ländchen gewiß mit die Fortschritte verdankt, die es seitdem in der Wollfabrikation sowohl, als in der Schafzucht gemacht hat.

Und so viel vom inländischen Producentenhandel überhaupt. Der Zweck dieses Aufsatzes ist erreicht, wenn einsehendere und erfahrenere Männer sich dadurch veranlaßt finden, eine Sache, die von so wichtigem Einfluß auf die gesammte Nationalwirthschaft ist, und ganz eigentlich zu den Materien des Tages gehört, (s. Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, Jahrg. 3. St. 1. S. 213.) genauer nach allen Verhältnissen zu untersuchen.

IV.

Ueber die Auflage

auf

die Weizenausfuhr.

Ueber die Auflage

auf

die Weizenausfuhr aus den preußiſchen Häfen *).

Mit ausnehmender Klarheit und Stärke ſind in einem mir zugeſtellten Memoire vom 15ten November 1800 die drei Sätze bewieſen:

1) Daß dieſe Auflage weder von dem hieſigen Ausführer des Weizens, noch von dem fremden Käufer deſſelben getragen werde, ſondern auf den Produzenten falle.

2) Daß ſie wegen der mißlichen Lage, worin ſich Preußen in Betracht ſeiner

*) Geſchrieben im Jahr 1801, auf Veranlaſſung einer höhern Finanzbehörde.
Anmerk. d. Herausg.

landwirthschaftlichen Angelegenheiten befindet, für diese Provinz ganz besonders und ungleich mehr als für die Mark und für die mit Berlin in näherem Verkehr stehenden Provinzen, nachtheilig, und

3) daß, sofern sie bloß den Weizen-Produzenten allein trifft, sie an sich unbillig sey.

Aber gerade in diesem Erndte-Jahre, in welchem der Impost zuerst erhoben ward, haben wir so außerordentlich hohe Weizenpreiße gehabt, daß leicht der Zweifel entstehen kann, ob dasjenige, was in dem Memoire im Allgemeinen erwiesen ist, auch in Beziehung auf dieses merkwürdige Jahr und auf ähnliche Zeitläufte, sich behaupten lasse.

Es ist wohl der Mühe werth, jene drei Sätze in dieser Beziehung einzeln zu betrachten, und die dabei vorkommenden Zweifel zu prüfen.

Und das ist der Zweck dieses Aufsatzes.

I.

Würde, wenn der Impost nicht gekommen wäre, der hiesige Producent für seinen Weizen, einen halben Thaler auf den Scheffel mehr bekommen haben, als er jetzt bekam?

Sobald man annimmt, daß, wenn auch der Impost nicht statt gehabt hätte, der Weizenpreiß in Großbritannien doch eben so hoch gewesen wäre, wie er jetzt war, wird man die Frage bejahen müssen. Denn es läßt sich keinesweges zweifeln, daß in solchem Fall die Konkurrenz unserer Kaufleute nicht eben so gut den hiesigen Preiß, nach Maaßgabe des Brittischen Preißes, sollte gesteigert haben, wie sie ihn nach Maaßgabe desselben jetzt, da die Impost statt fand, gehoben hat. Es kann also nur die Frage übrig bleiben, ob nicht vielleicht durch unsern Impost selbst ein Aufschlag des Preißes in England mag verursacht worden seyn. Und zu dieser Muthmaßung findet sich ein ziemlich scheinbarer Grund.

Nehmlich die Parlementsakte, welche den 15ten December 1800, also erst nach Einführung des hiesigen Imposts erging,

ſetzt den Weizenpreiß, welchen ſie den einführenden Kaufleuten zuſichert, auf 100 Schillinge für den Quarter, d. i. 5 Rthlr. 17$\frac{1}{7}$ Gr. für den Scheffel, ſtatt daß ſolche nur im Jahre 1799 auf 90 Schillinge pr. Quarter, d. i. 5 Rthlr. 3$\frac{3}{7}$ Gr. pr. Scheffel beſtimmt war; ſie ſetzte ihn alſo dießmal um 10 Schill. pr. Quarter, d. i. 13$\frac{5}{7}$ Gr. pr. Scheffel höher an, als das Jahr vorher, da unſer Impoſt noch nicht ſtatt fand.

Aber daß unſer Impoſt das Parlement zu dieſem Schritte veranlaßt habe, wird man ſchwerlich glauben können, wenn man die viel mächtigeren Bewegungsgründe betrachtet, die daſſelbe dazu beſtimmen konnten. Nehmlich

a) das Deficit der brittiſchen Ernte von 1800 war nach dem Urtheil der Parlements-Committé viel größer, als das im Jahr 1799.

b) Die Britten waren von den ruſſiſchen Häfen ausgeſchloſſen und ſelbſt viele ihrer Schiffe lagen darin mit Embargo belegt.

c) Die wegen der Nordiſchen Neutralitäts-Konvention, welche ſchon damals im Werk war, bevorſtehenden Zwiſtigkeiten

ließen eine Stockung der Einfuhr von fast allen nordeuropäischen Häfen her für die Britten befürchten.

Dazu kommt, daß der Preiß in England größtentheils höher, sogar, als ihn die Regierung garantirt hatte, gewesen ist. Wenigstens hat es sich in der ganzen Zeit vom Data der Parlementsakte bis jetzt, nach der Versicherung eines hiesigen sachkundigen Kaufmanns nur zweimal getroffen, daß für eingeführten Weizen dort eine Bonifikation gezahlt worden ist, die vollends das einemal nur etwa 2, das andere mal 3 Schill. pr. Quarter betrug. Und wenn gleich von hiesigen Handelsleuten die Brittische Regierung mancher unredlichen Künste beschuldigt wird, wodurch sie den sogenannten Durchschnittspreiß, dessen Differenz unter 100 Schill. pr. Quarter sie zu vergüten versprochen hat, höher stelle, als er würklich sey, um sich auf solche Weise die Vergütung zu ersparen; so ist doch wohl nicht zu leugnen, daß überhaupt genommen, der Preiß in diesem letzten Ernte-Jahre, verglichen mit dem des vorhergehenden Jahres, weit höher, als um so viel wie unser Impost beträgt, gestanden hat, da gleichwohl bei uns und in

andern Ländern des Kontinents nicht weniger Weizen in diesem letzten Jahre erbaut worden ist, als in dem vorhergehenden Jahre.

Aus allen diesen Umständen ergiebt sich klar genug, daß es nicht sowohl unser Impost als vielmehr andere in Großbritannien und im Auslande zusammen treffende Umstände waren, welche den Brittischen Preiß des Weizens bestimmten.

Da nun ferner, wenn wir keinen Impost gehabt hätten, unsre Weizenausfuhr nach England doch wohl weder größer noch schneller würde gewesen seyn, als sie jetzt war, so würde auch der Einfluß, welchen die aus unsern Häfen dorthin eingeführten Quantitäten auf den dortigen Preiß haben konnten, eben derselbe gewesen seyn, und folglich würde der Brittische Preiß eben so hoch gestanden haben, wie er jetzt stand. Woraus weiter folgt, daß unser Producent, in jenem Fall, seinen Weizen hier um den ganzen, oder meist um den ganzen Betrag des Imposts theuerer, als jetzt, würde bezahlt bekommen haben; ein Schluß, der sich ohnfehlbar durch Erfahrung bestätigt finden wird, wenn man die Preiße in Schwedisch-Pommern, Meklenburg und

andern Ländern, von wo aus Weizen nach England gegangen iſt, mit unſern Preißen gehörig vergleichen will.

Was aber von einem ſo außerordentlichen Zeitlauf, wie der des letzten Jahres, gilt, daß nehmlich die Weizen-Ausfuhr-Steuer den inländiſchen Preiß um ihren ganzen oder meiſt ganzen Betrag erniedrigt, das muß noch vielmehr von allen gewöhnlichen Zeitläuften gelten.

Indeſſen wird es nicht überflüßig ſeyn, noch einen ſcheinbaren Grund zu prüfen, aus welchem ſich zweifeln läßt, ob nicht ein Impoſt auf unſre Weizenausfuhr doch wohl einen Preisaufſchlag in England, zu Zeiten, wenn dort Mangel iſt, bewürken könne.

Nehmlich, obgleich der Betrag der geſammten Weizenausfuhr aus unſern 3 Häfen, Danzig, Elbing und Königsberg, in Vergleichung gegen die geſammte Konſumtion des brittiſchen Volks klein iſt, ſo iſt derſelbe doch in Vergleichung gegen die Quantität Weizen, die England ſogar in Jahren ſeiner größten Noth einführt, ſehr anſehnlich. Im Jahr 1796, wo die Britten ſo großen Mangel hatten, daß ſie die Einfuhr mit Prämien von 15 bis 20

Schilling pr. Quarter d. i. 21 bis 27 Gr. pr. Scheffel ermunterten, betrug das Total des bei ihnen eingeführten Weizens — 814,265 Quarter d. i. 178,120½ Wispel.

Vergleicht man damit die Quantität Weizen, welche aus den gedachten drei preußischen Häfen, nach einem Durchschnitt der sieben Jahre von 1793 bis 1799 zu rechnen, jährlich ausgeführt wird, und welche

429,311 Quarter oder 93,909¾ Wispel beträgt; so zeiget es sich, daß die letzte Quantität größer als die Hälfte der ersten ist. Selbst diejenige Quantität Weizen, die Preußen von seinem einheimischen Erzeugniß auszuführen vermag, beträgt, wenn man sie auf 46,000 Wispel d. i. 210,285 Quarter annimmt, mehr als den 4ten Theil von dem ganzen Quantum, welches Großbritannien in dem Nothjahre 1796 aus der Fremde empfing. Auch sind würklich in jenem Jahre blos aus Danzig nach Großbritannien gegangen

20,407 Schiffslasten zu 56½ Scheffel d. i. 219,375 Quarter; folglich mehr als der vierte Theil von dem ganzen damaligen brittischen Einfuhrbedarf. Es wäre lehrreich, aus Quellen, die hier nicht zur

Hand sind, zu wissen, den wievielsten Theil von der gewaltigen, auf

1,261,932 Quarter d. i. 117,389 Schiffslasten, oder 276,061 Wispel sich belaufenden Einfuhr, welche Großbritannien in dem Jahre vom 26ten Septbr. 1799 bis dahin 1800 an sich gezogen, oder von der vielleicht noch größeren, die es seitdem bis jetzt bekommen hat, unsre 3 Häfen geliefert haben mögen. Vielleicht, daß dieser Theil nicht kleiner als $\frac{1}{4}$ oder selbst $\frac{1}{3}$ des Ganzen ist.

In welchem Verhältnisse Nordamerika zu der Brittischen Weizeneinfuhr beitragen, und wie weit dadurch unserm Getreidehandel Abbruch geschehen mag, läßt sich zwar aus Mangel an Data nicht genau bestimmen. Indessen kann doch folgendes zu einigen Muthmaßungen führen. Die Quantität des in dem Nothjahre 1796 in England eingeführten Weizenmehls betrug nur 204,469 Centner; die dazu erforderliche Quantität Weizen macht 17,891 Wispel, oder 7,600 Schiffslasten aus, und das ist nicht viel mehr, als der dritte Theil von der Quantität Weizen, die in demselben Jahre blos von Danzig nach England gegangen ist. Wenn man also auch an

nimmt, daß alles in England eingeführte Mehl blos aus Nordamerika komme; so iſt doch der Betrag davon kleiner, als man denken ſollte. Dagegen äußerte nun zwar die Parlementscommitte' zu Anfange dieſes Jahres die Hoffnung, England würde aus Amerika, wegen der dort erfolgten glücklichen Ernte, wohl, 580,000 Quarter, d. i. 53,953⅓ Schiffslaſten erlangen können; aber es war der Committe', als ſie das angab, ſo ſehr darum zu thun, zur Beruhigung des Volks, die Möglichkeit zu zeigen, wie, auch ohne fernere Zufuhr aus den europäiſchen Staaten das auf 2,000000 Quarter muthmaßlich geſchätzte Deficit der Ernte von 1800 gedeckt werden könnte, daß dieſer Angabe wenig zu trauen iſt: höchſtens könnte man ſie als das non plus ultra aller möglichen Nordamerikaniſchen Weizeneinfuhr in England anſehen. Ja der beſondere Umſtand, daß in der Parlementsakte vom 15ten December 1800, zwar die Einfuhr des Weizenmehls aus Nordamerika in Anſehung der Bonifikation beſonders begünſtigt, die Einfuhr des rohen Weizens von daher aber gar nicht berührt, ſondern unter ei-

nerlei Regel mit der Einfuhr aus Preußen und andern Ländern mit begriffen ist, sollte fast auf die Vermuthung führen, es möge wohl nicht viel roher Weizen aus Nordamerika nach England kommen. Daß auch die Schifffahrt der Nordamerikaner, bei der erstaunlichen Erweiterung ihres Handelsverkehrs nicht wohlfeil, wenigstens in diesem Jahre gewesen, läßt sich zum Theil daraus abnehmen, daß selbst hiesige Schiffe von London aus nach Amerika, um dort Lebensmittel zu holen, gemiethet worden sind; zu geschweigen, daß ein hiesiger Rheder sogar versichert, eines seiner Schiffe nach Nordamerika verkauft zu haben. Was es indessen auch mit der Nordamerikanischen Weizeneinfuhr in England für eine Bewandniß habe; so scheint gegen solche die Ausfuhr aus allen Häfen unserer Monarchie, oder auch nur aus den drei Häfen dieser Provinz, doch zur Zeit noch immer von ausnehmender Wichtigkeit zu seyn.

Steht nun aber der Betrag der preußischen Weizenausfuhr zu dem gesammten Einfuhrbedarf der Britten zu Zeiten ihres Mangels, in so ansehnlichem Verhältniß; warum sollte nicht ein hiesiger Ausfuhrim-

post die Würkung haben können, den Preiß in England zu steigern, und folglich die Britten zu beschatzen, so daß der hiesige Producent wenig oder nichts dabei verlöre? Der Schluß wäre richtig, wenn nur

a) die Britten den Weizen, welchen wir ihnen zu ihren Preißen nicht lassen wollten, nirgend anders woher bekommen könnten, und wenn

b) wir es in unsrer Gewalt hätten, mit der Ausfuhr so lange zu zögern, als es zu dem gedachten Zwecke nöthig wäre.

Aber a) fast in allen Fällen werden sie, was sie nach ihrem Wunsche von uns nicht erhalten können, aus andern Gegenden, vollends bei ihrer alle Meere bedekkenden Schifffahrt ziehen; und

b) wir sind, bei dem großen Ueberschusse, den wir an selbst erbautem Weizen haben, und bei den noch stärkeren Quantitäten, die auf der Weichsel nach unsern Häfen herabkommen, genöthigt, zur Ausfuhr zu schreiten, weil alle diese Vorräthe anzukaufen, und zurückzubehalten, in Betracht der dazu erforderlichen kaufmännischen Kapitalien unthunlich ist; zu geschweigen, daß eine Zögerung der Ausfuhr

den Preiß im Lande senken, und sonach dem Zweck, das Ausland ohne Nachtheil des hiesigen Producenten zu beschaffen, entgegen würken würde.

Ueberdem werden die hohen Weizenpreiße dieser letzten Jahre unfehlbar überall einen Wetteifer in Erweiterung des Weizenbaues erzeugen; wovon die Folge seyn muß, daß unsre gewöhnlichen Abnehmer immer weniger an uns gebunden seyn werden; zu geschweigen, daß Frankreich, statt Zufuhr zu brauchen, in der Folge vielleicht selbst zum Theil, Spanien und Portugal versorgen hilft, und daß England durch die harten Erfahrungen der letzten Jahre belehrt, von den in seinen neueren Kornhandelsgesetzen angenommenen Maximen, die Einfuhr immer mehr zu erleichtern und die Ausfuhr minder zu befördern, vielleicht wieder zu seinen alten entgegengesetzten Maximen zurück kehrt.

II.

Worin beſteht der Nachtheil, welchen für die Producenten ſowohl als für das übrige Publikum der Ausfuhrimpoſt verurſacht?

Geſetzt, in dieſem letzten Erntejahr ſeyen an einheimiſchem Weizen 40,000 Wispel ausgeführt, und 10,000 Wispel an die Städte zu deren Konſumtion verkauft; und geſetzt, es wäre, wenn die Ausfuhrſteuer nicht Statt gehabt hätte, der Weizenpreiß hier im Lande um den ganzen Betrag derſelben höher geweſen; ſo würden alſo die Weizenproducenten 480,000 Rthlr. vom Auslande und 120,000 Rthlr. von ihren Mitbürgern, zuſammen 600,000 Rthlr. mehr eingenommen haben.

1) Für die Producenten beſteht nun der unmittelbare Nachtheil darin, daß ihnen ein Gewinn entgehe, der ſo beträchtlich und ſelbſt um einen anſehnlichen Theil größer, als die durch den Impoſt zur Staatskaſſe fließende Summe iſt.

Mittelbar aber würde für ſie, nach Verſchiedenheit der Anwendung, die ſie von jenem Gewinn machen möchten, der Nachtheil verſchieden ſeyn. Es kann

nämlich dieſer Gewinn angewandt werden, entweder,

A) auf Wohlleben, theils,

a) zu vergänglichen Genüſſen, wie Tafelvergnügen, Luſtreiſen und andere Ergötzlichkeiten; theils,

b) zu dauerhafteren Luxusſachen, wie Möbel, Luſtanlagen, Prachtbauten und dergleichen; oder

B) auf Erwerb, theils

a) zu Wirthſchaftsverbeſſerungen, theils

b) zum Abbezahlen von Schulden, theils

c) zum Ausleihen an Andere;

da denn im vorletzten Fall, der durch die abbezahlte Schuld frei gewordene Theil des Einkommens, und im letzten Fall die Zinſen, welche der Gläubiger und das Kapital, welches der Schuldner empfängt, wieder auf die eben angezeigten verſchiedenen Arten angewandt werden können. Was nun auf Wohlleben der erſten oder der zweiten Art verwandt wird, davon bleibt im erſten Fall nichts als das Andenken, und im zweiten zwar ein Vorrath von Dingen übrig, die, ſo fern ſie einen Verkaufswerth haben, zum Vermögen

gehören, die aber, sofern sie kein Einkommen abwerfen, nicht zum Kapital weder des Eigners, noch der Nation zu rechnen sind. Hingegen, was auf Erwerb als Verlag dergestalt angelegt wird, daß es nicht nur sich selbst beständig unterhält, sondern auch ein reines Einkommen gewährt, dieß, und dieß allein ist ein wahrer Zuwachs zu dem Kapital des Eigners sowohl als der Nation.

Nun läßt sich zwar nicht vermuthen, daß jener ganze Gewinn blos auf diese letzte Weise als würkliches Kapital benutzt werden würde; aber es läßt sich doch auch die Richtigkeit folgender zwei Bemerkungen nicht bezweifeln.

Erstens. Wenn auch manche, für welche das, was hier immer Gewinn genannt wird, vielleicht würklich reiner Gewinn wäre, denselben ganz auf Wohlleben verwendeten; so würden sie dadurch doch weder ihr Einkommen, noch ihr Kapital verminderen, sie würden nur beides zu vergrößern unterlassen; ein Fall, der sehr von dem ähnlichen zu unterscheiden ist, wenn ein Grundeigner dasjenige von seinen Einkünften, was zur Unterhaltung der Wirthschaftsanstalten gehört, auf Wohlleben ver-

verwendet; wodurch Einkommen und Kapital vermindert werden.

Zweitens. Wenn gleich sonst wohl ein ungewöhnlicher Gewinn leicht zum Aufwande verführt; so ist doch, bei den vielen Kalamitäten, welche in den letzteren Jahren das Land getroffen haben, das, was hier Gewinn heißt, eher ein Nothbedarf zu nennen, und in diesem Betracht sowohl, als bei der Hoffnung des Landwirths auf die Fortdauer hoher Weizenpreiße, würde ohnfehlbar jene Einnahme in einem weit größeren Maaße, theils zu Wirthschaftsverbesserungen überhaupt, theils insonderheit zu Erweiterung des Weizenbaues benutzt werden, als vielleicht unter andern Umständen geschehen möchte.

2) Was den Nachtheil für das Publikum betrifft, so mißt sich derselbe nach der Quantität von Verdienst und Erwerb ab, welche unter Bewohnern des Landes sowohl als der Städte würden verbreitet worden seyn, wenn die durch den Impost zur Staatskasse gezogene Summe in die Hände der Weizen-Cultivateurs gekommen wäre. Selbst wenn der Staat diese Summe hier ganz wieder ausgäbe, würde

gleichwohl noch immer die bloße Verschiedenheit der Verwendungsart in diesem und dem andern Fall einen großen Unterschied machen können.

Sofern er aber diese Summe verschließt, oder in eine ganz andere Provinz ausgiebt, welche mit der unsrigen fast in gar keinem oder nur in erzwungenem Handelsverkehr steht; entgeht uns jene ganze Masse von Verdienst und Erwerb, die dadurch hier könnte hervorgebracht worden seyn, und zugleich ein Zuwachs an Kapital, in sofern Landarbeiter, Handwerker, Künstler und Kaufleute von dem, was sie profitirt hätten, einen Theil zu Vermehrung ihres Verlages möchten angewandt haben; nicht zu erwähnen jener schon vorher gedachten Kapitalzuwüchse, welche die Weizen-Cultivateurs unmittelbar für sich gestiftet hätten, und welche als dauernde Stiftungen für produktive Arbeiter, fortgehend Beschäftigung und Verdienst auch dem übrigen gewerbsamen Publiko mittelbar dargeboten haben würden.

Ganz gewiß liegt eine der vorzüglichen Ursachen von der Verarmung oder von dem langsamen Fortschritt dieser Provinz darin, daß so beträchtliche Summen aus

ihe nach der Mark hingehen, ohne je wiederzukehren. Zwar muß man, was die durch Abgaben erhobenen Gelder betrifft, gestehen, daß das wahre Uebel mehr in der Beschaffenheit und Größe dieser Abgaben selbst, als in dem Ausfluß der Ueberschüsse nach einer andern Provinz hin, besteht. Es kann ein Volk durch Abgaben zu Grunde gerichtet werden, wenn auch alles erhobene Geld wieder in demselben aufgewendet wird. Denn bei dem Wiederaufwenden erhält (Pensionisten ausgenommen) niemand etwas umsonst, sondern jeder muß für das, was er empfängt, den Gegenwerth in Sachen oder Arbeit hergeben: und wenn daher die Abgaben den gewerbsamen Theil des Volks, der am Ende alles schaffen muß, entweder hindern, von seinem Einkommen Ersparnisse zur Vermehrung seines Verlages zu machen, oder gar nöthigen, seinen Verlag selbst anzugreifen: so kann, im ersten Fall, die Nation sich nicht aufnehmen, und muß im zweiten Fall verarmen. Aber eine Linderung wird ihm die im Lande selbst wieder verwendete Staatseinnahme doch immer gewähren.

Die an landschaftlichen Zinsen von hier nach der Mark hingehenden Summen wären für uns kein Verlust, sofern das angeliehene Geld, als Verlag zur Wirthschaft benutzt, mehr als die Zinsen, die davon entrichtet werden, hervorbrächte. Daß Anleihen von dort hieher gehen, ist ein Beweis davon, daß einerseits dort Kapitalien, die der Eigner nicht anwenden will oder kann, häufig, und die Nachfrage nach denselben geringe, andererseits hier beides umgekehrt ist. Sofern der Theil von Kapitalien, die der Eigner nicht selbst anwenden will oder kann, in einigem bestimmten Verhältniß zu dem Total aller Kapitalien steht, folgt von selbst, daß auch dieses Total hier geringer seyn muß.

Eine Hauptquelle aber der hiesigen Landesnoth liegt in den traurigen, so nahe auf einander gefolgten Ernten von 1794, 1798, 1799, zu welchen sich noch Viehsterben gesellte. Bei den schrecklich hohen Preißen der Lebensmittel, (ein Scheffel Kartoffel galt zu einer Zeit im Frühjahr 1800 in Königsberg nahe an 2 Rthl., und war doch noch die wohlfeilere

Nahrung), welche Preiße dem Landwirth bei seinem wenigen Erbau nichts halfen, ihn vielmehr zum Theil selbst drückten, mußte die zahlreichste aller Klassen ein Volk, die Klasse der Arbeiter aller Art, da sie, bei dem Mangel an Nachfrage, ihren Lohn kaum unvermindert erhalten, geschweige verhältnißmäßig steigern konnten, ihr Letztes ausstoßen, und sich erbärmlich behelfen. Es stockte vom platten Lande her die gewohnte Kundschaft für Handwerker, Künstler und Gewerbsleute, die in Schulden und Noth geriethen; da ihr Verdienst abnahm, während die schweren Abgaben blieben. Die Nothwendigkeit, sich unter diesen Umständen aufs äußerste zu beschränken, zusammen genommen mit dem enormen Preiße, zu welchem das brittische Seehandelsmonopol die auswärtigen Genußartikel erhob, erklärt den Ausfall bei der Accise.

Es war bei dem Nachtheil, welchen der Ausfuhrimpost dem Publiko verursacht, hier die Rede nur von der Summe, welche in die Staatskasse floß. Was die andern betrifft, die den Weizenproducenten von ihren Mitbürgern zugegangen wäre,

und welche oben auf 120,000 Rthl. geschätzt ist; so läßt sich die Frage, was es für einen Unterschied in Hinsicht auf das übrige Publikum mache, ob diese Summe in den Händen bleibt, wo sie war, oder ob sie in die Hände der Weizenproducenten kommt, nicht leicht beantworten, wenn man nicht bestimmte Anwendungsarten voraussetzt. In den letzteren Händen freilich würden die kleinen Beiträge der städtischen Weizenkonsumenten zu größeren Partieen gesammelt erscheinen; und wenn sie von jenen Händen als Verlag zur Beförderung der Produktion benutzt werden möchten, würde der aus dieser Anwendung entspringende größere Vortheil für das übrige Publikum nicht zu bezweifeln seyn.

III.

Wie fern ist selbst bei noch so hohen Weizenpreißen der Ausfuhrimpost allemal unbillig?

Die Veränderung, welche der Impost in diesem Jahre gemacht hat, daß er, statt die Weizen-Cultivateurs 480,000 rthlr. vom Auslande und 120,000 rthlr. von ihren Mitbürgern ziehen zu lassen, die erstere

Summe in die Staatskasse zog, und die zweite in den Händen, die sie hatten, ließ, scheint so wenig etwas unbilliges an sich zu haben, daß man wohl eher zweifeln möchte, ob jener Gewinn von 600,000 rthlr., sofern ihm,

1) die Weizenproducenten allein, und zwar,
2) bei einem, auch ohne denselben, schon äußerst hohen Preiße, und vollends,
3) dem fünften Theile nach, von ihren Mitbürgern gezogen hätten, billig gewesen wäre?

Er wäre unbillig, wird man dagegen mit Recht erwiedern, dieser Gewinn, wenn er die Folge von irgend einer besonderen Verfügung zu Gunsten der Weizen-Cultivateurs oder zu Lasten des übrigen Publici wäre; aber als bloßes Resultat von zufälligen Umständen, kann, ob er billig sey oder nicht, gar keine Frage seyn; oder es müßte sich eben sowohl fragen lassen: ob z. B. der Segen, welchen im Jahr 1794 bei fast allgemeinem Mißwachs auf der Höhe die Niederungen hatten, und überhaupt, ob der reichere Einschnitt, welchen ein Gut vor seinen Nachbaren hat, billig sey, um daraus einen Grund zu einer be-

sonderen Besteuerung herzunehmen: eine Maxime, die alle Sicherheit des Eigenthums vernichtet.

Sehr wahr; nur daß dieses Argument, wie alle andere, die sich irgend gegen den Impost anführen lassen, nicht weniger gegen jedes Ausfuhrverbot, als gegen jeden Ausfuhrimpost gilt. Denn ist es ungerecht, dem Weizen-Cultivateur den Gewinn, welchen ihm das Schicksal darbietet, durch eine Ausfuhrsteuer zu schmälern; so ist es nicht minder, vielleicht noch mehr ungerecht, dem Roggen-Cultivateur, zumal dem, dessen Land wenig oder nichts an Weizen beträgt, den Vortheil oder die Nothhülfe, die er von seinem Roggen erwartet, durch ein Ausfuhrverbot zu verkümmern.

In der That ist beides, das Verbieten sowohl, als das Besteuern der Getreideausfuhr allemal unbillig, und kann nur durch Gründe der Nothwendigkeit, die von der Erhaltung des Ganzen hergenommen sind, entschuldigt werden. Rechtfertigen aber läßt sich selbst durch solche Gründe keines von beiden, wenn es anders als nach einer festen Regel, die einerseits an sich zweckmäßig, und andrerseits jedermann bekannt ist, den darin zum vor-

aus genau bestimmten Fällen gemäß, jedesmal von selbst eintritt. Denn wird ohne solche Regel, also willkührlich, das eine oder das andre gelegentlich verfügt, so darf der Producent mit Recht fragen, warum man ihn, neben der Einbuße an Gewinn oder selbst an Kostenersatz, die er in jedem solchen Fall verschmerzen muß, auch noch durch die Unsicherheit leiden läßt, welche bei so regellosem Verfahren für ihn in allen seinen Wirthschaftsgeschäften sowohl, als Verhandlungen Pacht und Kauf betreffend, entstehen muß, welche die ärgste Störerin wie in jedem andern, so vornehmlich in dem mißlichsten und kostspieligsten Gewerbe der Landwirthschaft ist, und gegen welche sich doch muß Rath finden lassen. Denn daß keine solche Regel, das heißt, kein förmliches Landesgesetz betreffend den Getreidehandel möglich sey, welches nicht durch seine Rückwürkung auf die Spekulanten unter den Landwirthen und Kaufleuten, mehr Uebel hervorbringe, als der Mangel an allem Gesetz, ist eine unzulässige Behauptung, die schon durch das Beispiel von England widerlegt wird, wo man würklich seit mehr als

einem Jahrhundert Geseze der Art hat, obgleich freilich für uns nicht passende.

Hier nur noch einige Bemerkungen.

1) Die Maxime, die Weizenausfuhr lieber zu verbieten als zu impostiren, ist freilich gut, sofern zum Verbot nicht so leicht geschritten werden würde, als zum Impost. Aber in jedem Fall, wo das Verbot gleichwohl, überaus hoher Preiße wegen, beliebt werden möchte, wäre ein Impost doch immer besser. Der Landwirth zöge dann von den auswärtigen Konjunkturen doch einigen Vortheil; der Staat gewönne eine Einnahme, die man ihm bei einem nicht sowohl durch Mangel als durch fremde Nachfrage sehr hoch gehenden Preiße, wohl gönnen kann; und der Konsument genösse eine dem Betrage des Imposts verhältnißmäßige Erleichterung. Wozu noch kommt, daß die fremde Zufuhr in unser Land, welche durch jedes Ausfuhrverbot so gut wie abgeschnitten wird, bei dem Impost noch immer, nach Verhältniß desselben, im Gange bleiben, und sowohl unsern Handel beleben, als unsere Konsumtion sichern würde. Das lezte Jahr liefert zu dem allem den sprechendsten Beleg.

2) Eben diese Gründe scheinen auch in Ansehung des Roggens, wenn nun einmal zwischen Verbot oder Impost gewählt werden soll, die Wahl zu Gunsten des Imposts zu bestimmen. Selbst sofern man über das Interesse des Producenten wegsehen und bloß die möglichste Erleichterung des Konsumenten bewürken wollte, scheint es doch, daß man diesen Zweck, nehmlich Sicherung eines dem Bedarf angemessenen Vorraths und Bewahrung des Preißes vor unverhältnißmäßigem Aufschlage, doch wohl eher durch impostirte als durch verbotene Ausfuhr erreichen würde, sofern bei offner, wenn gleich besteuerter Ausfuhr noch immer Zufuhr von den Grenznachbaren statt hätte, die bei gänzlicher Sperre wegen der dann eintretenden Ungewißheit der Preiße wegfiele, und sofern dann der Allarm unterbliebe, der bei einem Ausfuhrverbot zu entstehen und die Preiße ungebührlich zu heben pflegt; wie wir selbst in diesem Winter erfahren haben.

Daß übrigens der Weizen bei uns nie ein Surrogat des Roggens, selbst bei ganz gleichem Preiße von beiden seyn kann,

rühret von den hohen Abgaben her, die auf jenem liegen. Gölte der Weizen und der Roggen 2 Rthlr., so würde hier in Königsberg das Mehl von einem Scheffel Weizen noch immer, der Abgaben wegen, um mehr als 14 Procent theurer, als das vom Roggen seyn.

3) Jedes mögliche Landesgesetz, den Kornhandel betreffend, wird immer gewisse Grenz- oder Normalpreiße festsetzen müssen, bei welchen die Ausfuhr aufhören, oder, statt dessen lieber unter einem Impost fortdauern soll, wenn man nun einmal sie ganz frei zu lassen sich nicht entschließen kann. Die Art und Weise, diese Normalpreiße zu bestimmen, so wie die Sätze des Imposts, imgleichen die Art und Weise, die jedesmaligen Preiße im Lande auszumitteln, um das Gesetz darauf anzuwenden, bleibt bessern Einsichten überlassen.

Uebrigens ist die Idee von einem Impost auf die Ausfuhr, statt eines Verbots derselben, nicht neu: schon Galiani hat sie in seinen Dialogues sur le commerce du blé.

V.

Ueber die Aufhebung der Privatunterthänigkeit.

Gutachten

über

die Aufhebung der Privatunterthänigkeit in Ost- und Westpreußen *).

Soll die Befreiung des an die Scholle gefesselten Landvolks gewiß erfolgen; so muß sie von Umständen abhängig gemacht werden, die aller menschlichen Macht entnommen sind, das heißt, von genau in Zahlen bestimmten Terminen, es sey von einem a quo oder ad quem, oder von beiden (welches letztere auch in der dänischen Verordnung vom 20. Juni 1788 geschah **)),

*) Im Jahr 1802 wurde durch eine Kabinetsordre die Aufhebung der Erbunterthänigkeit zur Sprache gebracht. Der Verfasser äußerte sich der Aussicht zu Erfüllung eines seiner angelegentlichsten Wünsche, und entwarf diesen Aufsatz, den er dem Herausgeber mittheilte.

Anm. d. Herausg.

**) Siehe diese Verordnung in A. Heinze Sammlung zur Geschichte und Staatswissenschaft Band. 1. Göttingen 1789.

ſonſt gelinge es der Kabale doch, den Zweck zu vereiteln. Es müßten daher die Modalitäten dieſer Befreiung nichts enthalten, als:

a) die Beſtimmung ſolcher Termine, und

b) die Art, wie beim Eintritt derſelben theils die erfolgte Befreiung der einzelnen Leute zu bekunden, theils die Schuldforderungen der Herrſchaft an ſie zu reguliren wären.

Unſere Geſetzgebung müßte, wie es die däniſche unterm 21. Febr. 1702 und 20. Junii 1788 gethan, die Modalitäten, allenfalls erſt nachdem ſie ſolche, mit Beifügung der hoffentlich ſiegreichen Gründe, welche hier zur Rechtfertigung derſelben angeführt ſind, den Ständen vorher eröffnet hätte — geradezu in Geſetzesform publiciren.

Der eifrigſte Verfechter der bisherigen Ordnung der Dinge, was kann er gegen angemeſſene Modalitäten weiter einzuwenden haben, als etwa, ſie ſeyen für den Gutsherrn

I. nachtheilig, ſofern ſie

A) den auf vielen Gütern ohnedieß ſchon herrſchenden Mangel an Geſinde und Arbeitsvolk vergrößern, und

B) durch

B) durch die höhern Kosten, die man anwenden muß, um freie Arbeiter zu bekommen, den Reinertrag dieſer Güter ſchmälern; oder

II. ungerecht, ſofern ſie einen dem Kaufpreiße der Güter mit bezahltes nutzbares Recht antaſten; oder wenigſtens

III. unbillig, ſofern ſie

A) eine unnöthige Neuerung einführen, und

B) einem bisher vom Staat nicht nur geduldeten, ſondern beſchützten Herkommen, ein Ende machen.

Es wird nicht ſchwer halten, die Unſtatthaftigkeit aller dieſer Einwendungen auf eine befriedigende Weiſe darzuthun. Nehmlich

I. Woher kommt auf vielen Gütern der große Menſchenmangel und warum dauert derſelbe, da über ihn ſchon unſere Väter geklagt haben, immer fort? Aus der natürlichen Urſache, weil die Unterthänigkeit fortdauert. Denn ſofern der Grundeigner theils den jungen unfreien Leuten das Heirathen verwehrt, um, wie jener holſteinſche Zwinghern dem Prof. Büſch ſagte, deſto mehr ledige Geſinde zu haben! — theils die Verheiratheten in einer

Dürftigkeit schmachten läßt, bei welcher sie, wenn sie auch noch so viele Kinder in die Welt setzen, doch aus reinem Unvermögen ihnen die gehörige Wartung und Pflege zu geben, nur eine äußerst kleine Zahl davon groß ziehen können; so muß der Zuwachs von innen stocken: so wie natürlich, wenn er freien Leuten weniger bietet, als ihnen Andere gern bewilligen, auch der Zulauf von außen für ihn wegfallen muß. Es mangelt also wohl eigentlich auf diesen Gütern nur an solchen Menschen, die um Spottlohn dienen und für ein Hungerleben arbeiten sollen. Und an solchen wird es ewig mangeln, so wie es ewig an der Waare fehlen wird, die man nicht ihrem vollen Werthe nach bezahlen will. Auffallend lehrreich sind in dem Betracht folgende drei Thatsachen.

1) Gerade auf manchen der ostpreußischen Güter, wo fast alle Einwohner unfrei sind, und wo am strengsten die ostpreußische Gesindeordnung vom 15. Mai 1767 gehandhabt wird, nach welcher „der Gutsherr die Eltern, die besonders viele Kinder haben, zwingen darf, ihm solche in Dienst zu geben, und diese, sogar wenn er sie nicht in seinem Dienste be-

darf, noch sonst wo in seinen Gütern unterbringen kann, mit ohne seine schriftliche Erlaubniß sich anderweitig auf einige Zeit vermiethen dürfen," hört man die lautesten Klagen über Mangel an Menschen.

Dagegen

2) auf den in dem Bezirke der vier sogenannten Hauptämter Marienwerder, Riesenberg, Schönberg und Deutsch-Eylau gelegenen Gütern, wo ein weit kleinerer Theil der Einwohner aus unfreien Leuten besteht, und wo man jenes Gesetz fast ganz ruhen läßt, wird ungleich weniger über Mangel an Händen geklagt, obgleich diese Güter die viel Gesinde brauchende Stadt Marienwerder in ihrer Mitte, und die Weichselniederungen in ihrer Nähe haben. Und

3) auf den Domänen, wo es bekanntlich (das Ermeland für jetzt noch ausgenommen) gar keine unfreien Leute giebt, und wo nach §. 3. des angeführten Gesetzes durchaus niemand wider Willen gezwungen werden darf, auf königlichen Vorwerken zu dienen, hört man über Menschenmangel fast gar keine Klage; außer etwa, wo derselbe offenbar von Holz-

mangel herrühret; einer Ursache, die natürlich eine gleiche Würkung auf Domänen, wie auf Privatgütern nach sich ziehen muß, und die mit der anjetzt in Rede stehenden Ursache gar nicht zu verwechseln ist.

Also auch hier, wie in allen Gegenden der Welt, bewährt es sich durch Erfahrung, daß die Menschen, wenn man ihnen eine gerechte, d. i. durch freie Konkurrenz sich bestimmende Vergeltung giebt, und es ihnen überläßt, sich einzurichten, wie sie am besten wissen und können, durch Anwachs von innen sowohl, als durch Zugang von dorther, wo sie überflüssig sind, nach Maaßgabe der Nachfrage sich unfehlbar vermehren.

Es ist wahr, man findet hie und da manche ganz mit Unfreien besetzte Güter, die einen Ueberfluß an Menschen haben. Allein dann findet man auch, daß diese Güter das Glück hatten, einige Geschlechtsfolgen hindurch unter besonders guter Herrschaft zu stehen, die ihre Unfreien wie Freie hielten, so daß demnach diese anscheinende Ausnahme in der That den allgemeinen Satz bestätigt. Indessen bleibt darin nicht weniger auch in Hinsicht auf

diese Güter die Aufhebung der Unterthänigkeit wünschenswerth; denn nichts davon zu sagen, daß sonst doch selbst die überflüssigen Menschen anderswo ihr Fortkommen zu suchen, oder desselben dort zu genießen, willkührlich gehindert werden können; so können leicht böse Herrschaften folgen, oder, bei langer Abwesenheit guter Herren, schlimme Verwaltungen und Pachten eintreten; da denn nach Maaßgabe der Bedrückung und Noth, welche über die unfreien Leute kommt, ihre Zahl sich unfehlbar vermindern wird.

A) „Aber die freigewordnen Leute werden ja wegziehen." Warum?

1) Gewiß nicht, wie man oft besorglich äußert, wegen des etwanigen schlechten Bodens der Güter. Denn so wie schon jetzt das freie Gesinde seinen Dienst wählt nicht nach dem Reichthum der Herrschaft, sondern nach der Aussicht auf eine bessere Existenz, und daher lieber beim Bauern als beim Gutsherrn in Dienst geht, wenn es bei jenem mehr vor sich zu bringen hofft; und so wie schon jetzt der freie Instmann seinen Sitz wählt, nicht nach der Fruchtbarkeit des Bodens, der ihm ja nicht

gebaut, ſondern nach den Bedingungen, die man ihm bewilligt, und daher das ſchlechte Land, auf dem er ein leidliches Auskommen finden kann, dem fruchtbaren, auf dem er darben ſoll, vorzieht; ſo werden es künftig auch die Freigewordenen thun. Und zur Beſtätigung davon kann die Thatſache dienen, daß es in den nahe an den Niederungen, auf der Höhe liegenden weſtpreußiſchen Domänen, trotz ihres ſehr unfruchtbaren Bodens, weniger an Menſchen gebricht, als in den Niederungen ſelbſt, und vollends als in den benachbarten, mit beſſerm Boden verſehenen Gütern, auf denen unfreie Leute leben.

2) Auch nicht wegen eines angeblich dem Landvolk eigenen Hanges zum Herumziehen; es iſt vielmehr eine reine Wahrheit, daß das Landvolk, wenn es nur irgend ſein Auskommen, zumal Nahrung und Feuerung hat, lieber bleibt wo es iſt, und ſich ungern von ſeiner Heimath entfernt. Denn für die Verheiratheten, wenn ſie auch nur etwas Landbau haben, iſt das Wegziehen mit ganz eigenen Schwierigkeiten und Verluſten verknüpft, und die gemeinen jun-

gen Leute hängen an ihren Blutsfreunden, so wie diese an jenen, ihrer größern Hülflosigkeit und ihres kleinern Ideenkreises wegen herzlicher, als man in den höhern Ständen findet. Sie werden also nur wegziehen, sofern sie sich darum in einer besonders drückenden Lage befinden, oder sich ihnen anderswo ein überwiegend vortheilhafters Unterkommen darbietet. Allerdings könnte nun dabei der Fall eintreten, daß eine böse und geizige Herrschaft von den Leuten, die sie bisher quälte und darben ließ, verlassen würde, und daß dagegen bei billig rechnenden und zahlenden Herrschaften sich ein Ueberfluß von Volk — denn sie können doch auch nicht mehr aufnehmen als sie zu beschäftigen im Stande sind — anböte: aber wer will leugnen, daß diese Folge der Befreiung des Landvolks eine der wohlthätigsten ist, die man sich davon für Moralität und Nationalbetriebsamkeit versprechen kann. Sobald jene Herrschaft sich gegen ihre Freigewordenen so betragen will, wie sie es schon jetzt gegen die Freien, wenn sie deren haben oder behalten will, thut; so wird sie sie nicht verlieren, am

wenigsten die befreiten Kinder — denn wie ungern werden sich die Eltern von ihnen, die ihre einzige Stütze im Alter und in Krankheit sind, trennen — aber auch die andern nicht leicht. Und ziehen sie doch weg, so wird es der Herrschaft nicht schwer seyn, anstatt der Abgehenden Andere zu bekommen.

Es ist ja würklich schon hie und da im Lande das Experiment gemacht: einzelne Gutsbesitzer haben alle ihre Unterthanen freigegeben, und finden keinen Mangel an Händen, obgleich durch die anderwärts überall fortdauernde Unterthänigkeit so viele Menschen gefangen gehalten und der freien Cirkulation entzogen werden. Um so weniger wird also für die Gutsbesitzer überhaupt ein Mangel an Arbeitern dann statt finden, wenn nach ganz erfolgter Aufhebung der glebae adscriptio alles Landvolk frei ihre Herrschaften, so wie diese frei ihr Landvolk werden wählen können. Auch darf man wohl annehmen, daß die Gesammtheit der Gutsbesitzer hiervon überzeugt ist, nach den Aeußerungen der einzelnen zu urtheilen, indem man ganz gewöhnlich jeden versichern hört, nichts gegen die Unterthänigkeitsaufhebung

zu haben, sobald solche nur allgemein geschähe. In der That wird es dann an Menschen nur der Herrschaft fehlen können, die durch ihre Unbilligkeit und Härte dieß Schicksal sich selbst zuzieht, und auch nur so lange fehlen, als sie durch dasselbe nicht bewogen wird, die Leute so zu behandeln, wie es diejenigen Herrschaften thun, denen es schon jetzt gar nicht an Menschen fehlt.

B) Aber werden nicht die größern Kosten der freien Arbeiter den Reinertrag der Güter schmälern?

Wenn der Werth dessen, was freie Arbeiter leisten, den Werth dessen, was unfreie leisten, nur um so viel übertrifft, als der Lohn der erstern den Lohn der letztern, so ist für den Unternehmer, welcher jene und diese beschäftigt, der reine Profit (abgesehen von allen andern Umständen) in beiden Fällen gleich; übertrifft der erstere Werth den letztern um mehr, so ist der Profit größer, so wie er hingegen kleiner ist, wenn der erstere Werth den letztern um weniger übertrifft. Um also zu wissen, ob der Reinertrag eines Gutes sich vermindern werde, wenn man dasselbe, statt mit unfreien Leuten zu bewirthschaften,

mit freien bewirthschaftet, kommt es nicht darauf an, bloß die Kosten beider Arten von Leuten zu vergleichen, sondern darauf, daß man den durch die Arbeit hervorgebrachten Werth nach Abzug der Arbeitskosten in jedem der beiden Fälle berechne, und diese zwei Resultate gegen einander halte. Thut man das; so wird nach allem, was Vernunft und Erfahrung lehren, die Rechnung unfehlbar zu Gunsten der freien Leute ausfallen. Nehmlich diese

1) leisten mehr, es bestimmt sie dazu schon

a) die Furcht sich sogleich abgelohnt, oder wenn es Insleute (Tagelöhner mit Land) sind, hinausgesetzt zu sehen; während sie ihrerseits den Dienst oder den Sitz, in welchem sie sich befinden, vor der kontraktmäßigen Zeit nicht aufsagen dürfen, und

b) die Hoffnung, in sofern sie sich durch Fleiß und Geschick auszeichnen, nach Ablauf jener Zeit, gerne unter vortheilhaftern Bedingungen wieder behalten zu werden. Und

2) sie kosten in Verhältniß dessen, was sie leisten, weniger. Ihr Lohn — das Wort im weitesten Sinne genom-

men, so daß es alles, was Insleute und Bauern für ihre Leistungen haben, mit begreift — bestimmt sich durch das Verhältniß der Nachfrage von Seiten der Herrschaft, zur Mitbewerbung von Seiten der Leute, und er ist, wenn die Nachfrage überwiegt, reichlich, wie er es seyn muß, wenn die Leute sich durch Zuwachs von innen, oder durch Zulauf von außen vermehren sollen, aber er sinkt auch, wenn jenes Verhältniß sich der Gleichheit nähert, von selbst auf das Minimum, nehmlich auf den Punkt, wobei die Zahl der Leute sich nur gerade in ihrem Bestande erhält, ohne sich vermehren zu können. Indessen selbst dann würden diese Leute betriebsam und zufrieden seyn; ersteres weil die Konkurrenz sie dazu nöthiget, und weil sie sich auf niemanden als auf sich selbst zu verlassen haben; letzteres weil jedermann das Leiden, welches die Natur der Dinge, und nicht Willkühr der Menschen, über ihn verhängt, willig erträgt, und weil ihnen ihre Freiheit sich einzurichten, wie sie am besten

wiſſen und können, allen Grund zu Klagen benimmt.

Ganz anders iſt es mit den unfreien Leuten, die gerade durch die entgegengeſetzten Urſachen zu jener hämiſchen Trägheit und jenem tückiſchen Mißmuth verſtimmt werden, worüber ſo allgemein geklagt wird und wovon die natürliche Folge iſt:

1) daß der Werth des Reſultats ihrer Arbeit, in Verhältniß der dazu angewandten Zeit und in Hinſicht auf das Zweckmäßige der Leitung, ſehr gering ausfällt, und

2) daß die Koſten ihrer Arbeit, wie klein ſie an ſich ſcheinen mögen, gleichwohl, wenn man alles, was dahin zu rechnen iſt, in Anſchlag bringt, ſehr hoch ſind. Denn nichts davon zu ſagen, daß ihnen doch die zur Erhaltung ihrer ſelbſt und ihrer Familien unentbehrlichen Erforderniſſe zu Theil werden müſſen, wenn nicht phyſiſches Unvermögen zu arbeiten, ſammt Entvölkerung eintreten ſoll; und daß ihnen daher auch in allen Nothfällen, wie z. E. bei den Mißernten 1795, 1799, 1800, Hülfe gereicht werden muß, die darum, weil man ſie in

das Schuldbuch einträgt, eben nicht ertragbler wird, so macht:

a) eben die aus ihrer dämischen und mißmüthigen Stimmung entspringende und ihnen im Hofdienst habituell gewordene Langsamkeit und Fahrlässigkeit, deren sie selbst in ihrer eigenen Wirthschaft sich nicht entschlagen können, daß sie weit öfter in Noth gerathen und Hülfe bedürfen. Rechnet man dazu:

b) die Verpflegung der durch Alter, Gebrechen und Ungesundheit zum Arbeiten Unfähigen, die, wenn sie und ihre Verwandten nicht unfrei wären, dem Gutseigner nicht zur Last fallen würden; und bringt man endlich noch in Anschlag:

c) den ganzen Betrag aller der Einbußen und Verluste, die durch Verwahrlosungen und Veruntreuungen aller Art, dergleichen bei unfreien Leuten weit häufiger als bei freien, und in dem Maaße größer sind, wie man ihnen weniger giebt, erwachsen; so kommt ein Total von Kosten heraus, welches die gemeine Vorstellung, die

man ſich davon zu machen pflegt, weit übertrifft.

Und dieß iſt, ſo lange die Unfreiheit, als die Urquelle davon, beſteht, durch kein Mittel zu ändern; nicht durch Schärfe, die, weit gefehlt einen Geiſt der Betriebſamkeit und Sorgfalt zu erwecken, vielmehr nur den läſtigen Starrſinn oder tückiſchen Widerwillen vermehrt; nicht durch Güte, weil der nun einmal unheilbar mißtrauiſche Unfreie dabei der Herrſchaft keine andere Abſicht zutraut, als die ſie bei ihrer Güte gegen das Betriebvieh hat, nehmlich daſſelbe dafür hernach deſto beſſer anſtrengen zu können.

Was auf dieſe Weiſe durch Vernunft begreiflich iſt, beſtätiget aller Orten die Erfahrung, und ohne auf das in dem Betracht ſo lehrreiche Dänemark hinzuweiſen, darf ich mich auf das Zeugniß eben ſo einſichtsvoller als wohlgeſinnter Gutsherren berufen, welche verſichern, daß es nichts anders als eine auf richtiges Rechnen ſich ſtützende Ueberzeugung, von dem überwiegenden Vortheil des Wirthſchaftens mit freien Leuten war, was ſie ſelbſt, und die andern, welche die Unterthänigkeit auf ihren Gütern aufgehoben haben, zu dieſem

Schritt bewogen hat; und daß sie, weit gefehlt jemals die ihren Leuten geschenkte Freiheit zu bereuen, solche vielmehr für die Grundlage des bessern Wirthschaftsystems erkennen, welchem sie den steigenden Reinertrag ihrer Güter verdanken. Eben darum ist:

II. Der Einwand, daß die zu bewürkende allgemeine Befreiung des unterthänigen Landvolks ein in dem Kaufpreiße der Güter mit bezahltes nutzbares Recht antaste, und also ungerecht sey, ganz unstatthaft.

Denn

1) dieß Recht in seiner wahren Gestalt betrachtet, ist so wenig ein nutzbares Recht, daß einer der vorher erwähnten Gutsherren mir betheuert hat, er würde gewiß den Werth des Gutes, welches er im Jahr 1795 kaufte, wenigstens um tausend Thaler geringer geschätzt haben, wenn ihm beim Kauf die Bedingung vorgeschrieben worden wäre, die darauf vorhandenen Unterthanen, welche er sämmtlich frei ließ, niemals frei zu lassen, und ein ähnliches Geständniß wird jeder unternehmende und mit Sachkenntniß und Unbefangen-

heit richtig rechnende Landwirth ablegen. Denn wie alles Unrecht schädlich ist, so findet sich auch, daß die Befriedigung des Stolzes, oder die vermeinte Bequemlichkeit, die mancher Gutsherr darin setzt, daß er nicht nöthig habe, Menschen zur Arbeit kontraktmäßig durch ihre Einwilligung zu verpflichten, und durch ihr Interesse zu bewegen, sondern sie eigenmächtig nach seiner Willkühr zu Allem zwingen könne, ihm in Betracht der unvermeidlich daraus erfolgenden Einbußen und Verluste, am Ende weit theurer zu stehen kommt, als er denkt, und als jene Befriedigung oder Bequemlichkeit in seinen eigenen Augen werth seyn kann. Und

2) wie kann man sagen, daß dieß Recht bezahlt sey, da dasselbe

a) in keinem Kaufanschlage jemals zu Gelde angerechnet wird, und

b) weder nach den Detaxationsprincipien der Landschaft, noch bei gerichtlichen, oder irgend welchen andern Veranschlagungen, jemals in Schätzung kommt, sondern der Werth eines Guts in allen Fällen, ohne die geringste Rücksicht, ob es unfreie oder

freie

freie Leute habe, auf einerlei Weise abgeschätzt wird. Von einer Bezahlung aber, die für das Recht über die unfreien Leute eines Guts zu schalten, diesen Leuten selbst wäre gegeben worden, hat man vollends nie das Geringste gehört; obgleich nichts klarer ist, als daß, wenn für jenes Recht etwas zu bezahlen wäre, dieß den Leuten selbst, und nicht ihrem sie veräußernden Herrn gebühren würde, weil ja nicht er, sondern sie dasjenige, was der Gegenstand der Bezahlung ist, dem Käufer des Guts durch ihre Leistungen und Entbehrungen schaffen sollen.

Es bleibt nun den Verfechtern der Privatuntertheinigkeit nur noch das bequeme Argument übrig, sich auf das alte Herkommen, welches ohne Unbilligkeit nicht geändert werden könne, zu berufen.

III. Aber wenn man die obigen Vorschläge darum unbillig finden will, weil sie eine Neuerung einführen; so bedenke man dagegen:

A) Die Neuerungen, welche durch den Lauf der Zeit, zumal seit diesen letzten 15 oder 20 Jahren, in dem Zustande

der unfreien Leute vorgegangen sind, und für die heranwachsende Generation derselben immer größer zu werden drohen. In welcher Lage sich auch vor jenen zwei oder mehr Jahrhunderten die Unfreien mögen befunden haben — wo sie gleichwohl nicht nur vom Kriegsdienst, der ihnen jetzt, selbst während des Friedens, obliegt, verschont waren, sondern auch weniger mit Frohnen geplagt und reichlicher mit manchen der dringendsten Bedürfnisse, wie Feuerung, Viehweide ꝛc. versorgt gewesen zu seyn scheinen, als späterhin —; so ist doch kein Zweifel, daß in unsern Tagen ihr Schicksal in zwiefachem Betracht härter ist. Denn

1) man fordert von ihnen mehr; nach Maaßgabe, wie mit der steigenden Verfeinerung der Rechnungsgeist der Gutsherren sowohl, als ihr Luxus, zunimmt, und jener in allen Wirthschaftszweigen Erweiterungen und Verbesserungen, dieser aber in allen Artikeln des Lebensgenusses (wie Gebäude, Lustanlagen ꝛc.) Aenderungen und Verschönerungen unternimmt, erwächst auf dem Gute eine neue Masse von Fuhren, Arbeiten und Diensten,

die den unfreien Leuten über das, was sie schon sonst zu tragen hatten, aufgebürdet wird, und das Drückende ihrer Lage fortgehend vergrößert.

2) Man giebt ihnen weniger, und zwar:

a) selbst indem ihnen dem Anschein nach das Nehmliche gegeben wird. Denn die nach alten Sätzen noch jetzt immer fortdauernden Geldlöhne des Gesindes und der Tagearbeit sind natürlich im Laufe der Zeit an Werth in eben dem Maaße gesunken, als die Geldpreiße des Getreides gestiegen sind; und wenn die 9 Gr. preuß. oder $\frac{1}{10}$ Rthl., die ohne Speisung noch jetzt eines Mannes Tagelohn ausmachen, zu der Zeit, als derselbe festgesetzt wurde, und als das Korn vielleicht $\frac{1}{3}$ Rthl. im Durchschnitt galt *), dem Werthe von $3\frac{1}{3}$

*) Von welcher Zeit sich die noch jetzt geltenden Sätze der Gesindeordnungen herschreiben, habe ich noch nicht ausfinden können, und kann also auch den damaligen Mittelpreiß des Getreides, nach welchem sich damals, wie immer, die Preiße fast aller käuflichen Dinge richteten, und auf welchen daher bei Bestimmung jener Sätze natürlich Rücksicht genommen seyn wird, nicht bestimmt angeben. Indessen geht dadurch der

Mehe Korn glichen, so gleichen sie nun, bei einem Kornpreiße von 1 oder 1½ Rthl., nur der Hälfte oder dem dritten Theile des damaligen Werths, und der Arbeiter empfängt sonach in denselben 9 Gr. nur die Hälfte oder das Drittheil des damaligen Lohns. Auch hat er, was Wohnung, Gartenfleck, Feuerung und Weide betrifft, wenn ihm gleich diese Artikel, ohngeachtet ihres ebenfalls höher gestiegenen Geldwerths, zu den alten Geldsätzen überlassen werden, davon doch nichts mehr, ja oft weniger als seine Vorfahren hatten, und als er haben muß, wenn er nicht nur selbst bestehen, sondern auch ein Weib haben, und durch Großziehung von Kindern dafür sorgen soll, daß die Klasse der Arbeiter nicht ausgehe. Aber

b) es wird ihnen auch würklich mancherlei entzogen. Nichts davon zu sagen, daß dem unfreien

Richtigkeit des Arguments an sich nichts ab; und auf jeden Fall sind jene Sätze wenigstens so alt, als die Gesinde-Ordnung von 1707.

Gesinde überaus oft, und in mancher Gegend fast regelmäßig, nicht einmal der alte Satz des Gesindelohns gereicht wird, so wird zufolge jenes Rechnungsgeistes, der bei den hohen Produktenpreißen alles mögliche zum Versilbern abzuknappen sucht, auch die Speisung schlechter, und in den neuesten Veranschlagungsprincipien der ostpreußischen Landschaft findet sich würklich die neue Definition von Brodgetreide, daß es halb Roggen, halb Gerste sey. Und wegen so manchen Verminderungen des Dreschlohns zu sagen, welcher, da er herkommlich in einer Quote, z. E. der zehnte Scheffel des erdroschenen Getreides, bestimmt ist, den Instleuten noch das einzige Rettungsmittel gegen den Hunger, bei den oft für sie unüberschwinglich hohen Getreidepreißen, darbieten kann; so sinnt man auf Einführung von Dreschmaschinen, die, so gut sie für ein Land sind, wo jeder sich nähren darf wie er weiß und kann, den unfreien sogenannten kleinen Landleuten, wenn sie unfrei blei-

ben, den Untergang bringen müssen. Was überdem diesen Leuten an Nahrung für ihr Vieh dadurch abgeht, daß die Brache immer mehr vermindert, und oft jedes Gräschen, wäre es am Rande eines Grabens, oder wo man es sonst ihnen überließ, für die Herrschaft eingesammelt wird, leuchtet für sich ein. — Ueberaus viel trägt zur Vergrößerung aller dieser Leiden der unfreien Menschen das landschaftliche Kreditwesen bei, nicht bloß dadurch, daß es dem Verbesserungsgeiste sowohl, als dem Luxus der Gutseigner Vorschub thut, sondern insonderheit dadurch, daß es ein häufiges Kaufen von Gütern, wohl gar einen Güterhandel, d. i. Aufkauf zum Wiederverkauf, nach sich zieht. Denn was ist natürlicher, als daß die oft wechselnden Herren eines Guts, und vollends wenn mancher Spekulant es bloß zum Wiederverhandeln kauft, ganz der, nur aus langer Bekanntschaft erwachsenden Theilnehmung gegen ihre Unterthanen, ermangeln, und ihnen so viel als möglich aufzu-

bürden und ſo wenig als möglich zukommen zu laſſen ſuchen. So vermehrt ſich gerade durch alles das, was den Wohlſtand und die Größe der Gutsherren zu vergrößern ſtrebt (wie die Meliorationen und Verſchönerungen, die hohen Produktenpreiße, die landſchaftlichen Vorſchüſſe, die ſteigenden Verkaufswerthe der Güter u. dgl.), die Bedrückung und Noth der unfreien Leute. Auch fühlen ſie eben darum ihr Schickſal deſto ſchmerzlicher, und finden ſich durch dieß Gefühl, nach Verſchiedenheit ihrer Gemüther, deſto mehr gekränkt oder erbittert, wenn ſie den Kontraſt zwiſchen ſich und den freien Menſchen auf den Domänen und andern Gütern betrachten; nichts von der Verachtung zu ſagen, welcher ſie ſich ihrer Unfreiheit wegen durchgängig ausgeſetzt ſehen, oder zu ſehen glauben, und welche das Leben vergället und allen Muth zermalmt.

Geſetze können gegen dieſe Leiden dem Unterthan nichts helfen. Denn wo ſoll er klagen? Bei dem ſeiner Natur nach unter

dem Einfluß der Herrschaft stehenden Patrimonialgericht? Oder bei der Regierung, die, anderer Ursachen zu geschweigen, schon durch ihre oft zwei und mehr Tagereisen weite Entfernung von seinem Wohnsitz, für ihn unzugänglich ist? Und was hülfe ihm der günstige Spruch, wenn er nun doch in die Privatgefangenschaft zurück muß, in welcher ihn lebenslang seine Herrschaft halten darf, und vermöge welcher sie, was auch Gesetze und Gerichte verfügen mögen, sein Schicksal durchaus in ihrer Hand hat. Nichts kann ihn schützen als die Befugniß, sich seine Herrschaft selbst wählen zu dürfen. Wird man, wenn der Staat ihm diese Befugniß endlich gewährt, über Unbilligkeit klagen können, weil es eine Neuerung sey, das heißt, weil der Staat es nicht schon früher gethan, sondern erst jetzt, in Betracht der auf Seiten der Gutsherren immer weiter gehenden Neuerungen zu thun beschließt?

B) Bei unbefangenem Nachdenken muß es jedermann einleuchten, daß die herkommliche Macht des Gutsherrn über die unfreien Eingebornen seines Guts

nichts anders ist, als ein Recht Unrecht zu thun: denn so gewiß diese Macht ein Recht ist, weil der Staat sie bisher nicht nur gesetzlich anerkannt, sondern auch durch seine Gerichte geschützt hat, so gewiß sind auch die Handlungen, welche der Gutsherr vermöge dieses Rechts sich bisher gegen seine unfreien Leute erlauben durfte, an sich betrachtet, wahre, zum Theil in unserm Gesetzbuch als Verbrechen verpönte Beleidigungen, und folglich unrecht. Da nun der Staat zwar alle Rechte schützen, aber auch allem Unrecht wehren soll, so kann nur die Frage seyn, welche von diesen beiden, in dem gegenwärtigen Fall, unvereinbaren Pflichten die dringendere und heiligere sey; und darauf ist die Antwort leicht. Schutz der Unschuldigen gegen Beleidigungen geht billig der Macht Unschuldige zu beleidigen vor; und wer die Beibehaltung der letztern für billiger halten wollte, würde, sobald er sich auf Gründe einließe, seiner Vernunft oder seinem Gewissen widersprechen müssen.

Und so viel über die vorgeschlagene

Auflösung des Unterthänigkeitsbandes, die am Ende wesentlich bloß auf den Zweck hinausgeht, daß die Landleute ihre Herrschaften, so wie die Herrschaften ihre Landleute sollen wählen dürfen.

VI.

Ueber den Leinwandshandel in Preußen.

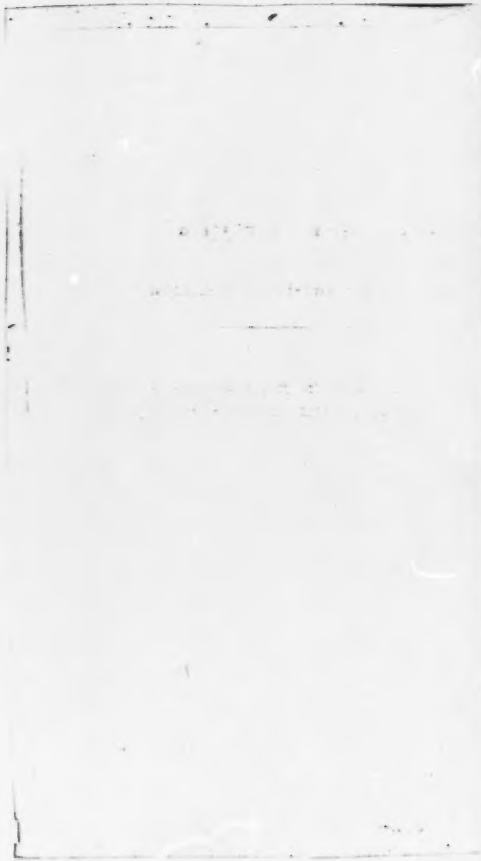
Gutachten

über

den Leinwandshandel in Preußen *).

1) Alle in Königsberg zur Zeit des Leinwandsmarkts eingehende Leinwand wird vorher am Thor gestempelt. Bei der Menge, die dann auf einmal ankommt, ist eine Messung der Länge jedes Stücks, so wie eine Besichtigung, ob es fehlerfrei sey, unmöglich; die Breite aber bedarf keiner Bescheinigung, weil der Käufer sie auf der Stelle messen kann und trotz des Stempels, allemal würklich mißt. Der Stempel ist also ganz unnütz. Aber zum Erbarmen ist es, die Plackereien anzuhören, die nach der Versicherung glaubwür-

*) Geschrieben im Jahre 1805 auf Aufforderung des Herausgebers.
Anmerk. d. Herausg.



diger Personen, den Landleuten wegen dieses Stempelns wiederfahren. Der Leinwandsmarkt nimmt daher von Jahr zu Jahr ab, zum Schaden der Konsumenten, die nun von den Konsumenten kaufen müssen, was sie sonst vom Landmann unmittelbar kauften. Denn die Händler kaufen nun desto häufiger die Leinwand vom Lande auf, wo man sie ihnen überläßt, um der städtischen Plackerei zu entgehen.

2) Für die Konsumtion ist keine Schau nöthig. Ob die hiesigen Leinwandshändler eine Zwangsschau für nothwendig halten, darüber wäre es immer interessant, ihr Gutachten zu vernehmen. Aber selbst, wenn sie sich dafür erklärten, wäre es noch immer die Frage, ob der Zwang die Leinwandfabrikation den Landleuten nicht noch mehr verleiden und sie bestimmen wird, lieber ihr Garn zu verkaufen, als es zu verweben. Das Uebel, das jeder Zwang mit sich führt, und das von den untersten Officianten, die den Zwang unmittelbar ausüben, gemeiniglich noch mit Chikanen und Erpressungen vermehrt, und dessen Zweck vielfältig durch Aufkaufung vereitelt wird, ist in dieser Sache, die so

großen Spielraum zu Plackereien läßt, und wo so erstaunlich viele Menschen, und aus der hülflosesten Klasse, dem Uebel ausgesetzt werden, von der bedenklichsten Art. Was für die von Weberei allein lebenden freien Landleute in den Gebirgen von Schlesien paßt, wird für die blos nebenher mit Weben sich abgebenden hiesigen Landleute eben darum unpassend seyn können. Eine freie, zwangslose Schauanstalt kann nie schaden, und wird, so fern das eigne Interesse der Fabrikanten den Gebrauch derselben in Gang bringt, sicherlich wohlthun.

Das §. 10. des Reglements enthaltene Verbot des Aufkaufs zum Wiederverkauf ist 1) neu; wenigstens verbietet das Edikt vom 17. Novembr. 1747 den Landleuten solchen Aufkauf von Leinwand nicht; es ist 2) unnütz; denn wenn die Landleute sonst nur können, werden sie gewiß lieber selbst nach der Stadt zu Markt mit ihrer Leinwand gehen, als solche daheim an eine Zwischenhand absetzen; 3) schädlich; sofern ihnen, wenn sie in dem Fall sind, nicht selbst hingehen zu können, und gleichwohl verkaufen zu müssen, die Gele-

genheit sich zu helfen benommen wird; 4) unbestimmt, sofern nicht ausgedrückt ist, ob das Geben und Nehmen in Kommission erlaubt seyn soll.

Wären immerhin Schauanstalten in den Städten seyn, wenn nur kein Zwang dabei Statt findet: denn im Grunde traut doch wohl kein Händler unbedingt der Schau, und er selbst ist es immer, der die für den Fabrikanten furchtbarste Schau ausübt, so daß hier schon ein Zwang vorhanden ist, ohne daß es eines andern bedarf.

Da die Güte der Leinwand leicht von jedem Käufer untersucht werden kann, und die Breite noch leichter, so kommt es nur auf die Länge an; und da fragt es sich, ob man nicht Dorfschulzen erlauben sollte, mit einem Stempel, der den Namen des Dorfs enthielte, die Länge derjenigen Leinwand zu bescheinigen, die ihm die Dorfseingesessenen in der Absicht zum Uebermessen zubringen wollten, falls es ihnen nicht konvenirte, solche der städtischen Schau zu übergeben. Denn es lassen sich vielerlei Beschwerden der Landleute bei der städtischen Schau voraussehen. Die 3 gr.

preuß.

preuß. an Schaugebühr für jedes Stück sind das wenigste: aber der vielleicht 2 Meilen weite Weg bis zur nächsten Stadt, und der Umstand, daß, wenn der Landmann mit ein oder ein Paar Stücken sich meldet, die Schau schwerlich sogleich aufspringen und ihn abfertigen, sondern ihm wohl zumuthen wird, wenn er nicht warten will, die Leinwand da zu lassen, und wenn er einmal wieder zur Stadt kommt, abzuholen (wobei Verwechselungen leicht möglich sind) oder, falls der Landmann nicht in der nächsten Stadt, sondern in der entferntern, wo er mit seiner Leinwand auf einen Jahrmarkt hingeht, solche schauen lassen will, der Zeitverlust, der ihm vielleicht aus dem großen Gedränge von Menschen, die bei der Schau abgefertigt werden wollen, erwachsen kann; diese Umstände sind es, die den Landleuten die städtische Schau bisweilen sehr verleiden könnten; und in diesen Fällen wäre eine ihrem Belieben überlassene von Schulzen, in Absicht der Länge, und der gröbsten Fehler, unternommene, und durch einen Stempel bescheinigte Prüfung oder Schau, für sie vielleicht kein übler Ausweg. Mag denn doch dieser Schulzen-Stempel soviel

gelten, als er kann; finden die Leute, daß er nichts gilt, so werden sie ihn nicht suchen; unbedingt traut man ja auch der städtischen Schau nicht; im Ganzen ist absichtlich Betrug in diesem Fall von Schulzen, die durch den Namen im Stempel sich der Verantwortung blos stellen, gewiß nicht zu besorgen.

Was die vorschriftmäßige Länge betrifft, so kann freilich bei schlesischen Webern, die vom Kaufmanne selbst das Garn geliefert, oder Vorschuß dazu bekommen, der Fall nicht eintreten, daß sie aus Mangel an Garn die Werft zu kurz scheeren; aber bei armen Landweibern ist das, so wie ich mich habe belehren lassen, nicht so ganz selten der Fall, daß sie, weil es ihnen nicht möglich ist, die ganze erforderliche Quantität von Garn der bestimmten Gattung, bis zu der Zeit, wenn das Weben anfangen muß, damit es vor Eintritt der Garten- und Feldarbeiten fertig sey, zu spinnen, oder, weil sie dazu nicht die gleiche Art von Flachs oder Werg haben, genöthigt sind, kürzer zu scheeren. Auf ähnliche Weise ist bisweilen der kleine Umstand, daß eine arme Landfrau kein Blatt von der er-

forderlichen Beſchaffenheit beſitzt, oder kaufen, oder geliehen bekommen kann, Schuld daran, daß ihre Leinwand nicht ganz die gehörige Breite hat, die ſie ihr ſonſt gern gegeben hätte.

Alle ſolche anomaliſche Leinwand zu confiſciren, wäre Grauſamkeit; genug, wenn der Käufer aus dem bloßen Mangel des Stempels ſchon wüßte, daß er anomaliſche Leinwand in Händen habe, die er nun ſelbſt prüfen und meſſen mag; genug, daß in ſolchem Fall kein Betrug möglich iſt, und daß eben der mancherlei Nachtheile wegen, die ſolche Leinwand mit ſich führt, diejenigen Landleute, die vermögend ſind, normalmäßige Leinwand zu machen, ſolche gewiß lieber machen werden.

Nachtrag.

1) Der Werth der jährlich aus Königsberg in das Ausland (faſt blos nach Holland) exportirten Leinwand, ſoll unbedeutend ſeyn, ſo daß alſo die hieſigen Leinwandhändler vielleicht das Meiſte, was ſie einkaufen, hier, freilich gefärbt und auf allerlei Weiſe appretirt, wieder verkaufen.

Soviel iſt gewiß, in der am Schluß jedes Jahres gedruckten Specification der Königsbergiſchen Exporten kommt der Artikel „Leinwand" gar nicht vor, ſtatt dieſer Artikel unter den Exporten aus Danzig oder Elbing eine anſehnliche Figur macht.

2) Das Garn iſt ohne Zwangsſchau ein ſo überaus wichtiger Gegenſtand des Ausfuhrhandels geworden: es fragt ſich, ob die Einführung einer ſolchen Schau nicht das wirkſamſte Mittel wäre, den Garnhandel zu ruiniren? Ob dieſer Handel je ſo angewachſen ſeyn würde, wenn man gleich anfangs eine ſolche Schau eingeführt hätte? Ob, was von Garn gilt, nicht auch von der Leinwand (deren Fabrikation zum auswärtigen Debit bei uns noch immer erſt im Werden iſt) gelte? Das Garn ſcheint einer Schau, wegen der Unmöglichkeit, beim Kauf die Fäden zu zählen, oder die Haspellänge zu prüfen, noch mehr zu bedürfen, und doch hat man keine, ſondern kontrollirt den Verkäufer durch das Gewicht, verglichen mit der Feine und Reinheit.

Als in Schlesien vor jenen hundert Jahren zuerst durch Hamburger Kaufleute der Grund zu der jetzigen Leinenfabrikation daselbst gelegt ward, waren es diese Kaufleute, die selbst die Schau ausübten; und wenn späterhin der Staat das sanctirte, was die Kaufleute und Fabrikanten zu ihrem beiderseitigen Besten schon sonst privatim eingeführt hatten, und dabei die übrigen Landleute zufrieden ließ, so war das ganz gut.

3) Die Einfuhr der deutschen, und darunter auch preußischen Leinwand, ist in England mit einem so hohen Zoll belegt, daß derselbe einem Verbot gleich gilt. Darum führen wir Garn hin, und können Leinwand nur dadurch, daß wir den Weizen nach England in Säcke von feiner gebleichter, doppelt genommener Leinwand, einsacken, dahin einschleichen. Die Specifikation von Elbing zeigt, in welche Länder die Leinwand von da hingeht; nur Schade, daß da England von Holland nicht getrennt ist. Nach der Danziger Liste geht polnische Leinwand nach England, aber das ist nur die sogenannte Rollleinwand, die von der

gröbſten Art blos zum Packen brauchbar iſt, die bis aus Gallizien herabkommt und die, vielleicht in England einen niedrigern Zoll trägt, weil es den Britten nicht lohnt, ſich mit der Fabrikation ſolches ſchlechten Zeuges abzugeben.

VII.

Ueber den inländiſchen Getreide-Verkehr.

Ueber

Kornjuden,

Getreide-Aufschütten und die Maaßregel, Korn in Requisition zu setzen *).

Die Frage, ob es rathsam sey oder nicht, in diesen oder jenen Fällen die Ausfuhr des inländischen Getreides nach der Fremde zu verbieten, macht keinen Theil der Untersuchungen aus, die hier angestellt werden sollen, sondern diese betreffen blos den inländischen Getreideverkehr zwischen den verschiedenen Oertern und Provinzen des Staats, und zwar vornehmlich in Hinsicht auf solche Zeiten, wie die gegenwärtigen, wo die Ausfuhr nach der Fremde untersagt ist.

Bekanntlich ist in unserm Staat aller Getreideaufkauf auf dem Lande zum Wiederverkauf jederzeit verboten, und aller

*) Geschrieben im Jahr 1805.

städtische Kornhändel auf eine besondere Berechtigung beschränkt, die man dazu als Kaufmann oder Höker erlangt haben muß. Daß eine solche Einrichtung nothwendig sey, um das konsumirende Publikum, zumal in den Städten, vor Mangel und Theurung zu bewahren, und daß, wenn gleichwohl Mangel und Theurung überhand nimmt, die Ursache davon nicht in jener Einrichtung, sondern in den Uebertretungen derselben liege, ist ein alter Glaube, zu welchem sich (so wie freilich auch zu dem Glauben an Zauberei) sogar schon das römische Recht (corpus juris) bekannt, und welchem nicht nur der allergrößte Theil der Konsumenten blindlings zugethan ist, sondern welchen auch fast alle Polizei-Schriftsteller in Form einer Theorie dargestellt und vermeintlich sonnenklar erwiesen haben.

Glücklicherweise hat von jeher eine ganz entgegengesetzte Einrichtung, in Ansehung eines andern Lebensmittels Statt gehabt, das man freilich erst seit einigen Menschenaltern in unsern Gegenden kennt, das aber jetzt für die große Volksmasse fast nicht minder unentbehrlich, als das Korn, ist.

Man hat also wirklich, obwohl unabsichtlich, jene Theorie gleichsam auf die Probe gestellt, oder einer Art von Experiment unterworfen: und da die Resultate dieses Experiments in offenbaren Thatsachen vor jedermanns Augen liegen, so braucht man nur diese Thatsachen genauer zu betrachten, und das Wahre oder Falsche jener Kornhandelstheorie klarer und sicherer einzusehen, als es durch bloße Räsonnements geschehen kann.

Der Handel mit Kartoffeln nehmlich ist, in unserm Staat, bis auf eine unbedeutende Ausnahme, an die man sich auch nicht kehrt, ganz seiner natürlichen Freiheit überlassen. Das Gesetz, welches den Aufkauf des Getreides und anderer Produkte untersagt, überläßt ausdrücklich den Aufkauf von Gartengewächsen (blos mit Ausnahme derer, die man in dem Umfange von sechs und vier Meilen rings um Berlin und Königsberg baut) einem jeden, der sich damit befassen will. Unter diesen Gartengewächsen sind natürlich auch die Kartoffeln gemeint; denn zu der Zeit, aus welcher sich das Gesetz herschreibt, wurden sie nur in Gärten, nicht aber wie jetzt meist mit dem Pflug auf offenem

Felde gezogen; und glücklicher Weise hat noch kein neueres Gesetz sie zu den Feldfrüchten gezählt *). Kartoffeln also darf jedermann aufkaufen auf dem Lande, so-

*) Blos in Absicht auf Berlin scheint etwas Abweichendes Statt zu finden. Nach einem vom 27. Septbr. 1798 datirten Publikandum des Polizeidirektoriums dieser Stadt, deren Bannbezirk durch einen Kabinetsbefehl vom 13. Okt. 1763 von vier auf sechs Meilen ausgedehnt worden ist, soll außerhalb dieses Bezirks nur Eyer, Federvieh, Stückbutter und Gartenfrüchte (nicht, wie es im Edikt heißt, Gartengewächse) überall aufzukaufen, jedem unbedingt, das heißt, ohne ein besonderes Legitimationsattest, erlaubt seyn. Und ein Direktorial-Reskript vom 27 August 1800 soll endlich die Gartenfrüchte in bloßes Obst verwandelt haben. Sonach wäre der Aufkauf von Kartoffeln außerhalb des Berlinischen Bannbezirks nur kraft einer dazu besonders erlangten Befugniß erlaubt. Ob diese Beschränkung sich auf die ganze Churmark, oder wie weit von Berlin sie sich erstrecke, werden die wissen, die das gedachte Reskript kennen. Da übrigens die Aktenwelt und die wirkliche Welt nicht immer in allem übereinstimmen, so gilt auch von jenen Verordnungen auf die wirkliche Beobachtung derselben kein sicherer Schluß. Aber wie es auch mit dem Kartoffelhandel um und in Berlin stehe; so findet doch, so viel man weiß, nirgends in der ganzen preußischen Monarchie eine solche Beschränkung Statt, sondern außer dem städtischen Bannbezirk (denn auch die andern großen Städte, wie Stettin, Frankfurt, Magdeburg, haben ihren Bannbezirk von zwei Meilen) ist aller Aufkauf von Kartoffeln, dem angeführten Edikte gemäß, unbedingt erlaubt.

viel er will, um sie nach Wohlgefallen, in einer Stadt, oder in einer andern Gegend des platten Landes abzusetzen. Auch darf jeder Städter ungefragt, mit Kartoffeln, so wie mit Brennholz, mit Gurken und Sauerkraut, Handel treiben; sie sind keine von den Waaren, zu deren Handel eine besondre Erlaubniß nöthig ist.

Zum Erstaunen groß ist der Gebrauch, der von dieser doppelten Freiheit des ländlichen Aufkaufs und des städtischen Kleinhandels gemacht wird. So z. B. ist der größte Theil der Kähne, die oftmals Flottenweise mit Kartoffeln nach Königsberg kommen, von Aufkäufern befrachtet, deren mancher seine Ladung wohl nicht einmal selbst, sondern durch eine Zwischenhand, und nicht von den Producenten, sondern von andern Aufkäufern eingehandelt haben mag. Und so kauft in eben jener Stadt eine Menge geringer Leute, die noch ein Bischen Verlag, und sonst keinen recht sichern Verdienst haben, Vorräthe von Kartoffeln wohlfeil im Herbst ein, um sie, während des Winters, an andere noch ärmere Leute, in so kleinen Quantitäten, wie diesen der Ankauf am bequem

ſtem iſt, Groſchenweiſe wieder abzulaſſen. Bei dieſer Einrichtung befindet ſich nicht nur das producirende, ſondern auch das konſumirende Publikum des ganzen Landes ausnehmend wohl. Die Producenten können immer auf einen vollkommnen leichten und gewiſſen Abſatz ihrer überflüſſigen Kartoffeln Rechnung machen, den ihnen die Geſchäftigkeit der Aufkäufer auf dem Lande und der Freihändler in den Städten gewährt. Sie werden dadurch ermuntert und in den Stand geſetzt, den Kartoffelbau fortgehend zu erweitern, und arbeiten in der That daran, ihn immer mehr ins Große zu treiben. Die Konſumenten auf der andern Seite aber erhalten ihren Bedarf an Kartoffeln überall 1) ſo wohlfeil und 2) zu aller Zeit ſo ſicher, wie ſie es nur wünſchen können. Nehmlich

I. was eine wahre Thatſache, und zugleich ein ſehr merkwürdiges Phänomen iſt:

Der Mittelpreiß der Kartoffeln ſteht in dieſen neuſten Zeiten, nicht höher, vielmehr, wenn man den geſunkenen Werth des Silbers, oder den geſtiegenen Preiß des Getreides, in Anſchlag bringt, wohl eher niedriger, als vor

jenen zwanzig oder dreißig Jahren, und dieß selbst trotz dessen, daß ihre Konsumtion in diesem Zeitraum erstaunlich zugenommen hat *).

In der That hat dieses sich gewaltig vermehrt. Denn nicht genug, daß die Kartoffeln unter den Nahrungsmitteln des großen Volkskörpers, je länger je mehr den nächsten Rang nach dem Korn einneh-

*) Als ein Beleg zu dieser Behauptung diene folgender Auszug aus dem Wirthschaftsbuch eines Hausvaters zu Königsberg, der eigenhändig die Preise aufnotirt hat, zu welchen er selbst die Kartoffeln jährlich kaufte. Man möchte fast behaupten, daß die Kartoffelpreise in Berlin sich auch in dem nehmlichen Verhältnisse seit 30 Jahren befinden.

Monat	Jahr	Preis preuß. Gr.	Monat	Jahr	Preis preuß. Gr.
Novbr.	1775	40	Octbr.	1790	30
Octbr.	1776	48		1791	30
	1777	45		1792	39
Novbr.	1778	29		1793	37
	1779	24		1794	63
	1780	fehlt		1795	54
Octbr.	1781	40		1796	36
	1782	40		1797	36
	1783	36		1798	36
	1784	32		1799	73
	1785	66		1800	47
	1786	48		1801	30
	1787	39		1802	60
	1788	56		1803	60
	1789	40		1804	36

men, daß sie sogar in mancher Gegend, fast schon wie in Irland, den Hauptunterhalt der ärmsten Familien ausmachen, (denen sie sich, außer der Wohlfeilheit, freilich noch dadurch empfehlen, daß sie mit wenig Feuerung bald gar gekocht, und mit bloßem Salze genießbar sind); sondern man wendet sie außerdem immer mehr zu Viehfutter, und, was sonst gar nicht geschah, zum Brandweinbrennen an. Aber ungeachtet dieser gewaltigen Konsumtionsvermehrung ist:

a) ihr Preiß nicht gestiegen, zum klaren Beweise, daß ihre Produktion noch stärker als ihr Verbrauch zugenommen und diesen so zu sagen überflügelt hat; dagegen ist

b) der Roggen, dessen Stelle sie in so vielen Fällen vertreten, und dessen Verbrauch sie daher so sehr vermindern müssen, oft fast um zwei- oder dreimal so hoch, als vor 30 Jahren, und zwar selbst in denen Provinzen, wo die Ausfuhr in der Regel beständig verboten ist.

II. Es darf wohl als ziemlich gewiß angenommen werden, daß überall, wo man Kartoffeln braucht, auch Kartoffeln

zu

zu haben ſind, und daß die Konſumenten dieß unentbehrliche Nahrungsmittel zu allen Zeiten an allen verſchiedenen Wohnplätzen des Landes, ſo ziemlich in der Proportion, wie ihre Nachfrage es verlangt, und der Totalertrag geſtatten mag, zugeführt bekommen, auch daß die Ungleichheit der Preiße an den verſchiedenen Plätzen, nicht leicht mehr als die Frachtkoſten beträgt. Wenigſtens haben ſich noch niemals Einwohner von Königsberg und Berlin über den Aufkauf von Kartoffeln beſchwert, der, trotz dem geſetzlichen Verbot, ſelbſt in dem Umfange von vier Meilen ungeſcheut getrieben wird. Nie hat man ſolche Klagen über Kartoffelwucher, wie über Getreidewucher gehört, und während der Nahme Kornjude in ſo vieler Menſchen Munde iſt, iſt der Nahme Kartoffeljude wohl noch von niemanden ausgeſprochen worden.

Was unter I. und II. angeführt iſt, ſind Thatſachen. Wie ſtimmt nun mit dieſen Thatſachen jene Theorie zuſammen, welche beweiſet, daß ein freier Handel oder ein ungehinderter Einkauf zum Wiederverkauf jedes Landprodukt, welches man ihr überläßt, nothwendig vertheuern, und

die Versorgung der Konsumenten mit demselben unsicher machen müsse? Erfahrung ist die Feuerprobe jeder Theorie, welche, wie sonnenklar sie auch bewiesen scheine, mangelhaft oder unrichtig seyn muß, in so weit sie sich mit Thatsachen nicht räumen läßt. Wir stellen nun zuförderst die Beweise auf, die man für jenen Satz anzuführen pflegt, und zeigen dann, wie wenig in der würklichen lebendigen Welt die Voraussetzungen Statt finden, auf welchen jene Beweise beruhen.

Der Aufkauf, heißt es, müsse nothwendig jedes ihm überlassene Landprodukt aus einer dreifachen Ursache vertheuern.

Erstens, weil er die Konkurrenz beim Einkauf vermehre: denn sobald zu den Konsumenten, die ihren Einkauf machen wollen, Aufkäufer hinzu treten, entstehe auf Seiten der Nachfrage ein Uebergewicht, das sonst nicht Statt fände und das natürlich den Preiß in die Höhe ziehe.

Zweitens, weil er die Konkurrenz beim Verkauf vermindere: denn, tritt z. B. an die Stelle von zehn Producenten, die jeder mit seiner Portion Kartoffeln, Getreide ꝛc. sonst zu Markte ständen, ein

Aufkäufer, der alle diese zehn Quantitäten zusammen gekauft hat; so werde auf Seiten der Verkäufer das Angebot vermindert, und folglich werde, wenn die Nachfrage gleich stark bleibt, der Preiß nothwendig steigen. Und

Drittens, müsse ja natürlich um so viel, als der Aufkäufer gewinnt, die Waare theuerer werden: ohne Gewinn aber werde sich wahrlich niemand mit dem Geschäfte des Aufkaufs befassen.

Alles wahr; nur unter Voraussetzungen, von denen auch nicht eine einzige in der angenommenen Art würklich Statt findet. Denn

1) jeder Aufkäufer sucht natürlich seinen Einkauf da zu machen, wo entweder gar keine Konkurrenz von Käufern, oder, wo sie am schwächsten ist, indem er eben da die Waare am wohlfeilsten bekömmt. Vermöge der Kundschaft aber, die sein Interesse ihn antreibt, von allen andern Orten einzuziehen, und die er durch Hülfe seiner Konnexionen leicht erlangt, weiß er gemeiniglich besser, daß hie oder da der Preiß am tiefsten steht, besser, als die Producenten, von denen er kauft, oder die Konsumenten, an die er hernach ver-

kauft, es wissen oder je erfahren hätten.

Freilich hebt er durch seinen Kauf den Preiß: aber wo? Gerade da, wo das Produkt, in Vergleichung mit dessen Preiße in andern Plätzen, zu wenig gilt, und einer Preißerhöhung bedarf, wenn dessen Produktion erweitert, und so nach dem Totalertrag vermehrt und eben dadurch ein mäßiger Preiß für die Dauer (so wie es mit den Kartoffeln gegangen ist) im Allgemeinen bewürkt, und auf dem Fall des Mißwachses in einer Gegend, eine Hülfsquelle in einer andern Gegend vorbereitet werden soll. Eben so sucht der Aufkäufer natürlich dann zu kaufen, wenn die Konkurrenz am geringsten ist. Kauft er aber auch selbst bei nicht geringerer Konkurrenz doch auf; so thut er es, weil er, nach seiner genauern Kenntniß, voraussieht, daß der Preiß für das ganze Jahr nicht so bleiben, sondern im Lauf der Zeit höher gehen, und die Zufuhr weiterhin wieder reichlich ausfallen werde. Indem er nun für diesen Fall, den weder Konsument noch Producent in der Regel so gut, wie er, zu beurtheilen wissen, Vorräthe sammelt, hebt er freilich jetzt den

Preiß, aber eben dadurch bewürkt er, daß mit dem theurer werdenden Produkt ſparſamer bei der Konſumtion umgegangen, und ſonach bei Zeiten dem Mangel, der ſonſt eintreten möchte, entgegengearbeitet wird. Und durch die aufgekauften Vorräthe ſelbſt, die er auf den Nothfall bereit hält, ſorgt er dafür, daß dieſer Nothfall nie ſo drückend werden kann, als derſelbe werden würde, wenn er die Vorräthe nicht zu rechter Zeit geſammelt hätte. Indem er alſo den Preiß anjetzt hebt, wird eben dadurch künftig ein weit ſtärkerer Aufſchlag deſſelben verhindert.

2) Der Aufkäufer, weit gefehlt, die Konkurrenz beim Verkauf immer zu vermindern, vermehrt ſie vielmehr gerade an den Orten, und in den Zeiten, wo man am meiſten wünſchen muß, daß ſie vermehrt werde. Denn wohin geht er mit ſeiner Waare, die er an dem wohlfeilſten Orte eingekauft, und für Zeiten, wo es theurer wird, aufbewahrt hat? Natürlich dahin, wo ſie am theuerſten und nöthigſten, und wo folglich das Angebot der Verkäufer, in Verhältniß gegen die dringende Nachfrage der Konſumenten am kleinſten iſt. Hier ſenkt er nun durch ſei-

nen Verkauf den Preiß, oder hemmt deſſen weiteres Steigen. Und wann verkauft er ſeinen zu wohlfeilerer Zeit geſammelten Vorrath? Natürlich dann, wenn der Producent ausbleibt und mithin der Preiß höher gehet. Uebrigens wird ſich weiter unten zeigen, daß kein Aufkäufer, wie man vielleicht beſorgen möchte, ſich jemals zum Herrn des Preiſes ſolcher Produkte, wie Kartoffeln oder Getreide ſind, machen kann, ſondern daß er blos den Ueberfluß, der ſich an dieſen Orten und zu dieſen Zeiten findet, mit dem Mangel der andern Orte und zu andern Zeiten Statt hat, ausgleichen, und dadurch auf eine freilich für ſich ſelbſt, aber auch für die Geſammtheit des Publikums, vortheilhafte Weiſe die zufälligen Abwechſelungen desjenigen Grundpreiſes benutzen kann, der ſich natürlicher Weiſe durch das Verhältniß des jährlichen Bedarfs zum jährlichen Ertrage des ganzen Landes beſtimmt. Schon durch ſeine bloße Exiſtenz an einem Orte giebt der Getreidehändler oder Aufkäufer Anlaß, daß die Zufuhr nach dieſem Orte ſtärker, und ſonach das Angebot der Verkäufer auf dem Markte größer wird, als es ſonſt wäre. Warum

ſteht in Mißwachsjahren der Kornpreiß gewöhnlich viel höher in den kleinen Städten, wo kein Kornhändler wohnt, als in den größern? Und warum geht, trotz dem höhern Preiße, dorthin keine Zufuhr? Weil, aus Mangel an Aufkäufern, der Markt ſolcher Plätze gar zu leicht überführt wird, und der Preiß dann unverhältnißmäßig herabfällt: denn die Konſumenten können und wollen nicht anders, als immer in kleinen Portionen kaufen, die Bäcker aber kaufen lieber auf dem Lande, und befinden ſich gar nicht übel dabei, wenn der Marktpreiß ihrer Stadt, nach welchem ſich ihre Taxe richtet, höher iſt, als der Preiß, zu welchem ſie auf dem Lande eingekauft haben. Der Landmann alſo, der das Sicherſte vorzieht, läßt die kleine Stadt in Noth, und fährt lieber nach der größern, wo er zwar, in Verhältniß des weitern Weges, eher einen etwas geringern Preiß, aber dieſen doch auch ſicher findet, indem er ihn, wie ſtark auch der Markt beſetzt ſeyn mag, gewiß von den Aufkäufern oder Händlern erhält.

Ueberdem werden Kornhändler nicht ermangeln, den Landwirth zur Zufuhr,

und zwar je höher der Mangel steigt, desto dringender, allenfalls mit Zusicherung eines Preißminimums einzuladen, welche Zufuhr dann würklich kommt; aber wenigstens so stark und um die Zeit nicht, sondern wohl erst viel später, bei viel größerm Mangel und viel höherem Preiß, gekommen seyn würde, wenn den Landwirthen nicht jene Notiz und Zusicherung gegeben worden wäre.

Geschieht es vollends, daß ein Aufkäufer den Landleuten ihre Produkte (wie es mit den Kartoffeln immer häufig der Fall ist) mittelst seiner eigenen oder gemietheten Land- oder Wasserfuhren, selbst abholt, und auf den Markt, wo die Nachfrage am stärksten ist, hinbringt; so ist es noch klärer, daß durch ihn, auf diesem Markt die Konkurrenz beim Verkauf vermehrt wird. Man sage nicht, jene Leute würden, wenn der Aufkäufer nicht wäre, mit ihren Produkten selbst auf jenen Markt um dieselbe Zeit gekommen seyn. Denn kein Landmann, der es in Betracht seiner Wirthschaftsumstände thunlich findet, gerade jetzt mit seiner Waare zu Markt zu gehen, wird sie gerade jetzt an einen Aufkäufer ablassen, sondern geht da-

mit lieber nach dem Markte, wo er auf Konkurrenz der Käufer rechnen kann. Dagegen aber kann man auch sicher annehmen, daß, wenn er in seiner Heimath doch an Aufkäufer verkauft, er es darum thut, weil er durch sein Hauswesen abgehalten wird, selbst den Markt gerade jetzt zu besuchen. Also was oben angenommen war, daß nehmlich statt des einen Aufkäufers, der nun zu Markt mit aller der Waare steht, die er von zehn Landleuten zusammengeholt hat, alle diese Landleute selbst, jeder mit seiner Portion um eben die Zeit zu Markt stehen würden, ist eine leere Voraussetzung, indem alle, oder die meisten dieser Leute vielmehr eben darum, weil sie froh waren, an den Aufkäufer verkaufen zu können, gerade jetzt den Marktbesuch schwerlich unternommen hätten, besonders aus Hintergegenden, die vom Marktplatze entfernt sind. Dagegen befindet sich nun doch das ganze Quantum, das die Landleute zu verkaufen hatten, zu einer Zeit, wo es sonst gefehlt hätte, wirklich auf dem Markt. Die Anbietung der Waare folglich ist vermehrt, und sonach wird der Preis vermindert, oder sein Steigen gehemmt. Denn, was

wohl zu merken iſt, die Minderung zumal gemeiner Landprodukte, hängt in der Regel weit weniger von der Anzahl der Verkäufer ab, als von der Größe des zum Verkauf vorhandenen Waarenquantums in Verhältniß zu der vorhandenen Nachfrage. Fände ſich z. B. an einem Markttage ein für die Nachfrage unzulängliches Quantum eines Victuals in den Händen von zwanzig Verkäufern, ſo würde der Preiß doch wohl höher gehen, als wenn das doppelte, die Nachfrage vielleicht ſchon überſteigende Quantum ſich in den Händen von zehn, oder das vierfache Quantum in den Händen von fünf Verkäufern befände.

3) Der Aufkäufer macht zwar allerdings einen Profit, ſo gut wie jeder andre Kaufmann. Aber kann man ſagen, wenn es z. B. keinen Eiſenhändler gäbe, ſondern jedermann ſeinen Bedarf an Eiſenwaaren unmittelbar von den Fabrikanten ziehen und dieſe alle ihre Waaren unmittelbar an die Verbraucher abſetzen müßten, daß in ſolchem Fall beide, der Fabrikant ſowohl als der Konſument ſolcher Waaren, ſich beſſer befinden würden, als wenn ihnen zwar ſolcher unmittelbare

Verkehr unbenommen bleibt, aber zugleich Eisenhändler zwischen beide treten? Kann man sagen, daß der Profit, den solche Händler machen, indem sie Vorräthe aus den Fabriken aufkaufen, und für jedermanns Nachfrage bereit halten, dem Fabrikanten oder denen, welche die Fabrikate verbrauchen, Verlust bringt? Ist es nicht klar, daß beide bei der freien Wahl, die ihnen gelassen ist, sich eines Zwischenhändlers zu bedienen, würklich davon Vortheil haben müssen? Beide ersparen sich Kosten, die sie sonst treiben müßten. Gerade so ist es mit dem Produktenhändler oder Aufkäufer. Der Profit, den er für Anwendung seines Verlages und seiner Mühe zieht, gereicht in allen den Fällen, wo die Producenten und Konsumenten seine Zwischenhand benutzen, beiden zum Vortheil, indem sie dadurch weit größerer Kosten, die sie sonst treiben müßten, überhoben werden.

Dem Producenten kann die Zwischenhand des Aufkäufers, da es immer auf ihn ankommt, ob er sie annehmen oder abweisen will, gewiß nie schaden; aber wohl kann sie ihm ausnehmend nützen, theils indem sie ihm den Absatz zu ordent-

lichen regelmäßigen Preißen sichert, theils indem sie ihm mancher Ungelegenheiten in Ansehung des Transports überhebt. Ja sie nutzt ihm unfehlbar jedesmal, wenn er sie verzieht, und entweder in der Stadt oder in seiner Heimath an sie verkauft. Der gemeine Hause der Stadtleute, der freilich in dem Wahn zu stehen scheint, als wären alle Bewohner des platten Landes nur seinetwegen da, mag es immerhin recht finden, daß jeder Producent genöthigt werde, nicht nur alles, was er erzeugt, unmittelbar selbst nach der Stadt, und zwar hübsch regelmäßig jeden Tag oder jede Woche so zu bringen, wie es für den theilweisen Einkauf der städtischen Konsumenten am bequemsten ist, sondern auch durchaus blos an die Konsumenten unmittelbar, und nur im Nothfall, wenn er lange genug auf Abnahme von Seiten der Konsumenten gewartet hat, an die Zwischenhand des Kaufmanns zu verkaufen. Aber der Landwirth ist ja, seiner eigentlichen Bestimmung nach, weder Fuhrmann oder Kahnfahrer, noch Höker oder Produktenhändler; sondern braucht seine Zeit und seinen Verlag zu seinem eigenthümlichen Beruf. Ihn daher nöthigen

wollen, daß er gegen seinen Wunsch (denn so weit er es vortheilhaft für sich findet, thut er es ohne Zwang von selbst) gleichwohl seine Zeit und seinen Verlag auf jene Gewerbe des Transportirens und Hökerns, anwenden soll, heißt, ihn in hundert Fällen in seiner Wirthschaft stören, heißt die Produktion oder den jährlichen Bodenertrag verkümmern, und eben dadurch selbst die Versorgung der städtischen Konsumenten schmälern. Gesetzt auch, daß die Konsumenten dasjenige, was der Aufkäufer entweder in der Stadt auf Vorrath für die Zukunft eingehandelt, oder vom Lande, mittelst eigener Transportsbesorgung, sich verschafft hat, nicht um einen Pfennig wohlfeiler von ihm zur Zeit des Wiederverkaufs bekämen, als sie es zu solcher Zeit von den Producenten selbst erhalten würden; so ist es doch staatswirthschaftlich betrachtet ein wesentlicher Vortheil, daß den Producenten, nach ihrem Wunsche, Fuhren zu ungelegener Zeit oder Fuhren überhaupt erspart worden sind.

Eine Masse von Zeit und Kräften, die sonst vernichtet worden wäre, wird erspart und hilft, in sofern sie zur Bodenkultur

benutzt wird, die Produktion vermehren, und trägt, in sofern sie dieß thut, nicht nur zur Vergrößerung des Nationalvermögens, sondern selbst zur reichlichern Versorgung der Konsumenten bei.

Aber der Aufkäufer ist, wie schon aus dem oben (bei I.) Angeführten erhellet, im Stande, den Konsumenten jedes Produkt gemeiniglich sogar wohlfeiler zu schaffen, als sie es ohne ihn je erlangen könnten: theils so fern er es aus Gegenden zieht, von wo es auf ihren Markt gar nicht, oder in weit geringerer Menge würde gekommen seyn, theils so fern er es in Zeiten, wenn es am Besten zu Kauf ist, auflagert, um es zu einer andern Zeit wieder zu verkaufen, in welcher sonst erst viel später und erst bei viel höherem Preiße Zufuhr von entlegenen Gegenden oder aus entferntern Provinzen sich einfinden könnte. Was er auf solche Weis aus dem rechten Ort und zu rechter Zeit eingehandelt und niedergelegt hat, wird er selbst bei einem guten Profit doch wohlfeiler den Konsumenten hernach lassen können, als sie es ohne ihn je bekommen hätten, da sie dem allergrößten Theile nach, weder jenen rechten Ort, noch jenen rechten Zeit-

punkt des Einkaufs, so gut wie er, zu treffen wissen, noch, wenn sie es auch wüßten, sich mit genugsamem Vorrath für lange Zeit auf einmal zu versorgen, Mittel haben, noch, wenn sie die auch hätten, ihren Einkauf auf eine so unterspitzelige Art, wie er den seinigen im Großen macht, würden machen können. Sey es immer aber, daß an dem Ort, wo, und zu der Zeit, wann er einkauft, der Preiß etwas steigt; so komme dieß Steigen doch in gar keinen Vergleich gegen dasjenige Steigen, welches er an dem Ort, wo, und zu der Zeit, wenn er verkauft, eben durch diese seine Geschäfte verhütet. Freilich schenkt er den Konsumenten nichts; er bewürkt nur, daß von der Gesammtheit der Konsumenten ein Theil den andern überträgt; aber gerade indem er macht, daß der minder bedrückte größere Theil den mehr bedrückten kleinern Theil überträgt, erweiset er der Gesellschaft im Ganzen betrachtet, einen wesentlichen Dienst.

Ueberdem aber ist es ihm möglich, sich einen Gewinn zu schaffen, der umsonst von Niemanden getragen wird, wofern er nehmlich die Transportkosten, zum Theil

selbst bei den Landfuhren, vornehmlich aber bei der Wasserfahrt, durch allerlei Mittel und Wege, die weder für den Producenten noch Konsumenten anwendbar sind, zu vermindern weiß. So z. B. bringt mancher Aufkäufer auf einem großen eigenen oder gemietheten Kahn Kartoffeln, die er vielleicht von zehn Landwirthen zusammengekauft hat, unter denen vielleicht kein einziger weder einen Kahn besitzt, noch miethen kann, weil sein Vorrath keine volle Ladung giebt, oder es ihm zur Reise an Verlag und Zeit fehlt. Der Unterschied der Frachtkosten für dasselbe Quantum, je nachdem es in einer einzigen Ladung, oder in zehn verschiedenen Frachten zu Markt geht, ist sehr beträchtlich. Selbst also, wenn diese Kartoffeln jenen Landwirthen zu dem vollen Werth, den sich jeder an dem Marktpreiße, nach Abzug seiner Transportkosten, irgend berechnen könnte, bezahlt, und den Konsumenten zu demselben Preiße, den sie jenen Landwirthen auf dem Markt gegeben hätten, verkauft werden, bleibt noch immer ein Gewinn übrig, den Niemand trägt, sondern den der Aufkäufer durch seine Industrie sich eigens erschafft. Aus allem,

was bisher gesagt worden ist, läßt sich nun wohl deutlich einsehen, wie es zugegangen, daß die lange Erfahrung ein ganz anderes Resultat von der Auftauf- und Handelsfreiheit in Absicht der Kartoffeln gezeigt hat, als sie nach jener beliebten Theorie der Policeiwissenschaft, und nach der herrschenden Meinung des städtischen Publikums, die mit jener Theorie übereinstimmt, hätte zeigen müssen. Man sieht ein, sobald man Oerter und Zeiten unterscheidet, um das lebendige Thun und Treiben der durch ihr Interesse geleiteten, und in Absicht ihrer Industrie, ganz ihrer natürlichen Freiheit überlassenen Menschen betrachtet, daß die Voraussetzungen, auf welche sich jene Theorie und Meinung gründen, leere Hypothesen sind, die in der würklichen Welt nach der Natur der Dinge entweder gar nicht, oder doch nicht in der angenommenen Art Statt finden. Es kann wohl keine Frage seyn, ob es ein gutes Mittel wäre, die Kartoffeln noch wohlfeiler zu machen und allen möglichen Mangel derselben, in Hinsicht auf das städtische Publikum, noch besser zu verhüten, wenn man sie von nun an auf immer demselben Verbot des Auskaufs auf

dem Lande, und derselben Beschränkung des Handels in den Städten unterwürfe, denen das Getreide unterliegt? Oder ist jemals die unbeschreiblich große Wohlthat, die dem ganzen Lande durch den Kartoffelbau wiederfahren ist, demselben in dem Maaße, wie es sie jetzt genießt, zu Theil geworden wäre, wenn von jeher in Ansehung dieses Produkts dieselben Maaßregeln, wie in Ansehung des Getreides, Statt gefunden hätten. Aber wohl ist es eine höchst wichtige Frage, werth, daß auf ihre beste Beantwortung ein Preiß von einem reichen Patrioten oder von einer Akademie der Wissenschaften gesetzt werde:

Ob es nicht wohlgethan wäre, den inländischen Getreideverkehr eben so, wie es mit den Kartoffeln geschehen ist, seiner natürlichen Freiheit zu überlassen: und ob jemals in Mißwachsjahren wohl solche Noth und Angst in verschiedenen Plätzen des Landes und in verschiedenen Zeiten des Jahres Statt finden möchte, wie bisher, und nahmentlich in diesem Jahre, Statt gefunden hat, wenn eine solche Freiheit gesetzlich zugelassen würde?

Mag es immerhin zu andern Zwecken dienlich seyn, den Kornhandel in den Städten auf eigentliche Kaufleute und Höker zu beschränken, und denselben jedem Landmann in dem Sinn zu untersagen, daß er zwar zur unmittelbaren Transportirung nach einer Stadt, auf Kommission sowohl, als für eigne Rechnung, soll aufkaufen dürfen, aber nicht zum Aufschütten und Spekuliren, weil dieß dem städtischen Kornhandelsgewerbe und sonach dem Accise-Interesse vielleicht Abbruch thun könnte. Aber wenn man von allen solchen andern Zwecken absieht, und blos den einzigen Zweck der sichersten und wohlfeilsten Versorgung des städtischen Publikums mit Getreide betrachtet; so giebt es, nach allem, was Vernunft und Erfahrung zeigen, zur Erreichung dieser Absicht wohl kein angemesseneres Mittel, als eben dasjenige, was sich in Ansehung der Kartoffeln so vortrefflich bewährt hat.

Zwar wird man einwenden, Kartoffeln und Getreide seyen allzu wesentlich von einander verschiedene Produkte, als daß der Schluß von jenen auf dieses gelten könne. Aber worin besteht, wenn man sie blos als Kaufwaaren ansieht (und das

ist ja die einzige Absicht, die hieher gehört), ihr Unterschied? Er besteht in diesem Betracht blos erstens darin, daß das Getreide ein Gegenstand der Ausfuhr nach der Fremde seyn kann, welches mit den Kartoffeln (abgerechnet etwa einen schmalen Streif längs den Grenzen) nicht wohl der Fall ist; und daß zweitens das Getreide, bei gleichem Gewicht von viel größerem Werth und zugleich weit haltbarer ist, als die Kartoffeln, die nicht nur dem Verfrieren und Verfaulen, sondern auch, je näher zur neuen Ernte, desto mehr dem Auswachsen ausgesetzt sind. Was jenen ersten Unterschied betrifft, so wird solcher durch ein Verbot der Kornausfuhr nach der Fremde gänzlich aufgehoben. Beide Produkte stehen dann, von dieser Seite betrachtet, auf gleichem Fuß. Und gerade solche Jahre, in welchen man die Kornausfuhr nach der Fremde zu sperren für nöthig findet, wie das gegenwärtige, sind es, für die jene Frage: ob nicht völlige Freiheit des Getreideverkehrs eben die guten Folgen haben würde, welche die Freiheit des Kartoffelverkehrs gehabt hat, am interessantesten ist: obgleich allerdings auch für andere Jahre jene Frage wichtig bleibt.

weil, wenn solche Freiheit würklich eine größere Gleichmäßigkeit der Preiße in den verschiedenen Plätzen des Landes und Monaten des Jahres bewürken sollte, sie gewiß jederzeit wünschenswerth wäre. Es bleibt also nur der andere Unterschied übrig. In Hinsicht auf diesen sollte man nun denken, müßte eine völlige Verkehrsfreiheit dieselben Folgen, die sie in Ansehung der Kartoffeln hervorgebracht, noch leichter und sicherer in Ansehung des Getreides hervorbringen, eben darum, weil sich das Getreide, kraft seines größern Werths bei gleichem Gewicht, so viel leichter transportiren, und kraft seiner größern Haltbarkeit, so viel besser aufbewahren läßt *). Und so ist es wohl in

*) Auch dieser Unterschied kann vielleicht dereinst ziemlich wegfallen, wenn wir erst die mannigfaltigen Benutzungen der Kartoffeln, so wie des Getreides werden kennen gelernt, und Maschinen und Mühlen zu ihrer Bereitung eingerichtet haben, bemerkt sehr richtig Thaer (Beiträge zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft, Band 3. S. 379). „Man hat sie, fährt er fort, auf Malz- und Hopfendarren getrocknet und sie so weite Seereisen machen lassen; da sie sich dann in jedem Klima gut gehalten haben. Auch das von diesen getrockneten Kartoffeln bereitete Mehl ist, so lange man es aufbewahrt hat, unverdorben geblieben, und hat die Passage unter der Linie besser wie

der That. Der wichtige Zweck, auf welchen, bei freiem inländischen Getreideverkehr, alle diejenigen, die sich damit befassen, selbst ohne daß sie diesen Zweck zur Absicht haben, oder sich dessen auch nur bewußt sind, losarbeiten, nehmlich: den Mangel einer Gegend mit dem Ueberschuß einer andern Gegend, und den Mangel einer Zeit des Jahres mit dem aufbewahrten Ueberschuß einer andern Zeit des Jahres auszugleichen, — dieser Zweck muß in Ansehung des Getreides, eben jener seiner Eigenschaften wegen, noch vollkommner als in Ansehung der

Weizenmehl aufgehalten." Wie nun, möchte man fragen, wenn es dahin käme, daß auch dieser Unterschied zwischen dem Getreide und den Kartoffeln wegfiele, würde in Ansehung dieser letztern dann die vortige Verkehrsfreiheit wieder aufzuheben, rathsamer seyn, als jetzt? Gewiß nicht.

„Ein Morgen Kartoffeln, sagt Thaer weiter, giebt, bestimmten Untersuchungen zufolge, so viel menschliche Nahrung, wie 3½ Morgen Getreide, und es läßt sich also natürlich erklären, daß in den volkreichsten Gegenden der Kartoffelbau sich, selbst auf Kosten des Getreides, hebt und heben muß, daß es aber, unter allen thörichten Raisonnements über Getreidebauung das thörichtste sey, wenn man sie dem zunehmenden Kartoffelbau, der soviel Getreide erspart, zuschreibt."

Kartoffeln erreicht werden können.

„Alles gut,“ wird man sagen, „aber werden nicht die Korunspekulanten zu häufig aufschütten, und zu lange liegen lassen?“

So oft in staatswirthschaftlichen Dingen die Frage davon ist, was unter dieser oder jener Voraussetzung die Menschen bei ihren verschiedenen Gewerben, wo sich alles um das Interesse dreht, thun werden, bleibt nichts übrig als nachzusehen, was ihr Interesse sie natürlicher Weise zu thun bestimmen wird. Denn, wenn schon einzelne Individuen, aus Unverstand, ihr Interesse mißkennen; so wird in der That die größte Mehrheit sich wohl darauf verstehen und darnach richten. Und für diese größte Mehrheit müssen die allgemeinen Maaßregeln staatswirthschaftlicher Art berechnet werden. Sieht man nur nach, was ein Handelsinteresse am angemessensten ist, so zeigt sich die Besorgniß, als ob, bei völliger Kornhandelsfreiheit, Spekulanten durch ihren Wetteifer beim Einkauf zum Behuf des Aufschüttens den Preiß in die Höhe jagen, und hernach durch ihr Zögern beim Wiederverkauf

Theurung erkünſteln werden, ganz ungegründet.

Es iſt eine natürliche Handelsregel, lieber wohlfeil zu kaufen, was man nachher auch wieder wohlfeil zu laſſen im Stande iſt, als theuerer zu kaufen, und noch theurer wieder zu verkaufen. Im erſten Fall kann man mit mehr Sicherheit auf Abnahme rechnen, auch wohl einen möglichen Preißaufſchlag erwarten; wogegen man, im andern Fall, zu fürchten hat, daß entweder die Nachfrage ſich mindern, oder der Preiß herunter gehen werde: denn Theurung bringt Zufuhr, und wirft meiſt ſchnell den Preiß herab; wie z. B. die ſtarke Zufuhr von Korn zu Stettin in dieſem Jahr den Preiß in weniger als zwei Wochen um einen Thaler herabwarf. Nicht weniger iſt es eine natürliche Handelsregel, ſchnelle Umſätze, bei mäßigem Profit, einem langſamen Umſatze bei vielleicht dereinſt hohem, aber unſicherm, Profit vorzuziehen, und ſo noch lieber das Eingekaufte bald wieder abzuſetzen, um von neuem einkaufen und wieder abſetzen zu können, als lange damit an ſich zu halten, um einen höhern Preiß abzuwarten: denn

wer das erstere thut, hat, außer der größern Sicherheit, zugleich immer die Wahl, das in seine Hand zurückgekommene Kapital, eben so, wie vorher, oder anders, z. B. auf eine mittlerweile entstehende Konjunktur anzuwenden; statt daß, wer das letztere thut, sich meist diese Wahl verschlägt.

Die Kornhändler oder Aufkäufer, wie man sie nennen mag, werden aufschütten nach Maaßgabe, wie sie urtheilen, daß das Getreide nach einiger Zeit knapper als bisher zu Markt kommt, und theurer als jetzt gelten werde. Irren sie sich darin, so trifft sie selbst der größte Schaden. Sie verlieren dann nicht nur die Zinsen von ihrem in dem aufgeschütteten Gute steckenden Kapital, sammt den mit der Aufbewahrung verbundenen Kosten des Umstecherlohns, des durch Eintrocknen und Wurmfraß entstehenden Untermaaßes u. s. w., sondern auch in dem mindern Preiße einen Theil des Kapitals selbst, daher sie sich gewiß vor solchem Irrthum sehr hüten werden. Irren sie sich aber nicht, so ist es gut, daß sie Vorräthe aus einer minder theuern Zeit für eine andere, wo sonst größerer Mangel seyn würde, aufbewah-

ren; gut sogar, daß sie das Publikum durch die bei Zeiten höher gehenden Preise früher zu allen Arten von Sparung veranlassen, und sonach der größern Noth, die sonst in dem weitern Verlauf des Jahres eintreten würde, vorbauen. Es ist minder drückend, während des ganzen Jahres das Korn zu 2 Rthlr. zu haben, als es z. B. in der ersten Hälfte des Erntejahres zu 1½, in der andern aber zu 3 Rthlr. und höher; denn der Preiß steigt nicht etwa genau im Verhältniß zu der Größe des Mangels, sondern in einem viel höhern Verhältnisse.

So ist es mit dem Aufschütten bewandt. Was aber den Wiederverkauf der aufgeschütteten Vorräthe betrifft, so fordert die Spekulanten ihr eignes Interesse auf, sich dabei nach dem muthmaßlichen Verhältniß zwischen dem gesammten Bedarf und dem gesammten Vorrath des ganzen Landes zu richten, mit demselben gleichsam Schritt zu halten, und lieber selbst mit geringem Vortheil zeitig zu verkaufen, als überlange zu zögern, auf Gefahr, daß, während man der neuen Ernte immer näher kommt, der allgemeine Vorrath gegen den allgemeinen Bedarf sich größer,

als sie gemuthmaßt hatten, ausweise, und sonach der Preiß schnell und tief sinke. Im erstern Fall bedauern sie vielleicht einen entgangenen Gewinn, im andern Fall leiden sie einen würklichen Verlust: weil der Preiß sich durch das erwähnte Verhältniß, so weit solches bekannt ist, auf eine unabänderliche Art bestimmt.

Die Besorgniß, ob nicht Kornspekulanten bei völliger Aufkaufsfreiheit sich zu Herren des Preißes machen könnten, ist grundlos. Denn erstens, von keiner Gattung von Waaren beläuft sich der Totalwerth auf eine so hohe Summe, als von dem im Lande vorhandenen Getreide, und zweitens, keine Gattung von Waaren befindet sich in so vieler Verkäufer Händen, als das Getreide, indem die allenthalben im Lande herum wohnenden Producenten, die es zu verkaufen haben, zahlreicher sind, als alle Klassen von Fabrikanten und Handelsleuten einzeln, und zusammengenommen.

In Betracht dieser Umstände ist es eine reine Unmöglichkeit, daß jemals Aufkäufer die Macht erlangen sollten, das Getreide zu monopolisiren, denn um das thun zu können, dazu ist:

1) das Kapital selbst von so vielen, als sich möglicher Weise bereden konnten, bei weitem nicht hinreichend; und

2) selbst wenn sie Kapital dazu besäßen, könnte ein solcher Anschlag ihnen nie gelingen. Bei jedem Versuch, den Preiß über das natürliche Verhältniß des Totalvorraths zum Totalbedarf zu heben, würde die unerbittliche Konkurrenz ihrer Nebenbuhler ihnen allemal sicher das Spiel verderben; insonderheit, da die Anzahl dieser Nebenbuhler so groß ist. Denn es gehören dazu nicht nur alle die andern Aufkäufer, sondern auch sämmtliche Producenten, die gerufen von diesen und von den Konsumenten, oder ungerufen von selbst zu Markt gehen, und dann jenen Aufkäufern den Vortheil, welchen sie für sich zu erhaschen gedachten, aus den Händen nehmen werden. War es doch z. B. den Graihändlern in Königsberg mit allem ihrem Kapital nicht möglich zu hindern, daß der Kornpreiß im Jahr 1801 zu Königsberg, der noch im Februar auf 2 Rthlr. 8 Sgr. stand, im April auf die Hälfte herunter ging, so groß auch ihr Verlust in Betracht der theurer eingekauften

Vorräthe, die sie liegen hatten, seyn mußte.

Bedenkt man außerdem noch, daß zwar jedermann Korn braucht, aber doch auch nur eine bestimmte Quantität davon, und mehr nicht, nöthig hat; ferner, daß alljährig das Korn wieder erzeugt wird; so sieht man klarer ein, wie unmöglich, bei völliger Aufkaufsfreiheit, einzelne Spekulanten jemals im Stande seyn sollten, den Kornpreiß nach Willkühr oder anders zu bestimmen, als er sich durch jenes oft erwähnte Verhältniß des Vorraths zum Bedarf natürlicher Weise von selbst bestimmt.

Mit der Furcht vor dem Aufkaufen, sagt der große Lehrer der Staatswirthschaft, Adam Smith, ist es eben so wie mit dem Grauen vor Zauberei. Die bedauernswürdigen Menschen, welche man dieses letztern Verbrechens anklagte, waren an dem ihnen zugeschriebenen Unheil eben so unschuldig, als diejenigen, welche man des erstern anklagte, an der Theurung und Noth, die sie verursacht haben sollten. Das Gesetz, welches allen Hexenprozessen ein Ende machte, so daß nun niemand mehr seinem Nebenmenschen, durch Anschuldigung eines phantastischen Verbre-

Grund, etwas anhaben könnte, scheint allem jenem Grauen und Argwohn ein Ende gemacht zu haben dadurch, daß es den großen Anlaß dazu, der eben in einem Prozesse lag, aufhob. Das Gesetz, welches dem inländischen Kornhandel völlige Freyheit gäbe, würde vermuthlich eben so wirksam aller Furcht vor dem Aufkauf ein Ende machen.

In der That scheint hier eins auf das andere zu wirken; die Furcht und das Vorurtheil des großen Haufens macht die Obrigkeit verlegen, und die Maasregeln der Obrigkeit bestärken den großen Haufen in seiner Furcht und seinem Vorurtheil. Kürzer und treffender kann man das Vorurtheil wohl nicht darstellen, als es Thaers Meisterhand dargestellt hat. „Sonderbar ist's," sagt er *), „daß die Meisten gegen inländischen Kornhandel noch mehr aufgebracht sind, als über den Kornhandel ins Ausland. Dieß rührt ohne Zweifel wohl daher, daß dieser in wirklich theuern Zeiten von selbst wegfällt, jener aber dann am meisten in die Augen sticht. Man misgönnt den Korn-

*) Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, 4ten Jahrgangs 2tes Stück. S. 441.

händlern dieſer Art den Vortheil, der zuweilen ſehr groß ſcheint, aber mit häufigem Verluſt, großem, bis dahin zinslichem Verſchuß und Riſiko erkauft iſt. Und doch wäre es ein großes Glück für jedes Land und jeden Ort, wenn es recht viele Kornhändler dieſer Art gäbe, die das Korn bei wohlfeilen Zeiten aufkauften und aufſchütteten, bis theure Zeiten eintreten. Man verbindet den leeren Wahn eines Kornmonopols damit. Aber mit ſo voluminöſer Waare und bei ſolcher Konkurrenz läßt ſich kein Alleinhandel denken; wenigſtens nicht, ſo lange der Kornhandel jedem frei bleibt, und nicht etwa ein Eigenthum einer Zunft wird. Wenn ſonſt nirgends, wie bei ihnen, Korn anzutreffen wäre, ſo könnten ſie zwar den Preiß nach Gefallen beſtimmen. Allein hätten dann ſie kein Korn; ſo wäre gar keins vorhanden. Und ſelbſt in dieſem nicht leicht denkbaren Fall müßten ſie doch den Preiß ſo ſetzen, daß ihnen das Korn vor der nächſten Ernte abgekauft würde; ſonſt wäre es mit ihrem Vortheil zu Ende. — Kornhändler dieſer Art ſind würklich Vermünder der Fülle. Sie kaufen, wenn nach einer mittlern Ernte die Preiße noch niedrig ſtehen, in-

dem der Landmann, um Geld zu erhalten, verkaufen muß, die Vorräthe auf, bringen die Preiße dadurch etwas in die Höhe, und veranlaſſen, daß ſparſamer mit dem Korn umgegangen wird. Das Erſparte bewahren ſie bis auf die Zeit des Mangels auf: dem dadurch, wenn es ſolcher Spekulanten viele gäbe, am wirkſamſten vorgebeugt werden würde. Es ſcheint aber wirklich, als ob das gehäſſige Vorurtheil, welches man gegen dieſe Handelsſpekulation hegt, die Namen, wie Kornwucherer, Kornjuden, die man ſolchen Kornhändlern beilegt, die meiſten Kapitaliſten — denn Andere können es wegen des verzögerten Umſatzes nicht unternehmen — abgeſchreckt hätte. Vormals wurden ſolche Spekulationen viel häufiger getrieben. Die meiſten jetzigen Kornhändler kaufen nur heute, um morgen wieder zu verkaufen, und beträchtliche Vorräthe finden ſich nie bei ihnen."

Nicht Kornjuden mit ihrem Aufkaufen und Aufſchütten haben die Angſt und Noth hervorgebracht, die wir in dieſem Mißjahre gehabt, ſondern nächſt dem geringen Einſchnitt und dem langen Winter, der mit Korn das Vieh hinzuhalten nöthigte,

iſt es der Mangel an Kornjuden und an aufgekauften und aufgeſchütteten Vorräthen, der natürlicher Weiſe dieſe Angſt und Noth zur Folge hatte. Hätten unſere binnenländiſchen großen und kleinen Städte ſolche Kornhändler gehabt, wie ſie deren, bei völlig freiem und ſicherm Kornverkehr, gewiß haben würden; ſo wäre die Herbeiſchaffung von Getreide aus entfernteren Provinzen, und die Vertheilung der im Lande vorhandenen Vorräthe unter die verſchiedenen Plätze, nach Maaßgabe ihres Konſumtionsbedarfs, ſo wie die gleichmäßige Vertheilung derſelben auf alle Zeiträume, bis zur nächſten Ernte nicht unterblieben, wie es leider jetzt geſchah. Es iſt eine Thatſache, daß einer der größten Kaufleute in Königsberg, der eben an dem Tage 200 Laſt Roggen für das Ausland gekauft hatte, als das Ausfuhrverbot im vorigen Herbſt kam, dieſen Roggen einem Berliniſchen Handelsfreunde mit erſtem offenem Waſſer in Kommiſſion zuzuſchicken im März anbot, aber die Antwort erhielt: „man könne ſich mit dem Verkauf nicht befaſſen, es gäbe Kommiſſionäre genug, die den ganzen Tag ihre Geſchäfte am Kornmarkt treiben.“ Eben ſo iſt es eine

Thatſache, daß ein Pommerſcher Kaufmann, der hier im Januar eine Quantität Roggen zu 1 Rthlr. 20½ Sgr. den Scheffel eingekauft hatte, ſolche hier Anfangs April wieder verkaufen wollte, und da der Preiß zum Verkauf zu niedrig ſtand, vier Wochen nachher aufs dringendſte das Korn ihm nach Pommern zuzuſchicken den Auftrag gab. Ferner iſt es Thatſache, daß der Roggen, der noch am 24. Mai für 96⅔ Rthlr. die Ausfuhrlaſt in Königsberg zu haben war, ſechs Tage ſpäter um 30 Rthlr. die Laſt höher ſtand. Die Urſache dieſes Aufſchlages lag in den erſt dann theils über Danzig, theils geradezu aus Stettin gekommenen Nachrichten von dem dortigen hohen Preiße, und in den damit verbundenen Beſtellungen und Einladungen. Wörtlich war der Preiß in Stettin wegen der dorthin aus den Marken und Schleſien ebenfalls zu ſpät gekommenen Aufträge bis 4 Rthlr. geſtiegen, und fiel wieder, nach der ſtarken Zufuhr, die nun eintraf, in etwa zwei Wochen um einen Thaler herab. Solche Unregelmäßigkeiten des Preißes in den verſchiedenen Theilen des Jahres würden wohl nicht ſtatt gefunden haben, wenn das Syſtem

des völlig freien inländiſchen Kornverkehrs ſchon längſt eingeführt geweſen wäre; es würde der Preiß dann minder tief in der einen Jahreszeit, aber auch minder hoch in der andern geſtanden haben; es wurde in jener eine kleine Beſchwerde mehr, aber dafür auch in dieſer ein großes Leiden weniger empfunden worden ſeyn. Eben ſo wäre dann auch die Ungleichheit in den Preißen auf den Märkten der verſchiedenen Städte zu einer und derſelben Zeit gewiß ſo groß nicht geweſen, wie ſie jetzt war, wo ſie weit alles Verhältniß der Frachtkoſten übertraf. Statt daß der Magiſtrat von Cottbus Korn aus Königsberg verſchrieb, hätten manche von den Kaufleuten in Cottbus, die mit einem der größten Handelshäuſer in Königsberg würklich in Geſchäften ſtehen, früher und beſſer ihren Ort mit dem benöthigten Korn verſorgt.

Es kann nicht fehlen, daß der Preiß den gewaltigſten Schwankungen ausgeſetzt ſeyn muß, wenn es an jener Klaſſe von Menſchen fehlt, die es ſich aus eignem Intereſſe zum beſondern Geſchäfte macht, die Lage der Dinge, was den Vorrath von Getreide und den Bedarf davon betrifft,

sorgfältig zu beobachten und gleichsam auszustudiren. Und natürlich fehlt es daran in jedem Lande, wo kein freier innerer Kornhandel Statt findet. Das Publikum solches Landes ist dann über jene wichtige Angelegenheit im Dunkeln, lebt vielleicht eine Weile in falscher Sicherheit fort, wird vielleicht ab und zu durch falschen Allarm von Theurung und Mangel geschreckt, und sieht sich oft plötzlich und unerwartet in die größte würkliche Noth versetzt.

In solcher äußersten Noth, die hier oder da ausbricht, und die man sich auf solche Weise selbst zugezogen hat, soll nun schleunig Rath geschafft werden. Aber wie? Man weiß, was für Maaßregeln bei der jetzigen Noth im Oesterreichischen ergriffen sind. Tröste Gott das Publikum, dem man so helfen will! Indessen ist es kein Wunder, wenn die Obrigkeit, von der nun einmal mit Recht Hülfe gefordert wird, auf solche Mittel verfällt. Sie könnte wohl gar darauf verfallen, das Korn des Landmanns förmlich in Requisition zu setzen, nehmlich seine Getreideböden zu visitiren und ihn zu zwingen, daß er den ausgeforschten Vorrath Terminweise zu Markt bringen und um einen festge-

ſetzten Tarpreiß an die Konſumenten ab-
laſſen ſoll. Das Ungerechte und Verderb-
liche einer ſolchen Maaßregel bedarf keiner
weitläuftigen Auseinanderſetzung. Denn:

1) was die Unterſuchung der Getreidebö-
den betrifft, wie können dabei die
ſchreiendſten Mißverhältniſſe, ſelbſt bei
dem redlichſten Beſtreben der Reviſoren
die Wahrheit auszumitteln, vermieden
werden? Wer 600 Scheffel liegen hat,
wird Mittel und Wege wiſſen, wie es
zu machen iſt, daß ſein Anſchlag nur
100 Scheffel betrage, wogegen mancher,
der nicht über eine Laſt hat, mit dieſer
ganzen Laſt in den Anſchlag kommen
wird.

2) Die Zwangsfuhren, in wie ungelegne
Zeiten für den Landmann würden ſie
zum Theil fallen? Sie koſten ihm jedes-
mal nicht weniger, als er fordern und
bekommen müßte, wenn er frei gemie-
thet würde: und es giebt Zeiten, in
welchen er wegen der dringendſten Wirth-
ſchaftsbeſorgung ſie nicht um das Dop-
pelte des Preißes, für welchen ein Fuhr-
mann oder ſonſt jemand ſolche leiſten
möchte, freiwillig hergeben wird. Und

3) was den Taxpreiß betrifft, so fragen wir vor allen Dingen, wem wird er am meisten zu gute kommen? Der Konsument, der schon mit allem versorgt war, und der folglich kein Korn gekauft hätte, wenn es auf seinem unerzwungenen Preiße geblieben wäre, tritt neben dem dürftigen Handwerksmann und Arbeiter auf, kauft mit aus bloßer Vorsicht, oder auch aus Gewinnsucht, um von jenem niedrigen Taxpreiße zu profitiren, und hat dann doppelt so viel, als er für sich gebrauchen kann, während die wirkliche Armuth nicht die Hälfte von dem bekommt, was sie braucht. Es wird also der Einkauf sich nicht nach dem wahren Bedarf, sondern nach der List und Habsucht reguliren. Aber nun von der andern Seite auf den Verkäufer gesehen, wie kann man dem Landwirth die Frucht seines Fleißes und Verlages unter dem Werth, d. h. einen Theil davon umsonst, nehmen und Andern geben, zumal solchen Andern, die dessen in der Regel nicht bedürfen? Sind nicht gerade solche Jahre, in denen man zu dergleichen Gewaltthätigkeiten schreiten zu müssen glaubt, für den

Landmann die verlustvollsten und schmerzlichsten? Hat er nicht in diesem siebenmonatlichen Winter, bei dem Mangel an Hafer, Heu und Stroh, sein Brod mit dem Vieh so zu sagen theilen und zu dessen Unhaltung den theuersten Roggen aufwenden müssen, wenn er es nicht wollte vor seinen Augen verhungern sehen?

Wenn jemals Noth eine solche alle Sicherheit des Eigenthums zerstörende Maaßregel, wie das Setzen in Requisition, verzeihlich machen kann: warum dann nicht lieber Hülfe gewaltsam da nehmen, wo sie mit weniger Nachtheil genommen werden könnte? Warum nicht das Geldeinkommen der Kapitalisten und Salarirten in Requisition setzen, und mit den requirirten Summen Korn um jeden Preiß den Landleuten abkaufen, die bei ihrem, von Regen und Sonnenschein abhängigen Gewerbe, wahrlich ihr Korn nicht so sicher ernten, als jene ihr Geld? Warum nicht auch die städtischen Equipagen zwingen, Korn von dem Landmann abzuholen, da der Weg nicht länger von der Stadt zu ihm, als von ihm zur Stadt ist? Warum nicht einen Taxpreiß bestimmen, um welchen die

städtischen Luxuspferde an das platte Land, wo so viele der nöthigsten Arbeitspferde durch Hunger und Krankheit weggerafft sind, abgelassen werden sollen?

Man sieht, zu welchen wilden und tollen Schritten die kleinste Abweichung von der heiligen Regel der Sicherheit des Eigenthumsrechts führt. Denn sagen, was in Hinsicht des Eigenthums dem städtischen Publiko gegen das ländliche erlaubt sey, könne diesem gegen jenes nicht erlaubt seyn, ist Unsinn.

Unter allen Mitteln, dem Mangel an Lebensnothwendigkeiten vorzubeugen, oder wenn ein Mißjahr doch eintritt, zu steuern, läßt sich kein natürlicheres, würksameres und sichreres ersinnen, als Erweiterung der Produktion, und Erleichterung des Vertriebs der gewonnenen Produkte. Jene erste kann unmöglich statt finden, wenn nicht dem Producenten der Genuß der Früchte seines Fleißes und seines Eigenthums gesichert ist. Diese letztere kann nicht statt finden, wenn nicht der inländische Produktenhandel von den unnöthigen und zweckwidrigen Beschränkungen, die ihn drücken, gesetzlich befreit wird. Das völlig freie inländische Kornhandelsgewerbe

gereicht dem Producenten zur Aufmunterung, und ist schon dadurch, daß es solchergestalt die Produktion befördert, dem Konsumenten nützlich. Noch mehr aber nutzt dasselbe diesem unmittelbar, theils sofern es die einmal vorhandenen Vorräthe gleichmäßig auf alle Zeittheile des Jahres, und an alle Plätze des Landes, vertheilt, (so daß der Unterschied der gleichzeitigen Preiße in diesen Plätzen nicht leicht die Frachtkosten von Platz zu Platz übersteige,) theils sofern es bei entstehendem Mangel früh genug aus den rechten Gegenden die erforderliche Zufuhr überall hin verschafft. Ueberdem hebt dasselbe die Dunkelheit auf, die sonst den jedesmaligen Zustand von Bedarf und Vorrath verbirgt, und verhütet sonach allen falschen Allarm, so wie allen irrigen Kalkul, durch welchen der Producent verleitet werden könnte, den Verkauf zur Unzeit aufzuschieben. Und versteht man also unter Kornjuden vielleicht auch die Wirthe, die starke Vorräthe liegen haben und mit deren Verkauf in Hoffnung auf bessere Preiße zögern: so wird auch gegen diese Art von Kornjuden nichts wirksamer helfen, als vergrößerte

Zahl und freieres Spiel der Kornjuden jener ersten Art.

Freilich giebt es, außer dem erwähnten doppelten Mittel, dem Mangel vorzubeugen und zu steuern, noch eins, nehmlich das öffentliche Magazinwesen, welches, obgleich es, seiner Natur nach, jenen Mitteln scheint Eintrag thun zu müssen, sich doch wohl so, als ihnen verzinbaren läßt, daß es wohlthätig im Ganzen werde. Aber die Betrachtung dieser Sache liegt außer dem Plan des gegenwärtigen Aufsatzes, worin bloß untersucht werden sollte, welches Princip der Gesetzgebung in Absicht des inländischen Getreidehandels, dem Zwecke, Theurung und Mangel zu verhüten, am angemessensten sey.

VIII.

Ueber die Berechnung von Durchschnitts-Kornpreißen zur Ausmittelung des Silberwerths.

Ueber die Berechnung

von

Durchschnitts-Kornpreißen

zur

Ausmittelung des Silberwerths *) nebst Tafeln verschiedener Lebensmittelpreiße.

(Geschrieben im Jahr 1806.)

I.

Verbesserung der gewöhnlichen arithmetischen Durchschnitts-Methode.

1. Bei Ausmittelung des Silberwerths aus einer Reihe von jährlichen Kornpreißen

*) Die nachstehenden beiden Aufsätze rühren ursprünglich von einem Schüler des Professor Kraus her, den dieser aufforderte, ihm eine Methode vorzuschlagen, wodurch man den Naturalwerth des Silbers aus mehrjährigen Brodgetreide-Preißen genauer, als nach der

scheint es zweckmäßig, sich einer solchen Rechnungsmethode zu bedienen, die den stärker von einander abweichenden Preißen um so geringern Einfluß auf das Resultat der Rechnung, das ist auf den zu findenden Mittelpreiß gestattet, je mehr sie von einander, und von dem aus der ganzen Reihe der Preiße gezogenen Durchschnitt abweichen; so daß jener gesuchte Mittelpreiß die Eigenschaft habe, a) sich wenig abzuändern, wenn die stark von einander abweichenden Preiße sich merklich ändern, und dagegen b) merklich verändert zu werden, wenn die unter einander min-

gewöhnlichen Durchschnittsrechnung zu finden hoffen konnte, und II) ihm die Vortheile und Nachtheile der im zweiten Aufsatz geschilderten Rechnungsmethode aus einander zu setzen.

Die Aufsätze fanden sich in Krauses Nachlaß großentheils von Ihm selbst niedergeschrieben. Sie werden daher hier so mitgetheilt, wie er sie durchgedacht, und sich dadurch gleichsam angeeignet hat. Indessen ist Kraus gewiß überzeugt gewesen, daß der allein richtige Durchschnittspreis nur erhalten werden könne, wenn auch die verkauften Quanta bei jedem einzelnen Preiße mit in Rechnung gebracht werden, welches aber in den mehresten Fällen nicht geschehen kann, weil diese Quanta nicht selten bekannt werden. Er selbst hat daher auch die beiden nachfolgenden Aufsätze nur als Versuche, sich der Wahrheit auf einem andern Wege zu nähern, ansehen können.

Anm. d. Herausg.

der ungleichen und der Anzahl nach häufigeren Preiße ſich auch nur ein wenig ändern.

2. Hat man z. E. zehn Kornpreiße, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, ſo iſt offenbar das arithmetiſche Mittel ($= \frac{80}{10} = 8$) auch der wahre Mittelpreiß. Hätte man dagegen die Preiße 7, 7, 7, 7, 17, 7, 7, 7, 7, 7, ſo iſt das arithmetiſche Mittel zwar ebenfalls $= 8$, oder der wahre Mittelpreiß, den man ſucht, kann in dieſem Fall nicht ebenfalls $= 8$ wie in dem vorigen Fall, ſondern er muß offenbar entweder 7, oder wenig über 7 ſeyn. Der Fehler der gewöhnlichen Berechnungsart beſteht alſo darin, daß den ſtark abweichenden Preißen, wie hier der Zahl 17, ein zu großer Einfluß auf die Beſtimmung des Mittelpreißes geſtattet wird.

3. Die Berechnung des Mittelpreißes, der den oben angegebenen Forderungen entſpreche, läßt ſich auf ſehr viele Arten erhalten; am einfachſten vielleicht ſo:

Man nimmt aus allen gegebenen Preißen das arithmetiſche Mittel.

Mit dieſem vergleicht man nun die gegebenen Preiße, und ſtellt ſie ſo, daß der am ſtärkſten abweichende voran ſteht, und die andern in eben der Ordnung, wie ſie weniger und weniger abweichen, der Reihe nach folgen. Hierauf nimmt man das arithmetiſche Mittel

I) aus allen dieſen ſo geſtellten Preißen, dann

II) mit Weglaſſung des erſten Preißes, aus allen übrigen; dann

III) mit Weglaſſung der zwei erſten, aus allen übrigen und ſo fort, bis zum letzten.

Endlich nimmt man aus allen dieſen ſo gefundenen arithmetiſchen Mitteln den Durchſchnitt. Weicht dieſer von dem zuerſt gefundenen ſehr ab; ſo muß man die gegebenen Preiße mit dieſem neu gefundenen Durchſchnitt vergleichen, und ſie ſo ordnen, daß der am ſtärkſten von ihm abweichende Preiß voran ſtehe, und die andern nach der Reihe, ſo

wie

wie sie immer weniger und weniger abweichen, auf einander folgen. Man macht nun die Rechnung gerade so, wie vorher, und diese Rechnung muß so lange wiederholt werden, bis man zu einem Durchschnitt kommt, mit welchem verglichen die gegebenen Preiße ihre lehr gehabte Reihenfolge nicht mehr ändern.

4. Z. E. hätte man folgende zehn Jahrespreiße

6, 8, 10, 7, 9, 5, 8, 13, 8, 6, so wäre ihre Summe = 80, das arithmetische Mittel $= \frac{80}{10} = 8$, und die Reihe der nach ihrer Abweichung von 8 geordneten Preiße, wäre 13, 5, 10, 6, 6, 9, 7, 8, 8, 8. Nun ist

$\frac{13+5+10+6+6+9+7+8+8+8}{10} = 8 = a$

$\frac{5+10+6+6+9+7+8+8+8}{9} = 7\frac{8}{9} = b$

$\frac{10+6+6+9+7+8+8+8}{8} = 7\frac{1}{2} = c$

$\frac{6+6+9+7+8+8+8}{7} = 7\frac{3}{7} = d$

$\frac{6+9+7+8+8+8}{6} = 7\frac{2}{3} = e$

$\frac{9+7+8+8+8}{5} = 8 = f$

$\frac{7+8+8+8}{4} = 7\frac{3}{4} = g$

$\frac{8+8+8}{3} = 8 = h$

$\frac{8+8}{2} = 8 = i$

$\frac{8}{1} = 8 = k$

Die Summe aller dieser arithmetischen Mittel, von a bis k, ist $= 78\frac{1}{2}$, und der Durchschnitt davon ist $7+\frac{1}{2}\frac{1}{2}$. Vergleicht man mit diesem Durchschnitt die gegebenen Preiße; so findet man, daß sie in derselben Ordnung der Reihe nach von ihm abweichen, wie von 8. Da also dieser Preiß von $7\frac{12}{22}$, wofür man zu Abkürzung des Bruchs $7\frac{1}{2}$ annehmen kann, die Reihenfolge der gegebenen Preiße nicht mehr ändert; so darf man ihn für den gesuchten wahren Mittelpreiß annehmen.

5. Um den Einfluß der gegebenen Preiße auf das Resultat dieser Rechnung beßer zu übersehen, nenne man den gesuchten Mittelpreiß $= x$, die Anzahl der gegebenen Jahrespreiße sey $= n$, und die einzelnen, nach ihrer Abweichung von x geordneten Preiße seyen a, b, c, d, ... m, dann sind die n Durchschnitte aus diesen Preißen nach der Reihe folgende

1) $\frac{a+b+c+d \ldots . m}{n}$

2) $\frac{b+c+d \ldots . m}{n-1}$

3) $\frac{c+d+e\ldots.m}{n-2}$

$n-1)\ \frac{l+m}{2}$

$n)\ \frac{m}{1}$

Und

$$x = \frac{1}{n}\left(\frac{a+b+c+d\ \ldots.\ m}{n}\right) + \frac{1}{n}\left(\frac{b+c+d\ \ldots.\ m}{n-1}\right) + \frac{1}{n}\left(\frac{c+d\ \ldots.\ m}{n-2}\right) + \frac{1}{n}\,m$$

$$= \frac{a}{n^2} + \frac{b}{n}\left(\frac{1}{n} + \frac{1}{n-1}\right) + \frac{c}{n}\left(\frac{1}{n} + \frac{1}{n-1} + \frac{1}{n-2}\right) + \ldots. + \frac{m}{n}\left(\frac{1}{n} + \frac{1}{n-1} + \ldots\ \frac{1}{n-(n-1)}\right)$$

Hier zeigt sich nun deutlich, daß a zur Bestimmung des Werthes von x wenig beiträgt, b etwas mehr, c noch mehr, und

m am meisten; und daß also, wenn man die Reihenfolge erst durch mehrmalige Rechnung richtig bestimmt hat, ein Werth x gefunden wird, der die in Nr. 1. verlangte Eigenschaft hat.

Nimmt man z. E. das in Nr. 2. angeführte Beispiel 7, 7, 7, 7, 7, 7, 17, 7, 7, 7, so ist das arithmetische Mittel = 8, und die gehörig geordnete Reihe der gegebenen Preiße wird 17, 7, 7, 7, 7, 7, 7, 7, 7, 7 seyn. Die nach Nr. 3. daraus berechneten Durchschnitte sind 8, 7, 7, 7, 7, 7, 7, 7, 7, 7, und folglich der gesuchte Mittelpreis = $7\frac{1}{2}$ = x, welcher die Reihenfolge der gegebenen Preiße nicht mehr ändert, und der Forderung unter Nr. 1. offenbar viel besser entspricht, als der nach der gewöhnlichen Art berechnete Durchschnitt = 8.

6. Daß eine mäßige Aenderung der minder abweichenden jährlichen Preiße hier auf das gesuchte x weit mehreren Einfluß habe, als eine große Aenderung der stark abweichenden jährlichen Preiße, wird aus folgenden Beyspielen erhellen.

1) Es sey die Reihe der gegebenen Preiße 5, 6, 6, 7, 7, 7, 8, 9, 10, 15, also die Summe = 80, und das arithmetische Mittel = 8. Die Preiße, wenn man sie nach ihrer Abweichung von 8 ordnet, kommen in folgende Reihe zu stehen, 15, 5, 10, 6, 6, 9, 7, 7, 7, 8, und die Durchschnitte nach einander sind $8, 7\frac{1}{2}, 7\frac{1}{2}, 7\frac{1}{3}, 7\frac{1}{3}, 7\frac{1}{3}, 7\frac{1}{4}, 7\frac{1}{5}, 7\frac{1}{6}, 8$. Die Summe dieser Durchschnitte ist $74\frac{1111}{1260}$, und das Mittel daraus $7\frac{611}{1260}$. Dieß kann noch nicht für x angenommen werden, weil, wenn man mit $7\frac{611}{1260} = 7{,}448$ die gegebenen Preiße vergleicht, ihre Reihenfolge sich ändert in 15, 10, 5, 9, 6, 6, 8, 7, 7, 7, die Durchschnitte aus dieser Reihenfolge sind nach einander $8, 7\frac{1}{2}, 6\frac{2}{3}, 7\frac{1}{4}, 6\frac{4}{5}, 7, 7\frac{1}{8}, 7, 7, 7$; die Summe davon ist $= 71\frac{153}{280}$ und das Mittel also $= 7\frac{667}{1260}$.

Dieß ändert nicht mehr die Reihenfolge der gegebenen Preiße und ist also als der gesuchte wahre Mittelpreiß anzusehen, wofür man die Abkürzung $7\frac{2}{3}$ brauchen könnte.

II) Vergrößert man nun die am wenigsten abweichenden gegebenen Preiße zusammen um 3, so daß man z. E. folgende Preiße habe, 5, 6, 7, 8, 8, 8, 9, 9, 10, 15, so ist das arithmetische Mittel $= 8\frac{1}{2}$ und die gehörig geordnete Reihe ist 15, 5, 6, 10, 7, 9, 9, 8, 8, 8, die Durchschnitte nach einander werden $8\frac{1}{2}$, $7\frac{7}{9}$, $8\frac{1}{5}$, $8\frac{3}{7}$, $8\frac{1}{4}$, $8\frac{1}{7}$, $8\frac{1}{4}$, 8, 8, 8, das Mittel ist $\frac{1}{10} \times 81\frac{161}{420} = 8\frac{411}{4200}$, wofür man die Abkürzung $8\frac{1}{8}$ brauchen kann, welche die Reihenfolge nicht mehr ändert, aber um $1\frac{1}{10}$ größer ist als das vorige Mittel (bei I).

III) Vergrößert man die am stärksten abweichenden Preiße im Exempel I. um 10; so daß man folgende jährliche Preiße habe, 5, 6, 6, 7, 7, 7, 8, 9, 15, 20, so wird das arithmetische Mittel $= 9$, die Reihe der Preiße wird 20, 15, 5, 6, 6, 7, 7, 7, 8, 9, die Durchschnitte nach einander sind 9, $7\frac{7}{9}$, $6\frac{7}{11}$, $7\frac{1}{2}$, $7\frac{1}{3}$, $7\frac{1}{2}$, $7\frac{1}{2}$, 8, $8\frac{1}{2}$, 9, und das Mittel daraus $\frac{1}{10} \times 78\frac{2457}{2772} = 7\frac{2762}{2770}$, wofür man abgekürzt $7\frac{1}{10}$ brauchen könnte. Dieses ändert die Reihenfolge in 20,

15, 5, 6, 6, 9, 7, 7, 7, 8; davon sind die Durchschnitte nach einander 9, $7\frac{7}{8}$, $6\frac{7}{8}$, $7\frac{1}{4}$, $7\frac{1}{5}$, $7\frac{3}{5}$, $7\frac{1}{4}$, $7\frac{1}{3}$, $7\frac{1}{2}$, 8 und das Mittel daraus ist $= \frac{1}{72} \times 75\frac{2647}{2720} = 7\frac{14647}{27200}$, wofür man die Abkürzung $7\frac{25}{27}$ brauchen kann, welche die Reihenfolge der Preiße nicht mehr ändert, aber auch von dem Mittelpreiße bei I. nur um $\frac{280}{645}$, das ist beinahe $\frac{4}{9}$ abweicht.

7. Hätte man auch anfangs die Preiße unrichtig gestellt, und den Vten Preiß e statt des V—Iten d gesetzt, nehmlich a, b....e, d....m, statt a, b...d, e...m; so würde der Unterschied des Resultats dieser Rechnung von dem Resultat bei richtiger Stellung der Preiße nur seyn

$$= \frac{a}{n2} \ldots + \frac{d}{n}\left(\frac{1}{n} + \frac{1}{n-1} + \ldots \frac{1}{n-(v-2)}\right) + \frac{e}{n}\left(\frac{1}{n} + \frac{1}{n-1} + \ldots \frac{1}{n-(v-1)}\right) + \frac{f}{n}\left(\frac{1}{n} + \ldots\right) + \ldots - \frac{a}{n2} - \ldots - \frac{e}{n}\left(\frac{1}{n} + \frac{1}{n-1} + \ldots \frac{1}{n-(v-2)}\right) -$$

$$\frac{d}{n}\left(\frac{1}{n}+\frac{1}{n-1}+\ldots\frac{1}{(n-(v-1))}\right)-\frac{f}{n}\left(\frac{1}{n}+\ldots\right)=\frac{e}{n(n-(v-1))}-\frac{d}{n(n-(v-1))}=\frac{e-d}{n^2-n(v-1)}.$$

Wenn alſo das Behufs der Stellung der Preiße anfangs angewendete arithmetiſche Mittel noch mehr von dem geſuchten x abweicht, als um $\frac{d-e}{n.(n-v)}$; ſo wird ſich die Reihefolge der Preiße noch ändern, und die Rechnung wiederholt werden müſſen. $\frac{d-e}{n^2-n(v-1)}$ iſt folglich der größte Fehler, den man bei der Rechnung zu beſorgen hat. Und dieſer iſt immer ſehr klein, wenn nur n einigermaßen groß iſt. Denn bei den Extrempreißen, wo d—e groß iſt, iſt v ſehr klein, und der möglichſt größte Fehler nur etwa $=\frac{d-e}{n2}$. Bei den mittlern Preißen iſt v größer, dagegen aber auch d—e wieder ſehr klein.

Die

Die angegebene Rechnungsmethode wird also den Forderungen der Aufgabe in jedem Fall ziemlich nahe führen.

8. Hätte man z. B. die unter Nr. 4. gegebenen Preiße nach ihrer Abweichung von 8 geordnet, so könnte mehr als eine Reihe statt finden, deren jede die Bedingung erfüllt, z. E.

I) 13, 5, 10, 6, 6, 9, 7, 8, 8, 8,
II) 13, 5, 6, 6, 10, 7, 9, 8, 8, 8,
III) 13, 5, 6, 10, 6, 7, 9, 8, 8, 8,
IV) 13, 5, 6, 10, 6, 9, 7, 8, 8, 8.

Welche von diesen Reihen soll man nun nehmen? Antwort: welche man will. Der einzige Unterschied, ob man diese oder jene nimmt, besteht bloß darin, daß man entweder gleich auf einmal den Mittelpreiß findet, der die Reihe der gegebenen Preiße weiter nicht ändert, oder daß man einen Mittelpreiß findet, der die Reihe der gegebenen Preiße noch ändert, so daß man denn nach Nr. 3. weiter fort rechnen muß. Nimmt man also die Reihe II, so sind die Durchschnitte nach einander 8, $7\frac{4}{9}$, $7\frac{3}{4}$, 8, $8\frac{4}{3}$, 8, $8\frac{4}{4}$, 8, 8, 8, ihre Summe ist $99\frac{7}{9}$ das arithmetische Mittel aus ihnen

ist $7\frac{4}{7}$. Ordnet man nun die gegebenen Preiße nach ihrem Unterschiede von diesem Mittel, so kommt die Reihe I. heraus, denn 10 ist mehr verschieden von $7\frac{4}{7}$ als 6, und 9 mehr als 7.

Anmerkung. Die hier erklärte Rechnungsmethode ist bloß eine Annäherung zur Auflösung einer äußerst verwickelten algebraischen Gleichung.

II.

Ist es vortheilhafter den Kanon bei Vererbpachtungen, insofern er durch einen z. B. 30jährigen ordinairen Durchschnitts-Preiß des Getreides bestimmt wird, alle 30 Jahre, oder alle 15 Jahre zu ändern?

Es seyen a, b, c, d, die Durchschnittspreiße, aus einer gewissen Anzahl auf einander folgender Jahre abstrahirt. Z. B. a sey der Durchschnittspreiß des Roggens aus den Jahreszeiten von 1770 bis 1785, b aus den Preißen von 1785 bis 1800 u. s. w. von funfzehn zu funfzehn Jahren.

Denn ist offenbar der Durchschnittspreiß von 1770 bis 1800 $= \frac{a+b}{2}$ von 1785 bis 1815 $= \frac{b+c}{2}$ u. s. w. Nach der bisherigen Methode den Kanon alle 30 Jahre zu reguliren, bezahlt also der Erbpächter in dem Zeitraum von 1800 bis 1830 gerade $30\frac{a+b}{2}$ oder in der Zeit von 1800 bis 1815 $15\frac{a+b}{2}$; nach der neueren mit einem Mittelkanon aber, bezahlt er von 1800 bis 1815 ebenfalls $15\frac{a+b}{2}$, von 1815 bis 1830 dagegen $15\frac{b+c}{2}$, dieß giebt folgende Tabelle.

Summe des in 15 Jahren bezahlten Kanons.

	Nach der ältern Methode.	Nach der neuern Methode.
1800 — 1815	$15\frac{1}{2} + \frac{b}{2}$	$15\frac{1}{2} + \frac{b}{2}$
1815 — 1830	$15\frac{a}{2} + \frac{b}{2}$	$15\frac{b}{2} + \frac{c}{2}$
1830 — 1845	$15\frac{c}{2} + \frac{d}{2}$	$15\frac{c}{2} + \frac{d}{2}$
1845 — 1860	$15\frac{d}{2} + \frac{e}{2}$	$15\frac{d}{2} + \frac{e}{2}$
1860 — 1875	$15\frac{e}{2} + \frac{f}{2}$	$15\frac{e}{2} + \frac{f}{2}$
1875 — 1890	$15\frac{f}{2} + \frac{g}{2}$	$15\frac{f}{2} + \frac{g}{2}$
1890 — 1905	$15\frac{g}{2} + \frac{h}{2}$	$15\frac{g}{2} + \frac{h}{2}$
1905 — 1920	$15\frac{h}{2} + \frac{i}{2}$	$15\frac{h}{2} + \frac{i}{2}$
1920 — 1935	$15\frac{i}{2} + \frac{k}{2}$	$15\frac{i}{2} + \frac{k}{2}$
1935 — 1960	$15\frac{k}{2} + \frac{l}{2}$	$15\frac{k}{2} + \frac{l}{2}$

woraus man ſieht, daß der Erbpächter, im Ganzen genommen, nach beiden Methoden immer gerade ſo viel bezahlt, als das Getreide werth geweſen; er bezahlt nehmlich von 1800 bis 1960 nach der alten Methode zuſammen 15 $(a+b+c+d+e+f+g+h+i+k)$, und nach der neuern 15, $\left(\frac{a}{2}+b+c+d+e+f+g+h+i+k+\frac{l}{2}\right)$. Iſt

also l größer als das a, das heißt, ist das Getreide am Ende einer gewissen Reihe von 100 oder mehreren Jahren theurer gewesen, als zu der Zeit, da der Erbpächter seinen Kanon zu bezahlen anfing, so hat er nach der neuern Methode würklich etwas mehr bezahlt, als nach der alten; nehmlich $15\frac{l-a}{2}$. Ist es aber wohlfeiler geworden, so hat er am Ende eben dieser Periode nach der neuern Methode weniger als nach der alten bezahlt, nehmlich $\frac{a-l}{2}$. In jedem Quindecennio, das die erste Hälfte der 30jährigen Periode ausmacht, oder von 1800 bis 1815, von 1830 bis 1845, u. s. w. bezahlt der Erbpächter nach beiden Methoden dasselbe, in jedem der in der Tabelle zweimal unterstrichenen Quindecennien aber, die die letzte Hälfte der 30jährigen Periode ausmachen sollten, bezahlt der Pächter nach der neuern Methode ein plus von $15\frac{c-a}{2}$, von $15\frac{c-f}{2}$ u. s. w. Sind also die Preiße im Steigen, nehmlich c größer als a, e größer

als c u. ſ. w., ſo profitirt der Verpächter 15 Jahre früher von den ſteigenden Preißen. Sind ſie im Fallen, ſo erhält der Pächter 15 Jahre früher Erleichterung. Die Preiße b,d,f haben auf die Verſchiedenheit der Zahlungen bei einer und der andern Methode keinen Einfluß. Was die Durchſchnittspreiße $\frac{a+b}{2}$, $\frac{b+c}{2}$, $\frac{c+d}{2}$ u. ſ. w. anbetrifft, ſo können, außer der Gleichheit der Preiße, folgende vier Fälle eintreten.

I) Wenn der Mittelkanon $\frac{b+c}{2} > \frac{a+b}{2}$ und auch $> \frac{c+d}{2}$ iſt, folglich $c > a$ und $b > d$ iſt; ſo hat wegen $c > a$ der Verpächter Vortheile, aber der Umſtand, daß $b > d$, ändert nichts.

II) Wenn $\frac{b+c}{2} > \frac{a+b}{2}$ aber $< \frac{c+d}{2}$ iſt, folglich $c > a$ und $b < d$; ſo hat wieder der Verpächter Vortheil.

III) Iſt $\frac{b+c}{2} < \frac{a+b}{2}$ aber $> \frac{c+d}{2}$ alſo c < a und b > d, ſo hat der Pächter Vortheil.

IV) Iſt $\frac{b+c}{2} < \frac{a+b}{2}$, und auch < $\frac{c+d}{2}$, alſo c < a und b < d, ſo hat der Pächter Vortheil.

Nimmt man an, das Neigen der Preiße ſey eben ſo wahrſcheinlich, als das Fallen; ſo hat die neuere Methode keinen Vorzug vor der alten. Nimmt man aber an, daß ſie fortgehend ſteigen werden, ſo hat der Verpächter Vortheil; und nimmt man an, daß ſie fallen werden, ſo hat der Pächter Vortheil. Da dem Staat daran gelegen iſt, daß die Pächter bei ſinkenden Preißen früher Erleichterung erhalten, ſo iſt die neue Methode bei ſinkenden Preißen vorzüglicher.

III.

Sammlung von neun Tafeln verschiedener Getreide- und Lebensmittel-Preiße, nebst daraus gezogenen Durchschnitts-Preißen.

In den Tafeln, die sich beinahe ganz so, wie sie hier mitgetheilt werden, unter den nachgelassenen Papieren des Professors Kraus vorfanden, sind die Mittelpreiße immer nur nach der gewöhnlichen arithmetischen Durchschnittsmethode berechnet. Die Anwendung der in den beiden vorstehenden Aufsätzen aus einander gesetzten Methode, zur Vervollkommnung der Tabellen, bleibt dem Leser überlassen.

I. Tafel.

Schuckburgh Evelyns Tabelle über Verminderung des Silberwerths.

aus den Philosophical Transactions for the year 1798. Part I. pag. 176.

Es enthält diese Tabelle den Preis verschiedener Lebensbedürfnisse und des Tagelohns, wie beyde in einer Reihe von Jahren, nämlich von der Zeit der Eroberung 1050, bis jetzt (1798) gestanden haben, woraus denn die Verminderung des Silberwerths hervorgeht. Die Angaben sind aus zuverlässigen Quellen entlehnt, die Preise nach Englischem Gelde mit Decimalbrüchen berechnet. Als Resultat ist noch eine Angabe des mittleren Silberwerths während einer Reihe von Zeit-Abschnitten angehängt, die in den ersten 500 Jahren immer zu 50 Jahren, in dem jetzigen Jahrhundert aber kürzer angenommen sind.

Die untergeschriebenen Zahlen in jeder Reihe drücken das Verhältniß der Preise, zu dem Preise von 1550 in Hunderttheilen aus, indem der Preis von 1550 zum Hauptmaaß angenommen, und daher bey allen Artikeln, so wie beym Silber 1550 = 100 gesetzt ist.

Jahr der Daten	Weizen p. Bushel (s. d.)	Schlachtvieh 1 (L. s. d.)	2 (L. s. d.)	3 (L. s. d.)	4 (L. s. d.)	5 (L. s. d.)	Federvieh 6 (s. d.)	7 (s. d.)	8 (s. d.)	9 (d.)	10 (d.)	11 (s. d.)	12 (d.)	[illegible]	[illegible] (s. d.)	[illegible] (s. d.)	Werth des Silbers nach dem Preise von: Weizen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
1050	0 3¼	1 17 6 89	0 7 6 20	0 6 0 37	0 1 3 29	0 2 0 36								40			12	43			25
1150	0 4	0 12 5	0 4 8½		0 1 8	0 3 0		0 8								0 2					
1250	1 7¼	1 11 0	1 0 7	0 17 0	0 1 7		1 0	0 3	0 4½												
1350	1 10½	0 16 4 43	1 4 6 66	0 17 2 105	0 2 7 61	0 2 6 43	0 9 75	0 2 24	0 3½ 31					56		0 3	100	56	56	75	77
1400	1 5		1 13 8	0 13 6	0 4 11	0 5 1	0 6½									0 2	71	95		96	
1550	1 10½	2 2 0 100	1 16 7 100	0 16 0 100	0 4 3 100	0 5 6 100	1 0 100	0 8½ 100	1 0 100	5 100	2 100	0 1½ 100	1 100	100	1 0	0 4	100	100	100	100	100
1600	4 0½											0 4	2		1 2	0 6	215				
1621	4 11						2 0		1 6							0 6	252				
1650	5 6								-			0 4	2				263				
1675	4 6	5 10 0 250	3 6 0 192	2 17 0 341	0 11 0 256	0 14 0 254	3 0 300	1 3 182	1 3 125	4½ 90	2 100	0 6 525	2½ 250	239	1 2	0 7	246	230	166	188	210
1700	4 9¼											0 10	2								
1720	4 4½								-			1 0	3		2 2	0 8	227				
1740	3 8	10 0 0 476	8 0 0 437	7 7 0 154	1 6 0 602	1 15 0 634	3 6 350	1 6 218	1 6 170	9 180	3½ 175	1 0 800	5 300	434	3 0	0 10	157	434	288	250	257
1760	3 9½	14 0 0 667	8 15 0 481	7 0 0 174	1 7 0 626	1 13 0 634	5 0 500	1 10 266	1 10 183	10 200	5¼ 262	1 8 930	3 300	492	4 2	0 11	203	452	400	275	348
1780	4 5½															1 2	216				
1795	7 10	19 6 0 924	16 8 0 890	16 8 0 2000	1 18 0 882	5 8 0 1960	3 0 300	1 6 218	1 6 150	11½ 230	5 250	1 8½ 969	2½ 271	732	5 3	1 5½	426	722	511	436	531

Resultat. Jahr	Mittlerer Silberwerth
1050	26
1100	34
1150	43
1200	51
1250	60
1300	68
1350	77
1400	83
1450	85
1500	94
1550	100
1600	144
1650	188
1675	210
1700	238
1720	257
1740	267
1750	314
1760	342
1770	354
1780	496
1795	531
1800 bevorstehend.	562

Außer einer Menge alter Chroniken und Historien sind bey Entwerfung dieser Tabelle noch nachstehende Bücher benutzt: nämlich Bischop Fleetwoods Chronicon preciosum I and II Edit. Liber Garderobae an 1299. The Sketch of the Establishment of this Kingdom temp Ed III and seqq by J. Ive 1791. Collection of Ordinances and Regulations of the Royal Household, in divers Reigns from Edward III to King William and Queen Mary. Lond. 1790. 4to. The IIth volume of the Archaeologia on Enquiry into the Prices of Wheat and other Provisions in England from the year 1000 to 1765 by Mr Combrune. 8. London by T. Longman 1768. Dr Smiths Wealth of Nations. Sir James Stewarts Political Oeconomy, and Dr Henrys History.

II. Tafel.

Brittische Weizen-Preiße.

Aus Oddy's European Commerce. pag. 503.

A. Perioden.		B. Preiß des Weizens p. Quarter.	Der Preis aus B. multiplicirt durch die Anzahl Jahre von A.
3 jähriger Durchschnitt endend mit . .	1688	— 27 sh. — 4 d. —	82 sh.
3 jähriger —	1691	— 26 - — — - —	78 -
5 — —	1696	— 47 - — 9 - —	238 - — 9 d.
5 — —	1701	— 42 - — 8 - —	213 - — 4 -
6 — —	1707	— 25 - — 11 - —	155 - — 6 -
4 — —	1711	— 49 - — 9 - —	199 - — —
4 — —	1715	— 37 - — 8 - —	150 - — 8 -
4 — —	1719	— 33 - — 1 - —	132 - — 4 -
5 — —	1724	— 28 - — 10 - —	144 - — 2 -
5 — —	1729	— 37 - — 7 - —	187 - — 11 -
5 — —	1734	— 35 - — 9 - —	178 - — 9 -
5 — —	1739	— 30 - — 10 - —	154 - — 2 -
5 — —	1744	— 28 - — 7 - —	143 - — 11 -
5 — —	1749	— 37 - — 9 - —	188 - — 9 -
5 — —	1754	— 30 - — 5 - —	152 - — 1 -
5 — —	1759	— 36 - — 2 - —	180 - — 10 -
5 — —	1764	— 30 - — 7 - —	152 - — 11 -
5 — —	1769	— 43 - — 2 - —	215 - — 10 -
5 — —	1774	— 47 - — 9½ - —	238 - — 11½ -
5 — —	1779	— 40 - — 9 - —	203 - — 9 -
5 — —	1784	— 45 - — 9 - —	228 - — 9 -
5 — —	1789	— 43 - — 3 - —	216 - — 3 -
5 — —	1794	— 47 - — 2 - —	235 - — 10 -
5 — —	1799	— 63 - — 5 - —	317 - — 1 -
Das eine Jahr	1800	— 113 - — 4 - —	Durchschnitt der 4 letzten Jahre ist 88 sh. 10½ pence.
— — —	1801	— 118 - — 3 - —	
— — —	1802	— 67 - — 5 - —	
— — —	1803	— 56 - — 6 - —	

III. Tafel.

Tafel der Weizenpreise in England und zwar für einen Quarter in 5, 10, 15, 20, 25 und 30 jährigen Durchschnitten. Vom Jahr 1600 bis 1764.

Not. Die erste Zahl in den Vierecken bedeutet Pfund Sterling; die durch das Komma getrennte, Schillinge, die durchs zweite Komma getrennte, Pence.

In	1600	1605	1610	1615	1620	1625	1630	1635	1640	1645
5	1,13,6½	2,2,5½	2,1,5½	2,1,11½	2,5,10½	2,1,5½	2,18,2½	2,13,6½	2,6,4	3,6,8
10	1,18,0	2,1,11½	2,1,8½	2,2,11	4,2,8	2,9,10	2,13,10½	2,9,11½	2,16,6	2,19,4½
15	1,19,1½	2,1,11½	2,2,5	2,2,5½	2,7,10	2,11,½	2,12,8½	2,15,6½	[illegible]	2,16,4½
20	1,19,10½	2,2,5	2,2,2	2,6,4½	2,9,3	2,9,10	2,16,2	2,14,8	2,13,11	2,17,8
25	2,0,7½	2,1,7½	2,4,10½	2,7,9½	2,8,8	2,12,½	2,15,4½	2,13,10½	2,13,6	2,14,6
30	2,0,9	2,4,10½	2,6,8½	2,7,6½	2,11,8	2,13,4½	2,14,7	2,14,10	2,12,10½	2,12,4

In	1650	1655	1660	1665	1670	1675	1680	1685	1690	1695
5	2,2,1½	2,10,9½	2,19,7½	2,1,1½	2,8,0	2,12,8½	2,3,11½	1,16,4½	2,9,4½	3,3,3½
10	2,11,5½	2,13,2½	2,10,4½	2,4,6½	2,10,4½	2,8,4	2,0,1½	2,2,10½	2,16,4	2,10,7½
15	[illegible]	2,10,6	2,9,4	2,7,3	2,8,2½	2,4,4	2,3,2½	2,9,8	2,6,10½	2,3,11½
20	2,10,12	2,9,10½	2,10,6½	2,6,5½	2,5,3	2,5,7	2,8,2	2,6,6	2,7,9	2,9,5½
25	2,10,4	2,10,5½	2,10,0	2,4,5½	2,6,1	2,9,1½	2,6,2	2,5,6½	2,9,5	2,7,11½
30	2,8,9½	2,9,4½	2,6,11	2,5,3	2,8,11½	2,7,3	2,5,3½	2,7,2½	2,8,2½	2,6,4½

Jahren.

Fortsetzung.

In	1700	1705	1710	1715	1720	1725	1730	1735	1740	1745	1750	1755	1760	1764
5	1,17,11½	2,0,8½	2,15,11½	2,2,1½	1,16,5½	1,7,4½	1,12,7½	2,1,9½	1,16,11½	1,15,½	1,18,5½	2,5,9½	1,18,7½	[illegible]
10	1,19,3½	2,2,3½	2,2,12½	1,19,8½	2,2,0	2,0,1½	1,15,10½	1,17,8	2,2,5½	1,18,9	2,2,1	2,2,2½		
15	2,1,0	2,6,2½	2,7,5½	2,2,½	1,18,10	1,19,9	1,13,11½	1,16,6½	1,16,6½	1,19,9	2,0,12			
20	2,4,0	2,3,6½	2,5,6	1,19,8½	1,18,11	1,16,10½	1,15,8	1,16,2	1,18,10	1,19,5½				
25	2,2,5½	2,4,6½	2,2,9½	1,19,6½	1,18,4½	1,17,1	1,16,½	1,18,3½	1,18,9½					
30	2,3,5½	2,2,6½	2,2,3	1,19,0	1,17,9½	1,19,1½	1,17,10½	1,16,10½						

Jahren.

IV. Tafel.

Durchschnittspreise von Getreide (1/4 Berliner Scheffel) Gemahlen zu Berlin, vom 1300 bis zum 1870en Jahrhundert. Die Preise sind in Silber- und Papiergeld ausgedrückt.

V. Tafel.

Die Braunschweigischen Weitzen-, Gersten- und Haberpreiße in Durchschnitten.

Von 5 zu 5 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1604	17,1300	13,0000	9,0000
1605 — 1609	17,0000	12,4000	8,0000
1610 — 1614	20,2000	13,4000	9,8000
1615 — 1619	21,0000	13,2000	10,6000
1620 — 1624	25,0000	18,2000	11,8000
1625 — 1629	28,8000	22,0000	13,8000
1630 — 1634	21,4000	16,4300	12,1000
1635 — 1639	21,8000	18,0000	12,6000
1640 — 1644	22,8000	17,0000	10,5000
1645 — 1649	17,0000	9,6000	8,0000
1650 — 1654	20,8000	14,2000	9,4000
1655 — 1659	13,2000	8,6000	6,3660
1660 — 1664	22,0000	12,8000	8,6000
1665 — 1669	11,2000	8,1140	6,3300
1670 — 1674	15,0000	10,6000	7,2000
1675 — 1679	18,1300	11,7000	7,6320
1680 — 1684	14,8240	10,4660	6,9000
1685 — 1689	13,4700	10,1300	6,3000
1690 — 1694	18,2300	12,7800	8,3000
1695 — 1699	27,6000	17,6320	11,9300
1700 — 1704	21,8000	14,2000	10,2000
1705 — 1709	18,8000	11,4000	7,8000
1710 — 1714	27,4000	13,0000	10,4000
1715 — 1719	22,2000	14,6000	10,0000
1720 — 1724	25,6000	16,8000	10,4000
1725 — 1729	19,4000	13,4000	9,6000
1730 — 1734	17,4000	11,2000	8,8000
1735 — 1739	22,8000	13,0000	10,9740
1740 — 1744	27,6000	14,0000	9,0000
1745 — 1749	26,6000	17,8000	12,4000

Von 10 zu 10 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1609	17,0750	17,7000	8,5000
1610 — 1619	20,6000	13,3000	10,2000
1620 — 1629	26,9000	20,1000	12,8000
1630 — 1639	21,6000	17,2250	12,3500
1640 — 1649	19,9000	13,4000	9,2500
1650 — 1659	17,0000	11,4000	7,6530
1660 — 1669	16,6000	10,4570	7,4750
1670 — 1679	16,9750	11,1500	7,4160
1680 — 1689	15,1120	10,3980	6,7000
1690 — 1699	22,9250	15,0980	10,1250
1700 — 1709	20,3000	12,8000	9,0000
1710 — 1719	24,8000	14,8000	10,2000
1720 — 1729	22,5000	15,1000	10,0000
1730 — 1739	20,1000	13,1000	9,8820
1740 — 1749	27,1000	15,9030	10,7000

Von 15 zu 15 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1614	18,1166⅔	13,6000	8,9333⅓
1615 — 1629	24,9333⅓	18,4666⅔	13,4000
1630 — 1644	22,0000	17,2166⅔	11,7333⅓
1645 — 1659	17,0000	10,8000	7,9886
1660 — 1674	16,3333⅓	10,5046⅔	7,3833⅓
1675 — 1689	16,1246⅔	10,7720	7,0106⅔
1690 — 1704	22,5500	14,7773	10,1500
1705 — 1719	22,8000	13,6666⅔	9,4000
1720 — 1734	20,8000	13,8000	9,6000
1735 — 1749	25,6666⅔	15,6000	10,7913⅓

Von 20 zu 20 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1619	18,8375	14,0000	9,5500
1620 — 1639	24,2500	18,6625	12,5750
1640 — 1659	18,4700	12,4000	8,6165
1660 — 1679	16,7875	10,8035	7,4455
1680 — 1699	19,0185	12,6870	8,4125
1700 — 1719	22,5500	13,8000	9,6000
1720 — 1739	21,3000	14,1000	9,9435
1740 — 1749	Siehe bei 10 jähr. Durchschnitten.		

Von 30 zu 30 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1629	21,5250	16,0333⅓	12,1666⅔
1630 — 1659	19,5000	14,0083⅓	9,8610
1660 — 1689	16,2275	10,6353⅓	7,1970
1690 — 1719	22,6750	14,2154⅔	9,7750
1720 — 1749	23,2333⅓	14,7000	10,1936⅔

Von 40 zu 40 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1639	21,54375	16,33215	10,66250
1640 — 1679	17,61875	11,60175	8,03100
1680 — 1719	20,78425	18,24330	9,00625
1720 — 1749	Siehe bei 30 jähr. Durchschnitten.		

Von 50 zu 50 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1649	21,8150	15,7450	10,6200
1650 — 1699	17,7284	11,6762	7,9398
1700 — 1749	22,9600	14,3410	9,9374

Von 60 zu 60 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1659	20,51250	15,02083⅓	11,01383⅓
1660 — 1719	19,45185	12,42690	8,48600
1720 — 1749	Siehe bei 30 jähr. Durchschnitten.		

Von 70 zu 70 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1669	19,953571	14,368857	9,794000
1670 — 1739	20,367033	13,186142	9,046675
1740 — 1749	Siehe bei 10 jähr. Durchschnitten.		

Von 80 zu 80 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1679	19,58125	13,96630	9,49575

Von 90 zu 90 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1689	19,08416	13,56000	9,74183⅓

In 100 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1699	19,4587	13,7106	9,2799

In 120 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1719	19,631675	13,723866	9,749916⅔

In 150 Jahren.	Weitzen.	Gerste.	Haber.
1600 — 1749	20,6824	13,9207⅓	9,5257⅓

Vorstehende Tafel ist aus den Angaben in Bogers Abhandlung über die Ordnung der Fruchtpreiße, Göttingen 1752. S. 321 berechnet.

VI. Tafel.

Braunschweigische Roggen-Preise in Durchschnitten

VII. Tafel.

Getreide-Preiße des 17ten und 18ten Jahrhunderts in Dresden.

Jahr	Korn Rthlr.	Korn Gr.	Weizen Rthlr.	Weizen Gr.	Gerste Rthlr.	Gerste Gr.	Hafer Rthlr.	Hafer Gr.
1602	1	11,50	2	1,00	1	7,50	—	17,75
1603	1	9,25	2	8,75	1	6,75	—	18,75
1604	1	10,25	2	6,00	1	8,00	—	20,00
1605	1	9,50	2	6,50	1	6,50	—	19,00
1606	1	6,75	1	22,50	1	2,50	—	18,00
1607	1	9,50	1	20,75	1	2,25	—	18,25
1608	1	14,75	1	21,75	1	3,50	—	16,75
1609	1	13,00	2	8,25	1	9,25	—	19,75
1610	2	7,00	2	16,75	1	21,00	—	23,50
1611	2	8,00	2	13,25	2	0,25	1	0,25
1612	2	12,25	2	17,50	2	1,00	1	1,50
1613	1	23,00	2	17,00	1	17,75	—	21,50
1614	1	21,75	2	17,25	1	10,50	—	23,75
1615	2	8,50	2	21,50	1	18,75	1	2,25
1616	2	4,25	2	17,75	2	1,75	1	6,25
1617	2	14,00	3	1,75	2	8,25	1	12,25
1618	1	13,25	2	12,75	1	10,00	—	19,00
1619	2	0,25	2	12,50	1	14,50	1	0,25
1620	2	9,50	2	20,00	1	23,00	1	4,25
1621	3	19,75	5	13,25	3	12,00	1	21,75
1622	6	18,66⅔	11	3,50	8	18,33⅓	3	9,66⅔
1623	11	19,75	[illegible]	[illegible]	10	7,50	5	13,00
1624	3	3,75	4	20,50	3	14,00	1	15,25
1625	2	18,25	3	15,75	2	20,25	1	5,00
1626	1	22,00	3	11,25	2	3,00	—	22,50
1627	1	22,75	2	13,75	1	11,00	—	20,75
1628	1	16,50	2	18,00	1	8,25	[illegible]	18,00
1629	2	4,00	2	23,75	1	18,00	[illegible]	8,75
1630	2	15,75	2	23,25	2	6,25	[illegible]	4,50
1631	2	7,00	2	13,75	2	2,50	1	4,50
1632	2	0,00	2	17,75	2	4,00	1	7,50
1633	1	9,00	2	11,25	1	6,00	—	20,00
1634	1	7,25	2	15,25	1	3,00	—	18,50
1635	1	14,75	3	1,50	1	14,75	—	20,75
1636	1	17,75	2	14,00	1	15,25	—	19,25
1637	2	20,50	4	6,00	3	8,00	1	18,75
1638	3	21,25	5	1,50	2	18,00	1	16,50
1639	3	20,50	4	18,00	3	9,00	1	14,00
1640	2	13,75	4	0,75	2	3,50	1	[illegible]
1641	2	2,50	3	21,00	1	12,50	—	20,00
1642	1	16,00	2	18,75	1	9,50	—	16,25
1643	1	18,75	2	10,50	1	13,75	—	18,75
1644	2	0,00	2	10,25	1	19,00	—	22,00
1645	1	14,00	2	4,25	1	8,50	—	16,50
1646	1	3,75	2	13,50	1	0,75	—	18,50
1647	1	0,50	2	3,25	—	21,00	—	13,00
1648	—	17,50	1	16,00	—	15,75	—	9,75
1649	1	22,50	1	17,75	—	19,50	—	11,50
1650	1	7,00	1	18,00	—	23,75	—	18,25
1651	1	23,25	2	5,50	1	7,50	—	16,25
1652	2	14,00	2	7,50	1	10,50	—	12,75
1653	1	6,75	2	2,75	1	5,66⅔	—	20,75
1654	1	8,25	1	19,50	—	22,50*)	—	14,50
1655	1	4,25	1	15,75	—	22,50	—	15,00
1656	—	22,25	1	13,25	—	19,50	—	11,50
1657	—	18,00	1	6,50	—	16,33⅓	—	12,33⅓
1658	—	20,25	1	5,00	—	13,50	—	9,25
1659	1	7,00	1	10,25	—	23,50	—	13,25
1660	1	14,25	1	19,00	1	6,50	—	16,25
1661	1	20,00	2	2,25	1	12,50	—	10,00
1662	2	11,00	2	23,75	1	22,00	—	19,50

Jahr	Korn Rthlr.	Korn Gr.	Weizen Rthlr.	Weizen Gr.	Gerste Rthlr.	Gerste Gr.	Hafer Rthlr.	Hafer Gr.
1663	1	14,25	2	2,25	1	7,50	—	14,00
1664	1	8,50	1	20,25	—	22,00	—	12,75
1665	1	4,50	1	19,00	1	0,66⅔	—	13,75
1666	1	8,50	1	12,00	—	23,66⅔	—	14,00
1667	1	0,00	1	11,75	1	0,66⅔	—	14,75
1668	—	22,00	1	12,50	—	21,50	—	12,50
1669	—	20,00	1	12,50	—	19,00	—	11,50
1670	—	20,25	1	13,00	—	19,50	—	13,00
1671	—	22,25	1	11,25	—	20,50	—	12,50
1672	1	8,75	1	12,75	—	23,00	—	12,50
1673	1	0,25	1	11,00	—	21,50	—	12,50
1674	1	6,00	1	13,25	—	21,50	—	10,75
1675	1	13,25	2	0,00	1	4,50	—	14,25
1676	1	23,25	2	8,75	1	8,00	—	19,25
1677	1	11,00	1	20,50	1	10,00	—	17,50
1678	1	2,25	1	16,50	1	1,50	—	18,75
1679	1	9,50	1	22,75	1	6,50	—	19,50
1680	1	7,00	1	22,00	1	1,50	—	14,50
1681	1	1,00	1	16,00	1	1,50	—	15,50
1682	—	20,50	1	12,50	—	10,00	—	13,50
1683	—	22,25	1	10,50	—	10,00	—	13,50
1684	1	22,50	2	7,50	1	17,00	1	1,50
1685	2	4,50	2	6,50	1	19,50	1	0,00
1686	—	23,50	1	13,00	—	23,50	—	13,75
1687	1	4,25	1	17,75	1	1,00	—	17,00
1688	1	2,00	1	19,75	—	23,00	—	13,50
1689	1	5,00	1	14,25	—	20,50	—	12,75
1690	1	2,00	1	11,25	—	22,00	—	14,75
1691	1	10,50	1	21,50	1	5,00	—	17,00
1692	2	8,50	2	13,00	1	20,00	—	22,25
1693	2	13,50	3	0,50	2	2,00	—	23,75
1694	2	22,00	3	4,25	2	6,00	1	8,25
1695	2	5,25	2	20,50	1	22,00	—	22,25
1696	1	16,25	2	7,00	1	3,00	—	17,75
1697	1	17,75	2	6,50	1	6,50	—	17,00
1698	2	4,50	2	13,50	1	17,00	—	21,25
1699	2	16,75	3	2,75	2	1,50	—	23,75
1700	2	16,50	3	4,75	2	6,00	1	1,50
1701	—	—	—	—	—	—	—	—
1702	1	11,50	2	2,75	1	5,50	—	22,25
1703	1	6,25	1	22,00	1	2,00	—	19,50
1704	1	10,00	2	3,50	1	5,00	—	21,50
1705	1	12,25	2	1,75	1	5,00	—	21,75
1706	1	5,75	1	14,75	1	2,66⅔	—	11,00
1707	1	19,75	2	1,50	1	16,00	1	3,75
1708	1	19,00	2	8,25	1	9,00	1	1,25
1709	1	15,50	2	9,50	1	10,00	—	21,75
1710	1	13,00	2	6,50	1	7,50	—	19,25
1711	1	15,00	2	3,75	1	8,00	—	21,75
1712	2	3,00	2	7,75	1	17,00	1	3,50
1713	2	8,75	2	9,25	1	14,00	1	0,50
1714	2	7,00	2	16,75	2	4,00	—	21,75
1715	1	23,25	2	11,00	1	15,50	—	20,25
1716	1	16,75	2	6,50	1	7,50	—	23,00
1717	1	21,25	2	13,25	1	14,00	1	6,50
1718	2	4,50	2	14,00	2	5,00	1	2,00
1719	2	22,00	3	5,66⅔	2	9,00	1	0,25
1720	3	2,00	3	20,00	2	18,00	1	12,66⅔
1721	1	20,00	2	15,50	1	11,50	—	22,25
1722	1	10,00	2	3,33⅓	1	2,50	—	17,75
1723	1	16,75	2	[illegible]	1	0,50	—	17,00

Jahr	Korn Rthlr.	Korn Gr.	Weizen Rthlr.	Weizen Gr.	Gerste Rthlr.	Gerste Gr.	Hafer Rthlr.	Hafer Gr.
1724	1	23,66⅔	2	9,33⅓	1	4,50	—	19,25
1725	2	0,25	2	12,00	1	12,00	—	21,75
1726	2	9,00	2	14,50	1	19,00	1	3,00
1727	2	13,50	2	19,50	2	3,00	1	5,00
1728	1	20,00	2	10,00	1	10,00	—	20,50
1729	1	21,50	2	15,50	1	13,00	1	3,50
1730	1	17,00	2	5,33⅓	1	6,00	—	21,75
1731	1	18,00	2	8,00	1	7,00	—	21,50
1732	1	20,00	2	7,00	1	7,00	—	20,50
1733	1	14,66⅔	2	3,50	1	5,00	—	17,50
1734	1	16,50	2	5,00	1	4,00	—	17,25
1735	1	16,00	2	7,66⅔	1	4,00	—	16,75
1736	2	12,25	2	22,00	1	16,50	—	19,50
1737	2	18,00	2	20,33⅓	2	3,00	1	1,25
1738	2	3,00	2	10,00	1	16,00	—	18,75
1739	2	3,66⅔	2	15,00	1	17,00	1	3,75
1740	2	22,25	3	18,00	2	6,50	1	10,25
1741	2	15,00	3	9,00	2	0,00	1	2,75
1742	2	5,50	2	23,50	1	11,00	1	0,75
1743	2	1,50	2	23,00	1	15,00	—	16,50
1744	1	20,50	2	16,00	1	18,00	—	18,00
1745	2	12,00	3	3,00	1	17,00	1	10,33⅓
1746	3	4,00	3	13,00	2	9,00	1	17,66⅔
1747	2	13,00	3	5,00	1	22,00	1	10,00
1748	2	7,00	3	2,00	1	21,50	1	8,00
1749	2	6,00	3	4,50	2	0,00	1	3,00
1750	1	18,50	2	19,00	1	5,00	—	21,66⅔
1751	1	14,50	2	15,00	1	8,00	—	23,50
1752	1	14,00	2	8,50	1	9,00	—	21,75
1753	1	14,50	2	2,00	1	10,00	—	22,25
1754	2	0,00	2	15,00	1	13,00	—	21,50
1755	2	2,00	2	18,00	1	13,50	—	22,25
1756	3	20,00	3	22,00	2	17,50	1	1,75
1757	4	17,00	5	16,00	3	9,00	1	21,33⅓
1758	2	23,00	4	14,00	2	7,00	1	16,00
1759	2	17,00	4	7,00	2	10,00	2	3,00
1760	3	19,00	6	2,00	3	10,00	2	13,00
1761	4	21,00	6	22,00	4	10,50	3	10,00
1762	11	22,00	12	14,00	8	16,00	5	21,33⅓
1763	2	23,00	3	19,00	2	9,00	1	22,00
1764	1	16,50	2	22,00	1	11,00	—	21,00
1765	2	6,00	3	5,00	1	8,00	—	21,50
1766	2	3,00	3	6,00	1	10,00	—	21,25
1767	1	22,00	2	19,00	1	12,00	1	2,50
1768	2	0,00	3	8,00	1	11,00	1	0,50
1769	1	16,00	2	17,00	1	5,00	—	19,25
1770	2	17,00	3	7,00	1	15,00	—	23,75
1771	3	23,00	6	9,00	3	22,00	2	4,00
1772	3	6,66⅔	6	4,00	4	16,00	2	4,50
1773	2	5,00	3	5,00	2	17,00	—	20,75
1774	1	18,00	2	19,00	1	4,00	—	17,50
1775	2	7,00	3	3,00	1	8,50	1	0,00
1776	1	18,00	2	8,50	1	6,00	—	22,00
1777	1	15,33⅓	2	3,66⅔	1	7,00	—	21,25
1778	2	4,00	3	0,00	1	13,66⅔	1	1,50
1779	1	18,00	2	13,00	1	7,33⅓	—	23,75
1780	1	18,00	2	10,00	1	6,00	—	20,75
1781	1	18,50	2	13,25	1	10,00	1	0,00
1782	2	0,00	2	16,00	1	17,00	1	6,50

*) Von hier an wird der Durchschnittspreis der Gerste nur aus zwey Sorten genommen, weil die geringere nicht mehr feil war.

XIII. Tabelle.

Monatliche Roggen-Preise in Königsberg vom Jahr 1774 bis 1804.

Jahr.	Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Junius.		Julius.		August.		September.		October.		November.		December.	
	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.	Rthlr.	Gr.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

[illegible]

IX. Tafel.

Kartoffel-Preiße in Königsberg.

Im Jahr		1783	koſtete ein Scheffel			36	Groſchen.
—	—	1784	—	—	—	30	—
—	—	1785	—	—	—	66	—
—	—	1786	—	—	—	48	—
—	—	1787	—	—	—	39	—
—	—	1788	—	—	—	56	—
—	—	1789	—	—	—	40	—
—	—	1790	—	—	—	30	—
—	—	1791	—	—	—	30	—
—	—	1792	—	—	—	39	—
—	—	1793	—	—	—	57	—
—	—	1794	—	—	—	69	—
—	—	1795	—	—	—	54	—
—	—	1796	—	—	—	36	—
—	—	1797	—	—	—	36	—
—	—	1798	—	—	—	36	—
—	—	1799	—	—	—	75	—
—	—	1800	—	—	—	45	—
—	—	1801	—	—	—	30	—
—	—	1802	—	—	—	30	—
—	—	1803	—	—	—	60	—
—	—	1804	—	—	—	36	—

Die Preiße ſind alle bald nach der Ernte, im Monat October ausgemittelt.

Aufsätze

über

staatswirthschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Ober-Finanzrathe, ostpreußischem Kammerpräsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Zweiter Theil.

Königsberg,

bey Friedrich Nicolovius. 1826.

Vermischte Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andere wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

ordentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Ober-Finanzrathe, ostpreußischem Kammerpräsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Zweiter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius. 1808.

Inhalt.

IX.

Ueber das Verbot der Getreideausfuhr vom linken Rheinufer . . . . . S. 1

X.

Bemerkungen betreffend die Klagen über Geldmangel in Berlin, Königsberg und andern Plätzen unſeres Staats, im Jahr 1803. (Geſchrieben am Ende des Oktobers.) . . . . . — 25

XI.

Ueber die Mittel, das zur Bezahlung der franzöſiſchen Kriegsſchuld erforderliche Geld aufzubringen . . . . . — 49

XII.

Staatswirthſchaftliche Bemerkungen . . — 83

XIII.

Briefe staatswirthschaftlichen Inhalts. Geschrieben in den Jahren 1799 bis 1803 an den Herausgeber, der damals Kammerpräsident in Westpreußen war . . S. 139

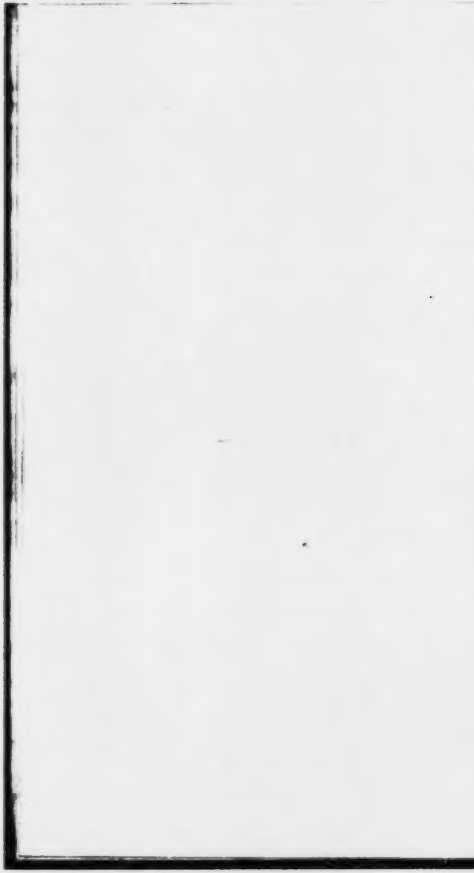
IX.

Ueber das

Verbot der Getreideausfuhr

vom

linken Rheinufer.



Ueber das

Verbot der Getreideausfuhr

vom

linken Rheinufer.

Dem allgemeinen Rath des Departements vom Donnersberge (im Jahr 1801) zur Prüfung vorgelegt *).

Was ein immerwährendes Verbot der Getreideausfuhr für verderbliche Folgen in Hinsicht auf Landbau und alle damit zusammenhängende Gewerbe nach sich ziehe, bedarf keiner Auseinandersetzung. Frankreich hat diese Folgen durch eine hundertjährige Erfahrung, so lange es die von

*) Ein Kaufmann in Königsberg ersuchte Krauſen um diesen Aufsatz, der ohne sein Vermiſſen in der Nummer 70. des Reichsanzeigers vom Jahre 1806 abgedruckt ward.

Colbert eingeführte Sperre bestehen ließ, schmerzlich genug kennen gelernt, und dadurch sowohl, als durch die entgegengesetzte Erfahrung — indem es vorher unter Sülly bei ganz freiem Getreidehandel sich des blühendsten Landbaues erfreute — eins der lehrreichsten Beispiele von der Wohlthätigkeit des freien, so wie von der Schädlichkeit des gehemmten Getreidehandels gegeben; auf welches sich auch alle Schriftsteller über diese Materie, und selbst der neueste, Norrmann, in seinem Werke über die Freiheit des Getreidehandels, ohne Unterlaß berufen.

Es ist wohl nicht zu besorgen, daß die Republik das System der beständigen Sperre jemals wieder annehmen werde: aber deso mehr muß man fürchten, daß sie aus denselben Bewegungsgründen, aus welchen sie das während des Krieges gegebne Ausfuhrverbot jetzt nach dem Frieden noch immer fortdauern läßt, auch künftig im Frieden gelegentlich temporäre Sperren verfügen möchte. Diese Bewegungsgründe, wie scheinbar sie auch seyn mögen, halten eine genauere Prüfung nicht aus, und weit gefehlt, daß die

Maaßregel der temporären Sperre zu dem beabſichtigten Zweck dienen ſollte, würkt ſie demſelben vielmehr auf alle Weiſe entgegen. Dieß iſt allenthalben der Fall: aber vielleicht nirgends mehr, als auf dem linken Rheinufer; weil daſelbſt in Anſehung des Getreideverkehrs Umſtände obwalten, die anderwärts in der Art nicht Statt finden.

Wollte die Regierung dieſe Umſtände genau und vollſtändig unterſuchen; ſo würde ſie ſich überzeugen, daß Ausfuhrverbote auf dem linken Rheinufer beides unnöthig und zweckwidrig ſind.

I. Sie ſind hier unnöthig, inſofern ſie dazu dienen ſollen, Mangel und Theurung zu verhüten.

1) Denn was die Ausfuhr den Rhein hinunter nach Holland betrifft; ſo kann dieſe nie beträchtlich ſeyn: theils, weil der Einkaufspreiß in der Regel allhier höher iſt, als in den Häfen der Oſtſee, woher Holland hauptſächlich ſein Getreide zieht; theils, weil jener Preiß durch die Langwierigkeit und Koſtbarkeit der Rheinfahrt faſt noch mehr erhöhet wird, als der Preiß in den gedachten Häfen durch die

Seefracht. Auch zeigt die Erfahrung, daß bei offner Ausfuhr in vielen Jahren nicht ein Malter Getreide nach Holland gegangen iſt, und daß überhaupt wohl dreimal Getreideabſendungen aus Holland den Rhein hinauf nach Cölln, Coblenz ꝛc. mit Vortheil gemacht worden ſind, ehe ſich auch nur eine den Rhein hinab mit wahrſcheinlichem Gewinn machen ließ.

2) Was aber den Abſatz an das rechte Rheinufer betrifft; ſo können bei dem freieſten Verkehr mit dieſen Gegenden die Preiße nie ſo hoch ſteigen, daß Mangel und Noth entſtände; weil das rechte Ufer, zumal an den Gränzen des Rheins, nicht minder fruchtbar iſt als das linke; und weil der Abſatz in den entfernten Gegenden durch den koſtbaren Landtransport gehindert wird. Auch läßt ſich die ganze Quantität des dahin abgeſetzten Getreides nicht hoch anſchlagen. Höchſtens mag in gewöhnlichen Zeiten ein Achtel des ganzen Ertrages vom linken Rheinufer nach dem rechten gehen: und von dieſem Achtel werden wohl zwei Drittel in Mehl verführt; indem die Eigner der vielen Mühlen, um ihr Mahlwerk im Gange zu erhalten, ge-

kauftes Getreide vermahlen, und in so kleinen Portionen verkaufen, daß dieser Verkehr eher den Namen der Hökerei als des Handels verdient.

II. Ausfuhrverbote sind zweckwidrig.

1) Der Zweck, den Engländern zu schaden, auf welchen vielleicht das Verbot im vorigen Jahre gerichtet war, ist durch dasselbe gewiß nicht erreicht worden. — England bekam seinen Getreidebedarf darum nicht weniger, weil die Rheinfahrt gesperrt war: aber wohl hat durch diese Sperre das linke Rheinufer einen ausnehmenden Gewinn verloren, den es sonst, ohne anderweitigen Nachtheil, auf Kosten des Feindes der Republik hätte machen können. Es könnte für seinen Ueberfluß an Weizen große Summen gelöset haben, während Roggen und Gerste, die allein als eigentliche Bedürfnisse anzusehen sind — denn Weizen und Spelz sind mehr bloße Luxussachen — nicht höher gegangen wären, als sie auf dem rechten Rheinufer standen, wo man nicht über Noth klagen hörte. Und wie erwünscht für den Landwirth, der durch die Kalamitäten des

Krieges und zweimaliges Viehsterben so sehr gelitten hat, eine solche Hülfe, als er am Weizen hätte haben können, gerade jetzt gewesen wäre, ist für sich selbst einleuchtend.

2) Aber auch zu dem erklärten Zweck, Mangel und Theurung zu verhüten, ist die Getreidesperre kein angemessenes Mittel.

a) Denn erfolgt nach einer merklich schlechten Ernte ein Ausfuhrverbot; so veranlaßt es gewöhnlich eine größere Noth, als man je bei freiem Handel gehabt haben würde. Im letztern Fall nämlich würde gerade darum, weil die Ausfuhr frei wäre, auch die Einfuhr sichrer erfolgen, und der Preiß sich ganz natürlich durch das Verhältniß der Vorräthe zu dem Bedarf bestimmen. Dagegen wird bei der Sperre theils die Einfuhr bedenklich, weil man im Fall einer mißlingenden Spekulation mit dem eingeführten Gut nicht wieder hinaus kann; theils wird der Preiß weit über das natürliche Verhältniß aufgetrieben. Indem nämlich jeder sich vorstellt, der Mangel müsse doch würklich groß seyn, weil die Regierung

nöthig gefunden, die Ausfuhr zu hemmen: so hält der Producent mit seinem Getreide, welches er sonst ohne weitere Spekulation losgeschlagen hätte, zurück. Der bemittelte Konsument sowohl, als der Bäcker, Müller und Branntweinbrenner, da sie finden, daß das Getreide schwieriger zu haben ist, kaufen rasch, und größere Quantitäten auf einmal ein, als sie sonst gethan hätten. Es treten spekulirende Aufkäufer hinzu, und veranlassen durch ihre Konkurrenz mit den Konsumenten, daß der Landmann noch zurückhaltender mit dem Verkauf seines Getreides wird. Auf solche Weise entsteht ein durch die Sperre verbreiteter Wahn, als ob der Mangel größer wäre, wie er würklich ist, und eine unverhältnißmäßige Vertheurung; so, daß nicht selten das Land noch voll Getreide ist, während die Städte in Gefahr sind, Hungersnoth zu leiden. Es fehlt nicht an Beispielen, daß, nachdem in der ersten Hälfte des Erntejahres, aus den eben erwähnten Ursachen eine drückende Theurung Statt gehabt hat, in der andern Hälfte ganz unerwartet niedrige Preiße eintreten: zum klaren Beweise,

daß jene Theurung nicht von der Natur der Dinge, sondern von der durch das Ausfuhrverbot verursachten Handelsstörung herrührte, und daher ohne jenes Verbot nicht Statt gehabt hätte.

Indessen ist mit solcher auf hoher Theurung hinterher eintretenden Wohlfeilheit wahrlich weder den Producenten, noch den Konsumenten gedient. Denn nicht gerade dieselben Producenten, welche durch die Theurung gewonnen haben, sind es, die jetzt verlieren; sondern meistentheils sind es andre, die nur reinen Verlust leiden: und den Konsumenten, zumal von der zahlreichen geringern Klasse, wird durch den niedrigen Preiß die Zerrüttung nicht ersetzt, die durch die vorangegangne Theurung ihrem Auskommen verursacht worden ist.

b) Wenn aber die Regierung es sich einmal zur Maxime gemacht hat, das Land durch Verbote der Ausfuhr vor Mangel sichern zu wollen; so kann es nicht fehlen, daß sie oft genug aus Irrthum selbst dann diese Maaßregel anwendet, wenn die Ernte hinlänglich oder gar

überflüssig ausgefallen ist. Denn wie schwer ist es, den wahren Zustand der Ernte im Allgemeinen zu erfahren oder zu beurtheilen? und wie leicht können aus vielen zufälligen Ursachen, und selbst aus Besorgniß der bevorstehenden Sperre die Preise im Herbst eine Weile hoch gehen?

In diesem Fall nun, wenn bei hinlänglichem oder überflüssigem Ertrage die Ausfuhr verboten wird, werden die Folgen davon vielleicht anfangs eben dieselben seyn, welche schon vorher (unter a) angezeigt worden sind. — Bald darauf aber folgt gewiß ein wahres Leiden für die producirende Klasse, ohne verhältnißmäßigen Vortheil für das konsumirende Publikum, und blos zum schnöden Gewinn für die Zwischenhände, welche den Verkehr zwischen beiden vermitteln helfen.

Da nämlich das Getreide, die Kleinigkeit abgerechnet, die zu Stärke verbraucht wird, zu weiter nichts als zur Nahrung dient, entweder unmittelbar in Mehl, oder mittelbar in Bier, Branntewein und Viehmast: so pflegt, wenn die Ernte einen Ueberschuß über den gewöhnlichen Bedarf

geliefert hat, und dieser Ueberschuß durch Sperre zurückgehalten wird, der Preiß, zumal wenn sich die Aussicht auf eine neue gute Ernte zeigt, weit tiefer, als nach Verhältniß solchen Ueberschusses zu sinken: so daß, wenn dieser z. B. $\frac{1}{20}$ ist, der Preiß wohl um $\frac{1}{3}$ und mehr herunter geht. Und doch fordert der Wohlstand des Landmanns, daß der Preiß nicht unter sein gerechtes Verhältniß sinke.

Aber das ist noch nicht genug, sondern nun kommen auf dem linken Rheinufer noch zwei ganz besondre Umstände hinzu, aus welchen in solchem Falle für die producirende Klasse ausnehmende Nachtheile entstehen.

aa) Nämlich in diesen Gegenden, und besonders im Departement vom Donnersberg, ist das Landeigenthum in sehr kleine Theile zertheilt, so daß hier 100 bis 200 Morgen schon für ein großes Gut gelten. Diese kleinen Eigenthümer — deren Grundstücke übrigens fast gartenmäßig gebauet, und zu einem weit höhern Ertrage gebracht werden, als wenn solche in große Güter zusammen geschlagen wären — sind natürlich nicht im Stande, mit dem Ver-

kauf ihrer Produkte ſo lange zu warten und an ſich zu halten, als es Eigner und Pächter großer Güter thun können. Vielmehr ſind jene oft genöthigt, ſelbſt zu Zeiten, wo wenig oder gar keine Nachfrage, und der Preiß noch ſo ſchlecht iſt, von ihrem Vorrath zu verkaufen; weil ſie gerade dann in der Verlegenheit ſind, Steuern und Zinſen zu bezahlen, oder Kreditoren, von denen ſie gedrängt werden, zu befriedigen.

bb) Es beſteht auf dem linken Rheinufer faſt kein andrer Getreidehandel, als zum einheimiſchen Verbrauch, und die Geſchäfte dieſes Verkehrs ſind in den Händen der Juden, die den Bäckern, Müllern, Branntweinbrennern und Viehmäſtern als Mäkler und Verkäufer dienen. In dem ganzen Lande gibt es keinen einzigen Platz, wo ein wahrer Kornmarkt in der Art wäre, daß ſich daſelbſt die Getreidepreiße nach dem würklichen Verhältniß des Geſammtbedarfs zum Geſammtvorrath regulirten, und daß ſie von da aus, als Normalpreiße durch öffentliche Blätter wöchentlich den Landleuten überall bekannt würden.

Es gibt im ganzen Lande nicht einen Großhändler, der auch nur hundert holländische Lasten Getreide in Vorrath hielte. Bey dieser Lage der Sachen, wo also der Landmann über jenes Verhältniß, welches eigentlich die Preiße bestimmen sollte, sich in gänzlicher Unwissenheit befindet, ist er natürlich allen Ränken und Blendwerken bloß gestellt, durch welche ihn die schlauen jüdischen Zwischenhändler zu berücken suchen. Und nichts kann diesen zu ihrem Plane erwünschter kommen, als ein Ausfuhrverbot.

Sobald nämlich das Verbot kommt, stellt der Jude, um dasselbe zu seinem Gewinn zu benutzen, allen Ankauf ein. Er kennt die Vermögensumstände der Cultivateurs in dem kleinen Distrikt, wo er wohnt, genau; weiß, daß dieser oder jener Bauer in Verlegenheit ist, um Abgaben oder Schulden zu bezahlen, ist vielleicht selbst Kreditor und dringt auf Bezahlung. Der Landmann, der sein Getreide verkaufen will und muß, bietet es dem Juden an, der mit Achselzucken den Kauf ablehnt, weil die Ausfuhr gesperrt, und daher kein Absatz zu finden sey, bis

er am Ende um einen elenden Preiß das Getreide an sich bringt. So kommt zuerst der ärmere Theil der Landleute in die Lage, sein Eigenthum um Spottpreiße weggeben zu müssen.

Indem aber durch das auf solche Weise von Juden erhandelte und wieder abgesetzte Getreide den dringenden Bedürfnissen abgeholfen und die Nachfrage gestillt oder vermindert wird, findet nach und nach auch der wohlhabende Theil der Landwirthe keinen andern Ausweg, als sich solche niedrige Preiße gefallen zu lassen. Denn dieser Theil der Landwirthe weiß eben so wenig, als jener, über das vorher erwähnte Verhältniß, die wahre Bestimmung des Preißes betreffend, irgend ein zuverläßiges Urtheil zu fällen. Jeder hört nur, daß in seinem Distrikt das Kaufen stockt, daß das Getreide wenig gilt: er hört nichts als Klagen über Mangel an Absatz wegen des Ausfuhrverbots. Er wartet eine Weile, bis sich die Preiße heben werden: aber die Juden hüten sich, große Posten auf einmal zu kaufen, sondern handeln immer nur bei kleinen Parthien ein, und die Preiße bleiben dazu

niedrig. Ihm wird nun bange, wie er seine Vorräthe zu Gelde machen soll, da er sie bis zu bessern Zeiten aufzuspeichern theils nicht im Stande ist, theils wegen der Ungewißheit, ob und wann es einmal bessere Preiße geben werde, es bedenklich findet. Er entschließt sich also ebenfalls, an den Juden, auf welche Bedingung es auch sey, zu verkaufen.

Das Resultat von allen diesen Umständen ist, daß auf solche Weise eine ganze Ernte in lauter kleinen Quantitäten durch die Juden zu ganz unverhältnißmäßig niedrigen Preißen erhandelt wird; so daß, obgleich die Ernte grade nur für den innern Bedarf zureichen oder denselben nur ein sehr weniges übertreffen mag, gleichwohl der Preiß, zu welchem der Landmann verkaufen muß, ihm kaum seine Wirthschaftskosten ersetzt, geschweige ihn aufmuntern und ihm aufhelfen kann.

III. Daß diese Darstellung der Sache richtig, und daß in der That die Sperre als eine Grundursache von allem dem Verlust des Landmanns anzusehen sey, erhellt aus zwei merkwürdigen Erfahrungen. Nämlich

1) Im

1) Im Monat Messidor wies es sich aus, daß fast alle Vorräthe von allem Getreide aufgeräumt waren. Wo waren sie geblieben? Ueber den Rhein durch heimliche Exportation gegangen waren sie gewiß nicht. Denn wollte man auch annehmen, daß etwas Weizen wegen der enormen Preiße trotz des Verbots ausgeschlichen worden; so ließ sich doch von Roggen, Gerste und Hafer schlechterdings nichts nach dem rechten Ufer hinausschleichen, weil die dortigen Preiße von denen auf dem linken Rheinufer nicht so verschieden waren, als beim Weizen. Der ganze Ernteertrag war also würklich im Lande selbst konsumirt, und mithin auch nach Abzug dessen, was die producirende Klasse für sich braucht, im Lande verkauft worden. Er war folglich eben nicht größer, als ihn der Bedarf des Landes erforderte. Und wenn nun gleichwohl unter allen Producenten eine allgemeine Klage über Mangel an Absatz und über Spottpreiße war: so ist offenbar, daß da alle Vorräthe würklich im Lande abgesetzt und verbraucht worden sind, der vermeintliche Mangel an Absatz blos eine durch das

Ausführungsverbot veranlaßte, und zur Erniedrigung der Preiße schlau benutzte Vorspiegelung der jüdischen Zwischenhändler war.

2) Einen zweiten Erfahrungsbeweis davon, daß es blos die Sperre war, was allen Getreideverkehr störte, und die Preiße zum Gewinn der Juden, und zur Verzweiflung des Landmanns erniedrigte, gab der Vorfall, als die Regierung im Monat Fructidor des Jahres 9 eine Quantität Weizen aus Straßburg nach der Schweiz auszuführen erlaubte. Die Quantität war so gering, daß sie ganz füglich in einem kleinen Distrikt des Elsasses eingekauft werden konnte, und daß es dazu gewiß keines Aufkaufes durch die vier neuen Departements bedurfte. Aber kaum verbreitete sich die Nachricht von dieser Erlaubniß, als die Preiße nicht nur vom Weizen und Spelz, sondern auch vom Gerste und Roggen, durch die vier Departements auf einmal in die Höhe gingen. Bis zu dem Augenblick brauchte kein Jude Getreide, war keine Nachfrage, kein Bedarf. Kaum erscholl jene Nachricht, so war auf einmal überall Getreide nöthig, die Juden jagten

in allen Ecken herum, die Nachfrage hob den Preiß; und wer nur einiges menschliche Gefühl hat, mußte sich über die aufgeheiterten Gesichter der durch Kummer so lange niedergeschlagnen Landleute freuen, die nun eine Erlösung aus den Händen der Wucherer hofften, und durch ihr herzliches „Gottlob! daß doch wieder der Handel auflebt“ ihre Freude zu erkennen gaben. Ueberall zeigte sich jetzt Muth, die fast eingeschlummerte Thätigkeit regte sich überall wieder; aber es war von keiner Dauer. Der schlaue Wucherer und Jude sahen bald ihren Irrthum und Mißgriff ein; das kleine Quantum ward bald ausgeführt, und die tiefen Preiße wurden in wenig Tagen so listig wieder eingelenkt, als vorher. Kurz war die Freude des Landmanns, und lang sein Kummer, der leider noch fortwährt.

IV. Aber wenn der Landmann, der durch Krieg und Seuchen schon soviel gelitten, und um seine Wirthschaft herzustellen, sich in Schulden gesetzt hat, bei den schlechten Preißen Verlust leidet, hat denn nicht wenigstens das übrige konsumirende Publikum, und besonders die zahlreiche ge-

ringere Klasse einen verhältnißmäßigen Vortheil davon? Keineswegs! Denn bei alle dem, daß der Preiß, welchen der Landwirth für sein Getreide empfängt, sehr niedrig ist, wird gleichwohl das Brot nicht wohlfeiler. Der Bäcker giebt kein schwereres Gewicht; der Müller hält auf den alten Mehlpreiß; das Mastvieh und das Fleisch gilt nicht weniger, als vorher: und Bier und Branntewein bleiben im Preiße, wie sie waren. Ueberdieß kann es nicht fehlen, daß, wenn der Landmann durch die fortdauernde Würkung der Getreidesperre verarmt, auch der Städter, der sich hauptsächlich von jenem nährt, in seinem Gewerbe Einbuße leidet, und daß nach Maaßgabe, wie das Vermögen des Producenten verschwindet, auch die Produktion selbst abnehmen muß; und daß sonach vollends, wenn Landes-Kalamitäten eintreten, der Landbau aus Mangel an Verlag darnieder liegen, und Mangel und Elend für das ganze Publikum erfolgen muß.

V. Das sind auf dem linken Rheinufer die natürlichsten Würkungen des Ausfuhrverbots, die sich nicht anders heben

lassen, als wenn man die Ursache selbst, nämlich das Verbot aufhebt.

1) Vergebens wird man hoffen, die schlimmen Folgen desselben durch andre Maaßregeln hintertreiben zu können.

Denn

a) wollte man die sehr ins Kleine gehende Vertheilung des Landeigenthums beschränken: so würde man gerade dadurch die bessere Bodenkultur, und den größern Bodenertrag hindern; indem diese kleinen Grundstücke in den Händen ihrer Eigenthümer weit sorgfältiger angebaut werden, als wenn sie in beträchtlicher Anzahl zu einem großen geschlossenen Gut vereinigt würden.

b) Wollte man, um den Getreidehandel den Juden zu entziehen, und die Preißbestimmung gegen die Ränke derselben zu sichern, ordentliche Getreidemärkte stiften, und Kaufleute zum Großhandel ermuntern; so steht das Ausfuhrverbot einem solchen Anschlage durchaus entgegen. Denn, wenn gleich der wahre Kaufmann, der das Ganze übersähe und wüßte, daß das meiste Getreide im Lande verbraucht

wird, sich nicht scheuen würde, selbst bei der Sperre, seinen Einkauf zu machen, sofern er auf sichern Absatz desselben im Lande rechnen könnte, wodurch denn freilich die Preiße gehindert würden, dermaaßen zum Schaden des Cultivateurs herunter zu fallen, wie sie jetzt durch Ränke der Juden gefallen sind: so wird doch die an sich schon große Mißlichkeit des Getreidehandels, welche in der von hundert Ursachen abhängenden Veränderlichkeit der Getreidepreiße liegt, durch Ausfuhrverbote zu sehr vergrößert, als daß Männer von Kapital sich mit solchem Handel zu befassen, Lust haben könnten.

2) Es bleibt, wenn dem Lande geholfen werden soll, nichts übrig, als daß die Sperre aufgehoben werde.

a) Sie gereicht in der That nur zum Besten der Juden, der Bäcker, Müller und Branntweinbrenner: dagegen schadet sie nicht nur der producirenden Klasse, sondern auch mittelbar dem gesammten konsumirenden und gewerbtreibenden Publikum, und dem Staate selbst, dessen Macht auf der Wohlhabenheit seiner Einwohner beruht. Bei völliger Freiheit des

Getreidehandels ist nie Noth zu befürchten. Denn das Land ist vor allgemeinem Mißwachs sicher, theils durch die ausnehmend verschiedne Lage, Stellung und Beschaffenheit der Aecker; theils durch die hohe Kultur, die ihre natürliche Fruchtbarkeit erhöht; daher auch seit Menschengedenken kein gänzlicher Mißwachs Statt gefunden hat. Und sollte gleichwohl ein Ausfall in der Ernte sich zeigen; so ist nach Vernunft und Erfahrung der freie Kornhandel das unfehlbarste Mittel, dem Mangel abzuhelfen.

b) Von der andern Seite ist eben so wenig Sperre in dem Fall nöthig, wenn die benachbarten oder andre Gegenden des Auslandes Mißernten und Mangel haben: denn theils werden solche Länder wohl anders woher vortheilhafter, als vom linken Rheinufer ihren Bedarf ziehen; theils wird, was doch von hier in das benachbarte Ausland gehen möchte, entweder nur ein entbehrlicher Ueberschuß seyn, der, wenn er zurückbliebe, den Preiß unverhältnißmäßig niederhalten würde, oder leicht durch Zufuhr aus den süd- und südwestwärts angrenzenden Departements er-

ſetzt werden, und durch den vortheilhaften Abſatz Muth und Leben unter die Producenten und alle mit ihnen zuſammenhängende Gewerbsklaſſen ohne Nachtheil des konſumirenden Publikums verbreiten.

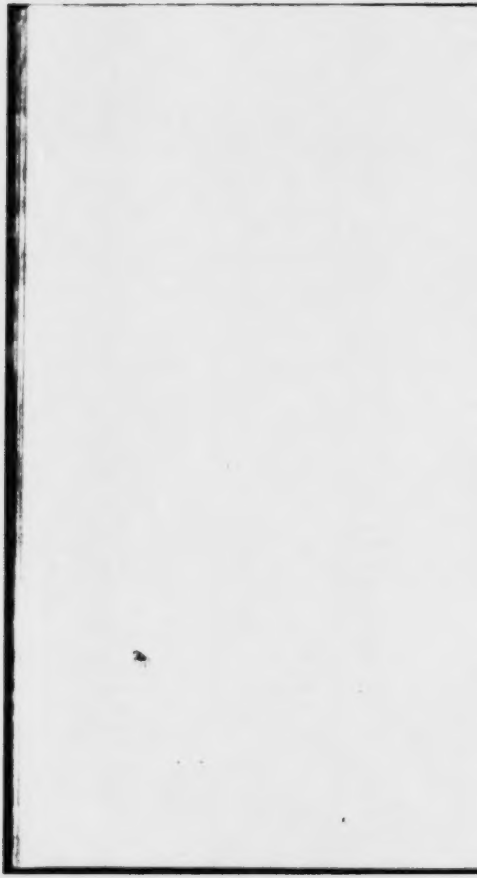
X.

Bemerkungen

betreffend

das Klagen über Geldmangel in Berlin, Königsberg und andern Plätzen unſeres Staats, im Jahr 1805.

Geſchrieben am Ende des Oktobers.



I. Iſt Geldmangel im Lande?

Da er ſich nicht unmittelbar durch die Sinne wahrnehmen läßt; aus welchen Thatſachen ſchließt man ihn? Und wie fern ſchließt man ihn daraus richtig?

A. Die nächſten Thatſachen, woraus man ihn zu ſchließen ſcheint, ſind wohl:

Erſtens, der in Berlin, Königsberg und andern Plätzen gegen Ende des Maimonats eingetretne hohe Discont;

Zweitens, der unerwartete Stillſtand des Discontirungs- und Lombardirgeſchäftes der Bank;

Drittens, die Verlegenheit tief verſchuldeter Gutsbeſitzer, die Summen aufzutreiben, deren ſie benöthigt ſind.

1) Der außerordentlich hohe Discont in Berlin war eine natürliche Folge von

dem Zusammentreffen zweier außerordentlicher Ereignisse.

Noch sind wohl nie solche gewaltige Quantitäten Getreides, so geschwinde hinter einander, für Privat-Rechnung, aus den preußischen Seestädten nach Pommern zum Bedarf dieser und andrer königlichen Provinzen gegangen, als in diesem Jahre. Da die Bezahlung dieses Getreides größtentheils durch Wechsel auf Berlin eingezogen ward, wohin die Empfänger des Getreides den Bezogenen ihrerseits Wechsel zur Deckung zusandten; so war das Bedürfniß dieser Bezogenen in Berlin, die Wechsel, womit sie sich decken sollten, discontirt zu bekommen, um die auf sie laufenden Tratten honoriren zu können, außerordentlich dringend; zumal in Betracht des großen Betrags aller dieser Tratten zusammen genommen. Wie hoch dieser Betrag müsse gegangen seyn, läßt sich schon daraus abnehmen, daß um den Anfang des Julius, der Cours auf Berlin, in Königsberg bis vier Procent unter Pari zu stehen kam, oder daß für 96 Rthlr. in Königsberg 100 Rthlr. zahlbar in Berlin zu bekommen waren. Selbst für die Bezahlung, die der preußische Ge-

treidehändler durch Wechsel auf Hamburg einzog, ward dem Hamburger zum Theil von Berlin aus seine Deckung zugesandt, die, sofern sie in Berlin mit Wechseln der Getreide-Empfänger gekauft ward, das Discontbedürfniß vermehrte. Dieß ist das eine Ereigniß.

Dazu kam das andre, daß eben um diese Zeit unerwarteter Weise die Bank mit ihren Geschäften einhielt: ein Vorfall, der, wenn er auch nur ein halbes Jahr vorher angekündigt worden wäre, wohl nicht so stark, wie jetzt, auf Erhöhung des Disconts gewürkt haben möchte. Soll doch in Danzig, wo keine Bank ist, der Wechseldiscont diesen Sommer hindurch, nach allem, was sich hier davon erfahren läßt, wenig über sechs Procent gewesen seyn. In Königsberg steht er gegenwärtig etwa auf acht Procent. Und wenn er in Berlin jetzt noch immer nicht genug herabgehen will; so liegt der Grund davon wohl in dem allgemeinen Mißtrauen, welches daher entstanden ist, daß durch Bankerote in Hamburg mehrere jüdische Handelshäuser in Berlin, die sich in überspannte Spekulationen vertieft hatten, theils nie-

dergeworfen, theils erschüttert worden sind.

Der hohe Discont in Berlin also beweiset wohl nicht, daß die dortige Baarschaftsmasse zu allen gewöhnlichen Geschäften minder zureichend als sonsten sey; sondern nur, daß es ungewöhnlich grose Zahlungen waren, die man damit, vollends bei dem ungewöhnlichen Stillstande der Bankgeschäfte, zu bestreiten hatte, und daß ein ungewöhnliches Mißtrauen jetzt die geldreichen Handelshäuser gegen die andern zurückhaltend macht.

In Seeplätzen läßt sich vollends aus der Höhe, zu welcher da bisweilen der Discont steigt, keineswegs sicher schließen, daß es überhaupt an Baarschaft fehlt; sondern nur, daß es gewissen Kaufleuten gerade in dem Zeitpunkte mangelt: sey es, weil sie sich mit zu viel Waare auf Kredit bekauft haben, die, wie sie hofften, im Preise steigen würde, und die nun nicht steigt, mithin nicht wieder verkauft werden kann, aber doch bezahlt werden muß, (welches zum Beispiel der Fall in Hamburg im Herbste 1799 war), sey es, weil sie in einem kurzen Zeitraum ihren Ein-

kauf von Waaren machen müssen, deren Verkauf erst noch nach Jahr und Tag möglich ist. Das letztere ist der Fall in Memel, Königsberg, Elbing und Danzig in Ansehung der sogenannten polnischen Abkunft, oder der stromwärts zum Theil aus dem russischen und östreichischen Polen dorthin kommenden Waaren, die in ein paar Monaten weggekauft und bezahlt werden müssen, und dann liegen bleiben, bis der Zeitpunkt des vortheilhaften Wiederverkaufs eintritt. Die Bezahlung geschieht dann zum Theil in Reversen, deren Discont vielleicht auf sechszehn und mehr Procente steigt; aber im Herbst, nachdem alles richtig gemacht ist, findet man alles wieder in Ordnung, und den Discont, wenn ihn nicht andre Ereignisse heben, gewöhnlich wieder auf seinem alten Satze. Selbst während der Discont solcher Reverse auf sechszehn, achtzehn oder — wie es mit den Memler Reversen zur Zeit eines Seekrieges nicht selten ist, und selbst in diesem Sommer der Fall war — gar auf zwanzig und mehr Procent steht, kann jeder Hauseigner in Memel und Königsberg gegen sichre Hypothek seines Grundstücks, Gelder zu fünf Prozent und

drunter gelichen erhalten: zum klaren Be
weise, daß es nicht Mangel an Baar
schaft überhaupt ist, was jenen Discont
verursacht. Daß mehr als ein Berlinische
Spekulant sich mit Aufkaufung solcher R
verse zu befassen pflegt, ist bekannt, un
vermuthlich wird das auch wohl dieß Jah
geschehen seyn.

2) Aus dem Stillstande der Bankge
schäfte scheint sich eben so wenig auf einen
würklichen Mangel an Baarschaft im
Lande schließen zu lassen. Strömen de
Bank Pupillen- und Stiftsgelder minde
häufig als sonst zu, weil diese Gelder ei
besseres Unterkommen bei der Landschaf
finden: so sind sie darum nicht wenige
vorhanden. Und wenn es wahr ist, da
die Bank theils durch ansehnliche Verluste
die man bei einem prinzipienmäßigen Ver
fahren der Officianten für unmöglich hal
ten sollte, theils durch zu starkes Aus
thun ihrer Fonds auf Landgüter in Süd
und Neuostpreußen in den Fall gekommen
ist, das Discontiren und Lombardiren ein
stellen zu müssen: so folgt auch aus die
sem Vorfall nicht, daß die Baarschaft,
woran es der Bank fehlt, nicht vorhande
sey

sey; sondern nur, daß sie sich in andern Händen befinde.

3) Auch daraus, daß es vielen Gutsbesitzern besonders dieß Jahr an Gelde fehlte, und mehr als jemals schwer fallen mag, die Summen, deren sie benöthigt sind, von Privatpersonen auf die gewöhnlichen Bedingungen geliehen zu bekommen, folgt noch gar nicht, daß es dem Lande überhaupt an der erforderlichen Baarschaft fehle. Bei der ungewöhnlichen Kalamität des Mißwachses im vorigen Jahre, der selbst durch die diesjährige sehr mittelmäßige Ernte nicht hinreichend abgeholfen ist, mangelt es natürlich manchem Gutsbesitzer an Gelde: so fern er eines Theils die Produkte nicht gewonnen hat, aus deren Verkauf ihm sonst seine Einnahme zufloß; und andern Theils wohl gar Futter, Vieh zum Ersatz des gefallnen, und Brot oder Saatkorn ankaufen müßte, so daß bei verminderter Einnahme seine Ausgabe zunahm. Trifft dieß Schicksal einen Mann, der ein Gut um eine vielleicht zehnfach höhere Summe, als er selbst besitzt, sey es auf Spekulation zum Wiederverkauf, sey es zur eignen Bewirthschaftung, erkauft hat; und wird er von den Gläubigern,

mit deren Gelde er das Gut vielleicht weit über den wahren Werth bezahlt hat, und die nun ihr Geld nicht mehr darauf sicher stehen sehen, oder sonst besser benutzen können, durch Aufkündigungen gedrängt: so hört man ihn laut über Geldmangel klagen. Aber das Geld, welches die Kreditoren ihm abdringen, geht darum nicht für die Nation verloren, weil es ihm entgeht; und das Geld, das er aus Mangel an Sicherheit vielleicht selbst zu den höchsten Zinsen nicht aufzutreiben vermag, ist darum nicht weniger im Lande würklich vorhanden, weil er es nicht bekommt; selbst, wenn die National-Baarschaft durch ein Wunder in einer Nacht verdoppelt würde, bekäme er davon bei gleichem Mangel an Sicherheit doch entweder nichts geliehen, oder müßte sich zu denselben Wucherzinsen bequemen, zu denen er sich jetzt bequemt; indem natürlich der höhere Zins die Gefahr des Verlustes assekuriren muß.

Dagegen fehlt es bei voller Sicherheit noch jetzt keinesweges an Kapitalien, die man Gutsbesitzern, bei denen sie stehen, gern läßt, und die man ihnen zu den mäßigsten Zinsen willig leiht. Denn selbst

heute noch gelten in Königsberg die Weſt- und Oſtpreußiſchen Pfandbriefe zwei Prozent Agio, und waren ſelbſt bei der drohenden Gefahr eines ruſſiſchen Krieges nicht unter Pari geſunken. Ja die pommerſchen Pfandbriefe, vielleicht weil ihr Bezahlungsort näher an Berlin iſt, gelten gar gegen drei Prozent Agio: und es iſt nicht zu vermuthen, daß dieß Agio davon herrühre, daß die Landſchaften ſelbſt ihre Pfandbriefe zu ſolchem Preiße aufkaufen. Eben ſo ſind auf gute Hypothek von Landgütern und Häuſern ſo viel Kapitalien, als man verlangt, ſelbſt heute noch zu vier und ein halb und zu fünf Prozent zu haben.

B. Was die andern Gründe betrifft, aus welchen man eine Unzulänglichkeit der geſammten Baarſchaftsmaſſe in unſerm Staat zur Beſtreitung des geſammten Verkehrs in demſelben ſchließen will: ſo bieten ſich darüber folgende Bemerkungen dar.

1) Wenn es heißt, die Baarſchaftmaſſe ſey vermindert worden, theils durch die Summen, die zum Kriege am Rhein aus den laufenden Revenüen — denn vom Treſor, der mit der einländiſchen Cirkula-

tion nichts zu thun hat, kann gar nicht die Rede seyn — fortgeschickt worden sind; theils durch die zur Bezahlung der auswärtigen Schulden weggesandten 12,100,000 Thaler *); so fragt es sich, der wie vielste Theil von allen diesen Summen denn in Metall aus dem Lande gegangen ist?

Bei weitem der größte Theil, besonders der letzten Summen, sollte man denken, sey nicht in Metall, sondern in Wechseln übersandt, die in unserm Staate selbst gekauft worden sind; so daß die Bezahlung dafür im Lande blieb, indeß die Valuta dieser Wechsel hauptsächlich in den Produkten bestand, die von unsern Seestädten nach dem Auslande gegangen waren. Und selbst der Theil, der in Metall weggeschickt wurde, wie überreichlich mag der durch das Metall, welches wieder aus der Fremde gelöset ist, ersetzt worden seyn: zumal wenn man sich der Jahre 1800 und 1801 erinnert, in welchen der Werth unsrer Exporten, insonderheit an Weizen nach England zu einer beispiellosen Höhe stieg.

*) S. den Aufsatz „Ueber den jetzigen Geldmangel.“ in der Berl. Monatsschrift Okt. 1805.

Es müßte sich doch, wenn durch Auszahlung jener Summen die Masse der inländischen Baarschaft vermindert worden wäre, irgend ein Symptom von dieser Veränderung, und zwar gerade zu der Zeit, als jene Zahlungen geschahen, am auffallendsten gezeigt haben. Aber war das der Fall? Sind nicht während jener Zeit alle Handelsgeschäfte ohne Stockung, ja mit vermehrter Lebhaftigkeit fortgegangen? Sind nicht Discont und Geldzins in ihrem Gleise geblieben? Ist nicht der Kredit der Grundbesitzer, und die Masse der Pfandbriefe bei deren steigendem Agio gewachsen? Und das alles vollends während einer Zeit, wo der Tresor fortgehend einen Theil der umlaufenden Baarschaft in sich aufnahm und dem Umlauf entzog.

2) Wenn es heißt, der Bedarf an Baarschaft zur Bestreitung alles Verkehrs sey jetzt größer und sonach die Baarschaftsmasse unzugänglich geworden, weil die Monarchie sich um zweitausend Quadratmeilen erweitert und einen Zuwachs von Provinzen gewonnen hat, deren Kultur noch ein großes Kapital erfordert; so darf man fragen:

a. Das Erfurtſche, das Eichsfeldſche, Hildesheim und die neuen weſtphäliſchen Provinzen, waren ſie, als ſie mit unſerm

Provinzen, waren ſie, als ſie mit unſerm

Staat vereinigt wurden, von Baarſchaft entblößt? Sind ſie es jetzt? Man weiß hier nicht beſtimmt, wie hoch dort der Geldzins bei guter Sicherheit ſteht; aber vermuthlich iſt er da nicht höher, als bei gleicher Sicherheit in den alten Provinzen. Wenn aber in Süd- und Neuoſtpreußen der Geldzins höher als anderwärts iſt, weil da — auf ähnliche Art wie in Nordamerika — mit dem Gelde, angelegt auf den Boden, ſich mehr als anderwärts erwerben läßt; und wenn dem zufolge manches Kapital, das minder vortheilhaft in den alten Provinzen zu benutzen iſt, ſich dorthin ziehet: ſo mag der Staat ſich freuen, daß Kapitalien eine Anwendung ſuchen und finden, bei der durch ſie ein höherer Ertrag hervorgebracht, und ſonach das Nationaleinkommen ſtärker vermehrt wird. Entblößt werden darum die alten Provinzen von dem Verlage, der ſich vortheilhaft in ihnen benutzen läßt, nicht werden: vielmehr kann durch Abfluß mancher entbehrlichen Kapitalien aus den alten Provinzen nach Süd- und Neuoſtpreußen

der übrige Verlag in jenen alten Provinzen an Einträglichkeit zunehmen, wovon die weitere Folge ist, daß der Abfluß jener Kapitalien desto leichter wiederum durch Kapitalien desto leichter wiederum durch Auffammlung von neuen Kapitalien ersetzt werden kann.

b. Kapitalien wollen durch Arbeit erworben und durch Sparsamkeit gesammelt seyn. Erschaffen kann sie kein Staat; aber wohl kann er ihre Entstehung und Vermehrung begünstigen, hauptsächlich, wenn er der Nationalgewerbsamkeit so freien und sichern Spielraum läßt, und das Auffammeln von Verlag so wenig erschwert, als möglich. Uebrigens scheint manche der neuen deutschen Provinzen an Kultur und Wohlstand wohl nicht hinter mancher alten zurück zu stehen.

3) Die seit zwanzig Jahren eingetretne Preißerhöhung fast aller käuflichen Dinge — nicht aller: denn selbst eine der wichtigsten Waaren der Welt, die Kartoffeln, sind seit dreißig Jahren im Preiße eher gesunken, als gestiegen, und andre Waaren haben sich in sehr ungleichen Verhältnissen vertheuert — diese Preißerhöhung könnte doch nicht wohl statt gefunden, oder wenigstens auf die Dauer nicht Bestand

gehabt haben, wenn nicht die Baarschaftmasse zugenommen hätte. Ist aber diese Preißerhöhung, so weit sie nicht von vorübergehendem Mißwachs und andern Unfällen herrührt, hauptsächlich eine Würkung von der vermehrten Baarschaftmasse: so scheint diese nicht wohl für unzureichend in Hinsicht auf das Verkehr angenommen werden zu können. Selbst was den Ankauf unserer Kolonialwaaren betrifft, wie hoch auch manche derselben aufgeschlagen sind, die zum Theil nach dem Frieden der Seemächte wohl wieder ziemlich herabgehen werden: so sind doch gerade die, deren Konsumtion sich auf den höchsten Werth beläuft, z. B. Zucker und Kaffee, verhältnißmäßig nicht so hoch aufgeschlagen, als mehrere inländische und polnische Produkte, wie z. B. Hanf, Leinsaat, Pottasche, deren Preiß sich seit etwa zwanzig oder dreißig Jahren triplirt hat, und mit denen wir zum Theil jene Waaren kaufen. Da wir überhaupt die Kolonialwaaren nicht mit Silber und Gold, welche Metalle vielmehr selbst zu den Kolonialwaaren gehören, sondern mit unsern Produkten, Fabrikaten, Rhedereiverdienst und Handelsprofit bezahlen, worunter die

Produkte und Fabrikate die wichtigsten Artikel ausmachen: so kommt es nur darauf an, daß diese sich vermehren, um unsern Bedarf sowohl an andern Kolonialwaaren, als an Silber und Gold damit einzukaufen.

C. Das Resultat von allem ist, daß ein würklicher Mangel an Baarschaft in unserm Lande nicht erwiesen zu seyn scheint. Und was die Eingangs erwähnten drei Umstände betrifft, so wäre es vielleicht am besten, wenn der Staat

1) um den Discont sich gar nicht bekümmerte;
2) die Bank durch Zurückführung auf feste Principien wieder in den Stand setzte, die Wohlthäterin des Handels zu seyn;
3) die Grundbesitzer sich selbst überließe. Der Wechsel der Personen, welche die Güter besitzen, kann ihm gleichgültig, oder kann ihm vielmehr, sofern die Güter aus den Händen von Schwindlern und schlechten Wirthen in die Hände von braven und betriebsamen Landwirthen kommen, nicht unlieb seyn. Will er aber auch diesen Wechsel für die Zukunft steuern, und zugleich den für die Kultur so nachtheiligen Güterhandel (oder

Aufkauf zum Wiederverkauf) hemmen; so braucht er die Landschaften nur auf das Princip zurückzuführen, welches schon bei der Stiftung der schlesischen, als der ersten, würklich zur Sprache kam, aber übergangen ward: auf das Princip, daß sie sich von jedem ihrer Schuldner wenigstens Ein Procent über das, was der Gläubiger bekommt und was die Administration kostet, zahlen lassen, und dieß Eine Procent durch Benutzung desselben auf Zins von Zins zur Amortisirung der Schuld anwenden solle: ein Princip, das in Dänemark mit dem größten Vortheil für die Schuldner selbst sowohl als für die Landeskultur befolgt wird *). Dagegen dem Gutsbesitzer dadurch helfen wollen, daß man die schon durch die Landschaft ihm dargebotene Leichtigkeit Schulden zu machen, ohne an deren Wiederbezahlung denken zu dürfen, durch ein neues Mittel vermehrte, hieße das Uebel, welches jene Leichtigkeit bekanntlich schon verursacht hat, nur noch vergrößern.

*) C. Eggers Memoiren über die Dänischen Finanzen, Band 1.

II.

Iſt Papiergeld für den preußiſchen Staat nöthig und nützlich?

Wenn man von dem Begriff des Papiergeldes alle Arten von Papier, die irgend Zinſen tragen, ausſchließt; ſo wird Papier nicht anders ein Zahlungsmittel abgeben, oder die Stelle von Metallgeld vertreten können, als unter einer der folgenden Bedingungen:

1. **Wenn eine Anſtalt da iſt, bei der ſich jedes Papier auf Verlangen ſogleich gegen das baare Metallgeld, worauf es lautet, verwechſeln läßt, wie es der Fall mit unſern Banknoten iſt.**

2. **Wenn, falls eine ſolche Realiſirungsanſtalt wegfällt, das Papier beim Verkauf von Staatseigenthum für baares Geld angenommen wird; welches der Fall mit den Aſſignaten und den nordamerikaniſchen Staatszetteln war.**

3. **Wenn, falls keine der beiden Einrichtungen ſtatt findet, das Papier zu Bezahlung der Abgaben an den Staat als baares Geld brauchbar iſt: welche letzte Bedingung, daß nehmlich der Staat das Papier in ſeinen Kaſſen annimmt, auch**

mit der ersten und zweiten verbunden seyn kann.

Unter diesen drei möglichen Arten des Papiergeldes kann von der zweiten hier gar nicht die Rede seyn.

Soll Papiergeld von der *ersten* Art eingeführt werden, und zwar so, daß der Staat die Pflicht, es bei seinen Kassen anzunehmen, nicht übernimmt, sondern sich die Wahl darüber vorbehält: so thut der Staat wohl am besten, wenn er, anstatt sich selbst mit einem solchen Geschäfte zu befassen, es einer Privatsocietät — wie die Londner Bank ihrem Stiftungsbriefe nach ist — überläßt. Das Publikum, und sonach der Staat selbst, werden dann allen Vortheil, den man ihnen vom Papiergelde verspricht, genießen, und vor aller Gefahr, die mit demselben verknüpft seyn mag, bewahrt bleiben. Mögen also die reichsten Bankiers in Berlin, oder wo sonst, aufgemuntert werden, sich durch Aktien in eine solche Societät zu vereinigen. Thun sie es nicht, und zwar, wie natürlich, darum nicht, weil sie sich davon keinen Vortheil versprechen, den sie nicht wenigstens eben so gut aus den jetzigen Anwendungen ihrer Gelder ziehen: so

folgt wohl schon daraus, daß das Publikum jetzt solches Papiergeldes eben nicht bedarf.

Soll aber das Papiergeld dieser Art zugleich in den königlichen Kassen angenommen werden: so ist dergleichen Papiergeld schon wirklich vorhanden. Wir haben es an unsern Banknoten, und es käme also nur darauf an, diese zu vermehren. Findet man die Vermehrung derselben unthunlich, so scheint daraus wieder zu folgen, daß das Publikum solches Papiergeld nicht nöthig hat.

Was dagegen das Papier von der eben erwähnten dritten Art betrifft; so kann, da dessen einzige vollgültige Realisirungsart darin besteht, daß man damit Abgaben bezahlt, die Quantität, die sich davon im Umlauf halten kann, nur sehr beschränkt seyn, wenn es sich nicht vom baaren Gelde losreißen, und einen Discont leiden soll.

Der preußische Staat, sofern er seine Sicherheit auf einen Schatz in baarem Metallgeld stützen, und diesen aus den laufenden Revenüen sammeln soll, kann nicht wohl Papiergeld den Zugang zu seinen Kassen in größerm Maaße gestatten, als er ihn bisher schon seinen Banknoten ge-

ſtattet hat. Werden doch ſelbſt dieſe gegenwärtig in Königsberg bei der Acciſekaſſe, weil ſie lauter baares Geld an die Kriegskaſſe liefern ſoll, nicht angenommen. In Betracht ſeines Bedürfniſſes oder ſeiner Maxime, einen Schatz in Metall zu haben, ſteht unſer Staat einzig da, und es laſſen ſich die Exempel von andern Ländern, worin der inländiſche Verkehr mit Papiergeld betrieben wird, auf ihn nicht anwenden; oder vielmehr eben dieſe Exempel müſſen ihn davon abſchrecken. Denn noch kennt die Geſchichte keinen Staat, deſſen Papiergeld ſich nicht von dem baaren Gelde losgeriſſen hätte, ſelbſt die Londner Banknoten ſtehen unter dem Pari; indem z. B. der ſpaniſche Thaler nur $4\frac{5}{8}$ Schilling werth iſt, am 17. Septbr. d. J. mit $5\frac{1}{12}$ Schilling, natürlich mit Banknoten, bezahlt ward *). Bloß Preußen mit ſeinen wenigen Banknoten machte bisher die einzige, eben ſo ehrenvolle als wohlthätige, Ausnahme, daß ſeine Noten ſich immer auf Pari hielten, indem der unbedeutende Disconto, den ſie manchmal in Königsberg bis auf höchſtens $\frac{1}{2}$ Procent

*) Siehe Hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten, Stück 73. v. J. 1805.

erlitten, gar nicht in Betracht kommt. Würden diese Noten aber beträchtlich vermehrt, so rissen auch sie sich unfehlbar vom baaren Gelde los, und sänken nach Maaßgabe ihrer Vermehrung in Unwerth hinab.

Die Folgen, die ein solches Sinken des Papiergeldes unter seinen Nominalwerth für die Nationalwirthschaft und für die Staatsfinanzen mit sich führt, sind in jedem andern Lande schädlich; für unsere Monarchie würden sie vollends verderblich seyn.

Wenn gesagt wird, es sey gleichgültig, aus welcher Substanz das Zahlungsmittel bestehe, wenn es nur cirkulirt: so ist das freilich wahr, vorausgesetzt, daß dieß Zahlungsmittel immer unveränderlich, dem vollen Werthe nach, auf den es lautet, cirkulirt. Aber ändert sich während des Umlaufs sein Werth; so richtet die daraus entstehende Verwirrung in den Preißen aller Dinge, in den Verhältnissen der Gläubiger und Schuldner, in allem Verkehr und in den Finanzen erstaunlichen Schaden an.

Ein zweiter Umstand, worin unsere Monarchie sich von andern mit Papiergeld versehenen Ländern unterscheidet, ist die

zerstreute Lage ihrer Provinzen und die sehr verschiednen Nachbarn, von denen sie begränzt wird. Was London für England ist, nehmlich fast der alleinige Wechselplatz des ganzen Landes, das ist Berlin nicht für unsern Staat. Papier, dem vollen Werthe nach realisirbar in Berlin, würde in Königsberg, Memel, Danzig und Elbing, wo man die aus dem östreichischen und russischen Polen hingebrachten Güter baar bezahlen muß, einem schweren Discont unterworfen seyn. Bei dem Discontiren solches Papieres würden sich freilich wohl hiesige sowohl, als Berlinsche Bankiers vortrefflich stehen: aber desto übler würde der Theil des Publikums dran seyn, der sich ihnen in die Hände geben müßte; und bei vollem Flor des Agiotirens geriethe dann die Nationalwirthschaft, vom Handel angefangen, in Verfall.

Die Ungewißheit, was für eine bestimmte Art von Papiergeld, und unter welchen Modalitäten sie vorgeschlagen seyn mag, verbietet alle bestimmtere Aeußerungen über diesen Gegenstand.

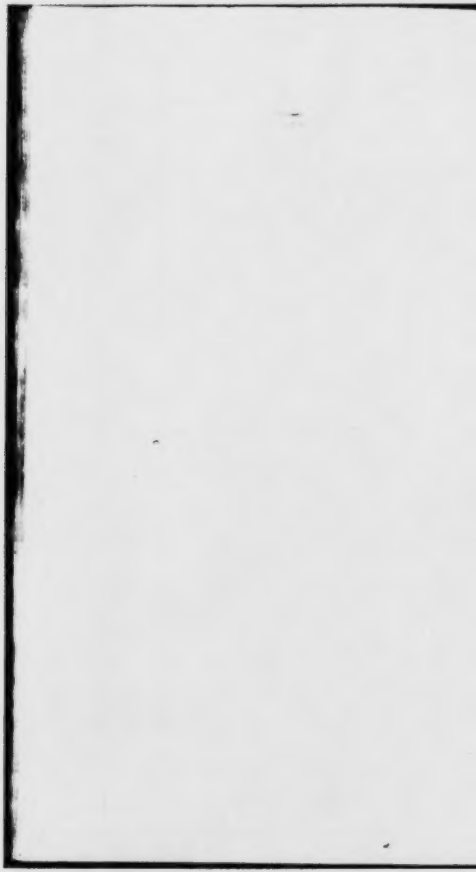
XI.

XI.

Ueber die Mittel,

das

zur Bezahlung der französischen Kriegsschuld erforderliche Geld aufzubringen.



Ueber die Mittel,

das

zur Bezahlung der französischen Kriegsschuld erforderliche Geld aufzubringen.

(Geschrieben im Monat July 1807.)

Die bescheidene Theorie macht nicht Pläne; sie ist zufrieden, wenn es ihr gelingt, der mit allen Datis versehenen und mit dem Detail aller Umstände vertrauten Praxis durch Aufzählung der verschiedenen Ansichten, deren eine vorliegende Sache empfänglich ist, und der Folgen von einer jeden bei solchen Ansichten sich darbietenden Maaßregel, die Wahl des besten Planes zu erleichtern.

Fragt man, welcher von den verschiednen Wegen zu Bezahlung der Kriegsschuld vorzuziehen sey? so ist es ohne Zweifel

derjenige, bei welchem die Wiederherstellung der in ihren Grundfesten erschütterten, und zum Theil zertrümmerten Nationalwirthschaft am wenigsten verzögert und erschweert wird. Bezahlen und verlieren muß freilich die Nation immer jenes Geld: aber zu welchen Zeiten und in wie großen Posten jedesmal, und aus was für Quellen sie es bezahle, das macht für sie in Hinsicht auf jenen großen Gegenstand der Wiederherstellung ihrer Wirthschaft einen unendlich wichtigen Unterschied. Und in diesem Betracht scheint der Weg der

I. auswärtigen Anleihe

der vorzüglichere zu seyn, aus folgenden Gründen.

1) Bei dieser Maaßregel gewinnt die Nation Zeit, sich durch ihre Anstrengungen nach und nach wieder aufzuhelfen. Am dringendsten aber ist ihr zu ihrer Erholung Frist nöthig gerade in diesem und dem folgenden Jahre, wo sie von der Verödung so vieler Felder, von der Zerstörung so vieler Heerden Vieh, das, so weit es die Armeen noch übrig gelassen haben, die Seuche wegzuraffen droht, und überhaupt von der Vernichtung so vieler Wirthschafts-

erfordernisse und von dem Verlust so vielen Eigenthums aller Art die Nachwehen am schmerzlichsten empfinden wird.

Bekanntlich können die Bedingungen der Anleihe so gestellt werden, daß wir in den ersten z. B. vier oder sechs Jahren weiter nichts als die Zinsen zu zahlen brauchen, und erst nach Verlauf solcher Zeit, z. B. vom fünften oder siebenten Jahre an, alljährig den z. B. vierten Theil des Kapitals sammt den mit jeder solchen Zahlung um ihren vierten Theil verminderten Zinsen entrichten.

2) Eben dieß theilweise Zahlen in kleinern Posten ist ein zweiter wichtiger Vortheil, indem dabei die Nation den Rest von Kraft, den sie noch besitzt, sowohl als den sie nach und nach ersammeln wird, vollständiger, oder um einen geringern Theil vermindert, auf die Wiederherstellung ihrer Wirthschaft wenden kann. Sie darf dann hoffen, bei vielleicht künftig eintretenden glücklichen Ernten und Handelskonjunkturen, sich desto schneller und leichter erholen, oder, im schlimmsten Fall, wenn beides ausbleibt, solche Widerwärtigkeiten desto besser übersehen zu können.

3) Sofern die Zahlung auf mehrere Jahre und in kleinere Posten vertheilt wird, wird es möglich, den für jeden Termin erforderlichen Geldbetrag auf manche für die Nationalwirthschaft minder störende Art aufzubringen, als es im entgegengesetzten Fall geschehen müßte. Man könnte nehmlich dieß Geld zum Theil

a) aus einigen neuen, insonderheit auf Gegenstände des höhern Wohllebens gelegten, zumal direkten, Abgaben fortgehend für jeden Termin ersammeln. Während in England, wo man die Finanzkunst meisterhaft versteht, die gemeinen Eßwaaren noch immer von allen Auflagen frei sind, sind sie bei uns insgesammt imposirt; und während dort alle Gegenstände des Luxus in steigender Proportion mit Steuern belegt sind, sind viele derselben bei uns von aller Steuer frei. Die Ausrede, daß manche dieser Artikel wenig eintragen würden, ist kein hinreichender Grund zu ihrer Steuerfreiheit; sonst müßten aus gleichem Grunde wohl hundert Artikel aus dem neuen Accisetarif ausgestrichen werden.

b) Eben so könnte man dazu manchen Theil des öffentlichen Einkommens anwenden, der bisher entweder zu Sineкuren, wie die Landshauptmannschaften, oder zu überflüssigen Pensionen, das heißt, an Personen von genugsamem eigenem Vermögen, und nach reichlich gezogenen Dienstgehalten, oder zu andern entbehrlichen oder minder nöthigen Ausgaben, sey es ursprünglich bestimmt waren, sey es zur Zeit angewandt werden. Auch hier ist die Ausrede, daß dieß alles wenig betragen würde, bei der jetzigen Lage der Umstände in mehr als einem Betracht unstatthaft.

c) Selbst sofern durchaus zu einer Beschatzung geschritten werden müßte, würde das Ungleichmäßige und Bedrükkende, das bei dieser Maaßregel sich nie verhüten läßt, erträglicher werden, wenn die dadurch aufzubringende Summe jedesmal nur klein zu seyn brauchte.

Alle diese Vortheile sind mit den Zinsen, die wir an unsere auswärtigen Gläubiger entrichten müßten, gewiß nicht zu theuer erkauft. So wie jeder Privatmann gern Zinsen zahlt, wenn er mit dem ge-

borgten Kapital mehr verdient, und vollends gern, wenn er mittelst der gemachten Anleihe sich einer ihm plötzlich zugestoßenen Zahlung überhebt, die ihn sonst nöthigen würde, seinen Wirthschaftsfonds anzugreifen; zumal wenn diese Zahlung ihm in einem Zeitpunkt zustieße, wo er mancherlei Unfälle in seiner Wirthschaft erlitten hätte: so ist es auch mit einer ganzen Nation. Und gerade in diesem letztern Fall befinden wir uns jetzt. Wir brauchen zur Wiederherstellung unsrer durch den Krieg gestörten und vernichteten Gewerbe alles, was sich von Geldfonds noch irgend unter uns vorfinden mag, höchst nothwendig; zumal da der Staat, weit gefehlt uns unterstützen zu können, vielmehr selbst von allen Seiten Ausfälle in seinen Finanzen erfährt.

Es läßt sich nicht annehmen, daß die gesammte in der Nation jetzt noch vorhandene Baarschaft zu jenem Zweck überflüssig hinreicht. Man sage nicht, der Landmann, so weit er von den eigentlichen Kriegsverheerungen verschont blieb, habe doch, selbst in diesem schrecklichen Jahre, durch die hohen Produktenpreiße zum Theil gewonnen: denn was halfen

ihm diese Preiße, wenn er unter Lieferungen und Kriegsfuhren erlag, und alles, was er zu kaufen hatte, in eben dem Verhältniß theurer fand? Nicht weniger ist im Ganzen der große Gewinn zweifelhaft, welchen man denjenigen Klassen von Kaufleuten und Handwerkern nachsagt, deren Waaren und Arbeiten vom Militair aller Armeen begehrt wurden. Denn jene Waaren hatten auch beim Einkauf aus der Fremde außerordentliche Kosten getragen, die ihre Bezahlung, beim Mangel alles Exporthandels, mit Wechseln zu unerhört hohem Kurse, und dieß Jahr vollends durch kostspielige Versendung baaren Geldes nach Kopenhagen und Riga bewürkt werden mußte. Jene Handwerker aber, während sie ihre Arbeiten nicht leicht aufs Doppelte des sonstigen Preißes treiben konnten, mußten fast alle ihre Lebensbedürfnisse weit über zweimal, ja dreimal so theuer, wie sonst, bezahlen. Die wenigen, die Kraft ihres beträchtlichen Verlages, Lieferungen im Großen übernehmen konnten, oder Vorräthe von Lebensmitteln, zu besserer Zeit eingekauft, besaßen, abgerechnet, wundern sich die andern jetzt selbst, nach so außerordentlich starker Einnahme

nicht weiter in ihrer Wirthschaft gekommen zu seyn, als sie zuvor waren, und sehen jetzt, bei der Stockung aller Nachfrage und bei der fortwährenden Theurung, ihrem Elende entgegen.

Aber was will aller solcher Gewinn, wie hoch man ihn auch anschlagen mag, gegen die ungeheuern Verluste sagen, welche die Nation erlitten hat! In ihrer Landwirthschaft durch die feindlichen Verheerungen nicht nur, sondern schon seit 1805 durch Verminderung der zum Kriege abberufenen Arbeiter, durch Lieferungen, durch Kriegsfuhren in der schlimmsten Jahreszeit, vollends bei einer Reihe von mittelmäßigen, zum Theil schlechten Ernten! Im auswärtigen Handel, da 1805 unsre Schiffe und Ladungen durch die Britten genommen, 1806 unsre Häfen durch die Schweden blokirt, und 1807 die nothwendigsten Lebensmittel, selbst Kartoffeln, vom Auslande, beim Mangel aller Exporten, mit baarem Gelde gekauft wurden! Dazu kommt, daß die gewöhnliche Abkunft stromwärts nicht nur an Getreide ganz, sondern auch an andern Artikeln größtentheils diesen Sommer ausgeblieben, und sonach zur Verschiffung auf künftiges

Frühjahr faſt nichts vorhanden iſt, während wir der Einfuhr über See von einer Menge von Artikeln, und ſogar der Einfuhr mancher Wirthſchaftserforderniſſe, wie namentlich des Viehes, von dem angränzenden Auslande ſchlechterdings bedürfen, und ſonach dieß alles baar werden bezahlen müſſen.

Ueberdem täuſcht man ſich ſehr, wenn man beim Gelde bloß auf die Summen ſieht, und nicht den Werth bedenkt, den ſie beim Ankauf von Bedürfniſſen haben. In dieſem Betracht erfordert bei der jetzigen Theurung, die, da ſie von wahrem Mangel herrührt, nicht ſobald aufhören wird, ein gleicher Kaufwerth eine viel größere Summe, als ſonſt. Bei dieſer Lage der Sache einen ſo beträchtlichen Theil, als zur Tilgung unſerer Kriegsſchuld auf einmal nöthig wäre, von unſrer Baarſchaft weggeben, hieße nicht bloß die Wiederherſtellung der Nationalwirthſchaft verzögern und erſchweren, ſondern neue Noth und Elend über das Land verbreiten. Denn nicht genug, daß dann der Umlauf der Baarſchaft aus den minder wichtigen zu den nothwendigern Anwendungen, nach Verhältniß jenes Theiles wegfiele; ſondern

mit dem fortgeschickten Kapital hörte zugleich die ganze Masse des dadurch beschäftigten Gewerbfleißes auf. Mangel an Erwerb nähme dann überhand, und mit ihm Armuth, Noth, Sterblichkeit und Auswanderung. Gegen solche Uebel ist die Zahlung von Zinsen an das Ausland ein geringes Ungemach. Denn, was man wohl beherzigen muß, es ist ja nicht die Frage, ob wir ein Kapital zu unsrer Unterstützung ins Land ziehen, oder uns lieber durch unsern Rest von eigner Kraft selbst helfen sollen; sondern, ob wir besser thun, das Kapital, das wir auf jeden Fall verlieren müssen, gleich auf einmal aus unsern gerade jetzt so sehr geschwächten und gerade jetzt so unentbehrlichen Mitteln wegzugeben, oder lieber auswärts zu verzinsen.

Daß die Anleihe wohl in Holland zu Stande kommen möchte, läßt sich aus mehreren Gründen erwarten. Denn:

1) So manches holländische Kapital, das bisher in Hamburg und selbst in London durch Kommanditen Anwendung im Handel fand, wird bei dem jetzt gehemmten Handel dieser und fast aller andern Plätze ein anderweitiges sicheres und vor-

theilhaftes Unterkommen wohl gern annehmen; zumal wenn der Gläubiger überzeugt ist, seinen Schuldschein jederzeit ohne allen, oder mit unbedeutendem Discont, wieder in Geld verwandeln zu können: eine Ueberzeugung, die er in Absicht der preußischen Schuldscheine wohl haben kann; wenn er sich erinnert, daß eben dieß der Fall mit unsern Schuldscheinen bei der vorigen 1803 zu Ende gegangnen Anleihe war, die bei allen Krisen in Holland nie beträchtlich unter Pari fielen.

2) An Kredit kann es uns wohl nicht fehlen, theils wegen der Pünktlichkeit, womit wir unsere vorige holländische und Frankfurter Anleihe abbezahlt haben, theils vornehmlich.

a) weil wir frei von jeder Nationalschuld sind, und

b) weil wir, was ein Hauptumstand ist, die Anleihe nicht suchen, um sie, wie es sonst fast immer mit Anleihen der Fall ist, im Kriege zu verschwenden, sondern um im Frieden dadurch einen größern Verlust von uns abzuwenden, und sonach desto leichter und schneller zu unserm vorigen Wohlstande uns empor arbeiten zu können.

Auf den unwahrscheinlichen Fall, daß die auswärtige Anleihe nicht bis zur verlangten vollen Summe gelange, oder daß es sich mit ihr zu lange verzöge, und mittlerweile eine Remisse nach Frankreich schlechterdings unabwendlich wäre, möchte der Weg der

II. inländischen Anleihe

wohl der beste seyn. Eine mäßige Summe würde sich bei Zinsen, die den sonst üblichen Marktsatz etwas überträfen, durch eine freiwillige Anleihe wohl zusammenbringen lassen: nicht weil es Baarschaft im Ueberflusse giebt; sondern aus den sehr traurigen Ursachen, weil:

1) bei der jetzigen Stockung des Wechselhandels und überseeischen Verkehrs mehrere kaufmännische Kapitalien keine Anwendung in jenen Gewerben finden, und

2) weil mehrere Personen, die bei der Annäherung des feindlichen Heeres, was sie nur konnten, von Baarschaft einkassirten und zusammenhielten, solche sofort wieder auszuthun, bei dem noch immer bestehenden Moratorio vom 19. Mai d. J., bei dem Discont, den die Pfandbriefe leiden, und bei dem Schwanken alles Personalkredits bedenklich finden müssen.

Ueber die Verzinsung des solchergestalt aufgebrachten Geldes wird sich Niemand beschweren. Sie ist gerecht, nicht nur, wenn die dazu erforderliche Summe durch Abgaben oder Beiträge erhoben wird, die eben so gut auf die Gläubiger wie auf jeden andern fallen; sondern auch ohne diesen Umstand, sofern Niemand verlangen kann, daß Andere die Zinsen, die sie sonst ziehen könnten, aufopfern sollen, um ihn vor der drückenden Last einer Beschatzung, die sonst ihn träfe, zu bewahren.

Auch ist die Verzinsung zu einem etwas höhern Satze nöthig, wenn die Anleihe freiwillig seyn und doch gelingen soll.

Auf alle Weise aber ist eine freiwillige Anleihe vorzuziehen, weil Zwang, nach welchem Princip man ihn auch reguliren mag, bei der Ausführung mit unvermeidlichem Unfug verknüpft ist; in dem vorliegenden Fall aber vollends, entweder, wenn das Moratorium fortdauert, den Kapitalisten, oder, wenn es aufgehoben wäre, ihren Schuldnern durch Aufkündigungen gar zu wehe thun würde.

Immer indessen hätte diese Maaßregel einer inländischen freiwilligen Anleihe den doppelten Nachtheil:

1) daß sie uns gerade in dem Zeitpunkt, wo wir aller noch vorhandnen Kapitalien so sehr bedürfen, einen Theil davon entzöge, und

2) daß der Zinssatz, der zum Gelingen der Anleihe schon etwas höher gestellt werden müßte, durch Wegsendung der so aufgebrachten Summe noch höher steigen würde, zu vielleicht nicht geringer Verlegenheit sowohl der Landschaft, die dann mit Aufkündigungen bestürmt werden würde, als anderer Debitoren; und zu nicht geringer Erschwerniß der Wiederherstellung des gesammten Nationalwirthschaftswesens, für welches ein mäßiger Zinssatz so wohlthätig ist.

Wer statt der bisher betrachteten zwei Wege den dritten, nehmlich

III. eine Beschatzung des Einkommens

vorschlagt, wird nicht leicht ein auf uns passenderes Exempel anführen können, daß irgend eine Nation, unter Umständen, die den unsrigen ähnlich sind, jemals eine solche Maaßregel ergriffen hätte. Wohl nie hat eine Regierung ihrem Volk, neben allen seinen gewöhnlichen immer fortgehenden Abgaben, noch eine zu einem hohen

Belauf

Belauf hinansteigende Schatzung vom Einkommen aufgebürdet, außer in Zeiten des Krieges und beim Verschwinden des Kredits. So war es seit 1795 in Holland, wo es der immer wechselnden Regierung bei allem Reichthum der Nation an Kredit gebrach. So in England seit 1799, wo das alte Fundirungssystem auf einmal zu wanken begann. So in Oestreich seit 1800, wo es sich weder mit aus- noch inländischen Anleihen mehr zu helfen vermochte. In ganz entgegengesetzten Umständen befinden wir uns jetzt. Unser Land hat Frieden, und es hat Kredit.

Bei dieser Maaßregel kommt es auf folgende zwei Hauptpunkte an.

1) Die Ausmittelung des Einkommens, dessen jeder genießt, kann nicht wohl anders als auf den Grund seines eignen Geständnisses geschehen. Eine Tabelle mit Rubriken über die verschiednen Arten von Einkommen wird ihm vorgelegt, und darin jede Art seines Einkommens unter die gehörige Rubrik eingetragen. Die Hauptrubriken sind natürlich, erstens, Einkommen von Realitäten, wie Ländereien, Häuser, Kapitalien, zweitens, Einkommen von Gewerben, drittens, von Be-

soldungen öffentlicher sowohl als privater Dienste, und viertens, Pensionen aller Art.

Kontrollirt kann das Geständniß nicht wohl anders werden, als durch eine Kommission, bestehend aus Einwohnern desselben Orts oder Bezirks, und die zum Theil von gleichem Beruf mit dem, der seine Angaben macht, zum Theil von ganz andern Ständen und Gewerben sind; damit jene durch ihre Wissenschaft, und diese durch ihre Unpartheilichkeit den Unrichtigkeiten in den Angaben abhelfen mögen.

In Ansehung dieses ersten Punkts zeigt sich, wenn unsre Nation durch eine Einkommensteuer den Betrag der Kriegsschuld jetzt aufbringen soll, eine von der gegenwärtigen Lage der Dinge herrührende Schwierigkeit, die unübersteiglich scheint. Die Klasse der Besoldeten abgerechnet sind nehmlich jetzt fast für alle andre Klassen die verschiednen Arten von Einkommen unaewiß, und einem großen Theile nach schlechthin unbestimmbar. Wie soll z. B. der redlichste Landmann sein Einkommen schätzen, wenn er durch den Krieg mehr oder weniger von seinen Wirthschaftserfordernissen eingebüßt hat, und nicht weiß,

wie viel ihm die Wiederanschaffung der Dinge, die ihm fehlen, und ohne die er nicht wirthschaften kann, kosten wird?

2) Die Bestimmung der verschiednen Sätze, nach welchen die Einkommensteuer entrichtet werden soll. Hier treten folgende Fragen ein:

a) Soll das Einkommen, sofern es eine gewisse Summe nicht erreicht, ganz steuerfrei bleiben, wie in England, oder soll auch das geringere und zwar dieß nach andern Regeln beschatzt werden, wie in Oestreich geschah?

b) Sollen die Sätze in steigender Proportion bloß bis an eine bestimmte Summe des Einkommens gehen, so daß über diese hinaus der Steuersatz unverändert bleibt, wie in England, wo jedes Einkommen über 200 Pfund Sterling nur zu 10 Procent angesetzt ward? Oder soll die steigende Proportion der Sätze unbegränzt mit dem zunehmenden Einkommen fortgehen, wie in Oestreich? Wo, wie es in England der Fall ist, die reichern Klassen theils Abgaben tragen, die ihnen allein zugedacht sind, theils Abgaben, die auch den Mittelstand treffen, in steigender Proportion entrichten müssen, da scheint jenes

erstere von Pitt angenommene Princip billig zu seyn: wo dagegen, wie in Oestreich, die vornehmeren Klassen nicht nur keine ihnen eigends zugedachten Steuern tragen, oder irgend welche Abgaben in steigender Proportion entrichten, sondern Kraft des alten Feudal-aristokratischen Herkommens wohl gar einer Erleichterung oder Befreiung in Absicht mancher gemeiner Steuern genießen, da scheint das östreichische Princip besser zu passen.

c) Sollen die zwei Hauptgattungen des Einkommens, je nachdem es entweder aus **Vermögen** fließt, das nach des Eigners Tode seiner Familie verbleibt, wie **Ländereien, Häuser, Kapitalien** und dergleichen, oder **bloß an der Person** haftet, und mit ihr abstirbt, wie z. B. Besoldungen oder der Verdienst durch Talent, Kunst und Geschicklichkeit, unterschieden, und jede nach eignen Sätzen beschätzt, oder sollen sie ohne Unterschied einem gleichen Satze unterworfen werden? So sehr die Billigkeit für das erstere spricht, thut man gleichwohl das letztere nicht nur in Oestreich, sondern auch, so viel sich urtheilen läßt, in England; vielleicht weil man es zu schwer fand, die

dritte Hauptgattung, nähmlich das Einkommen von Gewerben, welches mehr oder weniger aus jenen beiden zusammengemischt ist, in diese aufzulösen. Eines Schneiders Einkommen von 1000 Fl. ist einem eben so großen Dienstgehalt sehr ähnlich; das Einkommen eines Bäckers enthält schon einem größern Theile nach, neben seinem Arbeitslohn zugleich Profit von seinem Verlage oder dinglichen Vermögen; noch mehr ist das der Fall bei einem Gerber, Müller, Pächter. Besoldungen nach einem niedrigen Satze beschatzen, und diesen niedrigen Satz gleichwohl auf den Theil des Gewerbeinkommens, der, ganz ähnlich den Besoldungen, aus Lohn für Arbeit besteht, nicht ausdehnen, scheint unbillig; man müßte denn voraussetzen, daß die Gewerbleute sich wegen dessen, was ihnen sonach von ihrem Lohn mehr entzogen wird, durch den Preiß ihrer Waaren und Arbeiten werden entschädigen können: eine Voraussetzung, die eben nicht immer zutrifft, und so weit sie zutrifft, nicht ohne mancherlei Nachtheil ist.

d) Soll, da eine gleiche Summe Geldes nicht aller Orten eine gleiche Quanti-

tät von Unterhalt gewährt, sondern minder weit in großen Städten als in kleinern, und in diesen minder weit als auf dem Lande reicht, auch nach diesem Unterschiede der Steuersatz modificirt werden? In beiden oft erwähnten Ländern that man es nicht.

c) Soll, zumal bei dem geringern Einkommen, etwas für jedes Kind, nach Verhältniß des Vermögens an der Steuer nachgelassen werden? In England geschah es, in Oestreich nicht.

Ueber manche dieser Punkte darf man sich wegsetzen, wenn der Steuersatz im Ganzen niedrig zu stehen kommt: wie man es z. B. auch wohl bei unserer Servis-Einrichtung gethan hat, die einer Steuer vom städtischen Einkommen nicht ganz unähnlich ist. Aber wenn, neben so vielen und starken Auflagen, als unsre Nation bereits trägt, der Steuersatz bei der Beschatzung des Einkommens beträchtlich hoch gestellt werden müßte: so würde man durchaus auf jeden von jenen Punkten mit der größten Umsicht zu achten haben, wenn nicht Bedrückungen, Verarmungen und Elend, zumal unter den für die Nationalwirthschaft so wichtigen Klas-

ſen der Gewerbleute und Arbeiter, eintreten ſollen.

Wie hoch aber die Steuerſätze im Ganzen geſtellt werden müßten, um die beſtimmte Summe zu erheben, das wird ſich, ſelbſt wenn man alle Data vor ſich hat, wegen der unberechenbaren Ausfälle, die bei unſern jetzigen Umſtänden eintreten können, nicht leicht zum voraus beſtimmen laſſen. Geſtand doch Pitt ſelbſt, ſich in der Veranſchlagung des Einkommens von dem brittiſchen Fabrik- und Handels-Gewerbe, um die volle Hälfte geirrt zu haben: und brachte doch die Einkommenſteuer im zweiten Jahre, nehmlich 1800, trotz ſeiner Verſicherung, daß ſie, ſtatt zehn, wenigſtens ſieben Millionen gewiß eintragen würde, nur 5,590000 Pfund Sterling.

Eine Beſchatzung des Einkommens und eine

IV. Beſchatzung des Vermögens laufen beide auf eins hinaus, wenn bloß von ſolchem Vermögen die Rede iſt, das Frucht bringt, oder ein Einkommen gewährt. Die Abgabe z. B. von $\frac{1}{4}$ Procent des Vermögens, die der Hamburger Kauf-

mann zu entrichten pflegt, kann, sofern er sie bloß von seinem fruchtbringenden Vermögen entrichtet, wenn er dieß zu 6 Procent reiner Nutzung anschlägt, eben so gut eine Abgabe von $4\frac{1}{2}$ Procent seines Einkommens heißen.

Aber es giebt auch uneinträgliches oder todtes Vermögen, wohin alles gehört, was einen Kaufwerth hat, ohne zu irgend einem Einkommen, selbst wenn es dergleichen sonst wohl bringen könnte, benutzt zu werden; wie Equipage, Möbel, Geräthe, Schmuck u. s. w.

Fände bei jedem Vermögen zwischen dem Theile, der ein Einkommen bringt, und dem, der nichts einträgt, eine immer gleiche Proportion statt; so brauchte man nur den Steuersatz für jenen erstern Theil höher zu stellen, um eben dahin zu gelangen, wohin man durch besondre Besteuerung dieses letztern zu kommen wünscht. Aber eine solche durchaus gleiche Proportion giebt es nicht. Und es müßte daher dieser letztre Theil, wenn man ihn nicht steuerfrei lassen wollte, einer besondern Schatzung unterworfen werden. Auch müßte der Steuersatz für ihn wohl niedriger als für jenen erstern seyn, wenn man

bei Schätzung des Kaufwerths von beiden nach einerlei Regel verführe.

Es braucht nicht erinnert zu werden, daß bei der jetzigen Lage der Dinge in unserm Lande der Kaufwerth jener zum todten Vermögen gehörigen Sachen sehr ungewiß, und zum Theil unbestimmbar ist.

Durch eine Beschatzung des Sachvermögens allein den Betrag der Kriegsschuld aufzubringen, wäre unbillig, insofern dann das zeitige Einkommen, welches nicht aus Sachvermögen fließt, keineswegs verhältnißmäßig besteuert werden würde. Solches Einkommens giebt es eine große Menge, und manches darunter steigt zu einem überaus hohen Belauf. Es gehören dahin nicht nur die Besoldungen öffentlicher sowohl, als privater Dienste, sondern auch die Einkünfte von den sogenannten liberalen Professionen, wie der Aerzte, Sachwalter, Künstler und andrer von ihren Talenten und Geschicklichkeiten lebender Personen. Man irrt sehr, wenn man meint, das Einkommen dieser Personen stehe mit ihrem Sachvermögen in Proportion, so daß durch Beschatzung dieses letztern, auch jenes erstere verhältniß-

mäßig getroffen werde. Jene alte gute Sitte unsrer Vorfahren, nach welcher es als ein Ehrenpunkt galt, beim Ableben gesammeltes Vermögen zu hinterlassen, wird je länger je mehr durch Genußsucht verdrängt. Es giebt viele Personen der genannten Klassen, deren gesammtes Vermögen nicht soviel als ihr jährliches Einkommen beträgt. Die Besitzer solcher Arten von Einkünften also bloß von Seiten ihres Sachvermögens zur Steuer ziehen, und sie nach Maaßgabe desselben auf eben den Fuß beschatzen, wie jeden andern Menschen, der ein gleich großes Vermögen als die einzige Quelle seines Einkommens besitzt, würde, sofern dann eben so viel an Last, als auf jene weniger käme, auf diesen mehr gewälzt werden müßte, ganz dem ersten Grundsatze aller Besteuerung zuwider seyn, nach welchem die Last proportional der Kraft, sie zu tragen, vertheilt werden soll.

Auf jeden Fall also verdient eine Steuer vom Einkommen, wenn auch dabei das nichts einbringende Sachvermögen übergangen würde, den Vorzug vor einer Beschatzung des Sachvermögens, wenn bei diesem das Einkommen, welches nicht aus

ſolchem Vermögen fließt, übergangen werden ſollte; und zwar verdient ſie den Vorzug in eben dem Maaße mehr, als die aufzubringende Summe größer wäre.

Zu dem Aufſatz: über die Mittel die franzöſiſche Kriegsſchuld zu tilgen.

1. Zu I. 3. a. Man hat in England: 1) eine Auflage auf Gold- und Silberzeug von etwa 10 Procent des rohen Metallwerths. Sie wird beim Stempeln bezahlt, und natürlich vom Konſumenten getragen.

2) Direkte Auflagen auf weibliche ſowohl, als vornehmlich auf männliche Bedienung in ſteigender Proportion. Die auf weibliche Bedienung iſt, wie billig, weit niedriger. Seit 1797 zahlte, wer zwei männliche Bedienten hielt, jährlich für jeden 1½ Pfund Sterling, und wer drei, vier u. ſ. w. hält, nach ſteigender Proportion mehr. Dazu kam 1801 additionelle Abgabe für jeden Bedienten zehn Schilling, wenn nur Einer gehalten wird, bis zu 30 Schilling für jeden, wenn bis eilf gehalten werden. Smith bemerkt ſehr richtig, daß dieſe Steuer am ſchwer-

sten auf den Mittelstand fällt: denn, wenn ein Mann von 200 Pf. St. Einkommen, Einen Bedienten hält, wird ein Mann von 10,000 Pf. St. jährlich eben nicht 50 halten.

Nach einem Plan in Holland für 1801 sollte, wer nur

1 Dienstboten hält, jährl. bezahl.							4	h. Guld.
2	—	—	—	für jede Pers.			6	—
3	—	—	—	—	—		8	—
4	—	—	—	—	—		10	—

und so immer 2 Gulden mehr.

Wer 1 Bedienten hält							12	—
2	—	—					18	—

und so 6 Gulden mehr für jeden, den man mehr hält.

3) Direkte Abgabe von Luxuspferden in steigender Proportion. In Holland sollte nach dem Plan für 1801 bezahlt werden für ein Luxuspferd jährlich 16 Gulden, für das 2te 30, für das vierte 60 Gulden. Pferde, die sowohl zur Arbeit als zum Staat gebraucht werden, zahlen ½ weniger; die bloß zur Arbeit gebrauchten sind Abgabefrei. In England ist eine ähnliche Einrichtung. Selbst Hunde tragen in England eine Steuer in steigender Proportion.

4) Direkte Abgaben von Luxusfuhrwerken. So ſollte in England nach dem Budget für 1801 bloß an additioneller Abgabe bezahlen, jedes Kabriolet mit einem Pferde jährlich 5 Guineen
— zwei Pferden — 7 —
die Pferde ungerechnet, die beſonders ihre Steuer tragen. Seit 1784 zahlte jede Kutſche 26 Pf. St. (wenn in meinen Excerpten kein Schreibfehler untergelaufen iſt): die Abgabe nimmt in ſteigender Proportion mit der Anzahl der Kutſchen zu. Sogar das Wappen am Kutſchenſchlage muß jährlich mit zwei Guineen verſteuert werden; ſo wie das Wappen in Petſchaften und auf Silbergeſchirr mit einer Guinee.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe, ſo wie alle andere direkte Abgaben in England und Holland keinesweges bloß die ſtädtiſchen Einwohner treffen, ſondern alle ohne Unterſchied, die ländlichen ſowohl, als jene. Eben ſo iſt es z. E. auch mit der Fenſterſteuer, die in gewaltig ſteigender Proportion zunimmt, und die jeder ländliche Wohnſitz ſo gut, als jedes ſtädtiſche Haus, wenn es nicht unter ſechs Fenſter hat, tragen muß.

Bei den indirekten Auflagen auf Luxussachen ist allerdings zu erwägen, ob sie nicht die Konsumtion vermindern, oder die Kontrebande vermehren, und sonach, wenn man sie erhöht, vielleicht einen geringern Ertrag bringen werden, als bisher. Von feinen Weinen möchte ich doch beides nicht glauben, so wie auch nicht von Rum, Arrack, Orangenfrüchten, und andern nassen Sachen. Bei den andern leichter versteckbaren Dingen, wie z. E. Uhren, Musselinen ꝛc. ist Kontrebande eher zu besorgen. Besonders wird es wohl nöthig seyn, seit Danzig nicht mehr preußisch ist, unser ganzes System des sogenannten Intermediär-Handels umzuändern, wenn nicht die Kosten der Verhütungsanstalten des Schleichhandels den Finanzertrag absorbiren sollen.

2. Zu I. 3 nach b. könnte noch der Einkaufsgelder von weiterfort zu vererbpachtenden Domanen gedacht werden. Nichts kann einen mächtigern Einfluß auf die Verbesserung der Bodenkultur, und sonach auf den Wohlstand eines auf Landwirthschaft gegründeten Staats, wie Preußen, haben, als wenn von dem Grund und Boden, der bisher dem gemeinen Verkehr

entzogen war, dieſem ſo viel als möglich wiedergegeben wird, kurz, wenn Grundſtücke, die bisher ſo gut wie keinen Eigner hatten, Eigner bekommen, die ſolche mit aller Liebe des Eigenthums bewirthſchaften.

3. Zu I. 3 hinter c. wo vom Gewinn die Rede iſt, den die Handwerker und Kaufleute gemacht haben. Dieſer Gewinn, ſo weit er von den Franzoſen herkam, wenn z. E. ein Schuſter für ſein Paar Stiefeln 10 bis 11 Rthl. von einem Franzoſen erhielt, floß blos dem einen Theil der Stadteinwohner auf Koſten des andern Theiles derſelben zu, die dem Franzoſen das Geld zu ſolchem Ankauf hergeben mußten; er iſt alſo in ſo weit blos relativ, oder ein plus, dem ein gleich großes minus zur Seite ſteht.

4. Was von holländiſchen Handelskapitalien geſagt iſt, gilt wohl auch von Hamburgiſchen, Bremiſchen und andern. Bekanntlich werden vom Entrepreneur der Anleihe gedruckte Einladungen an alle ſeine Korreſpondenten in den verſchiednen Handelsplatzen geſchickt, die dann ſolche zur weitern Einladung

vertheilen, oder durch Mäkler mittheilen.

Die neuliche Anleihe, die Leipzig negociirt hat, ist zu klein, als daß wir darum leer auszugehen befürchten müssen; und mehr Kredit als Spanien, das tief verschuldet und im Kriege ist, hat Preußen gewiß, da es Frieden und keine Nationalschuld hat. Eine Staatsschuld an die Seehandlung soll es zwar haben, aber das geht uns hier nichts an.

5. Zu II. Ich meine, hiesige Kaufleute würden ihre müßigen Gelder wohl freiwillig zur Anleihe hergeben, sofern sie nur gewiß wären, so bald sie solche brauchen, sie durch Verkauf der Schuldscheine, die zahlbar an Inhabern ausgestellt werden müßten, ohne Discount wieder erlangen zu können: und diese Gewißheit könnten sie, nach Verlauf einiger Zeit, wenn sich erst alles wieder gesetzt haben wird, und unter vorausgesetzter unfehlbarer Sicherheit, welche den Schuldscheinen in Absicht auf Kapital sowohl, als auf die etwas hohen z. E. fünf Prozent betragenden Zinsen bestellt wäre, wohl haben.

6. Zu III. 1. Was das Einkommen von Häusern betrifft; so müßten

a) alle,

a) alle, nicht nur die städtischen, sondern auch die ländlichen Ritterſitze, Schlöſſer, Wohnhäuſer der Beſteuerung unterworfen werden;

b) unbewohnte müßten frei ausgehen. Die bewohnten müßte man zur Schazzung ziehen nicht nach dem, was ſie beim Erbau mögen gekoſtet haben, ſondern nach der Miethe, die ſie im Fall einer Vermiethung, gemäß dem Urtheile billiger Arbitratoren, wohl wahrſcheinlich eintragen würden.

c) Fabrik- und Handelsgebäude (wie z. E. Mühlen, Gerbhäuſer, Speicher ꝛc.) ſollten, nach dem holländiſchen Finanzplan für 1801, ein Drittheil weniger als die Wohnhäuſer tragen. — Aber, wenn das Gewerbeinkommen beſchazt wird; ſo müſſen, meines Erachtens, die Gebäude, ohne die jenes nicht Statt finden kann, nicht noch beſonders beſchazt werden. Man denke z. E. an einen Färber und ſeine Färberei.

7. Zu III. 1. Schon vor der Einkommenſteuer in England, die mit dem Jahr 1799 anfing, fand dort eine Steuer von Beſoldungen und Penſionen Statt,

und zwar, nach dem Etat von 1788, von Besoldungen über 100 Pf. St. jährlich 5 Prozent, von Pensionen 2½ Prozent. Ob sie seitdem erhöht ist, kann ich leider, bei dem schlechten Zustand unserer Bibliotheken, auf deren keiner sich irgend ein Auszug aus den Parlamentsakten findet, nicht wissen. Bei der Einkommensteuer 1799 wurden die Besoldungen und Pensionen gar nicht zur Schatzung gezogen: aber wohl das Einkommen von unbesoldeten liberalen Professionen, wie das der Aerzte, Sachwalter ꝛc.

8. Zu IV. 1. Bei den armen Leuten ist das gewöhnlich der Fall, daß ihr ganzes Sachvermögen kaum ihrem jährlichen Einkommen gleicht. Kein Wunder, da von ihrem Einkommen der nothwendigste Unterhalt einen verhältnißmäßig, so sehr großen Theil ausmacht; z. E. wenn man einen hiesigen Taglöhner nimmt, der jährlich 70, 80 oder 100 Rthl. erwerben mag. Aber anders sollte es mit Personen seyn, die jährlich 700, 800 oder 1000 Rthl. einnehmen.

A. Smith, der die Besteurung der Besoldungen, weil diese nicht durch freie Konkurrenz bestimmt werden, nicht tadelt,

findet gegen die Besteuerung des Einkommens von unbesoldeten liberalen Professionen einiges einzuwenden, (Siehe Buch V. Kapitel 2, Abschnitt 2, Artikel 3.) was aber wohl nur zutrifft, wenn die Besteuerung fortdauernd seyn, nicht wenn sie blos einmal geschehen soll.

2) Wenn Equipage und Möbel zum todten Vermögen gerechnet werden, möchte mancher vielleicht sagen, warum das Haus, das der Eigner selbst bewohnt, nicht auch? oder wenn letzteres, in Betracht der Wohnungsmiethe, die er dadurch erspart, mit Recht beschatzt wird, warum die Equipage, die ihm Bezahlungen an den fiacre, oder die Möbel, die ihm Miethe für chambres garnies ersparen, nicht auch? Man thut wohl daran, sich im Praktischen an solche Kritteleien nicht zu kehren. Indessen scheint doch wohl dieß Argument eine neue Empfehlung für direkte Steuern auf Equipage abzugeben.

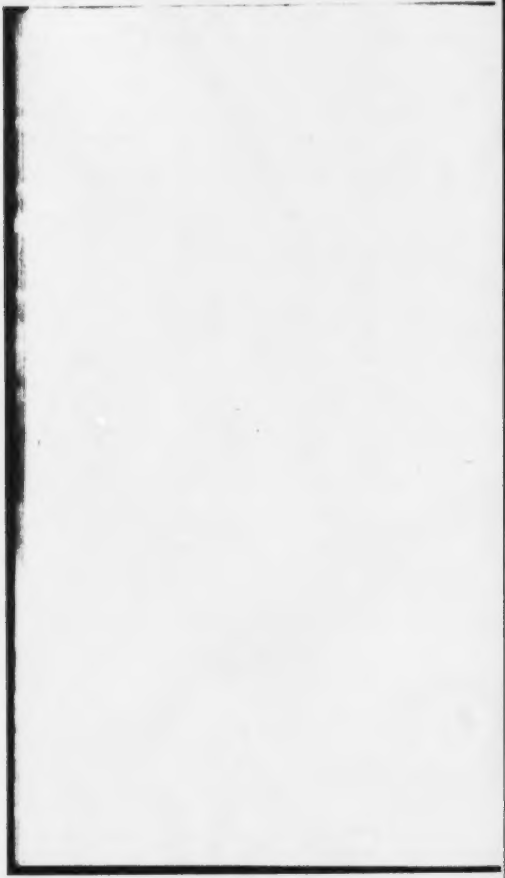
Es wird wohl Niemand den Einfall haben, eine Besteurung der landschaftlichen Zinscoupons vorzuschlagen, um auf dem Wege deste gewisser allen auf Pfandbriefe angelegten Kapita-

lien beizukommen. Sollte dieß doch Jemanden einfallen; so ist zu bemerken, daß eine solche Besteurung, erstens, so fern sie zuerst den Gläubiger angriffe, gewaltige Aufkündigungen von Kapitalien bei der Landschaft zur Folge haben, und sonach par contre-coup den Zinssatz steigern würde; zweitens, daß sie sehr ungleichmäßig, und sonach unbillig wäre, so fern sie den Armen, (vielleicht eine arme Witwe oder einen Dienstboten) der einen Pfandbrief von 100 Rthl. besäße, eben dem Steuerersatz unterwürfe, den ein reicher Eigner von vielleicht 10,000 Rthl. in Pfandbriefen, bestehend vielleicht auch meist aus Briefen von 100 Rthl., trüge.

XII.

Staatswirthschaftliche

Bemerkungen.



Staatswirthschaftliche Bemerkungen.

1. Der neuere Vorschlag zu Papiergeld im preußischen Staate rührt wohl davon her, daß Juden zu viel Geld auf süd- und neuostpreußische Pfandbriefe aus den Banken geholt haben, seit die Bank von ihrem Grundsatz abgegangen ist, bloß auf Bürgschaft Geld zu geben, und (um ihren bisweilen großen Geldvorrath zu benutzen) Geld auf Obligationen von Gütern leihet. Sie giebt dann, indem sie aus dem Kaufpreiße, der Taxe und dem Feuercasserwerth den Durchschnittpreiß zieht, und zwei Drittheile davon als den rechten Werth des Guts ansieht, 80 Procent von diesem supponirten rechten Werth. Aber eine Bank, die dem Handel zu dienen immer bereit seyn soll, muß

nicht auf Landgüter Geld geben, ohne sicher zu seyn, daß sie es regelmäßig nach kurzen Fristen wieder einziehen kann. Und unsre Banken würden keinen Schaden, obwohl wenigern Gewinn haben, wenn sie von dem Gelde, das sie zu 2 Procent empfingen, einen beträchtlichen Theil immer baar in Bereitschaft hielten, um Kaufleuten damit zu 5 Procent zu dienen.

2. Die Art, wie das Bodeneigenthum oder eigentlich der Mißbrauch davon (nach Azuni) in Korsika Statt findet, ist ähnlich derjenigen, welche bei den Bürgeräckern der Stadt Culm vorkommt. Es werden nehmlich die zur Stadt gehörigen Landhöfe und Aecker nach Ablauf einer bestimmten Zahl von Jahren unter den zeitigen Bürgern immer aufs neue zur Nutznießung vertheilt.

3. Nach Helms Reisen ist in Peru der Geldzins 10 Procent und doch ist da des Geldes so viel! Also hängt der Geldzins nicht ab von der Menge des baaren Geldes.

4. Thaer sagt in den Annalen des Ackerbaues, im zweiten Jahrgange 1806, Julius S. 39: „Soll von dem Acker

nur wenig producirt werden, ſo hat an dieſem wenigen der Grund und Boden einen größern Antheil, als die Kunſt und Arbeit. So wie aber mehr producirt werden ſoll, vermindert ſich bei dem Mehrern der Antheil des Bodens, und es wird der Antheil der Kunſt und Arbeit größer. Giebt ein Morgen 4 Scheffel Ertrag; ſo iſt etwa die Hälfte dem Boden, die andre Hälfte der Arbeit zuzuſchreiben. Soll er aber durch höhere Kultur 8 Scheffel geben, ſo bleibt der Antheil des urſprünglichen Bodens nur = 2, der Antheil der Arbeit aber ſtehet = 6. Daraus folgt, daß im letztern Fall jeder Scheffel mehr Arbeitkoſte, und daß 4 Scheffel vom Morgen wohlfeiler per Scheffel, als 8 Scheffel producirt werden können. Bedarf die Nation einer ſtarken Produktion; ſo werden die Produkte nicht blos der ſtärkern Nachfrage wegen auf dem Markt theurer; ſondern auch der natürliche Preiß, der durch die Produktionskoſten beſtimmt wird, wird höher, und ohne den höhern Marktpreiß würde die höhere Produktion gar nicht Statt finden. Deshalb muß ſich alſo das Verhältniß der auf den Ackerbau zu verwendenden Arbeit, des Kapitals ꝛc. gegen

den Grund und Boden mit dem Zustande der Nation verändern, und kann also auch in dieser Hinsicht nicht positiv bestimmt werden."

Wenn Thaers Satz wahr wäre; so müßte jedes gleich große Kapital mit gleich viel Verstand auf jede mögliche Art von Boden angelegt, sich gleich hoch verzinsen. Und doch werden z. E. 1000 Rthl. auf Schluf- oder auf Sandboden angelegt, in jenem Fall sich vielleicht mit 15, in diesem mit 10 Procent verzinsen; in Gräben gesteckt vielleicht mit 20 Procent.

Wenn bei dem Ertrage von 4 Scheffeln 2 auf die Arbeit zu rechnen wären; wird denn, wenn der Ertrag 8 ist, die dazu erforderliche Arbeit gerade dreimal so groß seyn, als die zum Ertrage von 4 Scheffel erforderlich war? Wäre das; so könnte beim Ertrage von 3 Scheffeln die reine Rente nicht höher seyn, als vorher beim Ertrage von 4. Steigt die reine Rente beim Ertrage von 8 Scheffeln; so muß das Duplum oder Triplum von der Arbeit, die zwei Scheffel gab, mehr als das Duplum oder Triplum von 2 Scheffeln geben; oder die Arbeit, die 6 Schef-

fel giebt, muß weniger als das Triplum der Arbeit seyn, die zwei Scheffel gab.

Smith scheint anzunehmen, die Produktion nehme in höherm Verhältniß zu, als die Produktionskosten; und so ists auch wohl würklich bis hinan zur gartenmäßigen Kultur, wo endlich vielleicht die Produktion den Kosten nicht die Waage halten würde, selbst wenn man die Nachfrage immer mit steigend annimmt.

Noch ist zu jenem Satz von Thaer zu merken, daß, wenn bei dem fortschreitenden Gange der Nationalwirthschaft der Profitsatz sinkt, die Produktionskosten des Mehrertrages, so weit sie von mehrerem auf den Boden gewandten Kapital herrühren, nicht proportional mit diesem mehrern Kapital wachsen werden; sondern in einer mit den sinkenden Profitsatz abnehmenden Proportion.

5. Aus der allgemeinen Litteratur-Zeitung N. 219, 1806 d. 12. Sept.

Regensburg, Versuch zu einer verbesserten Zirkulation des Papiergeldes und Berichtigung der öffentlichen Schulden in dem kaiserlich östreichischen Staat 1806.

Die östreichische Regierung erhebt jetzt alle ihre Einnahmen, oder doch den größeren Theil derselben in einem Gelde, das sie selbst nur in weit geringerem Werthe in allen den Fällen ausgiebt, da sie entweder würklicher klingender Münze bedarf, oder wo der Abnehmer in der Erhöhung des Preises eine Schadloshaltung des geringern Werths des Papiers, womit bezahlt wird, suchen muß. Es ist ihr sehr wichtig, den Einnahmewerth dieses Papiergeldes mit seinem Ausgabewerthe ins Gleichgewicht zu setzen. Dieß kann nur auf zweierlei Art geschehen. Das zirkulirende Papier wird entweder auf seinen vollen Nominalwerth in Metallgelde gehoben; oder durch eine gesetzliche Verfügung auf den Nominalwerth herabgesetzt, in welchem man es Pari gegen Metall erhalten zu können glaubt. Für den künftigen Umlauf dürfte es mehrentheils gleichgültig seyn, welchen von beiden Wegen man einschlägt, da ern man nur dem fernern Schwanken vorzubeugen vermag.

Wird der Nominalwerth des Papiers herabgesetzt; so ist jeder, der in Papier, das einen größern reellen Werth hat, als

bisher, bezahlen muß, gedeckt, insofern er auch in solchem Gelde empfängt. Die Preiße der Dinge stellen sich aber weit leichter in das richtige Verhältniß bei einer schleunigen Veränderung, als bei einer allmähligen. Auch die gegenwärtigen Besitzer des Papiergeldes leiden nicht so viel, als es beim ersten Anblick scheint. Wenn das Papiergeld im Wechsel nur zu 75 Procent steht; so kann der, der einen Gulden (= 60 Kreuzer) in Händen hat, in allen Fällen,

a) wo er auswärtige Bedürfnisse erhandeln, oder auswärtige Verpflichtungen erfüllen muß;

b) und auch in allen Fällen des innern Umsatzes, welche von jenem auswärtigen Verhältnisse abhängen, und darnach regulirt werden,

nicht mehr damit bestreiten, als mit 45 Kreuzern in baarem Gelde; und muß sich selbst in allen diesen Fällen sagen, daß er in seinem Gulden nur 45 Kreuzer besitzt. Er verliert also nichts, wenn sein papierner Gulden auf 45 Kreuzer herabgesetzt wird, dafern er nur sicher ist, daß er 45 Kreuzer gleich bleiben wird.

Aber alles dieſes iſt auch nur in den hier bezeichneten Fällen wahr. Im großen Handel nehmlich wird richtig und genau gerechnet. In Beziehung auf dieſen ſind alle illuſoriſchen Operationen von Münzherren und Banken vergeblich.

In unzähligen Fällen des täglichen Verkehrs heißt es dagegen doch: ein Gulden iſt ein Gulden. Ein leichter wird genommen, ſo gut als ein ſchwerer, wenn man weiß, daß man ihn eben ſo wieder anbringen kann. Sehr viel würken hierauf die Maaßregeln der Regierung, beſonders in Anſehung der Auflagen. So lange ein ſchlechter Gulden da für voll gilt, bleibt er immer einen vollen Gulden werth, wenn man gleich nur 45 Kreuzer in Silber dafür bekommen kann, aber kein Silber, ſondern nur einen papiernen Gulden braucht. Es iſt alſo nicht durchgehends wahr, daß die Herabſetzung des Papiers auf ſeinen Handelswerth gegen Silber nichts Weſentliches verändert.

Indeſſen werden die vorhin gedachten Fälle, wo das Papiergeld nicht mehr werth iſt, als das Silbergeld, das man dafür erhandeln kann, immer häufiger, je größer die Einwürkung des auswärtigen

Handels wird, und je tiefer diese Verhältnisse mit Auswärtigen in den innern Verkehr eingreifen. Die größten Schwierigkeiten treten bei Beurtheilung der früher eingegangnen Verbindlichkeiten ein: aber diese Schwierigkeiten sind unvermeidlich bei jeder plötzlichen und selbst auch bei jeder allmähligen Alteration des Geldes und anderer zirkulirenden Zeichen des Werthes; denn sie rühren daher, daß alles Geld und alle Münzzeichen im Gebrauch, theils nach ihrem Inhalt oder Werth in Metall als Waare, und theils als Münzzeichen nach dem Nominalwerth geschätzt werden. Man mag es machen, wie man will; so leidet allemal ein Theil oder der andre in einem oder dem andern Falle. Wird ein Gesetz gegeben, Kraft dessen die Schulden, welche gemacht worden sind, als das Papiergeld nur 75 Procent in Silber werth war, mit diesen 75 Procent eines vollgültigen Papiers getilgt werden können; so verliert jeder Gläubiger, der sein Geld nach dem Zahlwerth gebrauchen konnte. Soll hingegen volle Zahlung in besserm Papier oder in Münze geschehen: so verliert jeder Schuld-

ner, der Einnahme in baarem Gelde besitzt, und sich mit einem wohlfeiler gekauften Zahlmittel hätte befreien können. Es ist unmöglich zu übersehen, auf welcher Seite die Folgen überwiegen, und das wichtigste ist, man vermeidet diese Schwierigkeiten nicht einmal, wenn man den Weg einschlägt, die gesammte Papierzirkulation auf ihren Nominalwerth wieder zu erheben, und dem Silber gleich zu machen. Denn alsdann zahlt ebenfalls jeder, der die gleiche Summe in besser gewordenem Papier entrichtet, würklich mehr, als er empfangen hat.

Wird ein leichter Münzfuß eingeführt, der dem kurranten Silberwerthe des Papiers korrespondirte, so wird nicht allein die Schwierigkeit, die oben angegeben worden ist, gar nicht vermieden, und ein Gesetz wird nothwendig, wodurch die Erstattung von Anlehen, die in schwerem Gelde gemacht sind, nach richtigem Verhältnisse in Silber vorgeschrieben wird; sondern die Staatskasse verliert auf beständig die Differenz des alten und neuen Münzfußes, in der Einnahme, da sie doch die Ausgaben wenigstens für Zinsen, ohne

Un-

Unbilligkeit nicht in leichtem Gelde ohne Vergütung leisten kann. —

Am besten hat sich Dänemark geholfen; vide Eggers Finanzmemoiren.

6. Die Rubel sind nicht justirt, wie die preußischen Thaler; daher hält es schwer, einen festen Preiß zu bestimmen, was sie hier zur Münze werth sind. Wenn man indessen unausgewippte Rubel bekommt; so kann man bei dem Preiße von 13$\frac{1}{3}$ Rthl. für die Mark sein, den die preußische Münze giebt, den Werth der Rubel zum Schmelzen 3 Fl. 2 bis 3 Gr. preußisch annehmen. Es sind diese Rubel so verschieden, daß man welche findet, die von 3 Fl. 6 Gr. bis 3 Fl. 15 Gr. preußisch zum Einschmelzen werth sind. Es ist also 3 Fl. 6 Gr. preußisch oder 1$\frac{1}{7}$ Rthlr. ein sehr billiger Mittelpreiß für den Rubel, wobei jeder bestehen kann. Der Werth des Goldrubels hängt vom Preiße der Friedrichsd'or ab. — Wenn unser Landmann die Rubel ausgezahlt bekommt, werden ihm die Münzjuden willig 3 Fl. 6 Gr. geben, um den Profit durch Auswippen zu haben. Die leichten gehen dann nach Rußland zurück.

7. Im Genius der Zeit Oft. 1795 in einem Aufſatze des Predigers D. Mühlenberg aus Nordamerika S. 149 heißt es: „Der gewöhnliche Preiß des Tagelohns in der Ernte iſt ein halber Buſchel Weizen, oder der Preiß davon, und dabei die Koſt und ¼ Quart Kornbranntewein. Zu der Zeit, wo v. Bülow ſchrieb, war der höchſte Preiß ein ſpaniſcher Thaler im Anfang; er fiel aber gegen das Ende auf ½ Thaler herab. Es iſt billig, daß ein Tagelöhner bei hohem Preiße der Lebensmittel mehr empfange, als zu einer andern Zeit.“ — Billig wohl; aber nur in Nordamerika geſchieht das würklich.

8. Wenn die Treſorſcheine 10 Procent verlieren; ſo heißt das eigentlich ſoviel, als 1000 Rthl. in Treſorſcheinen und 100 baar, ſind gleich 1000 Rthl. baar, und folglich 1000 Rthl. in Treſorſcheinen ſind 1000 Rthl. baar, weniger 100 Rthl. baar, das iſt 900 Rthl. baar. Verſteht man aber den Ausdruck ſo, daß die Treſorſcheine 10 Procent verlieren, ſo daß man für 1000 Rthl. baar 1100 Rthl. in Treſorſcheinen bekommen ſoll; ſo ſind 1000 Rthl. in Treſorſcheinen $909\frac{1}{11}$ Thaler in

baarem Gelde werth. Die Zugabe auf 1000 Rthl. iſt nehmlich im erſten Falle 100 Rthl. baares Geld, im letzten Falle aber nur 100 Thaler Treſorſcheine, das iſt offenbar weniger, wenn die Treſorſcheine unter Pari ſtehn; und die Ausdrücke

„man giebt 10 Procent in baarem Gelde weniger für die Treſorſcheine"

oder

„man giebt 10 Procent in Treſorſcheinen mehr für das baare Geld"

müſſen daher ſorgfältig unterſchieden werden.

Es iſt aber natürlicher, daß man die Veränderung des Werths durch das, was als unveränderlich gedacht wird, das iſt hier durch den Abzug an Metallgelde, nicht aber durch etwas, das ſelbſt wieder einen veränderlichen Werth hat, wie eine Zugabe von Treſorſcheinen, bezeichne.

Eben daher bedeutet auch der Ausdruck, das Amſterdammer Bankgeld ſteht z. B. fünf Procent beſſer als Kurant:

hundert Gulden Bankgeld ſind hundert und fünf Gulden Metallgeld werth;

nicht aber:

hundert Gulden Bankgeld sind hundert Gulden Metallgeld und fünf Gulden Bankgeld werth;

denn auch hier muß das Aufgeld, so wie vorhin der Verlust in Metallgelde, als dem unveränderlichen Werthe, angegeben werden.

Bei Damns müssen also die angegebnen Procente von dem baaren Gelde abgezogen, bei Agio aber demselben zugesetzt werden.

9. **Nicht bloß die nachtheilige Handelsbalanz verursacht, daß Noten zur Bank gehen, und Gold und Silber holen, um es ins Ausland zu schicken, sondern auch und vornehmlich das Uebermaaß von Noten ist Ursache, daß das dafür gelöfete Geld ins Ausland geschickt wird,** weil es eben so überflüssig für den inländischen Bedarf ist, als die Zettel selbst, für die es aus der Bank geholt wird.

10. Smith setzt bei seinem Raisonnement über die Banken den Vordersatz voraus: es könne nur ein bestimmtes Quantum von Gold- und Silbergeld bei einem gegebenen Zustande der Nationalwirthschaft umlaufen. Aber kann nicht auch

eine neue ins Land kommende Quantität Goldes und Silbers die ſonſt gewöhnliche Anzahl der Käufe und Darlehne vermehren? wie z. E. das aus Amerika nach Spanien und Portugal, das aus Brandſchatzungen der eroberten Länder nach Frankreich, das durch die Siege der alten republikaniſchen, und durch den Aberglauben der neuen päpſtlichen Römer nach Rom gefloſſene Geld.

11. Wird der durch Handel erworbene Reichthum nicht auf Land angelegt, ſo hilft er nichts. Die Kaufmanns-Kapitalien in Kurland und Liefland waren ſonſt und ſind wohl noch meiſt brittiſche und holländiſche.

12. Unſer Königsbergſcher Intermediair-Handel iſt Reſultat unſrer Situation, nicht unſres Reichthums — wie Berlin ſtarken Zwiſchenhandel mit Wechſeln, und Wien mit levantiſcher Baumwolle treibt.

13. Reichthum und Macht eines Landes ſind immer proportional dem Tauſchwerthe von deſſen Wirthſchaftsertrag.

14. Die im Sommer 1803 ins Hannöverſche eingerückte franzöſiſche Armee erläutert ſchön, wie viel ein Land verliert,

wenn eine Ueberzahl von Nichtproducenten einen übermäßigen Theil von dem National-Wirthschaftsertrag verzehrt; obgleich das Geld im Lande bleibt. Eben so Holland, Schweiz und Oberitalien.

15. Ohne die Kartoffeln, welche die Stelle des Brots vertreten, nicht nur an sich, sondern auch eingeknetet, und (was hier noch nicht geschieht) zu Mehl getrocknet, hätte nimmermehr der Arbeitslohn der Landleute bei so tief gesunknem Silberwerth so lange unverändert in Preußen und Schlesien bleiben, und doch dabei die Bevölkerung, so wie sie ist, seyn können.

16. Die Einheit oder das Maaß des Tauschwerths, das Smith erfunden hat, ist so wichtig für Staatswirthschaft, als die von Galiläi erfundene Einheit für Geschwindigkeit in der Physik. Und die Vorstellung, da man Arbeit als absoluten Werth und Grundmaaß des Werths aller Dinge ansieht, verhält sich zu der gewöhnlichen Vorstellung, da Geld als absoluter Werth und Grundmaaß des Werthes von allen Dingen, auch von der Arbeit, angesehen wird: wie die Kopernikanische oder Newtonsche Astronomie, zu der gemein-

ſinnlichen, nach welcher die Erde im Mittelpunkt der Welt ſteht, und Sonne und Sterne ſich um ſie herum drehen.

17. Wie ein Staat, der zu viel Papier hat, ſein baar Geld verliert, erhellet unter andern aus dem von einem erfahrnen Kaufmanne mir erzählten Umſtande, daß Juden für baar Geld in Augsburg Wechſel auf Wien kaufen, den Werth des Wechſels in Papier mit z. E. 35 Procent Vortheil empfangen; für dieß Papier baar Geld in entlegenen Winkeln des Landes, z. E. in Gallizien, Mähren, mit Abſchlag von etwa 20 Procent einkaufen, und ſonach durch ſolchen Umſatz 15 Procent verdienen. Sie machen dann den Umſatz zum zweitenmal, indem ſie wieder für baares Geld Wechſel in Augsburg kaufen.

18. Wenn der Memler Holzhändler den ruſſiſchen Juden mit Reverſen bezahlt, und dieſer aus Königsberg dafür Waaren oder Geld nach Rußland nimmt; ſo iſt hier ein Exempel von dem Ereigniß, das Smith anführt, daß nehmlich das durch Papier vertretne Geld aus dem Lande geht, um nutzbar angelegt zu werden,

ſtatt daß es ſonſt, bloß als Zahlungsmittel, fruchtlos im Lande umlief.

19. Daß aus den untern Klaſſen vom Lande ſich die obern in der Stadt ergänzen, beweiſet ſich auch aus den häufigen Nahmen ſtädtiſcher Einwohner, welche Benennungen von Gewerben auf dem Lande ſind, wie Hofmann, Krüger, Schulz, Fiſcher, Müller, Schäfer, Hirt, Dreſcher, Sämann, Jäger, Bauer. Auch ſind die Namen, von Handwerken hergenommen, wie Schmid, Schloſſer, Schneider, Schuſter, Töpfer, Bäcker, Fleiſcher, Brauer, Tiſchler, Böttcher, Zimmermann, wohl größtentheils ländlichen Urſprungs; da man in den Städten, wo mehrere deſſelben Handwerks wohnen, nicht darauf fallen konnte, Perſonen durch Nahmen, von ſo gemeinen Gewerben hergenommen, zu unterſcheiden.

20. Bei den ſterilen Ausgaben, z. E. bei Hofverſchwendung, kommt es noch darauf an, ob nicht der Geldeswerth, der ohne Wiedererſatz verzehrt wird, ganz unhervorgebracht geblieben wäre, wenn nicht die Verſchwendung Statt gefunden hätte.

21. Es wird eine Zeit kommen, wo man die Fruchtpreiße und Preiße

anderer Produkte aus allen Ländern, eben so nützlich zu brauchen lernen wird, wie jetzt die Sterbe- und Geburtslisten.

22. Wenn ein Königsbergscher Mälzenbräuer seine Braugerechtigkeit für 100 Rthl. jährlich verpachtet, wäre dieß Einkommen nicht in allem Betracht eine Rente? Nein; denn der Pächter zöge die 100 Rthl. nicht aus der Produktion des Biers, sondern von den Konsumenten des Biers als eine Steuer.

23. **Gegen die Besorgniß einer zu großen Zerstückelung der Ländereien, wenn die Theilung unbedingt erlaubt wird, streitet sowohl die Erfahrung von Lykurg zu Sparta, und von Moses in Judäa, als die Erfahrung am linken Rheinufer.**

24. Kartoffeln, Rüben ꝛc. und andre solche Früchte werden wohlfeiler als Korn, nicht weil sie mit dem Pfluge, statt mit dem Spaten, gebaut werden; sondern weil sie, gleiche Quantitäten von Nahrung vorausgesetzt, weniger Land und nicht mehrere Arbeiter erfordern.

25. **Nach der Lage der Umstände thun die Nordamerikaner recht daran, daß sie so starke Schifffahrt nach dem spanischen Amerika treiben.** Denn obgleich sonst

in abstracto die Anwendung aller Kapitalien aufs Land die vortheilhafteste ist; so ist doch in concreto die Rhederey und Handel für die nordamerikanischen Küstenländer die vortheilhafteste.

26. Spanien ist der Silberlieferant, Pohlen der Kornlieferant für Europa. Beide Länder sind höchst arm. Jenes ist ein stehender Einwand gegen das merkantilische, dieses gegen das physiokratische System der Staatswirthschaft. — Wie reimt man das? —

27. Warum fehlt es, nach Bells Versicherung, den kleinen Farmers in England so sehr an Kapital? In Bezug auf den kleinen Bedarf an Kapital zu solchen kleinen Wirthschaften, müßte, sollte man denken, ein Ueberfluß von Konkurrenzen mit solchem kleinen Kapital zu solchen kleinen Gütchen seyn.

28. Smith sagt: wenn die edeln Metalle wegen Unergiebigkeit der Bergwerke einen höhern Tauschwerth bekommen; so büßt das Publikum die Bequemlichkeit ein, recht viel Schmuck und Geräthe von Gold und Silber zu haben. Je wohlfeiler das Silber ist, desto mehr Genuß hat man davon. Es fragt

ſich nur, ob das Total alles Silbers an Werth nicht doch mehr ausmacht, wenn das Silber wohlfeil iſt, als wenn es theuer wird?

29. Der jüngere Schlözer definirt Kapital wie Lauderdale. Es iſt wahr, es giebt unter den in Smiths Sinn genannten Kapitalien manche, die bloß zu Werkzeugen dienen, wie Hammer, Zange, Weberſtuhl; aber viele können auch zum Verbrauchsvorrath dienen: ſelbſt ſolche, die bloß Arbeit erſetzen oder verrichten. Iſt es alſo nicht beſſer, Dinge überhaupt ohne Rückſicht auf ihre Natur, bloß nach Maaßgabe ihrer Beſtimmung, Kapitale zu nennen, ſie mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, z. E. Brautkleider, Leihebücher, Lebensmittel. Daſſelbe Ding, z. E. ein Gebäude, kann ein Artikel des Verbrauchsvorraths, oder des Nutzungsvorraths ſeyn, ſagt Schlözer ſelbſt.

30. Die hervorbringenden Kräfte beſtehen nicht in Arbeit allein; ſondern in ihr, verbunden mit der auf Produktion, Fabrikation oder Handel gerichteten Anwendung von Kapital, d. i. von durch Arbeit erzeugtem Vorrath, der zur Nutzung angewandt wird, da er ſonſt

auch zum unmittelbaren Verbrauch dienen könnte.

Kapital ist

1) dingliches,

a) bewegliches,

b) unbewegliches;

2) persönliches d. i. **Kunstkapital.** Warum heißt nicht auch die **natürliche Kraft** eines erwachsenen Menschen ein Kapital, so gut, als seine erworbene Geschicklichkeit, da die Erlangung von jener so gut als von dieser einen Aufwand von Gütern gekostet hat?

An dem erzeugten Gute will man unterscheiden den Theil, der bloß auf die natürliche Arbeit, und den, der auf die dabei angewandten Kapitale (dingliche oder persönliche, bewegliche oder unbewegliche) zu rechnen sey.

In dem rohen Kapitalprodukt (oder Gewinn) muß man unterscheiden

1) den Theil, der den Verlust decken soll, welchen jedes Kapital durch Abnutzung erleidet;

2) den Ueberschuß, nach Abzug jenes ersten Theils; welcher Ueberschuß der reine Kapitalgewinn heißt, und ohne den Niemand Kapital sammeln und anwenden

würde. Dieser ist absolut, oder relativ, d. i. in Vergleichung mit dem ihn hervorbringenden Kapital, zu betrachten.

Der relative ist größer oder geringer, nachdem die Gegenstände, worauf das Kapital verwandt wird, ihrer Natur nach, mehr oder weniger ertragsam sind. Größer ist er daher in einer angehenden Gesellschaft, weil man da nur die ertragsamsten Gegenstände (z. E. die fruchtbarsten Aecker, Weiden, Fischereien) wählt.

Auch in dem rohen Arbeitsprodukt unterscheide man zwei Theile:

1) Das, was davon zum nothwendigen Unterhalt des Arbeiters gehört;

2) den Ueberschuß, d. i. den reinen Arbeitsgewinn; der wieder absolut oder relativ zu betrachten ist. Der relative ist größer, nach Maaßgabe, wie mit weniger Arbeit mehr erzeugt wird, z. E. im Delta, in Bengalen, der Ukraine. — Freilich, je mehr der Lohnherr durch den Arbeiter erwirbt, desto mehr kann er ihm an Lohn geben; aber giebt er darum auch würklich mehr? —

Auch in dem rohen Ertrag des Kunstkapitals läßt sich unterscheiden:

1) der Theil, der zum Unterhalt des Kunstarbeiters, als eines bloß natürlichen Arbeiters, gehört;

2) der Theil, der die Leibrente für seine erworbene Kunstgeschicklichkeit abgiebt; und

3) der, nach Abzug dieser beiden Stücke, übrig bleibende Ueberschuß, welcher der reine Gewinn heißt, und der ebenfalls absolut oder relativ zu betrachten ist: da dann der relative größer oder kleiner ist, nach eben den Umständen, die vorher angezeigtermaaßen den relativen Gewinn bei jedem andern Kapital bestimmen. — In einer angehenden Gesellschaft lernt und treibt man nur die einträglichsten Gewerbe. —

Der reine Arbeits- und Kapitalgewinn oder Ertrag bilden zusammen, den überhaupt in einem Erzeugniß enthaltenen reinen Gewinn oder reinen Ertrag, der ebenfalls sich betrachten läßt absolut, oder relativ in Hinsicht auf die hervorbringenden Kräfte, d. i. auf Arbeits- und Kapitalsanwendung. —

Der im ganzen Nationalprodukt (integrando) enthaltene reine Gewinn oder Er-

trag ist das, was vom rohen National-produkt übrig bleibt, nach Abzug dessen, was zur Unterhaltung der Kapitale und der Arbeiter nöthig ist. Auch er ist absolut und relativ zu betrachten, z. E. England und Nordamerika.

Der Tauschwerth (relative Werth) ist unabhängig vom Gebrauchswerth, und bestimmt sich durch das Begehr einer Person eine Sache zu erlangen. Hat der Mensch die Wahl, die Sache sich selbst unmittelbar zu verschaffen, oder einzutauschen; so bestimmt sich (vermöge der menschlichen Trägheit und Eigennützigkeit) der Tauschwerth durch die hervorbringenden Kräfte, die zur Verschaffung der Sache erforderlich sind, d. i. der Arbeit und der verschiedenen Kapitale; denn für diese Kapitale muß auch etwas angerechnet werden. Dieses Princip, wornach sich ursprünglich der Tauschwerth bestimmt, dauert fort auch bei solchen Dingen, die der, der sie eintauschen will, sich nicht unmittelbar selbst zu verschaffen vermag.

Den natürlichen oder wahren Tauschwerth, d. i. den, der den auf das Gut verwendeten Arbeiten und Kapitalien angemessen ist, kann man unterscheiden von

zufälligen, der sich bestimmt durch Bedürfniß und durch Konkurrenz (d. i. Bedürfniß bei mehrern Personen in Ansehung des nehmlichen Guts) auf beiden Seiten.

31. Beim Verpachten, Vermiethen, Verleihen, kurz, beim Ueberlassen eines Guts an einen Andern, gebührt dem Geber, außer dem Ersatz für Abnutzung des Guts, noch ein Antheil am reinen Gewinn oder Ertrage: denn ohne den letztern hätte der Eigner keinen Grund, seine Sache einem Andern zu überlassen. Beide Stücke machen zusammen die Rente aus. In dieser Rente wird der zweite Bestandtheil größer seyn, je nachdem überhaupt der relative Kapitalsgewinn größer ist, z. E. in einer angehenden Gesellschaft, oder beim Mangel an solchen Real-Kapitalien. Natürlich aber wird von dem ganzen reinen Kapitalertrag der Antheil, den der Pächter oder Miether zieht, desto größer seyn, je schwieriger, mühsamer und unsichrer die Nutzung des Kapitals ist; und je mehr er dazu von seinem Kapital mit hinzubringen muß.

Die niedrigste Rente, was ist sie? Die, welche dem Kapital-Eigner nichts als den Abnutzungsersatz gewährt. Die höchste? die

die den ganzen Reinertrag verſchlingt, und dem Pächter oder Miether nur natürlichen Unterhalt läßt. (Bauern) Die natürliche? d. i., die ſich nach den angeführten Punkten richtet. Die zufällige? —

32. Wer ſeine Kunſt an Jemanden vermiethet, muß in der Rente ziehen,

1) Unterhalt,

2) Erſatz der Erlernungskoſten,

3) Antheil am reinen Kapitalgewinn.

Letzterer wird in Verhältniß zum Betrage des Kunſtkapitals größer ſeyn, nachdem überhaupt die relativen Kapitalgewinne in einer Geſellſchaft größer ſind. Das hieße alſo ſo viel, als: der Lohn der zünftigen Arbeiter wird in Betracht des Kapitals, das die Erlernung koſtet, höher ſeyn, da wo der Profitſatz höher iſt. Von dem ganzen reinen Ertrage des Kunſtkapitals aber werden die Portionen, deren eine der Künſtler, und die andere der Beſchäftiger erhält, gegen einander größer oder kleiner ſeyn, nachdem des Künſtlers Arbeit beſchwerlicher und gewagter, und nachdem des Beſchäftigers Verlag, der zu des Künſtlers Beſchäftigung hergegeben werden muß, größer oder kleiner iſt.

33. Eben dieß gilt von der Rente, d. i. dem Lohne natürlicher Arbeit.

Niedrigste Rente von Kunstkapital und von natürlicher Arbeit ist die, welche dem Künstler keinen Antheil an dem Reinertrage läßt. — Natürliche Rente? Zufällige, d. i. durch Bedürfniß und Konkurrenz bestimmte?

34. Arbeit und Kapital also geben ursprünglich einen Ertrag oder Einkommen, und, wenn ihre Nutzung an Andre übertragen wird, eine Rente; und sind also die Quellen des Einkommens oder der Rente.

35. Uneigentliche Kapitalien sind die, die nicht Resultate von Arbeit sind, obwohl Gegenstände der Anwendung von Arbeit und Kapital, wie Boden, Jagdrecht — Straßenkoth in Brüssel.

Die Rente davon ist dann der mit dem Arbeiter getheilte Arbeitsgewinn. Ein Landgut enthält

1) ein eigentliches,
2) ein uneigentliches Kapital. Je roher die Gesellschaft, desto größer ist das erstere gegen das letztere, und eben so auch der Theil der Rente, der sich auf

das erstere besteht, gegen den auf das zweite sich beziehenden Theil.

Leere Stellen in Städten geben oft hohe Renten.

36. Kauf ist Tausch gegen eine Waare, die nicht zum Gebrauch, sondern als Anweisung dient, mit der höchsten Wahl, was man mit dieser Anweisung sich verschaffen will. Realpreiß, es sey natürlicher oder zufälliger Preiß, ist der, wobei der Tauschwerth des Metalls als veränderlich, der der Waare aber als bleibend angesehen wird.

Geldpreiß ist der, bei welchem der Metallwerth als bleibend betrachtet wird.

Marktpreiß ist der gewöhnliche oder mittlere Geldpreiß.

37. Geldkapital ist nicht selbst ein Kapital, sondern eine Anweisung auf Realkapitalien.

Der Gebrauch des Geldes ist höchst nützlich bei Kapitalien, weil es die Uebertragung derselben erleichtert.

38. Der Geldzins enthält nicht, wie die Rente oder Pacht und Miethe, einen Theil für Abnutzungsersatz oder Unterhaltungskosten; auch fallen die andern erwähnten Bestimmungen meist weg, son-

dern er iſt gleich dem in einer Geſellſchaft mittelſt bloßer natürlicher Arbeit zu machenden relativen Kapitalgewinn nach Abzug deſſen, was zur Unterhaltung dieſer natürlichen Arbeit gehört. Natürlicher Gelozins wäre dieß — zufälliger?

39. Konſumtion;

1) die, welche durch Abnutzung der Kapitalien geſchieht;

2) Befriedigung von nothwendigen Bedürfniſſen, und

3) von dem Verlangen nach überflüſſigen Genüſſen.

Die Summe aller durch die hervorbringenden Kräfte der Nation erzeugten Güter iſt ihr rohes Einkommen, und damit beſtreitet ſie jene dreifache Konſumtion. Was vom rohen Einkommen übrig bleibt, nach Abzug deſſen, was zum Erſatz der jährlichen Kapitalabnutzung und zu den nothwendigen Bedürfniſſen jedes Individui gehört, iſt reines Einkommen, und giebt die Fonds für überflüſſige Genüſſe.

Nationalreichthum mißt ſich ab nach dem Totalbetrag des reinen Einkommens, und unangeſehen, wie daſſelbe vertheilt iſt.

40. Hohe Exportation iſt keinesweges ein ſicherer Barometer des Nationalwohl-

ſtandes. Der einzig ſichere iſt Genuß des größten Theils der Nationalglieder.

41. Bei der Handelsbalanzberechnung iſt es ein Fehler, daß man z. E. 100000 Rthlr. werth Queckſilber in Oeſtreich mit 100000 Rthlr. werth Kaffee, die Oeſtreich dafür aus Engand empfangen hat, gleich ſetzt, da doch im Kaffee die brittiſche Fracht und Handelsgewinſte ſtecken.

42. **Was gewinnt man damit für die wiſſenſchaftliche Staatswirthſchaft:**

a) daß man den Profit zerlegt in Geld-, zins und Lohn?

b) daß man den Lohn zerlegt in den nothwendigen Unterhalt und in den andern Theil, der entweder Profit von dem auf Erlernung der künſtlichen Arbeit angelegten Kapital oder Erſatz für das bei der Arbeit Statt findende Riſiko — doppelter Art,

α) ob man immer Beſchäftigung finden?

β) ob ſie gelingen werde? —

oder Vergeltung der Unannehmlichkeit bei der Arbeit iſt?

Profit iſt das Prius, Zinſen das Poſterius, die ohne Profit im Ganzen nicht Statt haben können.

Der nothwendige Unterhalt iſt etwas ſehr unbeſtimmtes, was ſein Minimum betrifft. Es läßt ſich auch in der Arbeit ſelbſt nicht wohl unterſcheiden das, worauf ſich der nothwendige Unterhalt beziehen ſoll, und was Schlözer natürliche Arbeit nennt, von dem, was in derſelben Arbeit künſtlich, mißlich, unangenehm iſt.

43. Eigentliche Kapitalien ſind nichts als angeſammelte Erzeugniſſe der Arbeit. — Wenn man alſo zur Produktion überhaupt erfordert Arbeit und Kapitalien, ſo erfordert man eigentlich gegenwärtige Arbeit und Reſultate vergangner Arbeit.

44. Das Nationaleinkommen iſt im immerwährenden Verzehren begriffen; ſo wie auch die ſubjektiven Kapitalien, indem die Menſchen veralten (z. E. Komödianten) und ſterben.

45. Auf den Marktpreiß hat Einfluß, in ſofern er durch das Verhältniß der Nachfrage zur Anerbietung beſtimmt wird, nicht bloß die würklich begehrte oder angebotene Quantität, ſondern auch die, von der man voraus weiß, oder muthmaaßt, daß ſie werde bezahlt oder angeboten werden. — Ueberdem haben Furcht, Hoffnung und faſt alle Leidenſchaften Ein-

fluß auf die Preiße, die man giebt oder empfängt.

46. Hume's Satz, daß es bei der Macht, Stärke und Finanzeinnahme des Staats nicht ankomme auf die absolute Quantität des edeln Metalls, sondern

1) auf dessen allmähligen Anwachs,
2) auf den durchgängigen Umlauf,

heißt in Smiths Sprache übersetzt:

1) auf den fortschreitenden Wirthschaftsgang,
2) auf Vertheilung und Vermehrung der Arbeit.

Dieß beides aber ist Folge von zunehmendem Verlage.

Wenn Hume sagt: die wahre Staatswirthschaft bestehe darin, to keep money still encreasing, weil dadurch ein Geist der Betriebsamkeit rege erhalten, und der stock of labour, worin alle wahre Macht und Reichthum besteht, vermehrt werde; so ist das Hysteron Proteron, sofern das erstere eine Folge vom zweiten ist; denn eine von der größern Ergiebigkeit der Minen herrührende Zunahme des Geldes hilft nichts.

Bei der Zunahme an Menschen und Industrie im Oestreichschen und anderwärts

hat keine verhältnißmäßige Zunahme an Macht und Finanzen Statt gefunden; aus Mangel an Gelde ſagt man. Aber der Mangel an Gelde ſowohl als die Staatsſchwäche rührt eigentlich her von der einfachen Lebensart und der damit verbundenen geringen Cirkulation. Bei noch geringerer Cirkulation im Mittelalter mußte der Fürſt Revenüen in Naturalien nehmen (wie in Polen Rindshäute) und konnte nur von den Städten etwas Geld bekommen: auch waren alle Waaren theurer, weil weniger zu Markt kamen, oder eigentlich, weil weniger Verlag und eine geringere Arbeitstheilung, folglich höher Profit und mehr Lohn Statt fand.

47. Wenn Smith den Untergang des Feudalweſens zuſchreibt dem Geſchmack, den die Lehnsherrn an Fabrikaten gewannen: ſo läßt ſich damit wohl auch reimen, was Stewart ſehr ſchön zeigt, daß das Bedürfniß der Souveräns Geld zu haben hauptſächlich dazu beigetragen hat, indem faſt nur in Städten Geld zu finden war. Nach Erfindung des Schießpulvers war die Landesbeſchützung nicht mehr möglich ohne Geld. Das Exempel von Venedig, Genua, den Niederlanden ꝛc. reizte die

Souverains das neue Staatswirthschafts-system anzunehmen, und folglich dem Feudalwesen immer mehr Abbruch zu thun. Die Rücksicht auf Menschheitsrechte trat erst später ein, und war Folge, nicht Ursache jenes Systems.

48. Der Einwand, daß durch Aufkauf die Konkurrenz beim Einkauf vermehrt, beim Verkauf gemindert, und der Verkaufspreiß um die Erhöhung des Einkaufspreißes und um den Gewinn des Aufkäufers vertheuert werde, beweiset zu viel. Er trifft jeden Handel, d. i. Einkauf zum Wiederverkauf, und insonderheit jeden Kram oder Kleinhandel, der zwischen den Großisten und Konsumenten tritt.

49. Prämien, wenn sie eine noch nicht vorhandene Industrie erst in Gang setzen sollen, können nicht hoch genug seyn, um Aufmerksamkeit zu erregen. Sollen sie dagegen ein schon im Gange seyendes Gewerbe vermehren, so sind sie schädlich: denn sie bewürken eine falsche, nicht auf die Natur des Gewerbes gegründete Thätigkeit, die mit ihrer künstlichen Ursache zugleich aufhört, und in ihren Fall auch noch die Personen mit verwickelt, die sich ohne diese zweckwidrige Hülfe sonst erhal-

ten hätten. — Unterstützungen einer Fabrikation, wenn sie würken sollen, müssen das Ganze umfassen, mithin bloß in Beförderung des Absatzes bestehen. Also nur Ausgangsprämien für den Kaufmann sind zulässig: aber auch die nur zur Zeit der höchsten Noth, wenn der Absatz stockt, und nur auf so lange, als die Noth dauert. — Alle Ermunterungen des Tuchmachergewerbes durch Monopole und Prämien haben in der Kurmark und in Ostpreußen nicht soviel vermocht, als der natürliche Gang der Fabrikation und des Handels in dem bis 1772 ganz versäumten Netzdistrikte. Im Netzdistrikt sind 2495 Schaafe auf einer Quadratmeile, dagegen in der Kurmark nur 1802; im Netzdistrikte 1245 Menschen auf einer Quadratmeile, in Ostpreußen nur 1200.

Der Wohlstand des Fabrikanten hängt nicht ab von wohlfeilem Einkauf seines Materials, sondern bloß von lebhaftem Absatz. Im Jahre 1789 machten die Tuchmacher im Netzdistrikte 4820 Stück Tuch mehr, als im Jahre 1788, obgleich die Wolle 1789 unerhört theuer war.

50. Die Handelsbalanz in Gelde ist, scheint es, darum wichtig für den Staat,

Univ. Bibl. München

weil er das Militär und alle Staatsdiener in Gelde, und zwar in etatsmäßig bestimmten Geldquantitäten bezahlen muß, und ihm also an fester Geldeinnahme sehr viel gelegen ist.

51. Smith sagt Theil I. S. 339. gerade zu: As the society advances in wealth et improvement, all other sorts of rude produce, cattle, poultry, game of all kinds, the useful fossils et minerals of the earth etc. naturally grow dearer, **except corn et such other vegetables as are raised altogether by human industry.** Also Getreide, meint er, werde durch den Fortgang der Kultur und den Anwachs des Wohlstandes und der Volksmenge eines Landes **nicht theurer.**

Dagegen sagt nun Jacob: Getreide sey nur dann ein sicherer Maaßstab des Silberwerths, wenn die Rede ist

1) von einem und eben demselben Lande, und ohne daß beträchtliche Veränderungen vorgegangen sind,
2) in der Kulturart,
3) und in der Bevölkerung und dem Wohlstande des Landes.

Zu 1. Denke man an das Getreide aus der fruchtbaren Weichselniederung, und aus dem unfruchtbaren Natangen um Sensburg, und dem kultivirtesten und dem schlecht bewirthschaftetsten Land in Preußen.

Zu 2. Daß der Boden, wie man ihn auch kultiviren mag, immer gleichviel zur Produktion beitrage, und daß der Mehrertrag bei besserer Kultur immer nur genau proportional sey dem größern Kapital, das man auf den Boden wendet, ist nicht allgemein richtig: die verschiedne Natur des Bodens, so wie die verschiedne Anwendungsart des größern Kapitals macht einen großen Unterschied. Smith hält die höhern Kosten des Arbeitsviehes für ein Gegengewicht des durch bessere Kultur erbauten Mehrertrages.

Zu 3. Die Bevölkerung sey wechselnd, oder sich gleichbleibend, oder abnehmend, und der Lohnsatz sey dem gemäß, wie er wolle; so ist es nicht der Lohnsatz, der den Kornpreiß bestimmt, sondern der Kornpreiß bestimmt wenigstens zum Theil ihn.

Wenn ein Ort, dessen Marktpreiße man zur Norm annimmt, an Volksmenge wächst, wie z. E. Berlin, Hannover ꝛc.:

so wird, je nachdem das Korn deshalb von gröſserer Weite zugeführt werden muß, sein Preiß dieſer Frachtkoſten wegen ſteigen.

52. Wenn Smith das Nationaleinkommen ſetzt in den Werth des jährlichen Ertrages des Bodens und der Arbeit: ſo fragt ſich,

1) wenn der Ertrag an Gröſse zunimmt, wird er dann auch an Werth dem Total nach gröſser ſeyn, oder kann er nicht eben durch ſein Wachsthum an Gröſse ſich an Werth vermindern? und

2) kann nicht, wenn ſeine Quantität durch irgend welchen Zufall, z. E. eine Kalamität, abnimmt, ſein Werth im Total zunehmen? Iſt nicht für die Nation die Menge der Erzeugniſſe wichtiger, als deren Werth? Es fragt ſich, was meint Smith unter Werth? und was meint er unter Ertrag des Bodens und der Arbeit? Ferner betrachte man irgend welchen einzelnen Artikel, mit dem die Veränderungen unter 1. und 2. vorgehen, und frage, wie das würken werde auf den geſammten Ertrag aller Artikel oder der ganzen Nationalwirthſchaft?

Die wahre echte Vermehrung des Nationalreichthums beſteht allein in der Ver-

mehrung werthhafter Güter zu dem mindest möglichen Kostenpreiße: und die echte Maxime der Staatswirthschaft ist, zu machen, daß alle nützliche Dinge so wohlfeil als möglich erzeugt und verkauft werden; nehmlich reell oder absolut wohlfeil in Hinsicht auf die letzten Ursachen aller Preiße, (oder auf die produktiven Kräfte der Arbeit, des Verlages und Bodens, beide letztere als Bedingungen der Arbeit betrachtet,) nicht aber bloß relativ in Hinsicht auf andere Sachen.

53. Bedürfnisse sind wohl der Entstehungsgrund der unentbehrlich nöthigen Künste: aber zur Erfindung der Künste der Bequemlichkeit und des Luxus haben sie so wenig beigetragen, daß vielmehr erst durch diese Künste mancherlei Bedürfnisse entstanden sind.

54. Den Ausdruck impôt indirect nehmen die Physiokraten in einem ganz andern Sinn, als andre Finanzschriftsteller. Diese, z. E. Ramel, nennen auch eine Personalsteuer direct, und sehen bei dieser Benennung bloß auf die Erhebungsart; jene nennen, nach ihrer Hypothese, daß alle Steuern auf den Reinertrag des Bodens fallen, auch jede Personalsteuer

nur indirect, und brauchen impôt direct als Kunstwort in dem eigenthümlichen Sinn ihres Systems, nur für Grundabgaben: z. E. Saint Peravy im Mémoire sur l'impôt indirect p. 65. Eben so ist's mit dem Ausdruck revenu.

55. Smith beweiset, daß die durch die Getreideausfuhrprämie bewürkte Erhöhung der Kornpreiße dem Landmann im Ankauf einheimischer Waaren, und in Bezahlung einheimischer Arbeit nichts hilft, nehmlich ihn nicht in den Stand sezt, besser zu leben und besser zu wirthschaften: sondern nur im Ankauf fremder Waaren, deren er wenig bedarf, ihm Vortheil bringen kann. Wenn nun der höhere Getreidepreiß kein Mittel ist, den Landbau zu befördern, was für ein andres Mittel kann es denn dazu geben? Ist doch sonst, nach Smith selbst, der höhere Tauschwerth der vergrößerten Menge von Produkten das Hauptbeförderungsmittel der Produktion, wie z. E. der höhere Viehpreiß bei der Viehzucht. Sogar beweiset Smith, daß die durch Prämien erkünstelte Vertheurung des Getreides denselben schlimmen Effekt hat, wie die durch verbotene Ausfuhr des Goldes und Silbers in Spa-

nien und Portugal bewürkte Erniedrigung des natürlichen Werths dieſer Metalle, welcher ſich beſtimmt durch ihre Proportion zum jährlichen Ertrage des Bodens und der Arbeit.

Ferner: Smith, indem er behauptet, das Korn habe einen unveranderlichen Realpreiß, der durch keine Geſetze geändert werden könne, verlangt gleichwohl Ausfuhrfreiheit, theils

1) weil das Verbot ungerecht ſey, theils

2) weil, wenn nicht mehreres Korn gewöhnlich im Lande ſelbſt erzielt, oder in das Land eingeführt wird, als gewöhnlich darin verzehrt zu werden pflegt, der einheimiſche Markt nicht reichlich verſorgt werden kann. Nun aber werden nicht, ſagt er, die Producenten mehr erzielen und die Einführer mehr einführen, als bloß ſoviel die inländiſche Konſumtion fordert, wofern nicht der Ueberſchuß in allen gewöhnlichen Fällen ausgeführt werden kann. Ja aus Beſorgniß, daß ihm die Waare auf dem Halſe bleibe, werden Producent und Einführer den Markt wohl eher unzulänglich verſorgen. Alſo das Verbot der Ausfuhr beſchränkt die Verbeſſerung und den Anbau

bau auf das, was die Versorgung der eigenen Einwohner des Landes fordert; statt daß die Ausfuhrfreiheit das Land in den Stand setzt, die Kultur bis zur Versorgung fremder Nationen zu erweitern *).

Aber wenn der Kornpreiß den Preiß der Arbeit und aller Waaren regulirt: warum ist denn in Polen, Kurland ꝛc. alle Kunstarbeit und Kunstwaare so theuer? wegen des hohen Profitsatzes? oder aus Mangel an Konkurrenz der Verkäufer? Und warum nimmt diese Konkurrenz nicht zu?

56. Wiefern ist Verlagsprofit eine Quelle oder ein Bestandtheil des Nationalvermögens? Natürlich ist er ein Theil von dem Erzeugniß des Arbeiters, der, sofern er eine vom Verleger verschiedne Person ist, erst seinen Lohn aus dem Erzeugniß seiner Arbeit erhält, und dann einen Theil dieses Erzeugnisses seinem Beschäftiger als Profit läßt.

*) Mit Wolle ist es wie mit Getreide: Wollausfuhrverbote vermindern die Erzeugung und Einfuhr der Wolle, und vertheuern sie auf den inländischen Märkten.

57. Der Anwachs des Verlages erzeugt, nach Smith, eine zunehmende Nachfrage nach Arbeit; er iſt aber auch ſelbſt eine Würkung von vermehrter Arbeit.

58. Smiths Hauptgedanke iſt, daß ein Verlag angewandt auf produktive Arbeit ſich regenerirt hätte, ſtatt daß er, angewandt auf ſterile Arbeit, vernichtet wird.

59. Alle Uebel des Feudalweſens reduciren ſich auf zwei, nehmlich

1) auf das Recht unbezahlte Arbeiten zu erpreſſen, und

2) auf das Recht Landeseigenthum zu monopoliſiren.

Induſtrie verlangt und braucht weiter keine Aufmunterung, als die Sicherheit, ſich der Früchte ihrer Arbeit erfreuen zu können, welche Sicherheit ihr zu geben der Staat die ſtrengſte Pflicht hat. Aber ſtatt ihr die zu geben, will er ſie durch tauſend Wohlthaten unterſtützen. —

Da die Gerechtigkeit an ſich ſo wenig über Staaten vermag, vielleicht könnte das Intereſſe ſie zur Gerechtigkeit führen, wenn man ihnen zeigte, daß es würklich mit derſelben übereinſtimmt.

60. Die Aufnahme des Ackerbaues und der Manufakturen seit dem sechzehnten Jahrhunderte rührte nicht her von der Vermehrung des Silbers, wie Hume meint, sondern von der, der Industrie um diese Zeit allgemeiner gewährten Sicherheit. Der Beweis davon liegt einerseits in dem Flor von Venedig, Genua, Florenz, Lombardei, Belgien (s. Andersons Geschichte des Handels) vor der Ankunft der amerikanischen Schätze nach Europa, und andrerseits in der jetzigen Armuth von Portugal und Spanien, obgleich beide Länder vor 1500 bei viel geringerer Zufuhr von edlen Metallen viel besser daran waren.

61. Wo bleibt das viele Geld, das im Kriege, z. E. in dem französischen in Deutschland oder jetzt (im März 1807) von den Russen in Preußen, ausgegeben wird? und warum werden die Länder dadurch nicht reich, selbst wenn sie der neutrale Kriegsschauplatz sind? — Dadurch, daß die Producenten und Fabrikanten Geld in die Hand bekommen, werden sie noch nicht reich: sie müssen es ja auf Reproduktion anwenden. Und diese wird erschwert

durch hohen Arbeitslohn, durch theure Materialien und Geräthe — theuer wegen des Mangels an Arbeitern und wegen der Vernichtungen und Zerstörungen im Kriege. — Kaufleute und einige Fabrikanten und Handwerker mögen doch wohl gewinnen, aber der Landmann und viele andre Fabrikanten gewiß nicht.

62. Welch eine Kleinigkeit ist eine noch so große auswärtige Balanz gegen das Total aller inländischen Veräußerungen in einem großen Lande. Paris, hieß es im Jahre 1805, braucht jährlich zu seiner Konsumtion 260 Millionen Franken (ohne Möbel, Geräthe ꝛc. ?). Angenommen, daß Paris 700,000 Seelen habe, daß dieß der vierzigste Theil von der Bevölkerung von ganz Frankreich sey, und daß die Konsumtion jedes Menschen außer Paris auch nur halb so theuer als in Paris sey: so beträgt die Konsumtion von ganz Frankreich $20 \times 260 = 5200$ Millionen Franken. Was ist dagegen die nach Necker angegebene Balanz?

63. Was für Vortheile entstehen

1) für die Nation,

2) für das Finanzwesen oder die Regierung

daraus, daß das Staatseinkommen in Geld erhoben und ausgegeben wird, ſtatt in Naturallieferungen und Dienſten, wie vormals in England (ſ. Andersons Geſchichte des Handels) und noch neulich in Polen? Büſch's Vorſtellung von einer doppelten Arbeit, die durch das zu den Staatsausgaben erhobene und dazu aufgewendete Geld erweckt werde, ſchreibt ſich von Stewart her.

64. Die große Veränderung, die ſeit tauſend Jahren im Menſchengeſchlecht vorgegangen iſt, rührt ſie nicht hauptſächlich davon her, daß jetzt der Norden mit kultivirten Menſchen beſetzt iſt, die von der Natur ſo viel weniger, als die im Süden haben, und doch ſo viel mehr brauchen; und daher ſo vielerlei thun und machen müſſen, und ſich ohne Monogamie, gute Kinderzucht und kluge Geſetze nicht behelfen können. Und doch war, ſcheint es, Oſtindien die Wiege aller Kultur des Menſchengeſchlechts!

65. Der urſprüngliche reelle Tauſch-

werth jeder Waare beſteht in den Koſten ſie zu erzeugen und zu Markt zu bringen. Alſo in jedem gegebenen Staate nicht bloß in der Arbeit, dem Kapitalgewinſt, und (wenn man den Boden als etwas vom ſtehenden Kapital verſchiedenes anſehen will) der Landrente, welche an der Sache haften: ſondern auch in den von der Waare, während ihrer Produktion und ihres Führens zu Markte, erhobenen Auflagen.

66. Werden bei Berechnung der Handelsbalanz die Waarenpreiße einſchließlich der Zölle und andrer Abgaben (z. E. Hafengeld ꝛc.) angeſetzt oder ausſchließlich? Nachdem das eine oder das andre geſchieht, ändert ſich die Balanz um den Zollbetrag, welcher der Nation entgeht, da er vom Staate verzehrt wird.

67. Der zunehmende Reichthum von Holland und England im 16ten und 17ten Jahrhunderte war dem größern Theile nach wohl nur eine Verpflanzung des Reichthums von Italien, Spanien und Portugal dorthin. Um ſo weniger kann er hauptſächlich von dem Antheile hergeleitet

werden, welchen England und Holland damals am indischen Handel zu nehmen anfingen.

68. Entstehung der Oberherrschaft durch Kauf. Sonderbar! Verschiedne Eidgenossen haben Landereien von deren Grundherrschaft erkauft, und sie zu Unterthanen gemacht. Also wenn ein reicher Mann nach und nach seinen Landbesitz erweitert; so kann er allen, die auf seinem Lande wohnen wollen, die Bedingung vorlegen, ob sie sich von ihm en souverain regieren lassen wollen oder nicht! So entsteht Staatsgewalt durch bloße Erwerbung des Grundeigenthums. Wie vereinigt man das mit Menschheitsrechten?

69. Geld besteht aus Stücken Metall, deren Quantität und Qualität durch einen öffentlichen Stempel bescheinigt wird.

Münzstätte ist die Fabrik, wo für das Publikum solche Stücke Metall, genannt Geld, fabricirt werden.

Es giebt zwei Methoden, wie das Publikum die Fabrikationskosten trägt:

1) es bezahlt diese Kosten in schon gemünztem Gelde,

2) oder der Staat behält von dem Metall so viel zurück, als die Kosten betragen.

England befolgt die erste Methode; alle andere Nationen die zweite.

Bei der erstern Methode, sagt Hegewisch, sey die Sicherheit des Publici größer, als bei der zweiten.

Dagegen sagt man, durch die zweite Methode

1) könne der Staat eine unmerkliche und billige Abgabe erheben;

2) verhüten, daß die Münze sich nicht verliere und eingeschmolzen werde,

3) das Verhältniß von Gold zu Silber festsetzen,

4) den Ausfluß des Geldes aus dem Lande verhindern.

Zu 1. Der Gewinn für den Staat ist eine Kleinigkeit: z. E. 20,000 Rthlr. von einer Million zu zwei Prozent.

Holland hat, nach Pestel, vom Jahr 1650 bis 1749 ungefähr 430 Millionen

(wahrſcheinlich Gulden holländiſch) münzen laſſen; alſo jährlich im Durchſchnitt etwa ſieben Millionen. Von jenen 450 Millionen betrug der Schlagſchatz nur 750,000 Gulden, alſo jährlich etwa 12000 Gulden.

Zu 2. Das Verſchwinden des Geldes durch auswärtige Zahlungen kann der Schlagſchatz nicht hindern; auch kann er nicht machen, daß neues Geld anſtatt des verſchwundenen hereinkomme.

Das Einſchmelzen iſt nicht ſchädlich; es iſt dem Staate nützlich, wenn ein Schlagſchatz genommen wird. Nimmt er keinen; ſo machen die Münzkoſten, welche die Nation trägt, wenig aus, und die Nation hat dann den Vortheil, immer neues, alſo volles wichtiges Geld zu haben.

Zu 3. Der Schlagſchatz kann eben ſo wenig das Verhältniß von Gold zu Silber, als das von Hafer zu Gerſte ändern.

Zu 4. Auch den Ausfluß des Geldes aus dem Lande kann der Schlagſchatz nicht hindern. Das einzige Mittel, dieſen Ausfluß zu verhüten, iſt, daß man ſich nicht

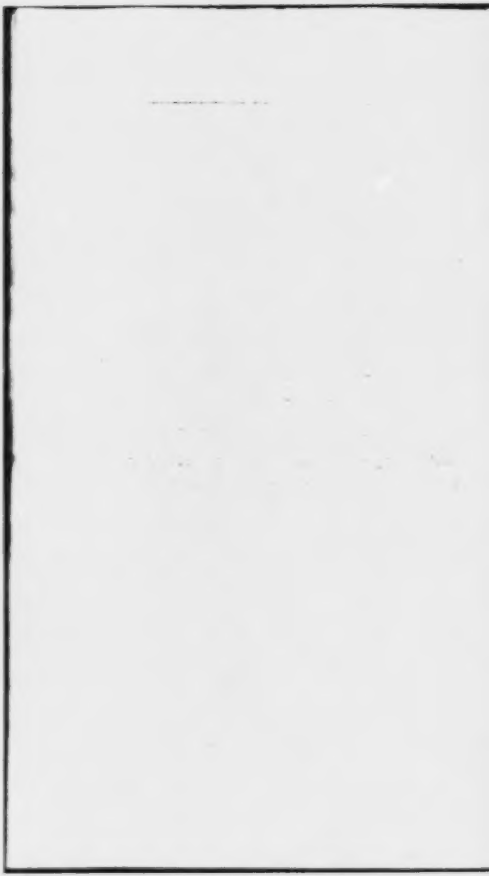
die Pflicht zuziehe, auswärts Zahlungen zu machen.

Das Beste wäre, wenn man auf die Münzen anstatt Brustbilder und Wappen, deutsch und verständlich das Gewicht und die Feinheit ausstemplte.

XIII.

Briefe
ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts.

Geſchrieben in den Jahren 1799 bis 1802 an den Herausgeber, der damals Kammerpräſident in Weſtpreußen war.



Briefe
staatswirthschaftlichen Inhalts.

Geschrieben in den Jahren 1799 bis 1802 an den Herausgeber, der damals Kammerpräsident in Westpreußen war.

Königsberg, den 2ten Januar 1799.

Wenn Sie, mein Theuerster, bedenken, daß das höchste Gut einer Gesellschaft in gerechten Gesetzen besteht, und daß unter allen Gesetzen die, welche das Recht der Personen betreffen, die allerwichtigsten sind, so können Sie in Ihrer Arbeit, zumal was die Aufhebung der Amtsunterthänigkeit (a) betrifft, sich durch

(a) Schon durch die Patente vom 10 July 1719 und 24. März 1724 waren die Einsassen in den preußischen Domänenämtern von aller Leibeigenschaft, Unterthänigkeit und Erbunterthänigkeit freigesprochen. Diese Patente waren indessen theils nicht durchgängig befolgt, theils

den herrlichen Gedanken erquicken, daß es wahrlich in den Augen Gottes und der Vernunft keine Arbeit giebt, die verdienstlicher wäre. Die glänzendsten Siege, wenn sie nicht die Folge haben, daß irgendwo dadurch heilsamere, d. i. gerechtere Gesetze entstehen, mögen als seltene Aeußerungen gewaltiger Kräfte unser Gefühl, welches eben nicht der edelste Theil unsers Selbst ist, rühren, so viel sie können; die Vernunft wird sie den unglänzenden Arbeiten, durch welche hie oder da Ungerechtigkeiten abgestellt und bessere Einrichtungen zu Stande gebracht werden, weit nachsetzen.

Und eben so wird sie unter den Bemühungen um bessere Gesetze diejenigen, welche auf die Sicherung und Wohlfahrt des Landmannsstandes gerichtet sind, den mehr schimmernden und mehr gepriesenen, die den Handel und Kunstgewerbe zum Gegenstande haben, weit vorziehen, wie

durch spätere Verordnungen wieder beschränkt, und es wurden erst durch die Verordnung vom 2[illegible]. Decbr. 1804 alle Zweifel über diesen Gegenstand gehoben, als selbige „die preußischen „Domaneneinsassen für völlig freie, von aller „Erbunterthänigkeit unabhängige, und von den „mit dem Erbunterthänigkeitsverhältnisse verknüpften „gesetzlichen Folgen völlig befreite keute," erklärte.

auch unser Smith thut, der mit Recht behauptet, die Gesetze, welche dem Landmann in England völlige Sicherheit und persönliche Unabhängigkeit gewähren, hätten mehr zur Größe Englands beigetragen, als alle Handlungsregulative dieses Staats zusammengenommen.

Sie sagen mir nichts von dem Antheil, den sie an dem preißwürdigen Entschluß der Westpreußischen Stände, die Aufhebung der adelichen Erbunterthänigkeit betreffend, gehabt haben mögen; aber ich habe darum nicht weniger die feste Ueberzeugung, daß Sie dabei nicht unwürksam gewesen sind. Mit wahrer Freude erblickte ich unter den Unterschriebenen oben an den Namen des trefflichen Regierungspräsidenten (b). Anders als ihr Herren die Sache eingelenkt habt, ließ sie sich

(b) Bei Gelegenheit der mit den Deputirten der adelichen Gutsbesitzer gehaltenen Konferenzen über den Entwurf zum Provinzialgesetzbuch deputirte der Westpreußische Regierungspräsident, jetzige Kanzler Freiherr von Schrötter, die gedachten Deputirten zu einem Schreiben an den König, worin sie sich bereit erklärten, die Erbunterthanigkeit aufzuheben. Das Anerbieten ward angenommen, die Ausführung aber unterblieb, weil die Behörden, denen der König die weitere Einleitung übertragen hatte, diese unterließen.

freilich nicht führen. Unsere hiesige Regierung soll, wie ich höre, ihr Gutachten ganz für Beibehaltung der Erbunterthänigkeit abgefaßt haben, bloß mit Anfügung einiger kleinen Modalitäten, die wie Rosenwasser auf Krebsschäden würken müssen. „Gesetzgeber sollen nicht richten," sagt Montesquieu, und „Gerichte sollen nicht Gesetze geben," möchte ich hinzusetzen. Das Gutachten von einem Gerichte über ein Gesetz könnte dem Gesetzgeber trefflich zur Beurtheilung des Gesetzes dienen, wenn das Gericht die Fälle, die ihm in seiner Praxis in Absicht auf dieß Gesetz vorgekommen sind, genau und treu darstellte, und so die Folgen des Gesetzes nach Thatsachen in einem allgemeinen Bilde aufstellte. Freund, was müßte das für ein Gemälde seyn, was sich aus der gerichtlichen Praxis in Hinsicht auf die Rechtssachen, die Erbunterthänigkeit betreffend, darstellen, und aktenmäßig beweisen ließe! Ich habe mir einmal aus Kammeraakten über diese Sache einen Auszug gemacht, den ich erschrecken würde gedruckt zu sehen; und doch kommen darin nur die seltenen Kollisionsfälle zwischen der Kammer und adelichen Unterthanen vor. Sonderbar

derbar iſt's, daß, als König Friedrich Wilhelm I. etwa 1718 zuerſt die Amts-leibeigenſchaft aufheben wollte, die Kammer in ihrem Gutachten mit Händen und Füßen wider die Aufhebung dieſer Landesplage war. Ich kann Ihnen dieß Gutachten im Auszuge zuſchicken, wenn Sie es verlangen. Uns dagegen jetzt ſind es gerade die Kammern, welche die Aufhebung der adelichen Erbunterthänigkeit ſo dringend empfehlen: denn ich hoffe, Ihre Kammer wird nicht weniger thun, als die hieſige gethan hat, die ſich ſtark und rund gegen dieß Uebel in ihrem Gutachten erklärt haben ſoll. So viel weiß ich wohl, daß, wie es eine und eben dieſelbe Kraft iſt, durch welche das Waſſer von oben nach unten herabfließt, und ein Springbrunnen von unten nach oben ſpringt, ſo auch dieſe entgegengeſetzten Erſcheinungen von einem und eben demſelben Intereſſe herrühren, nur daß die Situationen anders ſind. Ich werde ſie nicht erleben, aber die Zeit kommt gewiß, in welcher einſt unſere höchſte Finanzbehörde eben ſo gegen die Domänen ſeyn wird, wie ſie jetzt für dieſelben ſeyn mag: wenigſtens bin ich überzeugt, daß, wenn es einſt da-

hin gekommen seyn sollte, daß die Do-
mänen insgesammt Privateigenthum wä-
ren, keine Finanzwissenschaft jemals wieder
die neue Stiftung von Domänen in der
Art, wie wir sie jetzt haben, als ein Mit-
tel, den König und den Staat zu berei-
chern, vorschlagen würde. Sie haben mir
über das Domanenwesen einige herrliche
Belehrungen gegeben. Lassen Sie sich die
Einfälle eines Laien gefallen, und wenn
Sie einst Lust und Muße haben, antwor-
ten Sie mir darauf:

I. Man rühmt den Einfluß, den thä-
tige und einsichtsvolle Beamte auf die Kul-
tur ihrer Gegenden haben. Ich unter-
scheide im Amtsbezirk **erstens** die Pacht-
vorwerke, oder das Land A, welches de
Beamte als Pächter bewirthschaftet, un
zweitens das Land B, welches d
Schaarwerksbauern besitzen.

Was A betrifft, so denke ich mir eine
grundredlichen Beamten, den ich im Stil
len frage:

1) „Würden Sie wohl **eben** so wirt
„schaften, als Sie jetzt thun, wenn d
„Land A Ihnen **eigen** oder auch n
„erbpachtlich zugehörte?“ Er würde
wiß sagen: Nein! — 2) „Würden S

„dann schlechter wirthschaften?" — Gewiß nein!

1) Er wird als Eigner anders wirthschaften. Denn gesetzt auch, der Ertrag, den er aus dem Lande A zieht, sey das Maximum, was er, als Pächter, bei den bestehenden Verpachtungsprincipien herausziehen kann, so ist doch dieß Maximum verschieden von dem Maximo, was er, wenn sein Interesse nicht an jene Principien gebunden wäre, als freier Eigner herausbringen würde. Als Pächter muß es ihm herzlich lieb seyn, gewaltige Strekken von Weideland, immer bloß als Weideland zu haben, die er ganz anders benutzen würde, wenn er Eigner wäre. Er wird als Pächter, wenn die Veranschlagungsart des Hafers so ist, daß dabei für ihn mehr Profit abfällt, als bei der Veranschlagungsart der Gerste, als Pächter Hafer säen, wo er als Eigner Gerste säen möchte. Er wird mehr Saatgetreide auf den Acker streuen als nöthig ist, wenn er findet, daß ihm dann durch das sogenannte Wirthschaftskorn mehr wieder einkommt, als er weggeworfen hat. Lachen Sie nicht, wenn ich sage, daß ich dieß so gut als aus eigner Erfahrung weiß: es ist reine Wahr-

heit. Und Sie, mein Theuerſter, denken Sie nur, wenn Sie ſo ein Vorwerk nach dem andern bereiſen, ſelbſt nach, was Sie für Verbeſſerungen und Veränderungen vornehmen würden, wenn dieſe Ländereien Ihr Privateigenthum wären, und ſeyn Sie verſichert, derſelbe Beamte, der, wenn Sie ihm dieſe Verbeſſerungen und Veränderungen zumuthen, ſelbige ablehnt, würde ſie mit Eifer ergreifen, und eben das ausführen, was Sie ſelbſt als Privateigner dieſer Ländereien ausführen würden, wenn er Eigner wäre.

2) Er wird beſſer wirthſchaften. Geſetzt auch, es gäbe Amtspachten, die durchaus keiner Verbeſſerung weiter fähig wären, (eine Sache, die mir unglaublich vorkommt,) ſo iſt es doch mit den meiſten ganz anders bewandt; und wenn, wie ich vermuthe, vielleicht $\frac{1}{7}$ oder $\frac{1}{8}$ des Domanialbodens (die Forſten abgerechnet) in Unkultur oder halber Kultur daliegt, ſo iſt Stoff genug zu Verbeſſerungen da. Seyn Sie überzeugt, daß viele Eigner von Kapitalien, die eben keinen Reiz darin finden können, als Pächter unter der Kammer zu ſtehen, mit Freuden ihre Kapitalien auf den Ankauf von Ländereien anlegen wür-

den, wenn sie sie eigenthümlich bekommen könnten. Und 10,000 Thaler in der Hand eines Eigners bringen Würkungen hervor, die von denen, die 10,000 Thaler in der Hand eines Pächters hervorbringen mögen, sehr zu ihrem Vortheil verschieden sind. Daß, die Stiftsgüter nicht zu rechnen, $\frac{1}{3}$ des Bodens als Domänen in todter Hand unveräußerlich und untheilbar da liegt, ist eins der größten Hindernisse in Hinsicht auf den Wachsthum unsers National- und Staatsvermögens.

II. Man kann sagen: „viele große „Meliorationen müßten unterbleiben, wenn „die Aemter eingingen, weil nur der „Staat die Kraft hat, große Summen „darauf zu verwenden, und die Nutzung, „wenn sie geringer ausfällt, durch größere „Volksmenge und deren größere Zahlungs„fähigkeit, oder durch anderweitige Zuflüsse „für ersetzt zu halten." Mich dünkt, 1) Meliorationen, die nicht in gehöriger Zeit, durch ihren Ertrag, oder, wenn sie zu Abwendung von Schadensfällen gemacht sind, durch die Ersparung der Schadensfälle sich völlig bezahlen, sind nicht Meliorationen, sondern sie gehören in die Rubrik der unverständigen Unternehmun-

gen, die Smith mit den verſchwende-
riſchen Aufwendungen in eine Klaſſe ſetzt,
und als Vernichtungen vom Nationalkapi-
tal tadelt. Sind es aber wahre Meliora-
tionen, ſo dünkt mich 2) ſie müßten von
den Eignern der Güter eben ſowohl, und
manche, deren Natur das zuläßt, ſelbſt
von freien Unternehmern noch beſſer ausge-
führt werden, als jetzt von Verwaltern
(denn das ſind doch die Kammern). So
wie die Staatskräfte ſelbſt nicht anders
als aus den Beiträgen der Einſaſſen er-
wachſen, und wie die 20 oder mehrere
1000 Thaler, die Ihre Kammer auf
eine Melioration wenden mag, doch aus
dem Kammerdepartement, und wohl gar
aus eben dem Bezirk, dem die Meliora-
tion zu ſtatten kommen ſoll, geſammelt
ſind, ſo könnten warlich die Leute, wenn
man ſie ſelbſt machen ließe, für das Geld,
was jetzt die Meliorationen koſten, daſſ
ſelbe und noch beſſer thun. Wenn von
den aus Domänen entſtandenen Gütern,
eben ſo wie jetzt von den andern, auch
mehrere in einer Hand vereinigt werden
dürften, ſo hätten ſie die großen Güter,
die Young ſo wichtig für Verbeſſerungen
hält. Aber, Freund, die gar zu kleinen

mögen, wegen der Disproportion zu den Kosten, für die Eigner wie für das Publikum nachtheilig seyn, so ist doch gewiß, daß die vollendete Kultur nur von mäßig großen zu erwarten ist. Denn ein Gut ist nicht in vollendeter Kultur, wenn auch das Vorwerksland als ein ne plus ultra kultwirt wäre, und wenn gleichwohl dabei das Bauerland, das vielleicht ⅓ des ganzen Umfangs vom Gute ausmacht, elend bestellt ist. Ich bilde mir ein, ein Landstrich von etlichen Quadratmeilen, besetzt mit 100 Wirthschaften von 8, 12 ꝛc. Hufen, würde dadurch ungleich schöner angebaut, d. i. zu einem größern Ertrage gebracht werden, als wenn dieser Landstrich bloß 3 oder 5 großen Eignern gehörte; vorausgesetzt, daß die 100 kleinern Wirthe in Hinsicht auf alle Leistungen gegen den Staat keine andern Obliegenheiten hätten, als die 3 oder 5 Eigner, die eben den Landstrich inne hatten. Daß unsere mäßigen Köllmergüter bei der fürchterlichen Prägravation in Absicht auf die Truppenverpflegung noch so blühen, wie man sie sieht, ist ein Beweis von der Ueberlegenheit ihres Ertrags. Sagen Sie mir, würden 100 unserer köllmischen Gü-

ter, zusammen 1000 Hufen groß, mehr absoluten Ertrag geben, wenn sie von jeher in den Händen von 5 großen Eigenern gewesen wären? Gewiß nicht. — So viel vom Vorwerkslande A.

Was das Land B der Schaarwerksbauern betrifft, so würden Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie mir, wäre es auch nur ungefähr, das Verhältniß von B zu A der Größe nach, so wie auch das Verhältniß des Bauerlandes b zum Hofelande a auf den Privatgütern angeben wollten. Ich frage nun erstens, wie viel würden wohl die Schaarwerksbauern geben, um sich von dem Amtsschaarwerk loszukaufen? (c) — Es sey

(c) Bei der bald darauf in Westpreußen in den königlichen Domänen eingeführten Schaarwerksbefreiung willigten die dienstpflichtigen Bauern ein, für einen Spanndienstag 9 bis 16 Sgr. und für einen Handdienstag 4 bis 8 Sgr. zu vergüten, je nachdem sie näher oder entfernter von den Vorwerken die Dienste zu leisten hatten. In den beiden Westpreußischen Kammerdepartements waren beim Schlusse des Jahres 1801 aufgehoben.

47,588 Gespann- } Dienstage,
47,579 Hand- }

für welche an Dienstbefreiungsgeld jährlich 23,869 Rthl. 20 Sgr. einkamen, von denen nach Abzug der den Domänenbeamten für die verlornen Schaarwerksdienste bewilligten Entschädigung jährlich ein Etatsplus von 10,005

jährlich 10 Thaler, und das Amt habe, wie ich z. B. von Lappöhnen weiß, 70 Schaarwerksbauern, so wären 700 Thaler der **allergeringſte Werth** des Amts-ſchaarwerks; der wahre Werth würde, zumal für manches Jahr, wohl noch ⅓ mehr, alſo alles wohl 800 Thaler betragen. Nun frage ich **zweitens, dieſe Quantität Arbeit**, welche, von den Arbeitern nach ihrem eigenen Willen angewandt, den Werth von wenigſtens 700 Thalern hervorbringen würde, was für einen Werth bringt ſie hervor, wenn ſie in der Form von Schaarwerk auf der Wirthſchaft des Amtmanns angewandt wird? — Wahrhaftig nicht einen Werth von 700 Thalern, vielleicht nicht von 500 Thalern: aus dem natürlichen Grunde, weil, was ich **eben dieſelbe Quantität** Arbeit nenne, in beiden Anwendungen wirklich nicht **eben dieſelbe** iſt, wenn auch Zeit, Geſpann und Arbeiter dieſelben ſind.

Zahlr. 22 Gut. blieb, welches zum Theil auf Anſetzung von 438 neuen Arbeitsfamilien verwandt wurde.

Auch in Oſtpreußen und Lithauen iſt in den Jahren 1802—1805 die Schaarwerksanſetzung nach gleichen Grundſätzen bewirkt, und hat ähnliche Reſultate herbeigeführt.

Nun frage ich drittens, ob nicht eine Quantität Arbeit, von der Anwendung, bei welcher sie einen Ertrag von 7 bringen würde, auf eine Anwendung hinzwingen, wo sie einen Ertrag nur von 5 bringt, so viel heißt, als $\frac{2}{7}$ eines Ertrags vernichten?

Addiren Sie nun alle Ländereien der Schaarwerksbauern in Ihrem ganzen Departement zusammen, und überschlagen Sie die Größe des Deficit oder non-valeur, das aus dieser Anwendung der Arbeit entsteht. Eben so summire ich in Gedanken die Ländereien der Privatschaarwerksbauern, und finde eine ähnliche Vernichtung des Ertrags. Aber das wissen Sie ja alles besser.

Ich füge nur noch ein Paar Bemerkungen hinzu:

1) Wenn ein Eigner, der abwesend, sich um seine Güter nicht bekümmern könnte, selbige salarirten Verwaltern übergäbe, mit der Vollmacht, daß diese sie nach Gutbefinden an Pächter überlassen dürften, und zwar so, daß der Eigner weder Zeit noch Kenntniß hätte, von dem Detail der Verwalter und deren Verpachtungsgeschäften jemals Notiz zu nehmen,

wie würden Sie eine ſolche Wirthſchaft nennen? — Wenn Sie als Eigner Ihr Gut verpachten, ſo iſt dieß würkliche Pacht. Aber es iſt ſonderbar, wenn man ſagt, die Domänen würden verpachtet, und dabei vergißt, daß die Verpachtung ſelbſt durch eine Verwaltung geſchieht; und wenn man die Domänen ein Eigenthum nennt, und dabei vergißt, daß der Eigenthümer durchaus keine Funktion des Eigenthümers verrichten kann.

2) Was die Meliorationen, deren ich vorher ſub no. II. erwähnt habe, betrifft, ſo unterſcheide ich ſolche Anſtalten, die dem ganzen Publikum zu gut kommen, wie der Bromberger Kanal, die Schiffbarmachung des Piſch (d) und dergleichen, von ſolchen, die den Ländereien, auf welchen ſie errichtet werden, ausſchließlich Nutzen bringen. Auch die erſtere Art von Anſtalten, die von dem Publikum, das ſie benutzt, erſetzt werden müſſen, werden ungleich beſſer durch Privatunternehmun-

(d) Ein kleiner Fluß in Oſtpreußen, der aus dem Spirdingſee entſpringt, und bei Nowogrod in die Narew fällt. Er könnte ſchiffbar gemacht werden, welches aber nach einigen darauf verwandten Koſten mißlungen iſt.

gen frei zuſammentretender Geſellſchaften ausgeführt, als durch Adminiſtrationen von Staatskollegien. Von den bewunderungswürdigen Kanälen und andern Werken in England iſt auch nicht ein einziges vom Staate ausgeführt, ſondern alle ſind unternommen von freien Geſellſchaften (e), die, nicht durch beſtallte Baudirektoren, ſondern durch freigewählte Subjekte, unſtudirte, unexaminirte Leute, wie z. B. Brindley war, dieſe erſtaunlichen Werke ausgeführt haben, wogegen gewiß vieles mißlungen ſeyn, oder ungleich mehr gekoſtet haben würde, wenn es von der Regierung ſelbſt (d. h. nicht ſelbſt) ad-

(e) Kraus überſah hier den großen Unterſchied zwiſchen England und Preußen. Was in England vermöge des durch ſeine Lage und Staatsverfaſſung ſeit Jahrhunderten herbeigeführten Nationalreichthums von Privatleuten leicht geleiſtet werden kann, iſt wegen der geringen Privatfonds in Preußen unmöglich. Das Edikt vom 9. Oktbr. 1807, welches einem jeden, er ſey adelich oder bürgerlich, die Freiheit gegeben hat, Landgüter zu beſitzen, auch jedes beliebige Gewerbe zu treiben, hat zwar die Hemmketten gehoben, welche die Erwerbung und Vergrößerung der Kapitalien, und eine unbeſchränkte Anwendung derſelben hinderten; da aber verſchiedene Wohlſtandsquellen Englands in Preußen gänzlich fehlen, ſo läßt ſich auch von den hier nunmehr geöffneten doch kein engliſcher Nationalreichthum erwarten.

miniſtrationsweiſe oder durch Unternehmer, mit denen ſie (d. h. nicht ſie) kontrahirt hätte, ausgeführt worden wäre. Was aber die andern Meliorationen betrifft, die ausſchließlich den Eignern des Lokals, wo ſie geſchehen, Nutzen bringen, ſo werden dieſe gewiß zweckmäßiger und auch wohlfeiler von dieſen Eignern ſelbſt veranſtaltet werden, als von den öffentlichen Behörden, z. E. die Deichanſtalten in der Niederung, große Rohdungen, Abtrocknung von Brüchern und dergleichen: denn es iſt unmöglich, daß Fremde (und die Menſchen, die man die Regierung nennt, oder die Adminiſtration u. ſ. w. ſind Fremde gegen die Regierten oder Adminiſtrirten) für andere beſſer ſorgen, als dieſe andern für ſich ſorgen würden. Unſere herkommliche Finanzlehren ſind bloße Abſtraktionen von dem, was de facto Statt hat: ſie ſind ganz gut, wenn man ſie für das hält, was ſie ſind; aber es iſt komiſch oder tragiſch, das Herkommliche mit der Natur der Dinge und der Menſchen zu verwechſeln. Will man das kennen, ſo muß man durchaus auf Länder, wie Nordamerika, England, und andere, ſehen, nicht, um nur zu ſagen: ſo mußte

oder könnte es auch hier seyn, sondern, um scharf einzusehen, was in der Natur der Dinge und der Menschen liegt, und worauf man also, wenn man diese Natur würken ließe, auch wohl rechnen könnte. Dänemark hebt nach und nach alle seine Domanen auf. Es wäre wohl der Mühe werth, daß Sie darüber die Aufsätze läsen, die in den Schleswig-Holsteinischen Provinzialblättern stehen, und die ich freilich nur im Auszuge kenne. Die Vortheile für den König sind davon auffallend groß. Daß das Vererbpachtungssystem, welches mit den preußischen Domänen in den Jahren bis 1705 im Gange war, fehlschlug, daran waren theils wohl auch die Kammern, vornehmlich aber der Mangel an der wahrlich seinen Theorie schuld, die zu diesem Geschäfte nöthig ist, und die damals noch nicht aufs Reine gebracht war. Auch die Erbunterthänigkeit auf den Privatgütern in Dänemark ist aufgehoben, und selbst in Holstein, wo der Adel den König von Dänemark bei den Reichsgerichten verklagen kann, geht jetzt die Aufhebung, wie mir der Kriegsrath Graf Dohna

Schlobitten (f), der kürzlich da gewesen, versichert, mit Macht von statten. Ich glaube, daß die Dänische Monarchie durch diese gerechten und klugen Maaßregeln desto festern Bestand gewinnen muß. Und bei der preußischen wäre es gewiß auch so.

3) „Die tausende von immediaten, wenn gleich erblichen Bauerdörfern wird man doch nicht an Privatbesitzer verkaufen wollen," sagt man. Warum nicht an die Bauern selbst verkaufen (g), wenn der König dann an Einnahme gewinnt, und an Ausgabe erspart? Warum solche Dörfer immediate nennen, da sie doch nicht immediate seyn können: denn machen sie mir deutlich, was das Wort immediate hier sagen soll. Ich kann die Kammer, d. h. ein Aggregat von Personen, die für sich und ihre Familien ein Auskommen dadurch erwerben, daß sie gewisse Dienstgeschäfte verrichten, nicht

(f) Jetzt Geheimer Legationsrath.

(g) Durch die Verordnung vom 27. July 1808. haben die bauerlichen Immediateinsassen in den Domainen von Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen das volle unentgeldliche Eigenthum ihrer Grundstücke unentgeldlich erhalten.

für einerlei mit dem König selbst erkennen; der Status regis macht keine Transsubstantiation. Das Immediate ist immer mediat, und nun ist die Frage, was für den König und für das Land am einträglichsten ist.

4) Auch wenn die Domainen allmählig in Privatgüter verwandelt würden (*), bliebe noch immer eine Menge polizeilicher und administrativer Geschäfte übrig, die dann, vielleicht um so besser, von solchen Kollegiis, wie jetzt die Kammern sind, obwohl mit wenigerm Aufwande, besorgt werden möchten.

5) Daß Vorschüsse aus königlichen Kassen an Privatpersonen nicht nur nichts nützen, sondern würklich und in der Regel immer schaden, darüber bin ich einverstanden.

Nun eine Bitte. Lassen Sie mich doch gelegentlich einmal wissen, nach welchen Principien Sie Domainenvorwerker vererbpachten. — Nicht wahr, Sie bestimmen

(*) In den Jahren 1798 bis 1808 sind in Westpreußen, Ostpreußen und Litthauen über 100 Domainenvorwerker vererbpachtet, und 42 Domainenpachtämter in Intendanturen verwandelt worden.

men erst einen Einkaufspreiß, dann ein Laudemium nach Procenten des Verkaufspretii bei einer etwanigen Veräußerung, und endlich drittens einen jährlichen Kanon. Was haben Sie für Sätze in Bestimmung dieser drei Stücke, und vor allen Dingen, wie setzen Sie den Kanon fest? in Gelde oder in Naturalien? in einem Quanto oder in einer Quote? Und wenn in einem Quanto von Naturalien, wie wird die Geldzahlung dafür regulirt (i)?

Ich pflege in meinen Vorlesungen ins tiefste Detail hinüber zu gehen, und heute

(i) Die Vererbpachtung der Domainenvorwerke geschieht bis jetzt in folgender Art: Der auf den Grund eines Anschlags ausgemittelte Erbpachtzins wird zur Hälfte in Roggen, zur Hälfte in Gerstenwerth festgesetzt. Diesen Werth bestimmt für die ersten 30 Jahre der Erbpacht, der Durchschnittsmarktpreis der nächsten Handelsstadt von den zunächst verflossenen 30 Jahren. Von 30 zu 30 Jahren wird der Werth der einmal bestimmten Scheffelzahl der genannten Getreidesorten auf die eben erwähnte Weise wieder ausgemittelt, und hiernach immer in den nächsten 30 Jahren der Erbpachtzins entrichtet. Einen bestimmten Theil dieses Erbpachtzinses muß der Erbpächter in Roggen in natura in das nächste königliche Magazin abliefern, auch ein für allemal ein Einkaufsgeld zahlen, welches durch das Meistgebot bei der öffentlichen Ausbietung bestimmt wird.

noch hatte ich die Freude von einem meiner Schüler einen Besuch zu bekommen, worin er mir seinen Plan über eine Vererbpachtung eines Stadtkämmereigutes mittheilte, und darüber mit mir Rath pflog. Die Bauern, die er vom Schaarwerk entbindet, und auf Erbpacht setzt, geben 200 Thaler Kaufgeld, verbinden sich bei einer etwanigen Veräußerung des Guths 10 Procent Laudemium zu bezahlen, und übernehmen den Canon von jährlich 30 Scheffel Korn und 30 Scheffel Gerste zu entrichten. Ein Nebenkontrakt setzt fest, daß die Leute für diese Naturalien, das Korn zu 1 Thaler und die Gerste zu ⅔ Thaler gerechnet, 50 Thaler und zwar 30 Jahre lang zahlen sollen; nach Ablauf dieser Zeit haben beide Kontrahenten die Wahl, ob sie diesen Nebenkontrakt erneuern, oder sich über andere Preise einigen wollen, immer aber sind die Erbpächter bloß das unveränderliche Quantum von 30 Scheffeln Korn und 30 Scheffeln Gerste schuldig. Statt der 30 Jahre wäre es für die Leute besser 10 Jahre anzunehmen; aber die Leute wollen lieber 30 Jahre, weil sie sich einbilden, das Getreide werde immer steigen, was

ich nicht glaube. Die hieſige Kämmerei hat gar ſehr bei dieſem Plan gewonnen. Sie iſt durch die Beſtimmung des Kanons in Getreide gedeckt vor allem Verluſt, der aus einem etwa noch weitern Sinken des Metallwerths entſtehen könnte, und ſie iſt durch den Nebenkontrakt auf einen feſten Etat in Anſicht ihrer Kaſſenrechnung geſetzt; durch das in einer Quote beſtimmte Landeminum hat ſie die Ausſicht bei etwa einſt geſtiegenem Getreidepreiße, daß ihr Antheil mit dem höhern Kanonfonds ſelbſt größer wird, und durch die 200 Thaler Erbpachtseinkauf hat ſie einen neuen Fonds bekommen. Die Leute ihrer Seits freuen ſich, und machen ſich mit neuem Muthe Plane zu ihrer Wirthſchaft. Sie haben noch überdieß Verzicht auf alles Bauholz thun, und ſich jeder zur Anſchaffung einer Arbeitsfamilie verpflichten müſſen, und haben dieß alles gern gethan.

Man arbeitet an der Geſindeordnung. — Ach Freund! Arbeit zu tarifiren, während das Korn untarirt bleibt, und bleiben muß, iſt ein Problem, was ich für unauflöslich halte. Selbſt den Arbeitslohn in einer Quantität Korn zu be-

ſtimmen, würde die Aufgabe nicht löſen. Sie wiſſen, was Arbeit iſt, das erſte, heiligſte Eigenthum, zumal derjenigen Menſchen, die ſonſt faſt kein anderes Eigenthum als dieß beſitzen. Auch bei der freiſten Konkurrenz wird der Arbeitslohn nie höher gehen, als er gehen muß, damit die Menſchen, die man verlangt, in die Welt geſetzt, gewartet und zur Arbeit erzogen gefüttert werden können. Weil es an Menſchen fehlt, ſo iſt eine Geſindeordnung, d. i. 1) Dienſtzwang, und 2) Lohntaxe nöthig, ſagt man, und weil Dienſtzwang und Lohntaxe Statt findet, fehlt es natürlich an Menſchen, ſagt die Vernunft: denn ewig wird es an der Waare fehlen, die man nicht nach ihrem vollen Werth, d. i. einem Theile nach gar nicht, bezahlt; ewig wird es an Menſchen fehlen, die umſonſt arbeiten ſollen, und ¾ ſeiner Arbeitszeit arbeitet ein Menſch umſonſt, wenn er für ¼ dieſer Arbeitszeit nur ¼ desjenigen Lohns bekommt, den er bei ganz freier Konkurrenz von Seiten der Arbeiter ſowohl als der Beſchäftiger, bekommen würde. Vom Unrecht ſoll gar nicht die Rede ſeyn, (denn darüber läßt ſich nicht reden,) ſondern nur vom Ein-

maleins, nur vom Zweck und vom Mittel zur Erreichung des Zwecks. Auf jeden Fall beſchwere ich Sie, ſorgen Sie, daß niemanden verboten werde, mehr Arbeitslohn zu geben, als die Geſindeordnung feſtſetzt: denn Gott weiß, das Feſtſetzen des Lohns iſt ſchon etwas, das alle Kräfte der Staatswirthſchaft und des Staatsrechts überſteigt; vollends aber verbieten, daß niemand mehr gebe, (als ob ein Menſch mehr geben wird, als die Arbeit werth iſt!) das überſteigt aller Menſchen Begreifungskraft. Ich bedaure Sie, mein theuerſter beſter Freund, zu einer ſolchen Arbeit amtshalber genöthigt zu ſeyn, aber ich tröſte mich wieder, wenn ich bedenke, daß Sie dieß vielleicht nöthige Uebel doch noch erträglicher machen werden, als es irgend ein anderer Sterblicher machen möchte. Das Herz quillt mir von einer Menge von Regungen, die gar nicht hieher gehören. Aber wohl würden einige Einfälle hieher gehören, die ich indeſſen, ſo gewiß Sie ſie auch intereſſant finden möchten, doch beſſer verſchweige.

Meine Abhandlung vom Gelde ruht wieder, und Sie haben mir durch Ihre Unglaubigkeit an mein Verſprechen einen

rechten Gefallen gethan. Aber seyn Sie sicher, daß ich nicht ruhen, nicht müßig seyn kann, und daß ich nichts oder etwas Gutes machen werde. Ich bin auf allerlei Punkte bei meinem Grübeln über das Geld gestoßen, die ich mir noch nicht klar machen kann, und mit denen ich mich nun beim Spazierengehen herumtrage. Es soll doch wohl alles werden klar.

Königsberg, den 14. März 1799.

Die nächste fahrende Post bringt Ihnen Ihren eignen Brief sowohl, als was Sie mir mit selbigem geschickt haben, zurück. Kein Sterblicher hat etwas davon gesehen, oder vernimmt darüber eine Sylbe von mir. Vielleicht erhalten Sie dann auch noch einige Nachträge zu den Bemerkungen, die ich Ihnen hier mit der Offenheit, die unserer Freundschaft geziemt, und in der bloßen Hoffnung, dadurch bessere Gedanken in Ihnen zu veranlassen, mittheile.

Ich zweifele, ob es möglich ist, die Wahrheit in ihrer nackten Gestalt zu zeigen; aber sie selbst darin zu erblicken, ist sehr oft ganz wohl möglich, und ist über alles wichtig. Indessen auch zeigen darf

man bei den liberalen Maximen, die in unſerer Staatsverwaltung mehr und mehr in Schwung kommen, manche Wahrheit, die man vormals verhüllen mußte; um ſo intereſſanter iſt es, ſie zu kennen. Alſo was betrifft

1) Die Bevölkerung, ſo wünſchte ich, daß Sie aus der Entſtehungsart der ſtatiſtiſchen Liſten ſich ſelbſt klar zu machen ſuchten, innerhalb welchen Grenzen die Unrichtigkeit derſelben ſchwanken mag; wie viel pro cent oder pro mille ſich als zu viel oder zu wenig annehmen laſſen, und zwar wie viel bei den ländlichen, wie viel bei den Liſten des einen Diſtrikts oder Kreiſes, und wie viel bei denen eines andern: denn allem Anſchein nach iſt die Fehlerhaftigkeit nicht überall gleich groß. Immer iſt die Bevölkerungsabnahme oder Zunahme das unmittelbarſte Merkmal des fortſchreitenden oder ſinkenden Zuſtandes der Nationalwirthſchaft. Aber zu dem Zweck muß man, ich will nicht ſagen, richtige Liſten haben, ſondern den Umfang ihrer Unrichtigkeit zu ſchätzen wiſſen. Artig wäre es, die Zunahme der ſtädtiſchen Bevölkerung, zumal im Netzdiſtrikt mit der Zunahme der ländlichen

zu vergleichen. Es war natürlich und nöthig, daß das in Polen, wie in allen durch Leibeigenschaft wüsten und armen Ländern Statt habende Mißverhältniß zwischen Landvolk und Stadtvolk sich unter preußischer Regierung ändern mußte; und gewiß haben die Städte ohne Nachtheil des platten Landes, und in jedem Fall zum Vortheil des gesammten Nationalvermögens, zugenommen, und müssen noch weiter zunehmen. Doch davon hernach.

2) Die Sätze, die Sie als Beweise davon anführen, daß die Landwirthschaft sich aufgenommen habe, sind nicht sowohl Beweise, als vielmehr Zergliederungen der Behauptung selbst. Die würklichen Beweise für diese Sätze, so wie für die ganze Behauptung können nur historisch geführt werden, weil hier alles auf Thatsachen ankommt. Die Landwirthschaft hat sich aufgenommen, wenn und in so fern ihre verschiedenen Zweige sich aufgenommen haben, also:

a) wenn mehr Land urbar gemacht ist;

b) wenn das Land tüchtiger bestellt wird, nämlich besser bearbeitet und kräftiger gedüngt. Eben so ist es, in

Absicht auf Wiesen und Weide, die Frage, ob sie irgend wie verbessert und vermehrt sind;

c) wenn der Stamm von Schaaf- und Rindvieh, besonders von Kühen, vermehrt ist;

d) wenn in Absicht der Eintheilung der Felder und der Wirthschaftsart selbst bessere Methoden aufgekommen, z. E. Gemeinheiten abgestellt, drei- oder vierführiges Pflügen eingeführt, und wenn vorzüglichere Fruchtarten, wie der weiße Weizen, allgemeiner geworden sind. Selbst der Bau von Gemüßen, die auch zum Futter dienen, zumal im Großen, und die Gartenkultur, würden hieher gehören. Denn nicht bloß, was, ausgeführt, Geld bringt, sondern überhaupt, was macht, daß die Menschen besser leben, gehört zum Nationalvermögen.

Zunächst verräth sich der Wohlstand der kleinern, aber ihrer Menge wegen im Ganzen sehr wichtigen Wirthe, durch:

1) tüchtiges Gespann, 2) gutes Wirthschaftsgeräthe, und 3) ordentliche Gebäude. Haben sich diese 3 Stücke verbessert?

Die Oekonomiſten in dem ehemaligen Frankreich gaben ſich viele Mühe das Verhältniß der pays de grande culture und de petite culture zu erfahren. Wenn man doch wüßte, der wievielſte Theil des Acker-, Wieſen- und Weidelandes in Ihrem Departement vorwerksmäßig im Großen, und der wievielſte im Kleinen bewirthſchaftet wird, und wenn man vollends das Verhältniß dieſer Theile wüßte, einerſeits vom adelichen, andererſeits vom königlichen Lande; denn das Kölmerland bildet doch meiſt nur Mittelwirthſchaften, eher kleine als große (große etwa von 8 bis 10 Hufen an gerechnet).

Die Bevölkerung auf dem platten Lande kann abnehmen, während die Kultur des Bodens zunimmt, wenn, wie Stewart, Smith und Young ſagen, die überflüſſigen Männer in die Städte gehen, d. h. wenn den kleinen Inſtleuten, Kathnern, Gärtnern, ihr Land, welches ſie haben mußten, weil ſie nicht das ganze Jahr hindurch zu aller Zeit Arbeit hatten, genommen, und zu größern Wirthſchaften geſchlagen, und dann die Arbeiten durch freie Tagelöhner oder Geſinde, und in rei-

chern Gegenden zur Erntezeit durch temporäre fremde Ankömmlinge, bestritten werden. Davon unten mehr.

Der gestiegene Kaufpreiß der Landgüther und emphyteutischen und bäuerlichen Grundstücke ist, selbst unter den sehr scharfsinnig und treffend von Ihnen angegebenen Beschränkungen, meines Erachtens, gar kein Beweis von vergrößertem Bodenertrag: denn der tief eingewurzelte Wahn, daß die seit 1783 ungewöhnlich hohen Preiße nicht nur bleiben, sondern noch immer höher gehen werden, verbunden mit dem unnatürlich niedrigen und durch Gesetze vor allem Steigen bewahrten Arbeitslohn, erklärt die hohen Kaufpreiße der bäuerlichen Grundstücke so befriedigend, daß erst wirklich der größere Ertrag eines solchen Grundstücks de facto dargethan werden müßte, ehe man sich nach einer andern Erklärung umsehen kann. Was aber von diesen Grundstücken gilt, das gilt, vollends unter den von Ihnen angeführten andern Umständen, noch mehr von den adelichen Güthern, zumal, wenn ich noch den Kredit bei der Landschaft und den Umstand mitnehme, daß überhaupt gleiche Procente angeneh

mer aus einem Gute, als aus dem dieſem Gute gleich geachteten Kapital ſind, wäre es auch nur, weil man hofft, daß jenes weit höher durch gut Glück und eigne Kunſt ſich werde ſteigern laſſen, mittlerweile dieſes unverändert bleibt.

Ueber die Hinderniſſe und über die Mittel, ſelbige zu heben. Es gibt eine Methode, wie A. ſich die Hinderniſſe auffinden, und B. die Mittel dagegen am beſten würdigen laſſen.

A. Ich gehe von dem Grundſatze aus: Jeder Menſch, (d. h. hier, wie allemal, die ſtärkſte Pluralität mit Ausnahme weniger mißgeborner oder verdorbener Individuen) ſtrebt natürlicher Weiſe darnach, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, oder ſein Glück zu machen. Auf dieſem Fundament ruht die ganze Nationalwirthſchaft, und es iſt gewiß, daß nur durch dieß Streben der Einzelnen ganze Völker (d. i. Aggregate von Einzelnen) trotz der widerſinnigſten Geſetze und unwirthſchaftlichſten Regierungen, ſich erhalten, ja wohl gar an Wohlſtand zunehmen können. Wenn nun alſo der Zuſtand einer Nation nicht beſſer oder nur ſehr langſam beſſer wird, ſo frage ich: woran liegt es, daß

die einzelnen Menſchen ihren Zuſtand nicht verbeſſern? — und ich finde nun eine vierfache Antwort möglich: 1) ſie dürfen nicht, 2) ſie können nicht, 3) ſie verſtehen nicht es zu thun, 4) ſie wollen nicht. Was nun dieß letztere, nämlich das Wollen betrifft, welches man immer zuerſt anzuführen pflegt, indem man immer über Mangel an Induſtrie, über Faulheit u. ſ. w. klagt, ſo behaupte ich, jeder Menſch will ſeinen Zuſtand verbeſſern, und wenn er es nicht zu wollen ſcheint, ſo liegt es bloß daran, daß er A) nicht darf oder nicht kann, oder es nicht verſteht, oder B) daß er etwas, das für ihn beſſer iſt, will, als das iſt, was man ihm zumuthet zu wollen. Auf dieſem Wege laſſen ſich, wenn man eine genaue ſtatiſtiſche und richtige Kenntniß von den bei einem Volke würklich Statt habenden Geſetzen und Einrichtungen beſitzt, alle Hinderniſſe, die dem Wohlſtande deſſelben entgegen ſtehen, auffinden. Dieſe werden alſo beim Landbau liegen:

1) in den Befugniſſen und Gerechtſamen betreffend die Perſonen und die Sachen;

2) in dem Vermögen, (dahin gehören a) der Umfang der Güther, und deſſen Einfluß auf das Verhältniß der Koſten zum Reinertrage; b) Einträglichkeit der Wirthſchaft kraft ſichern Abſatzes zu guten Preißen des Getreides nicht nur, ſondern auch der andern Naturalien, wie Wolle, Häute ꝛc. c) Anſtalten gegen Schadensfälle, wie Feuerſocietäten, d) Einrichtungen nicht etwa blos des ritterſchaftlichen, ſondern überhaupt des landwirthſchaftlichen Kreditweſens);

3) in den Unkenntniſſen;

4) in der Ueberwucht anderer Gewerbsarten über die landwirthſchaftliche. Ueber die zur erſten Nummer gehörigen Hinderniſſe ſchreibe ich in meinem nächſten Briefe einige Träumereien. Ich gehe nun zu Bemerkungen über Ihre Gedanken.

1) Preußen kann als Grundſatz die innere freie Ausfuhr und Einfuhr annehmen, a) weil es in gewöhnlichen Jahren mehr erbaut als es ſelbſt verbraucht, obwohl ich muthmaße, daß in gewöhnlichen Jahren der Ueberſchuß geringer iſt, als man meint: wenigſtens

macht das Total deſſen, was Anno 1784 als dem ſtärkſten Ausfuhrjahre ausgeführt worden, eine kleine Proportion gegen das, was Preußen, nach der Seelenzahl zu urtheilen, braucht, und auch von dieſem exportirten Quanto iſt ein (ich weiß freilich nicht, wie großer, aber doch wohl) beträchtlicher Theil eingeführtes polniſches Getreide; b) weil es hinter ſich umringt iſt mit Provinzen (das ganze ehemalige Polen und Rußland), die trotz ihrer ſchlechten Kultur doch wegen ihrer geringen Volksmenge einen Ueberſchuß an Getreide haben; c) weil es die See vor ſich hat, an welche alle Vorräthe aus den sub b. berührten Ländern nicht anders kommen können, als durch unſere Hände.

Ohne Ausfuhr gibt es keine Einfuhr: denn wer wird einführen, wenn er fürchten muß, daß er, im Fall er ſich verſpekulirt hätte, nicht heraus kann. Das erfuhren wir ſchmerzlich Anno 1795. Vor allen Dingen muß durchaus nie eine Sperre zwiſchen den Provinzen Statt finden, wie Anno 1795 geſchah, die wahrſcheinlich Tauſenden das Leben gekoſtet hat, welche, wenn gleich nicht aus Mangel an Einer Mahlzeit, verhungert, doch aus unzuläng-

licher Nahrung verquimt ſind, ohne Schuld, wie ich weiß, unſers Miniſters (k).

Gegen Nothfälle vor Mißwachs, die, je größer der Umfang der freien Kommunikation, wie jetzt durch den Zuwachs von Süd- und Neoſtpreußen iſt, deſto weniger zu befürchten ſind, könnten, wie zu Friedrichs II. Zeit, für das Militair die königlichen Magazine, und für die Unterthanen die eiſernen Beſtände auf den Domainenämtern dienen, desgleichen in Städten die Beſtände, die die Kaufleute (auch nicht ohne alle Verletzung des heiligen Privateigenthums!) bereit halten müßten (in Danzig waren ſchon längſt 1840 Laſt vorſchriftsmäßig immer mit Beſchlag belegt). Aber die Privatmagazine der Guthseigner und Landwirthe laſſen ſich nicht mit Gewalt erzwingen. Denn wie will man, wenn auch ein Geſetz ſo etwas anbeföhle, die Beobachtung eines ſolchen Geſetzes bewürken? Durch Viſitationen? — als ob es nicht leicht wäre, nachzuweiſen, daß man, was an dem Vorrathe nicht mehr gefunden würde, an

(k) Freiherrn von Schrötter.

Noth-

Nothleidende verkauft habe, obgleich es anders verkauft worden. Hier ist aller Zwang, ohne welchen das Gesetz bloß bedrucktes Papier ist, unthunlich, und sogar schädlich; nicht zu gedenken, daß er auch ungerecht wäre, weswaid er denn auch eben wie alles Unrecht schädlich ist. Mir dünkt, ein solches Gesetz, wenn es auch ausführbar wäre, unnöthig: denn die freie Spekulation wird, bei freiem Getreidehandel, aller Noth besser abhelfen, als alle Künstelei; die doch den erstgebornen Trieb des Eigennutzes nicht hemmen, sondern nur nöthigen kann, noch künstlichere und eben darum die Noth noch mehr vergrößernde (nämlich den Preiß noch mehr vertheuernde) Umschläge zu machen.

2) Es mangelt an Arbeitern auf dem Lande, und besonders auf den Domainen; denn, sagt man, a) „die geringere Volksklasse sucht eigenthümliche Grundstücke zu besitzen, wodurch die Zahl der Arbeiter vermindert wird. Nirgend lebt die arbeitende Klasse besser als in England, wo kein eigentlicher Arbeiter auch nur einen Garten besitzt.“ Bei Ihrer Liebe zur Wahrheit beschwöre ich Sie folgendes zu beherzigen:

a) Kein Mensch arbeitet besser für andere als für sich. Derselbe Young, indem er erzählt, wie er in einer Gegend von Südfrankreich die kleinen Landwirthe Erde auf dem Buckel, hoch auf die Gebirgsfelsen tragen sah, ruft aus: heilige Liebe zum Eigenthum, das kannst nur du! Und ich brauche nur hier in dem Gemüsegarten am philosophischen Gange (1) die Leute arbeiten zu sehen, um eben so auszurufen. Die kleinen Wirthschaften sind durch das Mißverhältniß der Kosten zum Ertrage, selbst für die Leute, uneinträglich, und doch streben sie darnach. Warum? — Ach, weil sie rechnen können, und Menschen sind! weil sie bei aller Uneinträglichkeit dabei doch besser fahren, als wenn sie um den Lohn und bei der Behandlung, die ihnen beim Dienen und Arbeiten für Andere zu Theil werden, zu dienen und zu tagelöhnern sich entschließen.

β) In England, sagt Paley, ist kein Mensch verbunden, einem Andern irgend einen Dienst oder eine Arbeit zu lei-

(1) Ein so benannter Spaziergang in Königsberg um Garten und Wiesen.

ſten, als kraft eines frei eingegangenen Vertrages, und für einen von ihm ſelbſt eingewilligten Lohn. Setzen Sie unſere geringe Volksklaſſe in dieſe Lage, und ſie werden gern zufrieden ſeyn, auch nicht einmal einen Garten zu beſitzen. Setzen Sie engliſche Landarbeiter in die Lage unſers arbeitenden Landvolks, und ſie werden — — ich will nur ſagen, ſie werden verhungern, wenn ſie kein Kartoffelfeld oder keinen Gartenfleck bekommen.

Der Mittelpreiß des Getreides iſt, wie Sie, mein Theuerſter, ſehr wohl wiſſen, ſeit etwa 15 Jahren über allen Vergleich höher geſtiegen, als der Mittelpreiß der Arbeit, der von jeher unter dem Satz, auf welchen ihn die freie Konkurrenz geſtellt haben würde, geſtanden hat, und der jetzt noch tiefer unter dieſem Satze ſteht. Bei dieſem Mißverhältniß zwiſchen hohen Getreidepreißen und niederm Arbeits- und Dienſtlohn iſt natürlich die Nachfrage nach einer ſo wohlfeilen Waare wie Arbeit und Dienſte, um dafür einen ſo hohen Preiß, nämlich theures Getreide, das durch Arbeit und Dienſte hervorgebracht wird, zu erlangen, ſehr groß, und muß, je weiter es mit dem Mißverhält-

müſſe geht, deſto größer werden. So erklärt ſich ganz natürlich die allgemeine Klage über Mangel an Arbeitern auf dem Lande; ſo erklärt ſich die Sucht der kleinen Leute, Eigenthum zu haben, d. i. ſelbſt durch ihre Arbeit theures Getreide zu bauen, und auf dem Wege mehreres, wäre es auch nur für ſich und die Ihrigen zu erlangen, als ſie für ihren Lohn bekommen könnten; ſo erklärt ſich endlich der Hang der Leute, in die Städte zu gehen; Sie und ich an der Stelle dieſer Leute machten es gewiß eben ſo; ſie gehen in die Städte, nicht weil ſie ſchwere Arbeit ſcheuen, (wahrhaftig Menſchen arbeiten, wie ich hier an den Sackträgern ſehe, entſetzlich ſchwer, und doch gern, wenn ſie nur ſehen, daß ſie etwas vor ſich bringen) ſondern weil ſie in den Städten 1) gerechtern Lohn, und 2) gerechtere Behandlung haben; denn in Städten 1) kehrt man ſich an die Lohnſätze der Gränzordnung nicht, und 2) giebts keine Domanial- und Patrimonialjuſtiz, wo Kläger, Richter und Exekutor in Einer Perſon ſich vereinigen können, um über Geſinde und Arbeiter zu ſprechen.

Das Arbeiten und Dienen ist ein Gewerbe so gut wie das Bewirthschaften grosser Landgüther. Der Wirth sucht mit den wenigsten Kosten Produkte zu erzielen, und diese aufs theuerste abzusetzen; der Arbeiter und Dienende sucht mit dem wenigsten Aufwand von Kräften den besten Lohn, den er finden kann. Beide handeln nach einerlei Princip, haben einerlei Zweck. Das Eigenthum der Güther ist eben so heilig, und nicht heiliger, als das Eigenthum der Hände und Kräfte. Aber auch bloß von Nützlichkeit zu sprechen, so wird, glaube ich, jede Maaßregel, wodurch man Arbeit für unvollen Lohn, d. h. einen Theil von Arbeit ohne allen Lohn, erzwingen will, ihres Zwecks, den Nationalreichthum zu vermehren, immer verfehlen, wenn nämlich mit Strenge darauf gehalten wird; und so fern sie von denen, die den Lohn geben, selbst übertreten wird, ist das der klarste Beweis, daß sie für die Wirthschaft der Einzelnen, und also auch der Nation, ein Hinderniß ist. Freilich wäre es besser Arbeiter zu haben, die gar nicht zu essen, zu wohnen, sich zu kleiden, ein Weib zu haben, und Kinder zu erziehen brauchten;

beſſer, wenn die Klaſſe der Arbeiter ſich vermehrte in dem Maaße, wie man ihre Subſiſtenz verminderte. Aber wer kann dafür, daß der Himmel die Sache anders eingerichtet hat? — Unter Arbeitslohn kann man ſich nichts anderes denken, als eine gewiſſe Quantität von Mitteln zur Befriedigung der Bedürfniſſe, nicht die 5 oder 6 Dütchen oder das $\frac{1}{x}$ Loth Silber iſt es, was ein Arbeiter braucht und haben muß, wenn er beſtehen, und wenn die Klaſſe der Arbeiter, die alle ſterblich ſind, durch beſtändigen Nachwachs voll erhalten werden oder zunehmen ſoll, ſondern Speiſe, Trank, Feuerung, Kleidung, Wohnung für ſich und ſein Weib, und wenigſtens zwei Kinder. Das alles müſſen ſie reichlicher als bisher haben, wenn ſie zahlreicher als bisher werden ſollen, d. i. wenn die Nachfrage nach Arbeitern ſteigt; ſie werden ſich ſelbſt mit wenigerem begnügen, wenn ihrer weniger verlangt werden. Nun iſt bei uns die Nachfrage nach Handarbeit ſteigend, ſchon in meinem Knabenalter hörte ich über Mangel an Menſchen auf dem Lande klagen, und fand die Klage unbegreiflich, die ich auch jetzt noch nicht begreife, wenn von wohl-

belohnten Menſchen die Rede iſt) und gleichwohl iſt der Lohn, (wohl verſtanden nicht in Dittchen gerechnet, ſondern in Bedürfniſſen) eher niedriger, wenn man nur an Getreide, Holz, Kleidung, Hausmiethe denkt. Sie haben wohl aus Smith ſich überzeugt, daß nach dem mittlern Geldpreiße des Getreides ſich der mittlere Geldpreiß aller Waaren und auch der Arbeit richtet, und zwar kraft der unwiderſtehlichen Natur der Dinge, die ſich durch keine Regulative ändern läßt.

So wie die Pirrhen (m) in Ihrer Gegend, ſo gehen die weſtphäliſchen Muſſen nach Holland, und die Bergſchotten nach England erndten helfen. Mir dünkt das ſehr vortheilhaft, ſo fern dadurch 1) das Erntegeſchäft ſchneller beendigt wird, und 2) ſofern, falls dieſe Hülfsarbeiter fehlten, das platte Land die Menſchen, die es für die Zeit der Erndte mehr halten wollte, doch wohl nicht das

(m) Pirrhen werden in Preußen die Menſchen genennt, die einzeln und in ganzen Familien gegen den ganzen Sommer aus dem ehemaligen Süd- und Neupreußen nach Oſt- und Weſtpreußen, beſonders in die Niederungsgegenden kommen, um Erndte-Arbeiten zu ſuchen, und die im Herbſte wieder in ihre Heimath zurück gehen.

ganze Jahr hindurch hinlänglich mit Arbeit versehen könnte. Der Schlußsatz gilt nur, so weit die Hypothesis gilt.

b) Ihren Ideen über das Abbauen der Domainenvorwerker gebe ich im Ganzen meinen Beifall. Aber was die erstaunlich großen wüsten Weideplätze betrifft, die fast in allen Aemtern sind, und deren Totalbetrag ich wohl wissen möchte, Plätze, die zum Theil nicht schlechten Boden haben, so kann wohl nichts Ersprießlicheres seyn, als sie, auch selbst in kleinern Portionen, Leuten, die solche Portionen kaufen wollen, zu überlassen. Nur durch kleine Leute, worunter manche doch auch einen hübschen Verlag haben, können solche Plätze, die jetzt als wahres Unland dem Publikum und dem Könige nichts nutzen, benutzt werden: große Wirthe würden wohl noch lange alles so liegen lassen, und Domainenbeamte werden, bis an den jüngsten Tag keine Aenderung damit vornehmen wollen.

c) Die Sucht des gemeinen Mannes, Handwerke zu erlernen, und, so wie ich es versuche, in Städten sein Unterkommen zu suchen, scheint mir, wenn sie anhält, ein klarer Beweis von

der Aufnahme der städtischen Nahrung zu seyn: denn die Leute würden bald aufhören, in Handwerke zu gehen, wenn sie dabei nicht ihr Auskommen fänden, d. i. wenn die Nachfrage nach Handwerksarbeit nicht steigend wäre. Die Aufnahme der Städte aber ist das kräftigste Mittel zur Beförderung der Landwirthschaft, sofern der inländische Markt aller Produkte überhaupt viel 1) größer, und 2) sicherer ist, als der auswärtige. Die Ausfuhr nach Westeuropa, nämlich Frankreich, Holland und selbst Portugal, (wohin wir im verwichenen Jahre herrliche Geschäfte gemacht haben) und Spanien, geht aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Frieden für gewöhnliche Jahre wohl auf immer für Preußen verloren; nur Schweden, (welches leider mit seinem Kupfer uns nicht bezahlen darf) und daher auch wenig kaufen kann, und Norwegen werden uns bleiben. Aber wer könnte uns den Absatz in den Städten nehmen, wenn wir nur deren recht viel und große hätten! — Ihr Netzdistrikt und selbst Pommerellen hat noch viel zu thun, ehe es sein Stadtvolk in ein

zum sichern Flor des Landwesens gehöriges Verhältniß gesetzt haben wird.

d) Was Sie von den Nachtheilen der Domainenafterpachten sagen, ist vortrefflich. Aber, Freund, wie hat solcher Unfug von der Kammer geduldet werden können? — Was aber den Kanon betrifft, so sehe ich nicht, warum ein Theil in Naturalgetreide entrichtet werden soll, wenn sie nicht etwa dabei an die Proviantämter oder an die auf den Fall eines Mißwachses zu veranstaltenden eisernen Bestände gedacht haben. Denn sonst ist es wohl ein einzig richtiges Princip, den Kanon ganz in Getreide zu fixiren, und nach Preißen, die periodisch frei verabredet werden, ganz in Gelde entrichten zu lassen. Denn wäre der in Naturalgetreide zu entrichtende Theil des Kanons nicht zu den eben berührten Zwecken bestimmt, sondern wollten Sie ihn selbst versilbern lassen, so fürchte ich werden Sie allerlei dunkle Rechnungen und Kosten bei solchem Verkauf nicht vermeiden können. Mit wahrer Freude höre ich von einem meiner sehr geschickten Zöglinge, dem

Kriegsrath Nicolovius aus Plock (n), daß dort alle Vererbpachtungskanone pünktlich in der Art, wie ich es hier angebe, bestimmt und erhoben werden, so wie ich mich nicht weniger freue zu hören, daß in Neuostpreußen kein Zunftwesen Statt findet, und zu hören, was ich längst wußte, daß es dort auch keine Domanialjustiz gebe.

e) Ueber den Branntewein. Ein Gesetz gegen die Wohlfeilheit des Branntweins, dünkt mir, ist unausführbar. Wenn Käufer und Verkäufer einverstanden sind, letzterer wohlfeiler zu lassen, und ersterer zu nehmen, wie soll ein Dritter wissen, was unter beiden vorgeht, wenn ihnen beiden daran liegt, daß es keiner wissen soll. Es wäre äußerst interessant, zu wissen, woher sich das Uebel schreibt. Es giebt gewiß mehrere Ursachen, die man nach Maaßgabe ihres größern oder geringern Einflusses mehr oder weniger zu heben suchen müßte, wenn man dem Uebel selbst abhelfen wollte. Die Schlechtigkeit des Bieres ist gewiß, die fadere Kost der Kartoffeln vielleicht

(n) Jetzt Kammerdirektor in Gumbinnen.

auch zum Theil Schuld daran; aber nächstdem giebt es Ursachen, die ich Sie im Namen der Moralität bitte abzustellen, wenn selbige in Ihrem Departement eben so, wie im Littauischen und hiesigen Statt finden sollten. Im Litthauischen versicherten mich glaubwürdige und vollkommen unterrichtete Männer, daß

1) die Beamten, wenn sie den Bauern etwas bekannt zu machen hätten, sie auf früh Morgens bestellten, und sie dann bis Mittag und wohl noch länger im Kruge warten ließen, bloß damit die Leute, die nun im Kruge nichts mit sich anzufangen wissen, mit Branntewein sich die Zeit vertreiben, und so den Debit vermehren.

2) Der brave Prediger Cramer in Pelleninken klagte mir bitterlich, er habe es nicht einmal erhalten können, daß auch nur während der Stunde der Predigt der Krug zugemacht, oder den schon halb trunkenen Leuten weiter kein Branntewein eher als nach der Predigt gereicht werden möchte. Er versuchte es zu hindern,

aber der Amtmann ſetzte ſein Stück durch.

Die Departementsräthe wiſſen beides, und fügen beidem, alles angeblich dem allerhöchſten Intereſſe unſers edeln Monarchen zu gefallen, aber im Grunde nur eines abſcheulichen Plus und des Amtmanns wegen. Außer dem grellen Kontraſt der entſetzlichen Lotterie neben dem Verbot der Haſardſpiele, kenne ich keinen ärgern als dieſen.

Verbieten Sie, Freund, vor allen Dingen dieſe beide Gräuel. Dann würken Sie allenfalls ein Geſetz aus, daß kein Gericht Klagen über Branntweinſchulden annehme, ſondern ſie wie Spielſchulden abweiſe. Das wird ſchon viel helfen; denn gerade das Kreditiren beim Saufen iſt die Haupturſache des Saufens. Gleich baares Geld hinzugeben bedenkt ſich jeder Menſch ſchon eher. Was in den „Notizen von Preußen (o)“ über das Branntweinweſen ſteht, habe ich nicht mehr im Gedächtniß; ſehen Sie doch ſelbſt nach.

(o) Zwei Sammlungen, 8. Königsberg, bei Hartung 1795 und 96.

f) Erforſchen Sie doch, was die Vagabonds für Leute ſind, wo ſie herkommen, wie ſie ſubſiſtiren. Es iſt doch ein ſonderbares Phänomen, deſſen Urſachen zu kennen überaus intereſſant, und zu anderm Behuf höchſt lehrreich ſeyn müßte. In Nordamerika giebt es nicht einmal Bettler, geſchweige Vagabonds. In England giebt es Zigeuner. (Ehe ich es vergeſſe, Liancours Reiſen durch Nordamerika können Sie durchaus nicht entbehren; ich habe lange nichts lehrreicheres geleſen, nämlich was zu ſo vielen Gedanken Anlaß giebt.) Liancour ſagt, die Vagabonds, die aus Europa, zumal aus Deutſchland nach Nordamerika kämen, würden in der Regel arbeitſame, brave Leute. Warum laſſen ſich Ihre Vagabonds nicht zu Arbeitern machen, woran es doch ſo ſehr fehlt? An der Beſſerlichkeit der Menſchen zu zweifeln, halte ich für eben ſo wenig klug als gerecht.

g) Die Aufhebung des Schaarwerks wird Ihnen einſt Gott lohnen. Aber wie ſoll der Erſatz beſtimmt werden? Sollen die Leute die Wahl haben, ob ſie dem Amtmann den Schaarwerk leiſten,

oder einen gewiſſen Preiß zahlen wollen, und zwar einen Preiß, worüber ſie ſich nach Belieben mit dem Amtmann einigen mögen, oder einen von der Kammer beſtimmten (p)?

Ueber dieſen Punkt, und über Wollenausfuhr und ſtädtiſche Induſtrie mit der nächſten Poſt. Die Füße ſchmerzen mir, denn ich habe in eins weg im Stehen geſchrieben. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Familie.

N. S. Ich habe wohl von der Methode geſprochen, die Hinderniſſe, die dem allgemeinen Wohlſtande entgegen ſtehen, aufzufinden; aber ich habe vergeſſen, von der Methode etwas zu ſagen, wie die Hülfsmittel, die zur Hebung ſolcher Hinderniſſe zu dienen ſcheinen, ſich am beſten würdigen laſſen, und das muß ich noch nachholen. Sie iſt an ſich ziemlich einfach, dieſe Methode, obgleich ihre Anwendung nicht leicht iſt. So oft nämlich die Frage von einem Geſetz oder von einer Einrichtung iſt, wodurch die Menſchen dahin gebracht werden ſollen, etwas zu unterlaſſen, was ſie bisher gethan, ſo iſt

(p) Note c.

die erſte Frage: aber warum unterlaſſen das die Leute nicht von ſelbſt? da man dann, wenn man ſich ganz in ihre Stelle verſetzt, bald finden wird, was für Bewegungsgründe ſie dazu haben. Hierauf folgt die zweite Frage: was werden denn nun die Menſchen alles thun, um dem Geſetze, welches mit ihrem Intereſſe nicht ſtimmt, auszuweichen? Und dann kommt die dritte Frage: wie fern wird ihnen das, was ſie, um dem Geſetze auszuweichen und daſſelbe zu vereiteln, thun werden, mehr oder weniger gelingen? Auch über dieſe zweite und dritte Frage wird man manche frappante Anſichten, die einem ſonſt ganz entgangen ſeyn würden, gewinnen, ſobald man ſich in die Stelle der Menſchen ſetzt, und ihre Lage zu der ſeinigen macht. — Was hier vom Unterlaſſen geſagt iſt, das gilt noch weit mehr, wenn vom Thun die Rede iſt: nämlich wenn Geſetze und Verfügungen die Menſchen dahin bringen ſollen, etwas zu thun, was ſie bisher nicht thun wollten.

Ich habe wohl Urſache, Sie um Vergebung zu bitten, daß ich Sie mit ſo vielen abſtrakten Spekulationen behelligt, und Ihnen dagegen an eigentlich für Sie zu

Ihrem

Ihrem jetzigen Zweck unmittelbar dienenden Ideen so wenig dargeboten habe. Dafür sollen Sie auch in meinem nächsten Briefe nichts mehr von Abstraktionen zu lesen bekommen, und ich habe mir dieß und die andern Versprechungen notirt, um sie gewiß nicht zu vergessen.

Königsberg, den 17. März 1799.

Hier bin ich mit meinen Nachträgen.

Wollenausfuhr. In England ist sie bekanntlich seit der Königin Elisabeth Zeit verboten. Gleichwohl rechnete man schon zu Anfang des jetzt zu Ende gehenden Jahrhunderts an 12 Millionen Schaafe in England, mittlerweile die Seelenzahl der Bewohner des platten Landes sicherlich keine 5 Millionen ausmachte, so daß auf jede Seele der Landleute an 3 Schaafe kommen. Ich zweifle nicht, daß jetzt die Sache wohl noch eben so steht. Und doch ist nach Smith der Preiß der Wolle jetzt in England nur die Hälfte von dem, was er Anno 1350 war. Wie hat denn die Schaafwirthschaft in England sich so hoch erhalten können? — Weil der Preiß des ganzen Schaafs seinen gehörigen Stand hat, indem das Sm-

ten des Wollenpreißes vergütet iſt, 1) durch das Steigen des Fleiſchpreißes und, was Smith nicht anmerkt, was aber wohl mit hieher zu rechnen iſt, 2) durch das Steigen des Getreidepreißes, ſo fern die Schaafzucht in England auf die Vermehrung des Körnerertrages eine Würkung äußert, die ohne Schaafzucht durch andere Mittel nicht ſo gut zu erhalten iſt.

Im Gumbinnenſchen Kammerdepartement finde ich laut des Finanztaſchenbuchs, worin dieſe Angaben gewiß eher in Abſicht auf das Zuviel als auf das Zuwenig fehlerhaft ſeyn mögen, in den ſämmtlichen Aemtern etwa 240,000 Schaafe, und dagegen 281,000 Seelen; in den Kreiſen aber 41,800 Schaafe neben 23,700 Seelen. Im Königsbergſchen Departement finde ich mehr nicht als 235,500 Schaafe bei einer Totalbevölkerung von etwa ½ Million Seelen, wovon wohl 350,000 auf dem platten Lande leben. (Dieß letzte Datum kann ich jetzt nicht genau angeben, weil ich mein Finanztaſchenbuch jetzt nicht zur Hand habe.)

Nun iſt es doch auffallend, im Gumbinnenſchen Departement eine ſo gerin-

ge Anzahl Schaafe gegen die Seelenzahl auf den Aemtern wahrzunehmen, da doch schon in den Kreisen (adelichen Güthern ꝛc.) das Verhältniß der Zahl der Schaafe gegen die Zahl der Landleute so sehr viel ansehnlicher ist. Es zeigt doch schon der letztere Umstand, (der vermuthlich auch im Königsbergschen Finanztaschenbuch sich eben so zeigen wird,) daß es nicht der allzuniedrige Nutzen vom ganzen Schaaf seyn kann, was den Schaafstand auf den Aemtern so niederhält, wenn ich auch sogar annehme, (was ich nicht weiß) daß den Amtseinsassen das Halten der Schaafe verboten oder irgend wie erschwert ist; sondern es muß wohl wahr seyn, was ich auch sonst schon von sachkundigen Männern gehört habe, daß die Amtleute bei der Schaafwirthschaft nicht ihre Rechnung finden — und woher nicht? — Das Kammerprincip, nach welchem die Heerden als eisern übergeben werden, scheint mir die Sache nur zum Theil zu erklären; noch ein anderer Grund liegt wohl darin, daß sie, vermöge der Kammerprincipien, bei der Kuhwirthschaft mehr profitiren, und daß ihnen die

Schaafe in Hinsicht auf den Körnerbau, bei welchem es ihnen gerade nicht an dem höchsten Ertrag, sondern an der größten Differenz liegt, entbehrlich ist. Aber, werden Sie sagen, wozu noch mehr Schaafe? sie gelten ja so schon zu wenig. Das ist die Frage. — Wenn Sie sich doch aus Danzig, und etwa auch aus Thorn und Elbing die Marktpreiße der Wolle von den Zeiten vor 1772, da die Ausfuhr meines Wissens ganz frei war, geben ließen, um den Durchschnittspreiß von 1752 — 1772 mit dem von 1772 — 1792 zu vergleichen. Zugleich wäre es artig zu wissen, wohin hauptsächlich Danzig und Elbing die Wolle geschickt hat, als die Ausfuhr noch frei war, um zu errathen, wohin sie wohl bei der neuen Ausfuhrfreiheit gehen möchte.

Das müßte vollends, wenn man auch noch das Verhältniß vom Preiße des Vließes zum Preiße des ganzen Schaafes, oder auch nur die Fleischpreiße in den genannten Städten aus den beiden Perioden wüßte, überaus lehrreich seyn. Es ist würklich zu bewundern, daß bei der Wollenausfuhrfreiheit zu polnischer Zeit so erstaunlich viel Wollenarbeiter in den weiß-

preußiſchen Städten aufgekommen ſind. In der einzigen Stadt Schönlanke ſind, wenn Goldbeck in ſeiner Topographie von Preußen die Zahl richtig angiebt, mehr Tuchmacher, als in dem ganzen Gumbinnenſchen Kammerdepartement, wo Anno 1784 nur 71 waren, und noch jetzt nicht über etliche und 70 ſind. Ja, was noch ſonderbarer iſt, ich erinnere mich aus dem Königsbergſchen Finanztaſchenbuch, daß im Ermlande, ſeitdem es preußiſch geworden, und die Wollenausfuhr verboten iſt, die Zahl der Tuchmacher nicht im mindeſten zugenommen, ſondern eher abgenommen hat. Wenn Sie doch auszuforſchen ſuchten, ob die Zahl der Wollenarbeiter in den weſtpreußiſchen Städten ſeit 1772 ſich beträchtlich vermehrt hat.

Aus den Preißen des ganzen Schaafs und der Wolle zur Zeit der Ausfuhrfreiheit und des Verbots, welche Preiße noch mit den Getreidepreißen zu vergleichen wären, um die eigentlichen Werthe oder Realpreiße des Schaafs und der Wolle zu erkennen, und aus der Zahl der Wollenarbeiter in beiden Perioden, würde man mit gehöriger Rückſicht auf den Einfluß,

den die in den verſchiedenen Jahren Statt gehabten andern innern und äußern Umſtände auf gedachte Mittelpreiße und Wollenarbeiter gehabt haben mögen, am beſten beurtheilen können, was eine freie Wollenausfuhr für eine Würkung auf den Totalſchaafſtand und auf das Totalprodukt an Wolle, und auf die Wollarbeiten haben dürfte. Schleſien hat die durch das Ausfuhrverbot nach der Okkupation entſtandenen niedrigen Preiße ziemlich bald durch die beſonders auf Veranlaſſung der Kriege ſehr vermehrte Zahl der Wollenfabrikanten (deren Zahl vornehmlich mit durch den niedrigen Preiß des Materials ſich vermehrte,) wieder in die Höhe gehen ſehen; und in dem franzöſiſchen Kriege, und vollends ſeitdem Kaiſer Paul ſeine Armee gutentheils in ſchleſiſches Tuch kleidet, hat die Fabrikation ganz erſtaunlich zugenommen, wodurch ohne Zweifel auch die Wollenpreiße ſehr hoch gegangen ſeyn werden. Ich ſtelle mir vor, daß eben darum auch die weſtpreußiſchen Wollenpreiße jetzt höher als ſonſt ſtehen müſſen. Und nun, ihr Gutsherren, was wollt ihr mehr? Wenn der Wohlſtand der Landleute ſie in den Stand ſetzt, ſich beſſer zu

kleiden, und mehr Wollenwaaren zu kaufen; wenn die dadurch vermehrte Menge und Wohlhabenheit der Stadtleute den Preiß des Fleisches steigert; wenn überhaupt die Zunahme an Bevölkerung und Wohlstand die Konsumtion des Fleisches und der Wolle, und folglich auch den Tauschwerth von beiden vermehrt, wie es in England und Schlesien geschehen ist, und überall geschehen würde; so sehe ich nicht, warum das Ausfuhrverbot aufgehoben werden sollte: vollends wenn dieß Verbot mit beitrüge, jene erwünschte Folgen zu befördern.

Nun bitte ich, bemerken Sie noch folgende Unterschiede zwischen den Folgen der verbotenen Ausfuhr des Getreides und der Wolle:

I. Beim Verbot der Ausfuhr des Getreides würde auch die Einfuhr stocken, auf die man bei immer freier Ausfuhr sicher rechnen kann. Aber bei völlig freier Wollausfuhr würde auf Einfuhr wohl nicht mehr als jetzt zu rechnen seyn: denn aus dem östreichschen Polen wird doch wohl gewiß keine Wolle nach dem preußischen auszuführen erlaubt seyn, und aus dem russischen wird auch nicht mehreres kom-

men, als jetzt zu kommen pflegte, und was ich gestehe zwar nicht genau der Quantität nach zu kennen, was aber vermuthlich wenig oder nichts ist. Aus andern Ländern über See aber ist gar keine Einfuhr von Wolle, die theure spanische ausgenommen, zu hoffen.

II. Bei verbotener Ausfuhr des Getreides würde — weil 1) das Getreide zu weiter nichts als zum Essen, zum Branntwein, Bier und Futter taugt, und folglich von begränzter Konsumtion ist, 2) weil nach Verschiedenheit der Jahreswitterungen sehr ungleiche Ernten erfolgen — das Getreide in reichen Jahren den Landwirthen auf dem Halse bleiben, und daher der Getreidebau sich bald auf die knappe Versorgung des inländischen Markts beschränken. Aber

1) die Konsumtion der Wollenwaaren ist einer unbestimmbaren Erweiterung fähig, nicht etwa bloß nach Außen zu, sondern vornehmlich im Lande selbst, zumal seit dem Zuwachs von Süd- und Neuostpreußen, wo fast ein Paar Millionen Menschen meist in selbstgewürkten elenden Kitteln und Lumpen gehen, so wie auch im ganzen alten Ost- und Westpreu-

ßen, die Niederungen etwa ausgenommen. Die große Basis, worauf die englischen Wollenfabriken und die städtische Industrie überhaupt beruhen, ist der Wohlstand der zahlreichen arbeitenden Volksklasse, zumal auf dem Lande; die großen Exporten dieser Waaren sind nur eine Folge von der festen Basis des inländischen großen und unverlierbaren Absatzes. In Holland ist es auch so. Geben Sie in Gedanken jedem Bauer und seinem Weibe und Kinde in dem ganzen jetzigen Preußen jährlich auch nur einen Manns- oder alle zwei Jahre einen Rock oder Ueberrock, und es kommen Millionen Ellen und Tausende von Webestühlen ꝛc. heraus. Wenn doch irgend ein Reisender uns die Bekleidung (so wie auch Hausrath, Wohnung, Speisung) der arbeitenden Klasse und der kleinen Wirthe (hier Bauern, dort farmer genannt) im kleinsten Detail beschriebe; — ich weiß davon nur einige Züge.

2) Die Wollenernte hängt nicht, wie die Getreideernte, alljährlich von der Witterung so ab, daß bei gleicher Aussaat manchmal fast das Doppelte eingeerntet wird; sondern sie richtet sich fest nach der Zahl der Schaafe, die zwar durch Krank-

heiten viel leiden, aber bei der günstigen Witterung gar nicht oder nicht merklich mehr Wolle geben, als bei einer ungünstigen, sofern nur ihre Zahl unvermindert bleibt.

Diese sub I. und II. 1. und 2. angeführten Unterschiede muß man fest ins Auge fassen, ehe man von der Freiheit der Getreideausfuhr auf die der Wollenausfuhr schließt.

Der Hauptzweck bei allen Maximen über den Wollenhandel sollte seyn die Vergrößerung des Schaafstandes und des Totals der Wollenproduktion. Diese zu erhalten, muß freilich Wolle und Fleisch, oder überhaupt das ganze Schaaf, den Werth haben, der dem Landwirth den Aufwand der Schaafzucht mit dem gehörigen Profit ersetzt. Kann dieser Werth dem Schaafe auf eine solche Art verschafft werden, wobei zugleich die einheimische Industrie gesichert und erweitert wird, so ist diese Art gewiß derjenigen vorzuziehen, wobei diese Industrie gefährdet oder gehemmt werden könnte. Nun scheint, wenn man aus bloßen Begriffen urtheilt, das letztere der Fall bei der freien Wollenausfuhr zu seyn. Aber ich gestehe, aus Begriffen

laſſen ſich Thatſachen wohl muthmaßen, aber nicht behaupten. Es käme alſo ſehr darauf an, die würklichen Thatſachen, ſo weit es ſich thun läßt, aus den angedeuteten, bis jetzt ganz unbekannten Datis auszumitteln.

Smith ſelbſt, nachdem er ſehr klar die Ungerechtigkeit des Wollenausfuhrverbots in England gezeigt, ſchlägt doch nicht die gänzliche Ausfuhrfreiheit vor, ſondern findet nur rathſam, daß die Ausfuhr mit einem beträchtlichen Impoſt belegt werde. In England, ſagte ich, nennt es Smith ungerecht, daß einer Klaſſe, genannt Fabrikanten oder Kunſtfleißige, eine Begünſtigung zugewandt werde, die einer andern Klaſſe, genannt Landwirthe, eine Verminderung ihres Profits zuzieht. In Preußen, wie in aller Welt, iſt im Grunde jede Begünſtigung einer Klaſſe von Gewerbſamen auf Koſten einer andern Klaſſe von Gewerbſamen, ebenfalls ungerecht, und wenn Begünſtigungen ſolcher Art gegenſeitig Statt hätten, ſo käme es, wenn nun gleichwohl eine Klaſſe ſolche Ungerechtigkeit abgeſtellt wiſſen wollte, darauf an, daß ſie ſich auch gefallen ließe, die Begünſtigungen, deren ſie ſelbſt genießt,

aufzugeben. Wollen Sie einmal überdenken, wie viel in dem Fall eine gewisse Klasse von Landwirthen herauszugeben hätte? — Ach, Freund, Sie verstehen mich, und werden mir nicht zumuthen, darüber deutlich zu seyn.

Vollends aber jetzt, da durch den Krieg in Deutschland so viele Schaafheerden aufgefressen, so viele Wollenmanufakturen ruinirt, und daher die Nachfrage, besonders nach gemeinen Wollenwaaren, selbst in unsern Landen, wenn wir nur viele hätten, so stark gestiegen ist, (Ihr Konto kann Ihnen das zeigen,) wäre es am wenigsten der rechte Zeitpunkt, mit der Wollenausfuhrfreiheit, zumal ohne eine auf Thatsachen sich stützende Vorausberechnung der Folgen, ein Experiment zu machen.

Ersatz des Schaarwerks. Sie führen an: die Beamten könnten durch das zu behandelnde Schaarwerksgeld für den zu verlierenden unentgeldlichen Schaarwerk hinlänglich entschädigt werden. Wie soll das Behandeln des Schaarwerks geschehen (*)? Einige Jahre zuvor, ehe ich nach Göttingen kam, war im Hannöverschen das Schaarwerk zur Probe auf 30 Jahre in ein festes Dienstgeld verwandelt

(*) Note c.

worden, so daß jeder Hand- und Spanndienst für einen Tag nach einem gewissen Satz zu Gelde gemacht, und nun nach der Zahl der Frohntage das ganze Dienstgeld angesetzt wurde. Ein verständiger Bauer, mit dem ich darüber sprach, sagte mir, es wäre wohl gut, wenn nur der Bauer dabei die Wahl hätte, ob er das Geld geben, oder an Tagen, wo er gerade nichts besseres zu thun hat, statt des Geldes den Naturalschaarwerk leisten soll. Man ließ also dort den Bauern die Wahl nicht, aber den Beamten auch nicht. Und die sollten auch warlich am wenigsten eine solche Wahl haben, weder ob sie in jedem Fall Naturalfrohne oder Geldersatz dafür, noch wie viel Geld dafür sie nehmen wollten; sonst würde die Landplage der Domänenpächter noch ungleich drückender als sie bisher war. Es thut mir leid, daß ich mich nicht im Hannöverschen erkundigt habe, was man dort für Kammerprincipien bei Verpachtung der Domänen befolge, ob man da auch das Blindekuhspiel 1) mit dem Wirthschaftskorn, 2) mit der Veranschlagung des Viehes ohne Wiesen und Weide, und der Wiesen ohne Vieh getrieben hat; denn 3) das Spiel

mit dem Schaarwerk, welches der Amtmann bei uns bezahlt, und auch wieder nicht bezahlt, hat dort längst aufgehört.

Wenn, wie ich vermuthe, die Kammer den Ersatz des Schaarwerks, so wie es im Hannöverschen geschehen, durch eine in Geld bestimmte unveränderliche Auflage von den Bauern erhebt, so wollte ich wohl bitten, dieses Dienstgeld nicht zu hoch, selbst nicht so hoch als die Bauern sich erbieten möchten, dasselbe geben zu wollen, anzusetzen. Es ist ja genug, wenn bei der Einführung dieser neuen Ordnung vorerst die Domäneneinkünfte nur gerade nichts verlieren: denn desto mehr wird das Land und dadurch auch der König mit dem Laufe der Zeit gewinnen; statt daß ein allzuhoher Ersatz ein nagender Wurm für die Bauern bliebe. Allzuhoch aber nenne ich den Ersatz, der mehr beträgt, als das Schaarwerk, gerade in der Art, wie es würklich geleistet wird, (nicht wie es hätte geleistet werden sollen,) werth gewesen. Durch vernünftige, klare, neue Kammerprincipien (1), die so ge-

(1) Durch die im Jahr 1800 in Ost-, Westpreußen und Litthauen eingeführte „neue Instruktion, wie bei Veranschlagung

faßt werden müßten, daß des Beamten Interesse in keinem Zweige der Wirthschaft mit dem großen Interesse des Volks und des Königs im Gegensatze stände, sondern daß der Beamte so wirthschaftete, wie er als Eigner wirthschaften würde — (aber wer erfindet solche Principien? —) würde gewiß jedes Deficit in den Erträgen verhindert werden. Die Erbauung von Wohnungen für Tagelöhnerfamilien auf den Domänen mag gut seyn; aber wie werden Sie es nun machen, daß Tagelöhnerfamilien in der Menge, wie man sie verlangt, würklich hinziehen, und daß sie da bleiben? Wollen Sie sie dazu zwingen? Nun so haben Sie ja im Grunde wieder Schaarwerk und nicht freie Arbeit. Ich glaube, daß bei völlig gleichem Lohn Tagelöhner doch lieber beim Bauer arbeiten würden, als beim Amtmann, wäre es auch nur der lieben Amtsjustiz wegen; und mancher Bauer wird wohl nach gerade auch Tagelöhner brauchen, wenn er, entbunden vom Schaarwerk, seine Wirth-

der Arrenden bei den Domänenämtern zu verfahren ist. In dieser Absicht ist erfolgt worden.

ſchaft verbeſſert. — Sie wiſſen das alles beſſer.

Inſtitute und Meliorationen. Kein Inſtitut iſt nützlich, wenn es nicht fortdauernd wenigſtens die gehörigen Zinſen des darauf verwandten Kapitals einbringt, und auch dieß Kapital ſelbſt unvermindert ſichert, ſo daß dieß in jedem Fall wieder zu erlangen wäre, wenn man ſich gedenkt, daß das Inſtitut an irgend einen Käufer abgetreten würde. Sie wiſſen am beſten, wie wenig Inſtitute, Fabrikanlagen, und andere aus dem Meliorationsfonds beſtrittene und unterhaltene Anſtalten dieſe Probe aushalten würden. Ich möchte die Summe der Kapitalien wiſſen, die, beſonders an Vorſchüſſen und Etablirung von ſogenannten Fabrikanten, zumal Ausländern, verloren gegangen. Aber das ſind gar zu bekannte Sachen. Nur das Princip der Beurtheilung ſolcher Anlagen, was ich ſo eben angerathen habe, und was ſo evident iſt, ſcheint wenig anerkannt zu ſeyn. Wenn kein Privatmann oder keine Societät von Privatis das Kapital bezahlen wollte, was z. E. die Schiffbarmachung der Drewenz koſtet, wenn man ihr auch dafür alle die Einnahme von

Schleuſen-

Schleusengeld und Kanalgeld abträte, die der Staat davon ziehen will, so möchte ich mich gern belehren lassen, woher denn nun diese Anstalt nützlich heißen soll: ich wenigstens verstehe es nicht. Es ist in keinem andern Staat nützlich, als in welchem es nützlich wäre, in Preußen Kaffee in Treibhäusern bauen zu lassen, wenn auch das Pfund davon einen Friedrichsd'or zu stehen käme.

Die herrlichsten Fabriken im preußischen Staat, die Uhrfabriken in **Neufchatel**, die **Metallfabriken** im **Sauerlande**, die erstaunlichen Leinenfabriken im **schlesischen Gebürge**, (in allen Ländern, wo Herrenrechte ꝛc. herrschen, sind die Gebürge gepfropft voll industriöser Menschen, weil da die Herrenrechte nicht hinreichen. Schlagen Sie nur Ihren **Büsching** auf, und lesen Sie, was er von **Ober-** und **Niederösterreich** sagt,) die Wollenappreturfabriken in **Louth**: alles dieß ist ohne die mindeste Theilnehmung des Staats entstanden, und er würde wohl thun, sich auch jetzt nicht darein zu mischen. Dagegen unsere **Bergwerksfabriken**, Kupfer, Alaun ꝛc. sind, so weit sie nicht ohne Monopol bestehen können, (denn bis zu

dem Punkt, zu welchem sie von selbst gehen würden, sind sie nützlich,) ein Schlund, eine Armenanstalt, die das Publikum auf seine Kosten unterhalten muß, und der Beweis hiervon liegt gerade darin, daß dieß auf dem Monopol und auf Zwangspreißen beruhende Uebermaaß ohne solche Zwangspreiße nicht bestehen könnte. Es ist auch hier wie mit dem Kaffeebau in Treibhäusern.

Was das Zunftwesen betrifft, so ist es am rathsamsten, es allmählig, wie auch schon geschieht, durch Lösung eines Bandes nach dem andern auf den Fuß von Privatsocietäten zurückzubringen. Denn als solche sind sie ganz unschädlich, weil sie dann keine Zwangsrechte haben, und weil sie dann kein anderes Band als den freien Willen der Genossen haben, der immer veränderlich ist. Aber auch schon in ihrem jetzigen sehr losen Zustande sehe ich nichts von dem großen Schaden, den ich ihnen so oft andichten höre, und wenn vollends die großen Gutsherren über die Handwerker klagen, so muß jedem Unbefangenen ganz unerklärbar dabey zu Muthe seyn. Wenn die Zünfte ungeschlossen sind, also jeder Meister wer-

den darf, der will und kann, wie sollte da ein unbilliger Gewinn lange bestehen können, ohne daß so viel neue Konkurrenten hinzukamen, bis der Profit auf seinen gerechten Satz herunter geht. — Bei der Kammer zu ..... hat sogar der ..... mehrmals förmlich darauf gedrungen, daß Handwerkstaxen gemacht werden sollen. — Ei, Roggen- und Weizentaxen? — Die privilegirten Güter monopolisiren den Zinsfuß der darauf angeliehenen Kapitalien, (denn so viel Prozente, als jetzt die Gutsherren ersparen, werden doch der Klasse der Ausleiher entzogen, so weit nehmlich der erkünstelte Zinsfuß unter dem Satze steht, auf welchem er sonst bei der freien Würkung der Natur der Dinge stände,) monopolisiren „das Eigenthum, das jeder Mensch an seiner „Arbeit hat, und welches der Grund von „allem Eigenthum ist, und welches daher „heilig und unantastbar seyn sollte" (Worte unsers Smith's), durch ihre Erbunterthänigkeit, Patrimonialgerichtsbarkeit, Dienstzwang; monopolisiren die Präsidenturen, — — —; sind bei diesen Monopolien entbunden von — von —! Ueber den Profit der Kaufleute, da doch jeder Mensch Kauf-

mann werden darf, wer nur will, da doch der Staat ihnen durchaus kein Vorrecht, keine Begünſtigung, ſondern bloß den allgemeinen Schutz giebt, und geben ſoll; über den Profit der Profeſſioniſten, von denen eben daſſelbe gilt; über die Forderungen der Arbeiter aller Art, die in dem nehmlichen Falle ſind, darf man räſonniren, ſchmälen, ſchelten nach Herzensluſt; aber über jene Punkte darf höchſtens ſo ein ledіger Philoſoph wie unſer einer, ſeinem Freunde, einem Kammerpräſidenten, einmal ein Wort ſagen, und kann auch dazu aus keinem andern Grunde ſich entſchließen, als weil er beſorgt, ſein Freund möchte in der Sphäre, worin er würkt, und wo ihm leicht das Andenken an das alles entfallen kann, eben deswegen vielleicht in den Fall kommen, minder umfaſſende Kombinationen zu machen, als er wohl ſelbſt wollte.

In Abſicht auf die Scheidung der Land- und Stadtwirthſchaft, die im Preußiſchen ſo ſtrenge iſt, weil das Intereſſe der Acciſe dabei verſirt, wünſchte ich nur, daß die bei uns ſchon angenommene Maxime, die Weberеien davon auszunehmen, weiter ausgedehnt, und jede Art von We-

herrien, die die guten Bauerweiber und ihre Töchter neben ihren andern Arbeiten verfertigen, freien Absatz in Städten wie auf dem Lande hätte. Bei uns in Königsberg wird jedes Stück Prahlsacht (aus Klunkergarn und Wolle gewebtes buntes Zeug zu Unter- und selbst Oberröcken der armen Frauensleute), was außer den einzigen ersten Jahrmarktstagen in die Stadt zum Verkauf kommt, ohne Barmherzigkeit konfiscirt, damit nicht die Stadweber in ihrem Gewerbe leiden. Man bedenke nicht, was für ein wichtiges Objekt so ein Stück Prahlsacht für die arme Landfrau, die es gewebt hat, sowohl als für die arme Käuferin in der Stadt ist, wenn gleich das ganze Objekt nur ein Paar Gulden beträgt; bedenkt nicht, daß es damit nie weit gehen kann; bedenkt nicht, ob es vielleicht nicht klüger wäre, wenn, die eigentlichen Kunstweber ausgenommen, alle andere Weber, und namentlich die, die auch solches Zeug machen, lieber aufs Land zögen. Ist es in Ihrem Departement auch so? —

Unter den großen Hindernissen sollten Sie noch ausdrücklich des Mühlenzwangs erwähnen. Das ist ein wahres

Nationalleiden (*). Ich berechne in Gedanken, was die Menschen wohl geben möchten, um sich von diesem Jammer zu befreien, frage mich, wem denn nun diese Abgabe (denn so läßt sie sich ansehen) die Landreuterkosten, so viel davon pro rata auf diesen Zweck fällt, mit eingeschlossen, zu gut kommt? — dem König? der Nation? Gewiß nicht; auch den Müllern nicht einmal ganz. In der That, ein großer Theil dieser Last ist ein non-valeur des Nationalvermögens à pure perte, und der andere kommt den liederlichsten und betrügerischesten Müllern zu gut; denn die rechtlichen Müller würden bei der Aufhebung dieses absurden und ungerechten Zwanges eher gewinnen. Auf den Domänen und in den Städten müßte der Anfang gemacht werden, diesen Zwang abzustellen; der Ausfall, den etwa der König anfangs litte, müßte aus dem Meliorationsfonds genommen werden, der zu keinen heiligeren Bestimmungen angewendet

(*) Durch das „Edikt für Ostpreußen, Litthauen, Semeland und den Marienwerderschen landschaftlichen Kreis, die Mühlengerechtigkeit und die durchgängige Aufhebung des Mahlzwanges betreffend. Königsberg d. 29. März 1807.“ ist dieses Uebel gänzlich gehoben.

werden kann, als zu solchen Abstellungen von wahren non-valeurs, von wahren à pure perte geschehenden Vernichtungen der Haabe der Menschen, und also auch des Krieges. Warlich besser ist eine solche Anwendung dieses Fonds, als wenn daraus Vorschüsse an Landläufer, wie an Gottfried Bubler, der (ein Schuhflicker) die Auslagen zur Anlegung einer Seifenfabrik in Kulm (wenn ich nicht irre) erhielt, und bei der ersten Probe Pommade statt Seife machte, und tausend ähnliche Projekte, verschwendet und vernichtet werden. Ich bin bereit, Ihnen noch einige solche Gegenstände zu nennen, wozu der Meliorationsfonds herrlich dienen könnte, und die alle von negativer Art, folglich freilich nicht schimmernd, aber desto wichtiger und wohlthätiger sind, so wie auch die negativen Tugenden der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Geduld, nicht schimmern, aber unendlich schwerer, und vielleicht auch seltner sind, als Wohlthätigkeit, Großmuth, Gnade.

. . . . . .

. . . . . .

Ich habe ingiente calamo schreiben müssen, daher der Mangel an Ordnung und Klar-

heit. Hätte ich Zeit gehabt, das Zeug erſt zu konzipiren oder abzuſchreiben, ſo hätte ich Ihnen viel Leſens erſpart, und der Brief wäre nicht halb ſo ſtark geworden.

Königsberg, den 15. July 1799.

. . . . . .

. . . . . .

Das ſtatiſtiſche Tableau von Weſtpreußen habe ich gern geleſen, ... Aber, Freund, die Vernunft verbietet Vergleichungen, und faßt jede Sache für ſich; und, ſo betrachtet, möchte ſie nicht wenig an dem Werk auszuſetzen haben. Ich will hier nur einige flüchtige Bemerkungen herſetzen, und Ihnen überlaſſen, über welchen von den berührten Punkten Sie wollen, das Umſtändlichere von mir zu erfordern. Da man übrigens einen krummen Stab auf die entgegengeſetzte Seite krumm biegen muß, wenn er gerade werden ſoll, ſo wird es nichts ſchaden, wenn ich auch in mancher meiner Rügen ein wenig in das andere Extrem hineingerathen ſollte. Viel Geiſtreiches erwarten Sie übrigens dießmal nicht von mir; ich bin heute mit

meinem Kopf, der von 6 Uhr früh an mit dem Vorlesen strapaziert wird, nicht recht gut dran.

*) Je weniger angebaut, je dünner mit Menschen besetzt, je mangelhafter mit Gewerben versehen ein an sich gutes Land ist, desto schneller muß es von selbst, sobald nur Gottes lebendiger Odem, Gerechtigkeit, hineinkommt, (verschieden von Justiz, die, sofern sie nach ungerechten Gesetzen richtet, und mithin Rechte, Unrecht zu thun, floriren macht, das teuflischste, empörendste, tollste ist, was Menschen quälen, entehren, narren kann,) an Kultur, Menschenzahl, Gewerbsamkeit zunehmen. Ich kann nicht dafür, daß ich überzeugt bin, es würde Westpreußen, bloß durch völlig gerechte und vernünftige Gesetze ohne einen Schilling königlicher Gelder in 25 Jahren ungleich besser angebaut, bevölkert, wohlhabend geworden seyn, als es jetzt, trotz so vieler Treibhauskünste geworden ist. Nach den Angaben sind jetzt 1823 städtische Feuerstellen mehr in Westpreußen, als zur Zeit der Besitznehmung, und die auf Retablirung der Städte während der Zeit verwendeten Summen an königlichen Geschenken

betragen 1,022,725 Thaler: was folgt nun aus diesen beiden Sätzen? Daß man für Geld, wie alles, so auch Häuser gebaut bekommen kann. Und nun das Plus von 3709 ländlichen Feuerstellen, die in 25 Jahren! in einem halbwilden Lande! mit einem Aufwande von 788,057 Thalern auf Amtsgebäude, und von 169,289 Thalern auf Amtsmeliorationen, ohne die 143,498 Thaler auf Urbarungen zu rechnen, erschaffen worden; würde ein unbefangener Zuschauer, ein Arthur Young, dem z. E. mein Freund, der Kriegsrath v. Schön (1) 1) diese 25 Jahre und 2) diesen halbwilden Zustand des Landes beim Anfange der Periode, und 3) den Aufwand von diesen Summen deutlich gemacht hätte, in den 3709 Feuerstellen einen Beweis von vortrefflicher Staatswirthschaft gefunden haben? Als v. Schön dem Arthur Young einmal eine gewiß sehr preußisch-patriotische Beschreibung von unserer Domanenamtswirthschaft und Verfassung machte, konnte Young sich nicht halten: what barbarity, what barbarity! rief er einmal über das andere aus. Es

(1) Jetzt geheimer Oberfinanzrath.

war in meinen eignen Augen ein Genie-sprung, als ich mir einmal einen preußischen Kriegsrath dichtete, der dem Minister Pitt ein Projekt zur Bereicherung des Staats oder zur Verbesserung der Finanzen durch Einführung des preußischen Domanenwesens in England vorlegte, und empföhle; und siehe da! mein Traum ist kein Traum: es hat würklich ein preußischer Kriegsrath, und einem noch kompetentern Beurtheiler, so etwas gesagt. . .

. . . . . .

Ueber die Bevölkerung bemerke ich nur, daß, wenn, wie Sie selbst sagen, die größere Zahl der Menschen Anno 1798 von der richtigern Zählung herrührt, die Zahlen für Anno 1774, 1786, 1792, 1793 alle zu klein, und folglich die Differenzen zu groß, und mithin die Prozente der Vermehrung alle in facto unrichtig, nehmlich zu groß in eben dem Verhältnisse sind, in welchem die Zahlen jener frühern Jahre zu klein sind. Vermuthlich wird bei der frühesten Zählung der Fehler, den, wie Sie mir mündlich sagten, alle Zählungen haben, nehmlich unter der Wahrheit zu seyn, noch weit mehr betragen, als bei den folgenden Anno 1786 ꝛc.

Mir dünkt, dieſelbe Bemerkung gilt von den meiſten übrigen Prozenten (wobei mir noch einfällt, an die warlich mit 643,060 Thaler theuer genug erkauften 12237 Koloniſtenſeelen zu denken), wo ich die zwei herrlichen oder vielmehr die eine einzige Quelle des Wohlſtandes angegeben finde, Sicherheit des Eigenthums und Friede, der ſelbſt nichts als Sicherheit des Eigenthums iſt. Ja wohl Sicherheit des Eigenthums! die darin beſteht, daß jeder Menſch alleiniger Herr ſeiner Hände und Kräfte ſey, und, ſo lange er kein Verbrechen begangen, oder durch keinen Vertrag jemanden ein beſtimmtes Anrecht darauf eingeräumt hat, kein Sterblicher ihm das heilige Eigenthum ſchmälern oder rauben dürfe.

Unterthänigkeit (u), Schaarwerk, Vorſpann, Amtspflichtigkeit, — verzeihen Sie, — wo dieſe herrſchen, wo die größte Zahl der Menſchen nicht ſicher iſt, der

(u) Das „Edikt den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe der Landbewohner betreffend, Memel den 9. Okt. 1807.“ hat auch alle Gutsunterthänigkeit in den ſämmtlichen Preußiſchen Staaten mit dem Martini-Tage (11. November) 1810 aufgehoben.

Früchte ihres Fleißes froh werden zu können, da iſt's Hohn und Spott, von Sicherheit des Eigenthums zu ſprechen, und da wird man Menſchen, die man haben will, wie wir es mit den Kolonisten thun, kaufen, da wird man einen ſogenannten Wohlſtand, den man haben will, mit Gelde bezahlen müſſen, wie wir es thun.

Ueber den Viehſtand wiederhole ich hier die ſchon vorher gemachten Bemerkungen. Sind die auf genauerer Zählung beruhenden großen Zahlen für 1798 richtig, ſo ſind die Zahlen für die frühern Jahre alle zu klein, und zwar deſto mehr zu klein, je früher die Jahre ſind; es ſind folglich die berechneten Differenzen alle zu groß.

Die beliebte Phraſis: daß die Provinz durch ihre Ueberſchüſſe auswärtiges Geld an ſich zieht und zur ſtärkern Verbeſſerung anwendet, mag klar ſcheinen, wem ſie will; ich kann nichts dabei denken. Faſſen Sie mich einmal beim Wort und fordern mich auf, Ihnen zu zeigen, wie es möglich iſt, ſich nichts dabei zu denken, und ich erbiete mich, Ihnen dieß ſo deutlich zu machen, als es deutlich iſt, daß das auswärtige Geld, welches die Provinz an ſich

zieht, nicht einen Pfifferling mehr werth ist als das, womit sie dieß Geld erkauft, oder mit andern Worten, als dasjenige, wofür sie die Quantität von Gold und Silber bekommt; und daß zur stärkern Verbesserung nicht Gold und Silber, sondern Lebensmittel, Materialien und Geräthe gehören; sogar wenn es den Menschen nicht selbst überlassen werden soll, die Verbesserungen zu machen, sondern der Landesherr unmittelbar (Sie wissen schon aus einem meiner vorigen Briefe, was das unmittelbar hier heißt) sie zu Stande bringen will. Wenn Sie einmal Lust haben, diesen artigen Punkt genauer erforscht zu sehen, so sagen Sie es mir; jetzt wollen wir uns dabei nicht aufhalten.

Bei der Stelle, wo man die vermehrte Kultur der adelichen Güter aus dem trotz der niedrigen Getreidepreiße hoch gestiegenen Kaufwerthe derselben darthun will, begreife ich nicht, 1) was man beweisen will, und auch nicht, 2) wie man es beweiset. Daß die Getreidepreiße von Jahr zu Jahr einzeln regelmäßig steigen, hat, glaube ich, noch kein Mensch behauptet. Der Fragepunkt ist: ob sie nicht im Durchschnitt von 10 zu 10 oder auch nur von

5 zu 5 Jahren höher gegangen sind, vornehmlich, ob sie nicht seit Errichtung des Kreditwesens von 1767 bis 1797 im Durchschnitt höher gestanden als im Durchschnitt von 1777 bis 1787. Aber dann vollends die Art der Beweisführung. Man scheint aus allen Jahren die niedrigsten Preiße ausgesucht zu haben; warum setzte man nicht auch die höchsten Preiße der Jahre 1783, 1784, 1785, 1795, 1796 und anderer, deren ich mich nicht gleich erinnere, hinzu? Wie sehr lehrreich wäre es gewesen, wenn man das vollständige Verzeichniß der Preiße von 1774 oder 1784 oder auch nur von der Epoche der Landschaft, nehmlich von 1787 ab, gegeben hätte. Ich würde Ihnen sehr danken, wenn Sie mir einmal so ein Verzeichniß mittheilen wollten, aber mit der genauen Angabe: was ich unter dem Preiße verstehen soll, ob den niedrigsten, der irgend an einem Markttage Statt gehabt, oder den Durchschnittspreiß von allen Markttagen im ganzen Jahr?

Aber, ich frage nochmals, was will man eigentlich beweisen? Daß der Adel würklich seine Güter meliorirt hat? — Nun ich dächte doch, das hätte er wohl

können gethan haben, da er sich selbst allein damit einen Gefallen thut, und da der König und das Volk ihn obenein dafür bezahlen: der König, durch das Geschenk von 200,000 Thalern, das Volk, durch das demselben entlockte Prozent am Zinsfuß, und durch Uebertragung in Absicht auf Abgaben und Leistungen; nichts von den Erbgrundunterthanen und Gesindeordnungsunterthanen zu sagen, deren Lasten, wie Hegewisch klar gezeigt hat, mit den Meliorationen gestiegen sind. Lassen Sie uns beten: Gott, gieb uns den Geist der Gerechtigkeit, der uns in alle Wahrheit leite!

Von den 6 Millionen Thalern an Geldcirkulationszuschuß, die einen stetswährenden Nutzen gewähren sollen, verstehe ich wieder kein Wort. Ich kann fast der Versuchung nicht widerstehen, hier eine kurze tüchtige und einleuchtende Theorie vom Gelde einzurücken; aber ich lasse das besser auf ein andermal.

„Der Adel, sagt man, ist verbunden, seine Unterthanen, seines eignen „Vortheils halber, so zu unterstützen, „daß sie im Stande bleiben, das zu leisten, was sie zu leisten verpflichtet sind.“

Ein

Ein Sklavenhändler ist verbunden, seines eigenen Vortheils halber, seine Sklaven so zu halten, daß sie nicht umkommen, sondern verkäufliche Waare bleiben; ein westindischer Pflanzer ist verbunden, seines Vortheils halber seine Neger so zu unterstützen, daß sie im Stande bleiben zu leisten, was sie zu leisten verpflichtet sind; ein Fuhrmann ist verbunden, seines Vortheils halber die Pferde so zu brauchen, daß sie thun können, wozu sie bestimmt sind. Ihr armer Freund, der Professor der Moralphilosophie, ist so unglücklich, sich keine Verbindlichkeit aus Vortheil denken zu können, weil natürlich dann, wer sich aus dem Vortheil nichts macht, oder denselben wohl gar im Widerspiel fände, auch keine Verbindlichkeit oder eine Verbindlichkeit zum Widerspiel hätte. Würklich haben Fuhrleute es hier bisweilen vortheilhafter gefunden, mit ihren Pferden immer in ewigem Fahren begriffen zu seyn, als sie zu schonen, weil die Rechnung dann auswies, daß, wenn sie gleich die Pferde dann nur halb so lange brauchbar behielten, sie doch mehr damit verdienten, als wenn sie sie gehörig schonten. Eine

ähnliche Berechnung hat die englischen Pflanzer in Westindien gelehrt (was schon der alte Kato in Absicht auf die Sklaven zu seiner Zeit sagte), daß es vortheilhafter ist, die Sklaven lieber nicht alt werden und sich nicht begatten zu lassen, sondern ihre Kräfte aufs stärkste und schnellste zu benutzen (wenn sie dann auch vor der Zeit hinstürben) und sie immer durch Ankauf von frischen Negern zu ersetzen, als sie zu schonen und sich vermehren zu lassen. Eben so haben die Sklavenhändler berechnet, daß, da doch von jeder Ladung immer einige Prozente auf dem Transport sterben, es vortheilhafter ist, diese Prozente mehr über die Ladung, die das Schiff gehörig fassen kann, aufzuladen, weil dann verhältnißmäßig die Zahl der Verkäuflichen doch etwas größer übrig bleibt. Ein holsteinischer Zwingherr sagte einmal dem braven Büsch: die verfluchten jungen Margellen wollen alle heirathen, so, daß der Verwalter sich beschwert, er könne keine Magde mehr bekommen; aber ich will sie schon heirathen lehren! — Verzeihen Sie, gnädiger Herr, fragte Büsch, wo sollen denn dereinst die Mägde herkommen, wenn die Margellen

nicht heirathen? — J, das Gezücht findet sich doch, war die Antwort; und ich finde es sehr konsequent, daß dieser Herr, wenn es sein Vortheil war (wie er es am besten wissen mußte), die Marqellen vom Heirathen mit Peitschenhieben abzubringen, auch dazu vollkommen verbunden war, so wie er auch verbunden war, die alten erschöpften Männer und Weiber, die nur zehren und nicht mehr arbeiten können, zumal wenn das Korn hoch gilt, leben zu lassen, wie sie können, und nur das brauchbare Menschenvieh gehörig bei Kräften zu erhalten, weil nach der Berechnung nur das zu erhalten Vortheil bringt, und also Pflicht ist, nicht zu gedenken, daß das, was dieser oder jener vortheilhaft nennt, nicht immer nach Gelde sich berechnen läßt, indem nach Verschiedenheit des Geschmacks mancher lieber 5, 6 Prozent der Einnahme missen, als das Gnädigthun, die Macht zu kommandiren, das Recht zu richten, aufgeben, oder dem gemeinen Manne irgend ein vollkommenes Recht einräumen wollte, so wie es mehr als einen Menschen giebt, der sich durch kein Geld bestechen läßt, aber wohl durch hundert andere Dinge. — Anders

iſt es mit den freien Einfaſſen, die nach Belieben wegziehen können, und auf feſten Kontrakten ſitzen; dieſen wird der Gutsherr nichts zu geben brauchen, was er nicht nachher mit Zinſen reichlich wieder bekömmt, und alſo nicht giebt, ſondern nur leiht.

Was man von der Zweckloſigkeit und Unnützigkeit eines Geſetzes ſagt, welches die Gutsbeſitzer nöthigte, beſtimmte Magazine bis zur Ernte zu halten, iſt recht gut; aber Zug vor Zug findet, was da geſagt wird, auch Anwendung auf ein Geſetz, das die Kaufleute nöthigen ſoll, Vorräthe eiſern zu halten. Verſuchen Sie es ſelbſt, ob Sie den geringſten Unterſchied in jenem Räſonnement finden können, es mag auf Menſchen $= x$ oder auf Menſchen $= z$ angewandt werden. Ich ſetze aber freilich voraus, daß die Kaufleute und die Gutsherren hier nur als x und als z, nicht aber als Kaufleute und Gutsherren in Betracht kommen: denn ſonſt iſt freilich ein mächtiger Unterſchied, indem dieſe es ſind, die die Geſetze geben, und jene gehorchen ſollen, obgleich doch am Ende ein Kaufmann nie gehorcht, wo

das Gehorchen ihm Schaden bringt, sondern dann lieber nichts thut.

Man nennt das Verlangen des gemeinen Mannes, ein Eigenthum zu haben, eine Sucht. Ist denn das Verlangen, was Sie und ich, und jeder Sterbliche, der nicht verrückt ist oder verrucht, haben, Eigenthum zu besitzen, etwas anderes, als das Verlangen, was der gemeine Mann hat? ja diesem ist Eigenthum noch nöthiger, noch mehr zu wünschen, weil zwischen Nichts und Etwas ein unendlich wichtigerer Unterschied ist, als zwischen viel und mehr. Wenn das unschuldige, gerechte, löbliche Verlangen nach einigem Eigenthum Sucht heißen soll, wie soll denn das Verlangen heißen, Eigenthum auf Kosten jenes unschuldigen Verlangens armer Menschen zu erpressen, oder unschuldige Menschen selbst mit ihren Kräften als Eigenthum zu besitzen? Mein Theuerster, ich fasse mich an den Kopf, und muß vor Wehmuth die Feder eine Weile weglegen. —

Es giebt gewisse Dinge, die man lieber jeden gern sagen läßt, wie es ihm beliebt, als daß man sich darüber erhaben sollte, vorausgesetzt, daß er auch uns gestattet,

zu ſagen, was uns beſſer dünkt. Sie, mein Theuerſter, verlangen nicht, daß ich das unterſchreiben ſoll, was in manchen Stellen jenes Aufſatzes geſagt iſt. Zu den Beiſpielen, die Liancourt von der Trägheit manches gemeinen Mannes, ſelbſt in Amerika, anführt, bitte ich Sie, ſich auf eben ſo viele Beiſpiele von Gutsherren in Preußen zu beſinnen; ein ganz nahes haben Sie mir ſelbſt erzählt. Aus ſolchen Beiſpielen, wenn man nicht das ganze Detail kennt, folgt nichts, als daß einzelne Menſchen ſehr verſchieden an Neigungen und Charakter und Einſicht ſind; aber daraus einen allgemeinen Schluß auf eine ganze Menſchengattung zu machen, iſt eben ſo unlogiſch, als wenn die Handwerksburſchen ſagen, ſie hätten auf ihren Reiſen gefunden, die Leipziger wären ſo, die Berliner ſo, die Preußen ſo, und die Schleſier ſo. Die menſchliche Natur, ſo wie die menſchliche Körperbildung, kann nicht nach einzelnen Exemplen von abweichender Art, ſondern muß aus den allgemeinen Grundzügen, die Sie in ſich, und ich in mir, und wir alle in uns finden, wenn wir die von Nebenumſtänden und Individualitäten herrührenden ſpe-

ciellen Züge weglaſſen, aufgefaßt werden. Daß ein Menſch, der für ſeinen Unterdrücker, oder der aus zweckloſem Zwange, wie z. B. der Gutsunterthan oder der Amtsſchaarwerker arbeiten ſoll, nicht Luſt, nicht Trieb zur Arbeit hat, das kommt gerade aus eben derſelben Quelle her, aus welcher es herkommt, daß ſein Zwingherr oder ſein Amtmann ſich über ſolche Unluſt und Trägheit ärgert, nehmlich es kommt aus dem angeſtammten Verlangen des Menſchen, ſein eigen Glück, ſo gut ſich's thun läßt, zu machen, und die Früchte ſeiner Arbeit ſelbſt zu genießen, und aus dem in ſeiner wie in unſer aller Natur liegenden Abſcheu und Haß gegen alle, die ihn daran hindern wollen.

Was Young bewieſen hat, daß nehmlich in England die geringe Volksklaſſe beſſer als irgendwo lebt, obgleich dort kein Arbeiter auch nur einen Garten beſitzt, iſt der lebendigſte Beweis — wovon? — Davon, 1) daß ein Arbeiter auch ohne Garten ausnehmend gut leben kann, wenn er nehmlich einen bloß allein durch freie Konkurrenz ſich von ſelbſt beſtimmenden Lohn bekommt, und 2) daß es nie an Arbeitern mangelt, wenn gleich, wie dort, kein

Mensch zur Arbeit verbunden ist, als so fern er sich durch einen freien Kontrakt dazu anheischig gemacht hat, und wenn gleich jeder dort auf dem Lande alle Handgewerbe und Handthierungen treiben darf, wie es ihm beliebt, auch, falls er es für gut findet, nach den Städten gehen darf, wohin er will, sofern ihn nicht etwa die Armengesetze, (Gesetze, nach welchen jedes Kirchspiel seine Armen verpflegen muß,) manchmal darin etwas genieren. Was folgt weiter daraus? — Daß die kürzlich vorgeschlagenen, aber Gottlob! nicht genehmigten beiden Zwangsgesetze, die Menschen vom Lande zu hindern, 1) daß sie nicht in die Städte ziehen, und 2) daß sie nicht kleine Grundstücke als Eigenthum acquiriren sollen, außerdem, daß sie durchaus ungerecht sind, auch zugleich ganz unnütz sind. Die Ungerechtigkeit ist einleuchtend: man müßte denn zum Grundsatz ein Recht, Unrecht zu thun, annehmen. Die Unnützlichkeit ist eben so klar, es wäre denn, daß nur das, was den Kornmern, aber niemand gar nur den Bauern und den Zwangsherrn nützt, nützlich heißen müßte, wenn es auch mit einer dreimal so großen Vernichtung von Nutzen für den Staat

und für die sogenannten gemeinen Menschen verknüpft seyn sollte. Der Hang des gemeinen Mannes, seine Söhne in die Städte gehen zu lassen, ist kein blinder Hang, sondern, so lange unsere Verfassung des platten Landes so bleibt, wie sie ist, ein vernünftiges Princip, das Gott und die Natur in ihn gelegt hat, wie Sie sogleich finden werden, wenn Sie sich auf einen Augenblick in so einen gemeinen Mann, als Vater, verwandeln; aber der Hang der gesetzgebenden Zwingherrenkaste, den gemeinen Mann an allem, wodurch er sich vor ihrer Patrimonial- und Domänenjustiz, und vor ihren Gesindeordnungen und zwingherrlichen Vergeltungen retten will, mit Gewalt zu hindern, der stammt nicht von Gott, nicht von der Natur, nicht vom Interesse des Königs, nicht des Staats, sondern von der mit der Macht der Gesetzgebung und Justiz bewaffnetern Selbstsucht. Versuchen Sie einmal mir begreiflich zu machen, woher und warum jener Hang des gemeinen Mannes dem Ackerbau die erforderlichen Hände entzieht, und wie sich dieser Satz mit der aus Prüfung angeführtern Thatsache reimt, daß

in England kein Mangel an Händen für den Ackerbau ist, obgleich dort der gemeine Mann thun kann, was er will, und gehen kann, wohin er will. Was heißt hier, ich frage nochmals, dem Ackerbau Arbeiter entziehen? Wenn das Regiment Kantonnisten und Stücknechte aushebt, so entzieht es dem Ackerbau Arbeiter, denn 1) es nimmt sie mit Gewalt, und 2) verwandelt sie in unproduktive Diener, und thut 3) beides aus Staatsbedürfniß für das Publikum; aber wo findet sich bei dem Falle, wovon hier die Rede ist, auch nur eine Spur von diesen drei Punkten; ich finde dabei vielmehr von allen drei Punkten das gerade Gegentheil. Wann wird man aufhören, den sogenannten gemeinen Mann als das liebe Gras anzusehen, das nur zum Treten und Abmähen für die Kammern und Zwingherren da ist, oder wann wird wenigstens das Reich des heiligen Einmaleins anfangen, vom Throne aus sich durch den Staat zu verbreiten, und die für die Macht des Königs sowohl als für das Vermögen der Nation zerstörenden Kalküle der Privathabsucht zu vereiteln!

Nachdem man durch Antrag auf allmählige Abschaffung der Spannstrahmen für die Pferde der Bauern gesorgt hat, wird man hoffentlich doch auch wohl noch einmal dahin kommen, für die Hände der Menschen durch gänzliche Abschaffung, und nicht, wie jetzt geschehen, bloß durch Einschränkung der Handfrohnen zu sorgen, da es doch nun einmal so ist, daß erst gewisse Herren dafür sorgen müssen, daß mancher Mensch das Recht bekomme, die Hände, die freilich an seinem Körper angewachsen sind, die aber gleichwohl eigentlich nicht ihm selbst, sondern andern, genannt Gutsherren und Amtleute, angehören, nach Belieben durch freie Kontrakte zu vermiethen.

Werden Sie nicht den schändlichen Manövers der Beamten, durch welche sie den Branntweinabsatz zu erweitern suchen, und welche ich Ihnen in einem meiner Briefe denuncirt habe, steuern? oder sind in Ihrem Departement dergleichen Manövres unerhört? — Wolle Gott, daß ich das letztere glauben könnte!

Wenn der gemeine Mann seinen Kittel und seine Lumpen mit gesünderer und ehrbarerer Kleidung vertauschen soll, so ge-

hört dazu warlich weiter nichts, als daß man ihn zufrieden lasse, und nicht an seinem einzigen oder wichtigsten Eigenthume, an seinen Händen und Kräften, plündere.

Die Landleute brauchen nicht ermuntert zu werden, Hanf zu bauen; sie thun es von selbst, sobald sie finden, daß es ihnen, im ganzen Zusammenhange ihrer Wirthschaft betrachtet, sichern Vortheil bringt, welches man durchaus ihnen allein zu berechnen überlassen muß. Ich bin fest überzeugt, daß es unter zehn nicht einen giebt, der bloß aus Dummheit und Starrsinn seinen sichern und wahren Vortheil sich entgehen läßt; aber wohl kann es uns bei den neun übrigen auch so scheinen, weil wir ihre Umstände in Absicht auf ihr Vermögen, ihre Leistungen und ihre Hindernisse nicht recht kennen, vornehmlich aber, weil wir nicht bedenken, daß so ein gemeiner Landmann sich nicht auf Neuerungen einlassen darf, wobei er irgend etwas riskirt, indem er beim Mißlingen einer Neuerung gleich aus allen Fugen kommt.

Wer weiß, wie lange der Seekrieg dauert; dann möchte der Hanfpreis wohl

wieder herunter gehen. Aber bliebe es auch so, so ist es doch eine Frage, ob es zur Vermehrung des Nationalvermögens gereichen würde, wenn man auf eine thätige Art, d. i. durch Prämien, die Landleute [illegible] wollte, an die Stelle eines Theils von ihrem Getreidebau den Hanfbau zu setzen.

Für das, was der Verfasser des Tableau's über das Lagerhaus sagt, verdient er den Dank im Namen des ganzen Landes. Vielleicht daß gar das Lagerhaus einen Theil des Tuchs oder Boys, was im Netzdistrikt gewebt wird, an sich zieht, und nach gehörigem Profit wieder an die Regimenter der Provinz schickt. Erkundigen Sie sich doch einmal darnach, ich finde es nicht ganz unwahrscheinlich.

Der Himmel bewahre! eine Seegeltuchfabrik auf königliche Kosten anzulegen: das Geld ist verloren. So wohlfeil und gut, wie wir das Seegeltuch aus Rußland ziehen, können wir es hier nicht haben; denn wir haben den Hanf nicht, und Gottlob! in den Städten wenigstens so schlechten Arbeitslohn nicht. So lange wir etwas einträglicheres und sichereres bauen und fabriciren können, als

Hanf und Segeltuch, ſo bleiben wir lie-
ber bei dem, was wir einmal haben. Fra-
gen Sie nur wundershalben einmal nach
bei der Admiralität oder Kaufmannſchaft in
Danzig, warum dieſe Herren nicht von
ſelbſt eine Segeltuchfabrik anlegen, oder
ſich durch eine Societät dazu vereinigen,
ſo werden Sie bald hören, wie alles zu-
ſammenhängt. Ganz gewiß würde die
kleine Ausfuhr von Danzig nach Rus-
land, es ſey land- oder ſeewärts, noch
kleiner werden, wenn die Einfuhr von
Segeltuch aus Rußland nach Danzig
aufhörte.

Ueber das Zunftweſen ſind wir
einverſtanden, ſo wie über die Unge-
rechtigkeit und Schädlichkeit der
Monopolien. Wollte Gott, die Ge-
werbsmonopolien wären die einzigen oder
ſchädlichſten, ſo wollten wir wohl bald
damit fertig werden; aber wer erlöſet uns
von der Welt von Monopolien, worunter
das Land erliegt, von dem Monopol des
Hazardſpiels, Lotterie genannt, an,
bis zum Monopol des Schweine-
ſchneidens und Bierfiedelns. Sa-
gen dürfte ich Ihnen einmal wohl, aber
ſchreiben darf ich nicht, was für Monopole

ich für die ärgsten und schädlichsten halte. Die Universitäten, die auch zu den Monopolien gehören, gebe ich Ihnen zuerst preis.

Nach welchen Sätzen ist der Werth der Exporten und Importen von Danzig berechnet? nach den Sätzen im Zolltarif, wornach der in Procenten des tarifirten Werths bestimmte Zoll erhoben wird? oder nach Schätzung der Kaufleute? — Im letztern Falle wette ich, **was Sie wollen, daß die Ausfuhr zu groß, und die Einfuhr zu klein angegeben** ist; im erstern Falle ist die Werthberechnung vom würklichen Kaufwerth unterschieden; in beiden Fällen ist die Kontrebande ganz zu der Einfuhr mit anzurechnen. Ferner, die Danziger rechnen nach ihrem Gelde, das um $\frac{1}{3}$ geringer als das unsrige ist. Was für Geld ist nun in den Werthsummen zu verstehen? — Was endlich die vortheilhafte Balanz betrifft, so erbiete ich mich, Ihnen klar zu beweisen, 1) daß es, um das sanfteste Wort zu brauchen, abentheuerlich ist, den Ueberschuß der Summe der Exporten über die Summe der Importen reinen Gewinn zu nennen: denn wir haben diesen sogr

nannten Gewinn mit dem vollen Werthe unserer exportirten Produkte und Waaren bezahlt, und wer wird, wenn er ein Paar Zugochsen, die 50 Thaler werth sind, für diese Summe verkauft hat, sagen, daß er die Bezahlung gewonnen habe, da, mit wenigstens eben so gutem Rechte, der Käufer sagen könnte, er habe in den Zugochsen den Werth von 50 Thalern gewonnen. Beide haben nach dem Kauf, was sie vorher hatten, nur daß, wer das Geld hat, keinen Nutzen davon haben kann, als wenn er dann das Geld gegen etwas Nützliches oder Einträgliches wegiebt, oder es jemanden leiht, der es für etwas weiter weggebe, statt daß jener sofort seine Ochsen zum Pflügen brauchen und dadurch die Verzinsung ihres Kaufwerths erhalten kann. Ueberhaupt ist das Geld, was ein Käufer bezahlt, ihm nicht mehr werth als die Waare, die er damit bezahlt, sonst würde er sie ja nicht kaufen. 2) Daß es kein Schade, sondern Vortheil wäre, wenn wir statt eines großen Theils des edeln Metalles, was wir gegen unsere Produkte und Waaren eintauschen mögen, lieber schönes und wohlfeiles schwedisches Kupfer und Eisen, englische Mühlsteine,

steine, Alaun ꝛc., Wolle, Baumwolle, Seide, Leder, und selbst fertige Waaren vieler Arten, als Geld nähmen; sofern wir denn von allen diesen Dingen weit mehr an Werth in quanto et quali bekämen, als jetzt, da wir dieß sogenannte gewonnene Geld in den Abgrund unserer das Mark des Landes aussaugenden Bergwerksklerisei, Mühlsteinfaktoreien, Zwangsfabriken ꝛc. gegen undauerhafte, fehlervolle, und doch verhältnißmäßig überaus theure Waaren hingeben müssen; von den andern Versiegungen nichts zu gedenken (v).

Vom Elbingschen Handel, dächte ich doch, wäre es Ihnen eben so leicht gewe-

(v) Das Bergwerkswesen hat dem preußischen Staate den Besitz einer großen Menge technologischer und naturhistorischer Kenntnisse, und damit ausgerichtete geübter praktischer Arbeiter verschafft. Es hat einen bedeutenden Theil von Schlesien gehoben und belebt, und eine Produktion von Steinkohlen, Blei, Eisen und Kupfer, die entweder gar nicht, oder nur unzulänglich da war, geschafft. Auch hat es wohlthätig auf alle Fabriken durch die vollkommenern Produkte der Gießereien, durch die Feuermaschinen, durch die wohlfeilen gewordenen Kohlen gewirkt.

Das Mühlensteinregal war ein alter Mißbrauch, und das Bergwerkswesen hatte auch ohne das Einfuhrverbot des Eisens bestehen können, indem bedeutende Quantitäten von Eisen nach England geschickt sind.

sen, eine specielle Nachricht zu erhalten, als vom Danziger.

Eine Assekuranzanstalt mag immerhin errichtet werden, aber um Gotteswillen nicht mit dem Zwangsrecht, daß jeder Danziger durchaus bei derselben Assekuranz suchen müsse, und nicht, wie jetzt, nach Belieben in Hamburg und Amsterdam, (wo die Assekradeurs zufrieden sind, ihr Geld mit 2 oder 2½ Prozent zu benutzen, statt daß man in Danzig 5 Prozent haben müßte,) oder in London, wo zur Friedenszeit auch der Zinsfuß niedriger als bei uns zu seyn pflegte, nehmen dürfte; zu geschweigen, daß die größere Zahl von Assekuranzgesellschaften, zumal in Amsterdam, neben dem Vortheil, den die Konkurrenz derselben gewährt, auch noch dem handelnden Publikum die unendlich wichtige Sicherheit verschaffe, daß man dort nie vergebens Assekuranz sucht, sondern sie jeden Augenblick unfehlbar findet, statt daß eine einzige Danziger Assekuranzgesellschaft oft in den Fall kommen würde, in welchem sich die ehemalige Berliner gegen hiesige Kaufleute ein paarmal befand, da sie erklärte, nicht im Stande zu seyn, für dies

mal das Assekuranzgesuch anzunehmen, weil für dießmal ihre Geschäfte bereits ihren Fonds überstiegen. Mehrere solche Gesellschaften aber würden vollends zu wenig zu thun haben, um bestehen zu können. Lassen Sie uns immer unsern Verlag zu höhern Prozenten benutzen, und froh seyn, daß es Holländer giebt, die uns für 2½ oder 3 Prozent mit Assekuranzen, und zwar mit den sichersten und promtesten, und, wenn würkliche Seeschäden sich ereignen, unchikanösesten Assekuranzen von der Welt bedienen.

Nicht der Staat, sondern die Juden selbst müssen dem christlichen Meister Prämien geben, und werden es thun, wenn ihnen etwas daran gelegen ist, Handwerke zu lernen. Ist ihnen aber, wie bisher, nichts daran gelegen, so ist vollends das Geld verschwendet. An Juden und Landläufer (bei uns Kolonisten genannt) also sollte das von Christen sauer erworbene Geld angewandt werden?

Herzensfreund! welch ein erquickender Gedanke ist es, wenn ich mir vorstelle, der Staat gebe jungen emporstrebenden Landeskindern, die sich auf den weiten Domanialwüsten, Weideland genannt, in wäre

es noch so kleinen Wirthschaften, (mehrere kleine würden in der Folge von selbst nach dem natürlichen Lauf der Dinge, in wenigere große zusammenwachsen,) ansiedeln, oder irgendwo in Flecken und Städten als Künstler ihre erlernten Professionen auf eigene Hand treiben wollten; wenn ich mir, sage ich, vorstelle, der Staat oder das Publikum gebe diesen wackern Landeskindern 20 bis 40 Thaler nicht zum Geschenk, sondern zinsfrei auf mehrere Jahre, wie wohlthätig würde eine solche ganz unfehlbare Unterstützung für das Land werden! Vergleichen Sie diese Idee mit der Verschwendung an Tagedieb. von Kolonisten, oder nun gar an Juden! — Aber freilich, wenn eine solche Einrichtung, wie ich mir sie denke, gut und recht gehandhabt werden soll, so müssen Männer von Vaterlandsliebe beseelt, und geneigt, sich mit dem tiefsten Detail zu befassen, die Verwaltung führen. Aber leider im Allgemeinen wird ohne Ende kommandirt und verordnet und verfügt, und das Detail, auf welches doch alles ankommt, um dessentwillen allem alles allgemeine Kommandiren, Verordnen, Verfügen, geschieht, wird sich selbst oder armen Sündern überlassen.

Die Rüge des Mühlenzwangs wird, wenn ſie die erwünſchte Folge hat, über Hunderttauſende Segen verbreiten; aber ich glaube nicht an eine Erlöſung von dieſem Uebel (*).

Ich ſprach mit meinem braven v. Schön unter andern auch davon, und das führte uns weiter, bis wir auf einen Satz kamen, den ich längſt gemuthmaaßt, und von dem er ſich durch die genauſte Lokalkenntniß überzeugt hatte, daß nehmlich der große Volkskörper, die dienende, arbeitende und landbauende Klaſſe in England ungleich weniger mit Abgaben belegt iſt als in Preußen, ſelbſt die Frohnen nicht einmal mitgerechnet. Sehen Sie da, Freund! dieſer große Volkskörper iſt die felſenfeſte Baſis der hohen Staatspyramide, von deren Spitze Pitt über alle andere Staatsgebäude hinwegſieht. Die unermeßlichen Taxen in England werden nach Verhältniß des Einkommens und Aufwands, nach der Regel der Gerechtigkeit und der profitabelſten Staatswirthſchaft, am ſtärkſten von den Reichen und Großen, und ſo verhältnißmäßig getragen,

bis sie zuletzt fast ganz verschwinden. Vom Mühlenzwange und Umschüttegeld, und Kornaccise und Brodac..e, (zum Besten der Tabakskonsumtion!) die alle zusammen das liebe Leben drücken, weiß man da nichts; Bier braut für sich, wer will, ohne alle Accise und ohne Privilegien, nur die Bierfabrikanten tragen Accise; aber Branntewein und alle Luxuswaaren sind hoch imzosirt, und leider Licht und Leder auch, wiewohl nicht stark, so wie Kohlen und Salz noch weniger; aber statt der hundert accisbaren Artikel hier, giebt es in England kaum zehn. Daher, und weil England eine Insel ist, giebt es dort keinen Thorschreiber, keinen Schlagbaum; Tag und Nacht fähret man durch alle Städte, ohne angehalten, ohne visitirt zu werden. Es giebt keine Domänen, keine Regalien, keine Kammern, keine Bankolegien, keine Frohnen, keine Gesindeordnung, obwohl scharfe Arbeitsordnungen, keine —, keine —. Und, sehen Sie, gerade darin, daß so vielerlei schöne Dinge dort nicht sind, liegt der Grund, daß dort so viele noch weit schönere Dinge vorhanden sind. Wenn doch jemand das Schreiben des — — — — Adels, die

Aufhebung der Mahl- und anderer Accise-freiheiten zu Gunsten der Militärzulage betreffend, ins Englische übersetzt: die Britten würden sich wenigstens daraus überzeugen können, daß der preußische Staat, weit entfernt eine unumschränkte Monarchie zu seyn, vielmehr, nach dem Urtheile der Herren, die das preußische Staatsrecht am besten kennen müßen, eine obwohl etwas verschleierte Aristokratie ist, so wie die Britten aus andern Urkunden lernen könnten, daß unverschleiert diese Aristokratie als Büreaukratie das Land beherrscht. . . . . .

. . . . . Bei der trüben Laune, die mich beherrscht, habe ich finsterer, als ich pflege, geschrieben, und zwar uneingedenk der Erinnerung, die Sie mir schon ein paarmal mündlich gegeben, daß ich auch manchmal gar zu nachlässig mich ausdrücke. Freilich, und diesmal mehr als sonst; aber es kommt doch aus der Seele, und das ist in Ihren Augen mehr werth, als aller Schmuck. Ich verlange von Ihnen nichts mehr in der Welt, und schreibe Ihnen nie etwas Lesbares mehr, wenn Sie mir nicht alle drei vorige Briefe mit diesem vierten, wann es auch sey, aber auf jeden

Fall sicher vor Michael, zurückschicken (x). Thun Sie es nicht, so werde ich Ihnen erst Briefe schreiben, die Sie bald überdrüßig werden sollen zu lesen, nehmlich formelle mit Ew. Hochwohlgeb. und am Ende gar keine. Mit Herz und Seele bin ich Ihr 2c.

Königsberg, den 24. Decbr. 1801.

Für die beiden Sachen, die Sie hier zurück erhalten, danke ich Ihnen sehr, aber weit mehr noch für den lehrreichen Brief, den ich, wie alle Ihre Briefe, zerrissen, aus welchem ich mir aber Notizen, die mir überaus schätzbar sind, auf eine Art, wie Sie selbst sie nicht für die Ihrigen erkennen würden, ausgezeichnet habe. Erst nur einige Bemerkungen über etliche Punkte in Ihrem Briefe, dann über jene beiden Sachen.

1) Gegen die von Ihnen gemißbilligte Beschränkung der Brennereien durch Ver-

(x) Kraus war seiner zwar liberalen, aber gewiß antiparteiischen politischen Grundsätze und Meinungen wegen von theils hämischen, theils einfältigen und eingebildeten Menschen seinen Obern verdächtig gemacht. Nachdem diese trübe Periode aber vorüber war, gab er die ihm zugeliehenen Briefe zurück.

bote, Argen dazu anzuwenden, würde sich, wofern wörtlich ein solches Verbot eine Beschränkung der Brennereien nach sich zieht, noch ein Argument anführen lassen, welches nur neulich die Londoner Brenner angeführt haben, nehmlich: daß so wie die Brennerei abnimmt, auch die Menge, Güte und Wohlfeilheit des Schlachtviehes abnehmen. Schreiben Sie mir doch, ob und wie weit der Branntweinspühlicht auch dem Rindvieh überhaupt, und zumal dem Schlachtrindvieh, zu gut kommt. Ich habe wohl in Litthauen gehört, daß man ihn zur Ochsenmast anwendet, aber ich habe versäumt, mich genauer darnach zu erkundigen. Die hiesigen städtischen Brenner mästen nichts als Schweine.

2) Sie haben mir viel Licht gegeben über die Frage, wiefern für die ländlichen Arbeiter ein Vortheil dadurch entstehe, daß der Gutseigner nach aufgehobenem Weizenausfuhrimpost einen größern Reinertrag vom Weizenbau ziehe. Es entsteht für solche Arbeiter ein Vortheil in dem Maaße, als a) der Gutseigner Meliorationen durch sie, und b) auf Verding machen läßt: zwei Hypothesen, die wer weiß in wie kleinem

Verhältniſſe zu dem auf die erwähnte Art vergrößerten Reinertrage ſtehen mögen. Und wie, wenn der Gutsherr ſeine Leute oder Unterthanen nicht auf Verding, ſondern auf die gewöhnliche Art zu den Meliorationsarbeiten braucht? — dann mag wohl ein Zuwachs von Plage, aber nicht von Vortheil für ſie entſtehen. Und iſt nicht ſelbſt der Lohn für Verdingarbeit immer unter ſeinem wahren Werth, ſo lange mit den freien Leuten, die ſich um ſolche Arbeit bewerben, unfreie Leute mit konkurriren? Eine Minderung von Uebel und von Lohnbeſchneidung ſehe ich wohl, und die mag relativ immerhin Vortheil heißen; aber von abſolutem Vortheil kann ich nichts rechtes erblicken.

Daß nach Ihrem Urtheil die Lohnsbeſtimmung auf dem Lande nicht früher aufgehoben werden muſſe, bis die Unterthänigkeit aufgehoben iſt, weil ſonſt das Uebel an vielen Orten arger werden würde, hat mich erſtaunlich frappirt, weil ich mir keinen andern Grund von dieſem Urtheil anzugeben weiß, als daß nach aufgehobener Lohnsbeſtimmung manche Herren den Lohn noch kümmerlicher, als er jetzt iſt, einzurichten wiſſen würden. Ich ſollte doch den

ken, daß der Lohn theils jetzt schon so niedrig ist, als er seyn kann, theils daß, sofern er noch niedriger seyn könnte, die Herren denselben wenigstens indirekte trotz der Lohnsbestimmung doch zu erniedrigen wissen würden, wenn sie es sonst wollten. Aber das ist nun würklich zum allerletztenmal, daß ich über diese Materie schreibe; sie ist, glaube ich, hinlänglich erschöpft, und aus dem ewigen Wiedersagen kommt nichts heraus, als daß ich Sie leider ennuyire.

3) **Allerdings läßt sich gegen die mit unserm Kreditsystem verbundene Verschwendungssucht und tiefere Verschuldung kein Mittel finden, als dadurch, daß demselben eine ganz andere Organisation gegeben, und vor allen Dingen, daß es auf die zwei Hauptgrundsätze zurückgeführt wird, a) daß die von dem König oder Staat selbst (und nicht von der associirten Ritterschaft) gegründete Kreditkasse kein Geld anders als zu würklichen Meliorationen des Bodens oder der Wirthschaft gebe, und b) daß sie, zu diesem Zweck, einem jeden Wirth, ja dem Köllmer und Bauer noch eher als dem Adelichen, Geld gebe.** Nach diesem beim ersten An-

blick phantastisch aussehenden, obgleich höchst vernünftigen Plan, ist wahr und wahrhaftig in der unumschränktesten aller Monarchien, in Dänemark, ein Agrikulturkreditsystem eingeführt, welches, so weit ich es kenne, mir so vortrefflich scheint, daß unser Staat vielleicht nichts besseres thun könnte, als dasselbe, da es bereits eine funfzehnjährige wohlthätige Erfahrung für sich hat, gerade nachzuahmen (*).

Ich mag Ihnen schon öfters von diesem System gelegentlich erwähnt haben; jetzt kann ich Ihnen eine Schrift nennen, woraus Sie es ziemlich gut kennen lernen können, und die Sie sich oder der Kammerbibliothek anschaffen müssen, wenn solche gleich außer dem Aufsatz über gedachtes System, der etwa $\frac{1}{7}$ einnimmt, lauter für Sie schlechterdings uninteressantes Zeug enthält: es sind v. Eggers Memoiren über die Dänischen Finanzen. . .

. . . . . .

(*) Durch die Aufnahme aller ländlichen Grundstücke von 500 Rthlr. und darüber an Werth, ohne Unterschied ihrer Qualität, in das obrigkeitliche Kreditsystem, welche auf dem im Februar 1797 in Königsberg gehaltenen General-Landtage beschlossen worden, hat dieses Kreditsystem eine für die Agrikultur sehr wohlthätige Ausdehnung erhalten.

Ich will mir durch meinen Freund Jacobi (*) aus Kopenhagen noch andere Druckstücke, die nicht in den Buchhandel kommen, über dieß System zu verschaffen suchen, und Ihnen mittheilen. Mich reizt bloß ein theoretisches Interesse. Aber Sie, Freund, vielleicht stifteten Sie unserm Staate eine wahrhaft patriotische Wohlthat, wenn Sie die Prüfung veranlaßten: **ob es nicht gut wäre, in Süd- und Neuostpreußen ein Agrikulturkreditsystem nach dem Muster des Dänischen einzuführen. Denn alle Ihre sehr gegründeten Einwendungen gegen die Einführung des preußischen Systems in jenen neuesten Provinzen fallen bei dem Dänischen weg, und neue Einwendungen gegen dieses würden, wenn es drum gölte, dem Staate und nicht etwa bloß allein dem Adel zu helfen, leicht zu heben seyn. Sollte auf solchen Antrag auch nicht einmal eine Prüfung vorgenommen werden, nun so mögen Sie sehen, wie Sie mir den an sich schon tief genug bei mir gewurzelten Glauben benehmen, daß in der That Preußen keine**

(*) Kaufmann und Banquier in Königsberg.

Monarchie, sondern eine besondere Art von Aristokratie ist.

Vielleicht haben Sie die gedachte Schrift von Eggers schon: nun dann belehren Sie mich mit ein Paar Worten, warum Ihnen das darin aufgestellte, durch Erfahrung bewährte System so unbedeutend zu seyn scheint, daß Sie davon bei Gelegenheit Ihres Aufsatzes über die städtische und neuostpreußische Kreditsache gar nichts erwähnt haben. Haben Sie die Schrift nicht, so schicke ich sie Ihnen mit umgehender Post, denn ich besitze sie selbst.

Was Sie mir sonst über unsere landschaftliche Kreditsache in Ihrem Briefe sagen, ist vortrefflich, und ich zweifle, ob Sie, als ein so großer Meister in diesem Fach, das geringste in meinem Aufsatze über diese Sache finden werden, was für Sie des Lesens werth ist. Indessen sollen Sie den Aufsatz haben, sobald ihn mir der Sekretär Hönigke, der ihn noch immer hat, zurückgiebt, und sobald ich eine Parallele zwischen dem Dänischen und dem Preußischen System sammt den Folgen von beiden werde hinzugefügt haben, statt daß jetzt das Dänische darin nur kurz berührt ist.

Nun erlauben Sie mir, etwas über das Votum zu ſchwatzen, verſteht ſich bloß als ſtrenger Logiker, der die Argumente wie mathematiſche Figuren prüft, weil ihn das Reſultat nicht im mindeſten intereſſirt.

1) Jeder Exportationsimpoſt auf ein inländiſches Produkt iſt eine reine Gewerbſteuer, wenn a) derſelbe vom Producenten, und b) bei den gewöhnlichen Preißen ſeines Produkts getragen wird. **Sofern dieſe beiden Bedingungen in dem merkwürdigen und in ſeiner Art einzigen Erntejahre 180⅘ nicht oder nicht ganz Statt hatten, war damals auch der Impoſt nicht oder nicht ganz eine reine Gewerbſteuer.** Nun haben gewiß beide Bedingungen in gedachtem Jahre nicht oder nicht ganz Statt gehabt. Alſo —

a) Daß ſie nicht Statt gehabt, erhellet daraus, weil unſer Impoſt würklich den Weizenpreiß in London, und daher auch in Roſtock, Hamburg ꝛc. gehoben hat, wie Sie von Danziger Kaufleuten werden erfahren können, und wie es auch ſchon dadurch glaublich wird, daß die Weizenexportation aus Preußen wohl ⅓ des ganzen engliſchen Bedarfs ausgemacht hat,

indem Nordamerika durch die ungeheuer theure Fracht fast abgeschnitten, und die Ausfuhr aus Rußland, Brabant ꝛc. gesperrt war. Hätte unser Impost den Londner Weitzenpreiß um 1 Gulden gehoben, so wäre also unsern Producenten durch den Impost nicht ½ Thaler, sondern nur ⅔ Gulden preuß. entgangen.

b) Der Preiß in gedachtem Jahre war so sehr weit über allen gewöhnlichen Satz, daß das Gewerbe des Producenten durch den Impost gar nicht getroffen wurde.

Den faktischen Beweis im Votum, daß schlechterer Weitzen in Rostock und Hamburg bis 1½ Thaler pro Scheffel höher als in Danzig der bessere gegolten, kann ich nicht würdigen, da ich nicht weiß, wiefern der Unterschied der Qualität, des Maaßes, des Geldes, der Fracht, Assekuranz und des Sundzolles dabei in Anschlag gebracht, oder zu bringen ist.

2) Ein Grundsatz, das zum Weitzentragen tüchtig gemacht ist, trägt auch von jeder andern Getreidegattung mehr als ein anderes. Wenn also der Impost den Weitzen so trifft, daß er den Bau desselben erschwert, so greift er auch die andern Getreideproduktionen bei der

Wurzel

Wurzel an. Und — schließe ich weiter — **wenn und sofern** der Zuwoß den Weizenbau nicht erschwert, wird letzterer gerade dadurch, daß das dazu bestellte Feld an den folgenden andern Getreidearten einen größern Ertrag giebt, durch diesen mit unterstützt und gehoben. Trägt nehmlich ein bisheriges Roggenfeld, wenn es zum Weizenbau tüchtig gemacht wird, in der Folge auch mehr Roggen, Erbsen und Gerste, so wird dieser Plusertrag an Roggen, Erbsen und Gerste mit in Rechnung zu stellen, und es wird nicht bloß allein auf den Weizen zu sehen seyn, wenn von Vergütung der Kosten, so die Beschickung des Feldes zum Weizenbau forderte, die Rede ist. So weis diese Kosten allen während der Düngungsperiode erzielten Ernten zu gut kommt, muß man sie auch bei der Berechnung (wenigstens in Gedanken) auf alle diese Ernten vertheilen, und einer jeden pro rata des Plusertrags ihren Theil davon anrechnen, nicht aber verlangen, daß der Weizen allein den Aufwand vergüte. Sagen, daß bei dem Ausfuhrverbot der Gerste und des Roggens der Preis dieser Produkte zu niedrig sey, um sie bei Vergütung eines Aufwandes irgend mit in

Anschlag zu bringen, heißt etwas sagen, was die zahlreichsten Producenten, die wenig oder nichts von Weizen bauen, sehr kräftig zu beantworten wissen werden.

Gleich als ich aus dem Munde unsers Schön dieses Ihr Argument, welches ich in dem Votum finde, zuerst vernahm, regte sich in mir ein dunkler Zweifel dagegen, den ich mir nun deutlicher gemacht habe, und über dessen Richtigkeit oder Falschheit Sie mich am besten werden belehren können. Mit beiden Händen gebe ich Ihnen das Argument zu, wenn würklich der Impost den Weizenbau hemmt; aber der Plusertrag an den andern Getreidearten kann kein Grund seyn, dem Weizencultivateur einen an sich schon großen Gewinn am Weizen noch größer zu lassen, vielmehr ist jener Plusertrag ein Grund zum Gegentheil.

3) „Der Impost hilft den untern Klas„sen nicht zu wohlfeilerem Brod, weil „Weizen nur eine Luxussache, und der „Bedarf davon geringe ist." Der Impost hilft würklich zu wohlfeilerem Weizenbrod und Weizenkuchen und Weizenmus, und solche Speisen aus einer gemeinen Feldfrucht sollten nie zum

Luxus gerechnet werden, in der Absicht, sie als Luxussache zu beschatzen, wie leider mit dem Weizen geschehen ist, der leider, wenn er 2 Thaler und der Roggen auch 2 Thaler gilt, der schweren Accise wegen, um 14 Prozent theurer als letzterer im Mehl ist. Was gehört denn nicht zum Luxus? Uebrigens wäre es leicht, mit Ausnahme der Kartoffeln, alles, auch selbst den Roggen, durch gewaltige Accise zur Luxussache zu machen, d. h. für die arbeitende Klasse (die uns alle ernährt) unerschwinglich zu vertheuern. Aber zugegeben, Weizen sey Luxussache, so muß doch eine Gradation in den Luxussachen angenommen werden, und nach gerechtem Begriff einer solchen Gradation getraue ich mir, wenn das Mehl aus einem Scheffel Weizen gegen 1 Gulden Accise trägt, für einen Stof Rheinwein eine Accise von wenigstens 2 Thalern zu rechtfertigen, und durch solche vernünftige und gerechte Beschatzung der ächten Luxusartikel (wie in England) dem Staat so viel Einkommen zu schaffen, daß er den Weizen (wie in England) immer steuerfrei soll lassen können.

Der Bedarf an Weizen ist nur in sofern geringe, als sein Preiß theurer ist,

folglich reducirt sich das Argument von Nr. 3. auf folgendes: Der Impost soll den Weizen nicht wohlfeiler machen, weil der Weizen an sich schon sehr theuer ist.

4) „Um den ärmern Volksklassen zu „helfen, müßte man eher die Roggenaus„fuhr besteuern. Aber bewahre uns der „Himmel davor! denn je mehr man die „Produktion besteuert, desto weniger wird „producirt.“ Nun aber besteuert man die Produktion noch mehr, wenn man die Ausfuhr ganz verbietet, als wenn man sie gegen einen im Verhältniß des Preißes mäßigen Impost frei läßt. Ergo —

5) „Der Impost ist eine Last, die nur „den kleinsten Theil der Einsassen, nehm„lich den, der Weizen baut, drückt.“ Wahr, wenn der Impost eine Last ist; wenn er aber bloß ein Theil eines unnatürlichen Gewinnes ist, so entbehrt solchen Theil eines solchen Gewinnes auch nur ein kleiner Theil der Einsassen.

6) Die Bestreitung des Satzes: daß, wenn in England der Weizen so und so viel gilt, der Producent, der für seinen Weizen 2 Thaler bekommt, einen Impost tragen, d. h. einen größern Gewinn ertragen kann, finde ich richtig, sofern ohne

Rücksicht auf Mißjahre der Impost immerfort bestehen soll, sonst aber finde ich die Bestreitung unzulänglich.

7) Für andere als solche beispiellose Jahre wie 180⅞ taugt kein Impost. Will man aber doch einen, so muß er nach den Preißen in abnehmendem Verhältniß abnehmen, d. h. wenn er ½ Thaler bei dem Preiße von 4 Thalern ist, so muß er bei dem Preiße von ¾ Thaler, und bei dem Preiße von 2 Thalern nicht ¼ Thaler seyn, sondern weniger, und etwa bei 2 Thalern schon = 0, und muß nicht bloß den Weizen, sondern auch den Roggen und die Gerste treffen in den Fällen, wo sonst in Absicht der letztern beiden Getreidearten Ausfuhrverbot Statt hatte.

8) Daß ein gänzliches Ausfuhrverbot besser sey, als ein Impost, läßt sich nie erweisen. Unser Königsbergsches Volk wußte recht gut, daß der ½ Thaler Impost ihm am Weizenpreiße zu gut kam.

Ihr Aufsatz über Fixirung der Remissionen hat mir viel Freude gemacht. Es ist darin alles so klar und einfach. Ueber die auffallende Differenz zwischen 7 Prozent im Marienwerderschen, und 4 Prozent im Brombergschen Depar-

tement bemerke ich nur, daß, da bei Remissionen bisher nie von Mißwachs, welcher ist, und wie groß er ist, sondern welcher von der Kommission erkannt, und wie groß er von ihr erkannt wird, die Rede seyn konnte, jener Unterschied zwischen 7 und 4 Prozent auch wohl, zum Theil wenigstens, durch die Verschiedenheit der Köpfe und Herzen der Kommissarien erklärlich seyn mag. Die Reisen auf Mißwachskommissionen gehörten übrigens zu den amüsantesten, die irgend Glieder der Kammer machen konnten; denn sie fielen in die schönste Jahreszeit, und diese Glieder erschienen als Heilande. Sie sind wohl der einzige Kammerpräsident, der so unbarmherzig ist, zum Wohl der Nation und des Staats an Verminderung der Macht der Kammer und deren Glieder zu arbeiten. Gott segne Sie dafür.

Wenn wir leben künftiges Jahr, werde ich mir einmal Ihren Plan zur Viehassekuranzsocietät ausbitten. Bis jetzt kenne ich keinen, als den ich in Peter Gudens Polizei der Industrie gefunden habe, einem sehr schlecht geschriebenen, aber sonst nicht gedankenleeren Buche.

Allerlei, was ich noch im Sinn habe, lasse ich auf ein andermal.

N. S. Eben fange ich an zu lesen Normanns Freiheit des Getreidehandels. Ich kenne den Mann sonst aus seiner Geographie als einen fleißigen Mann, und so viel ich beim ersten Anblick sehe, geht er in allem mit Büsch's Zoern zu Werke, die mir wenig scharf bestimmt zu seyn scheinen. Sie, reicher Mann, können sich wohl die Schrift kaufen, da ich armer sie gekauft habe.

Königsberg, im Januar 1800.

. . . . . .

. . . . . .

Vielen Dank für Ihre Belehrung über das Verhältniß der Brennereien zur Güte und Wohlfeilheit des Schlachtviehes. Was Sie darüber sagen, ist so klar, daß ich es billig a priori hätte errathen sollen.

Ich zerreiße Ihre Briefe sammt und sonders ohne Barmherzigkeit, zeichne mir aber manches, was ich wieder zu vergessen fürchte, und was mir doch zu meinem Studio sehr nützlich seyn kann, unter andern Dingen, die mir sonst einfallen, in ein Memorandenbuch, aber so, daß kein

Mensch, der dieses Buch liest (falls es meine Kritzelei lesen kann), anders glauben wird, als es seyen meine eigenen Einfälle, was eigentlich Ihre Gedanken sind. Sie haben weniger Zeit zu solchem Auszeichnen aus meinen Briefen, und doch wäre es nicht übel, wenn mancher Einfall, dessen ich mich nie wieder erinnern möchte, und den auch Sie vergäßen, irgend wie erhalten bliebe. Das könnte mittelst folgender Regeln geschehen: 1) alles, was in meinen Briefen irgend **Personen**, einzeln oder auch kollektive betrifft, wird ohne Ausnahme vernichtet; 2) was aber bloß **Sachen** und **Geschäfte in abstracto** betrifft, mögen Sie nach Belieben aufbewahren; 3) sind personalia und realia so vermischt, daß sie sich mit der Scheere nicht trennen lassen, so mögen Sie letztere dadurch retten, daß Sie erstere bis zur völligen Unleserlichkeit ausstreichen — eine Operation, die doch weniger Zeit kostet, als das Abschreiben.

Bei pünktlicher Beobachtung dieser Regeln kann unsere Freiheit, ohne die kein Denken gelingt, in Briefen sicher ihren Gang gehen.

Ich schicke Ihnen hier Eggers Memoiren, denn es ist mir gar zu interessant, was Ihr praktischer Kopf in einer Sache, worin Sie, als Veteran, Meister sind, urtheilen wird. Den Kriegsrath Scheffner habe ich, seitdem er den Eggers gelesen hat, noch nicht gesprochen. Gesetzt auch, mein Theuerster, Sie fänden die Principien der dänischen Kreditanstalt unter keinen Modifikationen anwendbar, (ein Umstand, der mir Theoretiker sehr befremdlich seyn würde,) so glaube ich doch, daß es ein gutes Werk wäre, wenn Sie diesen Gegenstand (gerade bei dieser Gelegenheit, die nicht wieder kommt) in Anregung brächten; es würden doch immer heilsame Reminiszenzen davon bei der obern Behörde zurückbleiben, und vermuthlich wenigstens in sofern Frucht bringen, daß, falls auch das ritterschaftliche Kreditsystem in den neusten Provinzen eingeführt wird, doch theils a) über die zweckmäßigste Anwendung, theils b) über die sichere Wiederbezahlung der Anleihen einige bestimmte Klauseln in das Reglement gesetzt würden. Der Mangel aller Klauseln solcher Art in den landschaftlichen Reglements

der übrigen Provinzen ist eben der Grundfehler dieser Landschaften, und die wahre Quelle aller der Besorgnisse, die sich schon jetzt regen, und mit dem Laufe der Zeit noch immer mehr zunehmen.

Ich schicke Ihnen zugleich das, was ich meinen Aufsatz über das landschaftliche Kreditsystem nannte, und was weiter nichts als ein Kapitel von der angewandten Staatswirthschaft ist, und zwar aus meinen Heften, über welche ich die staatswirthschaftlichen Vorlesungen vorigen Winter hielt. Sie werden wenig darin finden, was Sie interessiren kann, und noch schlimmer, Sie werden vieles darin zum Theil unverständlich, zum Theil gar zu abstrakt finden. Ich hoffe übrigens, bei fortgesetztem Nachdenken noch manches lehrreicher und klärer herauszubringen. Vornehmlich muß ich noch erst eine Abhandlung von einem, wo ich nicht irre, Hagelgans über den jetzigen Zustand des schlesischen Systems lesen. Haben Sie diese Abhandlung? — Ich kenne sie nur aus der Litteraturzeitung.

Konigs-

Königsberg, den 24. Januar 1809.

Ihr Einwand, daß, wenn das Verladen des Getreides auf Kähnen an jeder Stelle freistände, vielleicht von den Höfen aus Getreide nach den Schiffen ohne Kontrolle gehen könnte, veranlaßte mich, einem der klügsten aller hiesigen Kaufleute, meinem Jakobi, das simple Problem vorzulegen: „ob er es wohl möglich machen „könnte, Getreide unmittelbar von Balga „aus auf ein Seeschiff zu praktisiren, um „dieß Getreide, ohne daß es die gehörigen Abgaben getragen hätte, in die Oste „see zu schaffen?" Antwort: a) dieselben Anstalten und Kontrollen, welche ein Seeschiff hindern, daß es nicht fremde Waaren unverzollt am Haffufer auslade, hindern es auch, daß es nicht Produkte vom Haffufer einladen kann. Jedes Seeschiff, das von Pillau nach Königsberg, oder rückwärts von Königsberg nach Pillau geht, muß einen Lootsen mitnehmen, bei Strafe von 10 Thalern. Dieser Lootse, den nicht der Kaufmann wählt, sondern die Admiralitätsbehörde bestimmt, wacht mit auf alles, und darf, da er das Steuerruder führt, das Schiff nicht von seiner Bahn ans Ufer bringen, kann

es auch physischer Weise nicht, weil das Haff am südlichen Ufer überall auf 100 Schritte weit, (wie mir Hogendorp (a), le ci-devant jeune Caton, der große Schwimmer, aus Erfahrung sagte,) kaum 5 Fuß Tiefe hat. b) Die Seeschiffe, sie mögen von Pillau herauf, oder von Königsberg hinunter gehen, führen die genauesten Verzeichnisse der Quantität aller ihrer geladenen Güter mit, und werden darnach visitirt an beiden Orten, in Pillau sowohl als Königsberg. c) Die Bordinge fahren zwar ohne Lootsen, aber auch sie müssen sich in Königsberg und Pillau über die Quantität ihrer Ladung durch Dokumente, die durch Visitation verificirt werden, ausweisen, und den Bording wählt nicht der Kaufmann, sondern die Kommerzbehörde weiset ihn ihm an. d) Was von Königsberg gesagt ist, gilt auch von Elbing. e) Wäre auch die Auflösung nicht physisch und finanzlich, so wäre sie doch

(a) Bruder des holländischen Kriegsministers und jetzigen Gesandten in Wien. Er privatisirt in Amsterdam. Kraus hatte ihn in Königsberg kennen gelernt, wo er seinen Bruder besuchte, der damals preußischer Lieutenant war.

merkantilisch unthunlich, weil in Betracht der Kosten und Beschwerden des Zuführens der Produkte vom Haffufer an das Seeschiff oder den Bording durch kleine Fischerkähne ꝛc. gar kein Profit dabei seyn könnte; zu geschweigen, daß die Sache auf der Stelle entdeckt seyn würde, weil sie nicht anders als vor den Augen aller Haffschiffer geschehen könnte.

Es ist also wohl wahr, daß Getreide vom platten Lande am Haffufer nicht in die Ostsee kommen kann, ohne vorher an eine Handelsstadt verkauft zu seyn. Wäre mir der Einwand eingefallen, so hätte ich ihn mit ein Paar Worten können abgefertigt haben (b). Aber gut genug, wenn Sie es wissen. Leben Sie wohl ꝛc. ꝛc.

Königsberg, den 5. März 1802.

Einige schiefe Urtheile, die ich über die Ihnen sehr benetdete Schaarwerksaufhebung in Westpreußen zu hören bekommen, haben mich bei weiterm Nachdenken

(b) In dem damals in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, und jetzt hier aufs neue abgedruckten Aufsatze: über das Auf- und Verkaufsrecht von 1747.

auf einen eignen Skrupel gebracht, den Sie mir gelegentlich zu lösen wohl die Güte haben werden. Gesetzt, was nach dem allgemeinen Frieden wohl möglich ist, (der innere Werth des Silbers steige um die Hälfte, oder) der Mittelpreiß des Korns sinke um ein Drittel, z. E. von 1 Thaler auf 2 Gulden, so wird der Bauer, der an Schaarwerksersatzgeld 15 Thaler darum bewilligte, weil er darauf rechnete, diese 15 Thaler mit 15 Scheffeln Korn im Durchschnitt sich verschaffen zu können, eine unerwartete Ueberlast empfinden, wenn er, um dieselben 15 Thaler zu lösen, 22½ Scheffel Korn hingeben muß. Diese 7½ Scheffel Korn mehr wären doch eine harte Abgabe mehr! Sie beträgt ja nicht weniger als 50 Prozent von der eigentlich stipulirten Abgabe! — Sagen, die durch die Aufhebung des Schaarwerks erhaltene Freiheit werde es ihm leicht machen, diese Ueberlast zu tragen, heißt etwas sehr Unbefriedigendes sagen: denn die Freiheit allein giebt zu 15 Scheffeln nicht noch 7½ dazu, sondern wenn der Bauer würklich in dem Verhältniß von 2 zu 3 mehr Getreide bauen soll, muß er, wenn nicht in demselben, doch in einem ziemlich nahen

Verhältniß, auch mehr Wirthschaftskosten treiben, und davon sich die Zinsen berechnen, oder seine Wirthschaft acht zurück, und er kommt vielleicht außer Stand, auf die Länge auch nur die 15 Scheffel, d. i. 30 Gulden statt der stipulirten 45 Gulden an Schaarwerksersatzgeld zu geben. Dieß ist der einzige Skrupel, den mir die Schaarwerksaufhebungsmethode macht, und dessen Wesen darin liegt, daß der Ersatz des Schaarwerks in einer unwandelbaren, von dem Silberwerth oder mittlern Getreidepreiß unabhängigen Geldsumme bestimmt ist (c). Zwar habe ich noch einen Skrupel anderer Art, aber den sollte ich Ihnen fast nicht sagen; indessen sey Ihnen alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe. Sagen Sie, Freund, werden nicht

(c) Diese Bedenklichkeit erledigt sich dadurch, daß das Schaarwerksbefreiungsgeld, welches die Bauern zahlen, zwar vollkommen hinreicht, den Werth der Naturaldienste den Domänenvorwerken zu ersetzen, aber kaum die Hälfte dessen beträgt, was die Schaarwerksdienste den Bauern kosteten, durch die Nachtheile, die sie durch die Naturalleistung in ihren eigenen Wirthschaften erlitten.

Krausens übrige Besorgnisse über die Hindernisse, die dem Fortgange der Schaarwerksaufhebung entgegen gestellt werden dürften, haben sich nicht bestätigt, bezeugen aber seinen lebhaften Eifer für das Gute.

an Ihren Nachfolger in Marienwerder sich nach und nach manche schlaue Beamte, wäre es auch nur zur Probe, mit allerlei scheinbaren Beschwerden und Vorstellungen wenden, des Inhalts: daß sie bei den von Ihnen gemachten Einrichtungen nicht bestehen könnten, zumal wenn die Getreidepreise fortgehend niedrig würden, und zumal bei den Erneuerungen der Amtspachten? Und wird dann nicht manches Ihnen zum Nachtheil ausgelegt werden können, was, wenn Sie in Marienwerder geblieben wären, immer gut geblieben wäre? — Ich brauche nicht deutlicher zu seyn, aber Sie würden mich sehr beruhigen, wenn Sie mir zeigten, daß von dieser Seite nichts zu besorgen ist, oder daß den etwanigen Besorgnissen sich bei Zeiten ganz wirksam vorbauen läßt. Vorbauen? — Aber wie, wenn Ihr Nachfolger, seiner innigsten Ueberzeugung nach, die Schaarwerksaufhebung mißbilligte? und wenn er eben daher die Gegenvorstellungen, welche manche schlaue Beamte in Hinsicht auf diese ihnen bekannt gewordene Denkungsart des Kammerchefs machen möchten, sehr überzeugend fände? — Wie es auch mit allen diesen

meinen Bedenklichkeiten bewandt sey, so ist es doch gewiß, daß jede Neuerung eine Reaktion hervorzubringen strebt, welche letztere, sobald die ihr entgegenstehenden Hindernisse gehoben werden, sogleich sich zu äußern pflegt. Sollte es hier anders seyn? — Bedenken Sie nur, a) wie viele das alte System noch jetzt an sich lieber haben, weil es mit ihrem Interesse besser übereinstimmte; und b) wie viele das neue System mit Aengstlichkeit ansehen, weil es eine weitergehende Verminderung der Domänen, und der Departementsrathsgeschäfte nach sich zu ziehen droht! — Sie haben zu viel Menschenkenntniß, um nicht das, was gegen Sie als Kammerpräsident geäußert wird, von demjenigen, was in den Gemüthern der Menschen würklich liegt, oder bei einer andern Lage der Umstände sich regen wird, zu unterscheiden. Können Sie Ihr schönes System und sich selbst vor Reaktion bewahren, so thun Sie alles mögliche zu dem Behuf. Auf jeden Fall sorgen Sie nach Ihrer Klugheit bei Zeiten dafür, daß, wenn einst nach Ihrem Abgange von Westpreußen dort allerlei schlimme Sachen sich hervorthun, diese durchaus nicht

als Folgen von Ihrem Verfahren und Ihren Einrichtungen einst vorgespiegelt und schadenfroh Ihnen zur Last gelegt werden können, sondern daß klar erhelle, solche Sachen seyen Folgen von Verfahrungsarten, die den Ihrigen ganz entgegengesetzt wären, seyen Folgen, die Sie selbst vorhergesehen und vorausgesagt. Machen Sie daher eine Art von testament politique bei Ihrem Abgange, durch welches Sie sich einst immer klar legitimiren können.

Encyklopädische

Ansichten

einiger

Zweige der Gelehrsamkeit

von

Christian Jacob Kraus,

ordentlichem Lehrer der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Staatsrathe und Ober-Präsidenten von Preußen, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Erster Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius. 1809.

Vermiſchte

Schriften

über

ſtaatswirthſchaftliche, philoſophiſche

und

andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände

von

Chriſtian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktiſchen Philoſophie, und der Cameralwiſſenſchaften auf der Univerſität zu Königsberg.

Nach deſſen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Staatsrathe und Ober-Präſidenten von Preußen, Curator der Univerſität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Dritter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius. 1809.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Vorbericht.

Unter den nachgelassenen Papieren des Prof. Kraus fanden sich mehrere zum Behuf allgemein-encyklopädischer Vorlesungen, welche derselbe, anfangs nach Sulzer, später nach Eschenburg, eine Reihe von Jahren hindurch gehalten hatte, angelegte Hefte, nebst einem Nachtrage einzelner mit Anmerkungen beschriebenen Blätter, wodurch jene von Zeit zu Zeit vervollständigt waren.

Der Herr Herausgeber der Kraussischen Schriften glaubte, daß auch in ihnen manches öffentlicher Bekanntmachung Werthe enthalten sey, zumal da eben diese encyklopädischen Vorlesungen grossen Bei-

fall erhalten hatten und immer zahlreich waren besucht worden.

Auch mir schien es, nach genauerer Durchsicht „ihres beträchtlichsten Theiles, der Mühe werth, sie wenigstens nicht ganz der Kenntniß des literarischen Publikums vorzuenthalten, besonders von dem gleich zu bestimmenden Gesichtspunkte betrachtet.

Kraus beschränkte sich, wie bekannt ist, nicht auf den Anbau derjenigen Wissenschaften allein, als deren Lehrer er angestellt war, sondern mit einem unersättlichen Triebe, beinah mit wissenschaftlicher Neugierde, strebte er nach Allem, was nur zu wissen und zu kennen war, und hatte sich einen großen Reichthum mannigfaltiger Kenntnisse aus allen Fächern erworben, den er täglich vermehrte. So wie die Beweglichkeit und das leichte Zusammenwirken seiner intellektuellen Kräfte in diesem unermüdeten Auffassen und Aneignen ihm außerordentlich zu Hülfe kam, so erzeugte es auch jene lebendige Klarheit, womit er das schnell Gefaßte und in seine

Gedankenform Gegossene ausdrückte und darstellte, so daß sein Geist in einem rastlosen Anziehn, Bilden, Wiedergeben von Kenntnissen begriffen war.

Durch seine Gelehrsamkeit nun, so wie durch die Agilität seines Geistes und sein Talent der Mittheilung war Kraus einer der vorzüglichsten Lehrer der hiesigen Universität und in seiner Art von nicht minderer Bedeutung für dieselbe, als Kant. So lange nämlich Kant noch geistig lebte, bildete er und Kraus gleichsam die beiden Pole für die Studien derselben, als einer gemeinschaftlichen Sphäre, indem jener, in den Tiefen des Geistes wohnend, das rein spekulative, dieser, weit in der Außenwelt umher sein Auge werfend und ihre Erscheinungen philosophisch combinirend, das realistisch-rationale Princip für sie repräsentirte. Diese relative Entgegensetzung Beider drückte sich bis in Kants und Krause's persönliche Beziehungen aus, da abwesend Einer vom Andern mit grosser Achtung sprach, jeder seine Zuhörer

auch des Andern Zuhörer zu werden ermunterte, in unmittelbare Berührung aber Beide nicht kommen, ohne einander zurückzustoßen, und ohne gelebten Streit in Gesellschaft nicht beisammen syn konnten. In den Studien der Universität aber brachte dieß Verhältniß ihrer Hauptlehrer eine gewisse richtige Organisation und ein Gleichgewicht hervor, das sich erst bei Kants zunehmender Altersschwäche auflöste, so daß von der Zeit an Kraus in Lehre und Ansehn ein unläugbares Uebergewicht auf derselben bekam und späterhin auch behauptete.

Ist demzufolge die Bekanntschaft mit Kraus, als einem umfassenden Gelehrten, an sich interessant, ist sie zum Verständniß des wissenschaftlichen Lebens der hiesigen Universität, lange fast der äußersten literärischen Kolonie im Nordosten Deutschlands, und damit zur Erklärung der in den letzten Jahrzehenden von da ausgegangenen Bildung, selbst mancher Erscheinung in der Gesetzgebung und Verwal-

tung des Preußischen Staats, wichtig; so giebt ohne Zweifel einer der erheblichsten Beiträge zu ihr die Bekanntmachung von Papieren, die, wenn auch nicht in Krause's Hörsaal versetzen, nicht von seinem lebendigen Vortrage eine Vorstellung erwecken können, doch über die Grundansicht, womit er die Wissenschaften betrachtete, über die Art, wie er sie behandelte, den letzten Zweck, den er ihrem Studium setzte, den Werth, den er einer jeden beimaß, Aufschluß, und von der Summe, von dem Zusammenhange und der Organisation seiner Kenntnisse einen Begriff zu geben im Stande sind — nicht zu gedenken der fruchtbaren Winke über noch vermißte zweckmäßigere und vollständigere Bearbeitung einzelner Zweige oder specieller Materien, die man in ihnen finden wird.

Um diesen Beitrag zu geben, war es aber unnöthig, alle seine encyklopädischen Hefte abdrucken zu lassen, deren einige, z. B. über die positiven und die mathe-

matischen Wissenschaften, auch zu kommendiarisch ausgearbeitet waren. Das Wesentliche seiner wissenschaftlichen Grundsätze und Ansichten liegt in der Einleitung, in der Encyklopädie der Philologie, der schönen Künste und Wissenschaften und der Geschichte. Diese demnach auszuheben und unter den gewählten Ueberschriften in die Sammlung seiner hinterlassenen Werke aufzunehmen, wurde beschlossen.

Die Revision derselben übernahm ich, hatte auch die Einleitung, und die Encyklopädie der Philologie und der schönen Künste und Wissenschaften beendigt, als meine vermehrten Geschäfte mich nöthigten, die Arbeit an Hrn. Prof. Hüllmann abzugeben, welcher die Encyklopädie der Geschichte bearbeitet hat.

Dem abgedruckten Texte liegen zum Grunde Krause's eigne Handschriften, die mit Nachschriften seiner Vorträge sorgfältig verglichen und aus ihnen ergänzt sind. Grundgesetz der Redaktion mußte natürlich seyn, rein zu geben was Krause's

war. Dieß ist gewissenhaft befolgt worden, so daß keiner der Redakteren so wenig irgend etwas Vortreffliches und Ausgezeichnetes sich anzumaaßen berechtigt, als irgend etwas minder Gutes zu vertreten verpflichtet ist. Nur in der Form mußte ihnen größre Freiheit verstattet werden. Ueberflüssiges, z. B. bekannte Literarnotizen, wenn sie nicht anders charakteristische oder neue Urtheile enthielten, war wegzustreichen, harte Uebergänge waren zu mildern, abgerissne Sätze zu verbinden, kurz angedeutete Gedanken zu erweitern. Hiebei ist aber sorgfältig dahin gesehn, daß nichts Wesentliches und Krans Eigenthümliches verwischt, nichts ihm Fremdes hineingetragen und jede Erweiterung in seinem Geiste gemacht würde. Die Unverhältnißmäßigkeit in der Ausführung der Theile ließ aber ohne ein Verfahren, wozu man nicht berechtigt war, sich nicht abstellen. Auch viel Unbedeutendes mußte stehn bleiben, um den Zusammenhang mit dem Bedeutenden nicht

zu zerreißen. Denn das bloß Lernenswerthe hätte sich auch wohl aphoristisch geben lassen, aber das Charakteristische, worauf es hier eben so sehr ankam, liegt zum Theil im Ganzen. Die in letzterer Hinsicht sich ergebenden Resultate zu ziehn, überläßt man, wie billig, dem verständigen Leser.

Süvern.

Inhalt.

Encyklopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit.

Allgemeine encyklopädische Ansichten und Grundsätze . . . . . S. 3

Allgemeine Encyklopädie, was sie ist . . ebend.

Gelehrsamkeit, objective und subjective . . 5

Polyhistorie ist vielleicht jetzt nur noch denkbar . . . . . ebend.

Die Literatur hat in neuern Zeiten eine fast unermeßliche Ausdehnung erhalten — Ursachen davon 6

Nutzen davon für die Gelehrsamkeit . ebend.

Beim Umfange und Reichthume der Gelehrsamkeit kann kein Gelehrter in allen Theilen derselben gleich erfahren, doch muß er in keinem Fache ganz unwissend seyn . . . . . ebend.

Daher ein Gelehrter diese Uebersicht aller Fächer erhalten kann 7

Nutzen der Encyklopädie der Wissenschaften . . . . . ebend.

Bei jeder Wissenschaft kommt es an

1. auf ihre Natur; 8

Hierbei muß man wissen
1) das Objekt,
2) den Zweck,
3) das Prinzip,
4) den wesentlichen Inhalt derselben . . . . . S. 8
II. auf ihre Methode: 9
Diese ist 1) synthetisch und
2) analytisch 10
III. auf ihren Werth; 11
Dieser ist a) subjektiv und
b) objektiv . . . . ebend.
IV. auf ihre Literatur 16
Eintheilung der Wissenschaften oder der formalen Encyklopädie 17
I. Sprachkenntnisse . . . . . ebend.
II. Sachkenntnisse . . . . . ebend.
A. Natürliche Wissenschaften — Eintheilung derselben . . . . . ebend.
B. Positive Wissenschaften — Eintheilung derselben 18
Wie man alle Wissenschaften treiben kann ebend.
Grundprinzip des aufgeklärten Denkens . 19
Alle Wissenschaften müssen immer mehr vervollkommnet werden . . . . ebend.
Generalmaximen in Absicht des Studiums der Wissenschaften 20

Encyklopädische Ansicht der Philologie.

Philologie, Definition derselben im weiteren Sinne 23

Eintheilung der Philologie:
I. Allgemeine Philologie . . S. 23
Diese beschäftigt sich
1, Mit der Sprache an sich . . ebend.
Hier kommt in Betracht
A. die Natur der menschlichen Sprache 24
B. der Ursprung derselben . . . 25
Meinungen über denselben: die Sprache kann nicht sein
1. angeborne Sprache . . ebend.
Diese besteht aus
a) Modulation der Stimme . 26
b) Geberden . . . . ebend.
c) Mienen 27
2. erfundene Sprache . . . 28
Diese setzt voraus
a) Vernunft . . . . . ebend.
b) Zwei Personen 29
3. von der Gottheit mitgetheilte Sprache 30
Gründe, um deren willen dieß nicht statt finden kann ebend.
Gründe für allmählige Erfindung der Sprache . . 34
Eine Ursprache giebt es nicht . 35
Woher die Aehnlichkeit zwischen allen Sprachen komme . 36
C. ihre Mannigfaltigkeit . . . 39
Hier kommt in Betrachtung
a) der Stoff,
b) die Form,
c) der Kreis der Sprachen ebend.
Die Sprachen sind
1. ursprünglich verschiedene Stammsprachen, oder abge-

leitete Tochtersprachen oder Mundarten . . . . . S. 8,
9. reine, oder gemischte, und Allemannssprachen . . . . . ebend.
3. schriftlose oder schriftvole 39
4. gebildete, rohe reiche, arme . . . . ebend.
5. ausgebreitete oder enge . . . . . ebend.
6. heilige und Hofsprachen 41
7. ausgestorbene . . . . . ebend.

Bei Sprachvergleichungen ist nöthig Kritik in Absicht
a) auf den Stoff der Sprachen . . ebend.
b) auf die Form derselben 43
c) auf den Kreis, in welchem sie gesprochen werden . . . . . ebend.

Angabe der vorzüglichsten Stamm- und Tochtersprachen . . . . . 42 ff.

Die Sprachen sind einsylbig oder mehrsylbig — Angabe derselben 46

Die Sprachen sind roh oder gebildet . . 47

D. ihr Werth oder ihre Vollkommenheit
I. in Absicht auf den Stoff — worin dieser besteht 48
II. in Absicht auf die Form oder die Grammatik — worin diese besteht . 49
III. in Absicht auf den Kreis 50

Welche Sprachen sind in Europa die ausgebildetsten . . . . . ebend.
Wovon hängt der Sprachkreis ab . ebend.

Nutzen der Glottologie . . . . . ebend.

2) Mit der Sprachschreibekunst oder der Schrift 62
Veranlassung zur Erfindung der Schrift, ebend.
A. der Bilderschrift . . . . . ebend.

Diese

Diese hat zwei Stufen:
a) Ganze Sinnbilder sichtbarer Dinge, und Symbole für unsichtbare . . . S. 64
b) Abgekürzte Zeichen . . . . . ebend.
Aegyptische Hieroglyphen . . . . ebend.
Chinesische Zeichenschrift 67

Nachtheile aller Sachschrift . . . 68

B. der Ton- oder Alphabetschrift . 69
Was man sich bei diesem Worte zu denken hat . . . . . ebend.
Der Erfinder derselben ist nicht bekannt . 70
Materien zum Schreiben 71
Vortheile der Tonschrift 73
Anmerkung dazu 75
Von Universalcharakteristik giebt es in Europa nur 4 Proben . 78
Eine besondre Art von Schrift ist die Geheimschrift oder Chiffre . . . 79
Telegraphie 80
Natur der Schrift . . . . . ebend.
Nutzen der Schrift 81
Lebendiger Vortrag ist faßlicher, kräftiger, ermunternder als das Lesen . 82

II. Besondere Philologie 83
1) Aeltere Philologie 84
a. Biblische 85
b. Klassische . . . . . ebend.
Hierzu gehört
1. Literatur 86
2. Kritik 88

Diese ist
a. philologische Kritik . . . . . S. 83
Einige Regeln der Wortkritik . . 92
b. historische oder Real- oder Sachkritik 93
c. ästhetische Kritik 94
3. Archäologie 95
a. philologische 96
Ihre Quellen . . . . . ebend.
Ihr Inhalt . . . . . ebend.
b. pragmatische 99
Das Alterthum verdient pragmatisch studirt zu werden:
α) in Hinsicht auf Staatsverfassung, Gesetzgebung ꝛc. . . . . ebend.
β) in Hinsicht auf Technologie und Gewerbe . . . . . ebend.
γ) in Hinsicht auf schöne Kunst . . ebend.
Allgemeine Anmerkung 100
4. Sprachkunde . . . . . ebend.
Dazu gehört
a) ein gutes Lexikon . . . . . ebend.
Grundregel und besondere Regeln der Lexicographie . . . . . ebend.
Beiord ze Arten von Wörterbüchern 103
b) eine gute Grammatik . . . . ebend.
Die Grammatik enthält
A. Partes orationis 104
B. Flexionem nominum et verborum etc. 105
C. Compositionem, Syntaxin . ebend.
Hauptmomente der Vergleichung der alten und meisten neuern europäischen Sprachen in grammatischer Hinsicht . . ebend.
Nachtheile der neuern Sprachen 107
5. Auslegekunst, Hermeneutik 108
Grundsätze derselben 109

Specielle Uebersicht der Sprachen . . . S. 110
I. Orientalische Philologie . . . . ebend.
II. Klassische Philologie 113
Griechische Sprache . . . . . ebend.
Römische Sprache 113
Werth des Studiums der Alten in Absicht
1. auf den Inhalt 114
2. auf den Vortrag 116
3. auf Bildung des Genies . . ebend.
Eigenheiten der Griechen 117
Vergleich der Alten und Neuern . . 118
Ursachen des Vorzugs der Alten . . 123
Einige Fragen in Absicht des Studiums der alten Sprachen und der Philologie 123*
Welche Alten soll man lesen? . . 125
Wie soll man sie lesen? 129
Hauptkanteln beim Lesen der Alten. . . . . ebend.

II) Neuere Philologie. 137
Die deutsche Sprache ist original. Ihre Bildsamkeit zeigt sich
a. in Zusammensetzungen 139
b. in Ableitungen . . . . . ebend.
Was ist Hochdeutsch? 151
Deutsche Literatur . . . . . ebend.
Französische Sprache und Literatur . . 132
Englische Sprache und Literatur . . 134
Italienische Sprache und Literatur . ebend.
Spanische Sprache und Literatur . . 135

Portugiesische Sprache und Literatur S. 135
Holländische Literatur . . . . . ebend.
Dänische Literatur 136
Isländische Literatur . . . . . ebend.
Schwedische Sprache und Literatur . ebend.
Warum sich die Holländische, Dänische und Schwedische Nationalliteratur nicht heben kann . . . 137
Polnische Sprache und Literatur . . ebend.
Russische Literatur . . . . . ebend.
Asiatische Literatur 138
Nordamerika liefert herrliche Werke in englischer Sprache 139
Das spanische und portugiesische Amerika liefert fast gar keine Schriftsteller . . . . . ebend.

Encyklopädische Ansicht der Künste und schönen Wissenschaften.

Von den Künsten überhaupt.

Kunst, was ist sie objektive und subjektive, was im Gegensatze gegen Natur und gegen Wissenschaft . . . . . S. 143
Eintheilung der Künste:
1. hervorbringende 144
2. verrichtende . . . . . ebend.
Was unterscheidet man von Kunst? ebend.
Wenn wird ein jedes hervorbringendes Kunstgewerbe fabrikenmäßig betrieben? . . . . . ebend.
Was versteht man unter Gewerbe? . 145
Fernere Eintheilung der Künste in

1. mechanische und
2. schöne, oder freie, oder ästhetische . S. 145
Zweck von beiden Arten . . . . ebend.
Eintheilung der Kunstgewerbe.
A. zur Produktion — genetische Künste — was dazu gehört 146
B. zur Fabrikation — was dazu gehört . . . . . ebend.
Von jedem Kunstgewerbe muß man wissen
1. die Materialien 147
2. die Werkzeuge und Geräthe aller Art ebend.
3. die Operationen nach Zeit, Maaß, Ordnung ꝛc. . . . . ebend.
4. die Waaren oder fertigen Sachen . 148
Was außer diesem noch dazu gehört ebend.
Produktive Gewerbe . . . . . ebend.
Formirende Gewerbe . . . . . ebend.
Was ist Technologie? 149
Schickliche Klassificirung aller oder doch der meisten Kunstgewerbe wäre zu wünschen — welchen Versuch man deshalb gemacht hat . . . . . ebend.
Welche Anordnung vielleicht die beste wäre 150

Von den schönen Künsten und schönen Wissenschaften insbesondere.

Hauptzweck derselben 151
Die Lehre von denselben zerfällt in zwei Theile:

Erster Theil: Aesthetik.
Diese betrachtet das Schöne
a) subjektiv 152
b) objektiv 153

Also a) sub ekkio. Hier wird gehandelt:
A. Vom Geschmack . . . . . S. 153
Wichtigkeit der Bildung des Geschmacks . 154
An demselben betrachtet man
1. seine Natur . . . . . ebend.
Es giebt drei Arten des Spiels der Vorstellungen 157
Bei dem Aesthetischen kommt es an auf Stoff, Form und Ausdruck ebend.
Jeder Verfertiger eines Geschmackswerks muß sorgen
a. für negative Schönheit . . . 158
b. für positive Schönheit . . ebend.
Der Stoff des Aesthetischen wird genommen
1) aus den Gegenständen unserer Sinne . . . . . ebend.
2) aus den Gegenständen unseres Gefühlvermögens 159
a. leidenschaftliche Gefühle . ebend.
b. sittliche Gefühle 160
3) aus der Phantasie 161
Von der Phantasie erzeugt ist
a. das Lächerliche . . . . ebend.
b. das Feierliche . . . . ebend.
Aller ästhetische Stoff muß Neuheit haben . . . . . ebend.
Wenn liegt das Ueberraschende im Neuen? . . . . . ebend.
Was ist das Wundersame im engen, engern und engsten Sinne? 162
Unterschied zwischen Verwunderung, Bewunderung und Staunen ebend.

Was heißt Abentheuerlich, Ungeheuer, Romanhaft, Grotesk? . . . S. 162
Bei allem Neuen muß der ästhetische Stoff natürlich seyn . . . . ebend.
Was heißt die Natur nachahmen? ebend.
Auf die Form des Aesthetischen wirkt
a. Mannigfaltigkeit und Reichthum . . 164
b. Vollkommenheit. Dazu gehört
α. Einfalt 165
β. Einheit 166
γ. Ganzheit . . . . . ebend.
δ. Gleichförmigkeit . . . . . ebend.
ε. Symmetrie 167
ζ. Eurhythmie . . . . . ebend.
2. seine Bildung, Verbesserung ebend.
Diese entsteht
a. durch Uebung . . . . . ebend.
b. durch Vergleichung 168
c. durch Nachdenken und kritische Aufmerksamkeit 169
3. seine Vollkommenheit . . . ebend.
Diese besteht
a. in Feinheit — Delikatesse . . . ebend.
b. in Richtigkeit — Korrektheit . . ebend.
Nach dem Grade der Vollkommenheit des Geschmacks ist man entweder Liebhaber, oder Kenner, oder Kunstrichter . . . . . ebend.
4. seine dabei statt habende Abwechselung und sein Ebenmaaß 170
Was man dabei zu merken hat . . ebend.
D. Von der ästhetischen Kritik . . . 172
Wie sie entsteht und wozu die Regeln derselben dienen . . . . . ebend.

Das Studium der Regeln der Kritik ist fruchtbar . . . . . S. 173
C. Vom Genie 174
Zu demselben gehört
1. rege und warme Empfindung und
2. reiche, lebhafte Einbildungskraft . ebend.
Dasselbe arbeitet
a. mit Begeisterung — was man darunter versteht 175
b. mit Laune — was man darunter versteht . . . . . ebend.
b) Das Schöne objektiv betrachtet, ist die Darstellung 176
Bei derselben kommt es an
1. auf den Stoff . . . . . ebend.
2. auf die Ordnung 177
3. auf den Ausdruck . . . . . ebend.
Der Ausdruck muß seyn
a. richtig und treffend . . . . ebend.
Was heißt Styl
α) bei einem Kunstwerke . . . 178
β) in den redenden Künsten . ebend.
γ) in den bildenden Künsten . 179
b. den zu erregenden Gedanken und Empfindungen angemessen . . ebend.
Zweiter Theil: Theorie der einzelnen schönen Künste und Wissenschaften.
Eintheilung der Künste 180
a) Die schönen Künste, welche sprachlos wirken,
A) Durch sichtbare Mittel:
I. Durch Gestalten:

I. Zeichnende Künste.
Die Malerei besaßt
A. Zeichnung . . . . . S. 181
Zur Zeichnung gehört
1. Erfindung des Inhalts 182
Die Zeichnung selbst ist
a. Kopie und Portrait . . ebend.
b. Idee, Phantasie . . . . ebend.
2. Anordnung 183
3. Ausdruck . . . . . ebend.
Hierbei kommt es an
a. auf Richtigkeit in der Perspective, in Licht und Schatten ꝛc. . . . . ebend.
b. auf Wirksamkeit . . . . ebend.
B. Kolorit oder Farbengebung . . ebend.
Dazu gehört
a. Erleuchtung und Lichtvertheilung ꝛc. . . . . ebend.
b. Wahl der Tinten . . . . . ebend.

Arten von Malerei.

a. Nach dem Mechanischen:
1. in Oel . . . . . ebend.
2. in Leimwasser und Gummi . 184
3. Malerei al fresco . . . ebend.
4. Mosaik . . . . . ebend.
5. Email- oder Schmelz-, Porcellain- und Fayancemalerei ebend.
6. Wachsmalerei . . . . . ebend.
Die Alten hatten drei Arten derselben . . . . . ebend.
7. Pastellmalerei 185

b. Nach dem Inhalt:

1. Historienmalerei, 2. Landschafts-, 3. Thiermalerei ꝛc. ꝛc. . . . . S. 183
Geschichte der Malerei . . . . . ebend.
Welches die, seit Wiederherstellung der Künste wieder aufgefundenen, Denkmäler der alten Malerei sind 187
Die seit Wiederherstellung des Geschmacks entstandenen Schulen der Malerei:
1. Die Florentinische 188
2. Die Römische . . . . . ebend.
3. Die Lombardische 189
4. Die Venetianische . . . . . ebend.
5. Die Deutsche . . . . . ebend.
6. Die Holländische . . . . . ebend.
7. Die Flandrische oder Flämische ebend.
8. Die Französische 190
9. Die Englische . . . . . ebend.

Zu den zeichnenden Künsten gehören noch:
a. Die Formschneidekunst . . ebend.
b. Die Kupferstecherkunst . . ebend.
Zur Kupferstecherkunst gehören:
1) Die Graviekunst . . ebend.
2) Das Aezen oder Radiren 191
3) Die gehämmerten Kupferstahe . . . . . ebend.
4) Die schwarze Kunst . ebend.
5) Die Manier à la gra-

vure en lavis oder in aqua tinta . . . . S. 192
6) Der Gemäldedruck . . ebend.

II. Bildende Künste.

Ihre Werke sind
A. Allseitige 193
B. Halberhobene (Basreliefs) . . . . ebend.
Aus welchen Massen beide bestehen . ebend.
C. Vertieft gearbeitete:
a) Stempel, zu Münzen . . . . ebend.
b) Intaglios, zum Siegeln 194
Vor allen Arbeiten der bildenden Künste geht das Modelliren her; wie es geschieht . . . ebend.

Bei jeder der genannten Künste muß man unterscheiden
A) Das Technische oder Materielle . . ebend.
Dieses ist verschieden
a. nach der Beschaffenheit und Größe der Massen . . . . . ebend.
b. nach der Behandlung . . . ebend.
Materialien zur Skulptur . . . 195
Die Werke selbst unterscheiden sich
1. an Größe; kolossal — gleichmäßig — klein . . . . . ebend.
2. an Inhalt,
a. einfache; Statuen — Büsten — Hermen . . . . . ebend.
b. zusammengesetzte 196
B) Das Aesthetische . . . . . ebend.
Geschichte der bildenden Künste . . ebend.
In der griechischen Kunst unterscheidet man vier Epochen . . ebend.

Ueberreste der bildenden Künste . . . S. 198
In welchen Materialien die Bildhauerei arbeitet . . . . . ebend.
Ihre Kunst heißt Steinschneidekunst; ihre Werke heißen Gemmen . . . . . ebend.
Bestimmung der Gemmen 200
III. Ordnende Künste.
A. Schöne Baukunst . . . . . ebend.
1. gemeine oder mechanische . . . ebend.
2. gelehrte oder schöne 201
Verschiedene Arten der Gebäude . ebend.
Jedes Gebäude muß haben
1. Festigkeit — materielle — mechanische . . . . . ebend.
2. Zweckmäßigkeit — was dazu gehört 202
3. Schönheit — negative — positive 203
Die Schönheit eines Gebäudes ist:
a. wesentlich — Einfachheit — Einheit — Ganzheit — Gleichförmigkeit . . . ebend.
b. zufällig — dem Charakter des Ganzen gemäße Verzierungen 204
Die Verzierungen sind die Säulenordnungen . . ebend.
Was zu einer Säule gehört . . . . . ebend.
Säulenordnungen sind fünfe — ihr Unterschied . . ebend.
B. Schöne Gartenkunst 206
Ihr Zweck — ihre Foderungen . . ebend.
Ihr Geschmack ist

a) der Französische . . . . . S. 206
b) der Holländische 207
c) der Englische . . . . . ebend.

B. Durch Bewegung und Stellung des Körpers.

Die hieher gehörenden Künste sind:

A. Orchestik oder Tanzkunst . . . 207
Das Aesthetische derselben liegt
1. in den Bewegungen . . . . ebend.
2. in den Stellungen und Haltungen ebend.
3. in den Geberdungen des Körpers ebend.

B. Mimik 208
Unterschied zwischen Mimik und Pantomime . . . . . ebend.
Die Schauspielkunst besteht
a. in der richtigen und schönen Geberdung . . . . . ebend.
b. in dem richtigen und schönen Aussprechen . . . . . ebend.

B) Durch hörbare Mittel.

Tonkunst oder Musik 209
Sie theilt sich in
1. Harmonik 210
Tonleiter — oder System — verschiedene Tonarten — Akkorde — Folge der Akkorde — Generalbaß . . . . . ebend.
2. Melodik . . . . . ebend.
Ihr Inhalt . . . . . ebend.
Was zum Komponiren gehört . . 211

B) Der schönen Künste, welche durch die Sprache wirken, schöne Redekünste.

Jeder Vortrag verlangt

Selbstdenker . . . . . S. 211
Denkart — Empfindungs- und Begehrungsart — Rede- oder Schreibart ebend.
Bei Schriftwerken kommt in Betracht
1. Die Materie oder der Inhalt . . . 212
2. Die Art diesen Inhalt zu ordnen und zu verbinden . . . . . ebend.
3. denselben zu bezeichnen oder auszudrücken — Styl . . . . . ebend.
Der Styl ist verschieden
A. nach den Absichten des Vortrags — fünf Arten desselben 213
B. nach dem beständigen Charakter oder der jedesmaligen Laune des Schreibenden bei jeder dieser Absichten — verschiedene Arten desselben . . . ebend.
Allgemeiner Zweck aller Rede- und Schriftwerke 214
Allgemeine Eigenschaften des vollkommnen Styls . . . . . eben.
Bei allen Schriftwerken und Vorträgen kommt es auf drei Hauptpunkte an . . . . . ebend.
Erfordernisse in Absicht auf Diktion und Komposition oder Bau der Sätze . . 216
A. Die Diktion deutscher Werke der Redekunst muß seyn:
1. Rein Hochdeutsch — also frei von Archaismen — Provinzialismen und Vulgarismen — Peregrinismen — Neologismen . . . 217
2. Sprachrichtig 218
Genius der Sprache — Idiotismen ebend.
3. Schicklich, anständig und edel . . 219
Wornach sich die Wahl des Styls richten muß . . . . . ebend.

4. Treffend . . . . . S. 219
Wenn wird der Ausdruck untreffend? . 220
Pleonasmus — Tautologie — Präcision 221
Die Unvollständigkeit im Ausdrucke zeigt sich auf dreifache Art . . . . ebend.
B. Eigenschaften der Sätze in der Komposition . . . . . ebend.
Die Sätze sind,
1. in Absicht auf die Materie, einfache oder zusammengesetzte; beide Arten sind wieder dreifach: nackte, ausgebildete, erweiterte Sätze . . 222
2. in Absicht auf die Form, erzählende, unterrichtende, bittende ꝛc. . . . 223
Wenn entsteht eine Periode? . . ebend.
Wofür in jeder Periode gesorgt werden muß . . . . . ebend.
Eigenschaften ausgebildeter Perioden 224
1. Klarheit . . . . . ebend.
2. Einheit 228
3. Stärke, Nachdruck 230
4. Wohlklang 233
Was dem Wohlklang entgegen steht 234
Was heißt Numerus? . . . ebend.
Erfordernisse des Wohlklangs in Hinsicht auf ganze Aufsätze und Schriftwerke 239
Hauptgrund der Eintheilung der Arten des Styls 237
1. Erster Theilungspunkt. Besondere Arten des Styls für die einzelnen Seelenkräfte . . . . ebend.
A. Styl für die Sinnlichkeit . . 238

1. Styl für die Einbildungskraft . S. 239
Mittel des Styls für die Einbildungskraft und Angabe der Figuren für die Einbildung . . ebend.
2. Styl für die Empfindungen . . . 241
Worauf sich diese beziehen . . . ebend.
Mittel des Styls für die Empfindungen 242
Besondere Formen der Sprache der Empfindung überhaupt . . . 243
Der Styl für die Empfindungen ist dreifach:
a. rührend 244
b. pathetisch 245
c. erhaben . . . . . ebend.
3. Styl für Witz und Scharfsinn . . 247
Mittel des Styls für den Witz und Scharfsinn 248
Eigenthümliche Figuren für den Witz ebend.
Der Styl für den Witz und Scharfsinn ist
a. der munitere und aufgeweckte . 250
b. der komische 251
Worin das Lächerliche liegt . . ebend.
Unterschiede des Lächerlichen . . . 252
Unterschied des prosaischen und poetischen Styls 255
B. Styl für den Verstand oder für die obern Seelenkräfte 258
Dazu gehört
1) der historische Styl . . . . ebend.
Erfordernisse desselben . . . . ebend.
Erfordernisse der Erzählung . . 259
Eintheilung des historischen Styls in Hinsicht auf die Form . . 260
2) der

2) der didaktische Styl . . . . . S. 261
Erfordernisse desselben . . . . . ebend.
3) Der Geschäftsstyl . . . . . ebend.
Hauptforderniß desselben 262
Gattungen desselben
A. für öffentliche Geschäfte . . ebend.
B. für Privatgeschäfte . . . . ebend.
II. Zweiter Theilungspunkt. Unterschied der Schriftwerke nach der äussern Form 262
A. die dialogische Form . . . . ebend.
B. die epistolarische Form 263
C. die rednerische Form 264
Beredsamkeit — Definition derselben nach der gewöhnlichen Erklärung ebend.
Die Rede besteht nach der schulgerechten Form aus fünf Theilen ebend.
Hauptsächlichste Arten der Reden . . 265
Beredsamkeit ist jetzt schlecht geachtet ebend.
Zweck derselben . . . . . ebend.
Erfordernisse zu diesem Zweck . . . 266
Gattungen der Beredsamkeit:
1. panegyrische und komplimentarische 267
2. dikastische . . . . . ebend.
a. in Volksversammlungen . ebend.
b. auf Kanzeln . . . . . ebend.
Erfordernisse der Beredsamkeit . 268
Griechische Beredsamkeit . . . ebend.
Dreierlei Arten von Reden zu Rom und in Griechenland . . 269
Römische Beredsamkeit 271
Ausarten der Beredsamkeit bei Griechen und Römern . . . 273

III.

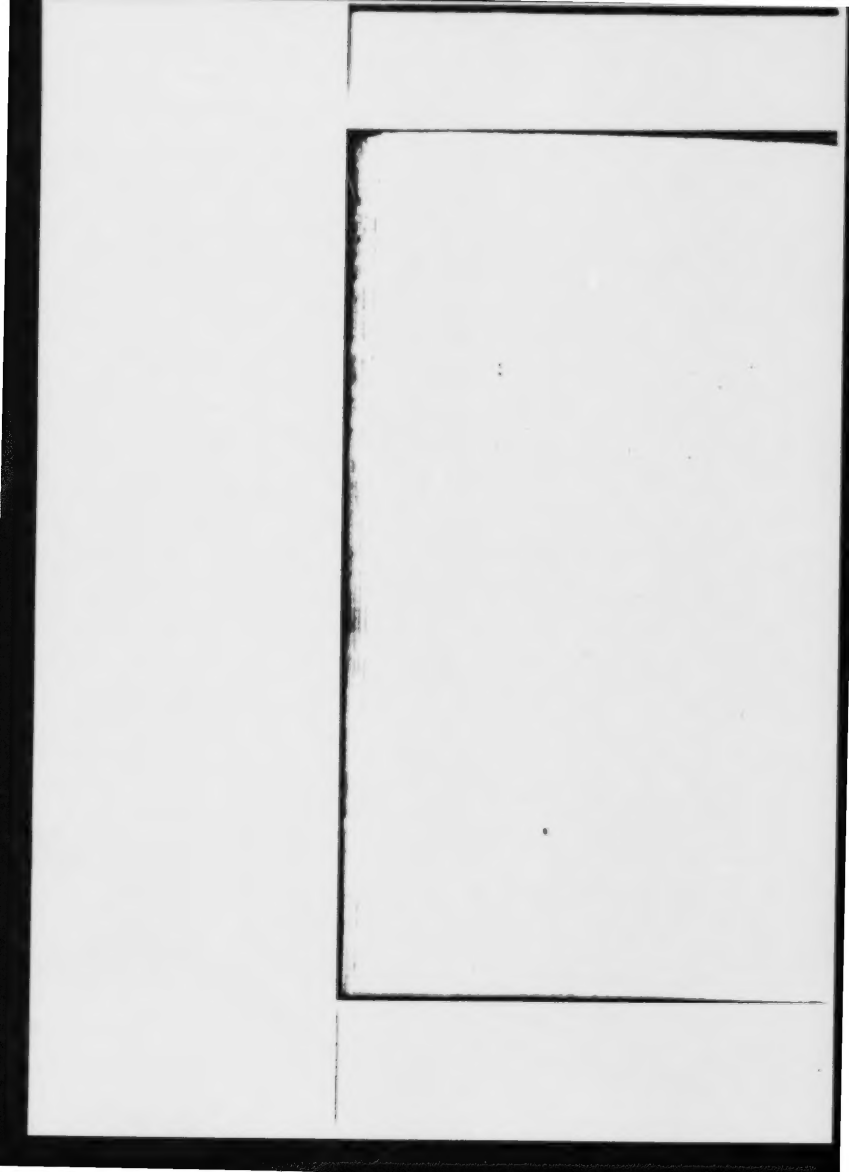
Kanzel-Beredtsamkeit . . . . S. 273
Beredtsamkeit in Frankreich und England 274
Die vornehmsten Ursachen des Unterschiedes der Beredtsamkeit in alten und neuern Zeiten . . S. 275
Specielle Ursachen davon . . . ebend.
Die Alten theilten alle Reden in drei Genera ab 276
Heut zu Tage giebts dreierlei Arten von Reden . . . . . ebend.
Erfordernisse bei Reden vor Volksversammlungen, wenn man seinen Zweck erreichen will ebend.
Kanzelberedtsamkeit hat Vortheile, aber auch Nachtheile — ihre Erfordernisse 277
Worauf der Prediger bei der Wahl der Materien zu sehen hat . . . . . ebend.
Was er bei der Behandlung der Materien zu beobachten hat 278 f.
Erfordernisse bei den Theilen der Rede:
1. bei der Einleitung 279
2. bei der Satztheilung 280
3. bei der Narration. Erklärung ebend.
4. bei der Argumentation . ebend.
5. bei der pathetischen Peroration 281
Vortrag in Ton, Miene und Geberden . 282
Mittel zur Beredtsamkeit zu gelangen . 285

Encyklopädiſche Anſichten

einiger

Zweige der Gelehrſamkeit.

Erſter Theil.



Allgemeine encyklopädische Ansichten und Grundsätze.

Die allgemeine Encyklopädie ist eine Darstellung aller Theile der Gelehrsamkeit, nach ihrer Natur, ihrem Werthe und der Methode, sie zu studiren, mit beigefügter Literatur eines jeden Theiles. Alle Erkenntnisse von Umfang und Gewicht, alle Wissenschaften, deren Gebiet vorzüglich groß, und durchgäng angebaut ist, Alles, worauf die Menschen ihren Forschungsgeist gewandt haben, was durch seinen Reiz, oder Einfluß, allgemein bekannt geworden ist, überall Gebrauch und Anwendung verstattet, muß darin aufgestellt seyn. Das Kuriöse, das Kleinliche und Unnütze wird daraus verwiesen. Wenn aber nur das unnütz ist, wor an nichts gebaut, nichts geschlossen werden kann, so möchte wohl nicht so leicht ein Gegen-

stand zurückgewiesen werden dürfen. Was kann z. B. leerer seyn, als Beschreibungen von Aufzügen, Hoffeierlichkeiten, Moden ꝛc.! Und doch kann selbst die Kenntniß davon Aufschlüsse geben über den Geschmack der Nationen, ihre größere oder geringere Empfänglichkeit für Pracht und Etikette, ihr stärkeres oder schwächeres Halten am Herkommen, ihre unveränderliche Steifigkeit, ihre leichte Geschmeidigkeit, und die Vorstellungen davon leiten, berichtigen, bestätigen. Wer wird nicht froh seyn, daß der Aberglaube, und die Hirngespinste des barbarischen Mittelalters immer mehr und mehr vergessen werden! Aber eine historische Kenntniß dieser traurigen Verirrungen der menschlichen Vernunft kann lehrreich für uns werden, und bleibt immer, als ein wichtiges Dokument zur Geschichte der Menschheit, denkwürdig. Alles, was erkannt werden kann, verdient erwogen zu werden. Weisen wir es verächtlich ab, so dürfen wir leicht in den Fall kommen, auch manches andre als unentbehrlich anzusehn, und bornirt in unsern Einsichten, rhapsodistisch in unsern Kenntnissen zu bleiben.

Gelehrsamkeit, objective, ist der Inbegriff aller wissenschaftlichen Kenntnisse; Gelehrsamkeit, subjective, ist der Besitz dieser Kenntnisse. Diese verschiedenen Kenntnisse nun leiden große Veränderungen; einige fallen in unsrer Zeit, als wahrhaft unnütz ganz weg, z. E. Polemik, andre treten hervor, z. B. Statistik, Chemie, und die meisten machen große Fortschritte. **Universelle Gelehrsamkeit im jetzigen Zustande, ist für einen Menschen nicht mehr zu fassen. Dem Gelehrten ist daher eine Generalcharte von allen Wissenschaften unentbehrlich.** Denn das Reich der Gelehrsamkeit ist so erweitert, daß, wer sich überall lang aufhalten wollte, nirgends zu Hause seyn würde. In den vorhergehenden Jahrhunderten ambitionirten mehrere den Namen eines Polyhistors. Es waren indeß nur Literatoren, die eine historische Kenntniß von den Wissenschaften hatten, die Geschichte der berühmtesten Männer und ihrer Schriften wußten, und kannten, wie Montaigne sagt, nur die Häuser von außen, wie die Fuhrleute. In diesem Sinn ist vielleicht jetzt noch Polyhistorie denkbar, wiewohl die

Literatur in neuern Zeiten eine fast unermeßliche Ausdehnung erhalten hat, deren Ursachen folgende sind:

1) Die in neuern Zeiten erweiterte Kommunikation der Gelehrten (durch Posten, Zeitungen, Journale ꝛc.) sowohl unter einander in allen Ländern, als auch mit dem größern Publiko, mittelst der lebenden Sprachen, wodurch das Nachforschen und der Wetteifer geschärft wird.

2) Die vielen Gesellschaften der Wissenschaften, Künste u. s. w.

3) Die durch erweiterte Lektüre entstandne Theilnahme der Gelehrten an gemeinnützigen Sachen und

4) Die Theilnahme so vieler praktischen Geschäftsmänner, Künstler, Arbeiter ꝛc. an der Schriftstellerei.

Hierdurch ist die Gelehrsamkeit

1) Mit neuen Gattungen bereichert.

2) Schon vorhandne Gattungen sind durch Erfindungen erweitert.

3) Allen ist eine bessere Form gegeben in Absicht auf kritische Richtigkeit, gemeinnützige Brauchbarkeit, und systematische Vollendung.

Bei diesem Umfange und Reichthume der Gelehrsamkeit, ist es ein eitles Unter-

nehmen, in allen Theilen derselben gleich erfahren seyn zu wollen. Aber ein rechtschaffener Gelehrter muß in keinem Fache ganz unwissend seyn; und eine Uebersicht aller Fächer giebt ihm eben die Encyklopädie der Wissenschaften.

Der Nutzen derselben ist sehr groß, und läßt sich etwa auf folgende Puncte zurückführen:

1) Sie erweitert Begriffe, und indem sie den Kombinationsgeist befördert, läßt sie uns nicht einseitig bleiben.

2) Sie berichtigt Beurtheilung und bewahrt vor Ueberschätzung oder Verachtung von Wissenschaften, weil man sie allein, oder gar nicht kennt.

3) Sie giebt Anlaß zur Wahl eines Studiums, und zeigt die beste Methode desselben.

4) Man gewinnt durch die vorläufige Kenntniß, welche die Encyklopädie von einer Wissenschaft gewährt, ein Interesse für ihr Studium.

5) Man wird brauchbarer für den Umgang, empfänglicher für weitere Belehrung, und besser versorgt für das Alter.

Bei jeder Wissenschaft kommt es vorzüglich darauf an, von ihrer Natur, Methode, ihrem Werthe d. h. ihrer Annäherung zur Vollkommenheit, und von ihrer Literatur richtige Begriffe und helle Vorstellungen zu haben.

I. Natur. Um die Natur einer Wissenschaft zu kennen, müssen wir wissen

1) Das Objekt derselben oder den Gegenstand, den sie bearbeitet. Dieß wäre z. E. in der Mathematik der Raum, und dessen Verhältnisse; im Naturrecht wären es die Zwangspflichten.

2) Den Zweck, z. E. in der Mathematik, Himmel und Erde zu messen, und alle Bewegungen zu schätzen; im Naturrecht, Ruhe, Ordnung und Frieden zu fördern durch Bestimmung der Rechte und Pflichten des einzelnen und geselligen Menschen.

3) Ihr Prinzip, aus dem alle ihre Lehren abzuleiten seyn müssen. Dieß Prinzip muß einfach und einzig seyn; wo schon mehrere sind, da ist in Wahrheit keins. Es muß a priori fest stehen, und jeder Theil der Wissenschaft, daraus von selbst fließen. In der Mathematik ist es Konstruktion der Begriffe. Es ist

keine so leichte Aufgabe, das Prinzip einer Wissenschaft aufzufinden. Nur erst neuerlich hat man das Prinzip für das Naturrecht gefunden. So hat die Chemie durch Lavoisier ein neues Prinzip bekommen, indem er das Gewicht als solches annahm. So die physische Astronomie, und die Staatswirthschaft.

4) Den wesentlichen Inhalt.

Es ist wichtig, ein vollständiges Register über die Hauptmaterien, die in jeder Wissenschaft abgehandelt werden, und eine logische Klassifikation derselben zu haben. Freilich erhalten wir damit nichts mehr, als eine Anzeige der Materien, die zu dieser Wissenschaft gehören, und das Gerüste, das Fachwerk derselben; aber eben dadurch übersehen wir mit einem Blick alles das, was uns gelehrt wird, lernen wo wir nöthigenfalls Rath und Unterricht zu holen haben, wissen, woran wir diese oder jene Kenntniß, die uns Umgang, Lektüre, oder sonst ein Ungefähr zugeführet hat, anknüpfen, wo wir sie aufstellen, und bewahren können.

II. Methode ist eine gewisse Ord-

nung, die in Zusammensetzung einer Wissenschaft beobachtet wird. Sie ist

1) synthetisch, wenn sie vom Einfachen zum Zusammengesetzten übergeht, so wie die Arithmetik, oder vom Allgemeinen zum Besondern, wie beim Staatsrecht.

Sie ist:

2) analytisch, wenn sie vom Besondern zum Allgemeinen, und vom Zusammengesetzten zum Einfachen übergeht. Die Methode kann ferner seyn genetisch, die gleichsam die ersten noch unbekannten Quellen der Wissenschaften aufsucht, und uns zeigt, wie diese oder jene Wissenschaft entstanden ist, oder doch jetzt entstehen könnte, wenn sie noch nicht kultivirt wäre; — oder kritisch, die den Grad der Gewißheit untersucht. Kritik hat zwar den größten Zerstörungsgeist, und geht nur darauf aus, Alles unsicher und schwankend zu machen, was wir bisher angenommen, und so fest geglaubt hatten. Aber gerade deshalb ist sie von äußerster Wichtigkeit. Sie sichtet die Wissenschaften, und wenn sie die Reichthümer der Gelehrsamkeit vermindert, so erhöht sie ihren Werth, sie hat sie nur

von der Spreu gereinigt. Was sie uns an Kenntnissen raubt, das ersetzt sie uns an Einsichten. Sie räumt vor uns auf, entkräftet verjährte Meinungen, entlarvt Lügen, wirft Vorurtheile zu Boden, setzt uns ins Klare, und wo sie uns in Ungewißheit läßt, sichert sie uns doch vor Betrug, und hält den Irrthum von uns ab. So oft sie den Glauben erschüttert, ist es, um ihn in Freiheit zu setzen. Zweifel ist die Morgenröthe der Wahrheit, die die Wolken bricht, und die ersten Strahlen des reinen, unverfälschten Lichtes zu uns herablenkt.

III. Der Werth der Wissenschaften ist entweder subjektiv, oder objektiv. Der subjektive Werth hängt ab vom Einflusse der Kenntnisse auf das Gemüth ihres Verehrers. Der Grad, in welchem sie meine Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, meine Talente hervorzieht, übt und stärkt, meinen Charakter bildet und festsetzt, meinen Geist nährt, meine Aufklärungen fördert, meine Veredlung bewirkt, ist das Maaß, nach welchem ich ihren innern und subjektiven Werth bestimme. Der objektive beruht auf der mannigfaltigen Anwendung, auf dem wichtigen, un-

entbehrlichen, oder gleichgültigen, unbedeutenden Gebrauch, der davon zu machen ist. So hat die Mathematik, außer ihrem unbeschreiblich großen subjektiven Nutzen (indem sie die Aufmerksamkeit fixirt, den Geist gleichsam gliederlos, seine Vorstellungen winkelrecht macht) einen sehr ausgebreiteten objektiven Nutzen, weil sie zur Messung der Höhen, Berge und Wälder, zur Berechnung der Kräfte, zum Bau, zur Kriegskunst und zu tausend andern Dingen unentbehrlich nothwendig ist. Auch kann er nie ganz berechnet werden, weil noch immer neue Anwendungen, bei neuen entstehenden Gelegenheiten möglich sind. Der subjektive Nutzen ist bei weitem der wichtigste, denn das höchste Gut des Menschen besteht in Vervollkommnung seines Denkens, Empfindens und Handelns, seiner Vernunft, seines Geschmacks, seines Gewissens in Hinsicht auf das Wahre, Schöne und Gute, und hierauf hat die Gelehrsamkeit unleugbar einen Einfluß.

Sie ist nämlich ein Behältniß alles desjenigen (so fern es sich noch erhalten hat), was die besten Köpfe aller Zeiten

1) beobachtet und erfahren haben, so daß man durch sie gleichsam mit allen Völkern und Zeiten lebt;

2) was sie gedacht, entdeckt und erfunden haben, so daß man, da sich das Menschengeschlecht hienieden in allem selbst rathen und helfen muß, die Weisheit und Fehler der Vorgänger benutzen kann. Diesen subjektiven Nutzen sprach Rousseau, alles Ernstes, den gesammten Wissenschaften ab. Weit glücklicher und **besser würde nach ihm der Naturmensch in Wäldern und Einsiedeleien seyn. Sichtbarlich schwebte ihm, indem er uns den Zögling der Natur, der nichts von Wissenschaften weiß, schildern wollte, das Bild des durch Wissenschaften verfeinerten, durch Kunst und Fleiß geübten, zur Erkenntniß des Wahren, zur Beurtheilung des Schönen, zur Realisirung des Guten gewöhnten Menschen, immer vor Augen, und lag allen seinen Schilderungen zum Grunde. Wenn er nun diesen, nach allen seinen Kräften und Fähigkeiten ausgebildeten Menschen, in den Schooß der Natur versetzt, ihn im Nimbus der reizenden Unschuld, der ursprünglichen Reinheit der Sitten, der edlen Denkungs-**

art und Handlungsweise, die nur das Eigenthum des frühen, unversuchten, in Ueberfluß und Ruhe hinfließenden Zeitalters seyn konnte, strahlen läßt; wenn er ihn mit der unbefangenen, argwohnlosen Offenheit, dem heroischen Muthe, dem kühnen festen Freiheitssinn ausrüster, der nur von Unabhängigkeit, und der ersten noch gesetzlosen Freiheit erzeugt wird, so mußte freilich sein Naturmensch interessiren, mußte den Wunsch in uns wecken, daß wir diese Züge in unserm Charakter wiederfänden, und das Resultat konnte nicht anders ausfallen, als daß die Wissenschaften zu verbannen wären, damit wir frei und froh an der Hand der Natur wandeln könnten. Denken wir hingegen, daß die Kultur, trotz aller Fehler und Laster, die in ihrem Gefolge seyn mögen, es dennoch allein ist, die den eigenthümlichen Charakter der Menschheit entwickelt, die uns aus bloß leidenden, zu thätigen selbstständigen Wesen macht, alle Fähigkeiten und Gaben weckt und ausbildet, alle Kräfte beschäftigt, und in ein reges Spiel setzt; stellen wir uns den ungebildeten, sich selbst überlaßnen Menschen so vor, wie

er wirklich ist, als einen Halbmenschen, in dem der edelste Theil schlummert, der roh und wild, ohne Urtheil, ohne Ueberlegung, ohne Selbstbewußtseyn, mehr *vegetirt*, als *lebt*; so werden wir gestehen müssen, der Mensch sey bestimmt, sich dem Gängelbande der Natur zu entreißen, und durch tausend Versuche und Fehltritte allein gehen zu lernen. Ist doch alles Gute an ihm Werk der Kunst, hat doch der Gebildete, wenn er mehr **Irrthümer hegt, auch tausend mal mehr Vorstellungen, und allein *richtige* Urtheile!** Kann man es nicht leugnen, daß er mehr Fehler begeht, so ist er auch allein der *Tugend* fähig. Rousseau's Paradoxen in seiner Preisschrift beruhen aber:

1) Auf Mißkennung dessen, was dem Menschen *natürlich* sey, und

2) Auf der Voraussetzung, daß der Mensch ursprünglich *gut* sey, und alles Unmoralische von der Kultur herstamme, so daß, wenn diese aufgehoben würde, auch sofort Unschuld und Zufriedenheit eintreten möchte. Aber auch Wilde und Nomaden hat man falsch und *böse* gefunden; und die Ausflucht, daß auch diese

schon verdorben seyen, ist ein Bekenntniß, daß Falschheit und Bosheit von etwas anderm, als von der Kultur abhange. Hingegen auch unter kultivirten Völkern, und fast unter diesen allein, giebt es wahrhaft tugendhafte, und es ist sonach Kultur nicht nothwendige Ursache von impotentia libidinum (Bedürfnissen), und daher rührender Immoralität. Rousseau's Ideen haben Aehnlichkeit mit den Ideen der alten Philosophen, und Dichter vom Stande der Unschuld, und vom goldnen Zeitalter. Gewiß indessen ist es auch, daß Gelehrsamkeit, objektive betrachtet, nicht physisch auf den Menschen wirkt, daß subjektives Wissen von mancherlei Art, das Herz und den Charakter nicht bessert — denn auch mit Talent und Genie begabt, kann man ein Böswicht seyn.

IV. Literatur der Wissenschaften besteht in Aufzählung der Hauptstufen der Wissenschaft, ihrer Haupt-statores und auctores, ihrer vorzüglichsten Kompendien, doch bei weitem nicht aller Bücher. Denn — beaucoup de livres, peu d'auteurs — hier giebt es, wie bei den Landkarten, eine unzählige Menge, aber wenige Originale.

Eintheilung der Wissenschaften oder der formalen Encyklopädie.

Alle unsre Erkenntnisse sind entweder **historisch** oder **rational**. Jene beziehen sich auf Anschauungen, diese auf Begriffe; jene beschäftigen sich mit dem Einzelnen, diese mit dem Allgemeinen. Zu den historischen Kenntnissen gehört nun eben sowohl die Kenntniß der einzelnen Sprachen, als die Kenntniß der Gesetze. Indessen mag es, zum Behuf des encyklopädischen Unterrichts, nützlich seyn, die Anordnung so zu machen, daß sie nicht allzuweit von der im gemeinen Leben üblichen Abtheilung sich entferne. Dem zu Folge scheint folgende Anordnung die bequemste:

I. Sprachkenntnisse
II. Sachkenntnisse,
A. Natürliche Wissenschaften oder freie:
A. historische:
a) beschreibende;
b) erzählende;
B. rationale:
a) mathematische,
b) philosophische;

1) reine Philosophie,
2) empirische Philosophie:
   α) anthropologische Wissenschaften,
   β) physikalische Wissenschaften — darunter auch Medicin.

II. Positive Wissenschaften:
1) positive Jurisprudenz,
2) positive Theologie.

Man kann alle Wissenschaften auf eine freie — liberale, oder knechtische — servile — Art treiben. Liberal ist, was zur Bildung der Persönlichkeit beiträgt, servil, was diese nicht fördert, sondern wohl gar hindert, das Denken, Prüfen, Ueberlegen unterdrückt und aufhält. Daher ist Aufklärung von Gelehrsamkeit unterschieden, und eins kann ohne das andre sehr wohl bestehen. Im ersten Sinne wäre ein Gelehrter, einer der passiv gelehrt worden ist. Man kann Gelehrsamkeit besitzen, ohne aufgeklärt zu seyn, z. B. ein unaufgeklärter Theolog, Historiker seyn. Aufklärung ist kein Wissen, sondern das Prinzip des Denkens, der eignen Beurtheilung. Sie gränzt oft an Dünkel und Wahn, doch ohne sie hat Gelehrsamkeit keinen Werth. Nur etwas

aus sich selbst gesponnen, durch eigenes Nachdenken gefunden, durch eignes Urtheil erkannt zu haben, ist mehr werth, als alle durch andre erlernte Weisheit. Daher sind auch Dummheit und Gelehrsamkeit einander nicht entgegen. Vielmehr steht der Gelehrsamkeit Unwissenheit, der Aufklärung Dummheit gegenüber.

Grundprinzip des aufgeklärten Denkens ist: Alles Objektive als subjektiv anzusehn, zu fragen: was kann der Mensch überhaupt wissen, und in wie fern weiß er es? Der Weg zur Aufklärung ist: Alles bezweifeln, untersuchen, sich stets sagen, was man weiß, und in wie fern man es weiß.

Die Vollkommenheit der Wissenschaft ist der Hauptpunkt, den wir immer in Erwägung ziehn wollen. Es ist der Geist unsers Zeitalters, allen Wissenschaften eine neue bessere Bearbeitung zu geben in Absicht

1) kritischer Richtigkeit,

2) gemeinnütziger Brauchbarkeit und

3) systematischer Vollendung.

Es sind gleichsam die Gränzen bestimmt, wie weit diese und jene Wissen-

schaft, wie weit das ganze Feld der menschlichen Erkenntniß gehn kann. — Das ist aber nur in rationalen Wissenschaften, und zwar in so fern sie Speculationen sind, möglich; das Gebiet der praktischen Vernunft ist unbegränzt, wie die Erfahrung mit allen Wissenschaften, die sich auf sie gründen.

Generalmaximen in Absicht des Studiums der Wissenschaften:

1) Amor omnia vincit.

2) Attentio mater studiorum. — Dubitatio et admiratio initium disquisitionis.

3) **No spores magis futurum, ut aliena opera fias doctus, quam aliena virtute bonus. Aude sapere.**

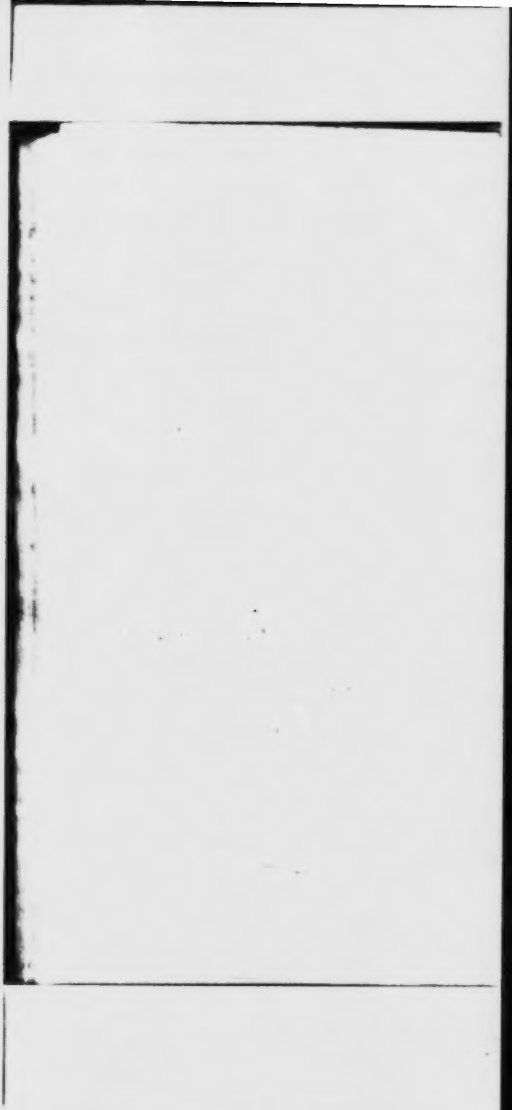
4) Mentis facultates simul exercendae.

5) Discendum quicquid occasio fert.

Encyklopädische Ansicht

der

Philologie.



Philologie im weitesten Sinne ist der Inbegriff der sich auf Sprachen beziehenden Wissenschaften. Man könnte sie in die allgemeine und besondre theilen. Die allgemeine würde von Sprachen und Schrift überhaupt, die besondre von einzelnen Sprachen handeln.

I. Allgemeine Philologie.

Sie beschäftigt sich

1) mit der Sprache an sich im Allgemeinen, Sprachkunde, Glottologie.

2) Mit der Sprachschreibekunst.

1. Von der Sprache an sich.

Hier kommen vier Stücke in Betracht:

a) Natur,

b) Ursprung,

c) Mannigfaltigkeit,

d) Werth.

A. Natur. Die Natur der menschlichen Sprache besteht in einer solchen Verknüpfung der Vorstellungen mit artikulirten Tönen, daß beide sich wechselsweise reproduciren, und man die einen statt der andern setzen kann. Artikulirte Töne sind Laute, die durch das Steigen oder Fallen der Stimme modificirt, und zu andern auf diese oder jene Art gefügt, und mit mehrern zugleich ausgesprochen werden können. Diese artikulirten Töne sind dem Menschen nicht allein eigen, auch manche Vögel sind ihrer fähig; aber noch durch keine Maschine ist es gelungen, auch nur einen artikulirten Ton hervorzubringen. Die Natur der Sprache beruht nun auf Association zwischen dem Artikulationsgeschäfte, oder den Lauten und den Vorstellungen wechselseitig, und bei der Schrift auf Associatien zwischen dem Anblicke der Schrift und der Aussprache derselben, und vermittelst der Aussprache zwischen den Vorstellungen.

Diese doppelte Association geht so weit, daß sie unwillkührlich wird. Wir können nicht lesen, selbst nicht denken, ohne zu sprechen; das Kind sagt daher, statt ich denke, ich sage, der Hebräer Vayomer

und der Grieche Θεος oft in eben der Bedeutung.

B. Ursprung. Ueber den Ursprung der Sprachen sind zwei Hauptmeinungen; denn darüber hat man sich geeinigt, daß sie dem Menschen nicht angeboren sey. Aber nun behaupten die einen, die Menschen hätten die Sprache erfunden, indem sie vielleicht diesen oder jenen Ton unwillkührlich bei Erblickung des einen oder andern Gegenstandes ausstießen, diesen nun immer bei Wiedererscheinung des Gegenstandes wiederholten, und so zum Zeichen desselben machten; die andern, unter welchen sich Rousseau auszeichnet, meinen, sie sey ein unmittelbares Geschenk Gottes. Daß die Sprache ein unmittelbares Geschenk Gottes sey, behaupten sie aus folgenden Gründen:

1. Angeboren könne die Sprache nicht seyn, sonst müßten alle Menschen Eine Sprache haben, gleiche Worte, gleiche Beugungen, so wie alle Löwen gleich brüllen, alle Nachtigallen gleich singen, alle Hunde gleich bellen. Auch ist wirklich eine angeborne Sprache, die Natursprache da, welche allen Menschen verständlich ist. Diese natürliche Sprache

besteht aus Modulationen der Stimme, aus Geberden, aus Mienen.

a) Modulation der Stimme. Ueberall ist das Geschrei der Angst, das Stöhnen, Schluchzen, Seufzen, Jammern des Entkräfteten, des Unterdrückten, des Verwundeten, das Toben des Zorns, das Poltern des Schreckenden, das Jauchzen der Lust, das Frohlocken der Freude verständlich, und überall wird es verstanden. Man würde ein Drama auf die Art geben können, daß man von den spielenden Personen nichts sähe, weil der herabgelaßne Vorhang sie verbürge, keines ihrer Worte verstände, indem man sie eine unbekannte Sprache reden ließe: dennoch würde man am lauten Geschrei, oder leisen Geflüster, an der sanften, geschmeidigen, oder rauhen, heftigen und polternden Stimme jede Situation erkennen, und das Sujet des Stückes errathen. So ging es wohl den Britten, die mit Macartney in Peking chinesische Dramen ansahen.

b) Geberden. Jeder Professionist z. B. hat einen eignen Gang und eigne Manieren. Jeder Zustand der Seele

drückt sich aus in Stellung, Haltung, Bewegung der Gliedmaßen.

c) Mienen. Noch ausdrucksvoller und verständlicher ist das verrätherische Spiel der Mienen. Alle Bewegungen der Seele scheinen sich in ihnen nachzuziehen, den ganzen Charakter darin abzudrücken. Und wenn auch der Heuchler einen ganz andern Sinn in seine Mienen legt, als den in ihm herrschenden, so ist doch, so oft er sich abspannt, und sich selbst überläßt, das Spiel der Mienen und Gesinnungen harmonisch. Die Saite nun, die in seiner Seele am öftersten tönt, wird allerdings auch in den Mienen eine Disposition zu ähnlichen Schwingungen hervorbringen, die, so oft als die Seele in Ruhe ist, und er seine Verstellungskunst vergessen hat, nachtönen, und uns das Geheimniß verrathen, das er so gerne verbergen möchte. Hierauf hat man die Physiognomik gegründet, eine Kunst, von der schon zu Sokrates Zeiten Profession gemacht wurde, aber noch niemanden ist diese Kunst vollkommen geglückt. Ganz anders ist es mit der Pathognomik, d. h. der Kunst, aus den Mienen den jetzigen Zustand der Seele zu errathen.

Am meisten kömmt hierbei das Auge in Betracht, denn dieses ist der Spiegel der Seele, das Fenster des menschlichen Herzens. In Otaheite, wie bei uns, geht der Blick des Lügners in die Quere, öffnet sich beim Staunenden, verengt sich und sieht scheel beim Neidischen, leuchtet mit freundlichem Glanze beim liebreichen, gefälligen Menschen, oder schreckt mit Finsterniß beim Mürrischen. Die feinen Künste des Malers, Musikers, und Schauspielers, so weit sie ausdrückend sind, sind nichts als die Sprache der Natur, die wir mit uns auf die Welt brachten, aber nur durch zarten Geschmack, feineres Urtheil und viel Sorgfalt, recht ausbilden lernten. Diese Sprache nun darf nicht erlernt werden, wohl aber die künstliche, welche die natürliche voraussetzt.

2. Erfunden könne die Sprache auch nicht seyn, denn zur Sprache gehöre Verbindung und Trennung der Wörter, Klassificirung, Disposition, Taktik; alles dieses setze:

a) Vernunft voraus. Nun sey aber Vernunft blos eine Folge der Sprache, und könne nicht ohne Sprache existi-

ren. Vor ihr sind nur sinnliche Anschauungen möglich, und kaum würden dunkle Ideen uns ihrer erinnern können. Wir sind nicht eher im Stande, Vorstellungen, die unserm Gemüthe vorschweben, zu entwickeln, bis wir sie mit irgend einem glücklichen Laut erhascht und bezeichnet haben; dadurch erst bekommen sie ihre Konsistenz, dann erst können wir sie fixiren — begreifen — mit andern vergleichen, und mit jenen verbinden, d. h. denken, von diesen trennen, d. h. urtheilen, können sie zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, sie prüfen. Auch soll dieses Philosophem, durch die Geschichte der Menschen, die man unter Thieren wild aufwachsen fand, bestätigt werden. Das Mädchen von Champagne 1731 im Walde bei Songi, nahe bei Chalons gefangen, der hessische Knabe 1554 unter Wölfen, und der litthauische Knabe 1661 unter Bären angetroffen, der hannövrische von 1724, die 2 Pyrenäischen von 1779 sind die bekanntesten. Alle waren ohne Sprache, alle ohne Vernunft.

b) Damit man sprechen könne, müssen wenigstens zwei Personen einen

und denselben Namen für die Sache haben. Ueber diesen Namen, womit sie einen gewissen Gegenstand benennen wollen, müssen sie sich einigen. Dieß ist ohne Verabredung nicht möglich, Verabredung aber setzt Sprache voraus; so kann die Sprache so wenig erfunden, als angeboren seyn, und daher sagt Rousseau, sie ist ein unmittelbares Geschenk Gottes.

3. Mitgetheilt von der Gottheit durch ein Wunder, dem Menschen kann die Sprache aber auch nicht seyn. Denn:

a) Die Menschen hätten, wenn die Gottheit ihnen eine Sprache schenken wollte, sie nicht annehmen können, weil es ihnen an Fassungskraft dazu fehlte. Sprache ist zum Theil Ausdruck für das, was in uns bei Gelegenheit äußerer Erscheinungen vorgeht. Wenn ihnen nun diese mangelten, wenn in dem kleinen Kreise der Dinge, die sie umgeben, nur wenig Gegenstände ihre Aufmerksamkeit reizen konnten, wie sollten sie Anschauungen und Vorstellungen von Dingen, die ihnen noch gänzlich unbekannt waren, wie Namen für noch nicht existirende Begriffe

haben? Die Sache muß eher seyn, als ihr Zeichen. Sie kannten die Sache nicht, waren nicht vermögend sich eine Vorstellung davon zu machen, und sollten doch Ausdrücke für Gedanken, Unterschiede ꝛc. haben, die sie erst spät, vielleicht nie machen würden?

b) Jedes Volk hat seine Sprache, und zwar ist diese immer dem Grad der Kultur, auf welchem das Volk steht, dem Kreise von Erkenntnissen, den es sich erworben, den Bedürfnissen, die es sich machte, der Lebensart, die es führt, auf das genaueste angemessen, immer nach seinem Temperamente, Charakter, seiner Thätigkeit, seinen Beschäftigungen und Vergnügungen gemodelt. Sind die Menschen roh und unwissend, so ist die Sprache ohne Kultur. Leben sie ohne Bedürfnisse, ohne Begierden, ohne Arbeiten, in Ruh und Frieden, so werden sie auch für nichts, als für ihre Lieblingsbeschäftigungen Ausdrücke haben. Aber diese werden auch von allen Seiten betrachtet, und in allen Abstufungen und Schattirungen, in allen möglichen Gestalten und Veränderungen, durch eigne Worte bezeichnet. Ihre Sprache, im Ganzen zu

erst arm, wird für diese Dinge Ueberfluß und Reichthum haben. Herrscht bei einem Volke die Phantasie, so sind seine Ausdrücke immer symbolisch, prägnant, vieldeutig; seine Verbindungen kühn, seine Unterscheidungen willkührlich, seine Beziehungen räthselhaft. Ist das Volk thätig, unternehmend, industriös und das Nachdenken rege bei ihm, so wird die Sprache auch reich, und sich überall gleicher und fester seyn. Es wird mehr Worte besitzen, um das Allgemeine der Dinge, um abstrakte Begriffe auszudrücken. Es wird feinere Unterscheidungen, engere Verbindungen, leichte Vergleichungen, weniger bildliche Ausdrücke haben; es wird besonders alle möglichen Beziehungen der Begriffe, bald durch bestimmte Endsbenennungen, bald durch besondre Partikeln anzuzeigen wissen. Wie jedes Volk einen eignen Gang in seinem Denken, eine eigne Art, die Dinge anzusehn, und zu behandeln, einen eignen Geist hat, so hat auch die Sprache ihren eignen Schwung, eigne Wendungen und Redensarten, kurz einen ganz eignen Genius, der auf eine abgesonderte Entste-

hung

hung und Bildung der Hauptzweige der Sprache hindeutet.

c) Je roher die Menschen sind, desto mehr Sprachen haben sie. Strabo z. E. sagt, nach Dioskurias wären 300 Heteroglotten gekommen, und Bosmann erzählt von Guinea, daß sich dort viele Sprachen in einem kleinen Raume befinden. Je kultivirtere Menschen ein Land bewohnen, desto weniger sind Sprachen in demselben. Rohe Völker haben wenig Verkehr, leben und weben auf dem Boden, der ihre Hütten umgiebt, ohne sich um die Nachbarn weiter zu bekümmern, sie können also auch nichts von ihnen annehmen. Für alles machen sie sich daher eigne Namen, und auf dem Bezirk einer Meile, wird dieselbe Sache mit tausend Namen belegt. Durch den Verkehr nähern sich Sprachen immer mehr und mehr. Ein Volk nimmt von dem andern Worte, Ausdrücke, Wendungen an, und leiht ihm wieder eben so viel, oder mehr, aus dem Seinigen. Sind endlich Nationen durch Krieg, oder lange wechselseitige Verheirathungen in eins geschmolzen, so verliert sich allmählich die eine Sprache in die andere. Die Karai-

ben auf den Antillischen Inseln haben eine eigne Sprache, die von der Sprache ihrer Weiber ganz verschieden ist. Die Männer nämlich sprechen galibisch, oder die Sprache der Karaiben auf Terra firma. Von hier waren sie ausgewandert, hatten die Inseln unterworfen, und nichts verschont als die Weiber, die nachher wegen des wenigen Umgangs mit ihren neuen Männern und Herren, die alte Landessprache beibehielten, und auf ihre Töchter fortpflanzten. Ein kleiner Distrikt von Amerika oder Afrika hat mehr Sprachen als ganz Europa. Die deutsche Sprache scheint den größten Kreis zu haben.

Diese Menge der Sprachen, ihre Eigenheiten, Fehler, Veränderungen, beweisen zu deutlich den menschlichen Antheil an Schöpfung und Bildung der Sprache, als daß wir noch einen andern Urheber zu suchen brauchten. Sprachfähigkeit brachte der Mensch im Bau seiner Organe auf die Welt, und wenn man will, ein Sprachvermögen in seiner Vernunft, aber keine Sprache.

Die Gründe für allmähliche Erfindung der Sprache sind folgende:

1) Nichts ist so leicht erinnerlich als Töne, und unter allen möglichen Mitteln seine Gedanken zu bezeichnen, und andern mitzutheilen, sind die artikulirten Laute die bequemsten, wegen der Leichtigkeit sie hervorzubringen, wegen ihrer Mannigfaltigkeit und bestimmten Verschiedenheit.

2) Der Mensch ist das nachahmendste Thier;

3) Er ist zugleich das geselligste Geschöpf, das die stärkste Sympathie besitzt.

4) Er hat Vernunft und Witz, aber er brauchte, um Sprache zu erfinden, ihren künstlichen Bau so wenig zu kennen, als den Borelli de motu animalium gelesen zu haben, um gehn zu können.

Aber wenn nun auch die Sprache erfunden ist, so könnte man noch fragen, ist sie nur einmal erfunden, und giebt es eine Ursprache oder nicht? Es giebt aber keine Ursprache; die Sprache ist unzählige Male erfunden, und jedes Volk hat etwas dabei gethan. Selbst wenn es, besiegt oder als Sieger, die Sprache des andern zahlreichern, größern Volkes annahm, behielt es noch immer genug eigne Worte, die uns noch jetzt zeigen, daß seine

neue Sprache aus zwei oder mehrern Sprachen zusammengeschmolzen ist.

Woher denn aber die Aehnlichkeit zwischen allen Sprachen, der persischen und hebräischen, griechischen, lateinischen und deutschen ꝛc.? Vater z. B., Bruder, Schwester sind Worte, die in vielen neuern, und mehrern alten gleichklingen, und gleiche Bedeutungen haben. Auch die Regeln der Grammatik stimmen überall so, daß man die Grammatik des einen Volks sehr leicht auf die Sprache des andern anwenden kann.

Alle Sprachen sind doch durch dasselbe Werkzeug, den Mund, der in seinen Tönen begränzt, und ungefähr auf 30 Laute eingeschränkt ist, durch dieselbe Künstlerin, die Vernunft, die allenthalben ihren eignen, unabänderlichen Gesetzen folgen muß, auf dieselben Veranlassungen, zu einerlei Zweck, und unter sehr ähnlichen Umständen erfunden, und gebildet worden. Es mußte also eine große Aehnlichkeit in der Materie, und eine noch größere in der Form der Sprache, in den Wörtern und der Grammatik, statt finden.

Wie aber die Menschen dazu gekommen sind, diese oder jene bestimmte Sache, so und nicht anders zu nennen, lohnt schwerlich der Mühe des Untersuchens. Soviel ist gewiß, daß

1) Individueller Dinge Benennungen generalisirt sind.

2) Für abstrakte Begriffe, und intellektuelle Dinge hat man Benennungen sinnlicher Sachen und Handlungen, und Verhältnisse entlehnt. Z. E. Vernunft, von vernehmen, Begriffe, von begreifen, und greifen, Vorsatz von setzen, und Entschluß von schließen. De Brosses in seinem bekannten Werke — Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'étymologie — hat den Grundsatz aufgestellt, daß, da die Zunge sich bestrebe, der Bewegung eines Gegenstandes ähnlich zu seyn, auch das hörbare Zeichen für diesen Gegenstand, der Ton ihm ähnlich geworden wäre. So habe die Bewegung, welche die Zunge habe machen müssen, um fluere, fließen, fluid, glatt zu sagen, mit der Bewegung der dadurch bezeichneten Gegenstände Aehnlichkeit. Eben so Donner, tonitru, βροντη, Sturz, Schleichen ꝛc.

Woher denn aber „Rock," im Deutschen ein Kleid, im Polnischen ein Jahr?

In den mittlern Zeiten, wo nach einer langen Dauer der Barbarei, die Literatur wieder erwachte, nahm man, weil man die Natur der Sprachen wenig kannte, die hebräische Sprache als Ursprache an, aus der man alle andern ableitete. Die Burtorfische Schule ist hierin bekannt. Selbst Vossius in seiner Etymologia leitet das meiste aus dem Hebräischen her. Ja, so oft von dem Ursprunge eines ächt deutschen Wortes die Rede war, so glaubte man ihn im Hebräischen zu finden. Goropius Becanus wollte das Holländische, und Rudbeck sogar das Schwedische als Ursprache angenommen wissen. In den neuern Zeiten hat man den Schlüssel zu allen Sprachen in der alten celtischen, diese aber, in ihrer größten Reinheit, bei den Braminen zu finden geglaubt, deren heilige Sprache Samscritta, die eigentliche gälische oder celtische seyn soll. Das vornehmste, was wir von dieser Sprache wissen, steht in der Vorrede zum Gesetzbuche der Gentoos.

C. Mannigfaltigkeit der Sprachen. Bei dieſer betrachten wir den Stoff, die Form und den Kreis der Sprache. Stoff heißt ihr Wörterſchatz, Form ihre grammatiſche Bildung, und Kreis der Umfang, in dem ſie geſprochen wird. Die Sprachen ſind:

1. Urſprünglich verſchiedene Stammſprachen, oder abgeleitete Tochterſprachen oder Mundarten. Mundarten ſind diejenigen, welche im Grunde einerlei Form d. i. einerlei Ausdruck haben, obgleich

a) Die Ausſprache, nach gewiſſen Analogien des Ausſprechens (wie z. E. zähe, und lag, Zeug, und lieg ꝛc.);

b) Die Bedeutung, nach gewiſſen Analogien, oder Vorſtellungen, abgebogen, oder verändert iſt, z. E. Fahrzeug für Schiff, Holz für Wald ꝛc.

c) Sie müſſen einerlei grammatiſche Einrichtung haben. Eigentlich iſt der Unterſchied zwiſchen Tochterſprache, und Dialekt ſchwer zu beſtimmen.

2. Reine, oder gemiſchte, und Allemannsſprachen. Bei der Miſchung des Stoffs zweier Sprachen, wird zugleich das Grammatiſche aufgehoben,

soweit es widerstreitend ist, und daher immer einfacher, zuletzt wird daraus eine Allemannssprache oder lingua franca, wo die Grammatik fast Null ist. Die vorzüglichsten Allemannssprachen sind:

1) Die Levantische.

2) Die Maura in Indostan.

3) Die Kreolische in Westindien.

4) Die Lappische an Schwedens Gränzen.

5) Zum Theil die Jüdische und zuletzt

6) Die Schiffersprache.

3. Schriftfeste, oder Schriftlose. Bei immer erweiterter Kultur, wird eine Mundart, als Schriftsprache herrschend, z. E. das Hochdeutsche, der Dialectus communis, im Griechischen seit Polybii Zeit; alsdann sind alle andern Dialekte schriftlos.

Die französische Schriftsprache soll der Dialekt von Orleans seyn.

Die Italienische ist der Toskanische.

4. Gebildete, rohe, reiche, arme.

5. Von Seiten des Kreises, ausgebreitete oder enge.

6. Noch giebt es heilige Sprachen, und Hofsprachen, verschieden von Volkssprachen.

7. Ausgestorbene, wie die Kornwallische und Preußische Sprache.

Alle Sprachvergleichungen setzen voraus, daß die Data ihre völlige Richtigkeit haben. Um sich von dieser Richtigkeit zu versichern, kommt es auf folgende kritische Grundsätze an, welche besonders bei schriftlosen Sprachen, welche man aus dem Munde roher Menschen aufnehmen will, genau angewandt werden müssen. Nemlich es ist nöthig Kritik in Absicht

a) auf Stoff, damit jeder Ausdruck nach Laut und Sinn richtig niedergeschrieben werde; die Schwierigkeiten dabei, sowohl von Seiten des Examinators als des Examinandus, sind groß. Denn, mögen beide eine Gemeinsprache haben oder nicht, so sind Mißverständnisse unvermeidlich. Poettarorurincuroac heißt gewiß nicht drei, bei jenem rohen Volke, wie uns ein Reisender erzählt — vielleicht: Herr lassen sie mich ungeschoren! — Daraus entstand auch, daß einige Reisende den Patagoniern und Hottentotten

ſtatt Sprache ein Truthahngeſchrei beilegten; denn überhaupt hält jeder Heteroglotte die Sprache des andern Heteroglotten für unorganiſch.

b) Auf Form. Nicht jede Sprache hat alle Modos, Tempora, Kaſus und Partikeln der andern; der rohe Examinandus, der ſeine Sprache ſo wenig als ſeinen Mund, nach ihren Elementen kennt, kann nicht analyſiren, oder alles ſo angeben, wie man es haben will.

c) Auf Kreis. Wie verſichert man ſich:

1. daß der Examinandus ſeine Sprache rein ſpricht? und

2. kein Abentheurer iſt? Wie verſichert man ſich, und wie beſtimmt man die Völker, deren Sprache er zu ſprechen ſcheint? Verſchiedne Völker haben einen Namen, und ein Volk mehrere.

Die vorzüglichſten Stamm- und Tochterſprachen ſind folgende:

1. Von der ausgeſtorbenen lateiniſchen Sprache hat das Italieniſche, Spaniſche, Franzöſiſche, und Wallachiſche, die ſtärkſte Tinktur behalten.

2. Griechiſch iſt ebenfalls ausgeſtorben, und verſchieden vom heutigen Grie-

chisch, das doch Aehnlichkeit mit ihm hat.

3. Vom Altmacedonischen soll das Albanische eine Tochter seyn.

4. Von dem Altgermanischen stammt die heutige deutsche, holländische, dänische, schwedische, isländische, und zum Theil auch englische Sprache her.

5. Celtische Sprache. Es wird noch das Gälische — ob es das alte Gallische ist? — in Schottland von den Hochländern, die sich Cael, oder Gaël, und ihre Sprache Calic auch Ersisch nennen, von den Kymri oder Kumri im Fürstenthum Wallis, und von dem Kymr in Basbretagne geredet; auf das Irländische ist damit verwandt.

6. Das Sarmatische ist Mutter der Russischen, Böhmischen, Mährischen, Wendischen — in der Lausitz — Kassubischen, Illyrischen, Slavonischen und Bulgarischen Sprache, des Lettischen, Curischen ꝛc.

7. Von dem Finnischen stammt das Ehstische, Liefsche, Lappländische, Ungarische, und alle Mundarten, welche die Wogulen, Korjäcken, Sirjanen, Bermekken, Mordwinen und Raudischen Ostjaken

sprechen. Siehe Georgi's Beschreibung der Völker des Russischen Reichs.

8. Die tartarische Sprache wird in Europa von den Türken, und in Sibirien von den Barabitzen, Teleuten, Soieti, Jakuten, Abinzi, Birgaßen, Mati, Komkuten ꝛc. gesprochen.

9. Das Mogolische wird von vielen Völkern in der Tartarei gesprochen, wiewohl jedes seinen eignen Dialekt hat.

10. Das Tungusische ist eine Abstammung davon, und außer dem großen Strich Landes, den die Koni, Olemi, Subuji-Tungusen bewohnen, noch die Hofsprache in China.

11. Das Tibetanische wird in ganz Tibet und Hindostan, vom Indus bis zum Buramputer gesprochen.

12. Das Ostindische, Tamulische, Telugische, Malabarische und die Sanscritta-Sprache.

13. Das Malaische ist sehr ausgebreitet, fast auf allen Inseln des stillen Meeres.

14. Das Persische wird jetzt das Kurdische genannt, und ist von dem alten Persischen sehr abgewichen.

15. Das Chinesische, Japanische, Kambodjische.

16. Das Koptische ist, wie das Altpreußische, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgestorben, sagt Ludolph in comment. Aethiop. p. 443. Die noch vorhandenen 3000 Familien sprechen eine Sprache, die sich zur alten, wie die litthauische zur preußischen verhalten mag.

17. Vom Hebräischen ist ein Dialekt das Abyssinische.

18. Das Arabische ist am ausgebreitetsten.

19. Die Hottentottensprache zeichnet sich durch ein eignes Schnalzen aus, ist sonst ziemlich gebildet.

20. Eine Welt von Negersprache.

21. Nordamerikanische Sprachen, vorzüglich die der Tsippiväer.

22. Das Mexikanische ist sehr unterschieden vom

23. Peruanischen.

24. Ein Chaos von Sprachen in der Mitte von Südamerika.

25. Die Sprachen der Südseeinsulaner.

Die wenigsten dieser Sprachen sind schriftfest, die meisten schriftlos, und also nicht fixirt. Eine schriftlose an Schrift, wohl gar an eine andre zu binden, hat viele und große Schwierigkeiten, denn jede hat einige eigenthümliche Laute, welche sich mit den Buchstaben der andern schwer schreiben lassen. Dazu wechselt die Aussprache derer, denen man Worte abfragt, so sehr ab, daß sie fast in jedem Worte anders klingen. Ist vollends die schriftlose Sprache dem, der sie schreiben will, wenig oder gar nicht bekannt, wie dieß der Fall bei den Europäern in fremden Welttheilen ist, so sind Mißverständnisse aller Art unvermeidlich. Dann sieht man bald ganze Phrasen für einzelne Worte an, und spricht von langen Worten, und giebt Nationen ein Truthahnsgeschrei.

Die Sprachen sind entweder einsylbig, oder mehrsylbig; jene haben unbeugbare Worte. Es sind ihrer mehrere, nehmlich

1. Die Mandarinensprache in Sina, hat den Buchstaben r nicht, und leidet keine zwei Konsonanten hinter einander. Die Dialekte einzelner Provin-

zen sind verschieden, und haben fast durchgängig das r.

2. Das Tunkinesische, welches auch die Conchinchinesen reden, hat das r, und setzt mehrere Konsonanten zusammen.

3. Das Siamische. Außer dieser Volkssprache, bedienen sich noch die Gelehrten in Siam der Balischen Sprache, die im Königreich Baos einheimisch seyn soll.

4. Das Peguanische.

5. Die Bormanische oder Bomanische herrschend in Ava, Arrakam, Tipon, und Nepal, auch jetzt in Pegu.

6. Das Tiberanische, oder Tamgutsche.

Die Sprachen sind, roh oder gebildet, immer ein treuer Spiegel des Geistes der Nation, denn die physische und moralische Beschaffenheit einer Nation wirkt auf ihre Sprache, und diese hinwieder auf ihre Meinungen. Roher Völker Sprache ist, wie ihre Vorstellungen, arm, sinnlich ohne Abstraktion. Erhebt sich ein Volk zu abstrakten und intellektuellen Begriffen, so muß es dafür symbolische oder metaphorische Ausdrücke brauchen. Auch sind in den gebildetern Sprachen alle

Ausdrücke für Abstrakte, ursprünglich, etymologisch betrachtet ganz sinnlich, z. E. Tugend, Vorsehung, Recht, Vernunft, Begriff, Ueberlegung ꝛc.

D. Werth oder Vollkommenheit der Sprachen. Bei jeder Sprache sieht man

1. auf ihren Stoff durch Laute des Mundes, sofern sie Vorstellungen bezeichnen — λεξις —

2. auf ihre Form, ihren Bau, ihre Bewegungen, Fügungen, und Wendungen — γραμματικη —

3. auf ihren Kreis, den Umfang der Gegenden, wo, oder vielmehr die Bewohner, von denen sie gesprochen wird.

I. Die Vollkommenheit in Absicht auf den Stoff besteht

a) in Wortfülle, Wohllaut, und Reichthum, und der bestimmten Verschiedenheit der Wörter von Seiten des Lauts, — daß sie nicht nur hohe und tiefe Sylben haben, sondern auch lange und kurze, also das Prosodische. Der Deutsche durch seine immer wiederkehrenden Artikel, Hülfswörter und Pronomina verbalia, ingleichen, durch die gleichförmigen Endigungen der Infinitive, sagt

steht in diesem Stück, so wie viele neue Sprachen, tief unter der griechischen. In Absicht auf Sinn und Bedeutung besteht die Vollkommenheit

b) in Reichthum von Ausdrücken, so daß selbst Abstufungen und Schattirungen gehörig bezeichnet werden können, wobei vieles auf die Bildsamkeit der Sprache ankömmt;

c) In Menge von Partikeln, um alle, auch die feinsten, Beziehungen scharf angeben zu können; endlich

d) in der bestimmten Bedeutung der Wörter.

II. Vollkommenheit der Grammatik besteht

a) in genugsamen und kenntlichen Abänderungen der Stammwörter, um Verhältnisse ohne Partikeln leicht und deutlich auszudrücken —

b) in Beugung der Zeitwörter, um alle Zeitbestimmungen und Modos von Thun und Leiden kurz und treffend anzugeben. Die griechische ist hievon ein Muster. Daher ist sie auch zum periodischen Bau so tauglich, so leicht und wohlklingend, so kurz und kräftig, nächstdem das Lateinische. Eben weil die deut-

sche und vollends die französische und englische Sprache das nicht hat, ist sie an eine unabänderliche Stellung der Wörter gebunden. Bernoulli in der ars conjectandi beweiset, der Vers:

„Tot tibi sunt dotes, virgo, quot sidera coelo"

lasse sich 3312 mal so versetzen, daß er noch immer ein Hexameter bleibt, ob er gleich nicht immer Cäsur hat. Doch auch im Deutschen sind mehrfache Versetzungen der Worte möglich.

III. **In Absicht auf den Kreis**, mögte die arabische vielleicht alle übertreffen; in Europa die französische; sehr ausgebildet und ausgebreitet ist das Deutsche. **Die ungebildetn Sprachen haben kleine Kreise.** Der Sprachkreis hängt ab, von der Ausbreitung des Volkes durch Eroberung, Kolonisirung und Verkehr.

Nutzen der Glottologie.

1. Sie vermehrt die Kenntnisse von dem menschlichen Geiste, und zeigt uns die Gesetze, nach denen derselbe Vorstel-

lungen auffaßt und behandelt, zeichnet und ausdrückt. Natur und Charakter der Sprachen, iſt Natur und Charakter des menſchlichen Geiſtes; ſie iſt Abdruck des Verſtandes, der die Geſetze, nach denen er handeln muß, vielleicht nicht ahnen würde, wenn er ſie nicht in dem Spiegel der Sprache erblickte.

2. Die Kenntniß von mehrern Sprachen giebt Anlaß zur Berichtigung und Bereicherung unſerer Mutterſprache und Mundart, indem ſie gleichſam ein Ideal aufſtellt und unſern Vorſtellungen Vielſeitigkeit giebt; ſie berichtiget unſer Urtheil über ihre Vorzüge und Mängel; ſie verſchafft uns mehr Gewalt und liberaleren Gebrauch derſelben.

3. Sie dient als Hevriſtik — Erfindungskunſt — zu hiſtoriſchen Entdeckungen. Sofern die Uebereinſtimmung zweier Völker in Laut und Sinn — die Modifikationen der Ausſprache, und die Analogieen der Bedeutungen, mit in Anſchlag gebracht — von Wörtern, die auf eine unüberſehbare Art — mannigfaltig und verſchieden ſeyn könnten, klar iſt, ſo muß man, wenn ſie ſich aus natürlichen Urſachen nicht erklären läßt, auf poſitive

Ursachen, also auf Gemeinschaft schließen. Diese Gemeinschaft kann dreifach seyn:

a) des Stammes,

b) des Verkehrs und

c) der Mittheilung.

Zum Schluß auf die erste Art der Gemeinschaft berechtigt vornehmlich unzweifelhafte Uebereinstimmung im Bau, oder dem Grammatischen der Sprache, welche auch bei der zweiten Art der Gemeinschaft Statt finden muß. Diese letztere hat unter andern Gallicismen im Deutschen hervorgebracht.

Das Grammatische haftet sehr stark an, wie der Hang der Deutschen, in allen Sprachen Germanismen zu begehn, beweiset. Auf die dritte Art entsteht Gemeinschaft durch Reisende, Missionarien, Kaufleute, Schriftwechsel ꝛc. oder Empfang von fremden Sachen und Begriffen.

Die Frage, wie groß, und welcher Art die Sprachähnlichkeiten seyn müssen, um hier auf Verwandtschaft, dort auf Handelsverkehr, oder gelehrte und wissenschaftliche Verbindungen schließen zu lassen, ist schwer zu beantworten; die Logik des Wahrscheinlichen behält hier freies

Feld. Viele auffallende Aehnlichkeiten sind zufällig, und erlauben keinen Schluß, viele versteckte führen richtig. Die glottologischen Schlüsse haben aber:

1. bessern Grund, als die aus Aehnlichkeit der Sitten und Gebräuche. Dazu kommt,

2. daß sie weit über alle Nachrichten und Denkmähler der Geschichte hinausreichen. Denn es ist zum Erstaunen, wie lange sich eine Sprache erhält, nicht nur eine geschriebene, z. B. Hebräisch, sondern selbst ohne Schrift, wie bei dem gemeinen Volke der Neugriechen. Selbst wenn ein Volk sich mit andern vermischt, behält es nach Proportion seiner Zahl zum Ganzen einen Antheil an der gemischten Sprache.

Leibnitz in seiner Brevis designatio meditationum de originibus gentium, in Misc. Berol. zeigte zuerst den Weg, aus der Sprache der Völker auf ihren Ursprung zu schließen, und vermittelst dieser Erfindung sind schon folgende richtige Bemerkungen gemacht:

1. Die Zigeuner stammen aus Ostindien.

2. Die Ungarn haben mit dem Lappen einen, also finnischen, Ursprung.

3. Sprachvergleichungen haben gelehrt, daß die jetzigen Beherrscher von China eigentlich Tungusen sind.

4. Ständer führt in seiner lettischen Grammatik eine Erzählung an, von russischen Offizieren, daß die Bielgorodschen Tartaren am Bach Berezon, der in den Liman fällt, lettisch sprächen.

5. Die 13 Gemeinen, die um Verona und Vicenza deutsch sprechen, sind wohl nicht Cimbern von Marius Zeiten her; sie sprechen oberdeutsch.

6. Auch die Uhlanen in der Krim sprechen deutsch nach Busbeck und zwar niederteutsch. Ostgothen und Gruntunger, saßen an der Mündung der Donau, Westgothen und Theringer westwärts vor diesen; von den Hunnen gedrängt, erflehten sie vom Kaiser Valens einen Sitz in Thracien und Mösien, daher in jenen Gegenden noch viele Spuren von Deutschen sind. Um diese Zeit übersetzte Ulphilas — Wolf — die Bibel — ausgenommen die Bücher der Könige, in das sogenannte Mösogothische. Vieles davon ist verloren, der größte Theil der

Evangelisten aber ist in der silbernen Handschrift zu Upsala enthalten.

7. Die Sprachen der Inselbewohner, im stillen Meere stimmen mit den Malaischen bis auf die Sandwich- und Osterinsel überein.

8. Die Aringer um Krasnojar sprechen Bemanisch.

9. Die Sprache la basque oder Vascuenza in Biscaja, Guipuscoa und Alava im Spanischen, und im Französischen Navarra, und in den Provinzen Labour und Soule hat mit keiner andern Aehnlichkeit, als mit der Sprache der Amina auf der Goldküste. — Es ist die Sprache der alten Cantabrer. — Gascogne scheint den Namen von diesen Vasconiern zu haben, die anfänglich von der Südseite der Pyrenäen, in Spanien wohnten und sich im sechsten Jahrhunderte an die Nordseite von Frankreich zogen, sich den fränkischen Königen unterwerfen mußten, unter den Karolingern sich einen eignen Herzog wählten, und nachdem dessen Familie ausgestorben war, im eilften Jahrhunderte unter die Herzöge von Aquitanien kamen.

10. Hieronymus erwähnt, daß die

Galater so sprächen, wie die um Trier, d. i. wie die Deutschen.

11. Das Persische enthält viele deutsche Wörter, z. E. Choda — Gott, Pader — Vater — Mader, Dokhter, Berader ꝛc. Die Perser waren nämlich stark mit Parthern vermischt, und diese waren vielleicht Deutsche.

12. Shaw fand um Tunis blonde Menschen; er muthmaßte, sie möchten Abkömmlinge der Vandalen seyn, die im fünften Jahrhunderte bis hieher kamen.

13. Wie es auch damit sey, so wäre es doch artig zu wissen, was die Morlachen für eine Sprache hätten, von denen Büsching in seiner Geographie sagt: die in den Thälern von Chotar, und in den Ebenen von Scodra und Kain wohnen, sind fast alle blond mit blauen Augen, weitem Munde, platter Nase und sind höflich und gelehrig, hingegen die in den Gegenden von Duore und Vergoratz wohnen, haben braunes Haar, sind olivenfarbig, länglichten Gesichts, sonst gut gewachsen, und sind unbezähmt, kühn und raubbegierig.

14. Nach Long's See- und Landreise, (Hamb. 1791.) die vollständige Nachrichten

von Nordamerikanischen Sprachen liefert, wird das Tsippenwäische, welches mit dem Algonkinischen als Mundart übereinkömmt, überall von den Häuptern der Versammlung der Völker gesprochen, die westlich bis zum Missisipi, südlich bis zum Ohio und nördlich bis zum Hudsen wohnen, obgleich manche Völker auf diesem Landstriche in ihrem Umgange eine andre Sprache haben. Verwandt damit ist das Mohegomische und Schawanesische. Auch scheint wirklich die Sprache der Delawares in Pensilvanien, der Pennobscots an Neuschottland, und der Indianer zu St. Francis in Kanada von einer Muttersprache zu stammen. Von diesen weicht ganz ab die Sprache der Irokesen oder Mohawis, welche ausschließlich von 5 oder 6 Nationen Indianern gesprochen wird.

15. Die Koraliten in Labrador und die Grönländer, haben Eine Sprache, und damit stimmen viele Worte der Unalaschker.

16. Die Karaiben sprechen galibisch, und stammen also aus Terra firma her.

Sprachvergleichungen lehren uns auch die Wanderung der Begriffe, Geschicklich-

keiten oder Künſte. Jede Sprache iſt am reichſten in Ausdrücken für ſolche Dinge, womit ſie ſich am meiſten beſchäftigt; das Deutſche für den Bergbau und die Jagd; das Holländiſche für den Schiffsbau und die Schiffskunſt; das Franzöſiſche für die Kriegskunſt und das geſellige Leben; das Italieniſche für Muſik, Mahlerei und Baukunſt. Gemeiniglich hat ein Volk für dasjenige, was es von dem andern angenommen und gelernt hat, auch zugleich die Benennung dieſes andern Volkes behalten. Daher iſt die Sprache der Kanzel morgenländiſch, der Börſe Italieniſch, der Schiffswerfte holländiſch, des Paradeplatzes franzöſiſch, und der Gerichtshöfe römiſch. Die Polen haben für die mehrſten Handwerke deutſche Namen, auch ſind alle termini proprii beym Gewehr, beim Wagen bis auf den Hufnagel deutſch. Dennoch lernt bisweilen ein Volk vom andern eine Kunſt, oder erhält ein Naturprodukt ohne das fremde Wort aufzunehmen. So nennen die Ehſtländer das Schreiben Kirias ponema d. i. Zackenmachen, und die Sandwichsinſulaner, würden es wohl Kipperée d. i. Zeugmachen nennen.

Wir haben viele Benennungen von den Römern angenommen, und es sind gewiß Niederdeutsche gewesen, mit denen die Römer das meiste Verkehr hatten, denn ihre Worte haben die meiste Aehnlichkeit mit römischen.

Auch weiset uns die Sprache oft das Vaterland vieler Gewächse und Thiere an, indem ein Volk meist nur für einheimische Naturerzeugnisse eigne ursprüngliche Namen hat — Aprikosen, mala epirotica — kommen von Epirus, Kirschen, cerasi — von Cerasunt in Pontus; Kaffee ist ein arabisches Wort — Zucker soll vom indianischen Schaggri herkommen. — Nach Ferguson heißt im Bengalischen der Zucker Legga, auch Meserie — Indigo, der beste wird noch jetzt in Hindostan bereitet. Tabak von Tabago, einer Provinz in Yucatan, wo ihn die Spanier zuerst fanden. Aloe — die beste von Socotorah — ist vermuthlich ein arabisches Wort. Tulpen haben wir von den Türken, die diese Blume Tulipan nennen. Lein, linum, λινον, und Hanf, cannabis, κανναβις, von Tangur bis an die Wolga; Apfelsine, oder Pomesine, verräth das Vaterland des Gewächses in

China. — Ob Pomeranzen auch aus China sind? So viel ist gewiß, daß sie da auch wachsen. —

Doch muß man auch bemerken, daß der Name oft nur anzeige, von welchem Volke man eine Sache zuerst erhalten habe, ohne darum anzuzeigen, wo die Sache ursprünglich sey. Die Chinesländer nennen den Reis Saksama suurma d. i. sächsische Grütze; Alkali kommt nicht aus Arabien, sondern aus Spanien; das spanische Rohr kömmt aus Neu-Mexiko und Hindostan; der türkische Waitzen aus Amerika; — er mag im Deutschen, von den einem Turban ähnlich geformten Blättern, womit die Aehre umwachsen ist, seinen Namen haben; — Chinarinde kommt nicht aus China, sondern aus Peru, und heißt eigentlich Kinkina d. i. Rinde der Rinden. — Keine europäische Sprache, die slavische ausgenommen, hat ein Wort für Elephant; die alten Römer nannten ihn Luca bos, als sie ihn zuerst beim Pyrrhus in Lukanien sahen. Für Hund hat jede Sprache ein eignes Wort. Rennthiere und Elend scheinen original deutsch zu seyn; — nicht wohl englisch rein oder französisch

renne: Blumenbach schreibt Rehnthier. — Olen, heißt das Elend russisch.

Endlich führen manche Eigenheiten der Sprache auf den Charakter des Volkes. Wenn der Araber 500 Wörter für den Löwen, und 1000 für das Schwerd hat, wenn der Deutsche 39 Wörter für schlagen, und 30 für Trinken hat, wenn der Franzose allein, die Worte für Komplimente, Mode, Galanterie hergiebt, wenn der Deutsche soviel Titel und Curialien — eine Folge des Feudalsystems — hat, und in seinen Anreden soviel Unterschiede macht, wenn er eine edle und unedle Sprache hat, kurz wenn eine Sprache etwas hat, das in einer andern Sprache unübersehbar ist — wie die meisten jetzt genannten, sich weder ins Griechische noch Lateinische übersetzen lassen, — so giebt das Charakterzüge vom Volk ab, das die Sprache spricht.

Charakteristisch ist noch die Bemerkung, daß nur die neuern Sprachen die Wörter für gläubig, ungläubig, rechtgläubig, Ketzer, Zunft, Meister, Gesell, Lehrbursch ꝛc. haben. Auf Arabisch heißen die Rechtgläubigen

Moslemim, die Ungläubigen Guebres, Ketzer Schüters.

2. Von der Schrift.

Das Verlangen und Bedürfniß, sich nach Belieben gewisser Sachen erinnern zu können, veranlaßt den Naturmenschen zur Erfindung von allerlei Denkzeichen; die gemeinen Leute sogar, die nicht schreiben können, machen oft allerlei Zeichen mit Kreide. Prinz Libu — siehe Wilsons Reise — führte über die Merkwürdigkeiten der Reise eine Art Journal, das in allerlei verschiedentlich bezeichneten Stäbchen bestand, woran er von Zeit zu Zeit studirte, um sich die Erinnerung der Zeichen geläufig zu machen. Die Peruaner hatten und haben wohl noch — ihre Quipos, Bündel von Schnüren, von allen Farben mit mancherlei Knoten bezeichnet, woraus unter andern die Tempelannalen bestanden. Die Wilden in Nordamerika gebrauchen zu ähnlichem Zweck ihre Wampoos. Andere Völker haben andere Zeichen — man denke Dictatores clavi figendi causa! — welche Zeichen aber insgesammt wegen ihrer Einfachheit, entweder von höchst einge-

schränktem Gebrauch für andre, oder nur dem allein verständlich sind, der sie für sich macht und sie sich sorgfältig einprägt. Das Bedürfniß, sich Abwesenden mitzutheilen sowohl, als das Andenken von Dingen für die Nachkommen aufzubewahren, veranlaßten die Erfindung der Schrift und zwar:

A. der Bilderschrift, und dann

B. der Tonschrift.

A. Nichts ist natürlicher, als sichtbare Dinge durch Abzeichnung, und unsichtbare durch Symbole d. i. durch Bilder, welche irgend eine Art von Beziehung auf die unsichtbaren Dinge haben, auszudrücken. In dem historischen Portefeuille von 1787. 2ter Theil S. 33. ist ein hieroglyphischer Bericht, den ein Irokese von einem Feldzuge gegen die englischen Kolonien im Bündnisse mit Frankreich abgestattet hat, in Kupfer, wobey gesagt wird, daß die amerikanischen Wilden, wenn sie von einem Streifzuge zurückkommen, jedesmal dem kommandirenden General der Europäer, mit denen sie alliirt sind, Bericht davon in solch einer symbolischen Zeichnung abstatten. Dergleichen Bilderschriften sieht man in

Krafts Sitten der Wilden. Die Mexikanische in den Kupfern zu Robertsons Geschichte von Amerika, enthält schon abgekürztere Hieroglyphen als jene, im ägyptischen Geschmack.

Die zwei Stufen der Bilderschrift sind:

a) Ganze
1. Gemälde sichtbarer Dinge,
2. Symbole für unsichtbare Dinge.

b) Abgekürzte Zeichen der Bilder, durch bloße Linearfiguren, wie die chinesische Zeichenschrift.

Die erste Schrift sieht man noch bei den Wilden, und sie war vornehmlich bei den Aegyptern; die zweite ist bei den Chinesern und Japanesen noch im Gebrauch, desgleichen bey den Choräern und Tunquinesen. Aegyptische Hieroglyphen sind, gleich der Bilderschrift der Wilden, eine rohe Erfindung der frühen Welt und nichts weniger als schlau ersonnene Chiffern, worin die ägyptischen Priester tiefe Geheimnisse verhüllen wollten. Freilich, nachdem Alphabetschrift schon erfunden war, behielten die Priester noch Hieroglyphik, als ein altes Heiligthum bei, vielleicht auch als eine schulgerechte Methode,

thode, und so fanden es die Griechen, die bey ihrem Mangel an Länder- und Völkerkunde und Geschichte der Menschheit, sich einbildeten, Tonschrift sey dem Menschen natürlich, und Hieroglyphik müsse daher eine absichtlich ersonnene Art von Chiffern oder Geheimniß seyn. Wenn es richtig ist z. B. daß der bekannte Stein von Rosette in seiner Hieroglyphenschrift dasselbe, was die auf ihm befindliche Schrift, sagt, so kann man daraus sehen, daß nicht immer nur tiefsinnige Philosopheme durch Hieroglyphen bezeichnet wurden. Allein Araber — Erfinder der Chemie und Kreuzfahrer, mißdeuteten die Nachrichten der Alten von der Weisheit und den Künsten der Aegypter, Liebestränke, Gold und Tinkturen der Unsterblichkeit, woran in Asien so viel laborirt wird, zu machen und glaubten, die Rezepte zu dem allen seyen in den Hieroglyphen der Isischen Tafel und der Obelisken eingehüllt.

Nun haben wir endlich Hoffnung, den Sinn dieser Hieroglyphen zu entziffern, durch die Entdeckung des erwähnten Steins von Rosette, dessen Geschichte kürzlich folgende ist: „In einer

Sitzung des Nationalinstituts 1800 wurde gemeldet, d'Hautpoult habe beim Nachgraben in der Gegend von Rosette, einen Stein gefunden, von schönem schwarzem Granit, 36″ hoch, 28″ breit, und 9 bis 10″ dick. Eine polirte Seite hat 3 Inschriften, die von einander getrennt und parallel sind. Die oberste ist hieroglyphisch, und hat 14 Zeilen; die andere mit Buchstaben, die man für syrisch hält, die aber wohl koptisch sind, nimmt 32 Zeilen ein, und die dritte griechisch, besteht aus 54 Zeilen, und ist noch gut erhalten. In dieser heißt es, daß Ptolemäus Philopator alle Kanäle habe öffnen und reparirn lassen, und dazu sehr viele Arbeitern, große Summe, und 8 Jahr gebraucht habe, wofür die Priester ihm öffentlich Dank abstatteten.“ Ohne Zweifel ist die hieroglyphische Schrift gleichen Inhalts, und vielleicht läßt sie sich einst entziffern, so wie Barthelemy des palmirenische Alphabet, durch die, neben den palmirenisch-syrischen Inschriften stehenden griechischen enträthselt hat. Aber ob die Hieroglyphen von der Zeit der Ptolemäer auch mit denen der alten Zeit einerlei sind, ist noch die Frage.

Unter dem Arme einer Mumie fand man eine ziemlich starke Rolle von Hieroglyphen.

Ueber die Symbole, die die Aegypter wählten, findet sich einiges Licht in des Horus oder Horapollo Hieroglyphica. — Nach ihm bezeichnete das Auge Kenntniß; ein Zirkel die Ewigkeit; eine Fliege die Unverschämtheit; eine Ameise Weisheit; eine Viper die Undankbarkeit; der Löwe Muth; der Adler Sieg; der Storch Kindesliebe; der Aal Scheusal, weil ihn die Aegypter so wenig als die Juden speiseten; bisweilen zusammengesetzt, als eine Schlange mit einem Adlerskopf, bezeichnete Gottes Vorsehung; verschlungene Hände Eintracht; Pfeile gegen einander Krieg.

Die zweite Art, nämlich die chinesische Zeichenschrift, ist nichts als eine hieroglyphische Current- oder Abbreviaturschrift, und ihrem wesentlichen Charakter nach, da sie nicht Laute des Mundes, sondern Vorstellungen der Seele bezeichnet, mit den vorigen Arten ganz einerlei. Was Runen sind, ist nicht unklar, sie sind Ton- und Alphabetschrift.

Nachtheile aller Sachschrift.

1. Es ist nicht wohl möglich, die Verhältnisse und Beziehungen zwischen den Begriffen und Sachen, die man abbildet, bildlich auszudrücken. Man versuche die kleinste Geschichte, oder das kleinste Ratsonnement (z. B. animum rege, qui nisi paret imperat!) in Sachschrift verständlich darzulegen! Und doch besteht eben in den Beziehungen der Geist der Sprache, das eigentliche Denken, welches man gleich einsieht, wenn man sich vorstellt, daß in der Sprache das Dekliniren, Konjugiren, die Pronomina personalia, die Präpositionen und Konjunktionen wegfallen sollten.

2. Die überaus große Menge von Zeichen — es müssen ihrer mehr als Wörter seyn, weil oft ein Wort mehrere Ideen, hingegen jedes Zeichen nur eine Idee ausdrücken kann — macht eine Uebereinstimmung in diesen Zeichen sehr schwer; es entstehen also mehrere Schriftarten, die nicht so, wie die verschiedenen Hände in der Alphabetschrift, in welchen der Zeichen nur etliche zwanzig sind, sich durch sich selbst dechiffriren

lassen. Die Ungleichheit und Menge der Zeichen macht nun, daß die Menschen sich an der Erlernung derselben imbecill und stupid machen. Ein ganzes Leben gehört dazu, um lesen zu lernen, in China z. B., wo man 70,000 Charaktere rechnet — alles Wissen wird dadurch Gedächtnißwerk.

3. Die Sachschrift, da sie mit der Sprache in keiner Verbindung steht, trägt nichts zur Fixirung der Sprache bei, die nun sich selbst überlassen, nach der Analogie der Aussprache und Bedeutung, in unzählige, zuletzt ganz unkenntliche, Dialekte ausartet.

4. Noch schlimmer ist, daß die Sachschrift nie unter dem gemeinen Volke ein Kommunikationsmittel werden kann.

B. Ton- oder Alphabetschrift.

Sie ist Bezeichnung der Laute überhaupt, und artikulirter Laute, dergleichen der Mensch durch keine Maschine nachzuahmen im Stande ist. Die Zahl der möglichen Artikulationen überhaupt ist durch die Struktur der Sprachorgane begränzt; dann aber ist auch jede besondere Sprache, von vielen wohl möglichen, und in einer andern Sprache auch wohl wirklichen Arti-

tulationen befreit; nicht jede Sprache umfaßt alle der Natur der Sprachorgane nach wohl möglichen Artikulationen.

Vermuthlich fielen die handelnden Phönizier darauf, ihre Zahlen mit Zeichen zu schreiben, und nahmen diese Zeichen, als Sylbenschrift für die Laute an. Diese ist also wahrscheinlich zuerst erfunden. Aber ist das Hebräische auch Sylbenschrift? Heißt z. B. ב ba, be, bi, bo? Wenn ב alle diese Sylben bezeichnen kann, so bezeichnet es offenbar keine davon ausschließend, sondern blos den Buchstaben b allein. In Siam soll man noch Sylbenschrift schreiben.

Von der Tonschrift kennt man nicht den Erfinder, nicht das Volk, unter dem er lebte, nicht die Zeit der Erfindung. Auch davon sagt die Geschichte nichts, ob Sylbenschrift oder Buchstabenschrift vorhergegangen. Das erste Muster aller Sylbenschrift soll die Samskrdamische Inn, woron die Tibetanische, Mogolische, Siamische, Malaische Zweige sind. Von Alphabetschrift ist das älteste und einzige Muster die Phönizische. Griechenland erhielt die seinige von Kadmus d. h. von einem Morgenländer, der nur

16 Buchstaben dorthin gebracht haben soll. Eines der ältesten Muster griechischer Schriftart ist die Amyklätische Inschrift, die Abt Fourmont im Jahr 1728 zu Sklaerochori, dem alten Amyclae, entdeckte. Es waren eigentlich 40 uralte Steinschriften, worunter diese furchenweise — (βουστροφηδον) — geschriebene die älteste war. Sie besteht aus 2 Inschriften, die vielleicht nicht zusammengehören, und enthält nur Namen von Priesterinnen; sie ist ungefähr 1000 Jahr vor Christo gemacht. Eins der ältesten Monumente griechischer Schrift ist aber die Sigäische Inschrift, die in der Gegend von Teja entdeckt wurde, und von Chishull bekannt gemacht ist.

Die merkwürdigsten römischen Inschriften sind: Columna Duillii v. Chr. 494 gesetzt, und 1565 ausgegraben; die Inschrift auf L. Corn. Scipio Consul, gesetzt vor Chr. 495, ausgegraben 1615; Senatus Consultum de Bacchanalibus vom Jahr 566 vor Chr., bei Abruzzo entdeckt. Tafel von Bronze von 625 v. Chr. zu Rom, enthält ein Fragment eines Bündnisses zwischen den Römern und

Thermessenern in Pisidien in Kleinasien.

Materien zum Schreiben waren Holz, Stein, Muscheln, Ziegel, metallene Tafeln — Wachstafeln, Palmblätter, Baumrinden — βίβλος — Nilrohr und Thierhäute oder Pergament — zu Pergamum unter König Eumenes. — Eustathius schreibt ad Odyss. φ, p. 1319 lin. 41. ed. Rom., daß man zu seiner Zeit — im 12. Jahrhunderte — den Gebrauch des Nilpapiers aufgegeben habe. Es findet sich davon noch ein einziges Buch in der Abtei St. Germain des Près, und Diplome zu Wien und Korvey. Den Ursprung des Kottonpapieres setzt Montfaucon — Palaeographia p. 19. — in das 9. Jahrhundert. Die Griechen bedienten sich dessen häufig, und es kommen griechische Bücher auf Kottonpapier vom 13. und 14. Jahrhunderte häufig vor. Den Gebrauch des Leinenpapiers findet Montfaucon gedacht in einem Buche vom 12. Jahrhunderte. Nach dem nouveau traité de Diplomatique I. p. 522 seqq. giebt es keine gewisse Probe davon vor dem 14. Jahrhunderte. Die älteste bekannte Urkunde ist von 1339. — Die

erste Papiermühle war zu Basel im 16. Jahrhundert.

In den ersten Zeiten der Schriftenfindung wurde natürlich nur ein seltner Gebrauch davon gemacht. Nur bei Gesetzen, öffentlichen Verhandlungen und Tempel- oder andern Inschriften kam sie anfangs vor. Die Zahl der Buchstaben war nicht gleich vollständig, ihre Gestalt wurde erst allmählig ausgebildet, auch ihre Richtung erst nach und nach fixirt, indem man bald furchenweise von der Rechten zur Linken und dann wieder umgekehrt, bald columnenweise von oben nach unten schrieb, von welchen Arten einzelne bei verschiedenen Völkern erhalten sind, z. E. die Griechen behielten die Richtung von der Rechten zur Linken, die Hebräer von der Linken zur Rechten.

Die Vortheile der Tonschrift sind groß, und etwa folgende:

1. Sofern man dadurch alle Wörter ihrer Aussprache nach bezeichnet, so kann man alle, auch die intellectuellsten, Ideen von Beziehungen und Verhältnissen, kurz man kann alles das, und so, dem Auge durch Schrift verständlich machen, was

und wie es dem Ohr durch Sprache verständlich wird.

2. Die Schrift, da sie nur etwa aus 20 oder 30 Zeichen besteht, ist leicht gleichförmig zu erhalten, und läßt sich auch, wenn sie ungleichförmig geworden ist, ohne Schwierigkeiten anerkennen (Dechiffrirkunst der Tonschrift), läßt sich leicht lernen, leicht lehren, und wird dadurch ein faßliches Kommunikationsmittel auch für das gemeine Volk. — Sie ist eine göttlich schöne Erfindung, sie giebt dem Menschen gleichsam einen neuen Sinn, eine übernatürliche Kraft, auf Millionen Menschen durch Jahrhunderte und Welttheile hindurch zu wirken. Was wäre das Menschengeschlecht ohne Tonschrift! Keinen Homer, keinen Plato, kein Evangelium und kein Beckersches Hülfsbüchlein hätte es! —

3. Tonschrift fixirt die Sprache, indem nun die gebildetern Volksklassen (wenn einmal Schrift ganz gebräuchlich ist, denn sonst gehts wie in den Urkunden des medii aevi, wo die Schrift sich nach der Aussprache richtet), in der Aussprache sowohl als in der Bedeutung der Wörter sich nach den klassischen Autoren

richten. Oder wenn auch die Aussprache wechselt, so stellt sie doch durch Beibehaltung einer gleichförmigen und herkömmlichen Orthographie eine unveränderliche Norm auf. Man lasse dieselbe Geschichte, die ein Schweizer, ein Schwabe, ein Ostfriese, ein Lüneburger, ein Leipziger, ein Pommer auf einerlei Art schreiben würde, unmündlich erzählen, wie verschieden würde es klingen, sogar wenn sie sich bemühten, der Schriftform gemäß zu sprechen! wie verschieden vollends, wenn jeder so spräche wie sein Volk! Kein Zweifel daß das Englische und Französische nicht eben so gelesen worden, wie es jetzt noch geschrieben wird. Es fehlt weiter nichts, als daß die Deutschen, mit Beibehaltung ihrer jetzigen Orthographie, die weit sanftere und richtigere niedersächsische Sprachart annähmen, so würde sich die deutsche Orthographie, zur Aussprache, wie die französische und englische zur ihrigen verhalten.

Anmerkung.

Eine schriftlose Sprache durch Schrift einer fremden Sprache zu bändigen, ist sehr schwer, sogar wenn es Muttersprache

ist. Der Mönch Otfried, von dem noch eine Paraphrase über die Evangelien in altfränkischen Reimen in Schilteri thesaurus antiq. Tom. I. vorhanden ist, klagt über die unüberwindliche Schwierigkeit, die ungeheuern deutschen Laute durch lateinische Buchstaben auszudrücken. Noch schwerer ist es bei ganz fremden Sprachen; daher heißt es in Cooks Reisen, wenn 6 Engländer ein Wort der Südseeinsulaner aufschrieben, hätte jeder es anders buchstabirt. Es reicht kein Alphabet zu, alle Sprachen, oder alle Dialekte Einer Sprache bestimmt zu bezeichnen, und eben so wenig reicht es zu, in einer andern Sprache zu schreiben. — Wenn es heißt, verschiedene nordamerikanische Nationen können unser I, T, Gn, Ks nicht aussprechen; die Kalifornier nicht unser O, F, G, L, X, Z und S; die Brasilianer nicht unser J, L, S, Z; die Chinesen nicht unser A, B, D, O, R, X und Z: so braucht man nicht so weit zu gehn; unsere Oberländer — das Können bei Seite gesetzt — sprechen wirklich kein A, kein Oe, kein U, kein G; die Obersachsen kein G und kein D, kein P; die Schlesier kein Ei; die Franzosen

können nicht schreiben das deutsche: ich habe, die Deutschen nicht die französischen Wörter genie, compliment, grace schreiben oder sprechen; bei dem deutschen Worte „angefangen" und dergl. ist die letzte Sylbe nicht orthographisch darzustellen. — Die Alphabetschrift ist zwar nicht so schnellen und schlimmen, als die hieroglyphische, aber doch auch großen Revolutionen und Veränderungen ausgesetzt, indem die Grundschriftart eines Volks sich auch umzubilden, und in andre Züge überzugehen pflegt. Verschiedenheiten der Züge derselben Charaktere z. B. sind in der Türkei und Persien durch eine Art von Wohlstandsgesetz reguliert. — In der Türkei giebt es vier Schriftarten: Neskhi für wissenschaftliche Werke; diese wird in der Druckerei gebraucht, Tealik für poetische, Divani für die Firmans; Subas für Aufschriften, Devisen und öffentliche Anschläge. — So weiland die Frakturschrift im Kanzleistil. Die Araber haben fast für jeden Buchstaben 4 Figuren. Das Syrische hat 3 Schriftarten, die Mendäische, Nabathäische und Estrangelo. Die Runenschrift ist ordentliche Buchstabenschrift, und aus der ver-

stümmelten lateinischen oder griechischen entstanden. Nach Büttners Vergleichungstafeln der Schriftzüge verschiedner Völker ist alle Buchstabenschrift der bekannten Sprachen aus einer Quelle geflossen, z. B. deutsch ist Mönchslatein, wie Leichenschriften und Handschriften lateinischer Werke zeigen. Aus besseren Monumenten nahm man bald durch die Erfindung der Druckerei die jetzige schönere römische Schrift an, deren sich bald Italien, Portugal, Spanien, Frankreich, späterhin England, Holland, Polen, Schweden, Dänemark zu seinen Sprachen bedienten; nur wir Deutsche plagen uns noch, zumal in Currentschrift, mit der für Namen unpassenden Mönchsschrift.

Von Universalcharakteristik giebt es in Europa nur vier Proben,

1) an den musikalischen Zeichen,

2) an den mathematischen, nehmlich den Ziffern sowohl als den Operationszeichen,

3) an den chemischen oder pharmacevtischen,

4) ferner an den Kalenderzeichen.

Wer diese Zeichen einmal gefaßt hat, kann die Musikalien und Rechnungen aller europäischen Nationen verstehen, ohne

ihre Sprache zu kennen. Zur Ersparung der erstaunlich vielen Zeit und Mühe, welche die Erlernung der Sprachen kostet, und welche besser auf Sachen verwendet würde, wäre es also erwünscht, ähnliche Universalcharaktere als man für Musik und Mathematik hat, für alle andern Perceptionen und Ideen zu erfinden; und das wäre es, was der Bischof Wilkins in seinem essai towards a real Character and philosophical language (London 1668) und in der Folge Leibnitz bis an sein Ende suchte. Es läßt sich leicht zeigen, daß solche einfache Zeichen, als für die einfachen musikalischen und mathematischen Verhältnisse passen, sich für die andern Perceptionen und Ideen nicht finden lassen, und daß von der andern Seite solche komplicirte und dabei doch immer unverständliche Zeichen, als die Universalcharakteristik erfordern würde, gleich der chinesischen Hieroglyphik, dem vorgesetzten Falle gar nicht entsprechen würden.

Eine besondre, auf positiver Konvention beruhende Art von Schrift ist die Geheimschrift, oder Chiffre, und die Kunst sie zu lösen ist Dechiffrirkunst. Wer diese Schrift verstehn will, braucht dazu des

Schlüssels. Die Diplomatik und die Kabinette bedienen sich noch der Chiffern, und zwar verschiedener.

Neu erfunden ist die Telegraphie oder Fernschreibekunst, eine Art der Signalkunst, die schon sehr lange bekannt ist. Schon Polybius lib. X. (p. 611 Casaub. 1609) erzählt und beschreibt die Πυρσεια d. i. die Signalkunst durch Fackeln, und Vaillant sahe auch eine Signalkunst, bei den Huswannahs durch Feuer.

Natur der Schrift. 1. Doppelte Association zwischen Vorstellung und Aussprache, und zwischen Aussprache und Anblick der Schrift. — Taubstumme werden, wie Heinicke richtig gegen den Abt l'Epée bemerkt, niemals durch bloßes Ansehn oder Zeichnen von Schrift denken lernen, aber wohl durch das Aussprechen der Wörter und Reden, indem sich dann mit dem Actus des obgleich für sie unhörbaren Sprechens die Begriffe associiren.

2. Gewalt der Association da, wie Burke bemerkt, der Mensch wirklich das, was er spricht und lieset, verstehen, und gleichwohl die den Worten zugehöri-

gen

gen Ideen seiner Seele nicht vergegenwärtigt haben kann.

3. Association des Lesens, Sprechens und Denkens. Ungeübte können nicht anders als laut lesen, und finden, durch die Beschwerde des Lesens, das Verstehen selbst erschwert. Umgekehrt, man kann eine Sprache still lesend trefflich verstehen, ohne sie sprechen zu können. Alles wie man sich gewöhnt.

Nutzen der Schrift, vollends seit Erfindung der Druckerei:

1. Ausgebreitetere Kommunikation — Voltaire theilt sich 100000 Menschen auf einmal mit.

2. Aufbewahrung der Kenntnisse und davon abhängende Vermehrung derselben. Tradition ohne Schrift hilft nichts in historischen Dingen — daher fängt alle Geschichte erst mit Schriften an — noch weniger hilft sie in wissenschaftlichen Sachen, wo allenfalls, wie bei den Bramen, Regeln zur Berechnung der Eklipsen, die Resultate bleiben, aber die Gründe verloren gehn. Erst durch Schrift ist Gelehrsamkeit möglich, als eine Aufsammlung alles dessen, was die klügsten Köpfe aller Zeiten beobach-

tet und gedacht, erfahren und erfunden haben.

3. Beim Lesen kann man durch Absetzen und Wiederholen gemächlicher denken und untersuchen.

Lebendiger Vortrag hingegen ist:

1. faßlicher, durch Modulationen, Geberden und Mienen;

2. kräftiger durch eben jene sinnlichen Ausdrücke, und durch Sympathie; einem Grobheiten schreiben und sie ihm sagen, ist eben so zweierlei, als sie ihm deutsch oder lateinisch sagen;

3. erinnerlicher eben wegen seiner beiden erstgenannten Eigenschaften.

Soviel über allgemeine Philologie und ihren doppelten Gegenstand, Sprache und Schrift überhaupt. Die Methode muß rein kritisch seyn, so daß man, ohne sich an Behauptungen und Raisonnements zu kehren, die reinen Data, genetisch gewürdigt, vor sich nimmt, und selbst durch freie Kombinationen und Raisonnements Resultate sucht. Der Werth dieser Wissenschaft ist

1. negativ, uns vor glottologischen Schwärmereien und Thorheiten — wie des Court de Guebelin, des Rudbek und

Goropius und so vieler Etymologen, zu bewahren;

2. positiv, Bereicherung der Menschen- und Völkerkunde.

II. Besondere Philologie.

Der Zweck aller Sprachforschungen ist die Kenntniß der Sprachen und zwar bei allen, auch selbst bei schriftlosen Sprachen, in der Absicht, sie als Spiegel des Geistes und als Urkunde der Geschichte des Volks zu betrachten, bei einigen, besonders aber bei schriftfesten, entweder zu objektivem Zweck, um durch sie zu Sachkenntnissen in einzelnen Fächern des Wissens zu gelangen, oder auch der Konversation wegen, oder zu subjektivem, um an Geistesbildung dadurch zu gewinnen, oder auch zu beiden Zwecken.

Bei schriftfesten, sie seyen lebendig oder todt, können jene Absichten, sie als Geistesspiegel und als Nationalurkunde zu benutzen, auch eintreten, und zwar bei todten Sprachen, weil hier Stoff und Bau durch die Schrift begränzt ist, auf die durch die in ihnen verfaßten Schriften bestimmte Weise. Indessen findet doch

eigentlich beim Studium todter Sprachen kein andrer Zweck statt, als die Sprachen um der Schriften willen zu erlernen, und da möchten wohl schwerlich ohne besonderes, zumal Religionsinteresse jemals Menschen eine todte Sprache studiren!!

Aber obgleich todte Sprachen um der Schriften willen zu lernen sind, so ist es doch nothwendig, daß eine Klasse von Gelehrten umgekehrt die Schriften sammele, prüfe, studire, um der Sprache willen — weil sonst der erste Zweck nicht erreicht werden kann, — und dann die auf solche Weise aufgefaßte Sprachkunde wieder anwende zum Verstehen und zweckmäßigen Benutzen der Schriften. Auf gleiche Weise ist es bei lebenden Sprachen nöthig — nicht nur zum Besten der Heteroglotten, die sie erlernen, und die darin enthaltnen Schriften benutzen wollen, sondern auch zum Besten der eignen Schriftsteller, die sie rein und schön zum Gebrauch haben wollen — daß sie kritisch dem Stoff und Baue nach bearbeitet, und die Resultate der Untersuchungen in Schriften bekannt gemacht werden.

Dem zufolge haben wir also

1. Aeltere Philologie.

1. Biblische oder heilige, die das Centrum von einer weit umfassenden, nämlich der orientalischen Literatur ist.

2. Klassische Philologie in Beziehung auf die gelehrten Sprachen, die griechische und römische, und die in beiden verfaßten Schriften. Umfaßt wird sie von der weitschichtigern humanistischen Philologie, als welche zugleich alle zur Bildung des Geschmacks und Geistes dienſame Werke neuerer Zeiten in Beziehung auf die klassischen Muster mit einschließt. Wer die dahin gehörigen Kenntnisse besitzt, heißt ein Humanist.

II. Neuere Philologie ist Linguistik, Literatur und Kritik der Sprachen des Mittelalters zum Behuf der Geschichte, und der neuern Sprachen, zum Behuf der Kultur überhaupt. —

Der heiligen Philologie oder dem Religionsinteresse haben wir die klassische und alle Disciplinen zu danken, die man jetzt unter dem Namen Philologie zusammenfaßt. Denn die biblische Philologie bedarf der orientalischen, bedarf der griechischen und römischen Sprache, bedarf aller philologischen Kenntnisse und Wissenschaf-

ten, deren Studium demnach beim Entstehen der gelehrten Theologie mit aufleben mußte.

Offenbar kann Kenntniß der ausgestorbenen Sprachen nicht statt finden ohne Kenntniß der in denselben vorhandenen Schriften, ohne Berichtigung derselben im Ganzen oder Einzelnen, und ohne Erforschung der darin ausgedrückten Vorstellungen und Sachen, oder ohne Literatur, Kritik und Archäologie, welche daher mit der eigentlichen Sprachkunde, d. i. Kenntniß der Wörter, ihrer Formen und Verbindungsarten, die alte Philologie ausmachen. Alle vier wirken in einander. In dem Sinne als Erudition bildete sich Philologie zuerst am Hofe der Ptolemäer zu Alexandrien unter dem Namen Grammatik.

1. Literatur ist die Kenntniß der Schriften, nach ihrer Entstehung, kritischen Beschaffenheit, ihrem innern Werth, von Seiten des Inhalts, Vortrags, Geistes, ferner nach den Ausgaben und Hülfsmitteln zur Berichtigung und zum Verständnisse derselben, oder zum Emendiren und Interpretiren. Sie wird abgehandelt nach Zeiten — nach Völkern — nach

Wissenschaften, und dabei immer nach Autoren und deren Ideensphäre — daher Specialbenennungen, z. B. alte klassische römische Literatur der Geschichte, der Poesie u. s. w. Noch umfassender ist die Gelehrtengeschichte oder Literargeschichte, sofern man sich darunter denkt, die Geschichte der Entstehung der Künste und Wissenschaften, des Grades der Vollkommenheit, wozu sie gelangt sind, des Einflusses, den sie auf die Nationen, und durch welche Anstalten und Einrichtungen sie ihn gehabt haben, die Schriftsteller aus jeder Periode mit der Verfassung, in welcher jeder gelebt hat, die Schriften jedes Autors und die historischen Umstände davon. Der Philolog kann ihrer nicht entbehren, sie wird aber füglicher unter Geschichte ausführlich erklärt. —

Nicht alle alten Autoren sind aber klassische, sondern nur diejenigen, welche als Muster den höchsten Grad eigenthümlicher wissenschaftlicher oder ästhetischer Bildung der beiden klassischen Völker des Alterthums bezeichnen. Die Benennung ist von der ersten der sechs Klassen des römischen Volks hergenommen, deren Mitglieder bekanntlich classici hießen, die übri-

gen waren infra classem. — Nach Verschiedenheit der Absicht beim Studio wird das Studium selbst verschieden seyn. Der Humanist dringt in alles tiefer, und umfaßt das ganze Gebiet der alten Literatur, nicht allein die klassischen Schriften.

2. Kritik ist die durch reife Erfahrung, viele Kenntnisse und großen Witz oder Kombinationsgabe erlangte Kunst, Werke zu beurtheilen, in Absicht auf Aechtheit, Wahrheit und Schönheit.

Wir können daher unterscheiden philologische, historische oder Real- und ästhetische Kritik. Alle drei fließen auf einander ein, aber man kann sie doch in der Abstraktion unterscheiden.

Die Kritik prüfet also zuerst die Aechtheit, sowohl ganzer Schriften, als einzelner Worte und Stellen darin. In wiefern sie sich mit jenen beschäftigt, heißt sie höhere, in wiefern sie nur diese zum Gegenstande hat, niedere oder Wortkritik. Der Philolog, welcher die Kritik erster Art übt, fragt: Was habe ich für Beweise, daß das, was ich da lese oder betrachte — der Psalm, das Kapitel im Jesaias, die Iliade, die Rede pro M. Marcello, die Münze, das Bauwerk — in

der angenommenen Meinung, es rühre von dem und dem Urheber her, auch wirklich von ihm herkomme? Daß ich alles, was ich lese oder sehe, noch vollkommen so vor mir habe, wie der Urheber es machte? Die Beantwortung dieser Fragen ist der Gegenstand der philologischen Kritik, und man abstrahirt hier von Wahrheit oder Lüge, Schönheit oder Häßlichkeit des Inhalts oder der Sache.

Diese Kritik wurde schon früh durch **Verfälschungen der Schriften und Werke des Alterthums herbeigeführt.** Schon zu Herodots Zeiten wurde Onomakritus beschuldigt, seine eignen Machwerke für alter berühmter Männer Arbeit ausgegeben zu haben; ihm schreibt man die Orphica, die wir noch haben, zu. Späterhin, da es ein wichtiges Gewerbe wurde, mit Codicibus zu handeln, schmückten Autoren, die selbst unter ihrem eignen Namen ihre Schriften los zu werden sich nicht getrauten, diese ihre Schriften mit berühmten Namen, und brachten sie so in Umlauf, welches bei dem damaligen Mangel an gelehrten Zeitungen ꝛc. um so leichter anging. Die zweite Epoche der allerstärksten Unterschiebungen und Verfälschungen

war die Zeit des Kampfs und Triumphs der christlichen Religion über die heidnische und der Ketzerpartheien unter einander. Aus den sybillinischen Büchern, die wir noch jetzt haben, sagt Gesner, sind kaum 30 Verse ächt; die Stelle von Christo im Josephus ist wohl falsch; und so giebt es unächte Evangelien, untergeschobne Stellen in den ächten, und eine Menge falscher Urkunden, auf welche die wichtigsten Behauptungen und Anmaßungen sich stützten, z. B. die Dekretalen des falschen Isidors, die angebliche Schenkungsurkunde des Patrimonii Petri von Konstantin u. dgl. Die dritte Periode war die Zeit der Erfindung der Druckerei, da sich unter andern der Dominikanermönch Annius von Viterbo durch seinen Berosus, Manetho ꝛc. als Verfälscher zeigte.

Dagegen erfand ebenfalls schon früh das herrliche Volk der Griechen — und sie allein — Kritik, welche Wissenschaft indessen unter allen am spätesten reift. — Muster alter Kritik sind unter andern Galenus kühne Kommentarien darüber, ob die Bücher des Hippokrates von demselben wären. — In neuerer Zeit lebte sie auf nach der Reformation, in einem

großen Wetteifer, die Falsifikation, worauf die Hierarchie sich gründete, zu offenbaren. Und seitdem ist sie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gestiegen.

Um die Kritik glücklich zu üben, muß man eine vertraute Bekanntschaft mit den Handschriften von alten Autoren sich erwerben, die Formen der Buchstaben, die Schreibmanier, sowohl in Büchern als auf Münzen und steinernen Monumenten, und die Arten von Schreibmaterialien, nach ihren verschiedenen Perioden genau zu unterscheiden wissen, weil daraus sich das Alter, mithin auch die Auctorität eines Codex bestimmen läßt. Die ältesten Codices sind mit Unzialbuchstaben ohne Distinktionszeichen und selbst ohne Wortabtheilung geschrieben, z. B. die florentinischen Pandekten und der Terenz. Von der Zeit vor Christi Geburt haben wir keinen Codex, wegen der Barbaren, und weil Gregorius Magnus sehr viele Autoren verbrennen ließ. Der älteste von allen noch vorhandenen Codicibus soll syn der Codex Bibl. Vaticanae No. 3226. Von einzelnen Autoren muß man die Genealogie der Handschriften, so wie der Ausgaben, oder eine Geschichte des Textes

ableiten, darin anfangen so viel möglich von seiner ursprünglichen Gestalt, in wie weit diese aus Zeit- und Lokalumständen, aus Stellen anderer Alten, und aus Excerpten, die sich in ihnen finden, auszumitteln ist.

Außer dem Gebrauch der Handschriften gründet sich die Kritik weniger auf Regeln, als auf ein sogenanntes kritisches Gefühl, das doch auch täuschend und unüberzeugend ist, daher so viele kritische Räthsel und unausgemachte Probleme. Ihre Regeln entlehnt sie aus dem Bau und der Beschaffenheit der Sprache — daher soll Esra die Bücher Moses nicht gemacht, daher soll Moses den Hiob gemacht haben — aus dem eigenthümlichen Charakter der Sprache, in der Zeit und an dem Ort, wo das Buch soll geschrieben seyn; aus der Natur des Gegenstandes, den der Schriftsteller bearbeitete, dem Zwecke, den er hatte, der Manier, die ihm eigen ist.

Einige Regeln der Wortkritik sind folgende:

1. Man halte das Ausgesuchteste für das Richtigste; oft wird der Autor dadurch verschönert, wie Horaz durch Bentley.

2. Man muß bedenken, daß auch die alten Autoren Fehler hatten, und daß es mißlich ist, auf die Art, wie Ernesti den Cicero nach der Theorie der Consecutio temporum, zu emendiren, da die ganze Theorie ihre Richtigkeit erst an Cicero — und der Vernunft freilich auch beweisen muß.

3. So wenig als möglich weiche man vom Codex ab.

Anmerk. 1. Es können Schriften unächt seyn, wenn sich gleich im Styl und in den Sachen keine Spur von Falschheit zeigt. Der ganze habitus z. B. macht Cebes Gemälde verdächtig, daß es Werk eines Sophisten ist.

2. Es können Schriften voller Zeichen von Unächtheit seyn, und der Stamm der Schrift ist doch ächt, z. E. manche Hymne des Orpheus, Ossians Lieder.

Ferner prüft die Kritik die Wahrheit des in den Schriften Enthaltenen. Sie ist in sofern Sachkritik, und die historische Kritik ist ein Zweig von ihr. Diese untersucht streitige Fragen, wie z. B. folgende:

Ist das wahr, was Livius in der römischen Geschichte der ersten 500 Jahre

erzählt? — Tacitus sagt vom Vespasian, er habe durch Berührung Blinde geheilt. — Herodots Erzählungen von den smaragdenen Säulen zu Tyrus, von der Umseeglung des Kap und dem Flusse Niger. — Archimedes Brennspiegel. — Thales Sonnenfinsterniß. — Plinius Anekdote vom Löwen und von andern Thieren. — Von historischer Kritik aber wird im Folgenden ausführlich die Rede seyn, die, so wie die chemische Wasserprobe, ein Aufgebot aller chemischen, ein Aufgebot aller Kenntnisse erfordert. —

Die Sachkritik mathematischer, physikalischer, geographischer, naturhistorischer und auch spekulativer Behauptungen läßt sich fast befriedigend vollenden. Von Sitten, Einrichtungen, Lebensweise, Belustigungen, Kunstprodukten und Handlungsgeschicklichkeiten ist's schwerer.

Zur Sachkritik könnte man noch rechnen die Beurtheilung, in wieferne Philosopheme wahr, Beobachtungen richtig, praktische Regeln z. E. in den scriptoribus rei rusticae bewährt seyen.

Der dritte Gegenstand der Kritik ist der ästhetische Werth der Schriften und Werke des Alterthums. In wiefern

sie diese beurtheilt, ist sie ästhetische Kritik. Das unerlaßliche Erforderniß zur Ausübung derselben ist ein kräftiger und gesunder, mit feinem Gefühl verbundener, durch Uebung geschärfter, durch Vergleichungen vervollkommneter, und von allen Vorurtheilen geläuterter Sinn.

Theorie des Schönen und Vollkommenen bildet sich aus den Mustern, und dient wieder umgekehrt, das Urtheil über die Muster sowohl als andre Werke zu leiten — oder wenigstens die Data zum Urtheil richtig aufzufassen.

3. **Archäologie oder Studium des Alterthums.** Die Alten schrieben für ihre Zeitgenossen und ihre Landsleute, schrieben also in der ihnen eignen Ideensphäre. Um z. E. den Moses ganz zu verstehen oder bei Lesung desselben völlig das zu denken, was sie dachten, und es so zu denken, wie sie es dachten, muß man den ganzen Geist und alle Umstände der Zeit jedes Schriftstellers kennen. Die aus zerstreuten Winken zusammengehoben, durch Vergleichung unter einander sowohl als mit der unveränderlichen Natur der Menschen und Dinge berichtigten, Noti-

zen von dem gesammten Zustande der alten Völker bilden

a. die philologische Archäologie. Sie studirt das Alterthum zum Zweck der Sprachkunde und des Verstehens der Autoren, und der vollständigen und wahrhaften Erklärung derselben. Ihre Quellen sind:

1. Die Natur in Hinsicht auf Klima, Boden, Thiere, Pflanzen mit Parallelismus desjenigen, was noch Völkerkunde von Menschen in ähnlichen Klimaten zeigt;

2. die Denkmähler, als: Schriften, Kunstsachen, Statuen, Münzen, Gebäude, Mahlerei, Inschriften, Urkunden ꝛc.

Ihr Inhalt ist:

1. Geschichte des Volks und des Landes.

2. Geographie, Chorographie — Naturgeschichte — nach mehrern Epochen, oder besser nach verschiedenen Schriftstellern.

3. Alterthümer.

a. Antiquitas rerum publicarum.

a. Innere Verhältnisse, Staatsverfassung, Klassen der Staatsbürger und Men-

Menschen im Staate nach Rechten — Theil an der höchsten Gewalt, Organisation, Gesetzgebung.

1) Zur Sicherheit.

aa. Militair - Organisirung, Gemeine, Offiziere, Infanterie, Kavallerie, Waffen, Zeichen, Angriff, Vertheidigung, Taktik, Belohnung, Retrutirung, Disciplin zu Wasser, zu Lande, Schiffbau, Flotte, —

bb. Justiz, Civil- und Criminalgesetze, Rechtspflege, Justizbeamten, wechselnd oder bleibend —

cc. Polizey — Gefängnisse und Korrektionsanstalten, Armenwesen, Medizinalpolizei, Anstalten gegen Thiere, gegen Naturschäden ꝛc. —

2) Zum Wohlstande,

aa. zum Vermögen — Wege, Kanäle, Brücken, —

bb. zur Geistesbildung — Religionsmeinungen, Mythologie und Ritus, Götter mit ihren Legenden, Verehrungsarten, nach Oertern als Tempel; nach Zeiten als Feste, Kalender; Andachtsübungen, als Opfer, Lustriren, Tanzen, Theater- und Nationalspiele, wie die olympischen, kirchliches Wesen, Priester, Ordens-

geistliche ꝛc. Schulen, Lehranstalten und Aufklärungssachen; vornehmlich Anstalten zur Bildung des Geschmacks; Geschichte der Kunst, Denkmähler und deren Werke. — Die Kenntniß von den letztern nennt man vorzugsweise Archäologie. —

β. Aeußere Verhältnisse. Völkerrecht und Staatskunde.

b. Antiquitas rerum privatarum — häusliche Gesellschaft in Hinsicht

1) des Verhältnisses der Personen unter einander — Mann, Frau, Kinder, Dienstleute, Ehen, Erziehung, Ansiedelung, Gesetze, Gebräuche bei Geburt, Heirath, Tod und Begräbniß. —

2) Wirthschaftsgeschäfte oder Auskommen — Handthierungen, Land- und Gartenbau, Kunstgewerbe,

aa. Betreibungsart, Operationen und Werkzeuge;

bb. Stoffe und Materien;

cc. fertige Werke. —

3) Ergötzungen und Vergnügungen.

4) Geistesbildung:

aa. literarische Kultur;

bb. religiöse Kultur.

Dieses alles nun muß kritisch berich-

tigt dargestellt werden, wie es verschieden war an einerlei Ort, nach verschiedenen Zeiten, und an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit.

b. **Pragmatische Archäologie.** Da ist der Zweck umgekehrt, man studirt das Alterthum, theils um Kenntnisse von Menschen und Dingen zu erlangen, und vom Alterthum für die neuern Zeiten zu lernen, theils zur Bildung des Geschmacks. — Zu diesem Behuf sind Vergleichungen des Neuen mit dem Alten, Theorieen und reine Urtheile nöthig. — In drei Punkten vornehmlich verdient das Alterthum pragmatisch studirt zu werden:

1) in Hinsicht auf Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizeianordnungen, Finanz- und Kriegseinrichtungen, über welche schon viele vortreffliche Untersuchungen angestellt sind;

2) in Hinsicht auf Technologie und Gewerbe, wo noch sehr vieles zu thun ist; und

3) in Hinsicht auf schöne Kunst. Auch aus dem Privatleben der alten Völker können noch manche Punkte, z. B. die Erziehungskunst, lehrreich für uns bearbeitet werden.

Allgemeine Anmerkung.

Durch solche Ansichten wird das Studium des Alterthums veredelt, indem man aus dem Wust von Kleinigkeiten und deren Notizen, das Lehrreiche, Nützliche, Kuriöse aushebt, und nicht blos in Hinsicht auf die alten Schriften, sondern in Hinsicht auf Sachen und Menschen, studirt. — So hat sich unter andern das Studium der Antike zu einem schönen eignen Zweige der Archäologie erhoben, indem man jetzt die Denkmähler der Kunst, zum Behuf des Geschmacks und der Kunst studirt — seit Winkelmann — statt daß die Holländer sie sonst blos als Antiquität studirten.

4. Sprachkunde, zu deren Behuf der Philolog Literatur, Kritik und Archäologie braucht; so wie umgekehrt wieder die für sich als Zweck ausgearbeitete Sprachkunde zum Behuf jener Disciplinen dient. Diese Sprachkunde erfordert zuerst, daß der Stoff der Sprache, d. h. alle Ausdrücke nach Laut und Sinn und grammatischer Natur richtig aufgesammelt werde in ein Lexikon. Grundregel der Lexikographie, sowohl lebender als todter Sprachen ist, daß ein Wör-

terbuch vollständig sey, mithin alle Ausdrücke enthalte, und zwar richtig, nach Laut, Sinn und Natur. Also:

1. Es muß die Bedeutungen alle richtig angeben — erst den sensus proprius, dann die Nebenbedeutungen und figürlichen, auch von Wörtern, die sich in der andern Sprache nicht wieder wörtlich übersetzen lassen — und deren giebt es viele in jeder Sprache — den Sinn richtig entwickeln und durch Beispiele deutlich machen.

2. Es muß die Synonymik gehörig berücksichtigen, und sinnverwandte Wörter genau von einander unterscheiden.

3. Die Würde jedes Worts muß es bestimmen, ob es edel oder unedel, poetisch oder nur in Prosa gebräuchlich, ob es neugemacht oder veraltet sey.

4. Die Kunstwörter, wohin auch die verba propria gehören, bei der Jagd, Handwerken ꝛc. müssen in ihm nicht fehlen, und jeder technische oder besondre Gebrauch irgend eines andern Worts sorgfältig angemerkt seyn.

5. Es müssen die Idiotismen und Idiome nicht übergangen seyn. Idiome sind aber besondre, einer gewissen Sprache

ganz eigne Redensarten. Idiotismen sind Ausdrücke, die blos in gewissen Provinzen, aber nur vom gemeinen Volke gebraucht werden, oder genau genommen

a) Provinzialausdrücke, die vom Schriftdialekt verschieden sind;

b) Ausdrücke, die dem Sinne nach ganz etwas anderes bedeuten, als den Worten nach, z. B. Singt euch um die Ewigkeit.

6. Die Konstruktionsweise jedes Worts muß angegeben seyn.

Quellen der Lexikographie sind: bei todten Sprachen und bei lebenden Sprachen Schriften und der Redegebrauch. Etymologie hilft wenig, wegen der am Faden der Analogie des Lauts und Sinnes oft bis zur Unkenntlichkeit gehenden Veränderung. Doch ist sie nicht zu vernachlässigen. Alle obengedachten sechs Punkte müssen aus diesen Quellen erwiesen oder beglaubigt werden.

Ein vollkommnes Wörterbuch hat einen hohen Werth. Es ist ein Schatz, worin einer Nation viel gelegen ist; an einem vollkommnen Wörterbuche todter gelehrter Sprachen aber ist der ganzen kultivirten Welt gelegen. Es erfordert

aber auch Einsichten in alle Arten von Wissenschaften, Kenntniß von allen Gewerben, Künsten, Sitten, Einrichtungen, nächstdem große Belesenheit, endlich philosophischen Scharfsinn. —

Besondre Arten von Wörterbüchern sind:

1. Onomastica, worin die Wörter nach Hauptbegriffen geordnet sind.

2. Etymologica, welche die Stammwörter enthalten.

3. Idiotica, welche nur die Idiotismen verzeichnen.

4. Glossaria, zum Verständniß von Schriften und Urkunden gewisser Zeitalter, z. g. des Mittelalters, oder einzelner Autoren; —

Das zweite Fundament der Sprachkunde ist die Grammatik. Diese handelt vom Bau der Sprachen. Die größten Männer des Alterthums beschäftigten sich mit ihr, von der man sagen kann: Non tam praeclarum scire, quam turpe nescire. — Nach den griechischen Grammatiken — seine Erfindung! — sind die Grammatiken aller andern Sprachen gemodelt.

Die Grammatik enthält:

A. Partes orationis, oder die verschiedenen Arten von Wörtern; sie drücken aus

I. Dinge, propria, appellativa, abstracta, oder Pronomina, welche letztere die Substanzen nicht geradezu, sondern in Beziehung auf Gegenwart oder Abwesenheit oder andere äußere Relationen anzeigen. Dahin gehören die Untersuchungen über das genus der Wörter, worin sich die tiefste Logik offenbart.

II. Attributa, welche anzeigen das, was wir von den Dingen sagen, und zwar:

a. Adjectiva, welche den Dingen anhaftende Eigenschaften anzeigen.

b. Participia sind Adjectiva mit Zeit verbunden.

c. Verba drücken aus

1. Aeußerungen des Redenden, als: behaupten, befehlen, wünschen, entweder bestimmt oder sub hypothesi, welches der Konjunktiv ausdrückt;

2. Handlung;

3. Person;

4. Existenz;

5. Zeit.

Adverbium ist Bestimmung des Verbi.

III. Die Beziehungen und Verhältnisse werden theils

a) durch Flexionen, theils

b) durch Präpositionen ausgedrückt.

Die Konjunktionen aber drücken die Beziehungen zwischen Sätzen aus.

B. Flexionem nominum et verborum — declinationes et conjugationes — numeros, genera et casus. Hier wird bestimmt, was die Casus alles ausdrücken, z. B. der Genitivus.

C. Compositio, Syntaxis, wo gezeigt wird, in wiefern die Wortverbindung einer Sprache auf die allgemeinen logischen Regeln gegründet ist, und in wiefern sie von ihr abweicht.

Hauptmomente der Vergleichung der griechischen und römischen Sprache mit den meisten neuern europäischen, in grammatischer Hinsicht.

1. Die höchst abgezognen und feinen Verhältnißbegriffe, die durch die Casus ausgedrückt wurden, sind jetzt durch besondre Wörterchen bezeichnet. Die Menschen fingen mit Deklinirn an; als sie damit nicht auslangten, erfanden sie Präpositionen dazu. Nun fanden es die

Barbaren leichter, Präpositionen zu brauchen, als Deklinationen, leichter di Roma, á Roma, als Romae, Romam, Roma zu sagen.

2. Das Adjectivum, das im Englischen unveränderlich und im Deutschen doppelt, konkrescirt oder absolut ist (als: das Reich ist groß und das große Reich,) wird im Lateinischen und Griechischen als verbunden mit dem Nomen bestimmt deklinirt. Nicht so in einigen neuern Sprachen.

3. Die Griechen hatten beim Verbo mehr als 3 tempora, 4 modos — außer dem Infinitiv, der eigentlich eine bloße Idee, und daher als nomen brauchbar ist — 3 voces, nämlich Activum, Passivum und Medium. Daher kann der Lateiner und Grieche in einem Worte so viel ausdrücken, z. E. in dem Worte amavissem liegt 1. die Person: ich; 2. die Handlung; 3. Bejahung; 4. vergangene Zeit; 5. Bedingung.

Dagegen neuere Sprachen haben wenige Endigungen, wenig tempora. Personalworte und Hülfsverba dienen ihnen, alles auszudrücken durch Zusammensetzung, z. E. in avesti amato, in aurois aimé,

thou wouldst have lored. Sie haben kein eigenthümliches Passivum durch Flexion, sondern ihr Passivum wird durchs Participium und die Hülfswörter gebildet.

4. Präpositionen und Konjunktionen, die das Fundament alles Raisonnements ausmachen, das in Verbindung der Gedanken besteht, haben die Griechen überaus viele, neuere Sprachen weniger.

Nachtheile der neuern Sprachen:

1. Sie haben einen lästigen Ueberfluß an kleinen Wörtchen, die immer wiederkommen, und die Sprache langweilig und kraftlos machen; eben das geschieht durch die vielen Hülfszeitwörter. Die Stärke des Ausdrucks beruht auf Kürze.

2. Der Wohlklang geht verloren durch den Mangel an Verschiedenheit der Terminationen.

3. Die Stellung der Worte ist sehr begränzt, weil die Beziehung derselben nicht durch Endungen bestimmt ausgedrückt ist. — Die Wortstellung im Französischen ist sehr mechanisch, und das Englische erlaubt fast gar keinen Periodenbau.

Grammatik erfordert tiefe Bekanntschaft mit den Sprachen durch Lektüre und Umgang, — feinen Beobachtungsgeist in Wahrnehmung des Eigenthümlichen, großen Scharfsinn in Festsetzung und Bestimmung der Regeln und in ihren Ausnahmen. Die Richtigkeit aller grammatischen Behauptungen und Lehren muß bewiesen werden durch Belege aus dem Sprachgebrauch, durch Analogie, Etymologie und Euphonie.

Noch kann man zur Philologie rechnen, die mit Literatur, Kritik, Archäologie und Sprachkunde ausgerüstete Kunst, den Sinn eines Schriftstellers richtig zu fassen, und deutlich zu erklären, d. i. die Auslege- oder Interpretationskunst, Hermeneutik. Sie macht aufmerksam auf die Schwierigkeiten, die das Verstehen hindern, und zeigt die sicherste und leichteste Methode, sie zu heben. Sie wird modifizirt nach Verschiedenheit des zu erklärenden Autors, oder Objekts. Ihr Zweck ist, alles zu denken, was, und so zu denken, wie, es der Autor gedacht hat. Grundsätze der Hermeneutik sind:

1. Verschiedene Sprachen entsprechen sich einander nicht in allen einzelnen Ausdrücken und deren Bedeutungen genau. Daher sey man nicht ängstlich, alles wörtlich zu übersetzen.

2. Man rechne nicht für Emphase, was blos Phrase ist, z. B. die Ausdrücke: des Todes sterben, geschrieben ins Herz, und ähnliche.

3. Die Bedeutung dunkler und vieldeutiger Ausdrücke — casus, fortuna, fatum, honestum, religio, sapiens, suche man nach der Verbindung, worin sie an jeder Stelle stehn, genau zu bestimmen.

4. Man unterscheide Sektensprache.

5. Man unterscheide figurirten Styl.

6. Man muß nicht verlangen, aus einem Autor deutliche Begriffe, bündige Raisonnements zu entwickeln, die er selbst nicht hatte, wie aus dem Aeschylus und dem Propheten Hesekiel. Man lernt diese Interpretationskunst am besten aus guten Ausgaben, aus den Vorlesungen guter Lehrer und durch eigne Uebung.

Specielle Uebersicht der Sprachen.

I. Orientalische Philologie.

Das Hebräische ist unentbehrlich für Theologie und wichtig für Geschichtsforschung und Sprachphilosophie, obgleich die von Bochart in seinem Phaleg und Canaan angefangene und von Fourmont in den Réflexions sur l'origine, l'histoire et la succession des anciens peuples, weiter getriebene Behauptung, und Bemühung, in den Namen von Völkern, Gegenden, Städten, Oertern noch Spuren des Hebräischen, und mithin Beweise ihrer Abstammung zu finden, fruchtlos ist, weil theils auf Etymologie gar nicht zu bauen ist, theils ähnliche Laute sich in allen Sprachen auffinden lassen, ohne das Mindeste für Gemeinschaft zu beweisen. Die Sprache ist gewiß original, und ob es die älteste Sprache ist, ist keine Frage. Sie ist höchst arm, hat nicht über 500 Wurzelwörter, und faßt daher unter einem Ausdruck erstaunlich viel, und oft ganz entgegengesetzte Bedeutungen zusammen. Sie hat fast gar keine Partikeln, sehr viele Konjugationen, und flektirt vermittelst der Präfixen und Suf

siren. Ihre Literatur ist ganz in der Bibel alten Testaments enthalten. Kritisch ist unendlich viel über die Sprache sowohl als die Archäologie des jüdischen Volks gearbeitet.

Die Sprachkunde selbst hat große Schwierigkeiten, auch nur den Sinn der Worte zu verstehn. Denn die Lexica beruhen auf bloßen Traditionen; die Rabbinen sind unwissend und sehr jung, und die Uebersetzungen, sowohl die Septuaginta, als andre, irren oft. Doch muß man alle diese Hülfsmittel benutzen. Das Beste aber ist Kenntniß der mit dem Hebräischen zusammenhängenden Mundarten, und die Benutzung der darin vorhandenen Uebersetzungen, als

1. Des Arabischen, einer sehr sinnlichen und lebhaften Sprache, welche besonders seit Schultens für das Studium des Hebräischen benutzt worden ist, obgleich man das Etymologisiren aus ihr auch übertrieben hat.

2. Des Syrischen.

3. Des Samaritanischen, welches mehr in Buchstaben, als in Worten vom Hebräischen verschieden ist.

4. Des Armeniſchen, das ſehr ſtark abweichen ſoll.

5. Des Chaldäiſchen, welches gleichſam platt hebräiſch iſt.

6. Des Aethiopiſchen, welches jetzt in Abeſſynien geſprochen wird.

7. Des Palmyreniſchen, das mit dem Syriſchen einerlei iſt, wie die Inſchriften zeigen, unter welche die griechiſche Ueberſetzung geſetzt iſt.

8. Des Phöniziſchen, wovon Barthelemy das Alphabet entdeckt hat, und Swinton die Zahlzeichen und Inſchriften auf Malta.

9. Des Koptiſchen oder Aegyptiſchen, welches zum Theil noch lebt. Denn noch jetzt wohnen in Aegypten etwa 30000 Familien Kopten, die aber nur von der Zeit der römiſchen Herrſchaft her ſind, und deren Sprache mit der griechiſchen vermengt iſt; ſie ſind Chriſten, die ſonſt 82 Biſchöfe mäſteten, jetzt aber kaum eilfen Brod geben können.

II. Claſſiſche Philologie.

Die griechiſche Sprache iſt die allerreichſte, allerbeſtimmteſte, allerbildſamſte, allerwohlklingendſte der Sprachen

des

des Menschengeschlechts. Ihre Literatur ist die originellste, die reichhaltigste und ausgezeichneteste in allen Zweigen der redenden Kunst und des Wissens.

In ihrer Kritik, sowohl der höhern als Wortkritik, bleibt, ohngeachtet schon Beträchtliches geleistet ist, doch noch viel zu thun übrig. Die Archäologie ist mühselig und bis jetzt noch nicht im Ganzen zweckmäßig bearbeitet. Die Sprache selbst, die einer philosophischen Bearbeitung vorzüglich fähig ist, wird ihrer immer mehr theilhaftig. Von nicht zu berechnendem Vortheile wäre es gewesen, wenn sie die gelehrte Sprache Europa's geworden wäre.

Die römische Sprache ist bestimmt und gebildet, kräftig und wohlklingend im Ausdruck, doch steht sie der griechischen nach. Rom führte sie erst durch seine Legionen und Imperatoren, dann durch seine Mönche und Prälaten überall ein; daher ihre große Ausbreitung. Ihre Literatur ist zwar sehr reichhaltig in allen Fächern, aber doch weder originell, sondern von griechischen Mustern größtentheils abhängig, noch auch so naturgemäß zusammenhängend und ausge-

bildet wie die griechische. In Absicht auf Kritik, Archäologie, Lexikographie und Grammatik, ist man schon tief in das römische Alterthum eingedrungen, doch können einzelne Fächer, z. B. die Mythologie, noch tiefer erforscht, andre noch pragmatischer bearbeitet werden.

Werth des Studiums der Alten und Verschiedenheit der Zwecke dabei in Absicht:

1. Auf den Inhalt.

a. Unsre Religion, die gegründet ist auf Schriften aus alten Zeiten, welche nicht anders verstanden werden können, als wenn man sie im Geiste des Zeitalters liest, macht uns das Studium der Alten nöthig.

b. Verschiedene Theorien und Wissenschaften können nicht gehörig eingesehen und beurtheilt werden, wenn man nicht ihre Genesis und Bildung weiß, und diese kann man nur durch das Studium der Alten wissen.

c. Sie sind Lehrer und Meister in Menschenkenntniß, Welterfahrung, Philosophie des Lebens sowohl, als in spekulativen Raisonnements; vieler Sachkenntnisse nicht zu gedenken, nämlich der

Kenntniſſe von Geſchichte der Natur und der Menſchen. Alles was von Gelehrſamkeit je geweſen iſt, bei Römern und andern Nationen, ſelbſt bei uns jetzt in Europa, verdankt man urſprünglich den Griechen, dieſen Erfindern, Ausbildern und Vollendern faſt aller Künſte und Wiſſenſchaften. Alle andern Nationen ſind durch andre Völker kultivirt worden, und auf eine dem menſchlichen Geiſte nicht immer angemeſſene Weiſe. Zum Beiſpiel unter uns Deutſchen fing die Kultur mit Metaphyſik, Scholaſtik und Andacht und Heiligkeit an, und iſt dann rückwärts zum Geſchmack und zur Vernunft gegangen. Umgekehrt in Griechenland, fing, wie die Natur es mit Individuen macht, die Kultur mit Bildung der Phantaſie, mit Gedichten, mit thätiger Menſchentugend und Patriotismus, nicht mit himmliſchem Leben auf Erden an. Sodann ging unſere Kultur durch die Sklaverei, den Zwang und die ſteifen Formen des Feudalismus; die griechiſche durch Freiheit und Liberalität. Ferner, uns wurde die Kultur aufgedrungen von außen; die Griechen bildeten ſich ſelbſt auf originale Art, ſo daß, wenn ſie auch

die ersten Data von Phöniziern und Aegyptern empfingen, alles bei ihnen eine andre Gestalt gewann. — Eigentlich kann kein Volk sich selbst bilden! —

2. Auf den Vortrag. Die Alten sind Muster der Methode und des Stils, in Absicht auf scharfes und regelmäßiges Denken, und in Absicht auf Anmuth und Geschmack. Die alten Griechen sind original, und naiv schön; denn ihre Dichter hatten os rotundum und eine so lebhafte als geregelte Phantasie; ihre Redner Geist und Leben; ihre Philosophen, eine gebildete Form des Vortrags, die erst dichterisch, dann dialogisch, seit Aristoteles Zeiten akroamatisch, und logisch strenge war. Ihre Mathematiker hatten eine klare synthetische Methode, doch Diophantus auch die analytische.

3. Auf Bildung des Geistes. Zur höhern Geistesbildung führt eine vertraute Kenntniß der vorzüglichsten Menschen aller Zeiten, und ihrer Werke, deren Einfluß man unvermerkt aufnimmt. Und besonders besteht die eigenthümliche Wirkung des Studiums der Alten in der Entäußerung alles Konventionellen in Hin-

sicht auf das Schöne, Gute, Wahre, in der Erweckung des Geistes, und der Erwerbung der Methode, dieß alles selbst durch eigne Thätigkeit einzusehen, statt daß bei uns alles verführt, das Schöne, Wahre und Gute, als etwas Konventionelles oder Positives zu betrachten. Durch die Alten haben alle großen Köpfe politischen Freiheitsgeist in sich erweckt, oder bewahrt, und Stärke zum Denken genährt. Das ist das Wesen der Aufklärung, daß man von religiöser und politischer Vormundschaft seinen Geist frei mache.

Drei Dinge sind den Griechen vor allen Asiaten und Afrikanern eigen: Werke des Geschmacks und der Kritik, der Mathematik, der Philosophie — methodischer und systematischer — und diese nach allgemeinem Geschmack und allgemeiner Vernunft, theoretisch sowohl als praktisch für Privatleben und Staatsverfassung bearbeitet. Aber Geschmack und Vernunft, theoretisch und praktisch, macht gerade das aus, was Humanität heißen kann, Eigenthum des Menschen vor allen Thieren! Daher die zur klassischen Philologie gehörenden Wissenschaften mit

Nicht humaniora benannt werden. Als Studium der Humanität trieben Römer die griechische Literatur, und so bildeten sich die großen Männer gegen das Ende der römischen Republik. Diese und die großen Griechen von der Zeit des persischen Krieges an, bis auf den Untergang der Freiheit — Alexander den Großen — zusammen sind es, die wir unter den Alten verstehen. Schon Vellejus Paterculus macht die Anmerkung, daß die großen Männer immer gruppenweise erscheinen, indem er sagt — Lib. I. cap. 16. — Quis abunde mirari potest, quod eminentissima cujusque professionis ingenia in eandem formam et in idem artati temporis congruere spatium. Und so erschienen auch wieder um das 15. Jahrhundert große Schriftsteller und Künstler in Italien, unter Ludwig XIV. in Frankreich und unter Anna in England.

Vergleich der Alten und Neuern.

Perrault in seinem Gedicht: siècle de Louis le Grand, gab Anlaß zu dem berühmten Streite über den Vorzug der Alten oder Neuern. Denn da er, um seine Tadler abzufertigen, die Parallèles des Anciens et Modernes (1688 in 4

Oktavbänden) herausgab, gerieth alles in Aufruhr. Perrault und La Motte stritten für die Neuern; Boileau und Madame Dacier für die Alten. Bald nahmen auch Engländer Partheï; Temple schrieb für die Alten, Swift satyrisirte über den Streit. — Unbegreiflich daß Menschen so rasend streiten konnten, ohne den rechten Punkt zu sehen. Das Faktum, daß die alten Klassiker, bei allen Mängeln, in dem Besitz des Lobes und der Bewunderung aller besten Köpfe, aus allen Zeiten sind, ist ein entscheidender Beweis, daß diese Klassiker an ächter Schönheit und Geist hervorragen. Denn in Sachen des Geschmacks kann sich das Menschengeschlecht nicht wie in Sachen der Wahrheit irren. Philosopheme im Aristoteles mögen unwahr, aber Darstellungen in der Iliade und Aeneide können nicht anders als schön seyn. Und nicht etwa Erziehungsvorurtheil hat den Klassikern ihren ausgebreiteten und tiefbegründeten Ruhm verschafft. Denn wodurch haben sie sich in Schulen und Akademien eingedrängt? Und doch schon zu Juvenals Zeiten waren Horaz und Virgil Schulbücher. Ihrer eignen Vortreff-

lichkeit ist das zuzuschreiben, denn in Hinsicht auf Vernunftwissenschaften ist den Alten eigen Originalität, Bestimmtheit, Kühnheit. Ihre Mathematiker sind erste Erfinder. So auch ihre Philosophen, ihre Dichter und Politiker. Und sie alle waren nicht etwa Philosophen, Mathematiker u. s. w. fürs Katheder, oder die Leipziger Messe, sondern unmittelbar fürs Leben. Darum eben sprechen sie uns auch so lebendig an, und zwingen zur Achtung. Hohe Achtung für die ersten Schriftsteller des Alterthums unterscheidet sich aber sehr von einer steifen Verachtung alles dessen, was nicht griechisch oder lateinisch ist. Die letztere ist Pedanterie!

Um indessen den Streit richtig zu beurtheilen, erwäge man folgendes. —

Zweierlei Wissenschaften können und müssen durch den Lauf der Zeit gewinnen:

1. die auf Beobachtung und Erfahrung beruhen. Hiezu gehören

a. Naturgeschichte und Beschreibung der Natur;

b. Menschengeschichte, Geographie, Länder- und Völkerkunde, Beschreibung

von Einrichtungen, Verfassungen, Sitten, Anstalten, Handlung und Gewerbe, Landbau und Literatur.

2. Die auf fortgesetzten Schlüssen, mathematischen und experimentativen beruhen. Hiezu gehört:

a. Mathematik, Naturlehre, Chemie und andre verwandte Wissenschaften;

b. Anthropologie, praktische Philosophie, Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Staatswirthschaft.

Also bleiben nur

a) Sachen des Geschmacks und der Künste;

b) Der Spekulation und

c) Der Pragmatik übrig, in welchen die Griechen und Römer schon weiter seyn konnten, als wir es sind. Aber auch in Sachen des Geschmacks und Geistes wollte Perrault den Neuern den Vorzug zusprechen, und eben darüber war der Streit; der Vergleichspunkt der Alten und Neuern war in die Werke des Geistes, Witzes und Geschmacks, in schöne Wissenschaften und Künste gesetzt. — Nun aber werden die Alten wohl von den Neuen übertroffen an Kenntnissen und Wissenschaften, sofern selbige von Er-

weiterung der Erfahrung — Experimenten und Beobachtungen — von Vermehrung des Stoffs historischer und politischer Art, auch sofern sie auf Fortschlüssen wie in der Mathematik beruhen, selbst in der Präcision des Raisonnements. Vielleicht eben so, was Veredlung des Geschmacks und Geistes betrifft, mögen die Neuern an Korrektheit und Delikatesse auch in der Dramatik, zum Beispiel in Mannigfaltigkeit der Charaktere, in Beibehaltung der Wahrscheinlichkeit, Schürzung des Knotens, Bewahrung des Dekorums, den Vorzug haben. — Aber wer sein Genie nähren, seinen Geschmack bilden will, lese die Klassiker. Man muß sich selbst bedauern, wenn man nicht viel Vorzüge an ihnen findet. Auch sieht man bei Nationen Geschmack und gute Komposition blühen oder fallen, je nachdem das Studium der Klassiker bei ihnen blüht oder erschlafft.

Ursachen des Vorzugs der Alten sind:

1. Sie schrieben oder studirten für ihre Nation, hatten die größte Ehre, die das Genie haben kann. Herodot las bei den olympischen Spielen seine Geschichte vor, und ward gekrönt. —

Univ. Bibl. München

2. Höchste Kommunikation in Athen, wo alles redete.

3. Freiheit von Fesseln der Religion, der Politik, der Etikette und Konvention, — lauter Natur.

4. Die Gelehrsamkeit kostete ihnen mehr Arbeit; sie mußten reisen, sie pflogen Umgang mit den berühmtesten Priestern, Dichtern, Philosophen.

Es ist psychologisch unmöglich, daß es jetzt in Europa solche Redner und solche Dichter gebe, als das alte Griechenland hatte. Bei uns ist alles Schöne, Wahre, Gute konventionell oder gar positiv.

Aber da das Studium der alten Sprachen und Philologie so viel Zeit wegnimmt, die besser auf Realkenntnisse angewandt würden, so fragt sich:

1. Ob das Lesen der Alten nicht ganz entbehrt werden kann, vornehmlich in der Erziehung? — Zur Praxis wäre es unnöthig, aber Religion, Rechte, Philologie können es nicht entbehren.

2. Ob alles Wissenswürdige aus den Alten sich nicht in ein System bringen, und so leichter und kürzer fassen ließe? —

Nein, die Sachen sind nach den Zeiten und Autoren gar zu verschieden.

3. Ob man nicht durch Uebersetzungen das alles eben so gut benutzen könne? — Dazu müßten doch die Alten studirt werden. Uebersetzungen, die zur Vervollkommnung der Sprache und Litteratur eines Volkes dienen — weshalb mit Recht König Friedrich II. sie den Deutschen empfahl — erreichen in darstellenden Schriften nie, und in lehrenden selten, das Original. Sie sind entweder wörtlich, erklärend, oder genau. Keine zwei Sprachen entsprechen sich aber genau, wie schon bemerkt worden, weder in Ausdrücken noch in Wendungen, weder in Diktion noch in Komposition — Lieset man nun das Original, so findet man sich leichter in den Geist des Schriftstellers versetzt, als wenn man die Uebersetzung liest.

4. Ob es nicht besser wäre, todte Sprachen auf Basedows Art, durch Sprechen zu lernen? — Das ist zweckwidrig, denn man will ja nicht die Alten lesen, um Latein zu lernen, sondern die Lektüre der Alten ist Zweck, und zum Verständniß der Alten, um sich durch sie

Geist und Geschmack zu bilden, kann das Latein, dergleichen man durch Sprechen erlernen würde, nicht zureichen.

Es bleibt also dabei, wir müssen die klassischen Kenntnisse aus der Lektüre der Alten selbst, so zerstreut sie auch darin liegen, auffammeln, und sie dann wieder zum Verständnisse der Alten anwenden.

Aber 1. welche Alten soll man lesen? — Es giebt mittelmäßige, es giebt auch ganz schlechte, die gleichwohl ihren grammatischen, historischen und philosophischen Nutzen haben können. Es kömmt bei der Wahl der Alten auf den Zweck an. — Bei allen den Zwecken bleibt aber immer die Regel: die Hauptschriftsteller müssen zuerst gelesen werden. Das sind unter den Römern: Cicero's rhetorische und philosophische Schriften, Livius, Sallustius, Tacitus, Plinius der Aeltere und Seneka, und unter den Dichtern Virgil, Horatius, Ovidius, Lukretius; unter den Griechen Plato, Xenophon, Aristoteles, Plutarch, Epiktet, Arrian, Thucydides, Herodot, Homer, Hesiod, Pindar, Sophokles, Euripides, Aeschylus, Aristophanes, Dionys von Halikarnaß; die Redner, die Alexandriner, Theokrit, Lucian.

2. Wie soll man sie lesen? — Eine lectio elementaris zum Behuf der Sprachkenntnisse — in welcher es auch mehrere Stufen giebt, je nachdem man tiefer in das Genie und die Feinheit der Sprache eindringen will — ist ganz verschieden von der Lektüre zur Bildung des Geschmacks und Geistes, da man den Autor lieset, um seine Gedanken, seine Beweise, seine ganze Komposition und Diktion, und seinen Geist zu fassen, wo man die Richtigkeit der Gedanken, und das Ganze der Ausführung prüft, so wie die Einkleidung und den Ausdruck der Gedanken.

Aber Hauptkautelen beim Lesen sind:

1. daß man gehörig vorbereitet sey;

2. daß man im Lesen mit Beharrlichkeit anhalte, damit durch Wohlgelingen das Gemüth ermuntert werde.

Selbst im Fall man der Sprache nicht mächtig ist, um die Originale selbst zu lesen, ist es doch besser, die Alten in guten Uebersetzungen zu studiren, als die Resultate von ihnen aus der dritten Hand zu empfangen. Alle jetzigen europäischen Sprachen haben wohl vornehmlich durch Uebersetzungen der Klassiker Bil-

dung erhalten. In Deutschland sind später, als in Frankreich und England, gute Uebersetzungen erschienen.

Neuere Philologie.

Es verbreitete sich von Rom aus durch Hierarchie und lateinische Schriften das Latein über ganz Europa, und namentlich in Deutschland. Durch Sprechen lernten die Kinder Latein, denn die ersten lateinischen Grammatiken sind lateinisch, so wie die griechischen griechisch geschrieben. Man lehrte

1. auf allen Universitäten lateinisch, bis Christ. Thomasius auf der Hallischen Universität deutsche Vorlesungen einführte, und in Holland und auf katholischen Universitäten werden sie noch lateinisch gehalten. Man predigte lateinisch, man schrieb die Akten lateinisch, wie einst die Republik Polen, und noch jetzt (zur Zeit, wo diese Vorlesungen gehalten wurden!) die Reichskanzelei, Ungarn und Siebenbürgen, ja man verfaßte alle Bücher lateinisch. Nur Bänkelsänger und Minnesänger dichteten für das große Publikum.

Dadurch sind nun die meisten europäischen Sprachen, die italienische, spanische, portugiesische, französische, meist auch die englische, die ihrer Natur nach empfänglich waren, durchs Latein bereichert zu werden, bereichert, und als unter den Mediäern in Italien, Carl V. in Spanien, Emanuel dem Großen in Portugall, Franz I. in Frankreich, und unter Elisabeth in England, Schriftsteller aufstanden, fanden sie eine aller Vermehrung empfängliche und durch Hof und Hauptstadt fixirte Sprache. Anders ging es den Deutschen.

Anmerk. 1. Die Literatur der neuern lebendigen Sprachen geht blos auf die in diesen neuern Sprachen verfaßten Werke des Geistes, mit Abzug der in todten Sprachen von neuern Gelehrten geschriebenen Schriften. Die italienische Literatur befaßt z. B. nicht alle Schriften der Italiener, sondern die italienische Sprache, wäre es auch in von Nicht-Italienern geschriebenen Schriften.

2. Die Kultur der heutigen Sprachen ist in dieser Ordnung geschehen: erst die Italienische — und die Provenzalen — dann das Spanische, das Französische, Eng-

Englische, Deutsche, Dänische, Schwedische, Polnische, Russische, Ungarische ꝛc.

Die deutsche Sprache ist original, ist überaus bildsam, aber durchaus unvermischbar. Ihre Bildsamkeit ist sehr groß:

a. In Zusammensetzung

1. Substantiv mit Substantiv, als Theeblüten, Blütenthee, Blumenfeld, Feldblumen, Kriegsfuhrwesen;

2. Substantiv mit Adjektiv, als Gemeingarten, Rothbart, Kohlkopf;

3. Substantiv mit Präpositionen, als Oberherr, Untersaß, Vorreiter;

4. Substantiv mit Verbis, als Stoßhammer, Schreibzeug, Nähnadel. Eben so der Adjektiven mit Verbis, Substantivis und Präpositionen, als arglistig, ruhmredig, redselig, schwindsüchtig, kauflustig, vorschnell, untersätzig.

b. In Ableitung, als Christenthum, Christenheit, Empfindlichkeit, Empfindsamkeit, Einkellern, Ueberflügeln.

Die Sprache hat keine Adverbia qualitativa, die von Adjectivis unterschieden wären. Auch hat sie Mangel an Partikeln und Participien, wodurch sie unbehülflich gemacht wird. Bis auf Luthern

gab es keinen Schriftdialekt, sondern sowohl Urkunden als Bücher verfertigte man in jeder Provinz nach dem Provinzialdialekt. Luthers in dem armen und schlechten obersächsischen Dialekt abgefaßte Bibelübersetzung und Schrift, und die darauf folgende Menge von deutschen Schriften aller Protestanten, die in Luthers Mundart schrieben, mittlerweile das katholische Süddeutschland fast nichts deutsch schrieb, fixirten jenen Dialekt zur Schriftsprache. Das ist das sogenannte Hochdeutsch. Der 30jährige Krieg, der Mangel an einem glänzenden, geschmackvollem Hofe, an einer gemeinschaftlichen Hauptstadt, und der verkehrte Gang, daß nicht Dichter die Sprache zuerst bearbeiteten, sondern Theologen, machten, daß die Sprache zu keiner Festigkeit kam; und da man seit etwa 1700 in Schulen und Universitäten alles deutsch trieb, wurde das Deutsche aufs häßlichste mit französischen und lateinischen Brocken durchspickt, wovon jedoch die Schweiz frei blieb. Den Schweden ging's wie den Deutschen. Nähere Bekanntschaft mit der französischen — früher wurde die Italienische bearbeitet — und englischen Li-

teratur, und Sachsens Auguste halfen sie wiederum empor, und Gottsched führte den Purismus ein. Nach ihm ist, obgleich auf anderm Wege, als den er einschlug, durch Grammatiker, Kritiker, Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtschreiber, die deutsche Sprache zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden, wiewohl nach Adelung ihr goldnes Zeitalter vorbei ist.

Was ist Hochdeutsch, oder the standart of language? — Nichts anders als der Redegebrauch der besten Schriftsteller.

Soviel ist gewiß, das Schriftdeutsch ist nun nach gerade fixirt, und der Niederdeutsche, Schweizer und Oberdeutsche muß seine Mundart verleugnen und schreiben wie Wieland.

Literatur. Man bildete sich durch Uebersetzungen aus klassischen alten und neuen Sprachen. Fast alle Fächer sind vorzüglich bearbeitet, und man schreibt jetzt fast nichts mehr Latein. Gegen 10,000 Mann stark ist dermalen das deutsche Schriftstellerheer, darunter aber eine Menge Sudler, Ausschreiber und Nachahmer. Durch Büchermessen, welche

Deutschland allein von allen Ländern Europa's hat, gelehrte Journale und Zeitungen, wird Gutem und Schlechtem in der Literatur Vorschub gethan.

Die Sprachkunde hat mehrere vortreffliche, kritische, grammatische, lexikographische Werke aufzuweisen, und ist durch gesundes Studium der Forscher in vielen Punkten auf sichre philosophische Regeln gebracht worden, aber auch der Verunstaltung in Orthographie, Diktion und Syntax durch ignorante Neuerungssucht mehr als eine neueuropäische Sprache unterworfen.

Das Französische erhielt von den Griechen schon sehr frühe Bildung in Marseille; dann seit Cäsar unter den Imperatoren. Vom ersten bis fünften Jahrhunderte galt die lateinische Sprache, bis etwa 420 die Franken das Land einnahmen. Nachgehends blieb zwar das Deutsche Hofsprache — denn Karl der Große selbst inchoavit grammaticam patrii sermonis, sagt Eginhardt, und noch Karl der Kahle beschwor 842 den Bund mit seinem Bruder Ludwig dem Deutschen, deutsch. Aber wie immer so mußten auch hier die barbarischen Erobere

am Ende doch eine Sprache annehmen, die, so wie die französische Nation, aus dem Celtischen, Römischen und Deutschen gemischt ist. — Franz I., père des lettres, stellte die Pariser Universität her, setzte 1539 Sprachlehrer an, und berief Gelehrte. — Richelieu und Ludwig XIV. schickten an alle Höfe Sprachmeister, ihr Zeitalter war fruchtbar für die französische Literatur und Sprache, und deren Ausbreitung durch ganz Europa. Denn so wie im Politischen ein Hof das Uebergewicht bekömmt, wird er auch Muster im Sittlichen und Schönen. Die Sprache wurde klassisch durch eine Menge Redner, Dichter, Geschichtschreiber und Miscellanschriftsteller. Was heut zu Tage gefallen soll, muß in der Sprache dieser Schriftsteller verfaßt seyn. — Hier wäre also wirklich ein goldnes Zeitalter. Allein auch die Folgezeit, noch das 18. Jahrhundert, hat vorzügliche Autoren in Frankreich hervorgebracht, einen Voltaire — Montesquieu — die Encyklopädisten — deren Werk ein großes, und für die französische Literatur und Freiheit wichtiges Unternehmen ist, und deren Häupter Diderot und D'Alembert

waren — einen Raynal — und die Feuerköpfe Rousseau und Mirabeau; und zuletzt die Revolution mußte nothwendig auf die Sprache den tiefsten Einfluß haben, und hat ihn schon gehabt.

Die englische Sprache ist, wie das Volk, gemischt, in ihrem Bau die allereinfachste — aber empfänglich aller erdenklichen Vermehrung aus andern Sprachen. Sie wurde früh durch Dichter gebildet, dann, geregelt durch Uebersetzungen der Klassiker, fand sie ihr gleichsam goldnes Zeitalter unter der Königin Anna, da Swift, Addison, Steele, Locke, Pope schrieben, denen späterhin andre große Männer folgten.

In ihrer Literatur ist am glänzendsten, neben der Dichtkunst, welche wahre Originalgenies aufstellt, Philosophie, Politik und Geschichte besetzt. In Deutschland breitete sich englische Literatur aus, seit das Haus Hannover in England thront.

Das Italienische ist singbar, harmonisch, ganz fixirt, und beinahe keiner Vermehrung oder Erweiterung empfänglich. Die erste Kultur empfing es durch Dante Alighieri, dann durch Petrarka,

Arioſt, Taſſo, Guarini, und andre. Das goldne Zeitalter der Sprache war das 14. und 15. Jahrhundert. Ihr Schriftdialekt iſt der Toskaniſche.

Sie hat das erſte Nationallexikon einer europäiſchen Sprache aufzuweiſen, das Dizzionario dell' Academia della Crusca zu Florenz, an welchem die Akademie 40 Jahre lang gearbeitet hat, das aber hernach von dem franzöſiſchen weit übertroffen iſt.

Die ſpaniſche Sprache iſt römiſch, durch Schwaben und Gothen mit Artikeln und Auxiliaren verſehen, und ſtark mit Arabiſchem vermiſcht. Zur Zeit des Nationalflors hatte ſie gute Geſchichtſchreiber und Dichter.

Das Portugieſiſche hat den einzigen erheblichen Autor Luiz Camoens, der die Eroberung Aſiens durch die Portugieſen beſungen hat, und einige Juriſten, aufzuweiſen.

Die Holländiſche Literatur iſt dadurch, daß alle guten Köpfe entweder lateiniſch oder franzöſiſch ſchreiben, und daß die Dordrechter Synodalſchlüſſe alle Aufklärung in religiöſen Dingen zurückhalten, ſehr unangebaut. Man überſetzt viel

deutsche und darunter auch sehr schlechte Bücher. Dagegen hat Holland von Seiten seiner Rechtslehrer, Philologen und Naturkundigen unsterbliche Verdienste um Wissenschaften.

Die Dänische Literatur. Holberg schrieb zuerst schön und allgemein interessant, war auch der erste Autor, den man aus dem Dänischen zu übersetzen der Mühe werth hielt. Ein zweiter Holberg ist der Kammerherr Suhm, der durch eigne Schriften sowohl, als durch Aufmunterung und Freigebigkeit in Unterstützung guter Köpfe, seine vaterländische Literatur zu heben suchte. Von neuern Dichtern zeichnen sich noch Ewald und Baggesen aus; von Historikern Gramm und andre, deren zum Theil meisterhafte Aufsätze man übersetzt findet in Heintze Uebersetzung der historischen Aufsätze aus den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Koppenhagen.

Die Isländische Literatur, so klein sie ist, so ist sie für nordische Geschichte und Mythologie (Edda) doch interessant.

Das Schwedische. Seit der Stiftung der Akademie der Wissenschaften ist

erſt die ſonſt ganz mit franzöſiſchen und lateiniſchen Phraſen verunſtaltete ſchwediſche Sprache gereiniget. Sie hat keinen großen Dichter und Redner, aber ſie hat gute Hiſtoriker und vorzügliche Naturforſcher aufzuweiſen.

Die Holländiſche, Däniſche, Schwediſche National-Literatur kann ſich nicht heben:

1. weil die Schriftſteller eine gar zu kleine Leſewelt, alſo auch ſchlechtes Honorar finden, und

2. weil in allen dreien religiöſe Aufklärung durch ſymboliſche Bücher geſperrt iſt.

Das Polniſche. Im Lateiniſchen haben die Polen Nationaldichter und Geſchichtſchreiber, die nicht ſchlecht ſind; in der Nationalſprache ſcheint erſt neuerdings durch Adam Naruszewitz und den Biſchof Krasicki ein guter Anfang gemacht zu ſeyn. Man behilft ſich mit Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ꝛc. Die Leſewelt iſt ſehr klein.

Das Ruſſiſche. An ruſſiſchen Originalſchriften — wenn man die Kirchenbücher ausnimmt — wird man nicht bis

1000 zählen können. Die Bibliothek der Petersburger Akademie der Wissenschaften enthält höchstens 3000 Bände in russischer Sprache, und davon sind die meisten bloße Uebersetzungen zum Theil von Kindern gemacht, und nicht einmal aus der Ursprache, sondern wie z. E. Pamela aus dem Französischen, Klinkers Reisen aus dem Deutschen. Schriftstellerei bringt weder Ehre noch Gewinn. Alle Journale gerathen in Stecken, auch der auf kaiserlichen Befehl unternommenen Uebersetzung von Buffon wird es nicht besser gehn. — Es liegt zum Theil auch gewiß daran, weil die gottesdienstliche Sprache nicht die griechische, sondern die slavonische ist.

Asiatische Literatur.

Das Türkische ist der gebildetste Dialekt des Tartarischen.

Das jetzige Persische, sagt Richardson, ist nach Abzug von $\frac{2}{3}$ Arabisch altpersisch.

Das Sinesische ist noch wenig verstanden und erklärt. Siegfried Bayer

Museum Sinicum, und dessen großes Wörterbuch sind auf der hiesigen Stadtbibliothek. Eine Menge chinesischer Bücher sind auf der königlichen Bibliothek in Paris. Desguignes will sie verstehen, und niemand kann es ihm abstreiten.

Ostindische Literatur hat großes Interesse an sich selbst und in historischer Rücksicht. Durch die Engländer fängt sie an aufgeklärt zu werden. Die ostindische Kompagnie erlaubt keinem jungen Mann in ihre Dienste zu treten, und nach Indien zu gehn, der nicht die ostindische lingua franca, arabisch und persisch gelernt hat. Großes Verdienst hat sich die Asiatic society zu Calcutta und ihr Präsident, der gelehrte Jones, schon erworben.

Nordamerika liefert herrliche Werke in englischer Sprache, z. E. Franklin, und die Kolonie in Neusüdwallis — Jacsonsbay — verspricht für die Zukunft viel.

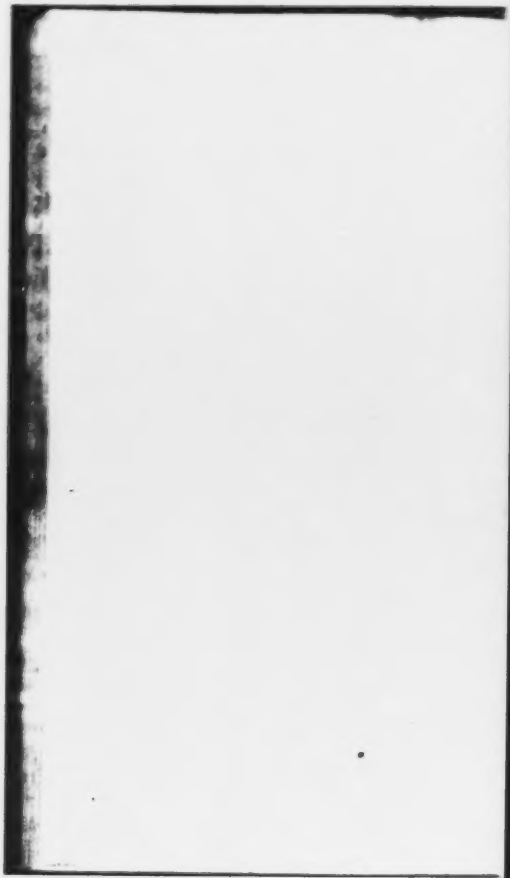
Das spanische und portugiesische Amerika dagegen liefert fast gar keine Schriftsteller. Dieß ist nicht zu

verwundern, da ja auch die Mutterländer deren wenig genug haben. Die Inquisition und Censur sind Hauptursachen davon.

Encyklopädische Ansicht

der

Künste und schönen Wissenschaften.



Von den Künsten überhaupt.

Kunst, subjektive, ist die durch Uebung erlangte Fertigkeit, etwas Zweckmäßiges zu thun oder zu machen; objektive ist es die Theorie, oder der Inbegriff der Regeln und Kenntnisse, welche nöthig sind, um etwas Zweckmäßiges zu thun oder zu machen. Kunst im Gegensatz gegen Natur ist das, was absichtlich und freiwillig hervorgebracht wird. Im Gegensatz gegen Wissenschaft heißt Kunst eine Geschicklichkeit, d. h. Leichtigkeit und Fertigkeit etwas hervorzubringen; da Wissenschaft aufs Erkennen geht, geht Kunst aufs Thun oder Machen, und selbst die Theorie der Kunst hat mehr das Praktische zum Gegenstande.

Die Künste sind

1. hervorbringende, machende, die wirkliche Sachen verfertigen, wie Malerei, Skulptur-, Drechsler- und Klempnerkunst, oder

2. verrichtende, thuende, die blos vorübergehende Handlungen leisten, wie Tonkunst, Tanzkunst, Kriegs-, Steuermanns-, Reit-, Schauspielkunst.

Noch unterscheidet man von Kunst, theils die gemeinen Handarbeiten und Dienste, — die gleichwohl darum nicht weniger Künste bleiben — wie Fuhrmannskunst, Teichgräbererbeit ꝛc. theils die Handthierungen, wie Brauen, Brennen, Spinnen, theils die Handwerke, welchen man den Namen von Künsten giebt, die eben nicht besondre Nebenkenntnisse, oder vorzügliche Talente, oder beträchtlichen Verlag erfordern. Das Zunftwesen hat hier viel Willkührliches eingeführt. —

Fabrikenmäßig wird ein jedes hervorbringendes Kunstgewerbe betrieben,

1. wenn es nicht sowohl Waaren für den unmittelbaren Verbraucher, als Kaufmannsgut für den Zwischenhändler oder für Magazin und Boden liefert;

2. wenn

2. wenn von einem Unternehmer, er sey eine physische oder mystische Person, die Verfertigung von Kaufmannsgut veranstaltet wird, entweder dadurch, daß er mehrere Kunstfleißige, die übrigens unabhängig für sich arbeiten, mit Materialien und Bezahlung versieht, oder daß er sie in einem Werkhause zusammenarbeiten läßt. Manufaktur heißt eine Fabrik, die in Fadenstoffen arbeitet.

Gewerbe heißt ein Geschäft, Arbeit, Dienst, Handthierung, Kunst — in so fern es in der Absicht getrieben wird, um von andern damit etwas zu verdienen; wohin also nicht gehört,

a) was man für sich selbst, oder

b) was man aus Gefälligkeit umsonst für andre thut, oder macht.

Die letzte Eintheilung der Künste ist:

1. in mechanische, und

2. schöne oder freie, oder ästhetische.

Die letztern haben zum Zweck: Befriedigung des Geschmacks oder ein allgemeingültiges Wohlgefallen, verschieden vom Genießbaren oder Nützlichen. Die erstern und zwar die machenden, von denen hier allein die

Rede ist, beschäftigen sich mit Hervorbringung, und mit Verarbeitung der Naturerzeugnisse zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse aller Art.

Eintheilung der Kunstgewerbe.

A. Zur Produktion — generische Künste — gehören:

1. Erlangung der Mineralien d. i. unorganischen Stoffe — Bergbau, bis Torf- und Lehmgräberei.

2. Erlangung der organischen rohen Naturalien, z. E. wilde Fischerei, Jägerei aller Art, Benutzung der Gehölze und Gewächse;

3. Thierzucht aller Art;

4. Gewächsbau aller Art, im Kleinen und Großen, in Gärten und Feldern, zusammen Landwirthschaft. —

B. Zur Fabrikation gehört die Verarbeitung der Naturalien durch Hülfe chemischer und mechanischer Kräfte und Mittel; — Oben ward das Mechanische dem Aesthetischen, hier wird es dem Chemischen entgegengesetzt, — wogegen die Landwirthschaft mit organischen Kräften im Gewächs- und Thierreich vornehmlich zu thun hat.

Von jedem dieſer Gewerbe muß man wiſſen, wenn man es kennen ſoll, folgende 4 Stücke, die mehr oder weniger bei jedem vorkommen:

1. Die Materialien ſowohl als Zuthaten oder Zubehör — *materia technologica vel oeconomica* — ſammt den beſondern guten und fehlerhaften Eigenſchaften, die ſie nach ihren verſchiednen Handlungsnamen haben, und den Urſachen, wovon ſolche Eigenſchaften herrühren; wiefern alſo von dieſen Stoffen und Zuthaten ſich eine für die andre ſubſtituiren läßt, oder durch gewiſſe Mittel verbeſſerlich iſt, oder nicht.

2. Die Werkzeuge und Geräthe aller Art — Werkſtatt — und die guten und nachtheiligen Einrichtungen, ſammt den Urſachen und Hülfsmitteln dagegen; dahin gehören auch die Arbeiter ihrer Anzahl und Geſchicklichkeit nach.

3. Die Operationen nach Zeit, Maaß, Ordnung, ſo daß man das ganze Verfahren, wie aus dem rohen Stoff die fertige Waare wird, ſtufenweiſe jenen Beſtimmungen nach kenne, ſammt den guten und ſchlechten Folgen, die jede Verſchiedenheit der Operation nach ſich zieht, in

Absicht auf Aufwand — an Geld, Kraft, Zeit — sowohl als in Absicht auf Güte der Waaren.

4. Die Waaren oder fertigen Sachen nach ihren mancherlei Tugenden und Fehlern, sammt deren Ursachen, die natürlich liegen müssen, entweder in den Materialien, oder Zuthaten, oder in den Geräthen, oder den Operationen.

Bei allen diesen Punkten ist die Terminologie der Gewerbe unentbehrlich. Vornehmlich aber gehört auch noch zur vollständigen Kenntniß des allen:

1. Eine historische, aber pragmatische Kenntniß der Gewerbe; wie sie nach den angeführten 4 Punkten bei den berühmtesten Völkern am glücklichsten getrieben werden;

2. eine hinlängliche Vorkenntniß von Naturgeschichte, von Chemie, von Mathematik und Naturlehre.

Die produktiven Gewerbe pflegen jedes besonders unter seinem Namen behandelt zu werden, und so hat man eine Landwirthschafts-, Garten-, Forst- und Jagdkunde.

Die formirenden Gewerbe außerdem, daß man sie einzeln bearbeitet,

hat man auch zusammengefaßt, unter dem Namen Technologie. Diese ist also die Wissenschaft, welche die Bearbeitung der rohen Materialien lehrt, und zwar wissenschaftlich aus Erfahrung und Gründen, wodurch sie sich denn eben von der in Werkstätten üblichen Lehrart, wo alles durch Absehn und Nachmachen, — Routine, Schlendrian — erlernt werden soll, unterscheidet.

Zur faßlichen Uebersicht wäre wohl eine schickliche Klassificirung aller, oder wenigstens der meisten, Kunstgewerbe zu wünschen. Man hat dergleichen versucht

1. nach den Materialien, wie Arbeiten in Stein, Metall, Erdarten, Holz ꝛc.

2. nach dem Gebrauch, zur Nahrung, Wohnung, Kleidung, Schmuck ꝛc.

3. nach den Gerechtsamen, oder der Verfassung der Kunstarbeiter, sofern sie zu Zünften und Aemtern gehören — welche sind

a. geschenkte,

b. gesperrte,

c. geschloßne oder nicht — und sofern sie unzünftig sind. Aber bei Klassificirung erster und zweiter Art kommen höchst verschiedene Gewerbe zusammen, und sehr

ähnliche werden dagegen aus einander gerissen, und die dritte ist ganz willkührlich. — Die beste Anordnung wäre vielleicht

1. nach den Bereitungsarten, dann
2. die Unterabtheilungen nach den Stoffen und Waaren, und
3. bei den weitern Eintheilungen, die einfachen Kunstgewerbe zuerst, und die künstlichen zuletzt, also:

I. Chemische Arbeiten.

1. **Gährungen**, geistige, saure, faule, Bier-, Wein-, Essigbereitung; Destillirung, — Lederbearbeitung;

2. **Salzbereitungen**, auch Pottasche, Vitriol, Alaun, Zucker, Bleichereien, Seifensiedereien, Beitzen;

3. **Extraktbereitungen**, Stärke, Waid, Indigo, Lackmus, Tusch, Karmin; Anwendung von 2 und 3 auf Färbereien;

4. **Phlogurgie**, darunter Backen, Brennen oder Glühen, Sublimiren, Schmelzen, Glaschemie, Metallurgie.

II. Mechanische.

1. **Handbereitungen.**

a. Fadenstoffe,

b. weiche Flachstoffe, als Papier, Zeug, Leder;

c. harte Stoffe, als Holz, Horn, Knochen, Stein, Metall, Glas

α. schneiden,

β. drehen,

γ. zusammensetzen.

2. Maschinenbereitungen, Mühlenwerke, zum Hammern, Zermalmen, Drechseln, Schneiden, Drathziehn.

III. Chemisch-Mechanische.

1. Mit flüssigen Materien, Druckereien, Malereien;

2. mit naßweichen Stoffen, Plastik;

3. mit Metallen, Glas-, Schmiede-, Blech- und Dratharbeiten.

Von den schönen Künsten und schönen Wissenschaften insbesondere.

Ihr Hauptzweck ist Schönheit der Darstellung. Aber so wie die Natur durch ihre Schönheiten uns zur Empfindsamkeit bilden, und dadurch zur Thätigkeit bringen wollte, so sollen auch die

schönen Künste und Wissenschaften nicht blos vergnügen, sondern durch ihre Werke alle Gemüthskräfte üben und bilden, Geselligkeit befördern, Wahrheit und Tugend gefällig und eindringlich machen. Immer aber bleibt Schönheit, und das dadurch bewirkte Wohlgefallen, der unmittelbare Zweck, der bei geringern Kunstwerken auch fast der einzige ist. — Die Lehre von den schönen Künsten und Wissenschaften zerfällt in zwei Theile.

1. Aesthetik, d. i. Philosophie des Schönen, oder Theorie von der Natur, und den Ursachen des Schönen überhaupt;

2. Theorie der einzelnen schönen Künste und Wissenschaften.

---

1. Aesthetik.

Sie betrachtet das Schöne

1. subjektiv, indem sie die verschiedenen Quellen, Bestandtheile und Arten des Schönen und Erhabenen sowohl, als die Gemüthskräfte, die zur Beurtheilung und Hervorbringung des Schönen gehören, darlegt.

2. objektiv, indem sie die Eigenschaften schöner Werke sammt ihren Fehlern und Tugenden und den Mitteln, Regeln und Grundsätzen derselben angiebt: also betrachtet sie das Schöne, wiefern es wahrgenommen und dargestellt wird.

Dazu kommt eine Uebersicht und allgemeine Vergleichung der verschiedenen schönen Künste und Wissenschaften nach ihrem Charakter, Umfang und Zweck. Ihr erster Theil handelt:

A. vom Geschmack,
B. von ästhetischer Kritik,
C. vom Genie.

A. Es giebt Urtheile über Schönheit und Erhabenheit, die objektiv und allgemeingültig sind, so gut wie Urtheile über Wahrheit und Sittlichkeit. Das Vermögen, das Schöne mit dem gehörigen Grade des Wohlgefallens zu empfinden, und darüber Gründe angeben zu können, oder kurz, das Vermögen, das Schöne richtig zu beurtheilen, heißt Geschmack. Er ist, soweit sich das Schöne analysiren läßt, Empfindung mit Urtheilskraft verbunden. Er ist das Band zwi-

schen Sinnlichkeit und Verstand, ohne eines von beiden selbst zu seyn, und er vereinigt das Interesse aller Seelenkräfte, der Phantasie, des Witzes, des Gefühls, des Herzens und des Verstandes. — Die Bildung des Geschmacks ist wichtig, nicht nur

a) für Künstler oder Liebhaber und jeden Menschen, um das Schöne gehörig zu würdigen und zu empfinden, sondern auch

b) in sofern ein gebildeter Geschmack, d. i. ein richtiges Gefühl für Ordnung, Schönheit, Uebereinstimmung, und folglich ein Mißfallen an allem Schlechten, Häßlichen, Unordentlichen, die Vernunft und die Sittlichkeit vervollkommnet. — Wir betrachten am Geschmack

1. seine Natur,
2. Verbesserung,
3. Vollkommenheit, und
4. die dabei statt habenden Abwechselungen und Richtmaaße.

1. Natur des Geschmacks. Er ist nicht einerlei mit dem Vermögen, die Wahrheit und die Mittel zum Zweck zu finden; also das Wahre und das Nützliche ist verschieden vom Schönen. Auch

ist das, was recht und gut ist, mit dem Schönen nicht einerlei, sonach unterscheidet sich auch der Geschmack von dem Vermögen der sittlichen Billigung. Endlich ist der Geschmack nicht einerlei mit dem innerlichen Gefühlsvermögen, wodurch wir das Angenehme empfinden. Das vom Annehmen, vom Sittlichen, vom Nützlichen und vom Wahren verschiedene Schöne, soviel Veränderungen es auch dem Grade und der Art nach zuläßt, schließt immer in sich

a. etwas Sinnliches,

b. etwas Geistiges,

sofern beides objektiv oder gemeingültig ist, und der Geschmack, oder das Vermögen zu fühlen und zu beurtheilen, besteht demnach aus einer Zusammenstimmung des Verstandes und des Gefühls.

Das aus Sinnlichem und Geistigem zusammengesetzte Schöne, d. i. was dem Geschmacke gefällt — absit circulus in definiendo — ist nun theils von süßer, holder, sanfter, lieblicher und anmuthiger, theils von herber, großer, starker, erhabner und feierlicher Art, je nachdem es, wie Burke darthut, mehr auf den Lebenstrieb

oder auf den Erhaltungstrieb wirkt. — Schön ist, was, indem es eine angenehme innere oder äußere Empfindung hervorbringt, zugleich den Geist beschäftigt, durch Erregung von Gefühlen — Affekten, Gesinnungen, Strebungen — oder durch Erzeugung von Erkenntnissen, oder durch beides, zumal wenn die Phantasie dabei in selbstthätiges Spiel gesetzt wird. — Kant sagt: Das durch das Vorstellen selbst, ohne Rücksicht auf den Inhalt der Vorstellungen erweckte, specifisch eigne geistige Lebensgefühl sey das ästhetische oder Geschmacks-Gefühl; denn das Vorstellen an sich sey angenehm, wenn Vorstellungen, wären sie auch dem Inhalte nach noch so gleichgültig, mit Lebhaftigkeit und Stärke frei und schnell wechseln. — Sofern bei dem Spiele des Vorstellens der Inhalt der Vorstellungen für sich selbst irgendwie angenehm, oder unangenehm ist, so ist das Gefühl nicht mehr ein reines, uninteressirtes, sondern ein gemischtes, interessirtes Geschmacksgefühl, wobei sich zeigt, daß

a. das Vergnügen am Inhalt und das Vergnügen, welcher von dem Spiel

der aufgeregten Erkenntnißkräfte herrührt, einander erhalten und erhöhen, und daß,

b. wenn auch das erstere verschwindet, doch das letztere fortdauern kann.

Es giebt 3 Arten des Spiels der Vorstellungen, die durch ihren Inhalt Interesse gewähren, denen aber auch durch das bloße Spiel des Vorstellens etwas Aesthetisches beigemischt ist:

1. Das Spiel der äußern Empfindungen, der Farbe, Bewegungen, Töne.

2. Das Spiel der innern Empfindungen, die mittelst Vorstellungen erweckt werden, wie im Kartenspiel, Schauspiel;

3. Das Spiel der Gedanken, die freie Folge von Gedanken, die auch für das Subjekt Interesse haben, wie das Lächerliche, Naive.

Es kommt bei dem Aesthetischen an

1. auf Stoff,

2. auf Form oder Anordnung,

3. auf Ausdruck.

Vielleicht kann man gar an dem Inhalt sowohl, als am Ausdruck, Form und Stoff unterscheiden. In aller Absicht muß jeder Verfertiger eines Geschmacks-Werks sorgen

1. für negative Schönheit in Absicht des Inhalts sowohl als des Ausdrucks. Sie besteht in Entfernung alles fehlerhaften, Schwülstigen, Frostigen, Läppischen, Gesuchten, Steifen, Trockenen. Zierlichkeit ist wie Reinlichkeit dem Putz entgegen; mit dem Zierrath verhält es sich anders; dieser kann oft übel angebrachter Putz seyn.

2. für positive Schönheit; diese besteht in Klarheit, Faßlichkeit, Lebhaftigkeit.

Der Stoff des Aesthetischen wird genommen theils

1. aus den Gegenständen unserer Sinne;

2. theils aus den Gegenständen unseres Gefühlvermögens;

3. theils aus der Phantasie, und er muß neu, reich, mannigfaltig, und wahr seyn. Was den Stoff erster Art betrifft, so lassen nur

1. Ohr und Auge bei Vorstellungen, die sie unserer Seele zuführen, ihr zugleich freie Selbstbeschäftigung. — Die reinen Perceptionen des Ohrs und Auges an sich können zwar nur eigentlich angenehm, und zwar von der anmu-

zhigen, reizenden, oder von der auffallenden, starken Art seyn, aber gleichwohl kann auch der Geist dabei ein Analogon vom Schönen und Erhabenen empfinden, wie Nachtigallenschlag, Donnerschläge — junges Grün der Auen, milde Erleuchtung, oder eine brennende Stadt, oder ein Vulkan — das Rieseln eines Bachs und der Sturz eines Niagara — Gestalten, Bewegungen, als Schwalbenflug, Spiel der Flammen, und dagegen Anblick des Oceans, von gewaltigen Höhen oder Tiefen, von unabsehlichen Ebenen, Wüsten, — dicke Dunkelheit, todtes Schweigen, Einsamkeit. — Man unterscheide sorgfältig die sinnlichen Perceptionen selbst, und die dazu tretenden vergesellschafteten Phantasmen und Gefühle.

2) Innere Gefühle gewähren Stoff dem Aesthetischen, und zwar

a. Leidenschaftliche, theils auf Selbstliebe, theils auf Sympathie sich beziehende, beides poppisch sowohl als sittlich;

z. von der rührenden, sanften, zärtlichen Art, die zu Liebe und Achtung gehören,

β. von der furchtbaren, heftigen, tragischen Art — das Pathetische genannt — wiewohl auch das Rührende zu einem hohen Grade der Stärke steigen kann;

γ. fröhliche, leichte, flüchtige Empfindungen.

Ueberhaupt gehören hieher alle Gefühle anderer, sofern sie unsere Sympathie und unsern Trieb nach Geistesunterhaltung beschäftigen, da denn selbst die unangenehmen Empfindungen der handelnden Personen angenehm von uns durch das Medium der Phantasie und der Sympathie gefühlt werden, z. B. Getümmel der Schlacht, Noth eines Seesturms, Kampf um Freiheit und Recht.

b. Sittliche, betreffend die Denkart, Gesinnung und Handlungsweise moralischer Wesen, sofern dabei keine merklich starken Leidenschaften sich äußern. Das Sittliche erweckt mehr Gedanken, als Empfindung, statt daß es sich mit dem Leidenschaftlichen umgekehrt verhält. Auch dieß ist theils von der edeln Art, theils von der erhabenen, so wie das Gegentheil theils von der verächtlichen

chen Art, theils von der abſcheuli-chen und ſträflichen. Zu eben dem Sittlichen gehöria, oder auch

3) von der Phantaſie erzeugt iſt

a. das Lächerliche; Klaſſen davon: Parodie, das Poßierliche — Sancho Panſa — Scherz, Spott, Ironie, das Naive —

b. das Feierliche, was bewundernde Erwartung rege macht, das Prächtige, was Reichthum mit Größe in einem Gegenſtande enthält.

Aller äſthetiſche Stoff, ſofern er lebhaften Eindruck machen und die Aufmerkſamkeit beſchäftigen ſoll, muß Neuheit haben, denn dadurch belebt er das Gemüth, und erweckt durch die Verknüpfung mit andern Ideen, Erwartungen und Spiele von andern Vorſtellungen. Gänzlich unbekannt aber darf es nicht ſeyn, ſondern muß ſich an ſchon bekannte Ideen anſchließen, um Wirkung zu thun. Neu kann ſeyn entweder der Gegenſtand ſelbſt, oder die Vortragsart. Das Ueberraſchende, welches im Neuen nur dann liegt, wenn es unerwartet iſt, und welches trefflich dazu dient, die Aufmerkſamkeit zu ſpannen, muß man mit

Beurtheilung brauchen, denn man will nicht immer überrascht seyn. Das Wunderbare ist

a) das Neue und Unerwartete, sofern es außerordentlich, der Art oder dem Grade nach, unbegreiflich ist, ohne gleichwohl unwahrscheinlich zu seyn, und über welches wir uns verwundern. Verwunderung ist ein Affekt aus der Vorstellung der Neuheit, die die Erwartung übertrifft. Sie ist ein Anstoß des Gemüths an der Unvereinbarkeit einer Vorstellung und der durch sie gegebnen Regel, mit den schon im Gemüthe liegenden Principien, wobei also ein Zweifel entsteht, ob man auch recht gesehn und geurtheilt habe. Bewunderung ist eine immer wiederkommende Verwunderung, ohngeachtet der Verschwindung jenes Zweifels: sie hört also mit dem Verlust der Neuheit nicht auf. Staunen ist ein höherer Grad der Verwunderung. Das Wunderbare

b) im engern Sinne ist das in Erdichtungen, und

c) im engsten Sinne, das in Erdichtungen Uebernatürliche.

Das falsche Wunderbare, dem es an poetischer Wahrscheinlichkeit fehlt, heißt das Abentheuerliche, Ungeheure, wovon eine Art der Poesie das Romanhafte, und eine Art in den zeichnenden Künsten, das Groteske heißt. Aber der ästhetische Stoff muß bei allem Neuen, und selbst beim Wunderbaren, immer natürlich, d. i. mit den Kräften und Gesetzen der Dinge, und zumal der Menschen, wie wir sie aus Erfahrung kennen, übereinstimmend, oder wenigstens vereinbar seyn. Die Natur nachahmen heißt nicht sie kopiren. Man kann, da die Natur nicht blos auf Schönheit, sondern auf andre Zwecke mit Bedacht genommen, indem man, was sich auf letztere bezieht, wegläßt, ihre Werke verschönern — idealisiren — wie in der Landschaftsmalerei und Gartenkunst. Nicht alles Wirkliche kommt der gemeinen Erfahrung, auf die der Aesthetiker alles berechnen muß, natürlich vor — wogegen ihr manches Unwirkliche aus demselben Grunde natürlich vorkommt, wie die mythischen Wesen aller Art. — Nicht alles Natürliche ist interessant, noch weniger alles Wirkliche und

Wahre. — Die Aehnlichkeit, wie wenn ein Gemälde nicht nur die Gestalten und Farben, sondern auch die Entfernungen, und selbst die Empfindungen und Charaktere, darstellt, wenn eine Musik die Modulation einer empfindungsvollen Rede zu hören giebt, vergnügt theils durch die Uebereinstimmung des Vorbildes, welches immer, wenigstens im Allgemeinen, bekannt seyn muß, mit dem Nachbilde, theils durch die Bewunderung der Kunst selbst, die so etwas zu leisten vermochte. Uebrigens rührt die Aehnlichkeit desto lebhafter, je heterogener das Nachahmungsmittel und das Vorbild sind, wie z. B. bei Tropen und Gleichnissen ein großer Theil des Vergnügens sich von dem weiten Abstande des Vorbildes und Nachbildes herschreibt. Aber die Aehnlichkeit selbst muß nicht entfernt, weit hergeholt, oder erzwungen seyn, sonst wird die Vergleichung frostig.

Was die Form des Aesthetischen, oder die Beziehung desselben auf die Vorstellungskräfte betrifft, so wirkt auf selbige vorzüglich:

a. Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit; denn Abwechslung ist ein

natürliches Bedürfniß, und zugleich ein Beförderungsmittel der Thätigkeit; aber das Mannigfaltige ohne Ordnung und Wahl ermüdet, wie z. B. Sammlungen von allerhand Gedanken — Sinngedichte — Artikel eines Realwörterbuchs.

b. Vollkommenheit, d. i. durchgängige Zweckmäßigkeit, sowohl in Absicht auf Wahl der Gegenstände, als auf ihre Anordnung und Darstellung. Sie schließt aus nicht nur alles Zweckwidrige, sondern auch alles Zwecklose, sowohl dem Grade, als der Beschaffenheit nach, sowohl was Materie, als was Form, Ordnung und Vortrag betrifft. Es gehört dazu:

α. Einfall, eine der edelsten Eigenschaften eines Kunstwerks. Zu ihr gehört ein einfacher Plan, Auswahl des wesentlich Zweckmäßigen, natürlichste und wirksamste Verbindung aller Theile, so daß die Absicht auf dem geradesten und natürlichsten Wege erreicht wird — die Ilias, und vollends die Werke der Natur sind hierin große Muster. — Dem Einfachen steht entgegen theils das Verwickelte, theils das Gesuchte, Ueber-

flüssige, Willkührliche, Gezwungene.

β. Einheit; sie ist das, was mehrere Theile zu einem Ganzen bildet. Der Einheit ist entgegen, wenn isolirte und unverbundne Theile vorkommen, oder wenn mehrere gar nicht verbundene, oder nur zufällig zusammengeheftete Hauptvorstellungen — Partheien, Massen, Gruppen, Scenen in ein Werk vergesellt werden, wodurch das Interesse getheilt und geschwächt wird.

γ. Ganzheit — Vollendung — ist dem Lückenhaften entgegen. Der Künstler faßt den Gegenstand, aus einem bestimmten Gesichtspunkte, läßt alles, was nicht zu seiner Absicht gehört, weg, und macht dadurch sein Werk zu einem von allen etwa damit zusammenhangenden Dingen abgesonderten, und für sich bestehenden Ganzen; denn alles Abgebrochene, Abgerißne, Unbestimmte ist unangenehm.

2. Gleichförmigkeit, um die Auffassung des Mannigfaltigen zu erleichtern, und die Seele einzuwiegen. So Metrum in der Poesie, Takt in der

Muſik, ſo Gleichheit der Säulen in einer Colonade.

c. Symmetrie — Ebenmaaß, Gleichmaaß — iſt Uebereinſtimmung ähnlicher Theile auf beiden Seiten eines gewöhnlich unähnlichen Mittelstheils. So iſt die äußere Form der thieriſchen Körper durchgehends ſymmetriſch, und oft wie genau, z. B. an Schmetterlings- und Punktenkäferflügeln! Wo keine ähnliche Theile nöthig ſind, iſt auch keine Symmetrie nöthig.

d. Eurhythmie — Schönmaaß — iſt das ſchickliche Verhältniß der Größen jedes Theils zur Größe des Ganzen. Dadurch bekommen die mannigfaltigen Theile eines Gegenſtandes ihr Gleichgewicht, daß keins zum Nachtheil des andern ſich auszeichnet, oder ſeiner Beſtimmung widerſpricht. Eurhythmie erſtreckt ſich eben ſo auf das kleinſte Partialganze, als auf das große Hauptganze.

2. Bildung, Verbeſſerung des Geſchmacks entſteht:

a. durch Uebung. Durch ſie werden theils die Sinne vielfaſſender, ſchärfer, feiner, reizbarer — Augenmaaß, Malerblick, muſikaliſches Gehör wird kultivirt —

theils die innern Gefühle reger und bestimmter. So bildet sich der Geschmack, als Empfindniß betrachtet, durch Uebung, d. i. durch aufmerksames Aufnehmen der Wirkung, die die verschiedenen Muster des Schönen hervorbringen. Aber zum Geschmack gehört auch Urtheilskraft, betreffend sowohl den Stoff als die Form im Plan — d. i. im Zweck, die Mittel der Anordnung — und in der Ausführung, wiefern beides gemein und alltäglich, unnatürlich gezwungen, armselig und schaal, zweckwidrig überladen, verwickelt und unfaßlich, abgerissen und unbestimmt, schwülstig, frostig, steif, trocken, läppisch, überziert oder das Gegentheil sey. So wie bunte Farben und süßes Geleier, so können falsche Schönheiten, unnatürliche Charaktere und Gesinnungen, und affektirter Styl uns wohl eine Weile gefallen, aber nicht länger, als bis durch Uebung der Geschmack sich gebildet hat.

b. durch Vergleichung der schönen Kunstwerke und Geisteserzeugnisse aller gebildeten Völker, zumal der Alten, wird der Geschmack verbessert — perfected by comparison. —

c. durch Nachdenken und durch kritische Aufmerksamkeit, auf alle noch so mannigfaltigen und verschiedenen Schönheiten wird er geläutert von allem Vorurtheil — cleared of all prejudice. —

3. Vollkommenheit des Geschmacks. Sie besteht

a. in Feinheit — Delikatesse — und

b. in Richtigkeit — Korrektheit. — Das erste bezieht sich auf die Empfindung, sofern sie uns auch verborgene Schönheiten finden läßt. — Beispiel von feinem Sinngeschmack ist, da jemand im Wein Leder, ein andrer Eisen schmeckte, und sich zuletzt auf dem Boden des Gefäßes ein Schlüssel mit einem Riemen fand. — Das zweite bezieht sich auf die Urtheilskraft, sofern man sich durch keine unächte Schönheit täuschen, und durch jede Art von komparativer Schönheit nicht mehr nicht weniger, als es sich gehört, vergnügen läßt. Beide, Delikatesse und Korrektheit wirken auf einander wechselseitig. Nach dem Grade der Vollkommenheit des Geschmacks ist man entweder Liebhaber oder Kenner oder Kunstrichter. Der Liebhaber — Dilettant

— hat blos lebhaftes Gefühl für Kunstwerke; der Kenner weiß sie nach dem Grade ihrer Vollkommenheit zu schätzen; der Kunstrichter besitzt außerdem noch alle Kenntnisse des Künstlers, die praktische Fertigkeit ausgenommen. — Vornehmlich gehört zu einem Kenner und Kunstrichter, die Kenntniß der Kunst des Alterthums und der Antike oder alten Ueberbleibsel.

4. Richtmaaß — Aiche des guten Geschmacks. Giebt es ein solches Richtmaaß? — Ja! denn sonst wäre jeder Geschmack gleich gut, Kanzeleistyl und Schreibart des Tacitus, ein Lappländerlied und ein Wielandsches Gedicht, gleich schön. Man merke:

a. es giebt Verschiedenheiten des Geschmacks, ohne daß er darum aufhörte gut zu seyn. Die Wahrheit ist nur eine; die Schönheit kleidet sich in mancherlei Gewänder. Ein Jüngling liebt den Ovid, ein Mann den Horaz, einer liebt mehr das Erhabene, der andre das Zärtliche, einer liebt mehr Korrektheit, der andre mehr Feuer, einer mehr Einfalt, der andre mehr Schmack. Aber:

b. wenn über denſelben Gegenſtand die Geſchmacksurtheile zweier Menſchen nicht dem Grade des Wohlgefallens nach wechſeln, ſondern ſich widerſprechen, ſo hat der eine keinen, oder einen falſchen, unrichtigen Geſchmack. Worin beſteht nun das Richtmaaß? — Strong sense, united to delicate sentiment, improved by practice, perfected by comparison, cleared of all prejudice makes a man of taste; and the joint verdict of such critics is the true standart of taste and beauty; — alſo das feinſte Gefühl, verbunden mit der richtigſten Urtheilskraft, iſt das Richtmaaß. Was einem Manne von ſolchen Eigenſchaften gefällt, das, kann man ſagen, gefällt allgemein, und iſt ſchön in eben dem Sinne, wie, was logiſch richtig iſt, allgemeinen Beifall bekömmt, und wahr iſt.

c. Geſchmack wird gemodelt durch Religion, Regierung, Geſellſchaft, Lektüre; gleichwohl behauptet die Natur ihre Rechte.

d. In Sachen des Geſchmacks giebt es unentſchiedene Streitigkeiten, gleichwohl giebt es darin auch ganz ausge-

machte Urtheile. In Absicht dieser beiden Punkte ist die Philosophie und Vernunft in gleichem Fall. — Resultat: Geschmack ist nichts Willkührliches noch Schwankendes; er hat seinen Grund in der menschlichen Natur; es giebt ewige Schönheiten, wie ewige Wahrheiten und Tugenden, und auch im Aesthetischen heißt es: opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat.

B. Aesthetische Kritik — auch κατ' ἐξοχην Kritik genannt — entsteht nicht a priori, sondern ist ganz gegründet auf Erfahrung und Bemerkung solcher Schönheiten, die dem Richtmaaß am nächsten kommen. So hat Aristoteles seine Poetik abstrahirt von Mustern. Es giebt unbefugte Kritiker, wie unbefugte Philosophen; aber deshalb die Kritik selbst anklagen zu wollen, ist ungerecht. Die Regeln der Kritik helfen Fehler entdecken und verbessern, und sind nützlich, die Aufmerksamkeit zu dirigiren, aber das Schöne hervorzubringen helfen sie nicht; das ist Sache des Genies, welches, indem es der Natur folgt, Regeln befolgt, ohne es zu wissen.

Doch ist das Studium der Regeln so wenig für den Verfertiger als den Beurtheiler schöner Kunstwerke unfruchtbar. Denn Regeln sind praktische Folgerungen aus einer nicht willkührlichen, sondern in der Natur gegebnen Theorie, d. i. Folgerungen aus der Entwickelung dessen, was ein Werk, in seiner Art, und nach seinem Zweck, vollkommen macht. Ohne Regeln wäre ein Kunstwerk das Produkt des Instinkts oder des Zufalls. Je mehr man über die Natur einer Sache nachgedacht hat, desto geschickter wird man zur Ausführung derselben; willkührliche und unrichtige Regeln aber sind unnütz und schädlich. Ueberhaupt dienen Regeln, wenn nicht zur Erfindung, doch zur Lenkung des Geistes, zur Beurtheilung, Wahl, Anordnung, Ausführung. — Regelmäßigkeit indessen geht nur auf die Form, nicht auf die Materie, und bewirkt ein geringes Wohlgefallen, ist nicht sowohl Schönheit, als Abwesenheit des Anstößigen. Ein Werk kann den Fehler der Unregelmäßigkeit durch höhere Schönheiten bedecken; besser aber wäre es doch, wenn es zugleich regelmäßig wäre.

C. Genie ist Naturgabe der Erfindungskraft in Hervorbringung solcher Werke, zu welchen sich keine bestimmte Anweisung, wie zu mechanischen Künsten, geben läßt. Die Werke des Genies sind selbst Regeln und Muster für die freie Nachahmung. Das Genie kann verbessert, aber nicht ersetzt werden. Obgleich Geschmack ohne Genie seyn kann, so ist Genie niemals ohne Geschmack. Indessen zeigt sich, selbst bei geringem Geschmack und bei Mangel an Korrektheit, durch kräftige feurige Ausführung, das Genie in rohen Zeiten hervorstechender, als in geschliffenen, wie Homer, Shakespeare. Zum Genie gehört

1. rege und warme Empfindung, und

2. reiche, lebhafte Einbildungskraft, ohne welche ein Werk nie das freie, natürliche Ansehn bekommen wird, worin das Gepräge des Genies besteht. Doch vereinigt auch Genie noch Scharfsinn, Witz, Verstand und Urtheilskraft. Universalgenies giebt es nicht, selbst Leibnitz und Aristoteles waren es nicht; aber es giebt wissenschaftliche Genies. Man unterscheide von Genie, dessen eigenthümliches Merkmahl Erfindungskraft ist, das

Talent, d. i. eine vorzügliche Geschicklichkeit irgend etwas zu begreifen, oder zu machen, z. B. in Wissenschaften, Künsten, Geschäften — und zwar leicht, sicher und richtig.

Das Genie arbeitet, je nachdem seine Werke zu der ernsten und erhabnen, oder zu der sanften und fröhlichen Klasse gehören, mit Begeisterung, oder mit Laune. — Begeisterung ist die erhöhte Wirksamkeit des Geistes, die sich zeigt, entweder in dem Gefühls- oder Begehrungsvermögen, oder in den Erkenntnißkräften. Im ersten Fall, da die Seele nicht sowohl den Gegenstand selbst, als vielmehr dessen Wirkungen fühlt, dränge sich in ihr alles, was damit irgend vergesellt ist, mächtig hervor, und giebt dem Ausdrucke Leichtigkeit, Schnelle, Stärke, und den Ideen seltsame Kombinationen. Im andern Fall strengt die Seele sich an, alles an dem sie begeisternden Gegenstande aufs Klärste zu sehn, ihn ganz zu fassen und zu entwickeln; so entstehn erst lichtvolle Konceptionen, und dann eben so lichtvolle, kräftige, natürliche Darstellungen. — Laune ist der Zustand der Seele, da sie, ohne von einem Ge-

genstande besonders gerührt zu seyn, sich aufgelegt fühlt, alles von einer ergötzlichen oder verdrießlichen Seite anzusehn und thätig zu behandeln. Die Vorstellungskraft bekommt dadurch eine eigne Richtung; die Reden und Handlungen erhalten etwas Sonderbares und Charakteristisches. Laune ist Würze des Komischen im Schauspiel.

Das Schöne, objektiv betrachtet, ist die Darstellung. Der Philosoph entwickelt und erklärt es, der Künstler stellt es dar. Bei der Darstellung kömmt es an

1. auf Stoff,
2. Ordnung,
3. Ausdruck.

Der Plan in Absicht des allen, bestimmt sich durch den Endzweck; denn aus der Hauptwirkung, die das Werk thun soll, ergiebt sich der Hauptcharakter desselben. Um diese Wirkung zu erhalten, muß man

a. die Mittel oder Materialien erfinden, und daraus mit Entfernung alles Ueberflüssigen und Unwahrscheinlichen, blos das Treffendste und Wirksamste auswählen. Dann muß man

b. alle

b. alle diese Materialien so anordnen, daß sie, jede einzeln, und alle zusammengenommen, den Zweck des Ganzen aufs vortheilhafteste befördern, und zugleich unter sich in einem natürlichen Zusammenhange faßlich dastehn. Denn die Ordnung erweckt Aufmerksamkeit, Faßlichkeit im Ganzen und Klarheit im Einzelnen, indem sie den Beurtheiler in den Stand setzet, den Inhalt bestimmt zu erkennen, das Hauptinteresse zu bemerken, die Haupttheile zu unterscheiden, und eines jeden Beziehung und Wirkung aufs Ganze wahrzunehmen, und dieß, bis auf die kleinsten Theile fortgesetzt, wirkt Gefallen und prägt den Gegenstand dem Vorstellungsvermögen ein. Endlich

c. muß der Ausdruck richtig und treffend seyn. Der Ausdruck befaßt alle Mittel, welche die schönen Künste haben, Vorstellungen zu erwecken. Diese sind in den Redekünsten die Wörter und Redesätze; in der Musik die Töne und Tonsätze; in den zeichnenden Künsten Umrisse, Züge, Stellungen, Gebehrden, Kolorit; im Tanze Stellungen, Gebehrden, Bewegung. Die Kunst des Ausdrucks ist die Hälfte dessen, was

ein Künstler besitzen muß. Richtigkeit ist die Fehlerlosigkeit in dem sinnlichen Ausdruck — im Mechanischen — der Kunst, als im Grammatischen, im Versbau, in der Perspektive, in der Harmonie der Musik. Das Treffende, oder Eigenthümliche des Ausdrucks hängt ganz mit den Konceptionen zusammen.

Die ganze Art, wie die Gedanken und der Inhalt eines Kunstwerks ausgedrückt und dargestellt sind, heißt Styl desselben. Der Styl wirkt entweder auf die Phantasie — indem er die Hauptvorstellung durch Nebenvorstellungen bereichert, das Ganze in seine Theile entfaltet, das Abstrakte und Geistige versinnlicht, das Abwesende vergegenwärtigt, — oder auf die Empfindung — indem er entweder einen Zustand darstellt, der andre Empfindungen erwecken soll, als in den Gegenstand des Kunstwerks selbst hineingelegt oder gedacht werden, oder indem er in diesem denselben Gemüthszustand abbilder, der in der Seele des Betrachters hervorgebracht werden soll. Zuerst in redenden Künsten besteht er, theils in der Beschaffenheit der Nebenvorstellungen, wozu das gehört, was

man Einkleidung, Wendung, Schwung der Gedanken nennt, theils im Ausdruck — Diktion, Komposition. — Auf den Nebenvorstellungen beruhen vornehmlich die Gattungen der Schreibart, die simple, fließende, lebhafte, sanfte, edle, feierliche, erhabne. — Auch in den bildenden Künsten ist Styl das Verhältniß der Nebenvorstellungen, die das Werk erregt, zu der bezweckten Hauptvorstellung. —

Der Ausdruck soll den Gedanken und Empfindungen, die erregt werden sollen, angemessen seyn. Große und erhabene Vorstellungen erfordern wenige, eigenthümliche, kraftvolle und recht gestellte Worte. Edle Gedanken müssen nicht durch unedle, d. i. mit niedrigen Nebenbegriffen behaftete, Ausdrücke geschwächt werden, wogegen das Gemeine durch einen edeln Ausdruck gehoben werden kann. Für ernsthaften Vortrag schicken sich längere Perioden und nachdrückliche volltönende Worte. Starke Gedanken erschüttern bald durch die Kürze des Ausdrucks, bald durch ungewöhnliche malerische Worte, bald durch sinnliche Bilder. Lebhafte Vorstellungen vertragen nicht den Zwang zu-

sammengesetzter Perioden, sanfte äußern sich durch fließenden, einschmeichelnden Ausdruck. — Fehler des Ausdrucks sind,

1. wenn er steif und trocken,

2. wenn er läppisch, geputzt, schwülstig, frostig ist.

Eintheilung der Künste.

I. Die schönen Künste, die sprachlos wirken, wirken

A. Durch sichtbare Mittel:

a. Durch Gestalten,

1. Auf Flächen, zeichnende Künste,

α. unmittelbar, Malerei, Mosaik;

β. mittelbar, Kupferstecherkunst, Formschneidekunst.

2. Durch Körper, bildende Künste,

α. aus harten Massen, Bildhauerei,

β. aus weichen, Bildformerei, oder Bossirkunst,

γ. aus gießbaren, Bildgießerei.

3. Ordnende Künste:
α. schöne Baukunst,
β. schöne Gartenkunst.
b. Durch Bewegungen:
1. Orchestik — Tanzkunst.
2. Mimik — Schauspielkunst.

B. Durch hörbare Mittel: Musik oder Tonkunst.

II. Die schönen Künste, die durch Sprache wirken:
1. Dichtkunst,
2. Beredtsamkeit.

Unter den ohne das Mittel der Rede wirkenden und besonders auf den Sinn des Gesichts sich beziehenden Künsten nehmen den ersten Platz ein, diejenigen, welche ruhende Gestalten hervorbringen. Diese sind

I. Die zeichnenden Künste.

Die Malerei besaßt Zeichnung und Farbengebung.

A. Die Zeichnung, die auch unabhängig von dem Kolorit, oder bei einerlei Farbe — Monochrema, Camaieu —

die besten und auch mittelbare Werke, d. h. Werke, die nicht unmittelbar auf dem Papier, sondern erst vermittelst Platten und Formen, worin sie unmittelbar hervorgebracht sind, entworfen werden, liefern kann, ist der Grund von aller Darstellung der zeichnenden und bildenden Künste sowohl, als selbst der Orchestik und Mimik, soweit sie Gestalten darstellen. Zur Zeichnung gehört

1. Erfindung des Inhalts,
2. Anordnung,
3. Ausdruck.

Was

1. die Erfindung anlangt, so kann Zeichnung auch die geistige unsichtbare Natur darstellen, sofern diese sich durch natürliche Zeichen äußert, oder durch sinnbildliche andeuten läßt. Die Zeichnung selbst ist entweder

a. Kopie und Portrait, Ebenbild, oder

b. Idee, Phantasie; Ideal ist verschönerte und verstärkte Natur.

Zweckmäßige Wahl aller Partien, Entfernung alles Unnützen, alles Matten, der prägnanteste Moment, die interessantesten Stellungen und Formen, Mannig-

faltigkeit, Reichthum, Zweckmäßigkeit sind ihr Hauptaugenmerk.

2. In Hinsicht der Anordnung ist kräftige Zusammensetzung, symmetrische Gruppirung, Einheit, Einfachheit, Ganzheit, Haltung und Ton zu beachten.

3. Beim Ausdruck kommt es an

a. auf Richtigkeit in der Perspektive, in Licht und Schatten, in den Umrissen, in der Stellung;

b. auf Wirksamkeit, durch Bedeutsamkeit, Fülle und Reiz.

B. Zum Kolorit gehört

a. Erleuchtung und Lichtvertheilung, Drapperie, Ton;

b. Wahl der Tinten.

Es kömmt dabei an

1. aufs Mechanische oder Materielle,

2. aufs Aesthetische.

In Absicht auf beides, und was Zeichnung sowohl als Kolorit betrifft, giebt es verschiedene Arten von Styl und Manieren.

Arten von Malerei.

a. Nach dem Mechanischen:

1. in Oel. Nicht von Johann van Eyk 1400, sondern schon zu Theophi-

lus Presbyter Zeit ward Oelmalerei erfunden. Die Alten scheinen Oelmalerei nicht gekannt zu haben.

2. In Leimwasser und Gummi.

3. Die Malerei al fresco — mit Milch — auf nassem sowohl als trocknem Grunde.

4. Musivische Arbeit, oder Mosaik, war schon den Alten bekannt.

5. Email-, oder Schmelz-, Porzellan- und Fayancemalerei ist neu, Glasmalerei wohl auch.

6. **Wachsmalerei**, die Enkaustik der Alten ist aus Plin. XXXV. cap. 40. 41. dunkel zu entnehmen. Sie hatten, scheint es, drei Arten derselben:

α. κατρωσις. da in Elfenbein mit einem Griffel — κηρος, veruculum — die Umrisse gegraben, und dann die Farben aufgetragen wurden;

β. Auftragung des gefärbten Wachses durch Hülfe des Feuers und der Werkzeuge, cauteria genannt;

γ. Malerei mit flüssigem Wachs, mittelst Pinsel.

Die ersten Spuren dieser Malerei kommen auf den Binden der Mumien vor, wo das blendende Weiß nichts anders

ist, als Kreide durch einen Wachsüberzug vor der Luft geschützt. Das Oel bei Oelgemälden wird bei dem Zutritt des Lichts und der aus Metalloxyden bestehenden Farben geschwärzt, das Wachs hingegen durch die Luft gebleicht, und es zieht das Oxygen aus den Metalloxyden weniger an. Frahbom löste weißes venetianisches Wachs in höchst rektificirter Naphta auf, und die damit gemalten Gemälde, mit einem Tuch abgerieben, waren vortrefflich.

7. Pastellmalerei.

b. Nach dem Inhalt:

1. Historienmalerei, 2. Landschaften, 3. Thiere, 4. Früchte, 5. Blumen, 6. Baustücke, 7. Schlachten, 8. See-, 9. Jagd-, 10. Nachtstücke ꝛc. diese alle können seyn Portraite, Ebenbilder oder Ideen. Kopie heißt auch ein von einem idealischen Gemälde genommnes zweites Gemälde. —

Geschichte der Malerei. Welches Volk sie zuerst erfunden, und auf welche Veranlassung ist eine theorische Frage — obgleich Plinius, und nach ihm mehrere, z. B. Eschenburg, darüber schwatzen. — Die griechischen Maler brauchten nur 4 Farben, weiß, gelb, roth,

schwarz — melinum, atticum, sinopis pontica und atramentum. Plin. XXXV, 7. — Die Alten kannten nicht Oelfarbe, malten auf Holz — vorzüglich auf larix — seltner auf Leinwand, am gewöhnlichsten auf nassen sowohl als vornehmlich, trocknen wohlgeglätteten Kalk — al fresco — mit einer Art Leimwasser, und endlich enkaustisch, mit Wachs auf Elfenbein. Ob sie Perspektive verstanden haben und worin endlich ihre hochgepriesenen Verdienste bestehen, wissen wir nicht recht. Unter den Griechen gab es 4 berühmte Schulen der Malerei, die zu Sicyon, Korinth, Rhodus und Athen. Die blühendste Epoche war zu Alexanders des Großen Zeit, da lebten Zeuris, Timanthes, Eupompus, Parrhasius, Apelles, Protogenes, Pamphilus, Polygnotus. — In Italien übten früh Herrurier die Malerei auf ihren Gefäßen. Auch von einheimischen, römischen Malern nennt Plinius verschiedene. Die musivische oder mosaische Arbeit kam von den Griechen zu den Römern zu Sulla's Zeiten. Plin. XXXVI, 64. Man machte sie erst von farbigen Steinen, und seit Auguste Zeit von gefärbtem — !!! — Glase. Die Byzan-

rinen arbeiteten darin spät, und von da kam diese Kunst wieder nach Venedig und Italien. Die Alten machten ihre Mosaik — opus musivum, tessellatum, vermiculatum — aus Thon, Glas, Marmor oder Edelsteinen und Perlen. Die eingelegten Stücke waren oft so klein, daß ein Quadratzoll 150 Stücke enthielt. Sosus war einer der berühmtesten Künstler in der Mosaik, die zur Zeit des Kaisers Claudius sehr im Gange war. — **Unter den alten musivischen Kunstwerken** ist ein zu Tivoli gefundnes, das 4 Tauben an dem Rande einer Wasserschaale vorstellt, das schönste, und die sogenannte Präneſtiſche Mosaik, eine Vorstellung eines ägyptischen Festes, das ehemals im Fußboden des Fortunatempels zu Präneſte war, das größeste. Zu den, seit Wiederherstellung der Künste wieder aufgefundenen, Denkmälern der alten Malerei gehören:

a. die an der Pirampde des C. Cestius gefundenen Gemälde aus Augusts Zeit;

b. einige Ueberreste von Gemälden an den Wänden des Pallasts und in den

Bädern des Titus, wovon einige jetzt im Eskurial zu Madrid sind;

c. auch noch einige antike Malereien in den Palästen Farneſe, Barberini u. ſ. w. in Rom;

d. am merkwürdigſten ſind die in der Gruft der Naſonen 1675 entdeckten Gemälde, die in Kupfer geſtochen von Bartoli und Bellori mit andern ähnlichen zu Rom herausgekommen ſind;

e. aus den verſchüttet geweſenen Städten Herkulanum, Pompeji und Stabiä ſind jetzt in dem antiquariſchen Muſeum zu Portici über tauſend Stück befindlich, die meiſt auf trocknem Kalke — a tempera — gemalt ſind, einige wenige auf naſſem Grunde.

Seit Wiederherſtellung des Geſchmacks rechnet man folgende Schulen:

1. Die Florentiniſche von Leonardo da Vinci † 1520. Michael Angelo (Agnuolo) Buonarotti † 1563.

2. Die Römiſche von Raphael d'Urbino † 1520. Sein Hauptgemälde iſt die Verklärung Chriſti zu Rom, ſo wie des Michael Angelo das jüngſte Gericht in der Sixtiniſchen Kapelle 60 Fuß hoch.

40 Fuß breit auf naſſem Kalke gemalt.

3. Die Lombardiſche von Anton Allegri, von ſeinem Geburtsort genannt Correggio † 1534. Sein berühmtestes Stück iſt die Geburt Jeſu, Correggio's heilige Nacht, die, ſo wie ſein heiliger Georg, jetzt in Dresden iſt. Zu eben dieſer Schule gehören die 3 Caracci's aus Bologna.

4. Die Venetianiſche vom Titian († 1576) einem Schüler der Bellini; von ihm iſt eine ruhende Venus in Dresden.

5. Die Deutſche; Albert Dürer † 1528. Hans Holbein † 1574 zu London.

6. Die Holländiſche, von Lucas van Leyden († 1533), Erfinder des Luftperſpektivs; Rembrand van Ryn † 1674; Peter de Laar († 1675), Erfinder der ſogenannten Bambocciaden — ſo nennt man Gemälde, welche Räuberbanden, Zigeunerfamilien, Jagden, Marktplätze u. dergl. darſtellen — Wouwermann † 1688, van der Werf † 1727.

7. Die Flandriſche oder Flämiſche; Franz Floris † 1570; Paul Rubens † 1640; Anton van Dyck † 1640.

8. Die Französische; Simon Vouet († 1641), mit seinen Schülern Sueur und Lebrun; Poussin † 1663; David.

9. Die Englische; Josua Reynolds, West.

Zu den zeichnenden Künsten gehören noch:

a) Die Formschneidekunst, oder die Kunst, Holzschnitte, auch Metallschnitte zu machen;

b) die Kupferstecherkunst. Das älteste Blatt von einem Holzschnitt ist von 1423. Spielkarten wurden vielleicht in Deutschland zuerst für die Soldaten in Holz geschnitten — wenn gleich früher in Spanien, vielleicht von den Arabern her gemalt — dann auch Heiligenbilder. Zur Kupferstecherkunst gehört:

1) Die Gravierkunst; sie ist uralt, aber der Gedanke, Abdrücke von Gravüren zu machen, ist vielleicht erst im 15. Jahrhunderte entstanden; denn erst mit Michael Wohlgemuth, einem Nürnbergischen Maler und Kupferstecher († 151[illegible]), — der Albert Dürers Lehrer gewesen, fängt diese Kunst an historisch gewiß zu werden.

2) Das Aetzen oder Radiren hat schon Dürer 1512 ausgeübt.

3) Die gehämmerten Kupferstiche, da nach Art der Goldschmiede, mittelst sogenannter Punzen, Zeichnungen in Kupferplatten eingehämmert werden, so daß zwar einige Striche gepickelt und geschroten, die meisten aber durch kleine sehr dicht an einander gesetzte Pünktchen hervorgebracht werden, und wo viel Schatten seyn muß, mit stumpfen Spitzpunzen in die Platte geschlagen wird, sind seit 1560 in Italien bekannt.

4) Die schwarze Kunst, Sammetstich, mezzo tinto, gravure en maniére noire, die sich vom Kupferstich darin unterscheidet, daß man bei dieser letzten Arbeit den Schatten, bei jener erstern aber das Licht in das Kupfer arbeitet, durch Schaben, womit man das Aetzen klüglich verbinden kann. Sie ist erfunden oder wenigstens zu erst versucht von dem Hessenkasselschen Obristlieutenant von Siegen oder von Siechen, der 1643 das Bildniß der Landgräfin so ausarbeitete. Von diesem lernte diese Kunst der churpfälzische Prinz Robert, der sie nach England brachte.

5) Die Manier à la gravure en bois; oder auch in aqua tinta genannt, welche die getuschten Zeichnungen so vollkommen nachahmt, daß man sie kaum vom Original unterscheiden kann. Sie ist von dem Franzosen le Prince erfunden, von dem Engländer Sandby verbessert. Diese Manier wird mittelst einer mit dem Pinsel auf der Kupferplatte aufgetragenen Beitze, die freilich sehr verschieden zubereitet werden kann, ausgeübt. Zu gleicher Zeit brachte der Abt Saintenon ähnliche Kupferzeichnungen, mittelst in die Platte eingedrückter Körner, und noch auf eine andre Art de la Fosse, hervor.

6) Der Gemäldedruck. Schon Hugo de Carpi, der zu Raphaels Zeiten lebte, und dem man die Erfindung der Holzschnitte mit drei Stöcken — Paßformen? — zuschreibt, versuchte kolorirte Holzschnitte zu drucken. Der Maler Peter Harlem zu Anfang des 17. Jahrhunderts, versuchte auf ähnliche Art Kupferstiche abzudrucken. Besser als ihm erlang es im 18. Jahrhunderte dem Kupferstecher le Blend aus Frankfurt am Main, der in London, wo er sich 1737 auf

aufhielt, ein Buch — Harmony of colowring — herausgab, in welchem er sein Verfahren beschrieb. Er druckte mit 3 Platten, jede mit einer Grundfarbe bestrichen, wozu er, um alle Farben herauszubringen, das Papier, worauf er abdruckte, von einer andern Farbe wählte. — Erst 1751 gelang es dem Franzosen Palmeus statt der schwarzen Farbe, die sonst allein zu Kupferstichen gebraucht wurde, auch blaue und hernach rothe, zu bereiten.

II. Bildende Künste.

Ihre Werke sind:

A. Allseitige, oder rundumsichtige Figuren, d. i. Statuen;

B. Halb erhobene, und mehr oder weniger, als halb erhobene, kurz einseitig sichtbare, Basreliefs. Beide sind entweder

a) in harter Masse geschnitzt und gehauen, oder

b) aus weicher Masse, bossirt, oder

c) aus geschmolzenen Massen gegossen.

C. Vertieft gearbeitete.

a) Stempel zu Münzen, und

b) Intaglios, zum Siegeln, aus harten Massen.

Vor allen solchen Arbeiten gehe das Modelliren, ein gleichsam stereographisches Zeichnen, auf Thon, Wachs, Gyps vorher. Es kann das Modelliren in Miniatur geschehn, aber auch in ebenmäßiger Größe. Dann muß man bei jeder dieser Künste unterscheiden:

A. Das Technische oder Materielle, verschieden

a. nach der Beschaffenheit und Größe der Massen, und

b. nach der Behandlung, da beim Schnitzen und Hauen, und eben so auch beim Bildgraben, das Werk selbst unmittelbar, beim Bossiren und Gießen aber die Form oder Patrone unmittelbar, und das Werk nur mittelbar der Gegenstand der Kunst ist; wiewohl auch beim Bossiren und Gießen das Hauen und Schnitzen mit zur Hülfe kommen kann. Auf jedem dieser 3 Wege, des Hauens, Bossirens und Gießens, können sowohl Statuen, als Basreliefs verfertigt werden. Die Materialien zum Bildhauen — Skulptur — waren und sind noch

α. Holzarten;

β. Elfenbein — des Phidias olympischer Jupiter war von Elfenbein, womit ein hölzerner Kern überlegt war; —

γ. Steine, Marmor, Granit, Basalt, man setzte auch aus mehrern Stücken, die mittelst eines Kitts — κόλλα — verbunden wurden, Statuen zusammen;

δ. Erz. Zum Gießen diente Metall. Die Alten hatten besondere Mischungen, die sich mittelst chemischer Analyse müßten erkennen lassen.

ε. Zur Plastik und zum Bossiren brauchte man Thon, terra cotta, Porzellan. Die alten Etrusker waren darin große Meister; Auch ganze Statuen werden bossirt. Gyps wird mehr gegossen. —

Die Werke selbst unterscheiden sich:

1. an Größe,

a. kolossal — der Koloß von Rhodus, ehern, 150 Fuß hoch, fabelhaft, —

b. gleichmäßig — εἰκονικὸν ἄγαλμα. —

c. klein — sigilla —

2. an Inhalt,

a. einfache:

α. Statuen mannigfaltig bekleidet oder nackt, sitzend, liegend, stehend, ruhig oder thätig,

β. Büsten,

γ. Hermen.

b. zusammengesetzte Gruppen oft, zumal in Basreliefs, äußerst gedrängt voll.

B. Das Aesthetische, worauf eigentlich hier alles ankömmt; es besteht in schöner richtiger Darstellung interessanter Sujets.

Geschichte der bildenden Künste.

Nichts von Erfindung, denn die ist tausendmal gemacht. In der griechischen Kunst unterscheidet man, ob zwar ziemlich willkührlich, 4 Epochen:

1. die des ältern Styls, bis auf Phidias 450 vor Christo;

2. die des großen und hohen Styls, bis auf Alexander den Großen 350 vor Christo, oder bis auf Praxiteles;

3. die des schönen Styls, vom Praxiteles bis auf den Anfang der römischen Monarchie;

4. die des verfallenden Styls.

In dem zweiten Zeitalter hob sich die Kunst schon sehr in und durch die Kunstschulen in Sicyon, Korinth und Aegina. Der Geschmack der Griechen ward durch Meisterwerke erweckt, und begeisterte wieder Künstler. Erstaunlich häufiger und ehrenvoller Gebrauch wurde von Kunstwerken gemacht, zum Schmuck und zu Geschenken, an Tempeln, an öffentlichen Gebäuden, an Privatwerken und im Zimmerschmuck. Phidias Meisterwerke waren: der olympische Jupiter von Elfenbein, und die Minerva auf der Akropolis. Die bekanntesten Künstler des hohen Styls waren Alkamenes, Agorakritus, Polyklet, Myron, Skopas. Des Praxiteles Meisterwerk war eine Venus. In sein Zeitalter gehören Lysipp, Chares und Laches. —

Die Römer haben wenig selbst gemacht, aber griechische Künstler, die sich nach Rom wandten, beschäftigt; auch hatten sie eine große Menge von Statuen. Das Kapitol, vornehmlich die daselbst befindliche Cella Jovis, die Arca capitolina, das Comitium, die Rostra waren zahlreich mit Statuen besetzt, daher Wächter — Tutelarii und an Tempeln

Aeditui — welches Wächteramt hernach obrigkeitlich wurde. Der Senat, und selbst Municipien, errichteten zu Ehren der Kaiser oder aus Schmeichelei Statuen.

Ueberreste. Trotz der vielen Zerstörungen hat man doch seit der Wiederherstellung des Geschmacks viele Kunstdenkmäler aufgefunden, gesammelt und beschrieben. Die wenigsten aber sind unverstümmelt oder unbeschädigt gefunden; man hat sie daher ergänzt, in welcher Arbeit Cavaceppi am glücklichsten gewesen. Auch ist selbst der Unterschied der antiken Werke von neuern, und vollends die Bestimmung des Künstlers, der ein antikes Werk gemacht hat, trotz mancher Inschrift höchst unsicher.

Die berühmtesten von noch vorhandenen Denkmälern sind in Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur erwähnt.

Was die Bildgräberei insbesondere betrifft, so arbeitet sie in Metall, Elfenbein, Muscheln, Krystall, und vornehmlich in Edelsteinen, wo die Kunst Steinschneidekunst, und ihre Werke Gemmen heißen.

In Ansehung der Materien, die den griechischen und römischen Künstlern dienten, ist zu merken, daß die neuere Naturgeschichte Steine mit alten Namen nennt, unter welchen sich die Alten oft etwas ganz andres dachten. Ob die Alten in Diamant geschnitten, ist ungewiß, auch die Politur dieses Steines wußten sie nicht, oder sie hatte sich verloren, bis 1476 Ludwig von Berquen aus Brüren sie wieder erfand. In den Steinen sind nun die Figuren entweder vertieft, oder hervorragend geschnitten. Jene heißen Intaglios — gravures en creux. gemmae diaglyphicae, — diese Camei — camées, gemmae ectypae, exscalptae, anaglyphicae. — Die Alten scheinen in der mechanischen Behandlung Vortheile gehabt zu haben, die den Neuern unbekannt sind, daher die große Reinheit, Tiefe, Freiheit, Glätte des Schnitts. Indessen haben manche neuere Künstler die Alten vom zweiten Range darin so übertroffen, daß es nicht immer leicht ist, die ächten antiken Gemmen von neuen zu unterscheiden. Im Aesthetischen aber zeichnen sich die antiken Gemmen aus durch Schönheit der Zeichnung, weiseste

und edelste Zusammensetzung des Ganzen, angenehmste Mannigfaltigkeit des Inhalts sowohl, als der Darstellungsarten. — Die Bestimmung der Gemmen war

a. zu Siegeln, auch statt der Schlüssel,

b. zum Schmuck.

Zu beider Absicht wurden sie gewöhnlich in Ringe gefaßt. Unter die berühmtesten der alten Steinschneider gehören Pyrgoteles, der einzige, der Alexanders Bildniß in Stein schneiden durfte; auch mit Sostratus Namen sind einige der schönsten noch vorhandenen Gemmen bezeichnet.

III. Ordnende Künste.

A. Schöne Baukunst. Baukunst ist die Wissenschaft, ein Gebäude dauerhaft oder fest, schicklich, zweckmäßig, wohlfeil und schön aufzuführen. Sie ist theils die gemeine oder mechanische, und diese begreift

1. die gute und feste Zusammensetzung der Baumaterialien,

2. die Anordnung der gewöhnlichsten und einfachsten Gebäude, und

3. die Geschicklichkeit, den Bau aufs wohlfeilste zu vollführen; theils die ge-

lehrte oder schöne Baukunst, welche besteht in Erfindung vollkommner Gebäude aller Arten, besonders der großen und wichtigen. — Stärke, äußere Form, und selbst die äußern und innern Verhältnisse und Verzierungen müssen in ihr aus der Bestimmung des Gebäudes mit Urtheil und Geschmack festgesetzt werden.

Arten der Gebäude aber sind:

a. Wohnhäuser, gemeine, mittlere, prächtige,

b. ökonomische zu städtischen und ländlichen Gewerben,

c. öffentliche Gebäude,

d. Gebäude, worin Maschinen befindlich sind,

e. Brücken, Schleusen, Kanäle ꝛc.

Der Plan eines jeden Gebäudes ist, es zu entwerfen nach den Forderungen der Festigkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit.

1. Festigkeit, die theils materiel, von der Beschaffenheit der Materialien, der Bausteine und des Mörtels, des Bauholzes und der Metalle abhängig, theils mechanisch, d. i. von der Zusammensetzung der Materialien abhängig, ist

Die letztere entsteht durch das Gleichgewicht des Drucks und Gegendrucks aller Theile eines Gebäudes, vermittelst ihrer Verbindung sowohl unter einander, als mit dem Grunde. Hiezu gehört

α. der Grundbau in allerlei Boden — NB. Es ist gut, wenn der Grundbau zugleich gemacht wird, und erst sich im Ganzen senkt, ehe das Gebäude aufgeführt wird;

β. Festigkeit des obern Mauerwerks, als der Gewölbe;

γ. mechanische Festigkeit des Zimmerwerks, z. E. an Kuppeln oder Dauen.

2. Zweckmäßigkeit, wozu gehört

a. das Ansehn von der Außenseite,

b. die Nebeneinanderstellung der Haupttheile,

c. die innere Einrichtung, Verbindung der Zimmer in jeder Etage,

α. unter einander mit der Küche, Gesindestube, Garderobe, Souterrain;

β. der Etagen, Treppen, Halbgeschoß, belle etage;

γ. Dach, Dachstuben, Oeil de boeuf, Mansarde.

3. Schönheit. Diese ist

a. negative, daß alles im Gebäude fest, bequem, angemessen dem Zweck und der Bestimmung sey,

b. positive.

Die Schönheit eines Gebäudes beruht nur auf der Zweckmäßigkeit und Festigkeit, fordert aber überdem, daß kein Theil zum Schaden des Ganzen hervorstehe, noch Mangel und Unvollkommenheit die Aufmerksamkeit störe, und daß kein Theil oder Zierrath da sey, der nicht eine bestimmte Absicht habe. Alles Unnütze, Unbestimmte, Widersprechende, Verworrene ist zu vermeiden. — Das Gebäude in dieser Hinsicht muß haben:

1. Einfachheit, d. i. nichts Verworrenes,

2. Einheit, d. i. alles muß sich auf einander beziehn,

3. Ganzheit, d. i. es muß nichts fehlen,

4. Gleichförmigkeit, Symmetrie. Diese geht auch auf die Uebereinstimmung des ganzen Gebäudes, mit seiner Bestimmung, so wie auf das Gleichgewicht der einzelnen Theile in Absicht auf die Verzierung.

In diesen Stücken besteht die wesentliche Schönheit. Die zufällige aber besteht in den, dem Charakter des Ganzen gemäßen, Verzierungen. Zu diesen Verzierungen haben uns die Alten eine Menge schöner Maaße hinterlassen, die unter dem Namen der Säulenordnungen bekannt sind. Zur Säule gehört:

1. Der Säulenstuhl, und dieser besteht aus dem Grundstein, dem Würfel, dem Deckel oder Simse;

2. der Schaft;

3. der Knauf;

4. das Gebälke, bestehend aus dem Architrab, dem Fries oder Barten und dem Kranz oder Karnies.

Die meisten Theile bestehen aus Gliedern von verschiedner Figur, ebenen und runden, theils erhoben, theils hohl, theils geschweift, und von verschiedener Größe. Zum Maaßstabe braucht man den halben Durchmesser des Schafts, unten am Fuße; er heißt Modul. Man zählt der Säulenordnungen fünfe, nämlich die Toskanische, Dorische, Jonische, Korinthische und Römische. Sie unterscheiden sich theils nach dem Maaße der Hauptheile,

theils nach der Menge und Größe der Nebentheile. Eine Gothische Ordnung findet sich an dem Marienburger Schlosse. Vignola giebt der Toskanischen Säule 14 Modul, der Dorischen 16, der Jonischen 18, der Korinthischen und Römischen 20. Dem Säulenstuhl giebt er den dritten Theil der Säule zur Höhe, dem Gebälke den vierten. Scamozzi wieder anders. — Ein Gebäude, das auch keine Säulen oder Wandpfeiler hat, gehört doch gleichsam zu einer gewissen Ordnung, wenn die Verhältnisse der Theile mit den Verhältnissen in dieser übereinstimmen, und die Zierrathen eben daher entlehnt sind. Gekuppelte Säulen haben kein freies Ansehn. Karyatiden, d. i. weibliche Bildsäulen, welche die Griechen zur Unterstützung eines Gebälkes brauchten, weil sie dadurch das Andenken der an den Einwohnern von Karya für deren Treulosigkeit ausgeübte Strafe erhalten wollten, sind in unsern Zeiten unschicklich; so wie auch die Perser, eine Nachahmung der Karyatiden. — Sehr gebräuchlich war bei den Alten der Portikus, eine Säulenlaube, d. i. ein bedeckter Gang zwischen zwe-

Reihen Säulen, oder zwischen einer Wand und einer Reihe Säulen.

Die Baukunst blühte am schönsten in Griechenland und Italien, und so viel auch von ihren Werken zerstört sind, so haben sich doch die erstaunungswürdigsten Monumente und Muster noch erhalten.

B. Schöne Gartenkunst. Der Zweck dieser Kunst ist, einer Gegend alle landschaftliche Annehmlichkeiten zu geben, deren sie nur fähig ist. Sie fordert

1. ein Studium dessen, was an natürlichen Landschaften gefällt, und

2. Beurtheilung, wie sich die ländlichen Schönheiten am besten für einen gegebnen Bezirk auswählen und zusammensetzen lassen. Die Auswahl bestimmt sich zunächst durch den Naturcharakter einer Gegend; dabei findet aber Idealisirung statt, so wie auch bei der Zusammensetzung keine ängstliche Regelmäßigkeit eintreten muß. — Zu den ländlichen Schönheiten lassen sich gar wohl gesellen Werke der Baukunst aller Art, und der Skulptur. Verschiedener Geschmack herrscht in der Gartenkunst:

1. der französische liebt abgezirkelte Blumenstücke und Alleen;

2. der holländische kolorirte Gänse, Pfauen und Affen aus Buchsbaum;

3. der englische ist romantisch und kommt der Natur am nächsten.

Unter den ohne das Mittel der Sprache und besonders auf den Sinn des Gesichts wirkenden Künsten nehmen den zweiten Platz ein die, welche Schönheit in den Bewegungen und Stellungen des Körpers hervorbringen. Diese sind:

A. Orchestik oder Tanzkunst.

Das Aesthetische liegt:

1. in Bewegungen, theils

a. was die Linien, die auf dem Boden, und die Richtungen, in denen sie beschrieben werden, theils

b. was den Takt oder die Zeitmaaße der Bewegungen einzelner sowohl als mehrerer gruppirter Personen betrifft;

2. in den Stellungen und Haltungen, und

3. in den Geberdungen des Körpers.

Die Geberdungskunst ist die eigentliche Mimik, die man von der Tanzkunst unterscheiden muß, weil sie für sich allein bestehn kann, nehmlich auch ohne Tanz, wiewohl sie mit Tanz ver

wunden werden kann, da sie denn das Ballet der Neuern ausmacht. Bei den Griechen war der Tanz durchaus charakteristisch, und die Choregie eine Art Gottesdienst. Sulzer meint, es könnten noch wohl durch Tanz manche gute und erhabene Vorstellungen ausgedrückt werden. Aber jetzt dient der Tanz nur zur Belustigung und vornehmlich auf Theatern zum ergötzenden Zuschauen. — Das Wohlgefallen am Zusehn des Tanzens entspringt theils aus der Schönheit der Bewegungen nach Figuren oder Zeitmaaß und Gruppen, theils aus Sympathie.

B. Mimik. Sie gründet sich auf die Analyse der Geberden nach ihrem Bedeutenden und Schönen. Darstellung ganzer Dramen durch bloße Geberden ist Pantomime. Mit Deklamation verbunden tritt die Mimik im Schauspiele auf. Die Schauspielkunst besteht nämlich:

a. in der richtigen und schönen Geberdung und

b. in dem richtigen und schönen Aussprechen — Deklamiren — welches letztere auch eine Art Mimik ist, nämlich eine in Absicht

1. auf

1. auf Stärke und Sachtheit,
2. auf Modulation und Schnelle,
3. auf Modulation und Interpunktion.

Die Tanz- wie die Schauspielkunst sind zusammengesetzte Künste. Die Tanz- oder ästhetische Selbstbewegungs-Kunst kann zwar für sich allein bestehn, ist aber vollkommen erst in Verbindung mit der Musik, welche sie lenkt, und die Bedeutung der sichtbaren Bewegungen auch für das Gehör ausdrückt. Die Schauspielkunst ist an sich schon zusammengesetzter Natur und vereinigt sich in den Balletten mit der Tanzkunst und Musik. Bei den alten Griechen waren die Kunst des Tanzes, der Musik und des Gesanges nie von einander getrennt.

Die schöne Kunst, welche auf den Sinn des Gehörs wirkt, ist die

Tonkunst oder Musik.

Sie ist die Theorie des Angenehmen und Schönen in unartikulirten Tönen — nicht Lauten, nicht Schällen. — Sie theilt sich in

1. Harmonik und
2. Melodik — Melopoete; — Komposition, Vortrag.

1. Harmonik ist einer ganz mathematischen Behandlung fähig. Denn

a. Sie setzt fest die beste Tonleiter — Skala — oder System; —

b. Sie bestimmt die verschiedenen Tonarten;

c. Sie lehrt, was gleichzeitig hervorgebrachte Töne — Accorde sowohl, als hinter einander folgende — Folge der Akkorde — nach ihrer Verschiedenheit für verschiedene Wirkung thun — Generalbaß. —

2. Melodik handelt von dem Schönen des Gesanges, oder der Hauptstimme für sich allein, und in Verbindung mit mehrern Stimmen — Duett, Terzett — auch mit der Instrumentalbegleitung. Ihr Inhalt ist

a. Eigenschaften und Wirkungen des Tons;

b. Eigenschaften einer Melodie in Absicht auf Rhythmen, Perioden und Figuren des Gesanges;

c. schöne, d. i. nicht blos richtige, sondern auch treffende, bedeutende Ausdrückung bestimmter Empfindungen — musikalische Gedanken — die den Geist der Melodie und Musik ausmachen.

d. Untersuchung über verschiedene Arten der Gesänge und Kompositionen, Verschiedenheit des Styls nach ihrem Zweck, Kirchenstyl, Opernstyl, Konzert, Symphonie, Rondeau ꝛc.

Zum Komponiren gehört überdem zweckmäßige Wahl der Instrumente, und der Begleitung, die die Melodie nur unterstützen und hervorheben, nicht begraben, übertönen, verdunkeln soll. — Das höchste Produkt der Harmonik ist eine Fuge, der Melodik eine Oper oder ein Oratorium.

Die durch das Mittel der Rede wirkenden Künste nennen wir schöne Redekünste, von deren Grundsätzen im Allgemeinen wir reden wollen.

Der Zweck alles Vortrags ist, zu bewirken, daß der Zuhörer oder Leser desselben eben das denkt, was ich denke, und es eben so denkt, wie ich es denke. Sein erstes Erforderniß ist demnach das Selbstdenken.

Die Art und Weise, wie wir etwas uns vorstellen, begreifen, zusammendenken, ist unsere Denkart. Die Art, wie bei unsern Vorstellungen, Begriffen und Gedanken oder auch ohne sie, Lust und Un-

lust, äußere Begehrungen oder Verabscheuungen, sich in uns regen, ist unsere Gemüthsart — Empfindungsart. — Die Art und Weise, wie wir unsere Vorstellungs-, Empfindungs- und Begehrungsart äußern, ist der Styl — Redart oder Schreibart.

Bei Schriftwerken kommt in Betracht:

1. Die Materie oder der Inhalt, d. h. Gedanken, Empfindungen und Begehrungen;

2. die Art diesen Inhalt zu ordnen und zu verbinden, und

3. ihn zu bezeichnen und auszudrücken und in diesem letztern besteht eigentlich der Styl. Aber auch von dem Inhalte gehört etwas zum Styl. Nämlich alle Gedanken und Ausdrücke, welche in der Materie selbst und in ihr allein schon liegen, der Verfasser sey dabei von welchem Charakter und von welcher Seelbestimmung er wolle, gehören lediglich zum Inhalte des Werks. Aber sofern der Verfasser in dem Gegenstande zugleich sich selbst darstellt, die ihm eigenthümliche Art zu erkennen, zu empfinden, zu begehren ausdrückt, es mag diese Art

ihm überhaupt eigen, oder in Hinsicht auf besondere Materien nach seiner jedesmaligen besondern Gemüthslage besonders eigen sey, so gehört dieß mit zur Schreibart. Die Lehre vom Styl betrift also nicht blos die äussere Schreibart — den Ausdruck — sondern auch die innere Art der Gedanken-Bildung und Verknüpfung.

Der Styl ist verschieden

A. nach den Absichten des Vortrags, welche sind:

a. Belehrung und Ueberzeugung;

b. Ueberredung;

c. Rührung;

d. Unterhaltung der Einbildungskraft;

e. Belustigungen ꝛc.

B. nach dem beständigen Charakter, oder der jedesmaligen Laune des Schreibenden, bei jeder dieser Absichten. So kann der Styl seyn, dürftig, trocken, schwach, stark, blühend, schwer, plan, nette, elegant ꝛc.

Die Vollkommenheit der Schreibart besteht überhaupt in ihrer Uebereinstimmung als Mittel zum Zweck. Der allgemeine Zweck aller Rede- und Schriftwerke ist,

1. verſtanden zu werden, und zwar

2. mit Wohlgefallen, ſowohl negativem als poſitivem, nämlich ohne Unluſt, und mit wirklicher Luſt.

Die allgemeine Eigenſchaft des vollkommnen, d. i. ſeinem Zwecke angemeſſenſten Stils, iſt folglich

1. Verſtändlichkeit,

2. Schönheit, Wirkſamkeit. Alſo treffen zuſammen Erforderniſſe des Verſtandes und Geſchmacks, da denn die erſteren nie fehlen dürfen, die letzteren ohne die erſteren aber nie ſtatt haben können.

Bei allen Schriftwerken — und Vorträgen — kommt es auf drei Hauptpunkte an:

1. Auf das Quid? — Invention und Meditation — beſtimmt wiſſen, was man ſagen, und was für eine Abſicht man erreichen will, iſt das Erſte. Es müſſen die Gedanken mit der Natur der Sache, der Ausdruck mit den Gedanken ſtimmen. Ueberzeugende, anſchauliche, gefühlvolle Conception der Sache, und natürliche, richtige und kräftige Ausdrückung und Darſtellung muß zuſammen ſeyn. Was zur Erreichung der Abſicht nichts beiträgt,

oder gar ihr hinderlich iſt, muß, ſo ſchön es ſonſt ſeyn mag, wegbleiben; aber es ſoll auch nichts, was dazu dient, übergangen werden. Je beſtimmter, richtiger, klarer man das Ganze ſowohl als ſeine Theile gedacht hat, deſto richtiger, nachdrücklicher und deutlicher wird auch die Darſtellung.

2. Quo quidque loco, auf die Dispoſition, daß die Theile gehörig auf und aus einander folgen, wo jedes Argument an der Stelle ſteht, wo es am wirkſamſten iſt, zum Zwecke des Ganzen.

3. Quomodo — auf Diktion und Kompoſition, daß alles ſo, und in der Verbindung geſagt iſt, wie es am deutlichſten, faßlichſten, kräftigſten, wohlgefälligſten für den Leſer und Hörer ſeyn muß. Der Styl geht eigentlich nur auf dieſes dritte Stück, und ſetzt alſo, was die beiden erſtern fordern, voraus, nämlich Meiſter der Sachen ſeyn, und die Sprache völlig in ſeiner Gewalt haben. Die vollkommenſte Schreibart iſt die, welche die größte Fülle von richtigen und intereſſanten Gedanken am ſchnellſten und aufs leichteſte und lebendigſte in die Seele bringt. Der Leſer und Zuhörer muß ohne allen An-

stoß, ohne den Ausdruck und die Worte zu bemerken, gleichsam unmittelbar alle Gedanken des Schreibenden, und zwar mit der größten Klarheit, Leichtigkeit und Lust selbst denken, so wie jener sie sich gedacht hat.

Daraus ergeben sich die Erfordernisse in Absicht auf Diktion und Komposition oder Bau der Sätze. Die Diktion muß seyn in der besten herrschenden Schrift- und Umgangssprache, rein, sprachrichtig und schicklich. Außerdem ist sie anstößig wegen Barbarismen, Solöcismen — Fehler im Syntax — Vulgarismen — unedeln Ausdrücken. — Dieß sind aber nur die negativen Tugenden der Diktion. Die affirmative ist, daß sie treffend — angemessen, bestimmt — sey, d. i. nichts anderes, nichts mehreres, nichts weniger, als das sage, was gesagt werden soll, und dieß aufs kürzeste, lebhafteste und genauste.

Die Komposition oder der Bau der Sätze erfordert Klarheit, Einheit und Faßlichkeit, Stärke und Lebhaftigkeit, Harmonie und Numerus oder gehörige Wahl und Abwechselung der Perioden und einfachen Sätze.

A. Die Diktion deutscher Werke der Redekunst also muß seyn:

1. Rein hochdeutsch – demnach frei,

2. von Archaismen, sowohl in Wörtern als Redensarten und Wendungen. Wie jede lebendige Sprache, so auch die deutsche, entlaßt sich mancher Ausdrücke, theils unbedingt, wenn diese Ausdrücke etwas Verstümmeltes oder in Absicht auf Abstammung Unkenntliches, oder etwas Widriges, Anstößiges in Form oder Klang haben; theils bedingt, wenn andere bessere, sinnverwandte oder sinnähnliche an die Stelle kommen. Aber viele Ausdrücke veralten unverdienter Weise, und sind manchmal treffender als jeder andere Ausdruck. Der Dichter und Komiker ernst durch sie zur Aufmerksamkeit. Im Gerichtsstyl und Kanzleystyl findet man sie am meisten; doch sind die hier vorkommenden in den edlern Styl nicht zuzulassen.

b. Von Provinzialismen und Vulgarismen, im Genus, in Bezeichnungsarten und in eigenen Wörtern und Wendungen. Aber die Schriftsprache kann dadurch noch bereichert werden.

c. Von Peregrinismen; Latinismen, als: Es fehlte soviel, daß er sich hätte erbitten lassen, daß er mich vielmehr grausam behandelte; die sie aus dem nämlichen Jahrhunderte zu scon urtheilten ꝛc.; Gallicismen, als: Er machte ihn tanzen ꝛc. Aber man kann den Purismus in Worten zu weit treiben, indem man für fremde Ausdrücke solche deutsche braucht, die unverständlich und schielend, und für die Aufmerksamkeit störender sind, als fremde, z. B. statt Sansculotte — Baarschenkler, statt Konsul — Volksberather.

d. Von Neologismen; für neue Begriffe und Modifikationen von Begriffen ist es wohl besser, neue Ausdrücke zu prägen, als Homonymen zu häufen, oder Umschreibungen zu brauchen. Der neue Ausdruck muß aber verständlich, wohlklingend und kurz seyn.

2. Sprachrichtig, d. i. dem Sprachgebrauch gemäß und analog. Dieser, sofern er von dem Sprachgebrauch anderer Völker abweicht, macht das Eigenthümliche — den Genius — sofern er in einzelnen Fällen abweicht, die Eigenheiten — Idiotismen — der Sprache aus

— in der Syntax oder Konstruktion, wie in der Orthographie.

3. Schicklich, anständig und edel, d. i. nicht dem sittlichen Gefühl, oder dem feinern Geschmack zuwider, nicht schmutzig, pöbelhaft, ekelhaft, lächerlich. Absolut unedel ist, was unter allen Umständen anstößig seyn muß; relativ unedel kann etwas in Hinsicht auf eine besondere Gattung von Schreibart seyn. Denn man unterscheidet den **verächtlichen** — niedern, mittlern und höhern — den **glänzenden, blühenden, malerischen** und **naiven** Styl. Die **Würde des Styls** muß sich richten, nach dem Stande und der Würde

a. dessen, der da spricht,

b. derer, zu denen er spricht,

c. des Gegenstandes, worüber er spricht. — Sinkt er darunter, so wird er matt; steigt er höher, so ist er hochtrabend, affektirt.

4. Treffend, passend, d. i. er muß bestehn

a. aus eigenthümlichen, bestimmten, abgemessenen,

b. vielsagenden, darstellenden Ausdrücken.

Die Bestimmtheit im Ausdruck setzt voraus, Bestimmtheit im Denken und tiefe Sachkenntniß. Der **uneigentliche** Ausdruck sagt nicht den rechten Gedanken, sondern einen damit verwandten, oder er sagt ihn nicht vollständig. Der **unabgemessene** — unpräcise — Ausdruck sagt den Gedanken nicht rein und scharf gezeichnet, sondern bringt Nebenvorstellungen hervor, die den Gedanken lax und schwankend machen. Das **Untreffende** des Ausdrucks verdunkelt und schwächt den Gedanken. Der Ausdruck wird **untreffend**, wenn man

a. unter mehreren Arten der Darstellung, deren ein Begriff fähig ist, diejenige verfehlt, welche für die jedesmalige Absicht und Stelle, die meisten und klärenden Merkmahle hat, und folglich die bestimmteste ist;

b. wenn der Hauptbegriff durch Nebenbegriffe verdunkelt und geschwächt wird. Auch entspringt dieser, dem praecisen entgegengesetzte, Styl noch

c. aus Ueberfluß von Worten, womit schwache Schriftsteller dem Mangel an Präcision abhelfen wollen;

d. aus Fehlbrauch der Synonymen. —

Pleonasmus entſteht, wenn zur Bezeichnung der Gedanken mehr Wörter verſchwendet werden, als nöthig ſind: Tavtologie aber wiederholt einerlei Gedanken mit verſchiedenen Ausdrücken, ſagt daſſelbe zwei- oder mehreremal. Ihr entgegen iſt gedrungene, fruchtbare Kürze. Aber Präciſion muß den Styl nicht kahl und trocken machen; ſie läßt Fülle und Schmuck zu, und es kommt an auf Materie und Zweck, wie kurz und gedrungen, oder mit welchem Aufwande an redneriſchem Schmuck zu ſchreiben iſt. Das Treffende entfernt ſich, ſo wie einerſeits Ueberfluß, ſo andrerſeits Unvollſtändigkeit im Ausdruck vorhanden iſt. — Dieſe iſt

a. grammatiſch, wenn man Partikeln, Wörter auslägt;

b. logiſch, wenn Begriffe fehlen, die zum Verſtändniß des Ganzen erforderlich ſind;

c. äſthetiſch, wenn nicht der ganze Gedanke, und mit Wohlgefallen vernommen wird.

B. Eigenſchaften der Sätze in der Kompoſition. Ein Gedanke,

der das Verhältniß zweier Hauptbegriffe, oder des Subjekts und Prädikats enthält, in Worten ausgedrückt, ist ein Redesatz. Die Sätze sind

1. in Absicht auf die Materie, d. i. der Vorstellungen,

a. einfach, wenn ein Satz blos aus dem Subjekt und seinem Prädikat besteht, oder

b. zusammengesetzt, wenn ein einziger Satz aus zwei oder mehr in ihm verbundenen Sätzen besteht. — Beide Arten, die einfachen sowohl als die zusammengesetzten sind dreifach:

α. nackte Sätze, wenn Subjekt und Prädikat ohne alle nähere Bestimmung ausgedrückt werden;

β. ausgebildete, wenn Subjekt und Prädikat nach ihren Eigenschaften, Verhältnissen und Umständen ausgebildet werden;

γ. erweiterte, wo die nähere Bestimmung des Subjekts und Prädikats, oder ihres Verhältnisses, nicht blos durch einzelne Redetheile, sondern durch ganze eingeschobene oder angehängte Sätze — Nebensätze — geschieht.

2. In Absicht auf Form, d. i. Gemüthslage des Sprechenden, sind sie erzählend, unterrichtend, bittend, befehlend, fragend, wünschend, ausrufend. Oft kommen in einem Satze mehrere dieser Formen vor.

Die Zusammensetzung der Sätze geschieht durch Konjunktionen, die die Verhältnisse bezeichnen. — Wird ein Satz, er sey einfach oder zusammengesetzt, durch Nebensätze erweitert, und der Sinn suspendirt, so entsteht daraus eine Periode. Die Wortfolge ist nicht in allen Sprachen einerlei. Die deutsche folgt darin den Gesetzen des Verstandes, das Unbestimmte geht voran, das Bestimmende folgt nach; indessen ist Inversion nicht nur erlaubt, sondern auch sprachgerecht.

In jeder Periode muß gesorgt werden:

1. für logische Richtigkeit und leichte Verständlichkeit;

2. für Einheit, d. i. für die genauste Verwandtschaft der Theile;

3. für Wahl und Anordnung der verschiedenen Wörter und Glieder,

daß mit Klarheit und Einheit sich Schönheit und Stärke vereinige;

4. die Periode muß nicht allzulang seyn, nicht zu viele und zu lange Sätze enthalten; — jede Periode läßt sich mit einem Gemälde vergleichen. Aus der Beobachtung dieser Forderungen, gehn folgende Eigenschaften gut gebildeter Perioden hervor.

1. Klarheit, ist die Eigenschaft, da der ganze Gedanke rein durch den Sprachausdruck hindurch leuchtet. Das Gegentheil ist, Undeutlichkeit, Unverständlichkeit, Unfaßlichkeit. Es muß ein bestimmter Sinn, mit Gewißheit, ohne Zweifel und Schwanken, und auf eine leichte Art entnommen werden können. Also muß

a. in dem Vortrage wirklicher Sinn seyn. Einzelne Wörter haben eine Bedeutung, aber nicht das, was man Verstand nennt. Verstand kann nur in ganzen Sätzen und Urtheilen liegen. Das Wort Sinn drückt das Genus für Bedeutung und Verstand aus: entgegen ist ihm Nonsense, Unsinn. Gelehrte schreiben oft Nonsense, ohne es zu wissen, und Leser lesen Nonsense, ohne es

es zu merken. Man könnte unterscheiden,

α. den redneriſchen und dichteriſchen Nonſens, deſſen Quelle liegt in der Verworrenheit der Gedanken, in Bildkrämerei, in Affektation des Koſtbaren, Originalen, Neuen, Witzigen, Tiefſinnigen, kurz des Auſſerordentlichen, z. B. meine Beſinnungskraft war wenigſtens 36 Stunden hinter meinem Bewußtſeyn zurück; Schickſal, du biſt doch ein wunderliches Ding, im Spiele des Knaben finde ich deinen Schattenriß; wenn eine Ulrika befiehlt, entblößt ſich die noch undurchſuchte Natur in China; wenn das Wörterbuch der Zunge eine Lücke hat, ſo iſt es Blasphemie, ſie auszufüllen; ein Chriſt und ein weiſer Mann iſt allemal das, was er iſt — ein Narr auch; — eine Wanne, davon nur wenige einen Tropfen zu fühlen vermögen und dergl.

β. den wiſſenſchaftlichen grübleriſchen Nonſens, da Dinge von ſehr verwickelter Natur, ohne Analyſe und deutliche Konception nach dunkeln Gefühlen oder nach Kunſtwörtern quasi gedacht, eigentlich gedacht, und nun

entweder in hochtönenden Phrasen, oder in strenger methodischer Form vorgetragen werden, wie viele mystische, spekulative, politische, kritische und artistische Schriftsteller thun.

γ. den saalbadrigen Nonsens, wo mit allgemeinen, sehr vieldeutigen Ausdrücken nichts gesagt, obgleich viel geschwatzt wird, wie in Postillen und manchen Predigten.

b. Es muß nur ein Sinn in dem, was gesagt wird, seyn. Alles Zwei- oder Vieldeutige, Schwankende, Ungewisse muß vermieden werden. Der Schreibende muß seine Vorstellungen so ausdrücken und die Ausdrücke so ordnen, daß gerade die Gedanken, die er erwecken wollte, und keine andern bei dem Leser erweckt werden. Die Zweideutigkeit ist zweifach:

α. entweder sind die einzelnen Wörter zweideutig — ἀμφίβολα, homonymische Ausdrücke, — und das sind die meisten in jeder Sprache; diese müssen nur so gebraucht werden, daß der einzige rechte Sinn klar durch die Verbindung mit andern Wörtern, in dem Redesatz bestimmt werde;

β. oder die Wörter eines Redesatzes werden so gestellt und verbunden, daß mehr als Ein Sinn herauskommt — ambigvitas — Der Ambiguität sind am meisten ausgesetzt

α. die Beʒugswörter, pronomina relativa, possessiva und personalia. Es muß ganz unzweifelhaft, und ganz leicht zu finden seyn, auf welches von den mehreren vorausgegangenen Substantiven, sich diese Beziehungswörter wirklich beziehn, z. E. zweideutig ist der Satz: Ich habe ihn schon als Kind gekannt ꝛc.

β. die gleichlautenden Kasus — Nominativ und Accusativ, Genitiv und Dativ — der Nennwörter und Fürwörter;

γ. viele Bestimmungswörter, als nur, wenigstens, doch. Diese müssen so gestellt werden, daß sie nicht den Sinn schielend oder zweifelhaft machen.

c. Der Sinn muß leicht faßlich seyn; man muß dem Leser alle Mühe des Verstehens ersparen, sonst geht der Eindruck verloren. — Alles, was des Lesers Aufmerksamkeit von dem Inhalt ab auf den Ausdruck ziehet, und ihn gleichsam nöthigt, den Mängeln desselben

abzuhelfen, ist Fehler, Verworrenheit, Dunkelheit. Man klage nicht die Verworrenheit und Dunkelheit der Materie an; denn was man darüber zu sagen hat, muß deutlich und lichtvoll seyn. Quellen der Dunkelheit sind außer der Einmischung der Archaismen, Provinzialismen, Peregrinismen, Neologismen, Kunstwörter und ungewöhnlicher Ausdrücke, Unbeständigkeit im Gebrauch dieser Wörter, ungeschickte und gar zu häufige Participialkonstruktionen, vornehmlich ungewöhnliche Wortfolge und mehrere in einander geschobene Genitive. Verworrenheit aber, und folglich auch Dunkelheit, in Sätzen und Perioden, entsteht aus Mangel an Einheit.

2. Einheit. Vermöge dieser Eigenschaft sind die Theile einer guten Periode Theile von einem Hauptgedanken, der hervorsticht, und mit dem alle Theile, durch ein einziges Band zusammenhängen. Daraus entspringen folgende Regeln:

a. Während dem Lauf der Periode sollte die Scene nicht verändert werden, sondern die Person oder Sache, die im hellsten Licht — in casu recto — steht,

und auf die ſich alles beziehn ſoll, ſollte auch immer im hellſten Lichte bleiben.

b. Nie müſſen in einen Satz Dinge hineingebracht werden, die zu wenig, oder gar nicht zu einander gehören. Dieſen fatalen Fehler zu vermeiden, mache man lieber kleine Sätze, jeden beſonders, obgleich dieß auch ein Fehler werden kann.

c. Parentheſen, die bisweilen als neugeborne Einfälle gut ſind, vermeide man, ſie ſind meiſt Räder in den Rädern.

d. **Der Satz, oder die Periode muß einen gehörigen Schluß haben, nicht unvollendet ſeyn, aber auch nicht am Schluß noch etwas nachſchleppen,** z. B. kein Menſch kann ſich rühmen, daß er ſich nie eine Uebereilung, die er vorher an andern getadelt hatte, vorzuwerfen gehabt, er ſey auch wer er wolle.

e. Vermeide die Anakoluthie, wenn Nachſatz mit Vorderſatz nicht zuſammenſtimmt, und was als Schluß geſagt iſt, kein Schluß iſt, z. B. wenn die Ausfuhr der Baumwolle wieder nachgegeben worden, ſo wird ſolches bekannt gemacht.

f. Vermeide Gedankenſprünge, Mangel an Zwiſchenſätzen, die ſich nicht leicht ſuppliren laſſen.

g. Vor allen Dingen unterscheide man Satz und Beweis, und frage bei allen Theilen, wozu sie in Hinsicht auf andere Theile, oder auf das Ganze dienen.

3. Stärke, Nachdruck. Sätze können Klarheit und Einheit haben, und doch kraftlos seyn. Die Stärke hängt ab:

a. Negativ: von der Schnelligkeit, womit der Ausdruck die Gedanken in die Seele führt. Regeln dazu:

a. entlade die Periode oder den Satz von allen überflüssigen Worten. Was nicht hilft, das schadet. Statt Phrasen setze einfache recht treffende Wörter. Lerne streichen, so gewinnst du an Stärke! Fehler sind Pleonasmus, Tavtologie.

ß. Reinige den Satz von allen überflüssigen Gliedern; jedes Glied muß einen neuen und einen hieher gehörigen, zweckdienlichen Gedanken sagen, oder es muß wegbleiben, so schön es auch sonst seyn mag.

Außer dem Wortschwall, der den Styl lahm und schleppend macht, giebt es noch einen Fehler, den der Weitschweifigkeit, der darin besteht, daß nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze

Redesätze, Perioden und Ausführungen eingeschoben werden, die entweder von gar keinem Belange sind, oder nicht zur Natur der Sache und zu der jedesmaligen vernünftigen Absicht des Schriftstellers gehören. — Quellen der Weitschweifigkeit sind:

aa. Unmäßiger Gebrauch der Umschreibung — die jedoch als Redefigur auch schön seyn kann, wenn sie zweckmäßig ist;

bb. **Uebermäßige Ausdehnung des Gedankens** — Verbiage, Tirade; —

cc. wenn man seinen Lesern so wenig zutraut, daß man jeden Satz durch beständige Einschiebsel bestimmt und erklärt, — das ist der Styl der Paraphrasten, der langweiligen, d. i. geschwätzigen, und weitschweifigen Erzähler; —

dd. unmäßige Häufung der Epitheten, z. B. meine mir ewig unvergeßliche Frau;

ee. unnöthige Digressionen und Wiederholungen. — Eben so sorgfältig vermeide man aber von der andern Seite den Fehler der Unvollständigkeit, Trockenheit, Härte, kurz der fehlerhaften Kürze. Man beobachte

also das rechte Maaß der Schreibart, d. i. wähle die Einkleidung und Gedanken, die für die Absicht und Klasse von Lesern die zweckmäßigste ist; — Lakonische, aphoristische, sprüchreiche Kürze, welche in einigen Fällen gut angebracht ist, ist in den meisten tadelnswerth.

b. Positiv:

α. von der Bedeutsamkeit des Ausdrucks. Regel dazu: Bemächtige dich eines Gedankens in seiner vollen Klarheit, ehe du an die Einkleidung denkst; wisse erst selbst recht, was du sagen willst, dann siehe zu, ob und wiefern der Gedanke zum Ganzen oder zum Zwecke gehöre; und nun erst wähle den rechten Ausdruck und das gehörige Licht, und glaube nicht, daß der beste Ausdruck auf den ersten Wurf gelinge, sondern daß Prosa soviel Mühe koste als Poesie.

β. Von dem rechten Gebrauch der Konjunktionen und Relationen, die gleichsam die Nerven der Sprache sind;

γ. von der rechten Stellung der Worte. Das Hauptwort stelle dahin, wo es am meisten auffällt, zuerst oder

zuletzt; daher Inversion. Die lateinische und griechische Sprache hat in dem Stück viel mehr Freiheit. Noch dient dazu,

a. im climax die Glieder zu steigern und

c. die Sätze mit bedeutenden Worten, und nicht mit Adverbien und unwichtigen Worten zu schließen; auch

d. beim Kontrast und der Vergleichung paria paribus referre, aber nicht Antithesen zu häufen.

Ueberhaupt dunkle, verworrene Sätze entspringen aus dunkeln, verwirrten Gedanken. Sprache und Gedanken, Logik und Rhetorik wirken auf einmal.

4. Wohlklang. Das Wohlgefallen des Ohrs — auch bei stillgelesenen Schriftstellern — reizt die Aufmerksamkeit, noch mehr beim mündlichen Vortrage. Wohlklang ist

a. qualitativer, Sonorität, leicht auszusprechende und fürs Ohr angenehme Mischung von Vokalen und Konsonanten.

b. quantitativer, Mischung von langen und kurzen theils Sylben, theils Wörtern, theils Sätzen und Perioden,

wobey das Ohr und der Geist Wohlgefallen empfinden. Der quantitative Wohlklang macht den Numerus aus.

a. Der Sonorität stehen entgegen:

α. die Härte, d. i. Schwierigkeit der Aussprache. Man vermeide daher harte Zusammenziehungen von Wörtern, und den Zusammenstoß vieler und harter Konsonanten, am Ende des einen und Anfang des andern Worts;

β. der Mißlaut, durch Zusammenstoß von einerlei oder verschiedenen Vokalen, Hiatus;

γ. der Gleichlaut, wenn mehrere nahe auf einander folgende, einfache oder zusammengesetzte Töne, d. i. Sylben, einen Klang haben.

b. Numerus heißt

α. ein bequemes Verhältniß mehrerer Absätze in Raum oder in der Zeit — Rhythmus — und in sofern besteht er in verhältnißmäßigen Abmessungen der verschiedenen Glieder der Sätze und Perioden, daß sie dem Geiste, dem Ohre und dem Athemholen desjenigen bequem fallen, der da redet, der ihm zuhört, der ihn liest, wobei die zweckmä-

ßigſte Abwechſelung ſtatt haben kann und ſoll;

ß. der angenehmere Schlußfall einer Periode ſowohl als ihrer Glieder, wodurch die Gedanken mit einem gewiſſen Schwunge und Gewicht auf das Ohr und Gemüth des Zuhörers fallen;

γ. endlich heißt es auch ſoviel als Metrum oder Sylbenmaaß, und auch in Abſicht deſſen ſoll Proſe wohlklingend ſeyn.

Die beiden erſten Arten des Numerus gehören für Poeſie ſowohl als Proſa; die letzte Art aber iſt in der Poeſie gleichförmig in Zeilen allein, oder zugleich in Strophen, in der Proſa aber zweckmäßig abwechſelnd und ungleichförmig. — Mannigfaltigkeit von langen und kurzen Wörtern, betonten und unbetonten Sylben in gehöriger Verbindung unter einander bringt den Numerus hervor. Ein wahrer Fehler iſt Monotonie, d. i. Einerleiheit in Abſicht auf die 3 Arten von Numerus, beſonders in Abſicht auf die dritte Art; wogegen Mangel an Numerus nur eine Abweſenheit der Schönheit iſt. — Die Art von Wohlklang, da die Töne ihrer Qualität ſowohl, als Quan-

tität nach mit dem Inhalte, den sie bezeichnen, übereinstimmen — man nennt sie nachahmende Harmonie — muß sich von selbst finden, sonst ist sie Spielerei.

c. Erfordernisse des Wohlklangs in Hinsicht auf ganze Aufsätze und Schriftwerke sind:

α. Einheit des Inhalts, woraus folgt Einheit des Tones, daß man nicht aus dem niedern in den höhern, aus dem lehrenden in den leidenschaftlichen falle.

β. Mannigfaltigkeit, oder Reichthum und Fülle. Im Styl geht Mannigfaltigkeit auf Ausdruck, Wortfolge, Redeform.

γ. Interesse, Neuheit im Inhalt, in der Darstellung, in Ausdrücken und Wendungen; diese beschränkt der Sprachgebrauch.

Außer diesen allgemeinen Eigenschaften der vollkommnen Schreibart, die unbedingt nothwendig sind, giebt es noch andre, nur in gewissen Graden nothwendige Eigenschaften, welche von der Absicht des Schreibenden abhängen und zu

den verschiedenen Gattungen des Styls gehören.

Der Hauptgrund der Eintheilung der Arten des Styls ist die Absicht in Betracht des Inhalts sowohl, als der Form.

I. Erster Theilungspunkt. Besondere Arten des Styls für die einzelnen Seelenkräfte, und zwar

A. für die Sinnlichkeit; dazu gehört

1. Styl für die Einbildungskraft, oder figürlicher, bildlicher;

2. Styl für die Empfindungen,

a. für die schwachen und sanften, der rührende Styl,

b. für die starken und heftigen, der pathetische,

c. für die großen und erhabenen, der erhabne;

3. Styl für Witz und Scharfsinn:

a. der muntre und aufgeweckte,

b. der komische Styl. — Unterschied des prosaischen und poetischen Styls.

B. für die obern Seelenkräfte; dazu gehört:

1. der historische Styl,
2. der didaktische Styl,
3. der Geschäftsstyl.

II. Zweiter Theilungspunkt: Gattungen des Styls nach Verschiedenheit der äußern Form:

A. Gespräche,
B. Briefe,
C. Reden.

I. A. Styl für die Sinnlichkeit.

Die allgemeine Eigenschaft des Ausdrucks, welche auf die Sinnlichkeit stark wirkt, ist Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit. Die Erweckung der Aufmerksamkeit, d. i. des Zustandes, da die Seele sich einer Sache lebhafter als alles übrigen bewußt ist, ist ein Erforderniß, ohne welches der Vortrag auf keine Seelenkraft recht wirken kann. Die Aufmerksamkeit zu erwecken dient negativ, die Entfernung alles dessen, was sie zerstreut oder ermüdet, und affirmativ, die Anwendung alles dessen, was sie anzieht und unterhält; unter andern dienen auch dazu die Figuren, welche

urſprünglich Sprache der Natur, nehmlich der Empfindung und Phantaſie ſind.

1. Mittel des Styls für die Einbildungskraft, d. i. für das Vermögen, welches theils angenommen abweſende Gegenſtände vergegenwärtigt, theils nicht wahrgenommene neu ſchafft, theils ſelbſt geiſtige und unſinnliche Begriffe verſinnlicht und in Bilder kleidet, und die wirkſamſte Seelenkraft zumal für die ſchönen Künſte iſt. — Die Figuren für die Einbildung gehen alle auf Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die darin beſteht, daß derſelbe eine Menge von Vorſtellungen überaus anſchaulich darſtellt. Dahin gehören

a. die emphatiſchen, vielſagenden, prägnanten Ausdrücke, die viele wichtige Nebenvorſtellungen zur Verſtärkung des Hauptbegriffs enthalten;

b. die äſthetiſchen Epitheten, ſo fern ſie neu, intereſſant, paſſend und darſtellend ſind. Dann

c. die Umſchreibung — Periphraſe, nicht Paraphraſe — da ein Ding, ſtatt ſeines Namens, durch eine oder mehrere ſeiner Beſtimmungen — Züge — bezeichnet wird.

d. Die Beschreibung und Schilderung.

e. Die Vereinzelung — Individualisirung. Darstellung des abstracti in concreto, — das Bestimmte.

f. Erweckung ähnlicher Vorstellungen, wie durch Anspielungen und Gleichniß. Auch das Intellectuelle kann zum Gleichniß für das Sinnliche dienen. Jedes Gleichniß muß neu, treffend, wirksam, nehmlich belehrend oder belebend und edel seyn.

g. Tropen, d. i. Figuren, da statt der einen Vorstellung eine andere gesetzt wird, um eine minder anschauliche und sinnliche, durch diesen Umtausch anschaulicher und sinnlicher zu machen. Hiezu gehören die Metapher, Synekdoche, Metonymie, Allegorie, Personifikation.

h. Vergegenwärtigung, zu welcher gehört

a. Vision, da man abwesende Dinge und Personen als gegenwärtig handeln und wirken läßt.

ß. Apostrophe, da man etwas als gegenwärtig anredet, z. B. im Gebet.

γ. Gewisse Formen des natürlichen Gesprächstyls, wie Frage, Zweifel,

da

man sich im Namen des Lesers einen Einwurf macht, die Verbesserung, Praeteritio, Concessio, Aposiopesis. Durch diese Mittel wird ein Vortrag blühender, bildlicher, lebendiger.

2. Styl für die Empfindungen, die sich alle beziehen

a. auf Selbstliebe,

b. Sympathie,

c. sittliches Gefühl,

die alle in dem Bewußtseyn unseres eignen Zustandes bestehn und gleichsam der Uebergang oder Mittelstand zwischen Erkennen und Wollen sind. Sie sind angenehme und unangenehme, oder gemischte, je nachdem sie mit Hinneigung, Beifall, Billigung, Begehren, oder mit Abneigung, Mißbilligung, Verabscheuung verbunden sind, oder ein Begehren oder Verabscheuen entgegengesetzter Objekte, beide in merklichem Grade, enthalten. Sie sind theils volle Gefühle, theils denkende Empfindnisse. Ihre höhern Grade sind Gemüthsbewegung, Affekt, Leidenschaft. — Alle Empfindungen sind angenehm und unterhaltend, sofern sie der Seele eine mäßige Beschäftigung gewähren, selbst die wegen ihres Gegenstandes

unangenehmen, wenn der Abscheu vor dem Gegenstande das angenehme Gefühl der Beschäftigung nur nicht überwiegt.

Der Styl für die Empfindungen hat folgende Mittel:

a. Die des Styls für die Einbildungskraft, denn was stark auf das Vorstellungsvermögen wirkt, das wirkt unmittelbar auch auf das Gefühlsvermögen.

b. Die Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks, die aus der eignen Rührung und Gemüthsbewegung des Schriftstellers hervorgehen. Es äußert sich nämlich ein gewisser Grad des durch lebhafte Konception des Gegenstandes bei dem Verfasser selbst rege gewordnen Gefühls, in dem was man Sprache der Empfindung nennt, und was sich durch keine Kunst nachahmen läßt. Frostig wird der Styl, der auf Empfindung wirken soll, wenn er wegen zu kleiner, unbedeutender, unwichtiger Gegenstände, oder wegen der aus Mangel eigner Begeisterung verfehlten Sprache der Empfindung, oder aus Empfindelei oder Affektation, das Gemüth des Lesers kalt, oder abwendig macht. Die Art des Frostigen, die aus einer

übertriebenen Sprache der stärkeren Leidenschaften entsteht, heißt Paranthyrsus.

Besondere Formen der Sprache der Empfindung überhaupt sind: Die Ausrufung, die Uebertreibung, die ebensowohl in Litote, als Hyperbel bestehen kann; die Ellipse und Abgebrochenheit, wohin das Asyndeton gehört; die Ironie, die besser in der mündlichen Rede wirkt; der Wunsch, die Bedrohung, Betheurung, Beschwörung, Verwünschung.

Der an die Empfindungen gerichtete Vortrag bezweckt entweder Rührung oder Anfeuerung und Begeisterung, oder Staunen und Bewunderung. Nach dem ersten Zwecke gebildet ist der Styl rührend, nach dem andern pathetisch, nach dem dritten erhaben.

Der Schriftsteller kann auf zweierlei Art rühren:

1. wenn er seine eignen Empfindungen und Leidenschaften vorlegt und seinen Gemüthszustand schildert;

2. wenn er die rührenden Gegenstände und Begebenheiten, nach ihren Ursachen, Wirkungen und Umständen darstellt, und zwar wird die Darstellung seyn können

entweder schildernd, oder erzählend, oder dramatisirend.

Dabei muß wahr und treffend dargestellt werden:

α. die Entstehung, der Wachsthum, die Uebergänge, Mischungen, Abnahme der Leidenschaften;

β. ihr Einfluß auf Gesinnungen und Ausdruck;

γ. der eigenthümliche Charakter der handelnden Personen, und wie durch diesen Charakter Leidenschaften, Gesinnungen und Ausdruck bestimmt werden.

Rührend heißt:

1. was das Gemüth zur Lust und Unlust bewegt,

2. was vermischte Gemüthsbewegungen erregt,

3. was schwächere und sanftere Empfindnisse erweckt.

Der rührende Styl, der auf schwache und sanfte Empfindungen geht, sie mögen sanft spielende, oder mit sanftem Ernst rührende seyn, besteht also darin, daß man Empfindungen in gewissen mittlern Graden des Lichts, wobei sich die größte Mannigfaltigkeit findet, darstelle, und sie, ohne Verletzung der Schön-

heit, wahr und kräftig auszudrücken wisse.

Der pathetische Styl gehört, wegen der heftigen Leidenschaften — πάθος — und der damit verbundenen außerordentlichen Art der Ansicht des Gangs und Wechsels der Vorstellungen zu der höhern Schreibart. Durch ein Streben nach ihm ohne Begeisterung und eigne starke Empfindung entsteht Frost und Parenthyrsus.

Der erhabene Styl erweckt Bewunderung, Erstaunen, Ehrfurcht sammt allen Leidenschaften von der rührenden und pathetischen Art, sofern sie durch eine ungewöhnliche Stärke, oder durch ungewöhnliche Wirkungen, Bewunderung, Erstaunen und Ehrfurcht gebieten. Groß und erhaben sind Empfindungen theils wegen ihrer Gegenstände, theils wegen ihrer Wirkungen.

Das Erhabene in Gegenständen theilt sich in das Physische, Intellektuelle und Moralische Erhabene.

Die Gegenstände sind entweder erhaben an sich, oder sie werden es erst durch die Vorstellung. Ferner sie versetzen das Gemüth bei ihrer Betrachtung in das

Gefühl des Erhabenen, entweder durch ihre Größe oder durch ihre Macht; jenes ist das mathematisch-, dieses das dynamisch-Erhabene, welches besteht in der Vorstellung der Natur, als einer schlechthin großen Macht, die aber über uns als moralische Wesen keine Gewalt hat. Das Erhabene und Große muß wahr seyn; übersteigt es die Möglichkeit, so wird es abentheuerlich, ungeheuer, und wegen der Anmaßung erhaben zu seyn, lächerlich. Die Wirkungen des Gefühls des Erhabnen und Großen sind, daß sie die Phantasie zu großen und starken Konceptionen bringen, die dann wieder zurück auf die Gefühle wirken.

Der Styl kann also erhaben seyn, theils sofern er erhabne Gegenstände uns so darstellt, daß sie Bewunderung und Ehrfurcht erwecken; theils sofern der Redende seine eigne Bewunderung ausdrückt. Im letztern Falle nimmt der Ausdruck bald den Charakter des Rührenden, bald den des Pathetischen an; im erstern Falle macht die einfachste Einkleidung den stärksten Effekt. Auch das sittliche Böse kann, sofern es einen hohen

Grad von Geisteskraft offenbart, erhaben seyn. Fehler sind hier:

a. das Gesuchte im Schmuck, oder das Affektirte — Unredliche — im Ausdruck, welches Schwulst, Bombast giebt;

b. das dem Schwulst entgegenstehende Pathos, Gemeine oder Kriechende.

3. Styl für Witz und Scharfsinn. Witz ist das Vermögen, das Uebereinstimmende im Verschiedenen sowohl, als das Verschiedene in dem Aehnlichen bei Gegenständen der Sinnlichkeit wahrzunehmen; das Vermögen eben dieses beides bei Gegenständen des Verstandes — des abstrakten Denkens — wahrzunehmen, heißt Scharfsinn. Beide haben es mit Entdeckung der verborgenen und feineren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu thun, und beide laufen in einander. Die Entdeckung dieser einander bemerkbaren Beziehungen ist für die nach Neuheit strebende Seele schon an sich eine angenehme Unterhaltung, vollends aber, wenn sie mit Vergnügen der Phantasie und Empfindung verbunden ist.

Der Zustand der Seele beim Witz ist der Zustand einer mäßigen Beschäftigung, gleichweit entfernt von Anstrengung des Verstandes und von Erhitzung der Phantasie und des Gefühls. Witz setzt voraus eine anschauliche Konception, und eine reiche Ideenassociationsgabe. Der Styl für Witz fordert Wahrheit der Gedanken — daher Beurtheilungskraft nöthig ist — Klarheit, Natürlichkeit, Schicklichkeit, Neuheit, Interesse.

Der Witz hat außer den Figuren der Einbildungskraft noch einige eigenthümliche, die man mit dem allgemeinen Worte des Gegensatzes bezeichnen kann. Dahin gehören:

a. Der Kontrast.

a. Im weiteren Sinne ist er Zusammenstellung entgegengesetzter Vorstellungen. Die kontrastirenden Merkmale betreffen entweder die Größe oder die Beschaffenheit — Quantität oder Qualität; — je unähnlicher gleiche und je gleicher unähnliche Dinge sind, desto mehr kontrastiren sie. Der Kontrast ist aber

aa. Der vollkommne, der aus Entgegensetzung ganz widerstreitender Beschaf-

fenheiten, oder Größen entspringt, indem man Extreme den Extremen, oder Vollkommenheiten den Unvollkommenheiten entgegensetzt.

bb. Die zweite Art besteht in Zusammenstellung gleichartiger oder unähnlicher Gegenstände.

cc. Die dritte Art aus der Ungleichheit der gerade ähnlichen Beschaffenheiten.

β. Antithese im engern Sinne ist, wenn die entgegengesetzten Begriffe, die mit einander verbunden werden, verschieden lautende Namen haben; haben sie gleichlautende Namen, so nennt man es Paronomasie.

b. Die Parallele, welche in demselben Redesatz Bild und Gegenbild gleich neben einander stellt. Das Gleichniß ist eine ausgeführte Parallele.

c. Das Unerwartete.

α. Im engern Sinne die Hintergehung unserer Erwartung, wenn das nicht erfolgt, was wir vermuthen, oder gerade das Gegentheil;

β. Das Paradoxe, d. i. ein wahrer und interessanter Widerspruch gegen angenommene Meinungen.

7. Das Naive ist ein Unerwartetes, das aus unschuldiger Offenherzigkeit entspringt, ein Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit gegen die zur Natur gewordne Verstellungskunst.

d. Denksprüche, Sentenzen, Maximen, d. i. wahre, klare, edle, kurze und interessante Lehren.

Schlechte Witzeleien sind: der Doppelsinn, das Wortspiel, das Räthsel, auch am unrechten Orte gebrauchte Sprüchwörter.

Vorzüglich äußern sich Witz und Scharfsinn bei der Absicht des Schriftstellers zu belustigen. In dem Betracht kann man unterscheiden

a. Den muntern scherzhaften Styl. Es werden aber Scherze entweder nur beiläufig gebraucht, oder es werden ganze Werke scherzhaft verfertigt. Scherz besteht darin, daß man etwas Lustiges thut oder sagt, in der Absicht, Andere damit zu belustigen. Der Scherz muß treffend und fein seyn — salzig; — frostig ist er, wenn er belustigen will durch Wendungen und Vergleichungen, deren Ungrund sich bei gerin-

gem Nachdenken offenbart; grob und plump ist er, wenn grobe und sinnliche Bilder dazu so gebraucht werden, wie sie auch dem gemeinsten Manne einfallen; abgeschmackt und geschroben wird er, wenn er auf Künsteleien und Wortspielen beruht. Ohne seinen Umfang läßt sich Urbanität nicht erlangen.

b. Den komischen Styl. Das Lächerliche ist die unerwartete und harmlose Abweichung von einer herrschenden Analogie vernünftiger oder vernünftigen-ähnlicher Wesen. Das Lächerliche vergnügt, indem es theils die Lebensgeister lebhaft bewegt, theils die Vorstellungskraft in Spiel setzt, theils auch wohl manchmal der Eigenliebe schmeichelt, oder durch den Gedanken an den Künstler und dessen Gemüthslage und Geschicklichkeit, Sympathie und Verwunderung oder Dankbarkeit erregt.

Das Lächerliche liegt entweder in der Materie, d. i. in Gedanken, Empfindungen und Handlungen der Menschen — das moralisch- oder praktisch-Lächerliche — oder in der Form, d. i. in dem Kontrast der Zeichen mit dem Bezeichneten, des Ausdrucks mit dem Inhalte —

das ästhetisch-Lächerliche — wie bei Laune, Naivität, Wortspiel. Noch kann man unterscheiden

a. das Lächerliche durch bloße Zusammenstellung, da Dinge, die an sich nichts Lächerliches enthalten, durch bloßes Nebeneinanderseyn, oder Aufeinanderfolgen lächerlich werden;

b. das Lächerliche des Zusammenhanges, da Dinge vereint werden, deren Vereinigung nach unsern Begriffen unmöglich oder unbegreiflich, oder höchst seltsam ist. Dahin gehören:

α. der Kontrast zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Zweck und Mittel;

β. die Entdeckung unerwarteter Aehnlichkeit zwischen ganz ungleichartig scheinenden Gegenständen;

γ. Kontrast des Großen und Kleinen, Wichtigen und Unwichtigen, des Edeln und Niedern, Ernsthaften und Lustigen in Gedanken und Ausdrücken, welcher Kontrast, mit jenen ersten Mitteln des Lächerlichen verbunden, die Wirkungen derselben verstärkt. Auf diese Arten des Kontrasts gründen sich

a) das Heroisch-Komische, welches kleine und unwichtige Gegenstände als groß und wichtig in einer feierlichen und prächtigen Sprache darstellt;

b) das Burleske, welches große und wichtige Gegenstände als klein und unwichtig vorstellt, und also unter der wirklichen Miene des Lachens belustigt, statt daß jenes, unter der angenommenen Miene des Ernstes, auf verdeckte Art belustigt;

c) die komische Parodie ist Anwendung einzelner Ausdrücke und Stellen aus einem ernsthaften Schriftsteller, auf kleine und niedrige Gegenstände, und hat zur Absicht, theils Lachen, theils auch wohl Verspottung des parodirten Schriftstellers;

d) das Travestiren ist die Art von Parodie, da der Inhalt beibehalten, und statt des hohen Styls, in welchem er eingekleidet war, in einen niedrigen umgekleidet wird;

e) das Launige ist die ernsthafte Vorstellung des Lächerlichen, und die lächerliche Vorstellung des Ernsthaften. Ironisch sind solche ernsthafte Vorstellungen des Lächerlichen, wenn es ästhe-

tisch gewiß ist, daß der Urheber sich nur verstellt, und das Gegentheil meint.

f) Persiflage ist die sinnliche Vorstellung des Kontrasts zwischen dem Innern und Aeußern, oder der falschen Größe in dem äußern Betragen eines Menschen.

g) Karrikatur ist die Uebertreibung der Theile und Eigenschaften eines Gegenstandes, um ihn durch den Kontrast lächerlich, oder, wenn er es schon war, noch lächerlicher zu machen.

h) Bonmot, witziger Einfall, ist ein kurzer sinnlich vollkommner Gedanke.

Außer dieser objektiven Eintheilung unterscheidet sich noch das Komische in Ansehung der Würde:

a. in das edle Komische, wovon das Heroisch-Komische der höchste Grund ist;

b. das untere, welches durch verschiedene Stufen hinuntergehn kann bis zum Drolligen. Sofern seine Anspielungen durchschimmern, entsteht das Lose, Schalkhafte, Muthwillige;

c. das Niedrig-Komische, welches nach dem stärksten Grade des Lächerlichen strebt, geht von der Sprache der

gebildeten Klasse — worin eben das Edle besteht — ab, und erlaubt sich in den Vorstellungen und Ausdrücken, selbst im Grammatischen, alles was nur Effekt macht. Verschiedene Arten davon sind: das Possierliche, die Posse, die Fratze, das Groteske u. s. w. aber nie sollten doch Schmutz, Grobheiten und Zoten vorkommen.

Unterschied des prosaischen und poetischen Styls.

Ein Gedicht ist eine verständige Darstellung ästhetischer Ideen durch Sprache; Beredtsamkeit ist eine ästhetische Darstellung logischer Ideen durch Sprache. Kant sagt: Poesie sey die Kunst, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen, und Beredtsamkeit sey die Kunst, ein Geschäft des Verstandes, als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben. Beim Gedicht ist die Hauptabsicht, ästhetische Ideen, d. i. Phantasmen und Empfindungen so auszudrücken, daß des Lesers Phantasie und Gefühl erweckt und gerührt werde, wozu Verstand und Urtheilskraft gehört; bei

Beredsamkeit ist die Absicht, logische Ideen, d. i. Gründe der Ueberzeugung und Entschließung so auszudrücken, daß des Lesers Gemüth wirklich Beifall empfinde, und zum Wollen übergehe, wozu also Belebung des Denkens und Empfindens durch Phantasie und Energie gehört. Das Geschmackvolle der poetischen sowohl als prosaischen Komposition enthält zweckmäßige Uebereinstimmung derselben mit der Sinnlichkeit und dem Verstande, welche die beiden Bestandtheile des Geschmacks sind; aber der Zweck selbst ist verschieden. Poesie will auf die Phantasie wirken, Prosa auf den Verstand; jene will ergötzen und rühren, diese unterrichten, überzeugen, und Gesinnungen und Entschließungen bewirken. Zum Geist der Poesie gehört nicht unbedingt Metrum, Nachahmung, Erdichtung; Begeisterung aber, wiefern man darunter versteht Sprache der belebten Phantasie, ist ihr wesentlich.

Die Poesie ist älter als die Prosa, d. i. die ersten Kompositionen, die durch Tradition überliefert, oder schriftlich aufgezeichnet wurden, waren poetisch, anders hätten sie nicht die Aufmerksamkeit roher Men-

Menſchen angezogen. Die Geſetze waren poetiſch, und vor Herodot hatten die Griechen nur eine poetiſche Geſchichte.

2. Die Gattungen der Poeſie waren anfangs gar nicht geſchieden, ſondern liefen in einander.

3. Alle Poeſie, da ſie urſprünglich geſungen, oder geſangmäßig deklamirt wurde, nahm dadurch ein Metrum an, und ſo entſtand Verskunſt.

Die Poetik hat

1. einen techniſchen Theil, d. i. Proſodie, welche die Sylben, ihre Gattung und Verbindung zum Gegenſtande hat;

2. einen äſthetiſchen Theil, darunter gehören

1. Gattungen, im Allgemeinen, nach welchen die Poeſie iſt lyriſch (Ode, Hymne, Elegie), oder ſchildernd (Fabel, Allegorie, Erzählung, Epopee), auch beſchreibend, oder dramatiſch oder didaktiſch (Satire, Epiſteln);

2. von jeder Gattung, Gehalt, Plan und Vortrag.

B. I. Styl für den Verſtand, oder für die obern Seelenkräfte.

Verſtand bezeichnet im weitern Sinne das Vermögen zu begreifen, zu urtheilen und zu ſchließen, alſo Scharfſinn, Urtheilskraft, Vernunft. Der Styl für den Verſtand iſt der, welcher zum eigentlichen und nächſten Zwecke Beſchäftigung des Nachdenkens hat, und wo alles, was für Phantaſie und Empfindung angebracht wird, jenem Hauptzweck untergeordnet und auf ihn bezogen iſt, niemals aber demſelben nachtheilig ſeyn muß. Die Hauptſache iſt, daß man alles vermeide, was dem gebildeten Leſer anſtößig ſeyn, oder ſeine Aufmerkſamkeit ſtören oder zerſtreuen möchte; alſo ſorge man für Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, verhüte alle Dunkelheit und Verwirrung, erlaube ſich nur die ruhigen Figuren, die die Aufmerkſamkeit unterhalten, und auf den Gegenſtand heften.

1) Der hiſtoriſche Styl findet Anwendung im Erzählen und Beſchreiben; der Zweck iſt Wahrheit zur Belehrung der Menſchen. Daher die Erforderniſſe:

a. Treue, nichts als Wahrheit und

die ganze Wahrheit, Unpartheilichkeit und Genauigkeit;

b. das Lehrreiche und Nützliche, es mag in dem Stoff oder in der Behandlung liegen.

Der Historiker soll den Mangel der Erfahrung ersetzen, soll sich also an den Verstand, nicht an die Phantasie wenden, folglich Ernst und Würde behaupten, und allen damit unverträglichen Schmuck und Witz verschmähen. — Die Erzählung muß haben:

1. Klarheit, Ordnung, Verknüpfung; als Meister seiner Erzählung muß der Historiker alles vor unsern Augen entstehen lassen, muß alles in große Gruppen ordnen, und durch schickliche Uebergänge verknüpfen. Es muß wenigstens theilweise Einheit des Plans herrschen.

2. Ernst und Würde;

3. Interesse.

Die Werke, die im historischen Style geschrieben seyn sollten, sind vielfach, ausführliche Geschichtswerke, Annalen, Denkschriften, Biographieen, erdichtete Geschichten, als Erzählungen, Mährchen,

Novellen, Romane, theils ernsthafte, theils komische, theils Ritterromane.

In Hinsicht auf die Form ist der historische Styl entweder blos erzählend, oder dialogisirt, oder beides zugleich, oder in Briefen abgefaßt. Der Styl verträgt mehr Schmuck und Malerei, sofern er mehr auf Unterhaltung für die Sinnlichkeit berechnet ist; aber nie sollte er Wahrscheinlichkeit verletzen.

Anm. 1. Die menschliche Seele hat einen Hang sich Welten zu schaffen, nach ihrem Sinn, um ihre Sehnsucht zu stillen — Accommodando rerum simulacra ad animi desideria, wie Baco sagt, non submittendo animum rebus; quod ratio facit et historia. Ein Beweis von der Würde und Vortrefflichkeit der menschlichen Seele, die sich nicht an der Wirklichkeit genügen läßt. Daraus entspringt alle Erdichtung.

Anm. 2. Es können die erdichteten Erzählungen sehr nützlich seyn, durch Auszeichnung der Irrwege und Darstellung der Tugend, auch haben die weisesten Männer Fabeln und Erdichtungen zu Vehikeln der Lehren gebraucht und epi-

sche und dramatische Dichtkunst brauchen sie noch.

2) Der didaktische Styl, der entweder bloß den Verstand unterrichten, oder auf den Willen wirken soll. Im letztern Falle verträgt er mehr Schmuck und Witz. Aber auch im ersten Falle muß der Verfasser den Leser aufmerksam zu machen, und zu interessiren wissen.

Seine Erfordernisse sind:

1. Deutlichkeit, in Absicht auf Plan, Sachen, Worte; Dunkelheit der Gegenstände entschuldigt nicht.

2. Genauigkeit, oder Präcision.

3. Anmuth durch Erläuterungen, hergenommen von dem, was wirklich vorhanden ist, oder geschieht. Lieber allzu einfach, als zu geschmückt.

3) Geschäftsstyl bezieht sich auf Geschäfte, d. i. Angelegenheiten, die unter einer Art von Pflichtzwang stehen. Der Geschäftsstyl als Mittel, solche Angelegenheiten der Menschen gegen einander zu äußern und zu betreiben, hat zum Zweck, in allen Fällen den Verstand zu unterrichten, und in manchen Fällen auch den Willen zu bestimmen, aber nur durch Unterrichtung des Verstandes. Das Haupt-

erforderniß ist die vollkommenste Verständlichkeit sowohl als kräftige Darstellung der Gründe. — Gattungen des Geschäftsstyls sind:

A. Für öffentliche Geschäfte,

1. der Kanzlei- oder Kurialstyl. Dieser ist Hofstyl in Verhandlungen, theils mit dem Auslande, theils im Staate, und da zwischen Obern und Niedern, Niedern und Obern, oder zwischen Gleichen.

2. Gerichtsstyl, theils in gerichtlichen Verhandlungen des Richters, des Rechtsuchenden, der Unterbehörden an die Obern, theils in außergerichtlichen Geschäften.

B. Für Privatgeschäfte, Briefe, Schuldscheine, Empfangscheine u. s. w.

Der öffentliche Geschäftsstyl hat seine eigne technische Sprache und hergebrachte Courtoisie, die auf gutem Grunde beruht.

II. Unterschied der Schriftwerke nach der äußern Form. Das Wesen des Styls wird durch die äußere Form nicht geändert. Seine vornehmsten Formen sind:

A. Die Dialogische. Der Dialog soll eine natürliche und belebte Dar-

ſtellung einer wirklichen Unterredung ſeyn, ſo daß die Charaktere und Sitten der Sprechenden durchſchimmern, und das Eigenthümliche des Ausdrucks jedem verbleibt; dadurch erhält der Leſer

1. angenehme Unterhaltung,

2. volle Ueberſicht des Streits und der Gründe von allen Seiten bei philoſophiſchen Dialogen. Die Neuern haben darin eine froſtige und ſchaale Manier. Das eigenthümliche Feld des Dialogs iſt aber das Schauſpiel.

B. Die Epiſtolariſche. Ein Brief iſt ein Aufſatz, an einen Abweſenden gerichtet, um ihm ſtatt der mündlichen Unterhaltung zu dienen. Er ſoll die Eigenſchaft der mündlichen Rede annehmen, alſo leicht, kunſtlos, natürlich ſeyn, aber doch in mittler, korrekter und ungeputzter Sprache. Er muß friſch aus der Seele gekommen ſeyn, und daher jeden Ton der Seele annehmen. Das Ceremoniel in Briefen ſollte nicht weiter gehn, als das im Umgange, und im Umgange wird doch niemand die ſolennen Formeln der Anrede, der Benennung im Contert und des Beſchluſſes gebrauchen.

Alles läßt sich in Briefform einkleiden. — Eulers Briefe — Engels Mimik — Seneka's Briefe. — Es sind Briefe an das Publikum, oder Abhandlungen in Briefen. — Viel von dem Verdienst und der Anmuth des Briefstyls kommt davon her, daß wir in Bekanntschaft mit dem, der ihn schreibt, gerathen; wir sehen dann auf den Mann, nicht auf den Autor. Plinii Briefe riechen wohl nach der Lampe.

C. Die Rednerische. Eine Rede ist ein Schriftwerk, bestimmt für den mündlichen Vortrag, in der Absicht Andre zu belehren, zu ergötzen, oder zu einem Entschluß zu bringen. —

Beredtsamkeit ist, nach der gewöhnlichen Erklärung, die Fertigkeit, Andre auf eine wirkliche Art zu überreden, und die Ueberredung soll entstehen durch ästhetische Gründe, im Gegensatz gegen logische, welche Ueberzeugung wirken. Nach der schulgerechten Form besteht die Rede

a. aus Eingang;

b. Thema, sammt der Eintheilung;

c. Erklärung, wohin Beweggründe und Widerlegungen gehören;

d. dem pathetischen und rührendem Theile;

e. dem Beschluß.

Reden sind ihrem Inhalte nach vielfach. Die hauptsächlichsten Arten sind

1. politische, über Staatsangelegenheiten;

2. gerichtliche, Anklagen und Vertheidigungen;

3. Lobreden. — Dem Redner muß zu Hülfe kommen die äußere Beredtsamkeit, Deklamation und Aktion, wenn er den Zweck seiner Rede vollständig und sicher erreichen will.

Beredtsamkeit ist wegen des falschen Begriffs, den man davon hat, sehr schlecht geachtet. Man meint damit die Kunst, schwache Beweisgründe scheinbar zu machen, so zu reden, daß man vergnügt, das Ohr kützelt; die Kunst, sich, ohne zu denken, im reden unterhalten zu können. Diese Kunst verdient alle Verachtung. — Beredtsamkeit aber ist vielmehr die Kunst so zu reden und zu schreiben, daß der Zweck erreicht wird, warum man redet oder schreibt. Ihr Zweck

ist aber zu belehren, zu vergnügen, zu vermögen — d. h. zum Handeln zu bewegen, persuadere, oder überhaupt auf seine Mitmenschen zu wirken. Wer seinen Ausdruck dem Zweck am angemessensten einrichtet, ist der beredteste. Bei allen Materien findet Beredtsamkeit statt, in Geschichte, sogar in Philosophie. — Aber der wichtigste Gegenstand des Redens ist Handlung, also auch der Hauptzweck Persuasion — Lenkung der Gemüther. — Da nun Absicht der Reden ist, Andre zum Beifall, oder zum Entschluß zu bringen, oder zu ergötzen nach den 3 Funktionen des Geistes: Denken, Handeln, Empfinden; so folgt, daß zu diesem Zwecke nöthig sind:

1. triftige Gründe,
2. klare Methode,
3. Charakter von Rechtschaffenheit im Sprechen, verbunden mit Annehmlichkeit des Styls und Vortrags, wodurch die Aufmerksamkeit angezogen wird. Richtiger Verstand — bon sens — ist der Grund von allem; den Thoren können nur Thoren überreden. Ueberzeugen ist verschieden von Ueberreden, Bereden. Letzteres begreift das

mit, daß die Neigung zum Handeln gewonnen und gestärkt werde. Beredtsamkeit kann gemißbraucht werden; Vernunft auch! Gebt der Wahrheit und Tugend dieselben Waffen, die die Falschheit und das Laster haben, sie werden siegen. — Beredtsamkeit ist keine Schulerfindung; jedermann ist beredt, wenn er im Effer ist. Die Kunst soll hier bloß der Natur nachhelfen, und je mehr wir die ächte studiren, desto besser werden wir sie von falscher unterscheiden.

Drei Gattungen der Beredtsamkeit giebt es:

1. Panegyrische und komplimentarische, nach dem Zweck der Kunst zu ergötzen;

2. Didaskalische Beredtsamkeit nach dem Zweck zu interessiren, zu rühren und fortzureissen, so daß wir lieben, hassen, begehren, wollen, was der Redner will. Das letzte gilt in Volksversammlungen und auf Kanzeln. Wahre Beredtsamkeit ist nicht ohne Wärme und Empfindung, daher das Verächtliche aller falschen Kunst; kein Skeptiker, kein Miethling kann mit Wärme und wahrer natürlicher Empfindung reden.

Beredtſamkeit fordert natürliche Talente und künſtliche Ausbildung, Richtigkeit des Verſtandes, Bekanntſchaft mit der menſchlichen Natur, ſtarke Empfindlichkeit, lebhafte Einbildungskraft, korrektes Urtheil und Gewalt über die Sprache.

Hohe männliche und gewaltige Beredtſamkeit iſt nur bei politiſcher Freiheit zu ſuchen. Anderwärts fehlt ſie aus Mangel an Gewöhnung und an Scene. Beredtſamkeit roher und wilder Völker iſt nichts als poetiſcher Enthuſiasmus. Bei einer Zuſammenkunft mit einigen Gliedern der Virginiſchen Regierung drückten die Abgeordneten der Indianer ihre friedlichen Geſinnungen alſo aus: „Dicke Väter! möge der große Geiſt die Kette unſerer Freundſchaft poliren, und möge der Fußpfad zwiſchen uns dergeſtalt erhalten werden, daß ein kleines Kind ihn finden kann, wenn die Sonne in ihrer Bettdecke, unter den weſtlichen Gewäſſern ſchläft.“ — Die griechiſchen Republiken waren das weiteſte Feld für die Beredtſamkeit. — Der Flor der griechiſchen Staaten dauerte von der Schlacht bei Marathon bis auf Alexander, 150

Jahre lang. In dieſer Zeit lebten ihre Poeten, Philoſophen und beſonders Redner; jene blieben, aber Beredtſamkeit ging ganz unter. — Hauptſitz der Beredtſamkeit aber war Athen. Die Athener waren ſinnreich, fröhlich, geübt in Geſellſchaften und Revolutionen; ein demokratiſcher Senat von 500 ſtand an der Spitze der Regierung. Die Majeſtät aber hatte das Volk. Alles geſchah durch geſchickte Leitung der Leidenſchaften, in den Volksverſammlungen, Geſetze, Krieg, Frieden, Aemterbeſetzung. Beredtſamkeit war daſelbſt alſo nicht ſchimmernd, künſtlich, ſondern zweckmäßig, wirkſam, um den Staat zu regieren. In Staatsgefahr und Noth, wenn der Herold rief: τις λεγειν βουλεται! durfte kein ſeichter Declamator auftreten. Demoſthenes zitterte und bebte, denn die Redner mußten für den Ausgang des gegebnen Raths mit Gut und Blut ſtehen. So entſtand naive und vigoureuſe Beredtſamkeit aus dem Zwiſt von Partheigeiſt und Freiheit, Staatshändeln und geſchäftigem Leben, und nicht aus Muſe und Spekulation. — Dreierlei Arten von Reden kannte man zu Rom und in Griechenland: Staats-,

Gerichts- und Lobreden, wie Perikles Leichenrede im Thucydides. Kein Monarch kann so eine Schule wahrer Beredtsamkeit gründen, als diese war. Pisistratus war nach Plato der erste große Redner; dann Perikles, der 40 Jahre Athen regierte; man nannte ihn Olympius, und das Volk hegte zu ihm unbegränztes Zutrauen. Er zuerst brachte Reden zu Papier, ehe sie gehalten wurden. Nach Perikles, da man die Gewalt der Beredtsamkeit kannte, traten Professoren auf, Rhetores oder Sophisten genannt, — Protagoras, Prodikus, Gorgias von Leontium u. a. m.

Sie verbanden damit eine subtile Logik und waren metaphysische Skeptiker. Von des Letztern Deklamation zeugt ein Fragment, daß er niedlich und künstlich, voll Antitheſen und Spitzen war. Diese Rhetores und Sophisten gaben nicht nur Regeln und Theoreme, sondern Recepte und Proben, für und wider in jedem Satz zu reden; daher das durch sie entstehende Verderben so groß war. Sokrates rief die Menschen zurück zur natürlichen Sprache und zu gesunden Gedanken. Sokrates war einer der ersten Lehrer der

Beredtsamkeit, er arbeitete mühsam und sorgfältig, unter andern 10 Jahre an dem Panegyrikus. Grübeln über den Numerus war seine Sache, wie des Cicero, welches Jünglingen gefällt. — Außerdem Isäus und Lysias. Schüler des Isäus war Demosthenes. Dieser legte sich auf den vehementen Styl des Perikles, wozu ihm die macedonischen Händel herrlichen Stoff gaben, den er in den Olynthischen und Philippischen Reden bearbeitete. Er eifert, schilt, legt Pläne vor, beweist wenig Schmuck, aber Energie, man vergißt den Redner und denkt bloß ans Geschäft. Aeschines, sein Nebenbuhler, liebt Unart und Schimpfen, der Styl ist stark und gedrungen, aber barsch und abrupt; sein Vortrag heftig. Mit dem Verlust der Freiheit verloren sich die Redner. Demetrius Phalareus delectabat, sagt Cicero, magis quam inflammabat.

Die Römer entlehnten Gelehrsamkeit, Poesie und Eleganz von den Griechen, waren nicht so lebhaft und empfindlich, nicht so spitz und fröhlich, doch phlegmatischer, gravitätischer und prächtiger, ihre Sprache auch so. Im Griechi-

schen redet mehr Naturaenie, im Römischen mehr Regelmäßigkeit und Kunst. Ihre ersten Redner hatten horridum et asperum genus dicendi; von Cicero und Hortensius erst fing es sich zu verfeinern an. Cicero hob die Kunst hoch, er ist fein in der captatio benevolentiae, stark in klarer Methode, er geht erst darauf zu überzeugen, dann zu rühren, besonders die sanfte Leidenschaft. Seine tiefe Sprachkunde und hoher Numerus geben seinen Reden einen noch größern Werth und eindringlichere Kraft. Seine Reden haben verschiednen Charakter nach Verschiedenheit der Zuhörer, aber im Ganzen zu viel Parade von Beredtsamkeit. Er sucht mehr seiner Kunst Bewundrung, als seiner Sache Ueberzeugung zu gewinnen, ist oft nicht stark genug und zu prahlerisch. Brutus nannte ihn fractum et elumbem. Mit Demosthenes vergliechen unterscheidet sich Cicero von diesem hauptsächlich darin, daß Demosthenes sich ganz über die Sache vergißt, Cicero sich nie vergißt, noch vergessen läßt, sondern agirt. — Andre Zeitgenossen hatten tumidum et Asianum et molle dicendi genus, von den zwei damaligen Sekten Attici

Attici und Asiani. — Nach Cicero verschied die Eloquenz wegen des Despotism, und der sklavischen schmeichlerischen üppigen Hofsitten. Nur gewöhnliche Beredtsamkeit blieb noch; aber die Schola declamatoria verdarb alles. Es wurden Reden über erdichtete und gar phantastische Sätze gehalten, und alle Arten von falschem und affektirtem Schmuck gebraucht. Bei den griechischen Sophisten artete Beredtsamkeit aus in Subtilität und Sophisterei, bei den römischen Deklamatoren ins Niedliche und Affektirte mit untermischtem Bombast — Seneka, Plinius. — Unter den Christen lebte, als die große Staatsberedtsamkeit unterging, die heilige Beredtsamkeit auf, voll Feierlichkeit und Würde, die aber doch in einigen Stücken von dem Studium der heidnischen Redner äußern Anstrich und Politur annahm.

Nie indessen ist das Reden so geehrt und geübt worden, als vormals in Griechenland und in Rom; auch der Charakter der Beredtsamkeit ist nicht mehr der alte erhabene, heftige. — Die Kanzel ist fast ihr einziger Schauplatz. Zwei

Länder, Frankreich und England, allein der Beredtsamkeit fähig, haben doch bei aller Größe ihrer Schriftsteller in Prosa und Poesie keine Redner erzeugt, die den alten gleichen. In England giebt das Parlement herrliche Gelegenheit zum Reden. In ihm herrscht kühnes Genie gesetzgebender Volksversammlungen, und doch sind die dort gehaltnen Reden schlecht, wie auch Hume klagt, England habe alle Arten von Genies, nur nicht Redner! Diese sind nicht einmal so gut, als in Frankreich, wo in gerichtlichen Reden die plaidoyers de patrie, und hernach die des Cochin und D'Agueſſeau alles übertreffen. Eben so auf der Kanzel. Englische Theologen reden akkurat, moralisch-vernünftig, besitzen aber keine Kraft das Herz zu rühren, und den Willen zu lenken. Sie liefern bloß kalte, vernünftige Abhandlungen, nicht Reden wie Boſſuet, Maſſillon, Bourdalone und Flechier. — Frankreich hat höhere Ideen vom Gefallen und Rühren durch Reden als England; die éloges vorzüglich sind Beweise seiner Kunst des Gefallens und

Einnehmens. Die heftige Aktion der Alten, supplosio pedis, percussio frontis et femoris (Cic. de cl. orat.) — iſt heute nur noch auf dem Theater erlaubt.

Die vornehmſten Urſachen des Unterſchiedes der Beredtſamkeit in alten und neuern Zeiten ſind:

1. Die Alten hatten mehr Genie, wir lieben mehr Akkurateſſe und Raiſonnirungsgaben, wir achten mehr auf bon sens, und Philoſophie, verachten daher alle Kunſt, die Einbildungskraft zu erhöhen, und die Leidenſchaft zu wärmen. Vielleicht auch

2. unſer großes Phlegma und unſer natürlicher Kaltſinn; —

3. unſre ganz verſchiednen Staats- und Gerichtsverfaſſungen. Vor Gericht waren bei den Alten der Richter ſehr viele, die Geſetze unzulänglich, die Entſcheidung der Billigkeit überlaſſen; anders iſts heut zu Tage, da alles auf Rechtskenntniß ankömmt. — Specielle Urſachen kommen dazu; in England z. B. hindert das Beſtechungsſyſtem alle wahre und herzliche Beredtſamkeit. Auf der

Kanzel schadet das Ablesen, welches in England allgemein ist, aus Reden Abhandlungen macht. Die eifrige und populäre Manier der Sektirer und Schwärmer machte, daß die herrschende Kirche zu diesem entgegengesetzten Extreme überging. —

Aber noch ist auch in neuern Zeiten Feld für Beredtsamkeit. Die Alten theilten alle Reden in 3 genera ab: in das genus demonstrativum, loben und tadeln — deliberativum — rathen und abrathen — und judiciale — anklagen und vertheidigen. —

Heut zu Tage giebts

1. Reden vor Volksversammlungen,
2. vorm Gerichtsstuhl,
3. auf der Kanzel. —

In Reden erster Art wird nie der Zweck erreicht, ohne vorher

a. die Zuhörer scharf zu überzeugen durch Verstand; denn bei Geschäften kommts nie an auf Schmuck, sondern auf Einsicht — Good sense an solid

thought; — man muß sich an die Sachen halten.

b. Man muß selbst überzeugt seyn; daher ist es eine falsche und verderbliche Uebung, von jeder Sache die Gegenseite vertheidigen zu können.

c. Ex tempore muß man reden. Die Wärme muß angemessen, nicht affektirt, nicht ungestüm seyn. Distinktheit und Ordnung muß man beobachten, Verbosität vermeiden, und die ganze Behandlung immer nach den Gegenständen und Zuhörern modificiren.

Die Kanzelberedtsamkeit hat grose Vortheile, Würde der Sachen, welche des höchsten Schwungs in Schilderung, Wärme und Heftigkeit fähig ist; aber auch Nachtheile. Kein Streit ist da, die vorgetragnen Sachen sind alt und abgenutzt, ohne neue Umstände; der Prediger ist abstrakt, oder deklamatorisch. — Wahre Beredtsamkeit ist auch hier die Kunst, die Wahrheit so ins Licht zu setzen, daß sie am vortheilhaftesten überzeugt und bewegt.

Erfordernisse sind: 1. Richtiger Begriff vom Zweck, Menschen zu bewe-

gen, daß sie gut seyn, und also sie praktisch durch Ueberzeugungen zu Entschließungen zu bringen; 2. Popularität d. i. die Gabe, angepaßt den Begriffen des Volks, seine Herzen einzunehmen. Vernünftig muß der Prediger seyn, d. i. klare Gedanken beibringen, aber dabei auch ein Redner. Er muß ein guter Mann seyn, das wird ihm Ernst und Stärke geben, wahre Frömmigkeit würde vor allen den Deklamatoren helfen. Charakter der Kanzelberedtsamkeit ist Ernst, Gravität und Wärme, von der aber Einförmigkeit, steife Feierlichkeit und alles Theatralische entfernt seyn muß. Salbung, rührende, durchdringende, anziehende Art, fließt aus starkem Gefühl für die Wichtigkeit der Wahrheiten, die man vorträgt, und aus dem ernsten Verlangen, sie den Herzen der Zuhörer eindringlich zu machen. — Bei der Wahl der Materien hat man vor allem zu sehen auf Nützlichkeit; ohne die ist alles Andre nichts.

In Ansehung der Behandlung beobachte man Folgendes:

1. Man ſehe auf Einheit, dieß iſt leicht, da die Wahl der Sachen frei ſteht. Ohne Einheit, d. i. Hauptpunkt, wird die Seele zerſtreut und der Eindruck geſchwächt;

2. beſtimmte, einzelne Materien faſſe man, behandle ſie nicht generell, wie die Anfänger lieben.

3. Man ſage nicht alles, ſondern laſſe den Zuhörer auch ſelbſt denken.

4. Man ſetze ſich an die Stelle der Zuhörer.

5. Man ſuche den Vortrag intereſſant für die Zuhörer zu machen, ſey nicht trocken, wende ſich beſtändig an die Zuhörer und ahme nicht nach.

6. Der Styl ſey nicht tautologiſch, nicht poetiſch — man fange an mit Schreiben und Auswendiglernen, und gehe über ins Extemporiren, leſe ja nicht ab.

Was die Theile der Rede betrift, ſo muß

1. die Einleitung

a. natürlich, leicht aus den Sachen ſelbſt entſprungen ſeyn, alſo erſt nach überdachter Sache;

b. ſie muß korrekt,

c. beſcheiden ſeyn, nicht zu viel verſprechen,

d. ruhig ſeyn.

2. Satz, Theilung muß

a. diſtinkte Theile haben, nicht z. E. zuerſt von den Vortheilen der Tugend überhaupt und dann insbeſondere von der Gerechtigkeit und Mäßigkeit reden wollen;

b. die Theile müſſen den Satz erſchöpfen;

c. ſie müſſen prägis ausgedrückt ſeyn.

3. Die Narration, Erklärung, muß klar, glaublich, gedrungen ſeyn.

4. In Betreff der Argumentation bedenke man:

a. Erfindung iſt keine Sache der Kunſt; die Topik der Alten iſt falſch, genus, species, causa, effectus, antecedens, consequens, similitudines, contrarietates, definitiones, circumſtantiae temporum et loci, personarum et rerum, ſind wohl zu berückſichtigen, aber nicht in ſteifer Folge, und nur nach Erfordern der Umſtände — Loci waren allgemeine

Ideen, applikabel um Materie und Stoff zur Rede zu finden.

b. Die Stellung und Führung der Argumente ſey entweder analytiſch, wenn der Redner ſeine Abſicht verbirgt, daß er die Folge ziehn kann, oder ſynthetiſch.

c. Um die Argumente treffend zu wählen, ſtelle man ſich in die Stelle des Hörers und Leſers, vermiſche nicht die Argumente, ſondern iſolire ſie, wahr falſch, recht unrecht, nützlich ſchädlich ſoll bewieſen werden, jedes diſtinkt, auch nicht zu viel.

5. Pathetiſche Peroration. Die Alten machten zum Behuf derſelben große Theoreme über Leidenſchaften — Ariſtoteles. — Für uns iſt eine Rührung oder Erſchütterung, wie ſie gewöhnlich im letzten Theile der Predigten, der Applikation, angebracht wird, nicht immer nothwendig.

a. Man ſehe, ob die Sache ſie zuläßt;

b. man gehe nicht insbeſondere aufs Rühren aus;

c. es iſt ein gröſser Unterſchied, den Zuhörern zeigen, daſs ſie gerührt ſeyn ſollten, und ſie wirklich rühren. Das letzte ſoll der Prediger, wenn es die Sache erlaubt, und die Umſtände fordern;

d. dazu muſs er ſelbſt gerührt ſeyn;

e. man ſehe auf rechte Sprache der Leidenſchaften, d. i. rede ungeſchwächt;

f. man ſpreche nicht zu lange und nichts Heterogenes. —

Vortrag in Ton, Blick, Geberden. — Der Ton muſs verſtändlich ſeyn, alſo laut, diſtinkt, artikulirt, langſam, mit gehöriger Accentuation. Im predigen pflegt man anders zu accentuiren als gewöhnlich, aber falſch. — Ferner ſey er zweckmäſsig in Emphaſis, Pauſe, Geberden; Emphaſis iſt ſtärkerer Ton, dieſer giebt Leben. Gut angebrachte Emphaſen ſind Hauptbeweis von richtigem Geſchmack, zumal in Reden. Pauſe; man muſs ſich durchaus nicht gewiſſe Pauſen angewöhnen, ohne Rückſicht auf den Inhalt; hier muſs man die Natur im gemeinen Leben nachahmen, und nicht nach den Zeichen in Büchern gehn. —

Die Modulation der Stimme muß ſich nach dem Inhalte richten. Die Natur treibt uns ſchon dazu, den Ton des Zorns, der Liebe, des Ernſtes nachzuahmen, wenn man in dieſe und ähnliche Stimmungen wirklich verſetzt iſt; empfindſamer und lebhafter Umgang hilft. Aber da meint man, auf der Kanzel müſſe man ſtudirt ſprechen und einen andern Ton haben. Man folge getroſt der Natur, und ſtelle ſich vor, man rede in Geſellſchaft. In den Geberdungen haben Franzoſen, Italiener den bezeichnendſten und lebhafteſten Ausdruck. Auch hier leitet die Natur und feines richtiges Gefühl zu treffender Begleitung der Worte mit Mienen und Geſten. Man muß ſich nichts angewöhnen, ſich in der Faſſung erhalten, und nie, nie affektiren!

Mittel zur Beredtſamkeit zu gelangen ſind:

1. Perſönlicher Charakter und Lage. Non posse oratorem esse, nisi bonum virum, ſagt Cicero. Die Meinung der Zuhörer von unſerer Redlichkeit hilft zur Ueberzeugung. Tugend iſt den Wiſſenſchaften hold, ſie giebt Wetteifer, gewöhnt

an Emſigkeit, hält die Seele ruhig von Leidenſchaften und niedern Beſtrebungen, ſie giebt di: wirkſamſten Geſinnungen und die ſtärkſte Sprache —

2. Good sense and Knowledge;

3. habitus et industria;

4. Muſter; nicht Kompendien muß man ſtudiren, ſondern die guten Redner ſelbſt!

Encyklopädische

Ansichten

einiger

Zweige der Gelehrsamkeit

von

Christian Jacob Kraus,

ordentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Staatsrathe und Ober-Präsidenten von Preußen, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Zweiter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius. 1809.

Vermischte Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andere wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

geheimem Staatsrathe und Ober-Präsidenten von Preußen, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Vierter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius, 1809.

Ad
Acad.
Land.

Vorrede.

Bei der Redaktion des historischen Theils der Krausischen allgemeinen Encyklopädie war es Grundsatz, die Ansichten des Verfassers unverändert, die Gedankenfolge ohne Einmischung fremder Bemerkungen, dem Publikum vorzulegen. Die Befolgung dieser Vorschrift, verbunden mit der Erwägung, wie der Mann von Geist und Sachkenntniß Hefte zu Vorlesungen ausarbeite, kann den Ausstellungen begegnen, zu denen sich mancher Leser hier und da versucht fühlen dürfte. Oft sind einzelne Gedanken, Sätze ohne Uebergänge, hingeworfen, mit Vorbehalt der Ausführung, Verbindung, Ausstattung, durch den mündlichen Vortrag. Bei Fortsetzung der Lektüre und des eignen Denkens werden Marginalien zu verschiedenen Zeiten

nachgetragen, zu deren Aufnahme in den Zusammenhang das Leben des freyen Vortrags unentbehrlich ist. Es wäre Beleidigung für den Verfasser gewesen, die so entstandnen logischen Lücken durch eigene Bemerkungen, selbst mit Noten bezeichnet, ausfüllen zu wollen. Das allein haben wir uns, zur Bequemlichkeit des Lesers, erlaubt, die Materien genau zu rubricieren, und durch Zahlen und Buchstaben zu unterscheiden. In der Literatur hat der Verfasser, (der diese Vorlesungen seit dem Jahre 1789 gehalten hat,) einige Mal versäumt, neuere und bessere Werke nachzutragen. Wir haben auch hierin nichts geändert, um uns alles Eignen zu enthalten, zumal da der Mängel weder viele, noch bedeutende, vorkommen.

Königsberg im April 1809.

Hüllmann.

Inhalt.

Einleitung.

Klassifikation der historischen Erkenntnisse (im Gegensatze der rationalen). . . . Seite 3

I. Naturhistorie (im Gegensatze der Naturwissenschaft). . . . . — 4

1. Naturbeschreibung . . . . . ebend.

2. Naturgeschichte . . . . . ebend.

II. Geschichte . . . . . ebend.

1. Beschreibung alles dessen, was Menschenwerk ist . . . . . ebend.

Ueberhaupt:

A. Des Landes, nach seinem Kulturzustande . . . . . — 5

B. Der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft . . . . . ebend.

Nach Unterabtheilungen.

a) Politische Geographie und Statistik . . . . . ebend.

b) Länder- und Völkerkunde . . ebend.

2. Erzählung, wie das Beschriebene geworden ist . . . . . ebend.

A. Antiquarism, oder Beschreibung gewisser Zustände des Alterthums ebend.

B. Bloße Erzählung . . . . . — 6

Uebersicht des Zwecks der Geschichte . . . ebend.

I. Historische Propädeutik . . . . . ebend.

1. Historische Kritik . . . . . S. 6
2. Historische Kunst . . . . . ebend.

II. Geschichte der Menschheit . . . . ebend.

III. Geschichte des Menschengeschlechts . — 7
1. Nach dem Umfange:
Universalgeschichte . . . . . ebend.
Specialgeschichte . . . . . — 8
2. Nach der Zeit:
Alte . . . . . ebend.
Mittlere . . . . . ebend.
Neue . . . . . ebend.
3. Nach der Form:
Pragmatische . . . . . ebend.
Annalistische . . . . . ebend.
Erörternde . . . . . ebend.
4. Nach dem Gegenstande:
A. Bürgerliche: . . . . . — 9
Ueberhaupt:
Länder-, Völker-, Staaten-Geschichte . . . . ebend.
Insbesondere Geschichte einzelner
Gegenden . . . . . ebend.
Gesellschaften . . . . . ebend.
Anstalten . . . . . ebend.
B. Religionsgeschichte . . . . . ebend.
Ueberhaupt: Geschichte der
religiösen Vorstellungsarten . . ebend.
Verehrungsarten . . . . . ebend.
Verhältnisse der Religion zum Staate ebend.
Insbesondere: Kirchengeschichte . . — 10
a) Gesellschaftsgeschichte . . . . ebend.
b) Dogmengeschichte . . . . . ebend.
c) Verfassungsgeschichte . . . . ebend.
C. Kulturgeschichte . . . . . ebend.
a) Geschichte der Geistescultur und
Literatur überhaupt . . . . ebend.

b) Geschichte einzelner Wissenschaften S. 10.
c) Geschichte der Gelehrten . . . ebend.
d) Geschichte des Bücherwesens . . ebend.
Werth der Geschichte . . . . . ebend.
1. Studium des Ursprungs alles Vorhandenen schließt die Natur des letztern auf ebend.
2. Bekanntschaft mit abweichenden Vorstellungsarten, Ansichten, Urtheilen, befördert die Aufklärung . . . — 12
(IV. Historische Hülfswissenschaften.)

Ausführung.

I. Historische Propädeutik . . . . . — 14
1. Historische Kritik. — Leitfaden zu deren Auffindung . . . . . ebend.
A. Untersuchung, ob wir von dem, was uns gegenwärtig ist, alles mittheilen wollen . . . . . — 16
B. Ob Alles mit dem übereinstimme, was wir erfahren haben . . . — 17
C. Ob wir bei dem ursprünglichen Erfahren selbst die Empfindung gehörig aufgefaßt haben, keine Erscheinungsreihen vorgegangen sind — ebend.
Empfunden und durch Erfahrung erkannt werden können nicht
a) das Nichtsein . . . . . — 18
b) das Gemeinsame . . . . . — 19
c) das Wesentliche . . . . . ebend.
d) die Kausalverknüpfung, Kräfte, Empfänglichkeiten, das Mögliche, Gesinnungen, Absichten, Charaktere . . . . . — 20
D. Bedingungen der Glaubwürdigkeit der Zeugen: . . . . . ebend.
a) Tüchtigkeit . . . . . — 21
b) Aufrichtigkeit . . . . . ebend.

E. Grundsätze der Kritik . . . . . S. 21
Ueberhaupt . . . . . ebend.
Nähere Anwendung . . . . — 22
a) Wo keine Quellen, da keine Geschichte . . . . . ebend.
b) Wo Quellen sind, kömmt es an auf deren Genesis, auf die Subjektivität und auf die Objektivität . . . . . — 23
aa. Genesis: Urzeuge, Augenzeuge, Gerücht, Sage . . . . ebend.
bb. Subjektivität: von der Glaubwürdigkeit des Urzeugen hängt die Glaubwürdigkeit der Thatsache ab . . . . . — 24
cc. Objektivität: innere und äußere Möglichkeit der Sache . . — 26
Anmerkungen . . . . . — 28
c) Grade der Glaubwürdigkeit . . ebend.
Erster Grad: Zusammentreffen der Uebereinstimmung aller Menschen in allen Zeitaltern mit den Erfahrungen, die wir fortdauernd in ähnlichen Fällen machen . . . . . ebend.
Zweiter Grad: Uebereinstimmung eigener und fremder Wahrnehmungen damit, daß eine Sache meistentheils so ist, wie sie von glaubwürdigen Zeugen vorgestellt wird . . . . — 29
Dritter Grad: Erzählung einer, in Ansehung der Natur der Dinge gleichgültigen, Sache, durch glaubwürdige Zeugen, denen nicht widersprochen worden ist — 30
d) Widerspruch der Zeugen unter sich, und mit der gemeinen Erfahrung ebend.

e) Falsche, wiewohl gewöhnliche, Schätzung der Wahrscheinlichkeit, herrührend von passiven Ursachen im menschlichen Gemüth . . S. 31

f) Klassifikation der Geschichtschreiber aus dem Gesichtspunkte der Glaubwürdigkeit . . . . . — 33

aa. Solche, die ihre eigenen Thatsachen beschreiben . . . . ebend.

bb. Solche, die entweder selbst an den Begebenheiten Antheil hatten, oder ihre Nachrichten von Augenzeugen erhalten haben . . . . . — 34

cc. Solche, die aus authentischen Quellen schöpfen . . . . . ebend.

dd. Solche, die aus schon vorhandnen historischen Werken eine Geschichte zusammensetzen, oder Geschichte durch chronologische Stellung, biographische Einkleidung, Abkürzung, in neue Formen bringen; endlich die Geschichtforscher, die Lieferer von Beitragen . . — 36

2. Historische Kunst . . . . . ebend.

a) Heuristik: Kunst der Entdeckung, Auswahl, Kombination der Materialien . . . . . — 37

b) Historiographie: Kunst der Verarbeitung historischer Materialien, zur Belehrung, wenigstens zur Aufbewahrung eines relativ interessanten Andenkens . . . — 40

aa. Pragmatie . . . . . — 41

bb. Einheit der Komposition . . — 43

cc. Erfordernisse der historischen Darstellung: Treue, Klarheit, Ordnung, Runde, Interesse — 44

dd. Erfordernisse des Geschichtschreibers: Wahrheitsliebe, Urtheilskraft, Treue, politische und literarische Kenntnisse, Weltkenntniß, Anthropologie, Besonnenheit, Gabe der lehrreichen, nützlichen, fließenden Darstellung, Geschmack . . S. 45

ee. Beiträge zur Geschichte . . — 47

1. Annalen, Chroniken . . . ebend.

2. Denkschriften, Memoires . ebend.

3. Protokolle, Staatsschriften, acta publica, Zeitungen — 48

4. Kritische, antiquarische, literarhistorische Aufsätze. Anekdoten, Beiträge zu den Hulfswissenschaften . . ebend.

ff. Charakteristik der neuern Geschichtschreibung . . . . ebend

II. Geschichte der Menschheit . . . . . — 49

Vorbegriffe . . . . . ebend.

Plan zu einer Geschichte der Menschheit — 52

1. Menschen in Hinsicht auf Wohnplätze und Stämme; . . . . . ebend.

2. Auf das physische Leben; . . . ebend.

3. Auf natürliche Verhältnisse; . . — 53

4. Auf Kultur; ebend. — Stufengang in der Ausbildung der Völker:

A. Jägervölker . . . . . — 54

B. Hirtenvölker . . . . . ebend.

C. Ackerbauende Völker . . . . — 55

5. Menschen in Hinsicht auf gesellschaftliche Verfassung . . . . . ebend.

Bemerkungen über Fortrücken des Menschengeschlechts . . . . . — 57

1. Keine Hoffnung dazu . . . . . ebend.

2. Allerdings Verbesserlichkeit . . . — 59

3. Hiſtoriſche Deduktion. Wohlfahrt hängt ab von Gerechtigkeit, Wohlhabenheit, Aufklärung . . . . S. 59
A. Gerechtigkeit . . . . . ebend.
B. Wohlhabenheit . . . . . — 60
C. Aufklärung . . . . . — 61
Schlußbemerkungen . . . . . — 62
1. Es hat noch kein Kulturgrad beſtanden, dem untergieng . . . ebend.
2. Die zunehmende Kultur iſt für die Tugend nicht nachtheilig . . . — 63
3. Die Grenze der ſittlichen Vervollkommnung iſt nicht anzugeben; doch iſt Glaube an Verbeſſerlichkeit Pflicht — 65
Literatur . . . . . ebend
III. Geſchichte des Menſchengeſchlechts . . — 67
A. Bürgerliche Geſchichte . . . . . ebend.
Begriff . . . . . ebend.
Literatur der bürgerlichen Univerſalgeſchichte . . . . . — 69
Abtheilung . . . . . — 71
Vorerinnerungen . . . . . ebend.
1. Urwelt, von Adam bis Noah . — 72
2. Dunkle Welt, von Noah bis Moſes . . . . . ebend.
3. Vorwelt, von Moſes bis Cyrus — 73
4. Alte Welt, von Cyrus bis Chlodwig ebend
5. Mittlere Welt, von Chlodwig an 1000 Jahre . . . . . ebend.
6. Neue Welt . . . . . — 75
Specialgeſchichten . . . . . — 76
Literatur derſelben . . . . . — 79
Allgemeine Anmerkungen . . . . — 84
B. Religionsgeſchichte . . . . . — 86
Aphoriſtiſche Vorbemerkungen über natürliche Religion und Pantheismus — 86 ff.
Begriff der Religion und ihrer Geſchichte — 89

Eintheilung der Religionen . . . . S. 92
Ursprung der Religion, nebst allgemeinen anthropologischen Betrachtungen — 93
Hume's Ideen über Poly- und Monotheismus . . . . . — 104
Kritische Bemerkungen über die Geschichte der Religion . . . . . — 110
1. Zur Erkenntniß der Religionen ist nöthig, sich in die Denkart, Lage und das Zeitalter der Völker zu versetzen . . . . . ebend.
2. Leitende Ideen . . . . . — 111
a) Religion und Mythologie sind nicht einerlei . . . . . ebend.
b) Beide waren nicht zu aller Zeit, und bei dem ganzen Volke, einerlei . . . . . ebend.
c) Von den Sitten der Völker gilt kein Schluß auf ihre Religion — 112
d) Geoffenbarte (auf heilige Bücher gegründete) Religionen haben eine Dogmatik, und enthalten, als wesentlichen Theil, die Moral. In nicht-geoffenbarten gehört der Inhalt von jener (Dogmatik) zur Philosophie, und diese (Moral) zur Gesetzgebung . ebend.
e) Theologie des Alterthums ist von der heutigen durchaus verschieden . . . . . — 113
Sie ist im Ganzen
aa. Philosophisch . . . . . ebend.
bb. Politisch . . . . . — 114
cc. Mythisch poetisch . . . ebend.
3. Hypothesen über den Ursprung des Polytheismus und der Idolatrie — 115
4. Verehrungsarten . . . . . — 117
Ersteres: in Ansehung des Ursprungs.

a) Natürliche . . . . . S. 117
b) Von Dichtern und Geſetzgebern erfundene . . . ebend.
c) Vom Fanatismus aufgebrachte ebend.
d) Andern Völkern abgeborgte ebend.
e) Aus Liebe zu Pracht und Ceremonien erfundene . . ebend.

Zweitens: in Anſehung des Weſens — 118
a) Geſellſchaftliches Leben . . . ebend.
b) Heilige Wuth . . . . ebend.
c) Gebete, Gelübde . . . . — 119
d) Spiele, Proceſſionen . . ebend.
e) Gaben, Opfer . . . . ebend.
f) Gute Werke . . . . — 121
g) Gnadenmittel, Myſterien . ebend.

Kirchenweſen . . . . . — 126
1. Oerter . . . . . ebend.
2. Prieſter . . . . . ebend.
3. Feſte . . . . . — 128

Propheten und Orakel . . . . — 129
1. Begeiſterte . . . . . ebend.
2. Deuter . . . . . — 131
3. Wahrſager, Orakel . . . . ebend.

Muſterung der Religionen . . . — 134

AA. Ohne heilige Bücher.
1. Griechiſche . . . . . ebend.
2. Römiſche . . . . . ebend.
3. Aegyptiſche . . . . . — 135
4. Perſiſche . . . . . — 136
5. Phöniziſche . . . . . ebend.
6. Celtiſche . . . . . ebend.
7. Nordiſche . . . . . ebend.
8. Religionen der rohen Völker . — 137

BB. Mit heiligen Büchern.
1. Hindoſtaner . . . . . ebend.
2. Chineſen . . . . . ebend.
3. Japaner . . . . . — 138
4. Mahomedaner . . . . . ebend.
5. Jüdiſche . . . . . — 139
6. Chriſtliche . . . . . — 141

C. Literargeschichte . . . . . S. 148
Allgemeine Ansicht . . . . . ebend.
Erhaltung und Fortpflanzung der Schriften der Alten . . . . . — 147
1. Schreibkunst . . . . . ebend.
2. Bibliotheken . . . . . — 148
3. Buchdruckerei . . . . . — 149
Veranlassung der Kultur einzelner Wissenschaften . . . . . — 153
Quellen der Literargeschichte . . . — 153
IV. Historische Hülfswissenschaften . . . — 158
A. Chronologie . . . . . — 159
Zweck . . . . . ebend.
Unterschied des Stern- und Sonnentags ebend.
Tagesanfang . . . . . — 163
Monate . . . . . — 165
Sonnenjahr, tiderisches und tropisches — 167
Julianisches Jahr . . . . . — 169
Form der Civiljahre bei verschiedenen Völkern . . . . . — 170
1. Römische Jahresform. Geschichte unsers Kalenders . . . . — 171
2. Griechische, vorzüglich Attische . — 174
3. Jüdische . . . . . — 179
4. Aegyptische . . . . . — 181
5. Syrer . . . . . ebend.
6. Perser . . . . . ebend.
7. Indostaner . . . . . — 182
8. Mahomedaner . . . . . — 184
Cykel . . . . . — 185
1. Sonnencykel . . . . . ebend.
2. Mondencykel . . . . . — 191
3. Intkalationscykel . . . . . — 192
Perioden . . . . . — 192
Julianische . . . . . ebend.
Aeren . . . . . — 195
1. Christliche . . . . . ebend.
2. Diocletianische . . . . . — 196
3. Neugriechische . . . . . ebend.
4. Antiochische . . . . . — 197

5. Alexandrinische . . . . . S. 197
6. Cuſebiſche . . . . . ebend.
7. Jüdiſche . . . . . — 198
8. Mahomedaniſche . . . . . — 199
9. Alt-Griechiſche . . . . . ebend.
10. Römiſche . . . . . — 201
11. Alt-Aegyptiſche . . . . . — 203
12. Chaldäiſch-Syriſche . . . . ebend.
13. Perſiſche . . . . . — 204
Reduktion der Mahomedaniſchen Jahre ebend.
Epakten . . . . . — 206
B. Geographie . . . . . — 217
1. Mathematiſche . . . . . — 218
a) Breite . . . . . ebend.
b) Länge . . . . . — 220
c) Größe und Geſtalt der Erde . — 225
d) Tags- und Jahreszeiten . . . — 233
e) Verfertigung von Land- und See-Charten und Globen. Projektionen . . . . . — 234
f) Geſchichte der Charten und Globen — 237
2. Phyſiſche . . . . . — 238
a) Land . . . . . ebend.
b) Waſſer . . . . . — 239
aa. Meer . . . . . ebend.
bb. Quellen . . . . . ebend.
cc. Flüſſe . . . . . ebend.
dd. Landſeen . . . . . — 240
ee. Moore, Sümpfe . . . . ebend.
c) Luft . . . . . ebend.
d) Jahreszeiten, Witterung . . . — 241
e) Organiſche Weſen . . . . . — 242
f) Veränderung des Erdbodens . . ebend.
g) Geogonie . . . . . ebend.
h) Veränderung in den Naturreichen ebend.
3. Politiſche . . . . . — 243
a) Naturbeſchaffenheit der Länder . ebend.
b) Geſellſchaftliche Verfaſſung . . — 244
c) Privatleben . . . . . — 245

d) Hilfsmittel der politischen Geographie . . . . . S. 941.
e) Literatur . . . . . — 940
3. Alte Geographie . . . . . — 950
G. Statistik . . . . . — 953
D. Genealogie . . . . . — 954
E. Heraldik . . . . . — 959
F. Diplomatik . . . . . — 962
G. Numismatik . . . . . — 965
H. Epigraphik . . . . . — 972
I. Archäologie der Kunst . . . . . — 975

Ueber die Hoffnung, daß es besser werde mit dem Menschengeschlecht. Aus dem Lateinischen des Professor Kraus . S. 977

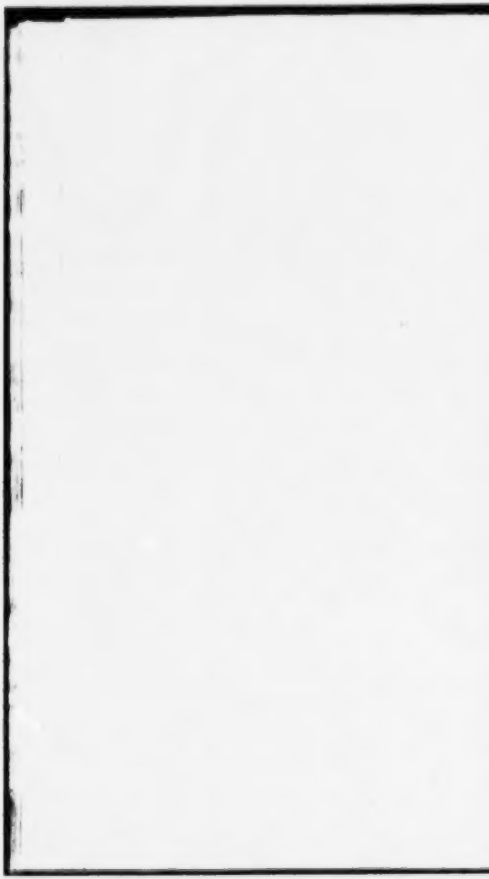
Geschichte,

Geſchichte,

als zweiter Theil

der encyklopädiſchen Anſichten einiger

Zweige der Gelehrſamkeit.



Einleitung.

Der Gegenſtand des hiſtoriſchen Wiſſens (im Gegenſatze des rationalen), iſt das Wirkliche, und zwar ſowohl das Vorhandene, ſofern es ſich beſchreiben, als das Geſchehene, ſofern es ſich erzählen, läßt. Alles Wirkliche iſt individuell, man kann es nicht anders kennen, als entweder, wenn man es ſelbſt empfunden hat (durch eigene Erfahrung), oder wenn man es aus Beſchreibungen und Erzählungen Anderer vernimmt, die es empfunden haben (durch fremde Erfahrung). Da aber alles einzeln iſt, ſo kann, wo die Sprache verſagt, die immer allgemein ſchildert, das Beſchriebene und Erzählte, gewiſſermaaßen durch Abbildungen individualiſirt werden. Doch geht das nicht ganz an

bei Farben, Tönen, Gerüchen, Gefühlen, und innern Empfindnissen; selbst Abbildungen von Gestalten und Formen geben selten die rechte Vorstellung, Modelle sind besser.

Das Wirkliche, das so vieles, und so sehr verschiedenes, befaßt, läßt sich doch füglich in zwei Felder abtheilen, in das, der Natur, und das, der Freiheit. Daher:

I. Naturhistorie (im Gegensatze der Naturwissenschaft), welche, in sofern dieselbe alles Wirkliche in der Natur, auch den Menschen selbst, als physisches Wesen, schildert, nach allem, was sich daran direkt oder indirekt wahrnehmen läßt, Naturbeschreibung, und in sofern sie alles, wie es geworden ist, erzählt, Naturgeschichte heißen könnte. Die letztere nennt Forster eine Wissenschaft für Götter.

II. Geschichte begreift alles, was sich auf die Menschen, als nach Absicht handelnde Wesen, bezieht. So gefaßt, würde die Geschichte sich abtheilen lassen:

1) In Beschreibung alles dessen, was Menschenwerk ist, oder sich als solches

von irgend einer Seite ansehen läßt; also

A. des Landes, sofern es begränzt, mit Feldern, Gärten ꝛc. angebauet, mit Gebäuden besetzt, und mit Kunstprodukten angefüllt ist;

B. der Menschen, sofern sie eine politische Verfassung haben, nach Ständen und Bezirken, Gesetzen, Gewohnheiten, Staats- und Privatrecht, Polizei, Rechtspflege, Militär, Finanzen, Lehranstalten, Religionswesen, Sitten, Gebräuchen, Meinungen, öffentlichem und Privatleben ꝛc.

2) In Erzählung, wie das Beschriebne geworden ist, und was Menschen einzeln und verbunden gemacht und gethan haben.

Gewöhnlich wird die Beschreibung unter dem Namen von

a. politischer Geographie und Statistik oder Staatskunde, in Hinsicht auf kultivirte, und von

b. Länder- und Völkerkunde in Hinsicht auf unkultivirte Menschen, von der Geschichte abgesondert. Aehnliche Beschreibungen von alten Zeiten werden unter dem Namen Antiquitäten, bald

als Bestandtheil, bald als Außenwerk oder Geschichte, angesehen; so daß endlich im engsten Sinne die Geschichte selbst auf bloße Erzählung beschränkt wird, obgleich sie nie der Beschreibung entbehren kann. Nicht nach einem Prinzip aus der Natur der Sache, sondern bloß durch zufällige Anlässe, ist sowohl diese Abtheilung, als die weitere in bürgerliche, Religions- und Kulturgeschichte, entstanden.

Das ganze Fach der Historie wird sich so übersehen lassen:

I. Historische Propädeutik. Wenn man die Grundsätze der Beurtheilung und Benutzung des Historischen untersucht, ergiebt sich eine doppelte Theorie:

1) historische Kritik, welche Hermeneutik, und

2) historische Kunst, welche Heuristik, voraussetzt; dann folgt

3) Uebersicht der Formen ihrer Behandlungsart.

II. Geschichte der Menschheit.

Wenn man die allgemeinen Resultate der Vergleichung historischer Notizen zusammenfaßt, um gleichsam eine Theorie

der Gesetze, welche in der Geschichte des Menschengeschlechts sich entdecken zu lassen scheinen, zu bilden, und leitende Ideen und Argumente zur Beurtheilung für die Spezialgeschichte aufzufassen: so entsteht Geschichte der Menschheit. Stewart nennt diese Geschichte theoretische oder muthmaßliche Geschichte, nämlich die Untersuchung der Art, wie nach der bekannten Beschaffenheit der Kräfte, die Sache habe zu Stande kommen können. Hume nennt sie natürliche Geschichte.

III. Geschichte des Menschengeschlechts.

Man theilt sie nach folgenden 4 Gesichtspunkten ab:

1) Nach ihrem Umfange. Wenn man, nach Maaßgabe der vorhandenen historischen Quellen, von dem Menschengeschlecht, als einem Inbegriff von Völkern und Staaten, die Begebenheiten, Schicksale und Veränderungen, in ein Ganzes geordnet, darstellt, so entsteht Universalhistorie. Sie hat immer das Ganze vor Augen, und hebt nur die Sachen aus, und stellt sie ihrem Zusammenhange nach dar, die entweder auf das

Ganze entscheidenden Einfluß hatten, oder doch für einen beträchtlichen Theil von wichtigen Folgen waren. Beschreibt man nur die Geschichte einzelner Staaten und Länder, so entsteht Spezialgeschichte; nach dieser geht die Geschichte einzelner Anstalten, Gegenstände ꝛc., und endlich die Biographie, oder Lebensgeschichte einzelner Menschen.

2) Nach der Zeit, in alte — von den ältesten Zeiten bis Christus, oder bis zur Völkerwanderung 375; — mittlere — 375 bis 1492, — und neue, 1492 bis jetzt.

3) Nach der Form.

A. Pragmatische: der Pragmatiker forscht oft in andern Welttheilen nach den Ursachen und Folgen seiner Begebenheit.

B. Annalistische: der Annalist registrirt ohne Verkettung und Parallelismus.

C. Erörternde.

4) Nach dem Gegenstande, dessen Geschichte man erzählen will, so wohl, als nach dem Zwecke, der dadurch erreicht werden soll, ergeben sich mancherlei Unterabtheilungen der bürgerlichen Religions- und Kulturgeschichte:

A. Die bürgerliche Geschichte, civilis, deren Gegenstand die politische Gesellschaft, in Ansehung ihres innern Zustandes (organisation) und ihrer äußern Verhältnisse ist; nachdem man in ihr das Land, das Volk, oder den Staat, zum Gegenstande nimmt, und festhält, entsteht Länder-, Völker-, Staatengeschichte. Dann kann man ferner

a. einzelne Landstriche, Städte, Oerter, Klöster,

b. einzelne Gesellschaften, — Zünfte — Staatsmänner — Privatpersonen;

c. einzelne Anstalten und Einrichtungen, z. B. Adel, Feuerkatastra, Kommerzkollegia, Kammer, Posten, Wechsel, Banken ꝛc., historisch beschreiben.

B. Die Religionsgeschichte — ecclesiastica, — bietet als Gegenstände zur besondern Geschichte dar:

a. Geschichte der Vorstellungsarten von Gottheit, Natur, Menschheit;

b. Der Verehrungsarten, der Opfer, des Betens, mit Oertern, Personen, Zeiten, d. i. Tempeln, Festen, Priestern.

c. Verhältniß der Religion zum Staat. — Ein Zweig der Religionsgeschichte, die Kirchengeschichte, befaßt:

a) Geschichte der Kirche als Gesellschaft, die wieder in die, der Päbste, der Hierarchie, der Synoden, Konzilien, der Orden ꝛc., zerfällt.

b) Geschichte der Lehren im Ganzen, — Dogmengeschichte, — oder im Einzeln, Symbole, Heiligendienst, Messe, Ketzer.

c) Geschichte der religiösen Verfassung, und ihres Verhältnisses zum öffentlichen und Privatleben.

C. Die Kulturgeschichte enthält:

a. Geschichte der Geisteskultur im Ganzen, der Wissenschaften im Einzelnen, der Lehranstalten, Schulen, Akademien, Universitäten, der Verbreitung und Anwendung der Kenntnisse im Publikum;

b. Geschichte einzelner Wissenschaften oder Lehrsätze;

c. der Gelehrten, Lehrer und Autoren;

d. des Bücherwesens.

Werth der Historie.

Alle Thatsachen, die uns nicht durch eigne Empfindung bekannt sind, kennt man nur durch Erzählungen, Beschreibungen, oder bildliche Darstellung Anderer, die es empfunden haben. Eigne Er-

fahrung iſt freilich der Grund unſeres Wiſſens, und die Norm alles unſeres Urtheils: wir verſtehen ja nur, was wir leſen oder hören oder abgebildet ſehen mögen, dadurch, daß wir den Worten und Bildern unſere äußern und innern Erfahrungen unterlegen; und die Urtheile Anderer leuchten uns nur ein, ſo fern ſie mit unſern intuitiven Urtheilen ſtimmen, oder ſofern wir uns an die Stelle Anderer geſetzt finden, daß wir ſie auch fällen müßten. Aber unſere eigne Erfahrung iſt doch äußerſt begränzt, verglichen mit dem Aggregat der Erfahrungen Anderer, — indem wir nur wenige Sachen, und an dieſen nur wenig ſelbſt unmittelbar, erfahren. Geſchichte alſo bereichert uns mit Stoff aller Art von Kenntniſſen, und beſonders der intereſſanteſten, nämlich der Menſchenkenntniß. Die Kenntniß der Geneſis aller menſchlichen Einrichtungen und Hervorbringungen, ſie mögen ſich auf ſie einzeln, oder auf mannichfaltige Geſellſchaften, beziehen, und von Körper- und Geiſteskräften herrühren, giebt die einzig wahre, und zur Beurtheilung ſowohl, als zur Vervollkommnung dienſame, Einſicht in dasjenige

dessen Genesis man genau weiß. Positives Recht und positive Theologie sind ohne Kenntniß der Genesis nur servile Studien, statt, daß sie, genetisch studirt, nicht nur wichtige Einsichten gewähren, sondern zugleich den Geist bilden. In sofern ist der Ausdruck recht: historia est philosophiae metropolis, — eine Mutterstadt, die Kolonien ausschickt. — Denn jede Erkenntniß, und jede Sache, die erkannt wird, ist geworden; die Einsicht in den Gang, wie sie geworden, schließt ihre Natur am besten auf. Daher ist es besser, Newtons Schriften zu lesen, als die Schriften seiner Ausleger und Abkürzer. Besonders wichtig ist Geschichte den Staatsmännern, Gesetzgebern, Rechtsgelehrten, um die Genesis, und dadurch die ratio der Gesetze, zu wissen — (Reichsgeschichte); — den Theologen, deren Wissenschaft in Thatsachen besteht, den Philosophen, den Dichtern, Rednern, um daraus die besten Beispiele der Tugend und Weisheit zu schöpfen.

Alle Urtheile, sie mögen noch so subjektiv seyn, hält von Natur jeder Mensch für objektiv; er kann nicht anders, als meinen, daß wirklich alles in Absicht auf Wahr-

heit, Schönheit, Güte, so sey, wie es ihm scheint. In der Erkenntniß der Ursachen des Scheins, und in der Befreiung von dieser Täuschung, besteht Aufklärung; diese erlangt man nur durch Opposition, indem man vernimmt, daß andern Menschen alles anders vorkomme, Daher hat das Studium der Reisebeschreibungen, der Länder- und Völkerkunde, Epoche in unsern Zeiten gemacht: daher bildet sich mit zunehmender Erfahrung im geschäftigen Leben das Urtheil; daher reift es durch das Alter. Nur durch Widerstreit entsteht Zweifel, und dubitatio initium sapientiae: — ἀγνοίας γνῶσις ἀρχὴ τῆς φιλοσοφίας. Das Umfassen aller Zeiten und Nationen allein kann das Problem: quid sumus, et quidnam futuri gignimur, aufzulösen Hoffnung geben. —

Außer dem Nutzen: daß uns die Geschichte materialiter lehrt, die Natur, zumal die positiven Wissenschaften, besser zu kennen, und zu philosophiren über die Menschheit, sind die Menschen von Natur zur Geschichte aufgelegt; dazu haben sie Neugier und Gedächtniß, haben Neigung und Vergnügen, sich mitzuthei-

ien. Woher alſo die geringe Achtung, worin das Geſchichtsſtudium ſteht? Es liegt bloß an dem Mangel der richtigen Beurtheilung und Benutzung, wenn ſie jene vorher erwähnten Vortheile nicht gewährt.

Ausführung.

I. Hiſtoriſche Propädeutik.

1. Hiſtoriſche Kritik.

Leitfaden zur Auffindung derſelben. Man frage ſich ſelbſt, was für eine Kenntniß des Wirklichen es ſeyn werde, die aus unſerer eigenen äußern oder innern Erfahrung, durch unſere Erzählung oder Beſchreibung, irgend einem andern, oder jedem andern, beigebracht werden kann? Auffaſſen von dem, was wir ihm durch Sprache oder Abbildung mittheilen, kann der Andere nur das, und nur ſo, was und wie er es durch Unterlegung ſeiner eigenen Ideen unter unſere Worte und Bilder ſich vorſtellen und denken kann. Mittheilen aber können wir ihm

nur das, was und wie wir es in dem Moment des Mittheilens in unſerer Seele gegenwärtig haben. Die Frage nun weiter, ob das, was wir mittheilen, wirklich alles ſo geweſen ſey, wie wir es erzählen und beſchreiben, hängt davon ab,

a. ob wir in dem Moment des Mittheilens uns noch alles deſſen, was wir in der That erfahren haben, vollſtändig und richtig erinnern, und

b. ob und wiefern wir, was und wie wir es meinen erfahren zu haben, wirklich alles ſo erfahren haben mögen. Zu dieſem mittheilen können muß noch das Wollen kommen; die ſcharfe Urtheilungskraft muß die pünktlichſte Aufrichtigkeit zur Seite haben, die durch nichts in der Welt, ſelbſt nicht durch den Reiz des Erzählens, und die Freuden, einen Andern unterhalten oder reizen zu können, auch nicht durch Rückſichten auf Vernunft und Natur ſelbſt, im mindeſten modifizirt werden muß.

Bei aller Erzählung und Beſchreibung, die wir ſelbſt für Andere machen, kommt es demnach, um endlich das Ei-

gentliche, Wirkliche daraus abzunehmen, darauf an:

A. ob und wiefern wir jemand, — die Mittheilungskunst vorausgesetzt, — von dem, was unserm Geiste gegenwärtig ist, alles, was und so wie es uns beiwohnt, mittheilen wollen, ohne Verschweigung (toute verité), ohne Veränderung, (rien que la verité) d. i. ohne zu nüanciren, zu coloriren, zu outriren — (reine Unpartheilichkeit, wie äußerst schwer!), und ohne Erdichtung. Nothwendig sind also Motiven, die Wahrheit zu sagen, und Abwesenheit aller Rücksichten, Bedenken, Anlässe, welche ein Verschweigen, Erdichten, Verändern, veranlassen könnten. Das Stillschweigen ist darum kein Beweis und kein Einwurf, weil es seyn kann, daß der Schweigende

1) nichts davon erfahren,

2) sich des Erfahrnen nicht erinnert habe,

3) daß er es nicht habe sagen wollen, weil er es nicht nöthig, nicht zweckmäßig fand. Hieraus kann man sich manches erklären, z. E. daß Homer von dem Aetna und dem Vesuv, von der Schreibekunst, vom Labyrinth in Kreta

und

und von den Pyramiden schweigt, daß die Griechen bis auf Longin von der Septuaginta schweigen, daß Polybius nicht an Archimedes Spiegel denkt ꝛc.

B. Ob und wiefern, was wir im Mittheilen gegenwärtig haben, mit dem stimme, was wir wirklich erfahren hatten, das hängt nur davon ab,

a) ob wir auf frischer That, sogleich, oder aus damals gemachtem schriftlichem Aufsatze, oder kraft öfterer Wiedererinnerung, wozu wir vielfältige Anlässe gehabt, erzählen und beschreiben;

b) ob wir dabei alles Discursive vom Intuitiven, alles Gedachte vom Empfundenen scharf unterscheiden, kurz aller Erschleichungsfehler uns zu erwehren, Geschick und Neigung haben.

C. Ob und wie fern bei dem Akte des ursprünglichen Erfahrens selbst die richtige und bestimmte Empfindung durch Attention und Reflexion gehörig gefaßt, und von allen darauf sich beziehenden Empfindnissen (Erstaunen, Liebe, Abscheu, Furcht, Verlangen, schön, edel, erhaben) und raisonnements, klar abgesondert gedacht werde. Intuitive Urtheile können nicht unterbleiben, sonst weiß

man nicht, was man erfährt; aber Erschleichungsfehler müssen verhütet werden, sonst weiß man eben so wenig, was man erfährt.

Was das für Erschleichungsfehler sind, erkennen wir bald, wenn wir nachforschen, was eigentlich von uns erfahren werden kann, und was nicht. Erfahren kann nur werden das Wirkliche oder das Existirende, so fern es auf uns wirkt, unmittelbar, oder sofern es auf andere Dinge wirkt, die nun auf uns unmittelbar wirken. Locke's qualitates primariae, secundariae, et potentiae. — Also empfunden, und durch eigentliche Erfahrung erkannt werden, kann nicht:

a. **Das Nichtseyn.** Es ist z. B. unrichtig zu sagen: ich habe gesehen, daß in der Kempelschen Schachmaschine kein Mensch ist; ich habe gehört, daß davon nicht gesprochen ist, gesehen, daß es nicht geblitzt hat, daß es nicht der Mann war auf der Redoute — nullum indicium intuitivum negat. — Nur etwas Affirmatives kann ich wahrnehmen, nie etwas Negatives; daher ist es falsch, wenn man behauptet: die Amerikaner hätten keinen Bart, die Hottentottinnen keine Natur-

schürzen — (Barrow); es gäbe kein Südpolarland, keine Nordwestpassage, keinen Kalk in Neuholland, kein Holz in Island ꝛc. Der Satz muß positiv ausgedrückt werden: kein Amerikaner hat einen Bart ꝛc.

b. Das Gemeinsame, z. B. menschlicher Charakter, Geschäfte, Sachen ꝛc. Denn das Wirkliche, was wir empfinden, ist durchaus individuel und singulär, — omnimode determinatum. — Es ist **unrichtig, zu sagen: ich habe gesehen, daß die Berliner, daß die Brandenburgischen Bauern, daß die Preußischen Offiziere, die Königsbergischen Studenten ꝛc. — — — Dieses Fehlers machen sich die Reisebeschreiber schuldig. Die durch solche allgemeine Ausdrücke bezeichneten Begriffe sind von den Dingen verschieden, und unser durch den Begriff ausgedrücktes Urtheil gilt nur für individuelle Thatsachen, die wir empfunden haben.** — Nullum iudicium intuitivum commune.

c. Das Wesentliche. Es ist unrichtig, **zu sagen: ich habe Gold, habe Schmaragd, habe Braunstein gesehen, Selterswasser getrunken, eine Menschenstimme singen gehört, (Papagey) — Herschel**

sahe helle Punkte und schloß auf Vulkane im Monde, sahe abwechselnde Farben und schloß auf Sommer und Winter oder Schnee und Fruchtland im Mars. Man kann nur Beschaffenheit, nicht aber Wesentliches, wahrnehmen: — sensationes modi tantum et relationes cognoscuntur, non essentialia et attributa.

d. Die Causalverknüpfung, Kräfte, Empfänglichkeiten, das Mögliche, das Künftige, Gesinnungen, Absichten, Charaktere ꝛc. Carver und Andere wollten in den wilden Gegenden am Missisippi Ackerrücken und altes Pflugland gesehen haben, weil die Erde furchenartig gereift war, welches aber von den Ueberschwemmungen des Missisippi herrührte. Viele schrieben der Klapperschlange Zauberkraft zu, weil ihr die Vögel nicht entfliehen könnten; die Ursache davon ist kein Zauber, sondern die Vögel flattern ängstlich um ihre Nester, welche diese Schlange beständig aufsucht.

D. Alle Thatsachen, die wir nicht selbst erfahren haben, kennen wir nur durch Zeugnisse und durch Glauben.

Die Glaubwürdigkeit des Zeugen beruht

a. auf ſeiner Tüchtigkeit; daß er richtig erfahren, — — — — — ſich genau erinnert, und beſtimmt ſich mitgetheilt hat;

b. auf ſeiner Aufrichtigkeit; daß er Verheelungen, Veränderungen, Erdichtungen, zu vermeiden Geſchick und Willen gehabt hat.

L. Grundſätze der Kritik.

Ueberhaupt.

Jeder zeugt von dem, was er weiß, nur ſo viel, als und ſo wie er will; es bleibt alſo immer Spielraum für die Unterſuchung, ob er gewollt habe. Keiner zeugt das wirklich Vorhandene oder Geſchehene, ſondern ſeine Empfindungen und Vorſtellungen davon; es bleibt alſo die Unterſuchung frei, wie fern, was er erfahren haben will, wirklich erfahren, und nicht bloß gedacht ſey, und wie fern es mit dem Wirklichen in der That ſtimme, und es alſo offenbare, oder nicht. Bei dieſer Unterſuchung giebt das Zeugniß, ſo unſtatthaft es auch in Hinſicht auf das Objekt ſey, gleichwohl in Hinſicht auf das Subjekt, ſo fern man die Geneſis der Vorſtellungsart und Geſinnung

des Gewährsmannes einsieht, selbst ein oft sehr brauchbares historisches Datum ab.

Nähere Anwendung.

a. Wo keine historische Quellen, d. i. Produkte von Menschen, sind (fontes. monumenta. scripta, artefacta) — da ist keine Geschichte; — daher ist Literatur, Kenntniß der Schriften und Denkmäler, das Erste, was man zum Behuf der Geschichte jeder Art wissen muß. Das heißt nicht, daß wir von alten Völkern und Zeiten genau das wissen können, was sich in ihren Schriften und Kunstsachen noch erhalten hat — (wie viel ist verloren und untergegangen!) — sondern es will nur so viel sagen: außer dem, was wir noch von andern Völkern und Zeiten aus den Quellen, durch alle heuristische Kunstgriffe herausschließen, oder beym Mangel aller Quellen durch Analogien der Geschichte der Menschheit herausmuthmaßen können, (und letzteres ist immer nur Muthmaßung, nur allgemein, nicht gewiß, nicht individuell,) müssen wir uns bescheiden, nichts zu wissen. Aude nescire. Gewaltig ist unsere Unwissenheit, wenn man die Denkmäler von Naturre-

volutionen, von Kunſtſachen (z. B. Pyramiden) erwägt. — Selbſt noch in neuern Zeiten iſt ſie groß, denn mit Tiberius, der alles ins Kabinet zog, ging die römiſche Geſchichte faſt unter. Von Trajan, Adrian, Antonin, haben wir eben ſo wenig. Blos Anekdoten, dürre Fakta, und rhetoriſche Exercitia darüber.

b. Wo Quellen ſind, da kommts darauf an, ihre Geneſis zu erforſchen, und nach Maßgabe derſelben, ſowohl von Seiten des Subjekts, nämlich der Tüchtigkeit und Redlichkeit des Zeugen, als des Objekts, nämlich der innern und äußern Möglichkeit der Sache, das Wirkliche zu erkennen, oder das Zeugniß als Phänomen der Menſchengeſchichte, zu benutzen.

aa) Jede Thatſache muß ihren Urzeugen für ſich haben. Urzeuge, testis oculatus, iſt, der ſelbſt, was er bezeugt, erfahren haben will; Afterzeuge, testis auritus, der bloß bezeugt, daß ein Anderer etwas bezeugt habe. Alle Grundſätze, die für den Urzeugen, in Hinſicht auf die Sache, gelten, gelten auch für die Reihe Afterzeugen in Hinſicht auf den

Urzeugen. Das Zeugniß noch so vieler Afterzeugen, die keinen Urzeugen haben, ein Gerücht, wenn sie gleichzeitig sind, eine Sage, traditio, wenn sie successiv sind: beides ein rumor sine capite, keines Glaubens werth. Gerüchte sind z. B. Cagliostro's Kuren, der Betrüger Baron Mortzini ꝛc. Sagen sind die Geschichte des Regulus, Herkules, Aeneas, Numa ꝛc.

bb) Die Glaubwürdigkeit des Urzeugen allein bestimmt die Glaubwürdigkeit der Thatsache, ihre objektive innere und äußere Möglichkeit vorausgesetzt. Denn alle Afterzeugen können nur Zeugen, daß Andere gezeugt haben. Millionen Afterzeugen können daher nicht den gänzlichen Mangel an Urzeugen ersetzen, oder die Fehlerhaftigkeit der Urzeugen — von Seiten des Könnens und Wollens aufheben. Friedrichs II. eigne Beschreibung von Schlachten, die er gewonnen, kann absichtlich Unrichtigkeiten enthalten. — Friedrich II. ließ einmal absichtlich erdichtete Nachrichten von ungeheurem Gewitter und Hagel in die Berliner Zeitung setzen. — Scalich, der bei dem Herzog Albrecht von Preußen in so-

chem Ansehen stand, daß er von ihm Kreuzburg geschenkt bekam, gab vor, von dem Fürstenhause Scala in Italien abzustammen. Er reichte seine Stammtafel ein, und ließ sie von einem deutschen Professor für richtig erklären. Niemand zweifelte daran wegen der Menge Zeugen, bis endlich ein Graf Truchses bewies, daß er der Sohn eines Dorfschulmeisters in Croatien wäre. — Die größte Geschicklichkeit und Redlichkeit, kurz, die möglichste Auktorität der Afterzeugen, kann nicht den Mangel oder Fehler der Urzeugen ersetzen, und ihre Zeugnisse glaubwürdig machen. Barthold Schwarz ist allgemein für den Erfinder des Schießpulvers angegeben, und die Menge und Wichtigkeit der Zeugen ließ an dieser Thatsache gar nicht zweifeln. Gramm, ein Däne, hat über die Wahrheit dieser Angabe eine schöne Abhandlung geschrieben, die in den historischen Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Copenhagen steht, und die Heinze ins Deutsche übersetzt hat. Er zeigt hierin, daß der Schweizer Malleolus der Erste sey, der diese Erfindung erwähnt, und sie nur von Andern gehört

hatte. Da Malleolus weder selbst Urzeuge ist, noch einen nennt, so ist die ganze Sache nur rumor sine capite. Das Pulver war auch lange vor Schwarz bekannt: die Sinesen brauchten es zum Steinsprengen, und von ihnen haben wir es vermuthlich kennen gelernt.

cc) Innere und äußere Möglichkeit der Sache. Erst versichert man sich durch Kritik, was eigentlich der Zeuge, dessen Zeugniß man hermeneutisch richtig gefaßt hat, erfahren haben will; dann, ob man wirklich das Zeugniß recht verstehe; endlich, ob es ein echtes Zeugniß sey. Nun sehe man, wie fern der Zeuge die Vorstellungsarten und Gesinnungen haben konnte, und erinnere sich wohl, daß eigentlich ein Zeugniß nie Thatsachen, sondern nur Empfindungen und Gedanken des Zeugen, aussagt, wofern derselbe noch Urzeuge ist.

Grundsatz. Die Natur der Dinge und des Menschen bleibe dieselbe; was den Prinzipien des Verstandes widerspricht, und undenkbar ist, kann nicht wirklich seyn. Was den bis jetzt bekannten Naturgesetzen widerspricht, ist eben so unglaublich, als die Naturgesetze gewiß sind.

Erzählungen von Wundern können nie die Wahrheit einer Religion begründen; man begeht einen Cirkel, wenn man verlangt, daß die Wunder um der Religion, und die Religion um der Wunder willen, geglaubt werden sollen. Wahrheit einer Religion beruht auf ihrer Kraft, gut zu machen, nicht auf Nachrichten von Wundern. Wunder sind etwas Subjektives, und bestehen in Unwissenheit und Staunen. Nun ist, wie Hume zeigt, der ganze Grund, warum Zeugnisse glaublich sind, der, daß ihre Glaublichkeit der Menschennatur gemäß ist; sagt also das Zeugniß etwas aus, das der Natur der Dinge entgegen ist, so muß ich aus demselben Grunde, der alle Zeugnisse gültig macht, dieß Zeugniß unglaublich finden, indem ich weiß, daß es der Erfahrung gemäß ist, daß Menschen wunderbare Sachen glauben und erzählen, dagegen aber nicht weiß, daß die Natur der Dinge von ihren Gesetzen abweiche. Herrlich sagt Locke: unser Beifall, den wir einer Offenbarung geben, muß nie den Grad der Evidenz überschreiten, daß sie eine Offenbarung ist, und daß wir ihren Sinn richtig fassen.

Anmerkungen.

1) Alle erſten Annalen der Völker ſind ſich ähnlich, und wimmeln von Wundern, wie in Japan, Island, Judäa ꝛc. Zur Zeit der Geburt Chriſti, und nachher, war die ganze Welt voll vermeinter Wunder, z. B. Scriptores historiae augustae, Ritterzeiten, Mönchschroniken, acta sanctorum. Die Orientalen laſſen, wie der gemeine Mann, alles durch Gott thun.

2) In despotiſchen Regierungen, wo alles geheim im Kabinet verhandelt wird, und wahre Geſchichte nicht reden darf, pflegen Hofanekdoten die unbegreiflichſten Greuel zu beſchreiben — (Sueton). — Der Prinzeſſin Eliſabeth von Orleans Schilderung des Hofes Ludwigs XIV. mag doch wohl wahr ſeyn.

c. Grade der Glaubwürdigkeit

(Siehe Locke Buch IV. Kap. 16.)

22. Eine Thatſache, die den beſtändigen Wahrnehmungen gemäß iſt, welche wir ſelbſt, oder Andere in ähnlichem Falle, gemacht haben, und die wir durch den einförmigen Bericht aller derer, die ſie erzählen, bezeugt finden, wird von uns ſo leicht und ſo zuverſichtlich angenommen, wie eine Erkenntniß. Der höchſte Grad

der Glaubwürdigkeit iſt alſo, wenn die allgemeine Uebereinſtimmung aller Menſchen in allen Zeitaltern, ſo fern dieſelbe erkennbar iſt, mit der beſtändigen und immerwährenden Erfahrung, die ein Menſch in einem ähnlichen Falle hat, zuſammentrifft, um die Wahrheit einer beſondern, durch aufrichtige Zeugen atteſtirten, Thatſache zu beſtätigen. Dergleichen ſind alle gemeinſamen Beſchaffenheiten der Körper, und die in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ſich zeigende Verknüpfung der Urſachen und Wirkungen. Das nennen wir einen aus der Natur der Dinge hergenommenen Beweisgrund, und dieſe Art von Probabilität regiert alle unſere Handlungen, und erzeugt einen Beifall, dem der Demonſtration gleich. Daß auf hohen Gebirgen die Kälte zunimmt, iſt für uns gewiß; daß aber das Waſſer ein feſter Körper werden, und man darauf gehen und fahren könne, war den Bewohnern der heißen Zone unglaublich.

Lb. Der zweite Grad der Glaubwürdigkeit iſt, wenn ich durch meine eigne Erfahrung, und durch den einmüthigen Bericht aller andern Menſchen, finde, daß eine Sache mehrentheils ſo iſt, wie

das besondere Beispiel, welches verschiedene glaubwürdige Zeugen davon gaben; z. B. die ganze Geschichte, und meine eigne Erfahrung, lehrt, daß die meisten Menschen ihr eigenes Interesse dem öffentlichen vorziehen; also ist es glaublich, was alle Historiker sagen, daß auch Tiber so verfahren habe. Glaublich wird es aus demselben Grunde, daß Mönche und Weiber vorzüglich grausam sind.

cc. Der dritte Grad ist, wenn eine, in Hinsicht auf die Natur der Dinge gleichgültige, Sache, als, daß es in Italien eine Stadt Rom giebt, wo vor 1800 Jahren ein Mann, Augustus, lebte, der als Feldherr gegen einen andern, Antonius, eine Schlacht gewann, durch glaubwürdige Zeugen, denen nie widersprochen worden, erzählt wird.

d. Die bisherigen Gründe der Glaublichkeit lassen dem Menschen eben so wenig Freiheit, zu glauben oder nicht, als eine Demonstration ihm Freiheit läßt, zu erkennen oder nicht. Aber nun, wenn die Zeugen der gemeinen Erfahrung widersprechen, oder unter einander uneins sind? Dann kömmt es darauf an, richtig den Beifall nach den zweien Gründen der Glaublichkeit abzumes-

sen, nämlich der gewöhnlichen Erfahrung in einem solchen Fall, und den besondern Zeugnissen in dem einzelnen Beispiel. Diese beiden Gründe der Glaublichkeit sind aber von fast unübersehlich mannigfaltigen Verhältnissen und Modifikationen. Daher die Grade, welche man Glauben, Vermuthung, Zweifel, Ungewißheit, Mißtrauen, nennt. —

Seltsam genug, daß sogar Augenzeugen dieselbe Sache verschieden erzählen; z. E. in Reisebeschreibungen, bei Schlachten ꝛc.

c. Falsche und doch gewöhnliche Schäzzung der Glaublichkeit oder Wahrscheinlichkeit, von passiven Ursachen im menschlichen Gemüth herrührend, sind folgende:

Die Zahl der Afterzeugen und das anderweitige Ansehen derselben, läßt man, durch Sympathie verführt, nicht nur als Ersaz der Urzeugen gelten, sondern man glaubt gar, eine Sache sey desto glaublicher, durch je mehr Hände sie bis auf uns kommt. Mit Recht gilt in Englands Gerichtshöfen zwar eine vidimirte und recognoscirte Kopie, aber nicht eine Kopie von der Kopie. Je weiter eine Kopie vom Originale durch Zwischenkopien ent-

fernt ist, desto verdächtiger, also desto weniger beweiskräftig ist sie: eben so, je weiter ein Zeugniß vom Urzeugen und der ursprünglichen Wahrheit, d. i. von dem wirklichen Daseyn und Geschehen der Sache selbst, durch Zwischenzeugen absteht, desto weniger glaubwürdig ist es, weil Leidenschaft, Interesse, Unachtsamkeit, Mißverständniß, und tausend andre Sachen machen können, daß ein Mensch selbst ohne Wissen und Willen eines Andern Zeugniß falsch citirt und unrecht nachsagt. Craig schloß hieraus, daß die ganze jetzige Geschichte nach einiger Zeit ihre Glaubwürdigkeit verlieren würde. Dazu ist indeß kein Grund, wenn nur immer die Urzeugen angegeben werden können.

Umgekehrt aber sieht der Mensch Sachen, die, ihrem Urgewährsmann nach, sehr ungewiß sind, für offenbare Wahrheiten an, wenn sie durch viele und ansehnliche Autoren nacherzählt, und von vielen Menschen geglaubt sind. Durch Sympathie und Affekt verführt, glaubt man eher den Zeugen gegen Erfahrung, als der Erfahrung gegen Zeugen, glaubt das, von den Gesetzen der Natur Abweichende, weil es dem Gemüth als neu und wunderbar

derbar behagt, auffällt; kurz, man glaubt das Wunderbare, eben weil es wunderbar iſt, und nicht nur die Andacht nimmt an: „incredibile, ergo verum," ſondern auch die Philoſophie: „it is probable, because it is curious." Daher glaubte man ſo leicht an Vergiftung des Nachtmahlweins, an Orakel, Auguriен ꝛc. ꝛc.

Doch giebt es in der Geſchichte gewiſſe dubia vexata, die noch gar nicht haben ausgemittelt werden können; z. E. K. Sebaſtian von Portugal zog gegen die Mahomedaner und ſtarb; nach einiger Zeit aber kam er wieder zurück; in Frankreich die masque de fer, der Cyrus des Xenophon und Herodot ꝛc.

Gegen Pyrrhonismus historicus, da er ſo ſelten und ſchwer iſt, hat man weniger Urſache zu warnen, als gegen Leichtgläubigkeit und Unkritik.

§. Nach dieſen Prinzipien laſſen ſich die Geſchichtſchreiber in Hinſicht auf Glaubwürdigkeit in folgende Klaſſen theilen:

aa. Die, welche ihre eignen Thatſachen beſchreiben, wie Julius Cäſar, Friedrich II, und die, leider verloren gegangenen, Schriften: Augustus, de vita sua, und Agrippa de vita sua; die mémoires der Feldher-

herren, der Minister, gehören auch dahin. Aber wohl zu merken, nur in Absicht der Sachen, die sie selbst verrichtet haben, sind sie Zeugen vom ersten Range, — vorausgesetzt ihre Wahrhaftigkeit, die man präsumirt, bis das Gegentheil erwiesen ist. In Absicht der andern Sachen, die sie nur aus Zeugnissen Anderer wissen, ist den Urzeugen, so unansehnlich sie seyn mögen, mehr zu glauben, — einem Grenadier mehr, als einem General, einem Subalternoffizianten mehr als einem Minister. Manchmal enthalten sogar die urkundlichen Quellen falsche Angaben; z. B. der Brief des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen an den König von Polen, betreffend die Aufhebung des Fordoner Zolls 1790, enthält die Unrichtigkeit, als wäre die Aufhebung des Polnischen Zolls in Königsberg den Polen zu Liebe, und erst seit der Allianz, geschehen.

bb. Die, welche an den Begebenheiten selbst Antheil hatten, oder von denen sammelten, die Antheil hatten. Zu dieser Klasse gehören die Evangelisten.

cc. Die, welche ihre Nachrichten aus authentischen Quellen schöpfen, als Urkunden, Akten, Ordres, Memoirs. —

Sie haben mehr oder weniger Werth, je nachdem sie im Gebrauch ihrer Quellen mehr oder weniger Urtheilskraft beweisen. Auch documenta publica — ex quibus solis Ernesti in dissertatione de fide historica statuit, veram historiam a viris prudentibus conscribi posse, — sind nur in sofern glaubwürdig, als man zeigen kann, daß die darin enthaltenen Sachen durch tüchtige sowohl, als durch aufrichtige Zeugen, bezeugt, und der Natur nicht entgegen sind; daher auch hier die Genesis aufgespürt werden muß. Wie viele sind aber falsch und täuschend! z. B. die Hartungsche Zeitung zu Königsberg enthielt im Januar 1795 die Anzeige von einer Rede des Ministers Ostan, der aber wegen üblen Weges zu spät von seinem Landgute hier eintraf, und die Rede nie gehalten hat; die Urkunde, welche den Halberstädtschen Gewerkschaften 1704 gegeben wurde, Indigo zu bauen (siehe Beckmanns Technologie); Scaligs Genealogie, auf der Wallenrodtschen Bibliothek zu Königsberg; Mortezini's Dokumente; die Kriminalakten über Johann Calas ꝛc.

dd. Die, welche aus schon vorhandenen historischen Werken eine Geschichte komponiren. Durch diese, wenn sie heuristischen und philosophischen Geist, nebst Erfahrungskenntnissen von Staatsdingen, Menschen und Sachen haben, kann erst recht pragmatische Geschichte entstehen.

In eben die Klasse gehören die, welche die Geschichte in neue Form bringen, durch chronologische Stellung, (Nepos chronica), durch biographische Einkleidung, (Suetonii vitae), durch Abkürzung, (Velleius Paterculus). Endlich gehören dahin die Geschichtsforscher, und die Lieferer von Beiträgen.

2. Historische Kunst.

Zur Beurtheilung der Geschichte gehörte Kritik, (Hermeneutik und Literatur vorausgesetzt); zur Benutzung gehört historische Kunst, die das doppelte Geschäft hat, die Materialien

a) zu beschicken, sie durch Kombinationsgeist zu bearbeiten, und richtig auszuwählen, so daß noch so gangbare Materialien, wenn sie nicht lehrreich sind, kurz gefaßt oder übergangen, und andere

dagegen hervorgeholt werden: — Heuristik; —

b) sie zum Behufe des Zweckes aller Geschichte, d. i. zur Bereicherung der echten Erfahrungskenntniß und des, daraus sich ergebenden, theoretischen und praktischen Nutzens, zu einem Werke zu verarbeiten — Historiographie — (Manuel bibliotheca historica; Dionysius von Halikarnas über den Charakter des Thucydides; Lucian: Πῶς δεῖ γράφειν ἱστορίαν, wo behauptet wird, die spätern Griechen hätten die Geschichte als bloß πρὸς ἡδονὴν beschrieben. Bollingbrocke über das Studium und den Gebrauch der Geschichte. Penzel de arte historica. Vossius de arte historica, 1653. Weguelin VI Memoires, in den Schriften der Berliner Akademie.

α) Heuristik. Sie beruht auf dem Grundsatze, daß alles dasjenige wirklich gewesen seyn müsse, ohne welches etwas anderes Wirkliches — physisch, technisch, philologisch, politisch — nicht hätte Statt finden können, und stützt sich auf die Postulate, daß die Natur der Menschen und der Dinge immer dieselbe sey, daß ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Sie benutzt alle Kunstwerke

ohne Unterschied, alle Schriften, nicht nur historische, sondern selbst poetische, ja Legenden, Visionen, Mythen, Lügen, Träume; jeder Umstand von Seiten der Materie, der Form, der Vorstellungsart, Urtheilsweise, Kompesition, Diktion, kurz, jedes Wirkliche, giebt gleichsam einen Mittelpunkt ab, von wo aus man ringsum ausspäht, was alles damit so zusammenhange, daß man darauf fortschließen könne, und zwar jedes Wirkliche, sowohl was die Denkmäler und Schriften, als was die Natur des Menschen und der Dinge darbieten, und was also auch zu jeder Zeit, auf irgend eine Weise, wirklich gewesen seyn muß. Diese Heuristik ist vorzüglich bei der Geschichte früherer Zeiten nöthig, denn da haben wir keine eigentliche Geschichtsdata. Die ersten Annalen aller Völker sind gleich fabelhaft, weil überall Poesie früher als Prosa, Wundergeschichten und Religionslegenden früher, als Menschen- und Staatengeschichte, sind. Livius selbst nahm seine Erzählung der ältesten Geschichte aus den annales pontificales, die voll prodigia et portenta waren. Alle bei einem Volke angabare Vorstellungsarten wurden zuletzt

als Realitäten beschrieben, — Hexen, Zauberer, Kirchen- und Klösterwunder; — das durch Lectüre Aufgefaßte fließt ein, und Hypothesen werden Geschichte. So präsumirten die römischen Historiker ihre Geschichte bona fide; (denn wie unsere Vornehmen den Kopf voll Französisch, so hatten die späteren vornehmen Römer den Kopf voll Griechisch; Aeneas mußte den Staat gründen u. s. w.) die Chronikenschreiber im Mittelalter hebraisirten und homerisirten dagegen die ihrige. Alles was bei einem Volke zum erstenmal erschienen oder gemacht ist, wird übertrieben groß und herrlich beschrieben, denn das ist relativ; — z. B. der Tempel Salamons, der Reichthum der Prinzen von Orchomenus ꝛc. Hier ist durchaus Heuristik nöthig, und vermittelst ihrer ist auch schon manche Entdeckung und Berichtigung gemacht; z. B. Sallust sagt: Catilina's Armeen seyen beträchtlich verstärkt worden durch die Straßenräuber, welche in Roms Vorstädten hauseten, und in Cicero pro Milone steht: hätte Milo den Clodius tödten wollen, so hätte er ihn bei Nacht nur in den Vorstädten aufsuchen dürfen, wo es denn geheißen hatte,

die Straßenräuber hätten ihn umgebracht, und die Häufigkeit dieſer Vorfälle hätte den Vorfall glaublich gemacht. — (Wie ſchlecht muß Roms Polizei geweſen ſeyn!) Alle Todte wurden daſelbſt verbrannt. Von einer Million Volksmenge ſtirbt jährlich im Durchſchnitt eine ziemlich große Anzahl; nun läßt ſich berechnen, wie viel Holz dazu gebraucht wurde, und dann die Größe des Waldes, der dieſes jährlich liefern kann. Das Reſultat iſt: Rom muß mit einer ungeheuern Haide umgeben geweſen ſeyn. — Der als große Weisheit ausgelegte Spruch Salomo's: „Reicher mir ein Schwerdt, daß ich das Kindlein theile," beweiſet den harten Despotismus der jüdiſchen Regierung; denn warum ſollte ſich ſonſt die rechte Mutter des Kindes ſo gefürchtet haben? — Die babyloniſche Hure in der Apokalypſe läßt auf Handelsnotizen ſchließen, da alle Waaren des Luxus hier beſchrieben werden, die damals im Handel waren. — So zeigte der Traum Joſephs, daß es zu jenen Zeiten ſchon Hefcharzen gab. — Aichmaaß der Juden am Altar. —

b) Hiſtoriographie. Zweck aller Geſchichte iſt zuletzt, Belehrung des Men-

schengeschlechts durch wahrhafte Darstellung des Wirklichen, Ersatz der eigenen Erfahrung zur Menschenkenntniß und Lebensweisheit. Es kann aber zunächst auch ein historischer Aufsatz nur den Zweck haben, ein Andenken, das bloß relativ interessant ist, aufzubewahren. Zu dem erstern Endzweck dient die Geschichte, je nachdem sie mehr oder weniger von Seiten des Stoffs oder der Behandlung pragmatisch ist.

aa) **Pragmatisch ist die Geschichte, wenn sie das Wirkliche in der wirklichen Verknüpfung von Ursachen, Wirkungen, Anlässen, Absichten, Umständen, Verhältnissen, darstellt, die es hatte. Es ist das Pragmatische nicht der politischen Geschichte ausschließlich eigen, sondern jede Geschichte, die der Religion, Kirche, Kultur, Gelehrsamkeit, jeder Wissenschaft und Kunst, jedes merkwürdigen Mannes, kann und soll pragmatisch behandelt werden.** Historische Heuristik setzt bisweilen in den Stand, selbst aus dürren Chroniken und geistlosen Annalisten eine pragmatische Geschichte zu bilden; ja in der Geschichte der Philosophie findet ein gewisses a priori Statt. — Vorzüglich pragmatisch aber

heißt die bürgerliche Geschichte, wenn sie in dem Geiste bearbeitet wird. Bei der Bearbeitung lassen sich mehrere Wege gehen. Polybs Pragmatie ist mehr politisch; Hume's psychologisch und philosophisch. Andere Arten sind: Digressionen, um die ersten Anlässe und Ursachen zu zeigen, wie in Sallustii Catil. cap. 6; Jugurtha cap. 5. Tacit. Annal. 4. 33; Thucydid. 1. 97; Darstellungen des Zustandes, wie Robertsons Carl V, Gibbon Band I; Reflexionen und Sentenzen, wovon Tacitus überfließt. Aber es gehören nicht dahin Raisonnements und Portraits, oder Betrachtungen und Schilderungen, die bloß die Phantasie und das Empfindungsvermögen oder den Witz beschäftigen. Die Alten bedienten sich zum Behuf ihres Pragmatischen der Reden; durch diese zeigen sie dem Leser aufs lebendigste die Gesinnung der Partheyen, und geben ihm moralische und politische Belehrung; ein unnatürliches Gemisch von Wahrheit und Fiktion. — Dagegen können in der Geschichte der französischen Revolution die wahren Reden der Hauptakteurs in der assemblée nationale, in dem Convent, in dem Jakobinerklub u

und die Aktenstücke (zumal da damals Preßfreiheit gleichsam die alliirte Macht der Revolutionärs war) auf eine Art pragmatisch benutzt werden, die einzig in der ganzen Geschichte ist. — Thucydides war der Erste, der Reden gebrauchte, dann bedienten sich ihrer meisterhaft Livius und Sallust, (man sehe seine Rede Cäsar's und Cato's). An der Stelle der Reden hat die neue Historiographie Abhandlungen. Es ist nämlich eine wichtige Verbesserung der historischen Komposition neuerlich darin vorgenommen, daß eine besondere Aufmerksamkeit auf Gesetze, Gebräuche, Handel, Religion, Literatur, und alles, was der Geist der Nation zeigen kann, verwandt wird. Sicherlich ist, was der Geist des Menschengeschlechts in verschiedenen Perioden darstellt, anziehender und lehrreicher, als das Detail von Siegen und Schlachten, oder das Namenregister von gekrönten Schlafmützen und ihren Vezieren. So Voltaire's siècle de Louis XIV, und histoire générale: Hume, Gibbon, Suhm, Frederic II. memoires de l'histoire de Brandenbourg.

bb) Nächst dem Pragmatischen muß die vollendete Geschichte noch haben: Ein-

heit der Kompoſition, ſo daß alle Theile nach einem Hauptzweck, zu einem Ganzen, ſchicklich gruppirt ſind. Chronologiſcher Zuſammenhang, der übrigens nicht zu verſäumen iſt, muß dem Realzuſammenhange nachgeſetzt werden, weil ſonſt ein langweiliges Gemengſel von Sachen entſteht, wie im Thuan; ſtatt daß Einheit und Haltung den Geiſt anlockt und ſtärkt, wie Herodot, Xenophons Anabaſis, Salluſt. In Geſchichten einzelner Begebenheiten iſt Vernachläſſigung der Einheit unverzeihlich; in Abſicht der Hauptgeſchichten ganzer Staaten ſcheint Polyb zuerſt eine ganz richtige Idee von Einheit gehabt zu haben. — Die Methode des hiſtoriſchen Vortrages iſt übrigens chronologiſch, ſynchroniſtiſch, oder ethnographiſch.

cc) Erforderniſſe der hiſtoriſchen Darſtellung ſelbſt ſind neben der Treue:

1) Klarheit, Ordnung, Haltung. Der Hiſtoriker muß als Herr und Meiſter ſeiner Sachen alles vor unſern Augen entſtehen laſſen.

2) Ernſt und Würde, ſo daß nichts Niedriges, Affektirtes von Witz und Muthwillen, oder Hohn und Spott, unterlaufe.

3) Interessant wird die Erzählung theils durch den Mittelweg zwischen Gedrängtheit und Weitschweifigkeit, theils durch schickliche Auswahl von individuellen und malerischen Umständen, theils durch den, aus der Erzählungsart hervorleuchtenden, Charakter des Historikers. Interessant ist Herodot durch Naivität, Thucydides durch Stärke, Xenophon durch Leichtigkeit, Livius durch malerisches Schildern und Detail, Tacitus, dieser philosophisch-poetisch-historische Kopf, durch kühne, treffende, auffallende und rührende Züge, z. B. Rom beim Anzuge Othos gegen Galba: „non tumultus, non quies, sed quale magni metus et magnae irae silentium est.“

dd) Die Erfordernisse des guten Historikers sind:

1) Er muß wahrliebend und unpartheisch seyn. Wie schwer ist es, dieß ganz zu seyn!

2) Von scharfer Beurtheilungskraft, um die eigentliche Wahrheit auszumitteln.

3) Treu in der Angabe, wiefern eine wichtige Sache zuverlässig oder bloß wahrscheinlich, oder ein bloßes Gerücht, sey.

4) Er muß gründliche Einsichten in

Politik, Gesetze, Gewohnheiten, in die Künste und Wissenschaften der Zeiten, die er beschreibt, und Kenntnisse der Welt und des menschlichen Herzens haben.

5) Besonnenheit und Unpartheilichkeit, damit er nicht aus lebhafter Einbildungskraft oder aus Raisonnirsucht, um alles erklären zu können, fehle. Daher die historischen Centauren, die halb Geschichte, halb Roman liefern, wie die Franzosen, (Fessler) und die sogenannten neuen Pragmatiker, z. B. Schiller, Woltmann ꝛc.

6) Er muß lehrreich und

7) Nützlich und daher Sachkenner seyn. Niemand kann eine Geschichte schreiben von Dingen, die er nicht kennt.

8) Er muß der Sprache mächtig und in der Erzählungskunst erfahren seyn. Mancher erzählt eine Sache so, daß man sie ganz anders versteht, als er, welches theils von Undeutlichkeit der Erzählung, theils von Unrichtigkeit der Ausdrücke herrührt.

9) Er muß Geschmack haben, um das Interessante auszufinden und schön darzustellen.

Bedenkt man, was zu einer vollendeten pragmatischen Geschichte gehört, so

wird begreiflich, warum dieselbe sich immer als das letzte Produkt der Kultur einer Nation zeigt, die herrliche Dichter, große Redner, tiefe Philosophen und Gelehrte aller Art haben, und doch pragmatische Historiker ganz oder meistentheils entbehren kann. — Guicciardini Geschichte der Lombardei, Machiavel Geschichte von Florenz, Paul Sarpi Geschichte des Tridentinischen Conciliums, Hume Geschichte von England, und Robertson Geschichte von Amerika: — beides Meisterstücke; — Gibbon (oft geziert), Ferguson, Müllers Geschichte der Eidgenossenschaft, Schmidts Geschichte der Deutschen, Mösers Geschichte von Osnabrück, Friedrich II. Geschichte.

ee) Von den zwei Hauptarten der historischen Kompositionen, deren erste die förmliche Historie befaßt, enthält die zweite alle Arten von Beiträgen zur Geschichte. Nämlich:

1) Annalen und Chroniken: Thatsachen nach der Reihe geordnet. Sie sollen treu, deutlich und ordentlich seyn.

2) Denkschriften, Mémoires: bloße Erzählung dessen, was der Autor in Absicht auf Personen und Verhandlungen weiß

ohne höhern historischen Zweck. Die fröhliche französische Nation hat seit 200 Jahren eine Sündfluth ausgegossen, größtentheils Tand, außer den Mémoires de Retz, de Sully ꝛc.

3) Tageregister — (d. i. Protokolle), Staatsschriften, acta publica. In diesen wird alles, wie es sich zugetragen hat, berichtet; sie entdecken nur das Aeußere der Begebenheiten, und werden, wenn sie unter öffentlicher Auktorität publizirt sind, zu historischen Beweisen gebraucht, — oft weit über ihre Beweiskraft. Selbst Zeitungen gehören dahin.

4) Eigentliche Beiträge, bestehend in kritischen, antiquarischen Aufsätzen, Anekdoten, Aufsätzen zur Literatur der Geschichte, über Hülfswissenschaften derselben.

ß) Unsere neuere Historiographie ist vorzüglich

1) Geschichtsstellung, wo man aus einer Menge Vorarbeiten die Materialien zieht, und zusammenordnet, wie in Kompendien und vollständigen Werken über Geschichte von Ländern, Städten, Stiftern ꝛc.

2) Geschichtsforschung, wo alles auf Rechtsdeduktionen und Abhandlungen ex docu-

documentis et scriptoribus medii aevi ankommt, — voll Citaten, ohne Geiſt.

II. Geſchichte der Menſchheit.

Vordegriffe.

Geſchichte der Menſchheit, oder des Menſchen überhaupt, hat das Menſchengeſchlecht, ohne Hinſicht auf deſſen einzelne Schickſale, als ein Ganzes zu betrachten, und deſſen Fortſchritte und Veränderungen zu erzählen. Sie ſteht mit der Anthropologie in Verbindung, und zwar mit der phyſiologiſchen ſowohl als pragmatiſchen.

Wenn philoſophiſcher Geiſt Einheit in die faſt unüberſehliche Mannigfaltigkeit hiſtoriſcher Angaben von Thatſachen, betreffend das menſchliche Geſchlecht, zu bringen ſucht; — wenn er, was Zweck aller Unterſuchungen iſt, die einzelnen Thatſachen als Phänomene betrachtet, und durch Vergleichung auf allgemeine Begriffe und Regeln zurückführt: ſo ergiebt ſich aus den Reſultaten aller dieſer Vergleichungen eine Erkenntniß, die ſich zur Geſchichte eben ſo verhält, wie die allgemeine Naturgeſchichte zur beſondern.

Sie heißt Geschichte der Menschheit, und ist, nicht bloß dem Worte nach, ein Werk neuerer Zeit. Sie beruht auf dem Prinzip, daß es eine Menschennatur gebe, d. i. eine bestimmte Gesetzlichkeit in Absicht seines Lebens, sowohl des körperlichen, als geistigen, und daß Menschen sowohl einzeln, als gemeinsam, das haben, was man einen Charakter nennt, d. i. bestimmte Gründe, nach welchen alles an ihnen sich gesetzlich herleiten und erklären läßt. Erklären heißt aber weiter nichts, als eine allgemeine Regel angeben, unter welcher das zu erklärende besondere Faktum mitbegriffen ist. Theoretische oder muthmaßliche Geschichte nennt Stewart in Adam Smiths Leben die Untersuchung der Art, wie nach der bekannten Beschaffenheit der Kräfte, die Sachen haben zu Stande kommen können. Adam Smiths Werke enthalten herrliche Data zu dieser Geschichte, die Hume auch die natürliche nennt. Geschichte der Menschheit würde sich von Anthropologie so unterscheiden lassen, daß jene immer nach der analytischen Methode (der Erfindung) verfährt, nämlich von Beobachtung der Thatsachen zur Festsetzung der Regel fortgeht, statt daß diese

nach der ſynthetiſchen Methode (der Belehrung) von der Regel ausgeht, zu Anwendungen im Einzelnen. Jene beweiſet a posteriori das Geſetz aus dem Faktum, das Allgemeine aus dem Beſondern; dieſe a priori das Faktum aus dem Geſetz, das Beſondere aus dem Allgemeinen; wiewohl am Ende alle Theorie, d. i. Aggregate oder Syſteme von Regeln, gezogen aus Factis, und anwendbar zur Erklärung oder Hervorbringung von Factis, auf Grund-Factis beruhen müſſen, d. i. ſolchen, die ſich nicht aus einer vorher bekannten, und beſſer als ſie ſelbſt verſtandenen, Regel erklären laſſen. —

Die Vorausſetzung, worauf jede Theorie des Menſchen beruht, daß nämlich alles, ſogar die ſelbſtthätigſten Operationen des Geiſtes und Willens, als Phänomen geſetzlich erklärbar ſollen anzuſehen ſeyn, widerſpricht der moraliſchen Freiheit und der Selbſtthätigkeit nicht. Verwandt und behülflich zur Geſchichte der Menſchheit iſt die Geſchichte oder vielmehr die Unterſuchung des Geiſtes, Genies und Charakters der Nationen. — Esprit des nations. — Castilhon considerations sur

les causes de la diversité des nations. Berlin 1769. — Pauw. — Meiners. —

Plan zu einer Geschichte der Menschheit.

Ein solcher müßte aus anthropologischem Gesichtspunkte entworfen werden, so daß man erst übersähe, was für Punkte in Betracht kämen. Je einfacher die Lebensart der Menschen ist, also je unkultivirter dieselben sind, desto ähnlicher sind sie einander, also desto allgemeiner sind die Bemerkungen, welche sie darbieten.

1) Die Menschen als Bewohner der Erde in Beziehung auf ihre Wohnplätze, — nach ihrer Stammverschiedenheit.

2) In Beziehung auf Nothwendigkeiten, Annehmlichkeiten und Vergnügen des Lebens: Wohnung, Nahrung, Kleidung, Geräthe, Werkzeuge zur Erlangung und Bereitung alles dessen, was

a) zum Unterhalt gehört, d. i. Speise, Trank, Schlafstelle, Kleidung, Wohnung, Fuhrwerk, Beschäftigung, Gesellschaft, und dieses alles theils zur Nothwendigkeit, theils zum Vergnügen, nach obigen drei Stufen: Putz, Ergötzung durch thätigen, durch leidentlichen Genuß der Sinne, der

Phantaſie, der Sympathie auf einzelne oder geſellige Weſen, des Geſchmacks, der Neigungen, Leidenſchaften, Geſinnungen.

b) was zur Sicherheit gehört, innere und äußere Verfaſſung, Eigenthum, Wohlhabenheit, Reichthum ꝛc.

3) Von Seiten der einfachſten natürlichſten Verhältniſſe:

a) Der Geſchlechter, Ehen, Keuſchheit, Kaſtraten, Harem, Verhältniß der Geſchlechter zu einander, wovon die Weiber bei den Wilden nur Hausthiere ſind;

b) Der Eltern und Kinder, in verſchiedenen ehelichen Verhältniſſen verſchieden, elterliche Gewalt;

c) Der Hausgenoſſen, Geſinde, Sklaverei.

4) Von Seiten der Kultur:

a) Denken, Kenntniſſe, Beurtheilung.

b) Gefühl, Geſchmack, Ehre und Schande.

c) Geſchicklichkeit, Künſte, Gewerbe, Handlung, Erfindungen zur Anſchaffung der Bedürfniſſe, und zur Verbeſſerung des Lebens.

d) Religion, Vorſtellungen, Verehrungsart, Verfaſſung.

Der Stufengang der Entwickelung der Völker ist folgender:

A. Jägervölker,

a) sind wenig zahlreich, also aus höchst kleinen Schaaren bestehend, die durch weite Reviere von einander getrennt sind. Ursache davon ist Mangel an Nahrung, da sich ihre Menge nach der Menge des Wildes richtet; sie kommen oft in Hungersnoth, tödten Alte, Kranke und Kinder.

b) Sie sind ohne Eigenthum;

c) kriegerisch, nicht mitleidig, aus Furcht;

d) unsicher, und

e) nicht gefährlich für Kultivirte, weil ihre Anzahl geringe ist, und der Mangel an Nahrung sie nicht große Züge machen läßt.

f) Sie sind mit ihrem Zustande zufrieden, ziehen ihn jedem andern vor. Man findet bei ihnen vorzüglich hohe Kultur der Sinne und lebhafte Erinnerung; die Wilden in Amerika finden den Weg im dicken Walde zurück.

B. Nomaden: patriarchalisches Leben: —

a) zahlreich, eng verbunden, despotisch regiert und gerichtet, doch frei. Horden-

weise unter erblichen Häuptern. — Genealogische Mante.

b) Gefährlich für reiche Völker.

C. Ackerbauende Völker, oder schon polirte: —

a) Aufzählung der vorzüglichsten Erfindungen in Absicht auf Verbesserung des Lebens.

b) Kenntnisse, Wissenschaften, Arznei, Geographie, Astronomie, Chronologie, Kosmogonie, Theogonie, Magie, Mantie, Poesie.

c) Moralische Beurtheilung und Gesinnung, was ehrenvoll, was schimpflich ist, decorum — hartherzige, mitleidige freundschaftliche Gesinnungen unter sich, — gegen Andere; Sitten. — Völker, von der Natur reichlich mit allem versehen, sind nicht allemal sanft, wie die Otaheiter, sondern auch manchmal hart. Die Einsichten und Gesinnungen wirken mächtig auf Religion, und diese, aus so alten unpassenden Zeiten, und so unförmlich sie sey, bestimmt jene.

d) Thätigkeit, Muth, Beharrlichkeit, oder das Gegentheil.

3) Von Seiten der gesellschaftlichen Verfassung: Konstitutionen: Despotis-

mus, Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Hierarchie. Gesetze und Herkommen erwachsen aus alten Uebereinstimmungen.

A. Ungleichheit in Absicht auf Vermögen, auf Standesunterschied, Adels- und Priesterkasten.

B. Organisirung in Hinsicht auf militairische Einrichtung, auf Justiz, sowohl Kriminal- als Civil-Justiz, auf Polizei in Wohnplätzen, im Lande; auf Finanzen, Geld, Staatswirthschaft, Lehr- und Kirchenanstalten, auf Freiheit oder Despotismus, auf Finsterniß oder Aufklärung.

C. Nationalbestrebungen. Eine allgemeine Charakteristik ergiebt sich aus dem Bisherigen, und man übersieht daraus leicht die von Bertola in der Philosophie der Geschichte angegebenen:

a) Ursachen: Clima, Staat, Gesetze, Sitten, Religion, Nationalbestrebungen.

b) Mittel: Krieg, Handel, Schifffahrt, Kolonien, Genies oder große Männer.

c) Wirkungen. Flor, Verfall, Eroberung, Revolution, Untergang.

Bemerkungen über Fortrücken des Menschengeschlechts.

Kosmopolitische Ideen und Ideale über die Geschichte des Menschengeschlechts zur Auflösung des Problems, quid sumus, et quidnam futuri gignimur. — Entweder Progreß zur immer höhern Vollkommenheit, oder Cirkellauf ohne Vorrücken. Oscillation und Undulation, mit Fortgang ohne Fortgang. — (Idee der höchsten Vollkommenheit, als Endzweck, wäre die beste Staatsverfassung von Seiten des Rechts.)

Spes futurae olim melioris vitae humanae conditionis.

1) Keine Hoffnung zur Verbesserung, sondern fatum Sysipheum. Semper eadem, quamvis aliter. — Vetus fabula, novis actoribus. Nil novi sub sole. — Unterschied zwischen physischer Verbesserung und moralischer, äußerer und innerer. Argumente derer, die alle Vervollkommnung bezweifeln:

a) Die unveränderliche Beschaffenheit der menschlichen Natur, welche, obgleich frei, doch an unabänderliche Gesetze gebunden ist, und nicht mit dem uns ange-

bornen Verbesserungstriebe stimmt. Insbesondere:

aa) Der einzelne Mensch, und dessen Stufen des Alters; jeder macht seine Schule von vorn.

bb) Die Gesellschaften, die Gemüther und die Sitten, sind im Stande der rohen Wildheit anders, als bei feinerer Kultur, aber gleich fehlerhaft; daher Privatfrevel und Nationalkriege, in den geschliffneren Staaten vollends ungerechte Gesetze und Justiz.

b) Die wirklichen Thatsachen der Geschichte zeigen, daß nichts Neues mehr geschieht, daß alle Begebenheiten schon erschöpft sind.

2. Aber die menschliche Natur, anders, als die, der Thiere, ist perfektibel. Bienen bauen jetzt noch so, wie zu Virgils Zeiten, aber Preußen, Britten, Germanen, nicht wie damals. Freilich sind unsere Vermögen, auch die, auf welchen Humanität beruht, an Gesetze gebunden; aber ihr Gebrauch steht in unserm Willen; zu welchem Zweck uns gegeben sind: Vernunft, quae cognoscit verum, Freiheit, qua, quae cognovérimus, ea consulto in usum convertere

valemus. Vervollkommnungstrieb, der nur treibt zur Uebung der andern sowohl, als vornehmlich der aufs Wahre, Schöne und Gute sich beziehenden Kräfte; ferner: Geselligkeit, durch Sprache und Mitgefühl; große Männer, endlich: Sammlung alles dessen, was die vorhergehenden Geschlechter erfunden haben, und Ueberlieferung an die folgenden Geschlechter, so daß das Menschengeschlecht, unsterblich, eben so im Laufe der Zeit klüger werden kann, als ein einzelner Mensch.

3. Historische Deduktion *). Die Wohlfahrt hängt ab von Gerechtigkeit, Wohlhabenheit, Aufklärung.

A. Bürgerliches Leben, verbreitet, nordwärts z. B. über die Linie von Capo finis terrae bis an die Mündung des Amur, südwärts über Amerika, Aegypten, Neuholland; verbessert z. B., durch

a. Monarchien, in denen Gesetze an die Stelle der Willkühr treten, und ein

*) Das Folgende über Geschichte der Menschheit ist von dem Verf. auf einem später eingeschalteten Blatte nachgetragen, durchaus aphoristisch hingeworfen, zu verschiedenen Zeiten und sehr undeutlich durch einander geschrieben.

Anmerk. d. Redakteurs.

Gesetz aller Gesetze, nämlich das Recht der Menschheit erkannt wird.

b. Repräsentative Demokratien, wie in England und einst in Frankreich. Formen, wie die beiden eingeführten, kannte die alte Welt nicht. Trauriges Leben des landlosen Freimannes im alten römischen Reiche. — Posten, Buchdruckerei, Telegraphen, — machen große Republiken möglich.

B. Wohlhabenheit, bestehend in Vermehrung dessen, was Natur und Kunst hervorbringen. Die Mutter aller Wohlhabenheit, die Industrie, nimmt zu mit der Sicherheit und dem Verkehr der Menschen und Völker unter einander. Entdeckung der neuern Welt und Fahrt ums Cap nach Südasien. Seitdem, obgleich nicht allein dadurch, Vervollkommnung

a. der Landwirthschaft, durch Verpflanzung von Gewächsen und Thieren, und durch Anlagen von solchen Kolonieen, wie sie die alte Welt nicht hatte, z. B. in Westindien;

b. der Kunstgewerbe, durch Vermehrung und Zusammenführung von Materialien, Vermannigfaltigung der Werk

zeuge, Vervollkommnung der Operationen, durch Mühlen, Maſchinen ꝛc.

c. des Handels, durch Wechſel, Poſten, Aſſekuranzen, Rhederei, Preiskuranten, Banken; dadurch entſtand eine unſichtbare Handelswelt.

C. Aufklärung. Neue und vervollkommnete Wiſſenſchaften, mathematiſche und experimentale. Beſchreibung und Erklärung der äußern Natur: Naturgeſchichte, Phyſik, Chemie, Technologie, und der menſchlichen Sachen: Geſchichte, Länder- und Völkerkunde, Statiſtik, Naturrecht, Staatsrecht, Staatswirthſchaft. Wie die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſeit 1500 vom freien Beobachter und Denker herkam, ſo wird dieſe Maxime auch weiter führen. Neuere Hülfsmittel zur Verbreitung der Kenntniſſe ſind: Papier, Buchdruckerei, Kupferſtecher- und Holzſchneidekunſt, zu mathematiſchen und naturhiſtoriſchen Abhandlungen, und der Büchhandel. Vormals waren Wiſſenſchaften Ordensſache; Geheimniſſe blieben im Handel noch ſpäterhin; jetzt wird gedruckt in der Mutterſprache, faßlich für jedes Alter und Geſchlecht, jeden Stand und Beruf, über

alles, was nützen und ergötzen kann, und wird aufs äußerste verbreitet, zumal durch Zeitungen, vermittelst der Posten. Von der andern Seite Leichtigkeit des Lesenlernens — (bei Druckerei), — selbst Gesetze sorgen dafür. Nicht so in Rom und Griechenland. — Literarische unsichtbare Welt, öffentliche Meinung.

Schlußbemerkungen.

Aber warum alles so spät? — Was heißt spät bei dem unvergänglichen Menschengeschlecht, auf der unzerstörbaren, in ihrem sichern Gange immer fortgehenden, Erde?

Die Welt ist neu. Es hat noch nicht solche Kultur gegeben, wie jetzt, sonst müßten die Verpflanzungen von Gewächsen und Thieren auch schon damals gewesen seyn. (Kirschen, Seidenwürmer.) — Die jetzige Kultur wird nicht untergehen; Athen, Sparta, Karthago, Indien, beweisen nichts. Le Gentil erhielt von einem gelehrten Braminen Schriften, die er nach Europa brachte, und aus denen hervorgeht, daß die Braminen schon 3202 Jahre vor Christo den Stand des Mondes und der Planeten beobachtet haben;

also 702 Jahre vor der Sündfluth, die, wie man annimmt, 2500 Jahre vor Christo geschahe. (Siehe Robertsons histor. Untersuchung, betreffend die Kenntniß, welche die Alten von Indien hatten.) — Die Franzosen fanden in Aegypten 2 Thierkreise, einen an der Decke eines Peristyls zu Esne, den andern im großen Tempel zu Dendera; der erste zeigt das Solstitium im Zeichen der Jungfrau, der andere, welcher neuer ist, dasselbe im Zeichen des Löwen. Beide Anführungen beweisen ebenfalls nichts; man muß auf das Ganze sehen. Wo sind jetzt die barbarischen Nomaden, von denen etwas zu befürchten wäre? Artillerie und Flotten können sie nicht haben. Von Bürger- und Staatskriegen ist auch nichts zu fürchten, bei den Zwecken, die jene jetzt haben, und bei den Kosten, den diese machen. Ueberdem ist unzerstörbar jene zweifache Welt, die merkantilische und die literarische, die jetzt auf allen Punkten der Erde mehr, als jemals, verbreitet ist.

Ist nicht die zunehmende Kultur selbst der Tugend hinderlich? Oder läßt es sich durch irgend eine Anstalt bewirken, daß

die Menſchen beſſer, glücklicher, weiſer werden, ſo daß Kriege und Verbrechen aufhören, niemand laſterhaft, elend, thöricht ſey, niemand ſich bethöre? Daß kultivirte Zeitalter ſo übel berüchtigt wegen ihrer Sitten ſind, kömmt daher, weil die Kultur ſelbſt macht, daß man die Sitten ſchärfer beobachtet, heftiger mißbilligt, und lebendiger beſchreibt; freilich auch, daß in kultivirten Zeiten mehr Anläſſe zum Böſen ſind. Die, der Kultur angeſchuldigten, Laſter rühren von Reſten der Unkultur und von Mängeln der Kultur her, wie Baco ſagt: „ein wenig Philoſophie macht zum Gottesläugner, viel Philoſophie macht recht„gläubig.“ Dagegen iſt es die Kultur, die das Urtheil über das Wahre, Schöne und Gute, woraus alle Humanität beſteht, ausbildet, die edelſten Geſinnungen erweckt und nährt, nützliche Beſchäftigung vermannigfaltiget, und aufdringt oder empfiehlt, wodurch Thätigkeit erweckt, der Menſch gegen Verſuchungen bewahrt, und zu trefflichen Unternehmungen angefeuert wird. Wo wird es zuletzt hinkommen? Aeußere Anſtalten können uns eben ſo wenig Irrthum,

Elend

Elend und Laſter benehmen, als Weisheit, Glückſeligkeit und Sittlichkeit aufdringen: das ſind des Menſchen eigene Werke; hier heißt es: quod potis est in te. Aber Kultur giebt reichern Stoff zur Tugend, ſchärft das Urtheil über das wahre Gute, erweckt Geſchmack daran, und Verlangen darnach.

Es läßt ſich alſo nicht feſt beſtimmen, wie weit die eigentliche ſittliche Verbeſſerung gehen werde. — Indeſſen iſt es **Pflicht, an die moraliſche Verbeſſerlichkeit zu glauben, und daran zu arbeiten, weil ohne dieſen Glauben die Pflicht wankt, — durch dieſen Glauben erſtärkt.** —

Genug ſchon, daß ungerechte Geſetze und Anſtalten, und mit dieſen eine Menge Uebel, gehoben werden können, auch eben darum, weil ſie ungerecht ſind, ſich ſpäterhin als ſchädlich beweiſen, und daher von ſelbſt aufheben.

Literatur.

1. Ueber das Phyſiſche: Kant, über die Racen; Blumenbach, de generis humani diversitate; Zimmermann, geographiſche Geſchichte des Menſchen.

2. Ueber das Politische: Fergesun history of humain society; Müller, über den Unterschied der Stände; Rousseau. — Krafts Sitten der Wilden.

3. Ueber einzelne Stücke: Thomas, über den Charakter der Frauen; Alexanders Geschichte des weiblichen Geschlechts; Montesquieu, Hume und Wallace, über die Anzahl des Menschengeschlechts; Hume, über Nationalcharakter. Esprit des nations, 1752. Zimmermann, vom Nationalstolze. Castillon, considerations sur les causes physiques et morales de la diversité etc., deutsch 1770. Demeunier l'esprit des usages et coutumes de differents peuples, 1777. (seicht.) Goguet de l'origine des loix, des arts et sciences, 1758, deutsch, 1760.

4. Allgemeine Werke: Home Geschichte der Menschen; Iselins Geschichte der Menschheit. Jamboldi Saggi etc. Dunbar, Meiners, Herder, Philosophie der Geschichte, — dann umgearbeitet zu Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Adelungs Geschichte der Kultur. Flögels Geschichte des menschlichen Verstan-

des. Suhm, Versuch eines Entwurfs einer Geschichte der Entstehung der Völker. Lessing, über Erziehung des Menschengeschlechts. Adam Smith, im dritten Buche. Robertsons Karl V. Stewart, über den Fortgang der europäischen Völker von der Rohheit zur Verfeinerung.

III. Geschichte des Menschengeschlechts.

A. Bürgerliche Geschichte.

Die Universalhistorie, oder die allgemeine Welthistorie, erzählt und beschreibt die Begebenheiten, Schicksale und Veränderungen des Menschengeschlechts, als eines Inbegriffs von Völkern, durch alle Zeiten und Länder, und zwar so, daß sich alles auf ein Ganzes bezieht. Eben dadurch, daß hier alles seinem Verhältnisse nach zum Ganzen, und seinem Zusammenhange nach mit dem Ganzen, herausgehoben und dargestellt wird, unterscheidet sie sich von einem Aggregat von Specialgeschichten. Sie ist philosophische Geographie des Erdbodens, und philosophische Genealogie des Menschengeschlechts. —

Ihr Zweck ist, die Ursachen der Veränderungen, die die Menschen in der Natur — (Länder, Thiere, Pflanzen), und die sie unter und in sich selbst, hervorgebracht haben, (Künste, Wissenschaften, Verfassung, Gesetze, Werke, Thaten) zu entwickeln. Ihre Materie ist jedes merkwürdige d. i. auf das Ganze einfließende Factum, z. B. ohne Kartoffeln wären 1771 Millionen Deutsche umgekommen (Thee, Kaffee). Ihre Form ist entweder ethnographisch oder synchronistisch. Sie fängt an mit dem Ursprunge und den Revolutionen der Erde, dem Ursprunge und den Veränderungen der Menschen, den Erfindungen alles dessen, was künstlich ist. — Hausthiere, Feld- und Gartenfrüchte, Geräthe und Werkzeuge, Metalle, Geld, Schiffe. Erfindungen von Gesetzen, Staatsverfassungen; Herkunft und Abstammung der Völker; Politik, Kultur, Religion, Wissenschaften. Zur Entwerfung der Form haben einige kosmopolitische Ideen vorgeschlagen. —

Ihr Zweck ist es, uns eine allgemeine Uebersicht über den Zustand des Menschengeschlechts in den verschiedenen Zei-

punkten jedes Weltalters, und über die Schickſale des Menſchengeſchlechts der Reihe nach durch alle Weltalter, zu liefern. Aus der Abſicht ergeben ſich die Erforderniſſe: die ganze Zeitreihe muß in verſchiedene Weltalter, und jedes derſelben in natürliche Perioden, abgetheilt werden. Von jeder Periode ſind nur die merkwürdigſten Begebenheiten zu erzählen, aber auch keine für das Ganze wichtige zu übergehen. Die Anordnung ſelbſt kann ethnographiſch oder geographiſch ſeyn, und muß neben dem chronologiſchen und ſynchroniſtiſchen vornehmlich Realzuſammenhang haben; bei jeder Periode muß der Zuſtand der Welt und jedes Volkes in Abſicht auf Geographie und Statiſtik, auf Erfindungen in Künſten, Wiſſenſchaften, Geſetzen, Einrichtungen, auf Religion, Kultur, Charakter, lehrreich geſchildert werden.

Sonderbar, daß dieſe Erforderniſſe ſo ſpät (ſeit Voltaire) erkannt ſind. — Geſchichte der Geſchichte — (Michaelis Heineccii historia historiae, 4to 1703. Popliniere histoire des histoires) — iſt lehrreich, vornehmlich aber die Geſchichte der Univerſalhiſtorie. Sie wurde, weil

die hebräische Geschichte allein einen fortgehenden Faden abgiebt, Geschichte des Volks Gottes, mit angehängten 4 Monarchien, die man nach Daniel II. und VII. modelte; und so nicht als scientia per se, sondern als Subsidiarkenntniß der philosophia sacra et profana, gebraucht. Carionis Chronicum, auctum a Melanchthone, Stranchio, Schurzfleischio et Sleidano, herrschten in allen Schulen; daraus, und aus des Annius von Viterbo untergeschobenen Schriften, hat sich vieles selbst bis auf unsere Zeiten in Büchern fortgepflanzt. Bei dieser Methode werden wichtige und lehrreiche Sachen übergangen, dagegen unnütze und unwichtige elend ausstaffirt, als Assurer, Babylonier, Chaldäer ꝛc.

Dionysii Petavii rationarium temporis ist die erste rechte Universalhistorie; neue Verbesserungen von Gatterer, Schlözer ꝛc. Allgemeine Welthistorien: Guthry und Gray's allgemeine Weltgeschichte. — Voltaire. — Eine gute chronologische Tafel, wie Schraders oder Köhlers. Bestes Kompendium ist Becks Völkergeschichte. Geschichte des Mittelalters ist

in Robertsons Geschichte Carls V. sehr gut bearbeitet. —

Abtheilung. Alte Geschichte bis Klodoväus, mittlere bis Kolumbus, neuere bis jetzt. Der Form nach ist die alte philologisch oder philosophisch, die mittlere publicistisch oder pragmatisch, zu bearbeiten.

Alte Universalhistorie, historia universalis antiqui aevi. — Die hebräischen Quellen werden immer, wäre es auch nur, weil sie ein chronologisches Ganzes geben, gern gebraucht werden. Aber man hindert alle historische Untersuchung, wenn man sie anders, als jede der übrigen Quellen anderer Völker, betrachtet. — Jede Geschichte, so auch die hebräische, hat und muß haben ihr tempus ἄδηλον et μυθῶδες, bevor das ἱστορικὸν kömmt. Ferner müssen echte Kritik, Hermeneutik und Heuristik über diesen hebräischen Annalen so frei walten dürfen, als über den Quellen der Profangeschichte. Denn hier hat die Heiligkeit nichts zu thun; man muß sie frei vergleichen dürfen mit Indianischen, Chinesischen, Aegyptischen, Babylonischen, Griechischen und Römischen Quellen, d. i. Denkmälern

oder Schriften; man muß sie beurtheilen dürfen nach den Regeln der Geschichte der Menschheit, welche Regeln man von andern Völkern abstrahirt.

Das Resultat ist: es giebt über den Ursprung der wichtigsten Erfindungen, und über die Herkunft der Völker, nichts als Hypothesengeschichte — τὰ κατὰ μύθους; — dann über die folgenden Begebenheiten und Veränderungen, Sagengeschichte, Familienlegenden, μύθος; — endlich die Geschichte selbst hat nichts Pragmatisches, Kritisches. — Das tempus historicum der alten Welt, durch Griechen und Römer beschrieben, ist sowohl von Seiten des Inhalts — (größte und zum Theil einzige Beispiele von bürgerlichen Tugenden, politischer Weisheit, gewaltigen Unternehmungen, kühnen Anschlägen), als von Seiten der geistvollen und angenehmen Beschreibung, höchst interessant.

1) Urwelt, von Adam bis Noah. Die Urgeschichte wird nur aus der Genesis des Moses mittelst Analogie anderer roher Völker herausgeschlossen.

2) Dunkele Welt, von Noah bis Mose; Abraham in der Mitte. Schim-

merlicht von Aegypten, Babylonien und Phönicien.

3) Vorwelt, von Moſes bis Cyrus, 1000 Jahre, Troja in der Mitte. Hauptvölker dieſer Vorwelt ſind: Aegypter, wo die Menſchheit jung geworden zu ſeyn ſcheint; Babylonier und Meder; Phönicier (Holländer der alten Welt, ihr Tyrus Amſterdam); Hebräer werden ein Staat, der ſich theilt, und zerſtört wird durch Aſſyrer und Babylonier; Hetrurier, Griechen. Rom und Karthago waren noch Dörfer.

4) Alte Welt von Cyrus bis Chlodewig, 1000 Jahre, Chriſtus in der Mitte. Erſter großer Staat der Perſer; dann Macedonier. Indem Alexanders Nachfolger ſich in Oſten bekriegen, kämpfen in Weſten: die Römer in Italien mit Karthaginenſern in Afrika. Am Ende waren gegen Chriſti Geburt drei Reiche: das Römiſche, orbis terrarum, in einem Sinne des Ausdrucks wahr; das Parthiſche, vom Euphrat bis zum Indus; das Chineſiſche.

5) Mittlere Welt, 1000 Jahre; getheilt durch Hildebrand.

A. Vor Hildebrand. Rom in das westliche und östliche getheilt; das westliche durch Germanen zerstückt, aus deren Mitte sich Karl der Große erhebt, und als Reichsstifter berühmt wird; das östliche dauert bis zum Ende der Periode fort. Das parthische 900 jährige Reich, zerstört durch Araber. — Araber, durch Muhamed vereinigt und begeistert, machen mit einer Geschwindigkeit, die unerhört ist, Eroberungen bis Capo finis terrae, bis an den Gihon, wo die Türken saßen, bis an den Indus. China war 200 Jahre nach Christo zerfallen; Jamkien vereinigte es, als Franken in Westen, Araber in Osten, stürmten. Karl der Große verhandelt mit Haraun al Raschid in Bagdad, und dieser mit dem Himmelssohn in Peking. Es treten auf: Slaven, Normannen, Ungern, Finnen, Tartarn. Geschichte des Mittelalters ist höchst wichtig, weil darin der Ursprung der jetzigen Staaten, ihrer Verfassungen, Gerechtsamen, ihrer meisten Gewohnheiten und Gesetze, und vieler Künste, angetroffen wird. Publicistischer, technologischer und philosophischer Werth.

B. Nach Hildebrand. Wichtig iſt die Geſchichte der Hierarchie. Hildebrand, Stifter derſelben, brachte Gemeinſchaft und Disciplin unter alle europäiſchen Staaten; er machte die Fürſten zu Brüdern, indem er an ſie ſchrieb: carissime fili in Christo. Kultur und Aufklärung, Verbreitung aller Naturalien, Pflanzen, Thiere, Handwerke, Künſte, Wiſſenſchaften, Sittlichkeit. — Selbſt die Kreuzzüge, ſelbſt der Kampf bey der Reformation gegen die Hierarchie, nutzten, indem ſie das Kraftgefühl der Menſchen hoben. Der Pabſt war Obercenſor aller Höfe, oft ſelbſt dumm und ſelbſt betrogen. Seldſchucken und Osmannen. Mongolen, vereint durch Dſchingischan. Mit einer Diviſion ſtürmen ſie Japan, erobern China, mit einer andern ſiegen ſie bei Liegnitz, bemächtigen ſich Rußlands, nehmen ſpäterhin Oſtindien ein.

6) Neue Welt. Europa benutzt, beherrſcht, beſeelt alle Gegenden des Erdbodens, und alle Völker. Die europäiſchen ſelbſt ſind kommerzialiſcher, politiſcher, literariſcher Gemeinſchaft, durch Kompas, Aſtronomie, Pulver, mit

ſtehenden Truppen, Buchdruckerei, mit Poſten. — Die Staaten ſelbſt in ihrem Innern organiſirt nach allen Departements: Staatsrecht, Staatswirthſchaft, Staatskunſt, Kolonieen. — In die neuere Weltepoche fällt die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften d. i., nicht das wieder aufledende Studium der Klaſſiker allein, ſondern das Studium der Natur und des Menſchen, aus unmittelbarer Erfahrung.

Neuerdings hat man vorgeſchlagen, die Weltgeſchichte nach dem Plane zu bearbeiten, daß man das Menſchengeſchlecht als fortſchreitend zu ſeiner politiſchen, geſelligen und privaten Verbeſſerung darſtellt, in Hinſicht auf politiſche Verfaſſung, und Aufklärung. Nützlich iſt dieß, ſo fern man dadurch veranlaßt wird, mehr auf die wichtigen Erfindungen in Künſten, Wiſſenſchaften, Wohlſtand und Geſetzen, und mehr auf den Zuſammenhang, zu ſehen.

Specialgeſchichte eines Landes, Volkes, und daraus zuſammengeſetzte Aggregate unter dem Namen von Länder-, Völker- und Staatengeſchichte. Das Politiſche, das was den Verein der

Menſchen angeht, iſt dabei immer das vornehmſte, und bürgerliche Verfaſſung, Ernährung, Familienleben, Religion und Kultur oder Gelehrſamkeit, werden dabei immer nur in Beziehung auf das Politiſche betrachtet. Ferner: einzelner Provinzen, Städte, Stifter, einzelner Geſellſchaften, Gemeinden, Staatsmänner, Privatperſonen. — Geſchichte einzelner Zeitpunkte und Vorfälle, Anſtalten und Einrichtungen, — z. B. Siècle de Louis le Grand, dreißigjähriger Krieg, Reformation, Poſten, Wechſel, Banken, Adel, Bürger, Kommerzweſen ꝛc.

Auch auf die alten Zeiten können die Begriffe von Specialgeſchichte angewandt werden, obgleich man ſie gemeiniglich, auf die jetzigen Völker, Staaten und Länder, ausſchließlich anzuwenden pflegt. Und ſonach giebt es Geſchichte der Hebräer, (den Theologen meiſt allein überlaſſen) Geſchichte der alten Völker, Aegypter, Aſſyrer, Meder, Babylonier, Karthaginenſer — (ſehr wenig weiß man von dieſen). Allgemeine Weltdiſtorie, Humphry Prideaux Geſchichte der Juden und der benachbarten Völker, 2 Voll. in 4to. 1721. Fortſetzung davon iſt

Basnage histoire des Juifs. Rollin histoire ancienne. Jackſon chronologiſche Alterthümer. Marsham Canon, und Jablonski Pantheum für Aegypten. Perizonius de origg. Babyl. Brisson de regis Persarum principatu. Schuckford Harmonie der heiligen und Profangeſchichte.

Die Geſchichte der Griechen ſtudirt man am beſten, ſo wie auch die, der Römer, aus den Quellen ſelbſt, es ſey in der Urſprache, oder in Ueberſetzungen. Herodotus, Thucydides, Xenophon, Polybius, Dionysius Halicarnassensis, Plutarchus, Appianus, Arrianus, Aelianus, Dio Cassius, Herodianus, Caesar, Sallustius, Livius, Tacitus, Suetonius, Velleius, Valerius Maximus, Florus, Eutropius, historiae Augustae scriptores IV. Nur gute Charten, eine gute chronologiſche Tafel, und allenfalls ein gutes Kompendium dabei, zur Ueberſicht, wie Goldſchmidts Geſchichte der Griechen, desgleichen der Römer. Indeſſen hat eine vollſtändige Geſchichte den Vorzug, daß darin alle Quellen zuſammen benutzt ſeyn können, z. B. Rollin histoire ancienne, histoire Romaine: mehr für Offiziere, als Philoſophen, geſchrieben, aber rein

im Styl und gutherzig in Gesinnungen. Besser ist Fergusons Geschichte der römischen Republik, und Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Staats.

Die Behandlung der europäischen Staatengeschichte als eines Aggregats nahm den Anfang mit einem Muster von Pufendorf in der Einleitung zur Historie der vornehmsten Staaten, noch 1762 aufgelegt. Dann kam Schmaussens Begriff der vornehmsten europäischen Reiche, 1755. Dann Achenwall, Gebauer, Meusel Anleitung zur europäischen Staatenhistorie, nach Gebauerscher Lehrart; sehr zweckmäßig. Von jedem Staate ist die Geschichte besonders behandelt, und zwar so, daß voran die Literatur geht, nämlich:

1) Literarnotizen, d. i., Schriften, in welchen die Historienschreiber des Staats namhaft gemacht, und ihre Werke beurtheilt werden;

2) Quellensammlungen;

3) System und Compendien;

4) Beiträge aller Art. Dann folgt, nach Epochen abgetheilt, die Geschichte selbst in kurzen summarischen Sätzen.

mit der Chronologie zur Seite, und eingestreuten Bücheranzeigen. So von Preußen:

1) Literarnotizen. Braun, de scriptorum Poloniae et Prussiae historicorum virtutibus et vitiis, catal. et iudicium; 1724 in 4to.

2) Quellen: Dogiel codex diplomaticus.

3) Systeme und Kompendien: Dusburg Chronicon, Schützens Beschreibung der Lande Preußens 1592. Hartknochs altes und neues Preußen. Friedrich II. Pauli allgem. preuß. Staatsgeschichte, 3 Bände in 4to. Buchholz.

4) Beiträge: Acta borussica. Scriptorum rerum polon. et prussic. collectio nova XV tractatus complectens, Dantisci, 4to, 1753. Aber eine eigentliche vollständige Sammlung von scriptoribus rerum borussic., dergleichen schon Siegfried Vater herausgeben wollte, ist nicht erschienen, und wird es auch nicht, weil unsere Grunau ꝛc. zu schlecht sind.

Von jedem Staate nenne ich bloß die vollständigsten Werke, und das beste Kompendium.

1) Spa-

1) Spanien: Ferrera, Pfarrers in Madrid, Geschichte von Spanien, 13 Bände. — Das Original hat 16; er arbeitete daran von 1700 bis 1727; — ganz ohne Einheit. Abrégé chronologique, à Paris 1762; theils vom Präsidenten Henault, theils von Macquer und Lacombe.

2) Portugal. Gebauers portugiesische Geschichte, 1759, 4to, reichhaltig, aber fast ungenießbar. Guthrie's und Grays Welthistorie, 12ter Band.

3) Frankreich. Daniels Geschichte, übersetzt, 16 Bände in 4to, geht bis 1715. Meusel, für die Welthistorie, Band 35 bis 39. Millot élémens de l'histoire de France, 3 vol., 12mo; deutsch 1777. Henault abrégé chronologique, auch deutsch; Muster für ähnliche Werke.

4) England. Histoire d'Angleterre par Rapin Thoyras, bis 1688, zu Haag, 9 vol. in 4to. Die erste pragmatische Geschichte Englands; sie ist ins Englische, auch ins Deutsche, übersetzt. Hume. Goldsmiths Geschichte Englands macht den 13. Band von der Welthistorie aus. Schottland, Robertson.

5) Niederländer. Wagenaars vaderlandsche historie, deutsch von Toze in 8 vol., 4to. 1756 — 65. Ollerhaus compendium historiae foederati Belgii, 1763. 8vo.

6) Schweitz. Müllers Geschichte der Schweitzer Eidgenossenschaft. Simler de republ. Helvetiorum, adiunctum est compendium historiae, auctore Fuesslino, 1734. 8vo.

7) Dänemark. Holbergs Dänische Reichshistorie bis 1670, übersetzt, 3 Theile in 4to. Mallet histoire de Dannemarc, deutsch mit der, zwei Bände starken, Introduktion, 1764. Suhms Geschichte von Dänemark, zum Besten der Studirenden, deutsch 1777, ein Meisterstück.

8) Schweden. Olof Dalins Reichsgeschichte von Schweden, bis 1611, übersetzt in 4 Bänden, die 3 Theile enthalten. 4to. Swen Lagerbrings Reichsgeschichte von Schweden, 3 Theile, in 4to, gehen bis 1397, noch unübersetzt, aber desselben Kompendium übersetzt 1776, 8.

9) Rußland. Des Fürsten Schtscherbatow russische Geschichte von den älte-

ſten Zeiten, in 5 vol., 4to, geht bis 1598; 2 Bände davon ſind überſetzt. Der Kaiſerin Katharina II. ruſſiſche Geſchichte für ihre Enkel.

10) Pohlen. Adam Naruszewitz noch unüberſetzte historia narodu polskiego. — (Elend iſt Soliguac, und Wagner im Guthrie.) Abrégé chronologique, par Schmidt, auch deutſch, 1769, 8.

11) Osmanniſches Reich. Kantemir, Fürſt von der Moldau, Geſchichte des türkiſchen Reichs 1745, 4to. Mignot, deutſch 1774, 3 Bände in 8.

12) Ungarn. Isthuanfii (1608) historia. — Des Presburgiſchen Senators von Windiſch kurzgefaßte Geſchichte Ungarns 1778, in 8. Gebhardi 15. Band im Guthrie, enthält zugleich die Geſchichte der mit Ungarn verbundenen Staaten, Siebenbürgen, Gallizien, Lodomerien, Rothreußen, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Servien und Rascien, Bosnien und Rama, wie auch Raguſa.

13) Italien. Muratorius bis 1500 und dann mit vielen Fortſetzungen, deutſch, 9 vol. in 4to. Lebret in der Welthiſtorie, Band 40—43, geht erſt bis

1362. Denina Staatsveränderungen von Italien, 3 Bände in 8. Für Neapel, Giannone bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel, deutsch, bis 1771, 4 Bände, in 4to. (herrlich). Lebret Geschichte von Venedig, 3 Bände, in 4to. Machiavelli historia fiorentina.

14) Deutschland. Im Ganzen: Schmidts Geschichte der Deutschen. Pfeffel abrégé chronologique. Pütters Entwickelung des Deutschen Staatsrechts, 3 Bände, in 8.

15) Von andern Welttheilen. Desguignes Geschichte der Hunnen. Du Halde Geschichte von China. Dow Geschichte von Hindostan. Kämpfer Geschichte von Japan. Charlevoix und Lafiteau Geschichte von Amerika, deutsch, 2 Bände, 4to.

Allgemeine Anmerkungen. Je specieller die Geschichte ist, desto mehr kann sie wahrhaft pragmatisch, wirklicher Schatz von Erfahrung, in der That lehrreich seyn. Daher auch die größesten historischen Genies alter und neuer Zeit sich nur in der Specialgeschichte hervorgethan haben. Das Allgemeine kann nur, sofern es sich auf individuelles Wirkliches

bezieht, richtig, und nur insofern es dieß individuelle Wirkliche, woraus es gezogen worden, dem Leser darstellt, lehrreich seyn. — Also je nachdem die Specialgeschichte beschaffen und bearbeitet ist, wird es die General- und Universalgeschichte seyn können; die Verbesserung der letztern muß durchaus bei der Verbesserung der ersten anfangen.

Specialgeschichten von Provinzen anzuführen, wie Möser von Osnabrück, Spittlers Hannöversche Geschichte, oder von Oertern und Anstalten, wie Pütters Geschichte der Posten, oder von einzelnen Begebenheiten, würde zu weit gehen. Aber genauere Anzeigen verdienen die Biographien. Wenn diese rechter Art sind, nämlich entwickeln, was der Mann war, und wie er es wurde, so ist diese Lektüre die allernützlichste von der Welt, und wahrlich auch die angenehmste. Daher ist die bürgerliche Geschichte sonst meistentheils Biographie der Regenten gewesen. Plutarchus, (humanissimus scriptor) — Xenophontis Agesilaus, Nepos, Taciti Agricola. Der Brittische Plutarch, 6 Bände, 8., 1764 — 68. Kippis biographia britannica, or the lives

of the most eminent persons, who have flourishd in Great-Britain and Ireland, 9 vol., Fol. 1766; mit zweien Zugaben; ist in alphabetischer Ordnung. Ein Auszug ohne jene Ordnung, deutsch, zu Halle, 10 Bände, 8. 1771. Granges biographical history of England 1769. 4 vol., in 4to. Perrault hommes celébres de la France. D'Alembert éloges des membres de l'académie. Schröckhs und Büschings Biographien. Schilderung großer Deutschen von Klein, Mannheim. (Schlecht. Schade um die Kupfer!) Die Gelehrtenhistorie enthält noch die meisten Biographien. Leben Melanchthons, von Camerarius; Leben des Peirescius, von Gassendi; Leben Swifts, von Orrery, neuerdings von Sheridan. Leben Hallers, von Zimmermann. Eigene Leben haben beschrieben: Holberg, Semler, Büsching, Pütter. Schlichtegrolls Nekrolog.

B. Religionsgeschichte.

(Apherismische Vorbemerkungen.)

Die bürgerliche Geschichte berührt zwar auch das, was die Religion betrifft, aber

nur in Verbindung mit dem Politischen. Wegen der Wichtigkeit und des mannigfaltigen Interesse der Sache, ist aus der Kirchengeschichte, und aus der Religionsgeschichte, ein besonderer Stamm gemacht.

Die natürliche Religion entspringt aus Anlagen der menschlichen Natur.

a) Gefühl der Hülflosigkeit und Abhängigkeit von der Natur und ihren unbekannten Kräften;

b) Furcht vor der Zukunft, vor dem Zustande nach dem Tode; (timor primos deos fecit;)

c) Unwillkührlichkeit der Gewissensbisse über begangene Verbrechen;

d) Wünsche, von Krankheiten zu genesen, (die man Dämonen oder Hexen zuschreibt,) die Zukunft auch im Erfolge von Unternehmungen voraus zu wissen, die zukünftigen Begebenheiten nach seinem Willen zu lenken. Daher Magie, Mantie, Theurgie, Nekromantie.

Einseitige, fehlerhafte Meinungen über den Ursprung der Religionen, sind folgende:

1) Alle Religionen seyen bloß Modifikationen der Urreligion der ersten Menschen oder der patriarchalischen;

2) Verstümmelte und verfälschte Nachbildungen des jüdischen Gottesdienstes und der jüdischen Geschichte, wie Huet meinet;

3) Aus Verehrung der Himmelskörper, oder dem Sabäismus, entstanden, (Plüche Geschichte des Himmels);

4) Aus Verehrung verstorbener Menschen; welches nur auf Heroen paßt, und nicht allgemein ist;

5) Aus Priesterbetrug (Herbert von Cherbury, de religione gentilium);

6) Aus Zaubereien und Wahrsagereien.

Die verschiedenen Gattungen des Polytheismus betreffen der Menschen Leben hienieden und dort.

a) Physische Theologie.

aa) Fetischismus, Dämonismus, gute und böse Geister. Von beiden finden sich die Spuren noch jetzt bei rohen Menschen, selbst in gebildeten Ländern. Eine Gattung davon ist der Thierdienst.

bb) Personifizirte Naturkräfte, Götter des Donners, Sturmes, Meeres, der Unterwelt, oder des Grabes, der Quellen, Flüsse, des Feuers, der Erde, der Himmelskörper. — Sabäismus, Dryaden, Faunen, Nymphen.

b) Mythische Theologie.

aa) Symbolische Gottheiten: Saturn, Mars, Venus, Minerva, Musen. Die ersten Grübler, die mit Kosmogonien anfangen, drücken alles in Bildern und allegorisch aus, wegen Mangels an abstrakten Ausdrücken. Allegorische Philosopheme werden als Geschichten ausgedrückt.

bb) Historische Legenden von den wichtigsten Ereignissen und Personen des Volksstammes und Landes: daher Verehrungen von Menschen, Heroen, Halbgöttern. — Beide, nämlich symbolische und historische Mythen, werden von Dichtern ausgemahlt, und mannigfaltig zusammengesetzt.

Begriff der Religion und ihrer Geschichte.

Religion besteht aus

1) Vorstellungen von einer unsichtbaren Macht, als einem Geiste, d. i. denkenden und wollenden Wesen, und von den Absichten desselben in Hervorbringung des Menschen sowohl, als der gesammten Natur.

2) Vorstellungen von dem Verhalten, welches der Mensch in seinem Thun und Lassen in Ansehung dieser Macht und ihrer Absichten zu befolgen habe.

3) Hoffnungen besonders nach dem Tode. — Also: credenda, agenda, speranda; die speranda befaßt man oft unter credenda.

4) Gesellschaftliche Verfassungen der zu einer Religion sich Bekennenden. Die Ueberzeugung, nach welcher jedermann in Religionssachen strebt, und die er selbst zwar nur durch eigenes Meditiren erhält, wovon er aber ein Analogon dadurch erhalten kann, daß er sich zu den Vorstellungsarten Anderer bequemt, oder seine Meinung Andern einflößt, und das Verlangen, durch Theilnehmung und Beispiel in seinen Verehrungsarten belebt und bestärkt zu werden, bringen Religionsgesellschaften hervor; die also einerseits auf Leichtgläubigkeit und Proselyteneifer, andererseits auf dem Bedürfniß beruhen, durch Gemeinschaft und Vereinigung mit andern Menschen seine Empfindungen zu beleben, und seine Ueberzeugungen zu stärken.

Geſchichte der Religion beſteht alſo in Geſchichte

1) der Vorſtellungsarten von Seele (Menſchheit), Welt (Natur), und Gottheit, und dem Verhältniſſe der beiden erſten unter ſich und zur letzten;

2) der Verehrungsarten, und zwar theils der einſamen, theils der gemeinſchaftlichen;

3) des Kirchenweſens, nämlich der heiligen Oerter, Zeiten, Perſonen und ihrer Beſtimmung zu religiöſen Zwecken; Liturgie, Kirchenrecht, Verhältniß der Kirche zum Staat, der Religion zum Leben, nach allen Hauptereigniſſen des Lebens;

4) des Einfluſſes auf Privatcharakter, Nationalbildung, und Staatseinrichtung, nach allen Departements betrachtet, und auf ius gentium. (Einfluß auf Verſtand oder Abſurdität, auf Heuchelei oder Wahrheit, auf Humanität oder Härte und Verfolgung.) Es kömmt viel darauf an, ob die Religionslehrer einen beſondern Stand ausmachen, der vom Staat öffentlich beſoldet wird, und ob der Staat nur die Bekenner einer ſolchen herrſchenden Religion zu Aemtern befördert.

Eintheilung. — Religion ist entweder natürliche oder positive. Jene ist entweder diejenige, welche der Philosoph aus natürlichen Gründen — Vernunft, Menschheit, Universum, — ableitet — (wo Naturreligion in eben dem Sinne genommen wird, wie Naturrecht); — oder sie ist diejenige, die der rohe Mensch hat, und auf die er von selbst verfällt, ehe noch Priester und Gesetzgeber sie geformt haben. Die positiven Religionen sind entweder auf heiligen Büchern beruhende, (geoffenbarte,) oder ohne heilige Bücher bestehende (ungeschriebene); letztere nennt man auch wohl, im Gegensatz der erstern, natürliche. Alle Religionen sind ferner entweder ursprüngliche oder abgeleitete (wie bei Sprachen). Hauptreligionen, Nebenreligionen, Sekten; auch trägt man sich mit der Idee von Urreligion, — (so wie von Ursprache) — unter welcher entweder die ideale Naturreligion, d. i., diejenige, zu welcher der Philosoph die Gründe in der Menschennatur findet, oder eine wirkliche, durch alte, de facto statt habende, ungeoffenbarte Religionen durchlaufende, und zu denselben als Quelle

ſich verhaltende, gemeinet ſeyn muß. Die Religionen ſind ferner entweder rohe oder gebildete, wie die Menſchen, denen ſie als Eigenthum oder Darlehn angehören. Die vortrefflichſte Religion artet in den Händen unwiſſender und roher oder unſittlicher Menſchen bald aus, bis ſie ihnen ähnlich wird; und die albernſte Religion veredelt ſich in den Händen weiſer und guter Menſchen. Das erſte erläutert ſich durch den Zuſtand der chriſtlichen Religion im Mittelalter ſowohl, als ſelbſt gegenwärtig unter dem Pöbel der unkultivirteſten Länder; das andere durch die Bemühung der griechiſchen Philoſophen nach Chriſti Geburt, und der katholiſchen Theologen jetzt, ihre Religion zu rechtfertigen, vermittelſt des Prätertes: „sunt superis ..sua iura, sunt sanctis sui mores," oder ſie zu verbeſſern. Es iſt übel, daß in der Religion uti quid antiquissimum, ita haberi solet sanctissimum, perversissima opinione, quia antiquitus tradita hominum commenta non minus barbara fuisse debent, quam tunc temporis homines fuisse constat. Man kann daher unterſcheiden die wirkliche Privatreligion jedes Menſchen von der gangbaren Gemeinreli-

ation der Gesellschaft. Thut man das, so wird sich finden, daß die Religion der Aufgeklärten, des Pöbels, der Geistlichkeit, fast überall dieselbe ist. Die unverkünstelten Naturmenschen, und die gebildetsten Weisen, sind sich aller Orten und zu allen Zeiten gleich; in jenen äußert sich die menschliche Natur, sich selbst überlassen, auf die einfachste Weise, diese schöpfen nach einerlei Methode aus einer und derselben Quelle; daher sind sich in Religionen, wie in andern natürlichen Dingen, alte Pelasger und jetzige Chippiwäer, und Sokrates dem Locke, gleich.

Was Unglauben und Aberglauben betrifft, so nennt oft Einer den Andern ungläubig oder abergläubisch, je nachdem er findet, daß etwas, was er glaubt, von dem Andern nicht geglaubt wird, oder daß etwas, was er nicht glaubt, von dem Andern geglaubt wird. Im ersten Falle nennt er ihn abergläubisch, im andern Falle ungläubig; so daß mithin diese Benennungen wechselseitig sind, und A eben darum, weil er den B ungläubig findet, vom B für abergläubisch gehalten wird. Absolut hieße Unglaube Mangel an demjenigen Glauben, den die

Vernunft billigt und fordert; es mag der Mangel von Unwiſſenheit herrühren, oder von Verkehrtheit. Aberglaube abſolut hieße der Glaube, den die Vernunft nicht fordert noch billigt, oder gar als widerſprechend verwirft, und mißbilligt. Da das richtige Glauben, ſo wie die echte Ueberzeugung, eine Folge von Gründen iſt, ſo kann man mit Rabaut ſagen: la superstition n'est que la religion des ignorans; und weicht alſo von ſelbſt wie das Dunkel dem Licht, ſobald die Unwiſſenheit gehoben wird.

Urſprung der Religion.

So erſtaunlich mannigfaltig die religiöſen Vorſtellungen beider Art ſind, ſo ſieht man ſie doch, wenn man ſie bis an ihren Urſprung verfolgt, alle aus Einer Quelle entſpringen, nämlich aus dem Grundſatz: quidquid mens est in homine, id numen in universo. Worauf beruht dieſer Grundſatz, und wie fließt daraus die Mannigfaltigkeit der religiöſen Vorſtellungen an allen Orten und zu allen Zeiten?

a) Alle Bewegungen, Veränderungen und Wirkungen, ſieht der rohe Menſch

als Folgen von einem, den Dingen, die sich so verändern, bewegen, und wirken, einwohnenden, Leben an; überhaupt kann jeder Mensch sich Kraft nicht anders, denn als ein Analogon von seiner eigenen Kraft, vorstellen, in sofern belebt er also und personificirt die ganze Natur, und sofern die Wirkungen der Dinge ihm willkommen oder zuwider sind, schreibt er ihren Kräften wohlwollende oder feindselige Absichten zu, wie das Kind dem Tisch, der cholerische Mann dem Stein, woran er sich stößt, dem Sonnenschein, dem Baum, dem Wein, der Kuhmilch, die ihn erquickt. — Denkt der Mensch nur etwas weiter nach, so erkennt er bald, daß sein Leben mit allen seinen Kräften zu denken, zu empfinden, zu handeln sowohl, als der Gebrauch aller der Dinge, durch die er sich erhält, oder woran er sich erfreut, äußerst prekär und unzuverlässig ist; und so sieht er sich gleichsam getragen und umringt von einer Macht, die ihm allgegenwärtig und zugleich allverborgen ist, und die zu kennen, da sie ihn mehr als alles in Staunen, in Furcht und Hoffnung setzt, er die größte Neugierde und das stärkste Ver-

Verlangen haben muß. Diesem Verlangen kann er nicht anders Genüge thun, als wenn er annimmt, was auch die Vernunft anräth, daß jene alles Leben und Denken hervorbringende Macht selbst lebendig und denkend, mithin eine Seele, ein Geist sey, ähnlich dem seinigen, die also nach Absichten handeln, und auch von ihm ein gewisses Verfahren beobachtet wissen will. Sonach beruht jener Grundsatz auf Vernunft, auf natürlichem **Verlangen, und auf Gefühl unserer Abhängigkeit und Schwäche.** Selbst wenn man dem allen widerstreiten wollte, müßte man doch den Grundsatz annehmen; denn **Atheismus kann sich nicht halten, ohne Materialismus,** zum klaren Beweise: mentis in homine, et numinis in universo, parem esse rationem. Das Gewissen ist auch eine Quelle der Religion, selbst im Naturmenschen; denn die Vorwürfe und Billigungen desselben sind unwillkührlich, sie entstehen wider unser Denken, behaupten sich gegen unsern Willen. Bei den Gewissensoperationen, oder moralischen Urtheilen, denken wir uns immer einen Censor.

b) Da die Menschen nicht Gott, sondern sich selbst an Gottes Stelle, denken, weil sie nicht anders können, und es ihnen doch daran liegt, Gott wenigstens soweit zu erkennen, um zu wissen, was er will: so werden sie natürlich ihre eigenen Gesinnungen der Gottheit zuschreiben, und qualis homo, talis erit religio cuiusque, haud quidem, quam prae se ferat, sed quam intus in se habeat animo susceptam. Erläuterung durch Beispiele aller Völker von allen Graden der Kultur, giebt weniger Licht, als eigene Erfahrung, d. i., Erinnerung dessen, was wir selbst zu verschiedenen Zeiten für Religionsvorstellungen gehabt, und was wir an Leuten aller Art beobachtet haben; wo sich zeigt, daß gute und weise Menschen selbst eine bösartige und absurde Religion zu entschuldigen, zu verbessern suchen, und böse und dumme Menschen die beste verderben. Keine Religion, außer der, die aus Tugend fließt, hat guten Einfluß auf Tugend. Denn sobald der Mensch meint, daß er durch Erfüllung der Pflichten gegen sich und Andere zwar sich und Andern wohlthue, aber nichts verrichte, was sich unmittelbar auf Gott beziehe;

ſobald er daher außerdem etwas ſucht, wodurch er ſich unmittelbar um Gott gleichſam verdient machen könne: ſo muß ihm zu dieſem Zweck am tauglichſten das vorkommen, was ihm am unnützeſten und beſchwerlichſten iſt, und was er doch für wichtiger, als alle Pflichten, halten wird. Dieß wird geſchehen, nicht, weil man ſich Gott menſchenähnlich denkt, — denn ſelbſt am Menſchen iſt ja nichts herrlicher, als Tugend, — auch nicht, weil Tugend beſchwerlicher iſt, als Gottesdienſt, — ſie wird vielmehr durch Uebung immer angenehmer; — ſondern weil der Menſch etwas thun will, das ganz allein ſich auf Gott beziehe. Wiewohl die Verirrung noch größer wird, wenn er, ſelbſt herrſchſüchtig, rachgierig, eitel, ſich ſeinen Gott eben ſo denkt. Und ſo geſchiehts auch, daß die armen Sterblichen, bald um Gottes Gunſt zu erlangen, bald um ſeinen Unwillen abzuwenden, theils ſich den Glauben an abſurde und myſteriöſe Grillen aufzwingen, bald ſich Mühe geben, quo aut pia extasi stupeant, aut factitio terrore contremiscant, aut sponte suscepta anxietate se alligant, bald zu einer unmenſchlichen Einſamkeit oder hei-

ligen Muße, bald zur ſklaviſchen Beobachtung unnützer und läſtiger Gebräuche, ſich verdammen; glücklich, wenn ſie der heiligen Wuth entgehen, quo abrepti subinde ita placanda censuere numina, quemadmodum ne homines quidem saeviunt.

Der rohe Menſch hat zu viel mit ſeinen Bedürfniſſen zu thun, um zu denken; Wohlthaten bringen ihn gar nicht zum Nachdenken, am wenigſten über Gottheit, ſondern Furcht und Staunen, zumahl über ungewöhnliche Naturbegebenheiten und Unglücksfälle. So entſteht zuerſt eine Art von Fetiſchismus oder Dämonismus. Es gehören Generationen und glückliche Zufälle dazu, bis der Menſch weiter raiſonnirt: wer iſt denn der Fetiſch, und der Geiſt oder Dämon? — Die Gottheit iſt für den Menſchen nichts, als ein unſichtbares Weſen, das mehr iſt, als Menſch, das mächtiger iſt, einen Körper hat, aber nicht geſehen werden kann; bis es ſich ſehen laſſen will. Folglich können die Götter Menſchengeſtalten annehmen, und haben menſchenähnliche, aber übermenſchliche, Handlungen, Neigungen, Leidenſchaften. Dieſe

dunkeln Wesen sind nicht für die Dichtkunst geschaffen.

Besorgniß von physischem und moralischem Uebel, — (Krankheiten, Tod, Unglück,) Bewußtseyn von Strafbarkeit und Schändlichkeit, verbunden mit Unwissenheit, erzeugt Polytheismus; Staunen und Bewunderung mit Nachdenken, — Begierde, Ursachen zu erforschen, — erzeugt Monotheismus.

Daß Theismus oder die Meinung von der Gottheit als Urheber der Natur, nicht aus Vernunft und Betrachtung der Harmonie des Ganzen, sondern aus Unglück und Plagen, entstanden sey, scheint Hume'n klar, weil

1) Ein Theist, der alle Begebenheiten den allgemeinen Regierungsgesetzen der Vorsehung zuschreibt, für einen Atheisten gehalten wird. Die Kenntniß der Gesetze der Natur macht den Glauben wanken, oder, wie Baco sagt, ein wenig Philosophie macht zum Atheisten, aber die Einsicht, daß eben diese Gesetzlichkeit der stärkste Beweis für die Gottheit ist, söhnt uns wieder aus mit der Religion.

2) Weil das Volk nur die Wunder den Gottheiten zuschreibt. Also nur da-

durch, daß das Volk aus Begierde, ſich einem ſeiner Götter recht zu empfehlen, ſein Lob, das mit Angſt und Noth zunimmt, bis ins Unendliche treibt, macht es ihn zum wirklichen alleinigen Gott. So iſt Maria zur mundi domina, coelorum regina, geworden, ſo Jupiter aus Kreta zum optimus maximus, und ſo gehts Sklaven mit Despoten.

Nicht allgemein wahr ſind Hume's, ſo wie Lukrezens, Sätze:

1) Timor primos fecit deos, wenn man nicht timor für Gefühl von Abhängigkeit und Schwäche nimmt, und Furcht vor Strafe und Schande mit dabei denkt.

2) Jede Volksreligion ſey urſprünglich eine Art von Dämonismus, indem die Furcht Vorſtellungen von gräßlichen Göttern erzeugte, denen man dann nach und nach, mit einer, aus den Schrecken entſtandenen, Verehrung und Schmeicheley, alle Vollkommenheit der Macht und des Wiſſens, aber nicht der Güte, zuſchriebe, wodurch der Schrecken und die Schmeicheley zunehmen, ſo daß nun die natürlichen Geſinnungen des Edelmuths, der Güte und Gerechtigkeit, mit den barbariſchen und grauſamen Vorſtellungen

von Gott streiten. Durch die fortgehenden Hochpreisungen erhebe man endlich von den Göttern, die man sich anfangs menschenähnlich, durch Gaben und Bitten erweichlich, und zwar als Regierer des menschlichen Schicksals, aber doch dem fato und der Nothwendigkeit unterworfen, dachte, Einen so hoch, bis man auf die Ideen von Unendlichkeit, Geistigkeit, Einfachheit, komme. Um diese Ideen, die alle Theilnehmung der Gottheit an den menschlichen Dingen aufheben, mit ihrem Interesse zu vereinigen, dichten die Menschen Mittelwesen — genios, semideos, heroes, — zwischen der höchsten Gottheit und den Menschen, wodurch der, durch brünstige Hochpreisung der furchtsamen Sterblichen aufgehobene Polytheismus wiederkehrt. Diese polytheistischen Ideen, indem sie täglich gröber werden, heben sich endlich durch die niedrigen Begriffe von den Göttern unter einander selbst auf, und führen das Gemüth zum Theismus zurück, ohne gleichwohl den Hang zum Polytheismus heben zu können. So schwebt der Mensch!

Hume's Ideen.

1) Religion kann nicht, wie Geschlechtstrieb und Kinderliebe, auf Instinkt beruhen, weil einige Völker gar keine Religion haben, und kaum zwei Menschen in ihrer Religion übereinstimmen.

2) Polytheismus ist die ursprüngliche Menschenreligion, denn

a) vor 1700 Jahren war, Juden und Skeptiker ausgenommen, die ganze Welt polytheistisch, und je höher hinauf, desto barbarischer finden wir die Menschen; Barbaren sind noch jetzt überall — Mahomedaner ausgenommen — Polytheisten.

b) Wäre Monotheismus der erste Glaube, so könnte nie Polytheismus folgen, den uns gleichwohl die früheste Geschichte an allen Völkern zeigt.

3) Monotheismus würde aus Betrachtung der Regelmäßigkeit und Schönheit der Natur entspringen; aber diese Regelmäßigkeit und Schönheit der Natur rührt der rohe Mensch nicht; oder weil er sich daran gewöhnt, rührt sie ihn nicht; z. B., woher Pflanzen, Thiere, Menschen, das Universum seyen; dage-

gen, was er erkennt, und was ihn rührt, nämlich die einzelnen, zumal befremdenden, glücklichen und unglücklichen Schicksale und Vorfälle, z. E., daß Stürme zerstören, was die Sonne ernährt, Krieg dem Einen günstig, dem Andern fatal ist, Seuchen und Krankheiten den Jungen und Starken niederwerfen, den Alten und Schwachen verschonen, Glück und Ueberfluß dem Taugnichts zu Theil wird, Unglück und Mangel den Rechtschaffenen verfolgen, führen ihn natürlich auf Polytheismus. Nämlich indem er sich in der Welt wie auf einer Schaubühne umringt von unbekannten Ursachen sieht, von denen er Leben oder Tod, Krankheit oder Gesundheit, Noth oder Ueberfluß, erwartet, so ist, während der Affekt von Furcht und Hoffnung arbeitet, die Phantasie geschäftig, diese Ursachen zu Mächten auszubilden, die er sich menschenähnlich denkt, und denen er seine eigenen Gesinnungen zuschreibt; und, so gedacht, erklärt er sich zugleich den sonst unerklärbaren Gang der Begebenheiten durch diese Phantome von Göttern, deren jeder sein Departement bekömmt, heute schützt, morgen verläßt, durch Gebet,

Opfer und Ceremonien ſich gewinnen und geneigt machen läßt. Je mehr vom Zufall abhängig, deſto abergläubiſcher ſind die Menſchen, wie Spieler, Fiſcher, Jäger, Krieger; und was das Gemüth beunruhigt und ſchwächt, befördert den Aberglauben, dem daher Weiber und Greiſe beſonders ausgeſetzt ſind, und den Prieſter durch die Topik von Kreuz und Leiden, und von Strafgericht und Hölle, nähren.

4) Polytheiſten ſind abergläubiſche Atheiſten, ihre Götter ſind ihnen nicht Schöpfer der Welt, ſondern etwas wie Feen, Sylphen und Gnomen, oder als phantaſtiſche Weſen, der Naturnothwendigkeit unterthan, aus Nacht und Chaos entſprungen. Die Chineſen ſchlagen ihre Götter, Neapolitaniſche Weiber trotzen ihrem. So Januarius, Diomedes verwundet die Venus, Ariſtophanes und Plautus dramatiſiren die Schandthaten Jupiters.

5) Formen des Polytheismus:

a) Affekte, in welche das Gemüth der zumal ungebildeten Menſchen durch gewiſſe Dinge verſetzt wird, objektiſiciren und hypoſtaſiren ſich zu Göttern. Daher

aa) der Fetiſchismus — (ſiehe oben). Pelasger hatten, nach Herodot, namenloſe Götter, d. i., Fetiſche: ſelbſt unſere Kinder und unwiſſenden Leute ſcheinen etwas Fetiſchähnliches an Donnerkeil, Storch, Wieſel, Heimchen, Lebenskraut, Alraun-Wurzel, Gründonnerstagskringel ꝛc. zu finden. — Belebung der Quellen, Bäume, Haine, Einſiedeleien, mit Nymphen, Najaden, Dryaden, Faunen, Sylphen, Muſen.

bb) Thierdienſt der Aegypter iſt nicht einzig: heilige, reine, unreine Thiere. Man muß nicht deutliche Ideen von Göttern und Fantasmen der Menſchen verlangen, die ſie ſich ſelbſt nicht deutlich dachten.

cc) Sterndienſt, — Sabäismus, Sonne, Mond, Planeten.

b) Allegoriſche und ſymboliſche Gottheiten:

aa) Saturn, Mars, Merkur, und alle mythiſche und poetiſche Weſen der Kosmo- und Theogonien;

bb) Feuerdienſt;

cc) Verehrung des Lingam;

dd) Heilige Hoſtie der Katholiken und ihre Reliquien.

c) Verehrung der Menschen:

aa) der Vorfahren, als Halbgötter und Heroen: Lares, Seelen der Vorfahren, — so wie der späterhin konsekrirten divorum im klassischen Alterthum; diese sind ganz parallel den Märtyrern, Bekennern und kanonisirten Heiligen; und Apotheose gleicht der Kanonisation oder Seligsprechung. Da die Götter selbst nur menschenähnliche Wesen waren, so darf die Verehrung der Menschen nicht befremden. Διογενεις.

bb) Lebender Menschen, wie des großen Lama.

cc) Theophanien, Menschwerdung der Götter.

d) Bilderdienst. Stilpo ward aus Athen verbannt, weil er gesagt hatte, die Minerva auf der Akropolis sey ein Werk des Phidias. Diana zu Ephesus und andere διοπετεις — Gnadenbilder, Sancta casa zu Loretto. — Statt daß andre Völker ihre Götzen aus allegorischen Absichten monströs bilden — (wie Aegypter die Isis, den Anubis, Indostaner den Brama) — hatten die Hellenen den guten Geschmack, sie als idealisch schöne Menschen zu bilden.

c) Verehrung guter und böser Geister, Genien und Dämonen, Teufel. —

6) Vergleichung des Monotheismus und Polytheismus in Absicht

a) auf Vernunft und Ungereimtheit: Religion, scheint es, wäre nicht Religion, wenn sie nicht weiter ginge, als Menschenverstand. (Geheimnisse, Unbegreiflichkeit, Gefangennehmung der Vernunft);

b) auf Zweifel und Ueberzeugung (Cicero und Varro verglichen mit Kirchenvätern);

c) auf Herzerhebung und Niederträchtigkeit — guten geselligen Geschmack, und rohe trübsinnige Tuckmäuserei;

d) auf Verfolgung und Duldung, (alle Prinzipien des Handelns.) Monotheismus verbreitet sich durch Eifer und Waffen von Aposteln; Polytheismus durch Nachbarschaft, Wanderungen, Sieae, Verunreinigung, durch Umgang mit Menschen, bei Aegyptern, Indostanern, Bramen. Fremde zur Landesreligion zu zwingen, davon giebt es kein Beispiel bei den alten Griechen. Es gehörte zur Bürgerwürde, an den Reli-

gionsgebräuchen des Staats Theil zu nehmen.

Kritische Bemerkungen über die Geschichte der Religion.

1) Religion der alten sowohl, als neuern Völker kann nur der richtig erkennen, der sich in die Denkart ihrer Lage und ihres Zeitalters zu versetzen weiß; wer das nicht kann, der versteht nicht darüber zu denken, so vernünftig er sonst seyn mag. Hier hilft besonders Parallelismus der Geschichte, vermittelst dessen wir mehr von der Religionsgeschichte, z. B. der Griechen, jetzt wissen können, als vor 300 Jahren, ja als die Griechen selbst. Es ist aber hier eine doppelte Schwierigkeit:

a) Die Religionen Anderer, zumal eine, von der Religion des Beobachters ganz abweichende, und eine Religion roher Menschen, vollends deren Sprache man nicht versteht, zu erfahren.

b) Sie anzugeben und auszudrücken. Wie wird Omai seinen Otaheitern die Religion der Engländer vorgestellt haben? Cook wußte nicht, was in Nootka Sund die geschnitzten Figuren seyn soll-

ten. Die Griechen bemerkten in Aegypten nur das, was ihnen, als von ihrer Religion abweichend, auffiel.

2 Leitende Ideen.

a) Es ist ein großer Irrthum, Religion und Mythologie für einerlei zu halten, oder

b) zu meinen, daß beides bei einem Volke, z. B. den Griechen, zu aller Zeit, und bei dem ganzen Volke, einerlei gewesen; beides war vielmehr nach Graden der Aufklärung verschieden, und diese Aufklärung war, selbst zu gleicher Zeit, nicht in allen Kantonen, selbst nicht einmal in allen Ständen und Familien, einerlei. Die Religion der Griechen bietet alles dar, was nur irgend in einer Menschenreligion vorkommen kann. Jede Familie, jeder Stamm, jede Horde, hatte ihren eignen Gott — lares, penates. — So wie eine Familie oder ein Stamm sich zufälliger Weise mehr bildete, andere beherrschte, wurde ihr Θεὸς bestimmter und über die andern herrschend; die letztern wurden Lokalgötter. — Dazu kamen die in kosmogonischen und theogonischen Philosophemen personificirten Symbole, als eben so viel Wesen; dann die von Aus-

ländern angenommenen, unverstandenen Worte und die Bilderschrift. Ferner die alten Väter und Stifter der Stämme, deren Andenken sich in wunderbare Phantasmen einhüllte, ἥρωες Διογενεῖς. — Politische Gemeinschaft brachte dann eine Art von Gleichförmigkeit hervor, und Dichter — ἀοιδοί — verstärkten diese Uebereinstimmung. Es läßt sich also nie etwas Allgemeines sagen.

c) So wenig in dem jetzigen Europa sich von Sitten auf Religion schließen läßt, eben so wenig bei den Alten. Ein Volk kann verdorbene Sitten haben, ohne daß sie die Religion autorisirt.

d) Die Theorie der christlichen und vielleicht jeder geoffenbarten Religion, besteht theils in Dogmatik, d. i., einem System von Lehrsätzen, theils in Exegese und Meinungen, durch philosophisches Raisonnement bestimmt, theils in Moral, d. i., einem System von Pflichten, zumal unerzwingbaren oder rein ethischen. Bei den alten Griechen, und vielleicht bei allen Völkern, die keine heiligen Bücher haben, gehörte das, was wir Religionslehren nennen, z. B. von Gottheit und ihren Eigenschaften, von Ursprung und Natur

Natur der Seele, Zustand nach dem Tode, — zur Philosophie, so daß jeder darüber raisonniren, dichten, sprechen, und schreiben durfte, wie er wollte, ohne daß der Staat davon Notiz nahm. Unsere Moral aber gehörte bei den Alten theils zur Gesetzgebung, wie noch die Fragmente von Zaleukus und Charondas zeigen, wo über Undank, Ungehorsam gegen Aeltern, Gesetze vorkommen, theils zum gemeinen Menschenverstand — (κοιναι ἐννοιαι), — die jedermann bei einiger Reflexion erlangt, z. B. Begriffe von Tugend und Laster, von Gottes Vorsehung, daß alles Gute und Schöne von Gott kömmt, und dieser das Gute liebt und belohnt, das Böse haßt und bestraft.

e) Die Alten hatten eine Theologie, die aber ganz etwas anders ist, als die unsrige. Sie ist im Ganzen — (da nach dem Philosophen Sallustius de diis c. 4. und Plutarchus, in amatoria, die Lehrer der Theologie theils Dichter, theils Gesetzgeber, theils Philosophen, waren:)

aa) Philosophisch — φυσικη θεολογια. — Die ersten Menschen, die zu philosophiren anfingen, philosophirten über Dinge der

Natur; aber pro more hominum imperitorum, qui nesciunt, ubi incipiant, philosophirten sie über das Ganze, (Ursprung des Universums, Elemente der Dinge) — ohne die Theile zu erforschen, und sie gebahren Hypotheſen.

bb) Politisch — πολιτικὴ θεολογία. — Keine Nation kann bestehen, ohne regelmäßigen Gottesdienst, wozu einige Begriffe durch Zufall sich gebildet haben, die dann mit andern zusammen von Gesetzgebern festgestellt sind. Dazu kommen noch Ideen, die von den ältesten Weisen aufgestellt worden sind, obwohl dazu der Keim in jedem lag, nämlich die Idee von Blutschuld, ἄγος, ἀρὰι, von Furien, von ἱκετεία, von ὅρκος, von terminus, selbst von Orakeln.

cc) Mythisch und poetisch — μυθικὴ. — Die alten Philosophen — ἀοιδοὶ — konnten in der, damals noch mit keinen abstrakten Ausdrücken versehenen, Sprache, kein Philosophem ausdrücken, ohne daß es eine Erzählung, Fabel, ein Mährchen — μῦθος. — ward. Saturn von seinen Söhnen kastrirt, Platons Mythus von der ἀναμνήσει. So sind im ersten und zweiten Buche Mosis alles nur historisch vorgetragene Philosopheme. Die

eigentlichen Dichter benutzen diese Erzählungen, ohne auf das Philosophische Rücksicht zu nehmen. Hiermit verbinden sich historische Sagen von der ältesten Geschichte des Volks, des Stammes, Landes, Orts, die von *ἀοιδοί*, also poetisch, erzählt wurden. Diese wurden an jene angereiht, und so entstand ein eignes Gemisch von Vorstellungen und Erzählungen, die eine eigne Gattung für sich ausmachen, aber oft mit den ersten verwechselt werden.

Es giebt aus dem klassischen Alterthum kein einziges Buch, das von Religion handelte, noch weniger einen Katechismus; aber einzelne erhabene und richtige Ideen (Fragmente des Zaleukus und Charondas), nur nicht so unter dem Volke verbreitet, wie in unsern aufgeklärten Gegenden, und nicht ein so herrliches System, wie bei uns Christen.

3) Ungereimte Hypothesen der Gelehrten über Ursprung des Polytheismus oder der Idololatrie. Eine Hypothese ist, daß alle Religionen der Alten von der Ueberlieferung der ersten Menschen (Urreligion) herrühren. Aber alle Nationen, die wir kennen, zeigt uns die Geschichte,

ihrem Ursprunge nach, als Wilde, und ihre Religion ist aus ihrem Charakter vollkommen erklärbar. — Eine andere, die Hypothese des Huetius, in demonstratione evangelica, alles aus der Geschichte des Jüdischen Volks, und der Beschreibung des Jüdischen Gottesdienstes, so wie beides in der heiligen Schrift befindlich ist, herzuleiten. Ungereimt: denn das Jüdische Volk war durch Sprache, Sitten, Gesetze, Religion, von allen Völkern isolirt. Auch ists wahrlich nicht Ehre, alle Fratzen und Grillen von der heiligen Schrift herzuleiten. — Eine dritte Hypothese ist die Ableitung alles Polytheismus von Verehrung der Himmelskörper. Dieß paßt nur auf Chaldäa, und zum Theil auf Araber, Aegypter, Phönicier, Syrer, nicht auf Griechen und nördliche Völker. — (Pluche.) Vierte Hypothese: von der Verehrung verstorbener Menschen. Diese Hypothese hatte schon Euchemerus zu Cassanders Zeit, in seinem Werke: ἱερὰ ἀναγραφή: sie paßt nur auf die Heroen, nicht auf die großen Götter, und ist nicht allgemein. — Fünfte: von Priesterbetrug: Priester hätten so viele Götter erfunden, da sonst

nur einer gewesen sey. Herbert von Cherbury, de religione gentilium. Aber Priester hatten bei den Heiden wenig Einfluß, und auch nur bei dem Pöbel. — Sechste: von Verehrung symbolischer und allegorischer Gottheiten: Saturn, Mars, personificirte Naturkräfte, aus den Kosmogonien und Theogonien erster Denker.

4) Aufstellung der Verehrungsarten.

Erstens. In Ansehung des Ursprungs.

a) Natürliche.

b) Von ἀοιδοις und νομοθεταις erfundene, theils als Mittel zur Kultur roher Menschen, wie Opfermahlzeiten, αγωνες, Schauspiele, Chortänze, theils zur Belehrung und zum Unterricht, wie die τελεται, und viele Festfeiern, theils zur Erinnerung, wie Handlungen und Begriffe symbolisch vorgestellt wurden.

c) Vom Fanatismus erfundene, wie Dionysia, die Sacra Cybeles.

d) Von Fremden abgeborgt, und ohne Sinn und Gedanken nachgemacht.

e) Aus Liebe zu Pracht und Ceremonie sind allerlei ritus, besonders für

das Auge, erfunden und gebildet; denn mit der Kultur steigt anfänglich religiöser Pomp, dann aber, bei ausgebildetem Geschmack, fällt er wieder.

Zweitens. In Ansehung des Wesens.

a) Das Glauben und Betrachten unglaublicher und mysteriöser Dinge, das beschauliche Leben, andächtige Grübeln.

b) Das Staunen und der Zustand, da man außer sich ist, Sacra enthusiastica; — das Selbstkasteien, negative, durch Fasten, Versagung der Geschlechtsgemeinschaft — (Nonnen, Mönche, Derwische, Fakire, Bonzen), — der Welt absterben, einsiedeln — (heilige Faulheit); — positive, durch allerlei Selbstpeinigung. Die Absicht ist, theils Sünden zu tilgen, theils sich zu Offenbarungen zu heiligen; Theurgie, Telestik. — Dahin gehören auch Reinigungen, Verunreinigungen — (Frauenfluß, Geschlechtsgemeinschaft, Kranke, todte Menschen, todte Thiere). — Alle Sünden und Beschwerden glaubte man durch Reinigungsfeierlichkeiten abzuthun; Weihen und Entweihen. Alle Wilden denken Gott zu dienen, wenn sie sich in Wuth und Wahn-

sinn setzen, durch Tabaksrauch, durch Tanzen, Singen und Musik. Sie finden auch eine Art Glück darin, außer sich, und sich unbewußt, zu seyn. Endlich, Sacra Bacchi, Sacra Molochi, und alle Sacra des Orients, die auch bei Kultivirten Eingang finden. Die kultivirten Griechen raisonnirten darüber, und erkannten darin Begeisterung der Propheten und Dichter. Späterhin ahmten Betrüger es nach.

c) Gebete und Gelübde im Kurial- und Komplimentenstyl, Loblieder, Litaneien, Gebete, als Zauberformeln durch bloßes Aussprechen wirksam. — Rosenkränze bei den Hindus, Tibetanern und Kalmücken, Bet-Instrumente. Absicht ist, Sünden zu tilgen, und erwünschte Zwecke zu erreichen.

d) Spiele, Aufzüge, Prozessionen, Choragien, dramatische Vorstellungen.

e) Gaben und Opfer, — donaria — ἀναθήματα; — Bilder von geheilten Gliedern, von Werkzeugen, wodurch man Gefahren entronnen, von Kostbarkeiten; Opfer von Trank, Speise, Früchten, Getraide, Räucherwerk, Thieren. Bei Thieropfern:

aa) Erstlinge der Jagd und des Fischfanges;

bb) zahme Thiere — (Hausschlachten); —

cc) Gesammtopfer im Namen ganzer Gemeinden und Nationen verrichtet durch Priester. Absichten: Böses abzuwenden, Gutes zu erlangen, zu denken. In der ersten Absicht hat man, um Götter zu versöhnen, aus Angst selbst Menschen geopfert — und wohl bei allen Nationen, — da denn selbst spät, nach schon erfolgter Kultur, der alte Gebrauch blieb. So opferte Erechtheus, König von Athen, seine Tochter bei der Pest, Jephta — (B. d. Richter II, 39.) — ebenfalls seine Tochter; Menschenopfer in Karthago. Indessen geschehen auch Menschenopfer aus Verlangen, bald selig zu werden, und um die Verstorbenen in die andere Welt zu begleiten — (Weiber in Hindostan), — oder ihre Diener mitzuschicken, (wie bei den Scythen). Die Götter geben nichts umsonst, wie die Menschen; bei allen Geschäften und Unternehmungen muß daher mit Gaben und Gelübden angefangen werden. — Raffinement über Opferthiere, die nach verschiedenen Zwecken an

Zahl, Beſchaffenheit und Prüfung verſchieden ſeyn müſſen; das Beſte gehört den Göttern: daher Haliſpicia.

f) Gute Werke, als poſitives Verdienſt, um dadurch Sünden gut zu machen, und auf Seligkeit Anrecht zu erlangen. Wallfahrten, Bereicherung der Geiſtlichen, Kreuzzüge gegen Ungläubige, Verfolgung der Ketzer, Allmoſen, Waſchen, negative und poſitive Kaſteiungen.

g) Gnadenmittel, — Sakramente, τελεται. —

Um nicht unrichtig über alle griechiſche Myſterien zu denken, muß man

1) nicht fragen, was ſich dabei etwa denken laſſe, ſondern forſchen, was ſich der Grieche wirklich dabei gedacht habe;

2) die Zeiten und die Arten von Myſterien ſorgfältig unterſcheiden, nämlich

aa) Myſterien der Kureten in Kreta, die mit denen der Korybanten in Phrygien ſtimmen;

bb) Samothraciſche Myſterien;

cc) Bacchiſche, oder Dionyſiſche;

dd) Orphiſche;

ee) Eleuſiniſche.

Es gab eine alte Art von Myſterien, die in Prüfungen und Feierlichkeiten der

Aufnahme eines neuen Gliedes unter die Prieſter beſtand, wie noch jetzt bei den Jongleurs in Nordamerika, bei den Schamanen, und den alten Aegyptern. Eine andere Art beſtand in Vereinigung gewiſſer feierlich aufgenommenen Menſchen, zu gewiſſen religiöſen Gebräuchen; eine ſolche Geſellſchaft war geſtiftet theils von Politikern und Philoſophen, theils von ſelbſt betrogenen Fanatikern. Dazu kam ſpäter eine dritte Art, welche bloße Nachahmung, alſo eine Art von Orden, war, der oft einen Böſewicht an der Spitze hatte, und deſſen Glieder ſich zuſammenfanden, Muthwillen zu treiben. — Wie betrügt man ſich, wenn man die verſchiedenen Arten von Myſterien nicht unterſcheidet, ſondern alles unter einem Begriffe zuſammenfaßt! Die wichtigſte Art iſt die, der Myſterien, von Politikern und Philoſophen geſtiftet. Sie rührt aus den früheſten Zeiten her, wo man für intellectuelle Dinge noch keine andern Ausdrücke hatte, als Symbole und Pantomimen, wo alſo Lehren in Geſchichten und Dramen verwandelt, und pantomimiſch vorgeſtellt wurden. Dieſe, auf ſolche Art in Geſchichte verwandelten, und dra-

Univ. Bibl. München

matisch vorgestellten, Lehren bezogen sich meistentheils auf Entstehung der Welt, Zeugungskraft der Natur, Palingenesie der Gewächse. Dazu brauchte man den Phallus (Lingam). — Diese symbolischen Vorstellungen forderten mündliche Erklärungen; die zur Feier solcher Gebräuche und Belehrung über den symbolischen Sinn sich vereinigten, mußten eben darum, weil sie die Ritus und den Sinn für sich behielten, eine besondre geheimnißvolle Gesellschaft ausmachen, indem diese Ritus und ihr Sinn nur dem anvertraut wurden, der aufgenommen war. Natürlich verbanden ferner die Stifter dieses Ritus damit Feierlichkeiten, wodurch allein rohe Menschen beherrscht werden, nämlich mit Hymnen, Tänzen, Opfern, Pantomimen, und Anrufung der Gottheit, welches alles anfangs einen Sinn hatte, der aber späterhin verloren ging. Dazu fügte man viele andere Gebräuche ohne bestimmten Sinn, bloß aus Grille, Fanatisme, oder Superstition. Und so waren die τελεται mit der Zeit sehr gemischte Dinge und Gebräuche, die guten Sinn hatten, aber versetzt mit andern, die ohne Sinn waren, und wo man

doch einen Sinn späterhin ausgrübeln wollte. —

Bei den griechischen Mysterien muß man auf diese Verschiedenheiten der Zeiten und der Arten von Mysterien selbst sehen; es ist nichts universell. So viel sieht man: in den Eleusinien und Orphicis waren rohe Gebräuche, welche durch Aktion den Zustand der anfänglichen Wildheit, den Anfang der bessern Kultur, durch Getraide, Weinbau, Erfindung von Künsten und Gesetzen, darstellten. Gesetzgeber und alte Weise benutzten die Ritus, um den Menschen die Erinnerung an die Vortheile dieses Fortganges zur Kultur zu erneuern, und einzuprägen, indem sie die alten rohen Gebräuche mit Ceremonien verfeinerten, und mit denselben, als Symbolen, Lehren verbanden, theils moralischen, theils philosophischen Inhalts, nämlich von den Elementen und ihrem Streit, vom Alter der Welt; welche Symbole indessen zum Theil nicht mehr zu erklären sind. Z. B. in den Orphicis hieb man den Bacchus in Stücken, und weckte ihn dann auf. Eben dahin gehört die Entmannung des Χρονος, die Geburt der

Venus, u. ſ. w. Daß in den, der Ceres frugifera, Δημητρος Θεσμοφορος, d. i., legislatoria, gewidmeten Eleuſinien, die Verbeſſerung der Menſchen durch Ackerbau, Geſetze und Religion gelehrt wurde, erhellt aus Cic. de legg. 2, 14, und in Verrem, 5, 72.

Daß alles geheim gehalten wurde, hat viele wunderliche Erklärungen veranlaßt. Aber im ganzen Alterthum fand ſich das Geheimhalten nicht — welches erſt ſpäter Statt hatte; — denn das Symboliſche hielt ſich ja von ſelbſt geheim.

Lehren in den Orphicis: die ſehr heilſamen von ἀγος, Blutſchuld, lustrationes, expiationes, um Perſonen, Stämme und Staaten zu befreien. In den Eleuſiniis:

a) ὑπερ Θεων ακουσαι ορθα: Cic. de nat. deor. I. 42, II. 24. Tusculan. quaest. I. 12. 13.

b) καθαρος ειναι τας χειρας και τας φυχας: Platonis Phaedon. Cicero Verrina, 5, 72. Lehren von Unſterblichkeit der Seele, Belohnung der Tugend, Beſtrafung des Laſters (Plato vom βαραθρος). — Auch Lehren vom Urſprunge des Böſen. (Cic. fragm.)

Die von einigen generalisirte Hypothese, daß in den Mysterien die Lehre: alle Götter seyen einst Menschen gewesen, vorgetragen werden, ist nur aus einzelnen datis gezogen, Cic. Tusc. I. 13.

Von den, bei den Alten hin und wieder erzählten, Feierlichkeiten der Mysterien, und namentlich der Eleusinischen, wissen wir nicht, ob sie zur Aufnahme, oder bloß zum Feste, auch nicht, ob sie zu den großen oder kleinen Eleusinien, gehört haben.

Kirchenwesen.

1) Oerter. — Menschen wählten solche Oerter zu Heiligthümern, wie sie selbst zu Wohnplätzen wählten, nämlich: Höhlen, — (das Alte bleibt in der Religion) — Berge — (dem Himmel näher) — Wälder, endlich Tempel. — Altäre sind Tische, heilige Geräthe, Stiftshütte, Asyla.

2) Priester sind ursprünglich die Klügern, dann die Gelehrten, dann die Geistlichen; sie hatten anfangs nichts mit dem Lehramt zu thun, nichts mit Taufe, Abendmahl, Einsegnung, Trauung, Leichenwesen ꝛc. Daher hatten sie weniger

Einfluß auf Erziehung und Denkart, und der Priesterbetrug war unmöglich. — Auch bekamen die alten griechischen Priester keine Besoldung, sondern sie hatten bloß Antheil an Opfermahlzeiten, und Wohnung im περιβολος des Tempels. Der Einfluß nahm zu, so fern Staatsopfer geschahen, mit extispicia. Da die Deutung der Eingeweide auf den Staat Einfluß hatte, so waren Magistratspersonen zugleich Priester, oder vielmehr, sie versahen diese Funktion. Priester legten Orakel an, auch wurden heilige Ländereien zum Tempel geschlagen, verpachtet, und die Revenuen kamen den Priestern zu gute. Im Homer ist jeder Hausvater selbst Priester, und opfert selbst; als aber Gebräuche und Ceremonien entstanden, mußte man Leute haben, die sie kannten, und beobachteten, und das sind Priester. Sie machen entweder einen abgesonderten Stand aus, oder nicht; und sind im ersten Fall erblich, oder nicht. Priester-Kasten, Braminen, Leviten, Klerus; uranfänglich Zauberer, — d. i., Aerzte, — und Wahrsager, Jongleurs, Schamanen, Propheten.

γ) Feste. Größtentheils waren sie nur Gedächtnißtage; doch gab es ihrer immer drei Arten:

a) Dankfeste, bei den ältesten Menschen, üblich wegen gewisser Begebenheiten, theils gewöhnlicher, wie Erndte, Weinlese, Jagd, theils außerordentlicher, wann die Nation besonderes Glück gehabt hatte, wie Sieg. Und was waren diese Feste? — Nichts als Freudebezeugungen, in die sich der Dank für die Götter mischte. Und wie bezeugte man den Dank? Indem man den Göttern etwas abgab, als ihre Portion, ἀπαρχαι, Erstlinge von den Produkten oder von der Beute.

b) Erinnerungsfeste. Es fielen glückliche oder unglückliche Begebenheiten vor, wovon die Menschen lange das Andenken behielten; man erinnerte sich des Verfalls viele Jahre, und erneuerte das Andenken daran, nach und nach wurde es ein Gebrauch, Mos, es wurden bestimmte Ritus festgesetzt; und so entstehen Feste. Auch bei uns waren Feste meistentheils Erinnerungstage, und sind es noch; auch wurden die Passion, Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt Christi, eben

so

so agirt, als bei den Griechen der Chor und die pompa. Oft verliert sich hernach das Andenken, das man erhalten wollte, und es bleiben nur die Ceremonien übrig, und so entstehen

c) Feste, wo nichts als Ceremonien waren, ohne daß man den Ursprung, oder das Andenken der Sache, wußte, das gefeiert werden sollte.

Allen Festen war bei den Griechen gemein:

a) das vacare laboribus;

b) sich reinigen, vorbereiten, ἁγνίσασθαι;

c) Sacra facere, gottesdienstliche Verrichtungen, besonders Opfer, und dabei die Opfermahlzeit;

d) das πίμπλασθαι τῶν θεῶν;

e) ἀγῶνες;

f) Ludi.

Propheten und Orakel.

Es kömmt alles darauf an, die Zeiten zu unterscheiden, und den rechten Gesichtspunkt zu fassen.

1) Die alten μάντεις, die wir Propheten, Wahrsager, nennen, waren ehrliche brave Leute, die bei ihrer ungebildeten Sprache, und bei dem, roben Leuten ei-

nen, heftigen Affekt, so sprachen, daß sie alles in Gestikulationen, als Factum vorstellten, und außer sich zu seyn schienen. Noch jetzt ists so bei den Wilden. Wer dann so heftig spricht, auf den wirkt die Heftigkeit selbst so stark zurück, daß er gleichsam raset, oder begeistert ist. Die Leute können nicht anders. Was man dem Volke in rohen Zeiten vorzutragen hatte, bezog sich hauptsächlich auf Krieg, Unternehmungen, Einrichtungen, Gesetze, kurz immer auf Gegenstände, wobei eine Suasio oder Dissuasio vorkam. Natürlich kömmt bei jeder Suasion und Dissuasion der Erfolg in Betracht; also: das wird geschehen, wann ihr es thut, und das, wenn ihr es nicht thut. Nun sprachen die, welche wozu riethen, und wovon abriethen, und mithin den ganzen Erfolg von allem, was geschehen würde, wenn das Volk ihnen folgte oder nicht, zeigten, in ihrer Heftigkeit so, als wenn es schon ein Factum wäre; daher ist Vortrag in Heldenzeiten immer Vaticinatio. Daher war auch die allgemeine Verwechselung der Begriffe von einem klugen Manne, und einem Manne, der die Zukunft sieht, σοφος und μαντις. —

Gerade so ist es mit den jüdischen Propheten. — Weissagung — μαντικη — ist nicht Verhersagung des Künftigen, was Niemand wissen kann, sondern bloß Vorschlag und Rath im prophetischen Tone gesagt; prophetische Sprache ist Poesie, und eben durch die vates, μαντεις, Propheten der Alten, erzeugten sich die ersten Dichter; daher μαντεις und ἀοιδοι einerlei waren, aber der Fortgang der Kultur trennte dieß. So wie nun bei rohen Menschen sich zu allem Superstition mischt, so geschah es auch, daß die σοφοι, welche bloß einen Rath gaben, und den Erfolg vorstellten, eine Menge Gebräuche beimischten, wodurch das Ganze etwas Religiöses, aber auch Absurdes, erhielt. Sie führten nämlich Träume an, beriefen sich auf Prodigia, Ostenta, Omina, achteten auf Eingeweide der Opferthiere, auf Vogelflug, — weil Vögel in Absicht der Witterung viel Instinkt haben.

2) Die zweite Klasse, nach den alten μαντεις aufgekommen, sind Deuter, ἐξηγηται, welche die angezeigten Ereignisse auslegen, und ihren Erfolg zeigen.

3) Dazu kamen hernach Χρησμολογοι, die ordentliche Χρησμοι, Vaticinia, Pro-

phezeihungen, machten, zu welchen späterhin eine Menge von Superſtition kam, durch die man glaubte, die Zukunft vorauszuſehen. Zu der Klaſſe der Χρησμολογων laſſen ſich die Orakel zählen. Nämlich in den früheſten Zeiten ſind in Griechenland ein Paar Tempel geweſen, in denen die Prieſter theils die Zukunft verkündigten, theils gewiſſe Phänomene deuteten. Nach der Denkart der Zeiten kann man das nicht anſehen als Betrug oder Narrheit, ſondern als natürliche Sachen; denn damals konnte jeder auftreten, und künftige Dinge als wirklich erzählen, ohne für einen Betrüger und Narren zu gelten. Aber ſpäterhin blieb Orakel ein bloßes beibehaltenes Herkommen, ob ſich gleich alle Begriffe ſchon geändert hatten; da denn eine Nation deſto mehr auf Orakel hielt, je weniger ſie aufgeklärt war. Noch zu Epaminondas Zeiten achteten die Spartaner auf Orakel, und ſchon zu Themiſtokles Zeiten lachten die Athener darüber. Indeſſen bedienten ſich die Staatskluge der Orakel, um Projekte durchzuſetzen, ohne daß ſie darum Betrüger waren, wenn man auf die Denkart der Zeiten ſieht. Alle

Gesetzgebung, Kolonienstiftung, Veränderungen im Staate, hatten immer einen Orakelspruch zum Grunde: Strabo 9, 646. 6. Lucianus de Astrolog. 23. Endlich die dritte Periode, da die Orakel bloß Betrug waren von einer Seite, und Leichtgläubigkeit von der andern.

Wenn die Stoiker, und die Alt- und Neu-Platoniker als ausgemacht annahmen, es gebe Orakel, die übernatürliche Dinge verkündeten, und wenn sie diese vermeinte Thatsache zu erklären suchten: so ists den Kirchenvätern zu verzeihen, daß sie, diesen Teufel aus der Bibel kannten, ihn zum Orakelgeber machten. Van Dale de oraculis, hat gezeigt, daß die Orakel nicht durchaus zu Christi Zeit, sondern einige weit früher, andere später, selbst zu Honorius Zeiten, aufgehört haben, ja einige gar erst nach Christi Geburt entstanden sind. Orakel setzen allemal ein unwissendes Volk voraus; auch sind sie alle nur in unkultivirten Gegenden Griechenlands gewesen, in Böotien, Phocis, Epirus. Der große Glanz der Orakel war nur in den ältesten Zeiten, späterhin bedienten sich ihrer nur einzelne abergläubische Menschen,

und nicht Staaten. Seitdem Griechenland unter die Römer kam, die eine andere Art von Divination hatten, nämlich sibyllinische Bücher, Augurien und Extispicien, verloren die Orakel ihren Credit.

Musterung der verschiedenen Religionen.

AA. Ohne heilige Bücher:

1) Griechische, nach dreien Punkten:

a) Theorie — (φυσικη, πολιτικη, μυθικη). — Successive Systeme von der Gottheit; denn es ist falsch, daß die Nation immer einerlei Götter gehabt habe; sie hatte Θεοι αρχαιοι, und νεωτεροι.

b) Verehrungsarten.

c) Kirchenwesen. Das Vorzüglichste ist schon oben erzählt. — Potters Archaeologie; — Dale dissertationes: — Gronovii thes.; — Montfaucon Antiquités; — Ovidii Metamorphos. — Mythologien nach einzelnen Dichtern, z. B. nach Homer, Pindar, einzelnen Dramatikern, u. s. w.

2) Römer erhielten ihre Religion von Etruskern, diese von Pelasgern. Daher, und aus dem folgenden Gebrauche der griechischen Literatur, kömmt die große

Aehnlichkeit der Götter, z. E. Hera und Juno, Venus und Merkur.

3) Aegyptische Religion. Die Aegypter hatten drei Ordnungen der Götter — (Herodotus II. 145. 146, und capat 46.), welche, nach Herodot genau betrachtet, drei verschiedene Systeme aus verschiedenen Zeiten, oder von verschiedenen Priestern, waren. Mémoires de l'académie des inscriptions, Tom. 36. p. 383 seqq. — Die erste Ordnung bestand aus 8 Gottheiten, und das sind die Kräfte der schaffenden Natur. Die zweite Ordnung besteht aus 12 Göttern, die von jenen 8 abstammen sollten, und wahrscheinlich nichts als Attribute und Wirkungen der Sonne sind. Die dritte Ordnung waren die neuen Götter, wohin Isis, Osiris und Typhon gehörten, die ein neues System von Kosmogonie ausmachten. Wie bei den alten Griechen, verdrängte das neue System das alte, und nur dieß dritte System ward den Griechen bekannt. — Jablonski pantheum. Schmidt de sacerdot. et sacrificiis Aegypt. Meiners Versuch über Religionsgeschichte der ältesten Völker. Pauw Re-

cherches. — Thierdienſt, Dtät, Phalli, Pfaffentaße, Hieroglyphen.

4) Perſer, — Thom. Hyde historia religionis veterum Persarum. Herbelot bibliotheque orientale. Chardin. Zend-Avesta, par Anquetil du Perron, deutſch 3 voll. in 4to. Meiners Kritiken darüber in Comment. Götting. Von den Parsis oder Guebres ſiehe Chardin. Lerchs Reiſen in Büſchings Magazin. Richardſon über morgenländiſche Litteratur. — Feuerdienſt.

5) Phönicier. Cumberlands Sanchuniathon, deutſch. Mignot Mémoires, in den Mémoires des inscriptions etc.

6) Etrusker. Heyne in Comment. Gottingens.

7) Nordiſche Völker. Elias Schedins, de diis germanis. Keysler antiquit. selectae. Pelloutier histoire des Celtes. Macpherson crit. dissert. of the origin of the Caledonians. Deutſche: Grupen observv. rerum et antiquitt. germanic. Thunmanns Unterſuchung über die Geſchichte der nordiſchen Völker. Edda von Snorro Sturleſon und Sämund 1215, geſchrieben, von Rehland lateiniſch herausgegeben.

8) Religionen der rohern Völker in Asien, Afrika und Amerika: Pallas, Georgi, Steller, Remer von Guinea, Marsden von Sumatra. Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Cook. — Bei zunehmender Kritik, da man besonders Zeiten und Personen unterscheidet, und den Erzähler würdigt, sieht man ein, daß man immer weniger weiß. Meistentheils ist die Religion ganz roher Völker nur eine Art von Zauberei, auf Krankheiten berechnet, und auf Vorhersehung des künftigen Erfolgs von wichtigen Unternehmungen.

BB. Mit heiligen Büchern.

1) Hindostaner. Gesetzbuch der Gentoos, Leipz. Erst 1789 hat ein englischer Offizier die wirklichen heiligen Bücher zu sehen bekommen. Hollwells merkwürdige historische Nachrichten, von Kleuker 1778, ist unzuverlässig. Sinners Versuch über die Seelenwanderung, unkritisch. — Eigenthümlich ist Erblichkeit der Kasten; Diät, nichts Lebendes zu essen; Seelenwanderung, Fakirs und Heilige.

2) Chinesen, Confutsius († 478 ante Christ.), Sinarum philos., studio patrum

societatis Iesu. Paris 1687. fol. — Le Chouking, par Gaubil et des Guignes. Paris 1770, in 4to. Duhalde. Panw. Die Behauptung, daß alle Gelehrten dieser Nation Atheisten wären, widerlegt sich von selbst bei der dummen Sprache, die alles Philosophiren unmöglich macht. Religionen:

a) des Konfutse;

b) des Laokjum oder Tautse; die Mönche dieser Sekte sind Spielleute bei Opfern;

c) des Foh oder Budha, welche die höchste Heiligkeit in Ertödtung setzt, und deren Mönche die schlausten Bettler sind. Die jetzigen Herren von China sind Lamas, die ihre Kutuktus haben.

3) Japaner; siehe Kämpfer und Thunberg.

4) Mahomedaner. Mahomet, geboren im J. 578 in Mekka, gestorben 632 in Medina. Al Koran; aus dem Englischen von Sale. — Monotheism ist darin als Prinzip angenommen, Engel, Heilige und Heiligmmen, Auferstehung, Hölle, Paradies, Fatum, Waschen, Beten, Fasten (Ramadan), nicht Wein trinken, zur heiligen Kaaba wall

fahrten (Hadschi's), Minarets, Imam's, Mufti, Fetwah. Priester stellen Studierte vor, und Bewahrer des Gesetzes. Feste. Polygamisch, stolz, verfolgend, intolerant. Proselytenmeister gegen ihre Unterthanen, nicht gegen Fremde, wohl aber gegen Feinde, denen sie immer das Dilemma vorlegen: „Werdet Moslems, oder zahlt Tri„but.“ Zwei Hauptsekten: Ali mit rothem, und Omar mit grünem Turban, oder: Sonniten — (von Sonna, Tradition) und Schiiten. Im Ganzen sollen 67 kleinere Sekten seyn. Boulainvilliers Leben Mahomets.

5) Jüdische Religion. Originalität ihres Monotheismus; sie hat, nach Mendelssohn, keine Glaubenslehren oder Dogmatik, noch Katechism. — Gottesdienst, Opfer und Opfermahlzeiten, Beschneidung; — Lehrunterricht, Leviten, Priester, Propheten, Tempel, Heiligthum. Charakter: isolirt von allen Völkern, unwissend, menschenfeindlich. Nach der Zerstörung des Reichs der Juden, leben diese zerstreut in allen 4 Welttheilen. Ursachen der Erhaltung ihrer Religion sind:

a) Alle Juden lernen ihre Thora, und dabei lesen;

b) sie sind ganz isolirt, und dürfen mit Christen selbst nicht essen, noch sich verheirathen. (Auch die Guebern in Hindostan, und die Zigeuner, erhalten sich.)

Der Talmud besteht:

a) aus der Mischna, herausgegeben von Surenhusius, Amsterdam, 6 Vol.; übersetzt von Rabe, 6 Theile in 4to.

b) der Gemara, nämlich der babylonischen und der hierosolymitanischen. Ein Traktat daraus, Namens Barchot, ist von Rabe übersetzt. Zu ihren Kirchenlichtern gehört Moseh Ben Maimon, geboren zu Kordua 1135, der zu Alexandrien studirt hatte, und griechisch, arabisch, Philosophie, und Mathematik, verstand. Nächst ihm Rabbi Abarbanel zu Lissabon 1437. — Sekten sind: Sadducäer und Phariſäer, verschieden wie Sonniten und Schiiten; sie bestehen noch; die Sadducäer heißen jetzt Karaiten. — Richard Simon, cérémonies et coutumes, qui s'observent parmi les Juifs. Wolf, bibl. hebraic. Vol. IV., pag. 1069. 1086. Essäer exi

ſtiren wohl nicht mehr. Kabbaliſten. (ſiehe Kleukers Preisſchrift über das Emanationsſyſtem, und Knorr von Roſenroth Cabala denundata.)

6) Chriſtliche Religion. — (S. Eſchenburgs Wiſſenſchaftskunde.) Quellenreich, aber untreu, zum Theil aus Selbſtbetrug. Perioden: Konſtantin, Concilium zu Nicäa 325, Gregor VII., Luther. Geſchichte der Lehrmeinungen, der Verehrungsarten und des Kirchenweſens. Sie haben alle 3 auf einander gewirkt. — Ueberaus intereſſant ſind die Urſachen der Ausbreitung des Chriſtenthums; nach Gibbon: Eifer der Juden und Chriſten, Lehre von Unſterblichkeit, Wunderthätigkeit der erſten Kirche, Tugenden der erſten Chriſten, Thätigkeit der Chriſten in dem Kirchenweſen. Sehr wichtig iſt der Einfluß der chriſtlichen Religion auf Europa, inſofern daſſelbe der aufgeklärteſte und kenntnißreichſte, der kunſterfahrenſte, mächtigſte, politiſch freiſte und geſellſchaftlich vollkommenſte Theil der Welt iſt. Möſſelts Anleitung zur theologiſchen Litteratur, Schröckh, Spittler und Henke.

C. Literarhistorie oder Geschichte der Gelehrsamkeit.

Allgemeine Ansicht.

Baco von Verulam machte zuerst auf das Studium der Literarhistorie recht aufmerksam, durch sein Werk: de dignitate et augmentis scientiarum.

Abtheilung nach der Zeit. Alte Gelehrsamkeit bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst; von da an neue. Den ersten Abschnitt kann man mit Christi Geburt, oder dem Untergange der römischen Freiheit, theilen. — Abtheilung nach Ländern, Städten, hohen Schulen, nach Wissenschaften, geistlichen und weltlichen Schriftstellern. Jede Klasse einer Wissenschaft giebt wieder Unterklassen. Zur Micrologia literaria gehört die Abtheilung nach Sprachen, worin die Schriftsteller geschrieben haben, ferner nach Anonymis, Pseudonymis, Suppositiis, oder untergeschobenen Homonymis etc.

Die Literargeschichte besteht in Erzählung des Ursprungs, des Anwachses, und der Ausbreitung der Gelehrsamkeit, und in Beschreibung des Zustandes der-

selben, in jedem der Zeitpunkte, die man als Epochen festsetzt.

Zuvörderst vom Stoffe: was für Kenntnisse und Künste allmählich erfunden worden sind? — Dann von der Form: von welcher Beschaffenheit sie gewesen? —

Von der Verbreitung. Lehrmethoden und Lehranstalten, von wem und auf welche Art sie gelehrt worden? gelehrte Erziehungsweise. Von dem Einflusse, den sie auf die Denkart und die Sitten der verschiedenen Stände jeder Nation, zumahl des Volkes überhaupt, gehabt haben? Endlich von der Beförderung: was der Gelehrsamkeit beförderlich, was ihr hinderlich gewesen; günstige und ungünstige Lage der Umstände.

Anmerkungen.

1) Eine Erfindung bereitet die andere vor. Brillen im 13 Jahrhunderte, darauf Teleskopen 1609, Pendeluhren 1657, Timekeeper. Erfindung von Künsten und Entdeckungen in der Natur, sind nicht immer von Gelehrten gemacht, aber von diesen ist die Theorie dazu ausgefunden. Die besten Bereicherungen der

Wissenschaften sind entstanden auf Veranlassung von Widerlegungen. (Des Cartes, Newton, Locke.) — Paradoxe Köpfe sind schätzenswerth (Rousseau); daher Theologen viel geholfen haben. Montesquieu in den lettres Persannes behauptete, die alte Welt sey stärker bevölkert gewesen, als die neue; darüber entstand Süßmilchs Werk: göttliche Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts. Es giebt herrliche, gelehrte, geistreiche Männer, die nicht schreiben. Jedes Land kultivirt das, was ihm nützlich ist.

2) Vieles läßt sich nur aus der Zeit der Abfassung der Schriften a posteriori, oder aus der jedesmaligen Lage der Sachen und Menschen a priori, beurtheilen, z. B., ob vor Anaxagoras sich kein Kopf zur Idee von Gott, als einem Geiste, erhoben habe, wie Meiners in historia doctrinae de uno vero deo, behauptet.

3) Die Verbreitung der Wissenschaften geschah entweder durch Menschen, die sich aus dem Lehren ein Gewerbe machten, welches erst später geschah, oder durch Andere. Die ersten Weisen und Philoso-

Philosophen Griechenlands waren nicht Professoren der Philosophie. Gelehrte Erziehung; Schwierigkeiten des Studierens, theure Bücher, und theure Lehrer; Reisen. Von Griechenland verbreiteten sich Kenntnisse durch Wanderungen der Pelasger nach Etrurien, durch Kolonien, durch Alexanders Züge. — Rom gelangte spät zu Künsten und Wissenschaften. Die Christen brauchten erst Wissenschaft, um Polytheismus zu zerstören. Nachdem sie zur Herrschaft gelangt waren, unterdrückten sie griechische und römische Literatur, unter dem Vorwande von sapientia saecularis. Späterhin unterdrückte die Hierarchie alles, was ihr nachtheilig seyn könnte. Der Pabst Zacharias verdammte den Vergilius, Bischof von Salzburg, wegen der Antipoden; Galiläi mußte die Bewegung der Erde abschwören. Das Wiederaufleben der Wissenschaften fing in Italien an, nahm zu seit dem Anfange der Flucht gelehrter Griechen aus dem 1453 eroberten Byzanz; durch Buchdruckerei, durch Reformation (Reuchlin, Erasmus, Melanchthon).

4) Wissenschaften waren gewissermaßen geheime Ordenssache, theils ohne Absicht, durch die Theurung der Bücher, die Schwierigkeit des Lesenlernens — (wieviel pro cent Römer, Griechen, Aegypter, Juden, Indostaner, mochten wohl lesen und schreiben können?) und durch die Mühsamkeit des Studirens; theils absichtlich bei Völkern, die eine Hierarchie, eine gelehrte Priesterschaft, hatten. Im Mittelalter war den Laien das Bibellesen verboten, wie in Indostan das Lesen der heiligen Bücher den Suders. Daß die Gelehrsamkeit in einer, dem Volke fremden, Sprache getrieben wird, macht sie von selbst zur Ordenssache. Bis auf Luther schrieb man in Deutschland das Meiste lateinisch, ja selbst Predigten. Erst seit Thomasius lehrt man auf Universitäten in deutscher Sprache. Wie leicht ist die Verbreitung der Wissenschaften jetzt durch die Erfindung des Papiers, der Buchdruckerei, der Kupferstiche, des Buchhandels, der Posten!

5) Freiheit und Aufklärung, Wohlstand und Nationalschwung, Kenntnisse und Wissenschaften hängen zusammen.

Erhaltung und Fortpflanzung der Schriften der Alten.

1) Schreibkunſt. Erfindung und Ausbreitung derſelben. Arten zu ſchreiben. Materie, worauf man ſchrieb. Hiob 10. v. 24, wünſcht, daß ſeine Reden auf Blei und Stein gegraben würden; laut Montfaucon palaeographia veteris Graeciae p. 16 — ſind noch bleierne Bücher vorhanden.

Solons Geſetze waren auf hölzerne Tafeln geſchrieben. Gellii noct. att. lib. 2, cap. 12. Die Sibylle bei Virgil — Aen. III. v. 444, ſchreibt auf Blätter. Andere Materien: Baumrinde, Eingeweide der Elephanten (Isidorus Hispal. lib. 4, cap. 7.). Werkzeuge zum Schreiben waren: Stylus, Calamus, Federkiele, gewiß im 7ten Jahrhunderte ſchon gemein. (Isidori origines, 6. 14.) Chineſen ſchreiben mit Pinſeln. Tinte, Purpur-, Gold- und Silberſchrift. Abſchreiber. Die alten Schriftſteller, meiſtentheils reiche Leute, hatten Sklaven zu Librariis, Calligraphis et Tachygraphis, welche letztere ſich gewiſſer Abkürzungen bedienten, wie jetzt die Schnellſchreiber in London, welche die Parlamentsreden nachſchreiben.

Auch brauchten sie Privatpersonen, welche die Bücher abschreiben ließen und damit handelten; das waren zu Rom die Bibliopolae und deren Läden Tabernae librariae, Sammelplätze von gelehrten Leuten. — Gellii noct. att., lib. 5, caput 4. Dann kamen die Mönche. Theurer Preis der Bücher.

2) Bibliotheken. Des Aegyptischen Königs Osymandyas Ψυχης ἰατρειον, deren Diodor I. 49, gedenkt, ist fabelhaft. Ueber die vom Ptolemäus zu Alexandrien angelegte Bibliothek, siehe Bonamy's Abhandlung in den Mémoires de l'académie des inscriptions, Tom. IX, p. 397. Ein Theil davon verbrannte in Cäsars Kriege. Die Attalische Bibliothek zu Pergamus ließ der Triumvir Antonius nach Alexandrien bringen, wo sie die zweite Alexandrinische Bibliothek wurde. Unter den Griechen hat die erste Bibliothek Pisistratus zu Athen angelegt, aber Xerxes führte sie nach Persien. Nachher war des Aristoteles Bibliothek berühmt. In Rom waren Aemilius Paulus und Lucullus die ersten Büchersammler. Die erste öffentliche Bibliothek wurde daselbst von

Augustus unter der Aufsicht des Asinius Pollio angelegt, auf die hernach mehrere folgten. Im Mittelalter hatten besonders Klöster ihre Bibliotheken, vornehmlich der Benediktiner-Orden. — Mühsamkeit, Kostbarkeit und Seltenheit der Handschriften. Wieviel ist verloren von Polybius, Livius, Dio Cassius! Eine einzige Handschrift zu Corvey rettete die fünf ersten Bücher des Tacitus, eine einzige den Phädrus.

3) Buchdruckerei.

Nächst der Erfindung der Schrift, ist nichts Wichtigeres erfunden worden. Zuerst machte man Druckformen, und druckte so ganze Seiten auf einmal, wie der Theuerdank auf der Königl. Schloßbibliothek zu Königsberg gedruckt ist, und wie die Chinesen noch drucken. Die Erfindung der Buchdruckerei ist gemacht zu Strasburg von einem mainzischen Edelmann Johann von Sorgenloch, insgemein Johann Guttenberg genannt, der im Jahre 1439 mit drei Straßburger Bürgern einen Kontrakt wegen geheimer Künste errichtete, worunter diese gewiß war, deren Jubelfeier auch immer im

vierzigsten Jahre jedes Jahrhunderts geschieht. Die Buchstaben waren in Holz geschnitten, natürlich alle ungleich, aber doch beweglich, obschon auch wohl mehrere ganze Worte, die oft vorkommen, in eins geschnitten waren. Sie wurden mit einem Faden zusammengebunden. Man gab die ersten Bücher für Handschriften aus, und setzte daher weder Druckort, noch Namen, noch Jahrzahl darauf. Das erste mit der Jahrzahl ist von 1448. Anno 1450, verband sich J. Guttenberg mit einem reichen Bürger J. Faust in Mainz. Er versuchte nun, die Lettern aus Blei, dann aus Eisen, zu machen, aber jene waren zu weich, diese zu scharf; endlich fiel er mit seinem Gehülfen Peter Schöffer von Gernsheim auf eine Komposition. Dieser P. Schöffer machte die wichtigste Erfindung, die, der Matrizen. Nach dem erfand man auch Druckerfarbe. Faust verdrängte gerichtlich den Guttenberg aus seiner Druckerei, und druckte seit — 1455 in Mainz allein. Das erste Buch war Psalmorum codex per I. Faust et P. Schöffer de Gernsheim 1457; und so noch 12 Werke. Seit

1467 kömmt auf den Büchern P. Schöffer allein vor, dessen letztes Buch, die Chronik der Sassen, 1492 gereint, d. i., gedruckt ist. — Der Harlemmer, Laurenz Koster, hat auf keinen Fall mit gegossenen Lettern gedruckt; man kann ihm daher die Erfindung der Druckerei nicht beilegen. — Seit 1462 verbreiteten sich Lehrlinge aus Fausts und Schöffers Werkstätte in alle Oerter; daher finden wir, daß die ersten Drucker überall, selbst in Rom, Palermo, Venedig, Nimwegen, lauter Deutsche sind. Doch druckte Joh. Petersheim, ein Gesell von Faust, schon 1459 zu Frankfurt am Main. Das erste griechische Buch ist 1476 zu Mailand, und das erste hebräische 1477 zu Pesaro, gedruckt.

Maittaire's annales typographici, V. Tomi. 1733 — 41. könnten vielleicht lehrreicher seyn, wenn der Verfasser die Manuskripte, von welchen jeder Abdruck gemacht ist, charakterisirt hätte. — Zusätze dazu in großer Menge sind citirt in Hambergers zuverlässigen Nachrichten, I. 146; eben daselbst ein Verzeichniß der ersten Drucker. Der Werth der ältesten Ausgaben ist nicht gleich:

1) Weil die Drucker, um ihre Kunst zu verbergen, keinen verständigen Mann zu Rathe gezogen, und daher die fehlerhaftesten Handschriften genommen hatten, wie sie ihnen in die Hände fielen;

2) Weil diejenigen, die die Richtigkeit des Drucks besorgen sollten, sich erlaubten, nach ihren schlechten Einsichten den Text zu ändern, um ihn verständlicher zu machen.

Wenn man nachsieht, was für Wissenschaften, und nach welcher Methode, sie successive bei einer Nation vorzüglich bearbeitet worden, so bemerkt man bald, daß nicht sowohl freie Wahl, und Beurtheilung des Werths, als vielmehr psychologische Ursachen und Anlässe von Seiten der Situation der Gesellschaft, und von besondern Begebenheiten der Natur oder der Menschen, bestimmt haben, was jedesmal, und wie es bearbeitet worden. Moden-Wechsel und Ansteckung der Meinung, oder Nachahmungssucht, zeigen sich überall. Vornehmlich sehen wir, daß, so wie nach und nach ein großer Kopf nach dem andern in irgend einem Fache aufsteht, er den Geist seines Zeitalters beherrscht.

Die Deutſchen, die ſich um die Literatur aller Völker bekümmern, ſieht man außerdem, daß ſie ſich von einheimiſchen großen Autoren regieren laſſen, auch noch von ausländiſchen ſtark beherrſcht. Zu Anfange dieſes Jahrhunderts war Literarhiſtorie herrſchend wegen Bayle, dann Philoſophie durch Wolf, dann Aeſthetik durch Winkelmann, dann Pädagogik durch Rouſſeau, dann Statiſtik durch Büſching, dann Naturrecht und Politik durch die franzöſiſche Revolution; jetzt Staatswirthſchaft durch Smith. Noch beſſer ſieht man es, wenn man ein einziges Fach, wie die Dichtkunſt, betrachtet. — Eben daher findet ſich faſt regelmäßig, daß, je größer zu einer Zeit die Freiheit, und je kühner die Nationalbeſtrebungen eines Volks geweſen ſind, deſto mehr die Literatur deſſelben geblüht hat. Widerlegungen haben die meiſten Erfindungen veranlaßt. Die Philoſophie iſt faſt ganz polemiſch: Alle philoſophiſche Schulen ſind durch Widerlegungen entſtanden.

Quellen der Literarhiſtorie ſind: Bibliotheca universalis, auctore Conrad Gesner. Tiguri 1545. Ein Auszug da-

von ist Bibliotheca instituta ac collecta primum a Conrado Gesnero, deinde in epitomen redacta etc., per Iosiam Simlerum, jam amplificata per Frisium, Tigur. 1583 fol. (nicht so gut als Gesners eigne Arbeit.) Bayle Dictionnaire historique et critique. Tom. I — IV. erste Ausgabe 1697; vierte Ausgabe zu Amsterdam und Leyden 1730 fol.; ins Deutsche und Englische übersetzt. (enthält nicht so viel Artikel als andre, ja fast nur solche, die andre nicht haben, aber vortrefflich.) Nouveau Dictionnaire historique et critique pour servir de supplement ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Pierre Bayle, par de Chaufepié. Tom. I — IV à Amstel. et à la Haye 1750 (ist mit gutem Urtheil geschrieben.) — Von Orientalischen Schriftstellern: Joh. Christoph. Wolfii Bibliotheca hebraea, IV. Voll., 4to. 1715 — 1733. — Griechen und Römer: I. Albert. Fabricii Bibliotheca graeca, Voll. XIV. Hamburg 1705 — 28, jetzt neu aufgelegt. Ejusdem Bibliotheca latina, Hamb. 2te Ausgabe, 1721, 8. 2 Voll., neu von Ernesti. Ejusdem Bibliotheca latina me-

diae et infimae latinitatis. IV. Voll. Hamb. 1734 — 46. 8. Gottfried Ephraim Müller historisch-kritische Einleitung zur Kenntniß und zum Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller, 5 Theile, in 8. 1747. — Frankreich: Histoire litéraire de la France, etc. par de religieux Benedictins de la Congregation de St. Maur. Der erste Band kam heraus 1733 zu Paris, der 9te, der den Anfang des 12ten Jahrhunderts befaßt, 1750, eben daselbst. — England: Bibliotheca Britanico-hibernica, auctore Thoma Tannero, Londini 1748, fol. — Spanien: Nicolai Antonii Bibliotheca hispanica vetus ac nova. — Portugall: Bibliotheca Lusitana historica, critica et chronologica. Na qual se comprende etc., per Machado, Lisboa IV. fol., 1741 — 59. — Deutschland: Hier fehlt ein Werk, wie es Frankreich hat. Reimanns, Versuch einer Einleitung in die historische Literatur der Deutschen. I — IV. Theil, Halle 1708. in 8., ist ungenießbar. Kirchenstrittenten: Bibliotheca ecclesiastica, curante I. Alb. Fabricio, Hamb. 1718. fol. Scriptorum ecclesiasticorum historia literaria.

a Christo nato ad saeculum XIV. auctore Guilielmo Cave, editio novissima, 2 Voll. fol. Oxonii 1740; erste Ausgabe Londini 1688. Nouvelle bibliotheque des auteurs ecclésiastiques par Ellies du Pin. Tom. I. à Paris, 1698. 8. Vom Erzbischof von Paris gehindert, gab er die Folge stückweise unter andern Titeln heraus, selbst aber übersetzte er sie ins Lateinische: Nova Bibliotheca ecclesiasticorum auctorum, etc., auctore Ellies du Pin, Tom. I — III. à Paris 1692. 4to. Casimir Oudini commentarius de scriptoribus ecclesiae antiquis, illorumque scriptis. Francf. ad Moen. 1722. fol. Histoire générale des auteurs sacrés et ecclésiastiques, par Remy Ceiller, Tom. I — XVIII. à Paris 1729. 4to. Von Rechtsgelehrten: Les vies des plus célebres Jurisconsultes de toutes les nations, tant anciens, que modernes, par Alb. Tissand, nouv. édit., à Paris 1737. Von Arzneigelehrten: Histoire de la medécine par Daniel le Clerc, nouv. édit. Amsterd. 1723. 4to. Le Clerc war selbst Arzt; sein Werk aber geht nur bis in das zweite Jahrhundert; es muß also damit verfahren werden: His-

toria medicinae a Galeni tempore usque ad initium seculi XVI, anglice scripta. Ioan. Freind. M. Doct., latine conversa a Ioan. Wigan. Keßners medicinisches Gelehrten-Lexikon. Philosophen: Iac. Bruckeri historia critica philosophiae a mundi incunabulis ad nostram aetatem deducta. Tom. I—IV., Lips. 1742. 4to. Geschichtschreiber: Gerhard. Ioh. Vossius de historicis graecis, libri IV, Amst. 1697; de historicis latinis libri III, ibid., eod. fol. Von diesen Werken, in denen von allen, die in beiden Sprachen über Geschichte geschrieben haben, gehandelt wird, kam das erste heraus 1624 in 4to, das andere 1627 in 4to. Fabricius ließ dazu in Hamburg 1709 Supplementa und Observationes in 8. drucken. Bibliotheque universelle des historiens, par Ellies du Pin, Amst. 1708, 4to., geht nur bis auf Alexander den Großen. — Zur allgemeinen Uebersicht dient: M. Christoph Hamberger zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfange der Welt bis 1500, Lemgo, 4 Theile, 8. 1756. Meusel bibliotheca historica etc.

IV. Hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften.

Von allen Begebenheiten und Thaten muß ſich beſtimmen laſſen, wann und wo ſie geſchehen ſind. Die erſte Beſtimmung iſt ein Gegenſtand der Zeitkunde oder

A. Chronologie; die andre der Erdkunde oder

B. Geographie, mit der am nächſten die

C. Statiſtik verbunden iſt. — Unter den Verhältniſſen, worin die Menſchen, deren Thaten und Schickſale die Geſchichte vornehmlich erzählt, ſtehen, iſt das natürlichſte die Verwandtſchaft, welches wegen der Erblichkeit der Beſitzungen und Rechte zugleich hiſtoriſch und juridiſch ſehr wichtig wird. Die Kenntniß davon giebt die

D. Genealogie, mit der ſehr nahe verbunden iſt

E. die Heraldik. Endlich hat das Studium der hiſtoriſchen Quellen noch, in ſofern dieſelben entweder Urkunden, oder Denkmäler ſind, und letztere entweder ſtumme oder beſchriebene, Inſchrif-

ten oder Münzen, als hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaften erzeugt:

F. Diplomatik,

G. Numismatik, und inſonderheit

H. Epigraphik, und

I. Archäologie.

A. Chronologie.

Der Zweck der Chronologie iſt, die Zeiten zu meſſen, und zu unterſcheiden, den verſchiedenen Begebenheiten ihre Stelle in der Zeitordnung anzuweiſen, und zu wiſſen von jeder Begebenheit, theils, was für andere ihr vorhergegangen, und ihr gefolgt ſind, (Succeſſivität) theils, welche zu gleicher Zeit ſich mit ihr ereignet haben. (Simultaneität, Synchronismus.) Zu dem Behufe iſt es nöthig, erſt eine natürliche Zeitordnung als Muſter aufzuſtellen, worauf ſich alle willkührliche Zeitrechnungen zurückführen laſſen.

Der eine feſte Punkt am Himmel, Pol genannt, und unſer jedesmaliger Zenitpunkt, beſtimmen den Meridian. Die Zeit, welche vergeht, bis ein Fixſtern, der eben durch den Meridian gegangen, wieder in den Meridian kömmt, alſo die Zeit von einer Kulminirung des

Fixsterns bis zur andern, — ist ein Sterntag, und dieser ist, da die Fixsterne ihre Lage nicht ändern, und das scheinbare Himmelsgewölbe mit den Fixsternen sich gleichförmig umschwingt, immer gleich, giebt also ein festes Maaß ab. Der astronomische Sterntag fängt an um Mittag, und wird eingetheilt in Stunden, Minuten, Sekunden.

Die Zeit, welche verfließt, bis die, aus dem Meridian gehende, Sonne, wieder in den Meridian tritt, oder der Sonnentag, würde dem Sterntage gleich seyn, wenn die Sonne, wie ein Fixstern, an Einem Punkte des Himmels unverändert stehen bliebe. Aber während einer Umwälzung der Himmelskugel, oder während eines Sterntages, rückt die Sonne um etwa einen Grad nach Osten vor, und da 1°, in Sternzeit verwandelt, 4 Zeit-Minuten giebt, so ist unter dieser Voraussetzung der Sonnentag um 4′ Sternzeit länger, als der Sterntag. Wollten wir nach Sternzeit bürgerlich rechnen, und eine hiernach eingerichtete Uhr, wenn irgend ein Fixstern culminirt, auf 12 Uhr Mittags stellen, so würde dieselbe, weil der Fixstern täglich um 4′ Stern-

Sternzeit früher den Meridian erreicht, nach 30 Tagen 2 Stunden früher, als die Sonne, Mittag zeigen, und nach 6 Monaten, um die Mitternachtzeit der Sonne, Mittag angeben.

Kein Sonnentag im ganzen Jahre iſt dem andern gleich, aus doppeltem Grunde:

1) weil die Sonne nicht im Himmelsäquator, nach welchem die gleichförmige Sternzeit gezählt wird, ſondern in ihrer, $23\frac{1}{2}°$ gegen den Aequator geneigten, Bahn ſich bewegt, ſo daß daher ihre Bewegung, auch wenn ſie gleichförmig wäre, doch, auf den Aequator reduzirt, ungleiche Bogen geben würde.

2) Weil ſie ſich ungleich, und zu einer Jahreszeit 57 zu einer andern 61 Raum-Minuten, täglich von Abend gegen Morgen bewegt. Die mittlere Zahl zwiſchen der größten und kleinſten Bewegung iſt gerade 59′ 8″, und ſonach heißt die Zeit, innerhalb welcher der ganze Aequator, und dieſe 59′ 8″, oder 360° 59′ 8″, durch den Meridian rücken, ein mittlerer Sonnentag, und deſſen 24ſter Theil eine mittlere Sonnenſtunde. Eine Sekunde mittlere Sonnen-

zeit ist also = dem 86164sten Theil der Dauerzeit zwischen 2 Kulminationen eines Fixsterns: und diese Dauerzeit ist wieder = 23 St. 56′ 4$\frac{1}{10}$″ mittlerer Sonnenzeit. Diese angenommene mittlere Zeit ist durchaus gleich, aber sie ist von der wahren oder scheinbaren, kurz von der wirklichen Zeit, die von einer Kulmination der Sonne bis zur nächstfolgenden verfließt, bald mehr, bald weniger verschieden, weil wirklich bald mehr, bald weniger als 360° 59′ 8″ des Aequators von einer Kulmination der Sonne bis zur nächstfolgenden durch den Meridian gehe. Man stelle sich vor, daß außer der wirklichen Sonne, die in ihrer Ekliptik ihren ungleichförmigen Gang geht, sich eine eingebildete Sonne im Aequator gleichförmig jeden Tag um 59′ 8″ gegen Morgen bewege, so werden beide zugleich ihren Umlauf in einem Jahre vollendet haben; — aber inzwischen wird bald die eine, bald die andere früher kulminiren, so daß der Unterschied zwischen beider Kulmination, d. i. der Unterschied zwischen wahrer und mittlerer Zeit, den die Astronomen Zeitgleichung nennen, im Februar und Novem-

der bis auf 15′ gehen kann, viermal im Jahre aber, nämlich: den 15ten April, 15ten Juni, 31sten August und 24sten December, ist er = 0, wo folglich beide Sonnen zugleich im Meridian stehen würden, und die wahre Zeit mit der mittleren völlig übereinkäme. Uhren, als mechanische Werkzeuge, können nur die gleichförmige mittlere Zeit zeigen; dagegen Sonnenuhren weisen die wahre oder wirkliche Zeit. Diesen Begriff vom Tage, als Zeitmaaß, zum Grunde gelegt, bleibt es übrigens willkührlich, wo man den Anfangspunkt des Zeitmaaßes nehmen, und wie man dasselbe eintheilen will.

Die Astronomen fangen den Tag von der Kulminirung an, da die Sonne am höchsten gekommen, und theilen ihn in 24 gleiche Theile, (dann in Minuten, Sekunden ꝛc.) — die sie in eins fortzählen. Wir Europäer fangen ihn bürgerlich, wie die alten Römer und Aegypter, um Mitternacht an, theilen ihn in zwei gleiche Theile, und jeden wieder in 12 gleiche. So bedeutet den 2ten Januar Morgens um 5 Uhr, nach bürgerlicher Rechnung eben so viel als den 2ten

Jahnar 17 Stunden nach aſtronomiſcher
Die alten Babylonier, Perſer, Syrer,
wie die jetzigen Griechen und Majorka-
ner, fingen den Tag von Sonnenauf-
gang an, und zählten 24 gleiche Stun-
den in eins fort; doch die alten Baby-
lonier zählten nur 12 Theile, alſo Dop-
pelſtunden, wie die alten Griechen, nach
Herodots Zeugniß lib. II. Die alten
Athener, wie die jetzigen Italiener und
Chineſen, fangen den Tag mit Sonnen-
untergang an, und zählen 24 Stunden
in eins fort; eben ſo vormals die Poh-
len und Böhmen. Die Juden fingen
mit Sonnenuntergang an, und theilten
vormals den natürlichen Tag in 12 glei-
che Theile oder Stunden, ſo daß ihre
Tagesſtunden im Sommer denen im
Winter nicht gleich waren. Es iſt leicht,
jede dieſer Zeitberechnungen auf die an-
dern zu reduciren, weil man ſie alle
auf die aſtronomiſche reduciren kann; ſo-
nach iſt man im Stande, jede in der
Geſchichte eines Volks vorkommende Zeit-
beſtimmung, wenn man die Zählungsart
und Abtheilung derſelben kennt, richtig
zu verſtehen. Zeit kann in Bogen, und
Bogen können in Zeit, verwandelt wer-

den, z. E. den 18ten Julius 1773 ging die Sonne in Berlin um 4 Uhr auf, und um 8 Uhr unter. Eine Begebenheit, die sich früh um 5 Uhr ereignet hatte, gehörte astronomisch zum 17ten Julius 17 Stunden, und astronomisch ging die Sonne 3 Stunden vor dem 18ten Juli auf. Nach der Babylonischen Art zu rechnen, fing der 18te Julius um die Zeit an, die wir früh um 4 Uhr nennen, und der Mittag fiel in die 8te Stunde. Der italienische 18te Julius fing 4 Stunden vor Mitternacht an, der Mittag fiel also in die 16te Stunde.

Der Mond giebt das nächstfolgende Zeitmaaß. Der Zeitraum von dem Augenblick, da der Mond mit einem Fixstern zugleich irgendwo kulminirt, bis zu dem Augenblick, da er abermals mit demselben Stern kulminirt, heißt ein periodischer Monat, = 27 Tage 7 Stunden 43′ 5″. Der Zeitraum von einer gleichzeitigen Kulminirung des Mondes mit der Sonne bis zur nächstfolgenden, heißt ein mittlerer synodischer Monat = 29 Tage 12 Stunden, 44′ 3″ 11‴ mittlerer Zeit.

Wäre der mittlere synodische Monat, = 29 Tage 12 Stunden, d. i., 29½ Tag, so würden, wenn man einem Monate 29, dem andern 30 Tage, gäbe, 2 solcher bürgerlichen Monate 2 astronomischen gleich seyn. So aber ist jeder dieser bürgerlichen Monate noch um 44′ 3″ 11‴ zu kurz; das beträgt in 33 Monaten 1 Tag und 13′ 39″; giebt man dem 33sten Monate, der nach dem Gesetze der Abwechselung nur 29 Tage hätte, 30 Tage, so sind 33 solcher bürgerlichen Monate gleich 33 synodischen + 13′ 39″. Es würden also der 34ste bürgerliche, und der 34ste synodische Monat, in Absicht auf den Mond, fast zugleich anfangen. Und so könnte man solche Perioden und Zählungsarten festsetzen. Aber die 13′ 39″ werden sich nach mehreren Perioden zu Stunden und Tagen gehäuft haben; nämlich von 106 solcher Perioden macht der Ueberschuß aus, 1 Tag, 6′ 54″, weil 106 mal 13′ 39″ = 1 Tag 6′ 54″. Also müßte man in der 106ten Periode diesen 1 Tag einschalten. Bei der bürgerlichen Zeitrechnung will man alle astronomische Zeiträume mit ganzen Tagen ausmessen.

Die Sonne kömmt in der Chronologie am meiſten in Betracht. Die Zeit von einer gemeinſchaftlichen Kulmination derſelben mit einem Fixſterne bis zur nächſten gemeinſchaftlichen Kulmination mit demſelben Fixſterne, d. i. das ſideriſche Jahr, beträgt 365 Tage, 6 Stunden, 9′ 14″,946, nach von Zach, alſo beinahe 365¼ Tag und 9¼ Minuten. Die Vorrückung der Nachtgleichen beträgt 50¼″ Raum jährlich; um dieſe 50¼″ Raummaaß zu durchlaufen, braucht die Sonne 20′ 26″ Zeit. Die Zeit, welche die Sonne braucht, um, nachdem ſie von einem Punkte der Ekliptik z. B., dem Aequinoctialpunkt, ausgegangen iſt, wieder zu demſelben Punkte zu kommen, oder das tropiſche Jahr, iſt 365 T. 5 St. 48′ 48″,016 nach von Zach. Nähme man nun ein bürgerliches Jahr von 365 Tagen an, und ſetzte den Anfang, wann die Sonne am Mittage an einem gewiſſen Punkte der Ekliptik ſtände: ſo würde am Mittage des erſten Tages im zweiten bürgerlichen Jahre die Sonne noch zurückſtehen um einen Bogen von 87,1°, welcher in 5 Stunden 48′ 49″ durch den Meridian geht, und erſt Nach-

mittags faſt um 6 Uhr würde ſie in den Punkt der Ekliptik zu ſtehen kommen, wo ſie am erſten Tage des erſten Jahres Mittags ſtand. Nach viermal 365 Tagen kömmt die Sonne erſt den 2ten Tag des erſten Jahres da zu ſtehen, wo ſie am erſten Tage des erſten Jahres zu Mittag ſtand. In 360 ſolchen Jahren, oder nach 360 mal 365 Tagen würde die Sonne noch 90 Tage brauchen, um an den Punkt der Ekliptik zu kommen, und nach 2 mal 360, d. i., 720 ſolchen Jahren wären die Jahreszeiten gerade opponirt; dann wäre der Nutzen der Kalender, die Jahreszeiten zu bezeichnen, verloren; man würde nicht wiſſen, ob ein im Junius gehaltener Feldzug nicht eine Winterkampagne geweſen ſey. Giebt man nun dem 4ten Jahre einen Tag mehr, ſo wird der Fehler größtentheils gehoben. Die Sonne ſteht nämlich am Anfange des 5ten Jahres faſt eben da, wo ſie am Anfange des erſten ſtand. So wird die Sonne an einerlei Tagen des 6ten und des 2ten, des 7ten und des 3ten, des 8ten und des 4ten Jahres, einerlei Stelle am Himmel einnehmen, und dieſes wird eine Periode von 4 Jahren ge-

den, nach deren jedesmaligem Ablaufe die Stellen der Sonne allemal wieder auf Einen Tag fallen. Das iſt das Julianiſche Jahr, nach welchem man den Schalttag nach dem 23ſten Februar einſchiebt. Das Julianiſche Jahr iſt zu groß gegen das wirkliche um 11′ 14½″ (eigentlich 11¼′ oder 11′ 11″,984). Wenn man alſo annimmt, daß nach 4 Julianiſchen Jahren die Sonne wieder um Mittag an demſelben Punkte der Ekliptik ſtehe, ſo iſt das unrichtig; ſie iſt ſchon 44¾′ vor dem Mittag an dem Punkte geweſen; — alſo, weil 44¾′ = ¾ St. — ¼′: ſo wird ſie nach 4 mal 4 oder nach 16 Jahren, um 3 Stunden — 1′, folglich nach 8 mal 16, oder nach 128 Jahren um 24 Stunden — ½′ (= 6½′) voraus ſeyn; d. i., wenn die Sonne am erſten Mittage des erſten Julianiſchen Jahres in A war, ſo iſt ſie, nach 128 Julianiſchen Jahren, am erſten Mittage des 129 Julianiſchen Jahres ſchon vorbei in b, ſo, daß ſie den Bogen A b in 23 Stunden, 53½′ durchlaufen hat. Wäre alſo die Sonne in einem Julianiſchen Jahre den 21ſten März im Frühlingsäquinoctio geweſen, ſo würde

sie 128 Jahre darauf schon den 20sten März da seyn u. s. w. Da 100 Julianische Jahre um 1125′ = 18 Stunden 40′ länger sind, als 100 tropische Jahre, so sind 400 Julianische Jahre um 74° 40′, d. i., um 3 Tage 2 Stunden 40′ länger. Was die Einschaltungsmethode betrifft, so kann man entweder die Julianische beibehalten, und eine neue dazu anbringen, oder ohne die Julianische eine einzige ausdenken, wie in der Dschelaleddinschen Jahresform.

Formen der Civiljahre bei verschiedenen Völkern.

Dem natürlichen Gange nach fangen die Menschen an nach Monden zu zählen, bis dieselbe Jahreszeit (wofern bei einem Volke die Jahreszeiten kenntlich unterschieden sind) — wiederkömmt. Sie müssen dann, wenn sie Feste auf Tage bestimmen wollen, die Monde mit Tagen, und wenn die Feste auf eine bestimmte Jahreszeit zutreffen sollen, das Sonnenjahr mit Monden, auszumessen suchen. Die Gleichförmigkeit solcher Zählungsarten führt bald auf die Nothwendigkeit, Einschaltungsmethoden zu erfinden. Da-

ber die Mannichfaltigkeit der Jahresformen in Absicht auf Dauer, Eintheilung und Anfang.

1) Römische Jahresform, die nach verschiedenen Veränderungen jetzt in Europa gilt. Nach Numa's Einrichtung sollte das Jahr mit dem Solstitio brumali anfangen, und das Gemeinjahr aus 355 Tagen bestehen, die unter 12 Monate, deren Namen außer dem Quintilis, d. i., Julius, und Sextilis, d. i., August, noch jetzt gebräuchlich sind, verschiedentlich zu 29 und 31 vertheilt wurden; und dann sollte, damit das Jahr mit dem Solstitio brumali anfinge, im Februar eine Einschaltung geschehen, und zwar jedes zweite Jahr von 22, jedes vierte Jahr von 23, jedes sechste von 22, jedes achte von 23 Tagen ꝛc. Nun sind 4 Jahre nach Numa's Einrichtung = 4 mal 355 + 22 + 23, oder 1463 Tagen; und 4 tropische Jahre sind = 1460 Tagen 23° 16′. Daher kam späterhin die Einrichtung, daß in jedes achte Jahr, statt 23, nur 15 Tage eingeschaltet werden sollten. Die Pontifices, denen das Geschäft oblag, verfuhren aus eigennützigen Absichten höchst willkühr-

lich. — Die alten Römer, ſtatt, wie wir, die Tage in jedem Monate fortzuzählen, und Wochen zu unterſcheiden, nannten den 1ſten jedes Monats Calendae, dann den 5ten Nonae, und 8 Tage darauf, alſo den 13ten, Idus, und nun benannten ſie rückwärts die Tage nach dieſen 3 Punkten. Aber in 4 Monaten nannten ſie nicht den 5ten, ſondern den 7ten Tag Nonae, und alſo 8 Tage darauf den 15ten Idus, nach dem Verſe:

Sex Maius nonas, October, Iulius et Mars;
Quatuor at reliqui, dabit Idus quilibet octo.

Julius Cäſar ließ im Jahr 45 vor Chriſti Geburt, durch den Griechiſchen Gelehrten Soſigenes, das Kalenderweſen verbeſſern. Das Sonnenjahr ward eingeführt, angenommen zu 365 Tagen, mit einem alle 4 Jahre fallenden Schalttage, der nach dem 23ſten Februar eingerückt wurde. Dieß iſt das Weſen des Julianiſchen Kalenders. Es wird aber hier der Inhalt eines Sonnenjahrs zu 365 Tagen und 6 vollen Stunden angenommen (die in 4 Jahren zu 24 angewachſen, den Schalttag ausmachen); da doch über 11 Minuten daran fehlen. Um ſo viel bleibt alſo jährlich

das Julianische Jahr hinter dem tropischen zurück. Diese jährlichen 11 Minuten (und darüber) hatten sich im Mittelalter so angehäuft, daß der Pabst Gregor XIII. im Jahre 1582 verordnete, 10 Tage auszulassen, nämlich statt des 5ten Oktobers, sogleich den 15ten zu schreiben, um das bürgerliche Jahr dem tropischen wieder gleich zu stellen. Damit man in der Folge nicht von neuem zurückbleibe, ließ er dem Kalender durch den Astronomen Aloysius Lilius eine verbesserte Einrichtung geben, vermöge welcher am Ende dreier Jahrhunderte nach einander der Schaltag weggelassen, und bloß am Ende des vierten gesetzt wird. Dieß ist der Gregorianische Kalender.

Im Jahre 1700, da der Unterschied der Gregorianischen und Julianischen Rechnung, oder des alten und neuen Styls, schon 11 Tage groß war, schrieben die Protestanten in Deutschland, Holland, Dänemark, der Schweiz, anstatt des 18ten Februars sogleich den 1sten März. England ließ im Jahre 1752 auf den 20sten August sogleich den 1sten September folgen, Schweden 1753 auf

den 17ten Februar den 1sten März. Seit 1700 waren im christlichen Europa dreierlei Kalender:

1) Der alte Julianische, dem jetzt die Russen allein folgen.

2) Der Gregorianische der Katholiken.

3) Der neu verbesserte, der sich vom Gregorianischen bloß in Bestimmung des Osterfestes, und der damit zusammenhängenden Feste, unterschied, und den seit 1777 die Protestanten in Deutschland und in der Schweiz wieder aufgegeben, wofür sie den Gregorianischen angenommen haben. Holland hatte dieß schon früher gethan, und die andern protestantischen Europäer werden es wohl auch thun.

2) Griechische Jahresform.

Die vorzüglichste ist die Attische. Da von den Opfern und Festen der Athener einige an Neu- und Vollmonde, andere an die 4 Jahreszeiten, gebunden waren, so richteten sie ihre Monate nach dem Monde ein, und ihre Jahre nach der Sonne. Von Solon (Olymp. 46 4, oder 593 vor Christo) bis auf Cäsars Kalenderverbesserung — (45 vor Christo) —

bestand das Jahr der Athener, das auch andere Griechen, aber nicht alle, annahmen, aus 12 Monaten, wechselsweise von 29 und 30 Tagen, (also 6 mal 29 + 6 mal 30 = in allem aus 354 Tagen. Der Jahresanfang war derjenige Neumond, dessen Vollmond nach dem Solstitio aestivo einfiel. Die Methode, dieß Jahr mit den Jahreszeiten, oder dem Sonnenlauf, einstimmig zu machen, war, daß sie Schaltjahre von 13 Monaten machten, welche Schaltjahre sie aber nach und nach verschieden bestimmten. Erst schalteten sie bloß alle 2 Jahre einen zweiten ποσειδεὼν von 22 Tagen ein, welcher Cikel ὀκταετὴς hieß. Dann erfanden sie die richtigere Methode, alle 2 Jahre den zweiten ποσειδεὼν von 22 Tagen, und alle 4 Jahre denselben von 23 Tagen, einzuschalten. Hierauf, weil 8 mal 354 = 2832 Tage + 90 Schalttage, 2922 Tage oder 8 Jahre, zu 365¼ Tagen, ausmachen, schalteten sie Monate von 30 Tagen im 3ten, 5ten und 8ten Jahre des Cyklus ἐνναετηρὶς ein. Weil aber der 8 jährige Mondcyklus, wie man meinte, fast 2923½ Tage wäre, so verdoppelte man den ἐνναετηρὶς, woraus der

16jährige Cyklus entstand, in welchem man die erste Octaeteris zu 2922, und die zweite zu 2923 Tagen, annahm, und in diese also 3 Tage mehr einschaltete. Nun sind 2922 + 2923 gleich 5845 Tagen, oder 16 Athenischen Jahren, und dagegen sind 16 tropische Jahre gleich 5843 Tagen, 21h, 0′, 48″. Daher ließen die Athener nach 10 mal 16 Jahren einen Schaltmonat von 30 Tagen aus. Dieser Einschaltungs-Cyklus erhielt sich in vielen Griechischen Staaten bis auf Cäsars Zeiten. Von den Metonischen, Kalippischen und Hipparchischen Cyklen weiß man nicht, ob sie zur bürgerlichen Zeitrechnung gebraucht worden, oder bloß als Privaterfindung der Astronomen anzusehen sind.

Meton — (432 vor Christo) führte das Athenische Jahr auf seinen Anfang zurück, und nahm eine Einschaltungsperiode von 19 Jahren an, die den 15ten Julius 432 vor Christo anfing. In diesem Cyklus war das 3te, 5te, 8te, 11te, 14te, 16te, und 19te Jahr ein Schaltjahr; der letztern waren demnach 7, zu 354 + 30 Tagen. Die andern 12 waren gemeine Jahre zu 354 Tagen.

Nun

Nun ſind 19 mal 374 + 7 mal 30 = 6935, wozu noch 4 Schalttage, vermuthlich im 3ten, 10ten, 13ten, und 15ten eingeſchoben wurden; ſo daß der Metoniſche Cyklus gleich 6940 Tagen war, die er alſo 19 mal 12 + 7 = 235 ſynodiſchen Monaten und = 19 Sonnenjahren ſetzte; da doch 235 mal (29½ Tage 44′ 3″ 11‴) oder 235 ſynodiſche Monate = 6939 Tagen, 16° 32′ 28″ 5‴, und 19 mal (365 Tage 5° 48′ 48″) oder 19 Sonnenjahre = 6939 Tagen 14° 27′ 12″. Dividirt man den Metoniſchen Cyklus von 6940 Tagen durch 235, ſo bekömmt man heraus, wie groß Meton den ſynodiſchen Monat gerechnet hat, und $6940\frac{16}{19}$ Tage = 365 Tage 6° 18′ 56″ 50‴ 31⁗ ꝛc. iſt die Größe des Metoniſchen Sonnenjahres. Der Metoniſche Cyklus, oder 6940 Tage, übertrifft 235 ſynodiſche Monate um 7 Stunden 27′ 31″ 55‴ (= ☽), und ſie übertreffen 19 tropiſche Jahre um 9 Stunden 32′ 43 ″(= ♄).

Kalipp ſetzte daher 4 Metoniſche Cyklen weniger 1 Tag, oder 4 mal 6940 — 1, gleich 4 mal 235 ſynodiſchen Monaten, = 4 mal 19 tropiſchen

Jahren. Nun iſt 4 Δ = 38 Stunden, 11′, 12″, = und 4 ☽ = 29ᵈ, 50′, 7″, 40‴.

Hipparch endlich nahm an, daß 4 Kalippiſche Cykeln weniger 1 Tag gleich ſeyen 4 mal 4 mal 235 ſynodiſchen Monaten, oder 4 mal 4 mal 19 Sonnenjahren. Er hat die Nachtgleichen von 162 bis 128 vor Chriſto beobachtet. Hipparchs Sonnenjahr iſt 365 Tage, 5ʰ, 55′, 12″, alſo nur um 6′, 24″ zu groß; ſein ſynodiſcher Monat iſt genau ſo groß, als der, der neueſten Aſtronomen. — Seit Cäſars Kalenderverbeſſerung — (45 vor Chriſto) gebrauchten die Athener, wie die andern Griechen, auch die Julianiſche Jahresform der Römer, ihrer Herren. — Die Athener rechneten den Tagesanfang vom Abend (die neuen Griechen vom Morgen). Die Eintheilung des Tages in 12 Doppelſtunden lernten die Klein-Aſiatiſchen Griechen von den Babyloniern. Die Nacht theilten ſie in 4 Wachen (φυλακαι). — Anaximenes ſtellte die erſte Sonnenuhr auf zu Sparta 555 vor Chriſto. Späterhin erfanden ſie auch die

Wasseruhren. Jeden Monat theilten sie in 3 Dekaden.

3) Jüdische. Seit dem Ausgange aus Aegypten hatten die Juden theils das Kirchenjahr, das mit dem ersten Neumond nach dem Aequinoctio vernali anfing — (2 Mos. 12. v. 2.), theils das bürgerliche Jahr, welches mit dem Aequinoctio autumnali anfing, und das sie schon aus Aegypten mitgebracht hatten. Den Anfang des letztern fand man sogleich, wenn man den Anfang des Kirchenjahres fand, der der Abib oder Aehrenmond war. Hatte man nämlich 12 Neumonde, und unter diesen den 7ten, als den Anfang des Bürgerjahres, festlicher als alle andern begangen — (denn alle wurden gefeiert: 4 Mose 28, v. 11): so konnte man beim Anblick der Gerstenfelder leicht sehen, ob der 13te oder erst der 14te Mondmonat reife Aehren zum Opfer darbieten würde, — 2 Mose 12 v. 2. 3. — d. i., ob das zu Ende gehende Jahr ein gemeines von 12, oder ein Schaltjahr von 13 Monaten seyn sollte, und ob man also nach 12 oder 13 Mondmonaten den Abib anfangen sollte. Der Sabbatzirkel und Jobel-

cirkel beſtanden nicht aus Kirchenjahren, die mit der Erndte, ſondern aus bürgerlichen Jahren, die mit der Saat anfingen. Jedes 7te bürgerliche Jahr, welches alſo vom Herbſte des 7ten, bis zum Herbſte des 8ten Kirchenjahres ging, und Sabbatjahr hieß, war im Grunde nichts als Brachjahr, indem nichts geſäet wurde: jedes 49 bürgerliche Jahr, welches alſo vom Herbſte des 49ſten bis zum Herbſte des 50ſten Kirchenjahres ging, war zugleich Brach- und Jobeljahr, d. i., Staatsepoche, wo alle Knechte jüdiſcher Abkunft wieder frei, alle veräußerten Aecker an die alten Eigner zurückgegeben wurden, und alle Schuldforderungen von ſelbſt erloſchen. Sonſt waren die Wochen der Juden von 7 Tagen, der Anfang des Tages von Sonnenuntergang; ſie hatten keine Stunden. Das neujüdiſche Jahr iſt auch ein Mondjahr, aus 12 Mondmonaten, und aus 13 im Schaltjahre, beſtehend, welches Schaltjahr in einem 19jährigen Cyklus das 3te, 6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te iſt. Der Anfang des Jahres iſt der Neumond nach dem Aequinoctio autumnali.

4) Aegyptiſche. Das Aegyptiſche Jahr von Nabonaſſar iſt ein Sonnenjahr von 365 Tagen. Es beſteht aus 12 Monaten, jeder von 30 Tagen, nach deren Ablauf am Ende 5 Schalttage beigefügt werden, d. i., aus 12 mal 30 + 5. Dieß Jahr weicht alſo gegen das Julianiſche in 4 Julianiſchen Jahren um 1 Tag zurück, und in 4 mal 365 oder 1460 Jahren, zieht es ſich durch alle Jahreszeiten auf denſelben Tag des Julianiſchen Jahres zurück. **Ptolemäus** bedient ſich deſſelben im Almageſt. Nach Einführung des Julianiſchen Kalenders behielten die Aegypter die Nabonaſſariſchen Monate mit den 5 Schalttagen, und ſetzten nur im 4ten Jahre einen 6ten Schalttag zu. Der Jahresanfang entſpricht dem 29ſten Auguſt des Julianiſchen Jahres.

5) Die Syrer hatten auch die Nabonaſſariſche Jahresform; ihr Anfang des Julianiſchen Jahres, das ſie nachher annahmen, fiel auf den 1ſten Oktober deſſelben.

6) Die Perſer hatten die Nabonaſſariſche Jahresform, und ſeit der Hera [illegible] der Seleuciden (312 vor Chriſti

nahm ein Theil von ihnen das Macedonische Jahr an, welches ganz mit dem Attischen stimmte. Seit Yezdegerds Regierungsantritt (632 nach Christo), nahmen sie wieder das Nabonassarische Jahr an, welches sie nun das Yezdegerdsche nennen, um es vom Dschelaleddinschen zu unterscheiden, welches 1079 nach Christo, vom Seldschucken-Kaiser Dschelaleddin eingeführt wurde, und das vollkommenste Sonnenjahr ist. Es besteht aus zwölf 30tägigen Monaten, und 5 Zusatztagen. Der 6te Zusatztag im Schaltjahre wird nicht, wie bei uns, alle 4 Jahre beigefügt, sondern wenn man die Einschaltung in jedem 4ten Jahre 6 mal vorgenommen, so wird sie hernach einmal auf das 5te Jahr verlegt, so daß der Neujahrstag, naurus, beständig auf dem Frühlings-Aequinoctio stehen bleibt, mit dem sie das Jahr anfangen. Die Länge ihres Jahres ist 365 Tage, 5″, 49′, 15″, 0‴, 48⁗.

7) Die Brachmanischen Indostaner fangen den Tag mit dem Morgen an, und theilen ihn in 60 Theile, jeden Theil wieder in 60 ꝛc. Sie haben Wochen zu 7 Tagen, die sie, wie Aegyp

ter, Römer und wir, von den 7 Planeten benennen. Die südlichen Indestaner haben tropische Sonnenmonate; sie verstehen darunter die Zeit, welche die Sonne braucht, um $\frac{1}{12}$ der Ekliptik, oder ein himmlisches Zeichen, zu durchlaufen, daher sind ihre Sonnenmonate länger, als ihre Wintermonate. Sie sammeln die kleinen Zeittheile, und schalten sie ein. Die Namen der 12 himmlischen Zeichen sind in ihrer Sprache von den unsrigen in der Bedeutung nicht unterschieden, nur daß sie Krokodill für Steinbock sagen. Sie haben einen nicht genug bekannten 60jährigen Cyklus und 2 Aeren:

1) die Schakische fängt an 18 Jahr vor Christo,

2) die Kaljugische, 3101 vor Christo.

Chinesen fangen den Tag mit der Mitternacht an, und theilen ihn in 12 Theile, die sie mit Namen nennen, auch in 100, und wieder in 100 Theile, so daß ein Tag 10,000 solcher Theile hat. Sie haben ein Mondsennenjahr, ein gemeines, und ein Schaltjahr von 13 Monaten. Jahresanfang ist der Neumond zunächst nach dem 15ten Grade

des Wassermanns. Sie haben keine Aera, sondern eine Cyclenrechnung von 60 Jahren, wo jedes Jahr seinen Namen hat. Das erste Jahr des ersten Cyklus fällt auf das 2697 Jahr vor Christo, nach Desguignes.

δ) Das Arabische und Türkische oder Mahomedanische Jahr, ist ein Mondjahr aus 12 Monaten bestehend, die abwechselnd 30 und 29 Tage haben, also von 354, im Schaltjahr 355 Tagen. In dem Einschaltungscyklus von 30 Jahren, (weil die, über 354 Tage überschüssigen 8 Stunden, 48′, mit 30 multiplicirt, in ganzen Tagen aufgehen und 11 Tage ausmachen) — ist das 2te, 5te, 7te, 10te, 13te, 15te, 18te, 21ste, 24ste, 26ste und 29ste, ein Schaltjahr, also 11 Schaltjahre und 19 gemeine. Ihre Jahrgränze — (Epoche) ist Muhameds Flucht — (Hedschra, den 16ten Juli 622. nach Christo, an einem Freitage, also das erste Mahomedansche Jahr fängt an em 196sten Tage vom 1sten Januar 622 nach Christo. Den Monat rechnen sie also zu 29½ Tagen, 44′.

Von Cykeln.

Die noch jetzt gebräuchlichen hat meistentheils die Osterrechnung erzeugt. Nach den angeblichen Satzungen des Nicäischen Concilii soll das Osterfest nie mit den Juden zusammengefeiert werden, sondern immer am Sonntage, der auf den Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche folgt, und wenn dieser Vollmond auf einen Sonntag fällt, den Sonntag darauf.

1) **Sonnencykel.** Man nenne den 1sten Januar immer a, den 2ten b, den 3ten c, den 4ten d, den 5ten e, den 6ten f, den 7ten g, den 8ten wieder a, den 9ten b, den 10ten c ꝛc. So gebe man jedem Tage durch den ganzen Kalender seinen festen unveränderlichen Buchstaben. Dem letzten Dezember wird, wie dem 1sten Januar, a zukommen in einem gemeinen Jahre, und damit jedes Datum seinen unveränderlichen Buchstaben behalte, giebt man im Schaltjahre dem Schalttage, d. i. dem 24sten Februar, denselben Buchstaben, den der 23ste Februar führt, nämlich e, so daß der 1ste März sein d behält.

Problem. Was wird jedes Datum in jedem Jahre für ein Wochentag seyn?

Erster Satz. Eben der Wochentag, der das Jahr anfängt, beschließt es auch, oder der 1ste Januar und der letzte Dezember sind in einem gemeinen Jahre einerlei Wochentage, weil 365 Tage $= (52 \times 7) + 1$ ist. Im Schaltjahre sind der letzte Dezember und der 2te Januar einerlei Wochentage.

Zweiter Satz. Der Wochentag, auf welchen der 2te Januar eines gemeinen Jahres fällt, ist eben derselbe, auf den der 1ste Januar des folgenden Jahres fällt, und der Wochentag, auf welchen der 3te Januar eines Schaltjahrs fällt, ist eben derselbe, auf den der 1ste Januar des folgenden Jahres fällt. Aus dem zweiten Satze und jener Einleitung über die Buchstabenbenennung der Tage, ergiebt sich der Sonntagsbuchstabe eines jeden Jahres, auch das Gesetz der Abwechselung. Nur merke man, daß im Schaltjahre der Buchstabe der Sonntage vor dem Schalttage um 2, und nach dem Schalttage nur um 1 Buchstaben rückwärts von demjenigen abstehen wird, den das vorige Jahr hatte, und daß folglich

das Schaltjahr 2 Sonntagsbuchſtaben hat. — Der Schalttag wird nach dem 23ſten Februar eingeſchoben. —

Geſetzt, ein Schaltjahr fänge mit einem Montage an, ſo iſt ſein Sonntagsbuchſtabe G F: des folgenden Jahrs Sonntagsbuchſtabe iſt E, des folgenden D, und des folgenden C. Nun kömmt ein Schaltjahr mit B A, dann ein Jahr mit G, das folgende mit F, und dann mit E. So fahre man fort, und man findet 7 ſolche Quarterne, oder einen Cyklus von 28 Jahren. Dionyſius exiguus im 6ten Jahrhunderte, rechnete von einem der Jahre, deren 1ſter Januar auf einen beſtimmten Wochentag fiel, zurück, um zu finden, auf was für einen Wochentag der erſte Januar des Jahres gefallen ſeyn müßte, in welchem Chriſtus geboren ward, d. i., des Jahres vor dem Jahr 1, und fand, daß dieß Jahr ein Schaltjahr geweſen, und der 1ſte Januar deſſelben, auf einen Donnerſtag gefallen ſey; daß alſo ſein Sonntagsbuchſtabe D C ſeyn müßte. Von da rechnete er zurück bis auf G F, und fand, daß G F dem 9ten Jahre vor A. 1. zukäme.

Aus diesen Sätzen, daß G F der Sonntagsbuchstabe des 9ten Jahres vor dem Jahre 1, und das Jahr 4 nach Christo, ein Schaltjahr gewesen ist, ergeben sich leicht die Regeln, für jedes Jahr den Sonnencyklus, d. i., die Cykelzahl, sammt dem Sonntagsbuchstaben, und von jedem Jahre die Beschaffenheit, ob es ein Schaltjahr sey, oder nicht, zu finden.

Julianischer Sonnencyklus.

1.GF	5.BA	9. DC	13.FE	17.AG	21.CB	25.ED
2. E	6. G	10. B	14. D	18. F	22. A	26. C
3. D	7. F	11. A	15. C	19. E	23. G	27. B
4. C	8. E	12. G	16. B	20. D	24. F	28. A

Da Gregor 1582 nach dem 4ten Oktober gleich den 15ten Oktober schreiben ließ, und das Jahr 1582 die Zahl 23 zum Sonnencyklus (weil 1582 + 9 : 28. den Rest 23 läßt), folglich den Sonntagsbuchstaben G hat, also der mit dem unveränderlichen Buchstaben d bezeichnete 4te Oktober, ein Donnerstag, der mit dem unveränderlichen Buchstaben a bezeichnete 15te Oktober ein Freitag, und der mit C bezeichnete ein Sonntag war: so veränderte sich der, bei der Cykluszahl 23 stehende, Sonntagsbuchstabe G in C, folglich 24 B, 25 A C, 26 F

27 E, 28 D; ferner 1 C B, 2 A, 3 G, 4 F etc. Die so konstruirte neue Tafel gilt bis 1700. Mit dem Jahre 1699 ist ein voller Sonnencyklus abgelaufen; denn $\frac{1699}{28} + 9$ giebt 61 ohne Rest, und das Jahr 1699 hat also, weil es die Cykluszahl 28 hat, zum Sonntagsbuchstaben D. Nun sollte 1700 den Sonntagsbuchstaben CB haben; aber da es nach Gregors Einrichtung kein Schaltjahr ist, so hat es bloß den Buchstaben C, dem man der Gleichförmigkeit wegen den Sonntagsbuchstaben des vorigen Jahres beischreiben kann. Nun entsteht daraus folgende Tafel, die bis 1800 gilt.

1. DC	5. F	9. AG	13. C	17. ED	25. BA			
2. B	6. D	10. F	14. A	18. C	26. G			
3. A	7. C	11. E	15. G	19. B	27. F			etc. etc.
4. G	8. B	12. D	16. F	20. A	28. E			

Das Jahr 1800 hatte, weil $\left(\frac{1800 + 9}{28} = 64 + \frac{17}{28}\right)$ ihm die Cykluszahl 17 zukömmt, den Sonntagsbuchstaben E D: da es aber kein Schaltjahr seyn soll, hat es statt dessen E, wozu man, der Gleichförmigkeit wegen, den Buchstaben F — (von 1799) beifügen kann. Nun mache man

ein System, indem man in die beige-fügte Tafel zum Jahre 17 F E sehe, und daraus findet, daß zum Jahre 1 D E gehört. (Eine entwickelte Tabula perpetua siehe in Wolfii elem. Chron. pag. 140.) —

Um zu finden, auf welchen Wochentag ein Datum treffe, z. B. der 20ste Februar 1762, nehme man die Jahrzahl 1761, setze die Zahl der darin enthaltenen Schaltjahre hinzu, nämlich 440, ziehe davon 12 Tage ab, und füge nun dazu die Zahl der vom 1sten Januar bis zum 20sten Februar verflossenen Tage; dieß macht 51. Die Summe dividire man durch 7, so zeigt der Rest den Wochentag an, indem Null den Sonnabend, und 1 den Sonntag, bezeichnet. Beweis. Das Jahr Christi 2 fängt mit einem Sonntag an, weil dessen Sonntagsbuchstabe A ist — (im Julianischen Kalender nämlich). Da nun jedes Jahr 52 Wochen und 1 Tag, und 1 Schaltjahr außerdem noch einen Tag hat, so sind mit dem Jahre 1761 verflossen 52 mal 1761 Wochen, und 1761 + 440 Tage = 2201 Tage; nimmt man nun 1 Tag ab, weil erst das Jahr Christi 2 mit einem Sonntag anfing, so fängt von den

2200 Tagen der erſte mit einem Sonntage an. Weil nun durch den Gregorianiſchen Kalender im 17ten Jahrhunderte jedes Datum um 11 Tage früher einfällt, ſo ziehe man von der Zahl noch 11 ab; alſo in allem 12.

2) Mondcykel iſt die Reihe von Jahren, nach deren Verlauf die Neumonde, alſo auch die Vollmonde, auf daſſelbe Datum des Julianiſchen Kalenders wiederkommen. Er enthält 19 Julianiſche Jahre, denn dieſe ſind gleich 6939 Tagen, 18 Stunden; und 235 Monde enthalten 6939 Tage 16°, 32′, 28″, 5‴. Gleichwohl übertrifft die erſtere Summe die andere um 1° 27′ 31″ 55‴; alſo weichen um ſo viel die Neumonde zurück. Dieſer Unterſchied beträgt in 312 Jahren einen ganzen Tag, denn 315115‴: 5184000‴ (das iſt ein Tag) = 19: 312.

Das Geburtsjahr Chriſti hat zur goldnen Zahl — (d. i., die Zahl, welche anzeigt, das wievielſte ein gegebenes Jahr im Mondcyklus ſey) — Eins; die goldne Zahl von Anno 1 iſt alſo 2. Daher ergiebt ſich die Regel, die goldne Zahl zu finden: nämlich man addire 1,

und dividire durch 19, der Reſt giebt die goldne Zahl. Das Jahr des Nicäiſchen Concilii, A. 325, hat zur goldnen Zahl 3, nun fällt nach dem Julianiſchen Kalender in dem Jahre, deſſen goldne Zahl 3 iſt, ein Neumond auf den 1ſten Januar.

Von dieſem Mondcyklus unterſcheidet ſich der Metoniſche nur darin, daß Meton (19 mal 12) + 7 oder 235 Monden gleich ſetzte 19, nicht Julianiſchen, ſondern tropiſchen Jahren. — Nächſtdem werden in dem Mondcyklus von den 235 Monden 12 mal 19 = 228 abwechſelnd von 29 und 30 Tagen gerechnet; dann bleiben noch 7 Monate, wovon im Mondcyklus nur 6 zu 30, und der letzte, wenn die goldne Zahl von 19 auf 1 geht, nur von 29 Tagen, gerechnet wird.

3) Der Indiktionscykel iſt eine wiederkehrende Reihe von 15 Julianiſchen Jahren. Die Kaiſer nach Konſtantin bedienten ſich derſelben. Zurückgerechnet fand man, daß das Geburtsjahr Chriſti das dritte eines ſolchen Cyklus war. Daher die Regel, die Indiktion zu finden: Man addire

addire 3, und dividire mit 15, den Rest zeigt die Indiktion.

Es giebt 3 Indiktionen:

1) die römische, fängt vom 1sten Januar an;

2) die konstantinopolitanische, oder sogenannte griechische, vom 1sten September;

3) die Konstantinische vom 25sten September.

Von den Perioden.

(S. Wolff Elem. Chron. IV. 175.)

Julianische Periode (d. i. Inbegriff von Cykeln) ist eine Reihe Julianischer Jahre, die entsteht, wenn man den Sonnen-, Mond- und Indiktionscykel in einander multiplicirt. Die Jahrarenze in dieser Periode ist der erste Januar eines Julianischen Jahres. Alle Jahre der Periode lassen sich sehr genau von einander unterscheiden, weil jedes Jahr ihm ganz eigenthümliche Cykelzahlen hat. Z. B. nur das erste Jahr der Julianischen Periode hat Sonnencykel 1, Mondcykel 1, und Indiktionscykel 1. Scaliger erfand diese Periode, indem er bemerkte, daß sie ein gutes Mittel dar-

biete, die Jahre einer gegebenen Epoche auf die Jahre einer andern ebenfalls gegebenen Epoche zu reduciren. — Für ein bestimmtes Jahr in der Julianischen Periode findet man den zugehörigen Sonnencykel, Mondcykel und Indiktionscykel, aus dem Rest, welcher bleibt, wenn man die Jahrzahl durch 19, durch 28, oder durch 15 dividirt. Die ganze Periode umfaßt 19 mal 28 mal 15 = 7980 Jahre. Ist nun z. B. das Jahr der Julianischen Periode 2895 gegeben, so wird der Sonnencykel 7, Mondcykel 11, Indiktionscykel 0 oder eigentlich 15. — Sind die Cykelzahlen eines Jahres gegeben, und man fragt, das wievielste der Julianischen Periode es sey? so muß man den Mondcykel in 4200, den Sonnencykel in 4845, den Indiktionscykel in 6916 multipliciren, die Produkte summiren und die Summe durch 7980 dividiren. Der Rest ist das Jahr der Julianischen Periode. Z. B. das Jahr 1 nach Christi Geburt hatte den Sonnencykel 10, Mondcykel 2, Indiktionscykel 4: es war daher das Jahr 4714 der Julianischen Periode, und Christus war den 25sten Dezember des

Jahres 4713 der Julianiſchen Periode geboren.

Von den Aeren.

Aera iſt die beſtimmte Art, Jahre fortgehend zu zählen; der Anfangspunkt der Aera heißt Epoche. Am beſten iſts, alle Epochen auf Punkte in der Julianiſchen Periode zu reduciren. Kein Volk ſetzt gleich Anfangs Epochen feſt, ſondern zählt nach Obrigkeiten oder andern Ereigniſſen. Erſt ſpäterhin bey fortgehender Kultur rechnen Gelehrte eine alte Epoche zurück und führen Aeren ein.

Z. B. Epochen in unſerm Kalender.

1) Aera Christiana seu vulgaris der abendländiſchen Chriſten rührt vom römiſchen Abt Dionyſius Exiguus ums Jahr 530 her; die Einrichtung aber, wie wir jetzt die Jahre zählen, erſt vom Beda Venerabilis ums Jahr 720. Dieſe unſere Grundära fängt an vom 1ſten Januar 4714 der Julianiſchen Periode, Sonnencyklus 10, Monecyklus 2, Indiktion 4. Dieſes Jahr entſpricht nämlich dem Jahre 1. Einige ſetzen es 22 Jahre früher, andere 9 Jahre ſpäter, als Beda, und zwiſchen dieſen Extre-

men ſind wohl noch 8 mittlere Angaben berühmt. Der Streit darüber iſt ganz unnütz.

2) Die bei den Abeſſiniſchen und Koptiſchen Chriſten noch übliche Aera Diocletiana seu Martyrum, fängt an den 24ſten Auguſt 284 nach Chriſto, Sonnenzykel 13, Mondzykel 19, Indiktion 2. Die Abeſſiniſchen oder Aethiopiſchen Chriſten nennen die ſo gezählten Jahre annos gratiae; die Araber nennen ſie die Aera der Kopten.

3) Aera Graecorum civilis seu Constantinopolitana, seu Romana — iſt vom Kaiſer Theodoſius an gebräuchlich, und iſt die Aera der jetzigen Griechiſchen Chriſten, vormals auch der Ruſſen. Das Jahr dieſer Aera iſt 5509; die Monate in den Jahren derſelben ſind alle Julianiſch. Die neuern Griechen rechnen den Tag vom Morgen an, haben Julianiſche Jahresform, fangen aber ihr bürgerliches Jahr vom 1ſten September an, und ihr Kirchenjahr vom Sonntage nach dem unbeweglich auf den 14ten September fallenden Feſte der Kreuzeserhöhung. Oſtern berechnen ſie nach dem Julianiſchen Kalender.

4) Aera ecclesiastica, seu Antiochena Graec., rührt vom Aegyptischen Mönch Panodorus im 5ten Jahrhunderte her. Das Jahr 1 nach Christo fängt an den 5ten Monat des Jahres 5494 dieser Aera. Nach Gatterer fängt es mit dem 1sten September, nach Wolf mit dem 29sten August an.

5) Aera historica seu Alexandrinica Graec. von Jul. Afrikanus im 3ten Jahrhundert aufgebracht. Das Jahr 5501 dieser Aera ist das Jahr nach Christi Geburt 1. Die Aera ist also von der Aera Graec. civil. nur um 8 Jahre verschieden, übrigens in allem ihr ähnlich.

6) Aera mundi Eusebiana, — die man kennen muß, wenn man das Chronicum Eusebii und Martyrologium romanum lesen will, — zählt nach Julianischen Jahren, die mit dem Herbst anfangen. Das 5200ste Jahr der Welt ist das Geburtsjahr Christi. Merkwürdige Epochen könnte man noch annehmen, wie es unser Kalender thut, z. B. das Jahr 1793, ist von Karls des Großen Kaiserwürde das 993ste, von Einführung des Gregorianischen Kalenders das 211te, von Erfindung der Druckerei das 353ste,

von Entdeckung der neuen Welt das 302te, von Erfindung der Ferngläser das 184ste, der Pendeluhren das 136ste, von Erhebung des Königreichs Preußen das 93ste.

7) Jüdische Aeren.

1) Vom Ausgang aus Aegypten, 1493 vor Christo.

2) Von Erbauung des ersten Tempels, 1002 vor Christo.

3) Von Anfang der Babylonischen Gefangenschaft, 597 vor Christo.

4) Von Erbauung des zweiten Tempels 508 vor Christo.

5) Die Aera contractuum ist einerlei mit der Seleucidischen, 312 vor Christo.

6) Von der Befreiung durch die Makkabäer, oder Aera der Asmonäer, 143 vor Christo.

Die Juden behielten bis zu ihrer Verstreuung aus dem Orient im 11ten Jahrhunderte nach Christo die Aera contractuum, und verbanden damit eine Zeitlang ihre jetzige Aera judaica von Erschaffung der Welt, bis diese letztere herrschend wurde. Die Epoche dieser Aere fängt an den 7ten Oktober 3761 vor Christo, so daß Christus im dritten Mo-

nate des Jahres 3762 der Jüdischen Aera geboren ist. Die alten Juden hatten demnach keine Aera von der Schöpfung der Welt. Die Jahrform der neuen Juden kommt her von Rabbi Hillel, Anno Christi 358, vorgestellt im Babylonischen Talmud, der Anno Christi 500 vollendet ist. Der neujüdische Kalender ist sehr verwickelt.

8) Aera der Mahomedaner. Die Epoche (Hegira) Hedschra oder Flucht Mahomeds ist Freitags den 16ten Julius 622 nach Christo. Omar III. hat diese Aera eingeführt. Die Reduktion eines Mahomedanischen Datums auf ein Julianisches ist schwer, weil das Mahomedanische Jahr ein Mondjahr ist. Die Mahomedaner rechnen den Tag vom Abende, haben Wochen von 7 Tagen, die sie aber ohne Namen bloß zählen. Die Monate wechselsweise von 30 und 29 rechnen sie von der ersten Abendphase des Neumondes.

9) Griechische Aeren. Die Griechen zählten in bürgerlichen Sachen nach Obrigkeiten, ohne alle Aeren. Herodot setzte 3 γενεας — (Geschlechtsfolgen) — auf ein Jahrhundert. Dionysius von Ha-

Lykarnassus führt bisweilen Geschlechtsfolgen von 27 Jahren an; Herodot, Thucydides und Xenophon nennen Olympiaden, aber ohne sie als Aeren zu gebrauchen. Erst Timäus, der zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus lebte, rechnet darnach; dann Eratosthenes, Polybius, Diodor.

2. Die von Iphitus erneuerten Olympischen Spiele, welche nach dessen Anordnung immer mit dem Anfange des 5ten Jahres, oder nach Ablauf einer Olympiade, d. i., nach 4 Jahren, gefeiert wurden, gaben durch die Chroniken, welche die Priester zu Olympia über diese Spiele führten, indem sie den Sieger im Stadio als Sieger der Olympiade aufzeichneten, zu der Aera Anlaß. Die Epoche der ersten Olympias fällt in den Julius (zwischen dem 19ten und 23sten) des Jahres Christi 776.

b. Trojas Zerstörung fällt zwischen dem 11ten und 12ten Junius in der Nacht, 3530 der Julianischen Periode, Sonnenzirkel 2, Mondzirkel 15, Indictionszirkel 3, d. i., 1184 vor Christo.

c. Aera Attica oder Aera der Parischen Marmorchronik. Der Verfasser, ein

Athenienſer, entwarf ſie 264 vor Chriſto, 4450 der Julianiſchen Periode, in der 129ſten Olympiade, im Jahre Urb. cond. 490, alſo im erſten Jahre des erſten punniſchen Kriegs. Von dieſem Jahre rechnet er rückwärts bis auf 1318 Jahre; nur iſt zu merken, daß er von Cekrops bis zu den jährigen Archonten, d. i. bis 683 vor Chriſto, 4027 der Julianiſchen Periode, alle Epochen 25 Jahre zu hoch angegeben hat.

d. **Kalippiſche Aera.** Sie entſtand aus der von Kalipp erfundenen Einſchaltungsperiode von 76 Jahren, wovon die erſte ihren Anfang am 29ſten Junius 330 vor Chriſto nahm.

e. Alexander magnus ſtarb den 21ſten April 323 vor Chriſto. Ptolemäus hat einige Beobachtungen des Hipparch nach dieſer Aera angegeben.

10. Römiſche Aeren.

a) Aera urb. cond. Nach Varro — (ſo ſpät!) iſt An. urb. cond. 1 gleich dem 3961ſten Jahre der Julianiſchen Periode = 753 vor Chriſto. Die Epoche iuxta fastos capitolinos, oder die Epocha Catoniana, fängt 1 Jahr ſpäter an.

b) Aera consularis fängt an im Jahre 243 Urb. cond., J. 4205 der Julianischen Periode.

c) Aera Antiochena von der wiedererlangten Freiheit der Stadt Antiochien. Sie fängt vom Herbste an, 705 Urb. cond., 49 vor Christo.

d) Aera Juliana, von Einführung der Julianischen Jahresform. Das erste Jahr dieser Aera ist das Jahr 709 Urb. cond., vor Christi Geburt 45.

e) Aera Hispanica, von Einführung des Julianischen Kalenders in Spanien. Ihr Anfang ist 716 Urb. cond., 38 vor Christo.

f) Aera Actiaca, von der nach dem Siege bei Actium in folgendem Jahre geschehenen Einführung des Julianischen Kalenders in Aegypten. Ihr Anfang ist 724 Urb. cond., 30 vor Christo, vom 29sten August an.

g) Aera, wornach die Anni Augustorum Romani gezählet werden, vom Ursprung des Titels Augustus an. Das erste Jahr dieser Aera ist 727 Urb. cond., 27 vor Christo.

h) Aera agonum Capitolinorum (welche Einführung Kaiser Domitian an

führte). Das erste Jahr ist 839 Urb. cond., nach Christo 86.

11) Aegyptische Aeren.

a) Aera Nabonassara, vom Regierungsantritte des ersten Babylonischen Königs Nabonassar, d. i. vom 26ten Februar 2767 periodus Jul.; 747 vor Christo; Urb. cond. 7; Olympiad. VIII. 2; Sonnencykel 19, Mondcykel 15, Indictionscykel 7. Die Jahre derselben sind Nabonassarische.

b) Aera Philippica, seu Aera Lagidarum, von dem Bruder Alexanders des Großen, Arrhidäus so genannt. Sie fängt an den 12ten November Julianischer Periode, 324 vor Christo, und die Jahre dieser Aera sind Nabonassarische Rückjahre.

c) Aera Actiaca, fängt an vom 29sten August 30 Jahr vor Christo, und ihre Jahre sind Julianische von 365¼ Tagen.

d) Aera der Kopten, oder Aera martyrum, seu Aera Diocletiana.

e) Aera Alexandrina, siehe oben.

12) Aera der Chaldäer und Syrer.

a) Nabonassarische.

b) Aera Seleucidarum seu Alexandrina, bei den Juden Aera contractuum genannt, fängt an den 1ſten Oktober 312 vor Chriſto, 4402 period. Jul.

c) Aera Antiochena, vom Herbſt des Jahres 4665.

d) Mahomedaniſche.

e) Aera eccleſiaſtica Graecorum.

13) Aeren der Perſer.

a) Nabonaſſariſche.

b) Jezdegerdiſche, seu Aera Persica, fängt an den 16ten Juni 632 nach Chriſto; die Jahre ſind Nabonaſſariſche Rückjahre.

c) Dſchelaleddiniſche, oder wenigſtens Aſtronomiſche Jahrrechnungs-Aera Anno Christi 1079, vom Aequinoctio aestivo an.

Reduktion der Mahomedaniſchen Jahre.

Der Mahomedaniſche Cyklus von 30 Mahomedaniſchen Jahren iſt = 354 × 19 + 355 × 11 = 10631 Tage, = 1518 Wochen + 5 Tagen. Das erſte Mahomedaniſche Jahr fängt um 156 Tage ſpäter an, als das Julianiſche; jenes nämlich fängt an den 16ten Julius 622

nach Christe. Nun sind 30 Mahomedanische Jahre = 30 Julianischen Jahren = 30 mal (10 Tage 21', 12") = 30 Julianischen Jahren — 30 Mal 261½ Stunden = 30 Julianischen Jahren — 7836 Stunden = 30 — $\frac{7836}{8766}$ Julianische Jahre (denn das Julianische Jahr ist = 8766 Stunden = 30 — $\frac{1}{1461}$ Julianische Jahre. Folglich sind 30 mal 1461 Mahomedanische Jahre = 30 mal 1461 — 13 Julianischen Jahren; oder 43,830 Mahomedanische Jahre = 42,524 Julianischen Jahren; oder 21,915 Mahomedanische Jahre sind = 21,262 Julianischen Jahren. Um ein gegebenes Jahr der Hedschra in das Jahr Christi, und umgekehrt, zu verwandeln, dazu dient folgender Satz. Ein Mahomedanisches Jahr ist = 1 Julianischen Jahre — 10 Tage, 21½', also: 33 Julianische Jahre sind = 33 Mahomedanischen Jahren + 329 Tage 3', 36" = 34 Mahomedanischen Jahren + 4 Tage 18½'; oder es sind 165 Julianische Jahre = 170 Mahomedanischen Jahren + 24 Tage — 2'.

Epakten.

Problem. Angenommen, man wüßte von einem Julianischen Jahre A. die Monatstage (das Datum), auf welche die Neumonde fallen; wie findet man daraus für jedes folgende Jahr die Monatstage, auf welche in jedem derselben die Neumonde fallen? Der synodische Monat ist $S = 29\frac{1}{2}$ Tagen $44' = 30$ Tagen $- (11° 15\frac{1}{2}')$; also 12 solcher Monate sind $= 354$ Tagen $8\frac{1}{2}°$, $38'$. Das gemeine Julianische Jahr enthält demnach über 12 Monate abwechselnd von 30 und 29 Tagen, die also zusammen 354 Tage ausmachen, noch $E = 11$ Tage $- (8\frac{1}{2}°, 38\frac{1}{2}')$; es wird demnach im folgenden Julianischen Jahre der Neumond auf einen Tag fallen, der sich bestimmt durch $S - E$. Im nächstfolgenden Julianischen Jahre bestimmt sich dieser Tag durch $S - 2E$. und so fort im 3ten Jahre $S - 3E$. im 4ten $S - 4E$. Rechnet man nun statt E mit vollen 11 Tagen, so wäre das Datum der Neumonde in 4 Jahren um 4 mal $(8\frac{1}{2}°, 38\frac{1}{2}')$ zu weit hinausgesetzt, d. i. um $33° 34'$; dafür wird nun im Schaltjahre (und das erste Jahr in dem Mond-

...ollas, d. i. das Geburtsjahr Christi, (nämlich das Jahr vor Anno 1, ist ein Schaltjahr) jedes Datum um einen Tag verrückt; der 60ste Tag, der sonst der 1ste März war, wird der letzte Februar; E wird dann 11 Tage + 24 Stunden, und so wird das Datum wieder um 24 Stunden an das wirkliche Datum des Neumonds herangebracht, so daß der Abstand nur noch ist: $35\frac{1}{2}^h$, $3\frac{1}{2}' = 24^h$ $= 11\frac{1}{2}^h$, $3\frac{1}{2}' = 5$. Nun erwächst in den 4 Jahren aus 4 E mehr als ein ganzer Monat, und rechnet man den statt S = 30 Tagen (— 11^h, $15\frac{1}{2}'$) volle 30 Tage, so ist jener Unterschied fast ausgeglichen. Es erwachsen aber im Laufe von 19 Jahren aus den Epakten E nicht nur 4, sondern 7 Monde; und in den 19 Jahren sind das 1ste, 3te, 5te, 8te, 11te, 13te, 16te, (und dann wieder das 1ste), Schaltjahre; also im allem 7. Die aus diesen 7 Schaltjahren sich ergebende Differenz = 7, müßte nun durch 7 Monde, zu 30 Tagen, meistentheils ausgeborget seyn; da dann noch 2 Monate bleiben, wovon also, wenn der 1me 30

Tage bekömmt, der andere, d. i. der letzte im Cyklus, nur 29 bekommen kann.

Kürzer ſo: 19 Julianiſche Jahre ſind = 6939¾ Tagen. Ferner 19 mal 12 Monate, abwechſelnd von 30 und von 29 Tagen + 6 Monaten zu 30 + einem zu 29 Tagen = 6935 Tagen. Wären alſo alle Julianiſchen Jahre gemeine, ſo würde nach Ablauf derſelben das Datum des Neumonds um 4¼ Tage vorgeſprungen ſeyn; um eben ſo viel iſts durch die 4¼ Schalttage zurückgeſetzt. — Die Differenz zwiſchen einem Julianiſchen und einem Mondjahre von 354 Tagen, 8½°, 38½″, oder die wahre jährliche Epakte, iſt 10 Tage, 21°, 11′, 21⅐″. Nimmt man ſie alſo = 11 Tagen an, ſo iſt dieſe Annahme zu groß um 2 Stunden, 48′, 38½″ = 2½° 38½″. Das macht in 4 Jahren 11½° 2½′, und in 3 Jahren = 8½°, 1⅞′.

Um wieviel die Epakten zu groß angenommen ſind, um ſo viel rechnet man im folgenden Jahre zu früh, daß der Neumond eintreffen werde. Rechnet man alſo die Epakten, wie wirklich geſchieht, um 2½°, 38½″ = x zu groß; ſo rechnet man in 4 Jahren um 4 x zu früh; das

Datum,

Datum, an welchem ein Neumond einfallen wird, d. i. der Mond, wird um $11\frac{1}{2}^{\circ}$ $2\frac{1}{2}'$ später eintreffen. — Dieser Fehler wird gehoben, wenn man den, aus den Epakten gesammelten, Mond zu 30 Tagen anschlägt. In dem Cyklus von 19 Jahren wird der Fehler 4 x 4 mal begangen, und so auch durch 4 Monde gehoben. Den Fehler 3 x hebt der 5te Mond, und was der nicht ganz hilft, helfen dann die beiden folgenden, nämlich der 6te und 7te Mond, jener von 30, dieser von 29, Tagen, welche beide gegen 2 synodische Monate zusammengenommen um etwa $83\frac{1}{72}'$ zu klein sind.

Es machen 19 Julianische Jahre = $6939\frac{1}{4}$ Tagen, meistentheils 235 Lunationen oder synodische Monate aus, als welche sind = 6936 Tagen 16°, $32'$, $29''$, $5'''$. Daher nach 312 Jahren der Cyklus den Neumond nicht mehr auf denselben Tag zurückbringt. Wenn also im ersten Jahre des Cyklus der Mond auf den 1sten Januar fiel, so fällt er im 312ten Jahre des Cyklus auf den 31sten Dezember, und so alle Neumonde einen Tag früher; damit er also wieder auf

den 1ſten Januar falle, muß man die Epakten für das Jahr 312 um 1 vergrößern, alſo = 12 für 11, 23 für 22, ſetzen; das nennt man Mondgleichung. Ferner da in 400 Gregorianiſchen Jahren 3 Schalttage ausfallen, ſo rückt, wegen jedes ausfallenden Schalttages, der Neumond um einen Tag im Datum vor; um ihn alſo auf den rechten Tag zurückzubringen, muß man in ſolchem Falle die Epakte um 1 vermindern. — Kurz, die Epakte für das Jahr B zeigt an das Alter, welches der letzte Neumond des vorhergehenden Jahres A am 1ſten Januar des Jahres B hat; nennt man nun überhaupt die Epakte e, und die Länge des ſynodiſchen Monats S, ſo iſt der Tag, an welchem im Januar des Jahres B der erſte Neumond fällt = S — e, welcher Tag dem Datum nach um 1 hinaufrückt zum Anfange des Jahres hin; wenn e um 1 vermehrt wird, und um 1 herunterrückt, ſo bald e um 1 vermindert wird.

Nach Dionyſii Exigui Rechnung war in dem Jahre, dem die goldne Zahl 3 zukömmt, der Neumond auf den 1ſten Januar gefallen; alſo die Epakte für

dieß Jahr = 0; daraus ergeben ſich, wenn man immer 11 addirt, und 6 mal einen Monat von 30 Tagen, das 7te mal aber einen von 29 Tagen, abzieht, die übrigen Epakten. Nämlich, wenn vom 19ten Jahre auf das erſte des folgenden Cyklus gezählt wird, ſo würde, da am erſten Januar vom 19ten Jahre des Cyklus der Neumond XXVI Jahre alt war, am 1ſten Januar des folgenden, d. i. des erſten Jahres XXVI + XI = 37, oder, den Monat für 30 Tage gerechnet, die Epakte, d. i. das Alter des Neumondes, 7 ſeyn. Es muß aber dieſer Mond nur zu 29 Tagen gerechnet werden, und daher iſt die Epakte 8.

Wenn in der Geburtsnacht Chriſti den 25ſten Dezember Anno = 0, welchem Jahre die goldne Zahl = 1 entſpricht, ein Neumond war, ſo war die Epakte dieſes Jahres genau 7, oder den 1ſten Januar Anno 1, war der Mond 7 Tage alt. Des folgenden Jahres Epakte war 18, und die des nächſtfolgenden, dem alſo die goldne Zahl 3 entſprach, war 29. Hieraus bildet ſich alſo ein Epaktencyklus. Es fragt ſich alſo, was für eine Hypotheſis man annehmen

ſolle, d. i. was für ein Jahr des Mondcyklus eine gegebene Epakte habe, um die Epakten für alle Zeiten, mit Rückſicht auf die, alle 312 Jahre vorgehende, Veränderung zu finden. Angenommen nun, daß in dem Zeitraume zu Dionyſius Zeit die Epakte des Jahres mit der goldnen Zahl Eins, 8 geweſen, in Chriſti Geburtsjahre aber 7, ſo wird, weil von Anno 1 bis 1583, viermal 312 verfloſſen ſind, jede Epakte der Tafel für das Jahr Chriſti 1 u. ſ. w., um 4 Tage vermehrt werden müſſen, und weil im Jahr 1582, 10 Tage ausfielen, ſo wird daher jede Epakte gedachter Tafel um 10 vermindert; alſo jede Epakte um $-10+4=-6$ verändert werden müſſen, um eine Epaktentafel für die Gregorianiſchen Jahre von 1583 bis 1700 zu bekommen. Natürlich bekömmt man aber auch dieſe Epaktentafel, wenn man in der Dionyſiuſchen, jede Epakte um $10+3=-7$ verändert, oder 7 abzieht.

Goldne Zahl.		Julianiſche Epakten.
3	—	* oder XXX.
4	—	XI.
5	—	XXII.
6	—	III.
7	—	XIV.
8	—	XXV.
9	—	VI.
10	—	XVII.
11	—	XXVIII.
12	—	IX.
13	—	XX.
14	—	I.
15	—	XII.
16	—	XXIII.
17	—	IV.
18	—	XV.
19	—	XXVI.
1	—	VIII.
2	—	XIX.

Wegen des Umſtandes, daß 1700, welches ein Schaltjahr ſeyn ſollte, ein gemeines ward, vermindert ſich jede Epakte um 1, und das gilt bis 1800, da wieder die Epakte um 1 vermindert werden ſollte, weil 1900, das ein Schaltjahr iſt, auch ein gemeines Jahr ſeyn ſollte; doch aus einem andern Grunde, (weil nämlich Anno 1800. 6 mal 312 Jahre abgelaufen ſind,) muß die Epakte wieder um Eins vermehrt werden. Aus beiden Gründen zuſammen bleibt ſie alſo unverändert bis 1900. Von 1900 wird die Epakte wieder um 1 kleiner.

Güldne Zahl	Cyklen pro Anno 1 — 312	Pro Anno 313—624	Pro Anno 1583 — 1700	Pro 1700.
1	7	8	1	0
2	18	19	12	11
3	29	0	23	22
4	10	11	4	3
5	21	22	15	14
6	2	3	26	25
7	13	14	7	6
8	24	25	18	17
9	5	6	29	28
10	16	17	10	9
11	27	28	21	20
12	8	9	2	1
13	19	20	13	12
14	0	1	24	23
15	11	12	5	4
16	22	23	16	15
17	3	4	27	26
18	14	15	8	7
19	25	26	19	8
1	7	8	1	0

Problem. Ein Julianiſches ſowohl, als ein Gregorianiſches, Calendarium perpetuum zu machen. Man mache 12 Kolumnen, für jeden Monat eine, trage darin vertikal die Ziffern der Monatstage ein (— der Februar bekömmt nur 28 Tage) — ſetze jedem Tage ſeinen Buchſta-

ben bei, indem man vom 1ſten Januar mit A anfängt. Nun ſuche man, auf welchen Tag des Januars für jede goldne Zahl der erſte Neumond fällt; das findet man auf der Julianiſchen Epaktentafel. In dem dritten Jahre des Mondcyklus, oder in dem Jahre, deſſen goldne Zahl 3 iſt, fällt der Neumond auf den 1ſten Januar ſelbſt. In dem Jahre mit der goldnen Zahl 4 iſt die Epakte = XI; alſo iſt dann der Mond am erſten Januar XI Tage alt; folglich wird, weil jeder der Monden, den die Epakten hervorbringen, volle 30 Tage hat, nach 11 + 19 = 30 Tagen, alſo, da der 12te Tag der 1ſte Januar iſt, auf den 20ſten Januar, der erſte Neumond fallen. Man ſchreibe alſo bei dem 20ſten Januar die goldne Zahl 4. Im 5ten Jahre des Mondcyklus iſt die Epakte = 22, alſo der erſte Januar iſt der 23ſte Tag des Mondes; folglich kömmt nach dem 30ſten Tage der Neumond auf den 9ten Januar. Kurz, man ziehe die Epakte jedes Jahres von 31 ab; der Reſt zeigt an, auf den wievielſten Januar der erſte Neumond in dem Januar des Jahres fällt, deſſen goldne Zahl der Epakte entſpricht, z. E. die Epakte

des 12ten Jahres im Mondcykel iſt 9, alſo fällt der erſte Neumond in dem Jahre auf den 31ſten — 9 = 22ſten Januar. Die Epakte des 1ſten Jahres im Mondcykel iſt (aus den oben erörterten Gründen) 8, nicht 7: alſo fällt in dem Jahre der Neumond auf den 31ſten — 8 = 23ſten Januar. Hat man auf dieſe Weiſe den erſten Neumondstag für jedes Jahr des Mondcyklus im Januar gefunden, und bei jedem ſeine goldne Zahl geſetzt, ſo notire man durch den ganzen Kalender die Tage, auf welche die folgenden Neumonde, in dem gegebenen Goldenzahl-Jahre fallen. Sie fallen aber immer ſo, daß nach einem, der auf den 30ſten Tag fällt, einer folgt, der auf den 29ten fällt, welches Geſetz auch in Abſicht auf den, aus den Epakten geſammelten, Monat von 30 Tagen gilt, ſo daß, wenn in einem Goldenzahl-Jahre die Epakten einen vollen Monat liefern, der zweite Neumond auf den 29ſten Tag vom erſten Neumond fällt. Da nun, nach der Vorſchrift, jeder erſte Neumond für jedes Jahr der goldnen Zahl im Januar, aus den Epakten berechnet, zu 30 Tagen angenommen iſt, ſo muß jeder zweite Neu-

mond auf den 29ſten Tag vom erſten geſetzt werden; jeder dritte Neumond auf den 30ſten Tag vom 2ten an gerechnet, jeder vierte auf den 29ſten Tag vom dritten Neumond an gerechnet, und ſo fort. So iſt der Julianiſche Kalender fertig. — Um einen Gregorianiſchen zu machen, richte man alles ein, wie vorher, nur ſtatt der goldnen Zahlen ſchreibe man die Epakten. Da aber dieſe für verſchiedene terna Saecula verſchieden ausfallen, ſo iſt, wenn der Gregorianiſche Kalender wirklich immerwährend ſeyn ſoll, eine Tabula epactarum expanſa nöthig. (Siehe Wollii Chron.)

B. Geographie.

Sie iſt die Kenntniß der Erde; und je nachdem ſie die Erde betrachtet, entweder als Himmelskörper, oder als Inbegriff von Naturalien, oder als Wohnſitz von Menſchen, die Völker und Staaten ausmachen, iſt ſie mathematiſche, phyſiſche, hiſtoriſche, oder, weil das Wort hiſtoriſch nur von vergangener Zeit gebraucht wird, politiſche.

Die mathematiſche Geographie ſtützt ſich ganz auf Aſtronomie, die ihrerſeits den Halbmeſſer der Erde als Maaßſtab nöthig hat, folglich die Größe der Erde erforſchen muß; und die auch die Geſtalt der Erde zu manchen ihrer Unterſuchungen zu wiſſen braucht. Es enthält nun die mathematiſche Geographie die Methoden zur Beſtimmung der Stellen jedes Orts auf der Erde. Gegeben hat die Natur die Pole; dadurch beſtimmt ſich der Aequator; eben ſo ſind gegeben das Zenith und Nadir jedes Orts, dadurch beſtimmen ſich des Orts Meridian und Horizont.

a) Breite eines Orts heißt eigentlich der Winkel ZCA, den die, durch des Orts Zenith gehende, Erdaxe ZC mit der, in des Ortes Meridianfläche liegenden, Aequator-Axe AC macht. Jedes Orts Breite iſt ſeiner Polhöhe gleich; denn für beide iſt der Abſtand des Zeniths vom Pol die Ergänzung zu einem rechten Winkel. Auch iſt die Breite jedes Orts auf der Erde (ACL) gleich dem Abſtande, den am Himmel das Zenith vom Aequator hat. (Figur I.)

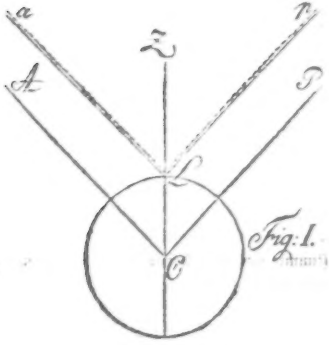


Fig. I.

Anmerkung. Da die Fixſterne, aus jedem Orte der Erde betrachtet, gleich weit von einander erſcheinen, oder in unverrückter Stellung bleiben, ſo iſt es in Abſicht auf ſie einerlei, ob wir ſie aus dem Mittelpunkte der Erde, oder aus dem Orte der Oberfläche L. beobachten; nämlich es fallen a L mit A C, und p L mit P C zuſammen, oder, wenn man ſie doch unterſcheiden will, ſo ſind a L mit A C, und p L mit P C, parallel. Es iſt einerlei, ob man die Höhe der

Sonne, oder eines Sterns über unſerm Horizont, und deren Abſtand, von unſerm Zenith, mißt.

b) Die Länge des Ortes L (Fig. II.) —

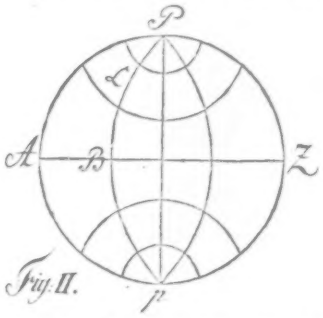


Fig. II.

iſt der Winkel A P B, den dieſes Orts Meridian P L B p mit dem für den erſten angenommenen Meridian p P A — (der in der Fläche des Papiers liegt) — macht, oder das Maaß dieſes Winkels, nämlich der Bogen des Aequators A B, der von Abend gegen Morgen in einem fort bis 360° gezählt wird, wenn man nicht öſtliche und weſtliche Länge unterſcheiden will, wo von A nach Oſten und Weſten, nur

bis 180° gezählt wird. Denn ersten Meridian zog man durch die Insel Ferro, weil da die Ligne sans declinaison magnetique damals durchging, und man sich einbildete, die Länge der Oerter stehe mit der Abweichung, die die Magnetnadel bei ihnen habe, in Proportion. Heute nimmt man als den ersten Meridian den an, welcher 20° von Paris = 17° 41′ von Greenwich, liegt. Dieß rührt von Ludwig XIII. her.

Da die Sonne ihren täglichen Scheinumlauf von Mittag bis abermals Mittag in 24 Stunden vollendet, so kömmt sie in einen Meridian, der $\frac{1}{24}$ vom Aequator, d. i. $\frac{360}{24} = 15°$ westlicher liegt, als ein anderer, um Eine Stunde später, und so immer im Verhältniß des Winkels, den der westliche Meridian mit dem erstern macht. Alle Oerter unter dem westlichen Meridian sind daher mit ihrer Zeit an derjenigen Uhr, die beim Kulminiren genau Mittag oder 12 zeigt, um soviel gegen den ersten zurück, als der Winkel beider Meridiane beträgt, wenn man für 15° eine Stunde rechnet. Daher verlieren Reisende, wenn sie die Erde von Osten nach Westen ganz umfahren,

einen Tag, und gewinnen eben so viel, wenn sie von Westen nach Osten die Erde umsegeln.

Alle Methoden, die Länge zu finden, beruhen darauf, daß man Himmelsbegebenheiten an zweien, ost- und westwärts verschiedenen, Oertern, nach wahrer Zeit beobachtet, und daraus den Unterschied der Zeit findet, die alle 15° eine Stunde beträgt.

Es giebt drei Methoden, die Länge zu finden:

1) Sonnen- und Mond-Finsternisse, und Durchgänge des ☿ oder der ☾ durch die Sonne.

2) Jupiters-Trabanten-Finsternisse.

3) Monddistanz, d. i. Bedeckung und Abstand der Planeten und Fixsterne vom Monde. (Mayer überreichte 1760 seine Mondtafeln den brittischen Commissioners of the board of longitude, wofür seine Erben 3000 Pfund Sterling bekamen.) Man mißt die Distanz des Mondes von einem bekannten nahen Fixsterne in einer bestimmten Zeit — (die Zeit hat man an der Uhr dadurch, daß man alle Mittage Sonnenhöhe nimmt, wodurch man die Zeit des Mittages fin-

det, auch durch die Höhe der Sterne bei Nacht). Dann geben auch die Mondtafeln genau an, wie groß die Weite dieſes Sterns von einem Orte zu eben der Zeit ſey. — So giebt ſich die Länge; z. E. man fände um 11 Uhr auf dem Schiffe, daß der Mond eine Diſtanz habe, die er zu Greenwich um 10 Uhr hat. Nun werde eine Erſcheinung, die ſich allen Erdbewohnern zu gleicher Zeit zeigt, — (z. E. der Anfang oder das Ende einer Mondfinſterniß, der Eintritt eines Mondfleckens in den Schatten, oder ſein Austritt, die Verfinſterung oder Wiedererſcheinung eines Jupiters-Trabanten) — an zweien Oertern unter verſchiedenen Meridianen beobachtet. Geſetzt, am Orte A zeige ſie ſich um 10 Uhr 12 Minuten Abends, am Orte B um 1 Uhr 50′ des nächſten Morgens, wo alſo Zeitunterſchied 3 Stunden 38 Minuten iſt: ſo iſt der Längenunterſchied, um welchen B weſtlicher liegt, 54° 30′. Weiß man nun die Länge des einen Orts in Abſicht auf den erſten Meridian, ſo weiß man auch die Länge des andern. Hat man eine unter allen Umſtänden immer gleichförmig richtig gehende Uhr,

stellt sie nach eines Orts A wahrem Mittage, und nimmt sie nach einem andern Orte B mit, so wird sie hier die Zeit weisen, die man in A zählt. Vergleicht man nun diese mit der wirklich in B statt habenden Zeit, so hat man den Unterschied der Zeiten, und damit auch den Unterschied der Länge. Harrison bekam für seine Uhr 10,000 Pfund Sterling vom Englischen Parlamente; die Erben des Tobias Mayer erhielten für seine Mondtafeln 3000 Pfund Sterling. — Jetzt sind Chronometer — (timekeepers) — von Emery häufiger, und genauer. In der Schifffahrt ist es zu mißlich, sich auf ein wandelbares Instrument allein zu verlassen; daher Observationen immer nöthig bleiben. (Siehe Hassenkamps Geschichte der Bemühungen, die Länge zu finden.) — Zur Bestimmung der Länge der Oerter dienen noch die Weltgegenden. Horizont ist die, auf dem, durch das Zenith gehenden, Erddurchmesser senkrecht stehende, Ebene; sie gehe durch den Ort — (scheinbarer Horizont) — oder durch das Erdcentrum — (wirklicher). — Der Horizont theilt sich in 4 gleiche Theile durch die zwei Punkte, worin

worin der Meridian, und durch die z, worin der Aequator, ihn ſchneiden.

Windroſe — 32 Windſtriche — deren Benennung.

c) Methode, die Größe und Geſtalt der Erde zu finden. A B ſtelle einen Erdmeridianbogen vor; dieſer werde aufs Genaueſte gemeſſen, nämlich ſeiner Länge nach; er werde = n Toiſen, oder anderes Maaßes gefunden. An den Endpunkten A und B beobachte man eines und ebenſelbigen Sterns Abſtand vom Zenith im Meridian, nämlich die Winkel Z A S, Z B S, wo, wegen der großen Entfernung des Sterns, A S und B S für parallel zu halten ſind. Nun iſt A C B = w = n = Y B S — Z A S, gleich dem Unterſchiede der Entfernungen des Sterns vom Zenith. Man mache alſo die Proportion wie A C B zu 360°, ſo die Länge des Bogens A B zur Länge des Umfangs der Erde, die alſo dadurch gefunden wird, wie aus ihr der Erdhalbmeſſer A C. Freilich iſt dieſe Operation die ſchwerſte in der praktiſchen Geometrie. Der Bogen A B — (Figur III.)

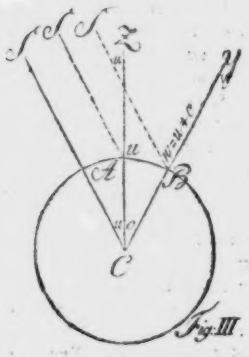


Fig. III.

muß wenigstens einen Grad groß seyn, weil sonst der etwanige Fehler zu sehr anwächst. Eine Entfernung von wenigstens 15 Meilen zu messen, ist nicht leicht. Eigentlich soll hier der Abstand der, durch die äußersten Punkte A und B gehenden, Parallelkreise gefunden werden. Zu dem Behufe muß man mehrere Standpunkte längs und neben der Mittagslinie nehmen, und ihre Lage gegen einander, und gegen die Mittagslinie, scharf bestimmen, indem man die Dreiecke

zwischen ihnen an einander hängt, und mißt, vermittelst höchst genau gemessener Basen und Winkel.

Die erste genaue Messung der Art geschah von Picard im Jahre 1669. Er maaß bei Paris eine Basis 5663 Toisen (Klaftern zu 6 Fuß) — hängte immer ein Dreieck an das andere, bis nach Amiens, und fand durch trigonometrische Berechnung dieser Dreiecke den Abstand der Parallelkreise des nördlichsten und südlichsten Standortes 78,850 Toisen, folglich, da der Unterschied der Breiten 1° 22′ 55″ groß wahrgenommen war, machen 57,057 Toisen hier Einen Grad aus. Picard fand nach einer andern Vergleichung 57,064, und nahm daher als das Mittel 57,060 an. Cassini zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, verlängerte den Meridian, und fand die Entfernung von der Pariser Sternwarte bis an den Parallelkreis durch Collioure unweit der spanischen Gränze 360,648 Toisen, und nach der Reduktion auf die Meeresfläche 360,614. Da nun der Unterschied der Breite 6° 18′ 37″ beträgt, so folgt, daß ein Grad 57,097 Toisen lang ist, also

37 Toisen mehr, als nach Picard. Im Jahre 1718 verlängerte man den Meridian bis nach Dünkerken, und fand den Abstand der Parallelkreise durch Paris und Dünkirchen 125,454 Toisen, den Unterschied der Breiten 2° 12′ 9½″, also die Größe eines Grades 56,960, d. i. 100 Toisen weniger, als nach Picard. Wenn der Meridian ein vollkommner Kreis ist, so müssen alle seine Grade gleich lang seyn, und umgekehrt. Vorausgesetzt also, die Größe eines Grades, wie sie sich aus dem Abstande der Parallelen von Collioure und Dünkirchen ergiebt, nämlich 57,060 Toisen, sey überall gleich, und der Meridian sey ein Kreis, und die Erde eine Kugel: so läßt sich leicht ihr Umfang — (nämlich 360 mal 57,060 Toisen), — und ihr Halbmesser, ihre Fläche, und ihr Inhalt berechnen. Dagegen schien es, nach den ungleich befundenen Größen eines Grades, die Erde sey keine vollkommene Kugel, sondern nach den Polen zu krummer, weil die Grade nach Norden hin kleiner werden. Denn ein kleinerer Zirkel hat eine größere Krümmung, ein größerer eine kleinere. Da

gleichwohl aus physischen Gründen die Erde nach dem Aequator hin krummer, nach den Polen hin flacher, seyn sollte, so ging Maupertuis mit seiner Gesellschaft nach Lapland, wo er im Jahre 1736, in einer Breite von 66° die Größe eines Grades 57,438 Toisen fand, wovon 16 wegen der Strahlenbrechung abzuziehen sind, so daß der nordische Grad 57,422 Toisen lang, folglich 362 Toisen länger ist, als der mittlere französische Grad. Bouguer, Condamine, die beiden Ulloa, und Andere, waren erst 1741 mit ihrer Arbeit fertig, einen Bogen von mehr als 3 Graden in dem hohen Thal der Cordilleras bei Quito zu messen. Nach Bouguer ist der erste Grad der Breite 56,753 Toisen lang, also 307 Toisen kürzer, als der mittlere französische Grad. La Caille maaß am Kap 1751 einen Grad der Erde; Boscowich und le Maire 1755 2 Grade zwischen Rimini und Rom; Liesganig 1766 fast 3 Grade von Sobieschüh, unweit Brünn in Mähren, bis Warasdin und Croatien. Der Englische General le Roy maß eine Basis mit Glasröhren, 18 Fuß lang, frei über

der Erde; Mechain und de Lambre maßen von Barcellona bis Dünkirchen. Die Attraktion der Gebirge macht Schwierigkeit; sie ziehen nämlich das Loth an; das empfanden Bouguer und Liesganig. Maskelyne maß 1774 die Anziehung des Berges Shehallien; nämlich: es wurde geometrisch die Basis des Berges zwischen zwei Punkten von N nach S gemessen, welche 2 Punkte, astronomisch bestimmt, durch den Unterschied ihrer Breite, eine längere Linie geben, als sie die Messung gab, und zwar daher, weil der Berg durch die Anziehung des Loths die Winkel vergrößert hatte. Die Geodätische Messung gab 4364$\frac{4}{10}$ Fuß, und der, dieser Messung korrespondirende, Bogen beträgt nur 42" 7$\frac{9}{10}$; dagegen fand Maskelyne durch 337 Observationen, indem er den Abstand vom 43 Sternen vom Zenith maß, den Unterschied der Breite zwischen den zwei Punkten 54$\frac{6}{10}$", also 11$\frac{8}{10}$" größer, weil der Berg das Loth an jedem Ende der Grundlinie gegen sich angezogen hatte. Also war 11$\frac{8}{10}$" der Effekt der doppelten Anziehung.

Hieraus wird klar, die Erde sey ein, um die Pole eingedrücktes, Sphäroid. — Aber anstatt, daß die Erde, wenn sie ganz aus Wasser bestande, durch Umdrehung um ihre Axe ein elliptisches Sphäroid seyn würde, so findet sich, daß der Meridian keine Ellipse ist. Denn zwei gemessene Grade bestimmen die Ellipse. Allein die Messungen in Frankreich und Peru gaben das Verhältniß der großen und kleinen Axe, wie 311 : 310, die in Frankreich und Lappland, wie 129 : 128, die in Peru und Lappland wie 215 : 214. Klügel berechnete das Gesetz für eine krumme Linie, in welche sich 7 gemessene Grade fügen. In dieser ist der Durchmesser des Aequators 6,539,981 Toisen, die Erdaxe 6,524,894; der Unterschied = 35,087, welcher, wenn man 3800 Toisen — (22,800 Pariser Fuß) — auf eine deutsche Meile rechnet, etwa 9½ Meile beträgt. Das Verhältniß des Aequatoreal- und Polardurchmessers ist beinahe 187 : 186; in der von Bouguer berechneten Curve ist es 179 : 178. Die Mittelzahl von dem Umfange eines Meridians und des Aequators in der Klügelschen Curve ist 20,582,394

Toiſen. Der Durchmeſſer eines Kreiſes, deſſen Umfang ſo groß iſt, als dieſer mittlere, beträgt 6,331,580 Toiſen. Man pflegt einem Aequatorgrade 15 deutſche oder geographiſche Meilen zu geben, wovon alſo der Umfang des Aequators 5,400, und der Durchmeſſer beinahe 1719 hat. Eine ſolche Meile iſt auf der, für den Durchmeſſer zu 6,331,580 Toiſen angenommenen, Kugel, 23,638 rheiniſche Fuß groß. Die Oberfläche der Erde enthält 9,281,916 geographiſche Quadratmeilen. Der körperliche Inhalt derſelben beträgt über 2,659 Millionen Kubikmeilen.

Anmerkung 1. Eratoſthenes — (etwa 200 vor Chriſto) — maß zwiſchen Syene und Alexandria $7\frac{1}{2}$ Grad. Auch Hipparch 106 vor Chriſto und Poſidonius 80 vor Chriſto, berechneten die Größe der Erde. Araber thaten dieß um das Jahr 800; Fernel in Frankreich 1550, Snell in Holland 1617, Norword in England 1633, Riccioli in Italien 1645.

Anmerkung 2. Richers Erfahrung an den Penduln zu Cayenne ſeit

1671, brachte auf den Gedanken von der sphäroidischen Gestalt der Erde.

d) Phänomene des Sonnenstandes oder der Tages- und Jahreszeiten an den verschiedenen Orten der Erde. — Kreise, durch die Punkte, in welchen die Sonne am weitesten vom Aequator südwärts und nordwärts absteht, parallel mit dem Aequator gezogen, heißen die Wendekreise. Eben so heißen die, in gleichem Abstande vom Aequator ($23\frac{1}{2}^{\circ}$) auf der Erde gezogenen Parallelkreise. Die in eben demselben Abstande von den Polen gezogenen Kreise, heißen Polarkreise: der nördliche und südliche. Dadurch bestimmen sich die fünf Zonen. Theilt man die ganze Erdoberfläche in 10,000 gleiche Theile, so kommen auf die heiße Zone 3982, auf beide gemäßigte 5191, auf beide kalte 827 Theile. Die Erleuchtungsgränze halbirt allemal den Aequator, aber sie theilt die Parallelkreise in desto ungleichere Theile, je mehr sie über einen Pol hinaus, und vom andern zurückgeht, und je näher die Parallelkreise dem Pole liegen. Die Alten zogen durch jeden Punkt, wo der längste Tage um eine halbe Stunde zunimmt, Parallel-

kreise, und theilten die Erde dadurch in Klimate ein. — (Man rechnete ihrer 30, wovon aber die 6 letztern uneigentlich so hießen.) — In der gemäßigten Zone giebt es 4 Jahreszeiten, in der kalten nur 2, in der heißen ists anders. Poeriocci, Antoeci, Antipodes.

c) Methoden zur Verfertigung von Land- und Seecharten, und Globen. Bei Verfertigung der Charten und Globen kömmt es darauf an, die Netze zu zeichnen, und die Oerter einzutragen. Erst trägt man diejenigen Oerter ein, deren Stelle astronomisch gefunden ist, dann die andern, deren Lage gegen jene durch Messung und Schätzung bekannt ist. Die Gränzen der Länder, d. i. die Küsten, den Lauf der Flüsse, den Zug der Gebirge, muß man theils aus Messungen, theils aus Nachrichten Anderer, zeichnen. Eine Landcharte ist ein perspektivischer Entwurf eines Theils der Erdfläche. Ist das Stück der Erdfläche klein genug, um für eben gelten zu können, so wird es geometrisch aufgetragen — (Zeichnung, Riß,) indem man links und rechts die geographische Breite aufzeichnet, dann oben und unten die Längen nach dem

Verhältniß des Cosinus der Breiten. — Große Theile der Erde darzustellen, hat man folgende Arten:

1) Die orthographische Projektion, wobei von jedem Punkte der Erdfläche auf die sie berührende Ebne Perpendikel gezogen werden, welche die, ihnen zugehörigen, Punkte abbilden. Am leichtesten wird dabei die Polarprojektion, wenn die Projektionsebne den einen Pol berührt.

2) Die stereographische, wo die Projektionsebne durch den Mittelpunkt der Kugel geht, das Auge in dem Pol des, in der Ebne befindlichen, Kreises, steht, und die jenseitige Kugelfläche so entworfen wird, als wenn das Auge die innere hohle Seite betrachtete. Nimmt man die Grade der Parallelkreise immer gleich groß, und vergrößert dagegen die Grade der Meridiane in eben dem Verhältnisse, in welchem auf der Kugel die Grade der Parallelkreise gegen die Grade der Meridiane kleiner werden, so bekömmt man die Charten, die man reducirte nennt, oder Charten mit wachsenden Breiten, auch Merkators- — (der zuerst 1559 eine solche herausgab) — oder Wrights-Charten. Man braucht sie zur See: oder

auch größere Länder, wie Deutschland, Frankreich, lassen sich natürlich genug nach dieser Methode zeichnen.

3) Die Centralprojektion. Das Auge befindet sich im Centro, und aus ihm wird durch jeden Ort eine Linie nach einer berührenden Ebne gezogen; so ists bei Sternchärten.

4) Projektion auf einer Kugelfläche, die in einem, mitten durch das Land gehenden, Parallelkreise, die Kugelfläche berührt, und über dem Pol den Kegelscheitel hat. (Murdoch.)

Globen stellen am richtigsten die Lage und Proportion der Theile auf der Erdfläche vor, und dienen zur Auflösung vieler Probleme.

Neueste Verbesserungen der Charten 1) nach Richtigkeit.

2) Illumination nach Terrain, wie Youngs Charte von Frankreich, und preußische Charte.

Stereometrische Darstellung des Landes, wie Pfeiffer, wie ein Bauer in Schlesien, wie jetzt in Bern. Nach Berlin ist Anno 1805 nicht Pfeiffers, sondern eines gewissen Müllers in Stein

ꝛc. gearbeitete Abbildung der Schweiz gekommen.

Schriften. Lulofs Einleitung zur mathematiſchen und phyſiſchen Kenntniß der Erdkugel, aus dem Holländſchen, 1755. 4. Mallets allgemeine oder mathematiſche Beſchreibung der Erdkugel, überſetzt von Röhe 1774. (Das älteſte Werk iſt: Varenii Geographia generalis, edit. Newton.)

f) Geſchichte der Charten und Globen. Diogenes Laërtius ſchreibt die erſten Charten dem Anaximander, aus Thales Schule, zu. Propertius erwähnt Charten. Die, bei Ptolemäus befindlichen, ſind nicht von dieſem, ſondern von einem Agathodämon im 5ten Jahrhunderte. — Die Peutingerſche Tafel, etwa aus dem 4ten Jahrhunderte, hat den Namen von dem 1547 in Augsburg geſtorbenen kaiſerlichen Rathe Peutinger, in deſſen Nachlaß man ſie fand; am beſten herausgegeben von Scheyb zu Wien 1753 fol. Eginhard gedenkt einer ſilbernen Charte von Karl dem Großen. — Haubers Verſuch einer Geſchichte der Landcharten. Bonami in den Memoires

de l'Académie des Inscript. Tom XXV. Sprengel. Die Originalcharten mögen ſich zu den Kopien oder Nachſtichen verhalten, wie 1 zu 10. Gatterer nahm im Jahre 1775 an, es ſeyen etwa in allem 16000 Charten (Kopien mitbegriffen.) — Kritik der Charten. Neuerdings machen ſich die Staaten daraus eine Angelegenheit, ſich richtige Charten von ihrem Gebiete zu verſchaffen, ſtatt daß dieß ſonſt bloße Privatſache der Gelehrten war.

2) Die phyſiſche Geographie enthält die Kenntniß der Erde als Inbegriffs von Naturalien.

a. Land: ſeine Begränzung mit dem Meere; Continent, Inſeln, Halbinſeln, Iſthmus, Straßen, Buſen, Vorgebirge oder Landſpitzen, Archipele; ferner ſeine Struktur oder Geſtalt, Gebirge, und deren Arten und Klaſſen, Streichung, Bergreihen, Höhen, ſowohl der Berge, als des Bodens ſelbſt, über der Meeresfläche; Abdachungen nach den Fluſſen beurtheilt, Thäler, Flachland, Steppen, Höhlen, endlich ſeine chemiſche Beſchaffenheit, Arten des Geſteins, des Erdreichs, und der Mineralien überhaupt;

Verſteinerungen; Vulkane, alle hart an der See — manche ſogar im Meer — haben Inſeln hervorgebracht — Pico. — Schröters Selenotopographiſche Fragmente — Höhe der Mondberge.

b. Waſſer.

aa) Das Meer, ſeine Begränzung mit dem Lande, umländiſche und inländiſche Meere, letztere Seen genannt. (Nimmt das Meer ab, und das Land zu?) — Meeresboden, Geſtalt und Beſchaffenheit, ſein Waſſer, deſſen Beſchaffenheit, geſalzen und bitter in verſchiedenem Grade nach Tiefe und Gegend; warm und kalt, nach Tiefe und Gegend; — Eisfelder. — Durchſichtigkeit, Größe und Tiefe, Bewegung, Brandungen, regelmäßige Ebbe und Fluth, Strömungen, Stromgänge, Wellen; Treibholz, Wirbel, Riffs, Straßen, Seehäfen, Farbe und Leuchten des Meeres, — Buſen und opponirte Strömungen in den Straßen.

bb) Quellen. Arten von Waſſer, z. E. Mineralwaſſer, Bauwerk der Erdſchichten zum Behuf der Quellen.

cc) Flüſſe. Urſprung und Verbindung; Flußgebiet, Flußbette:

1) Nach Richtung, Geſtalt, Windungen, Schmälerung, Verbreitung;

2) Nach der Tiefe, Geſchwindigkeit, verſchieden nach dem Abſtande vom Ufer, nach der Tiefe der Waſſerſchichten; Gefälle, Waſſerfälle.

dd) Landſeen, — geſalzene, (Baikalſee) — ihre Höhe, Größe, Tiefe, Verbindung mit Flüſſen.

ee) Moore und Sümpfe — hochgelegen — enthalten oft alte unverweſete geologiſche Reſte.

c. Luft. 1) Veränderungen ihres Drucks und ihrer Elaſticität (Barometer) — ihrer Wärme (Thermometer) — ihrer Trockenheit, Feuchtigkeit (Hygrometer) — ihrer chemiſchen Beſchaffenheit, z. E. Durchſichtigkeit, Geſundheit, (Eudiometer) Reinheit. —

2) Bewegung; — Winde: — Zeit derſelben, Monſoons und beſtändige Paſſatwinde; See- und Landwinde, zumal in der heißen Zone, — Winde von oben — Geſchwindigkeit; ein ſanfter Wind läuft 10 Fuß in einer Sekunde; geht er 60 Fuß in einer Sekunde, ſo iſt er ſchon ein europäiſcher Orkan, der mit der Kraft von 5½ Pfunden auf jeden

Quadrat-

Quadratfuß wirkt. Orkane, Wirbelwinde, Wasserhosen. Besondere Winde, wie der höchst austrocknende, aber kühle und gesunde, Harmattan in Guinea, der auch höchst trockne, aber erstickend heiße Chamsin in Aegypten, der Samum und der Samiel in Arabien und Persien, der Sirocco in Unteritalien, Sicilien und Sardinien.

d. Jahreszeiten und Witterung, in den heißen, den gemäßigten, den kalten Zonen. **Die Temperatur hängt ab von der Höhe und Richtung der Gebirge,** wiefern sie ein Land schützen oder nicht, von der Höhe des Landes selbst, von der Nachbarschaft der Seen und des Meeres, von der Beschaffenheit des Bodens, von Wäldern, Morästen ꝛc. Die Kälte nimmt mit der Höhe zu, in der Tiefe, im Innern der Erde, bleibt die Wärme sich sehr gleich. — Der harte Winter 1709 war in Ireland und Schottland sehr gelinde; der von 1740 war es an Norwegens und Grönlands Küsten. — Also, was heißt ein harter Winter? Man muß hinzusetzen, wo er hart war. — Nebel, Höhenrauch.

e. Organiſche Weſen, oder Zuſammen-
hang der verſchiedenen Gegenden des
Erdbodens und der verſchiedenen Gewäſ-
ſer mit den Gewächſen und Thieren.

f. Veränderung des Erdbodens durch
phyſiſche Urſachen, Entblößungen, Ein-
ſtürzungen, veränderte Meeresgränze,
Einbrüche der See, Verſteinerungen,
Seeprodukte auf Bergen: Neptuniſche
Vulkaniſche Geologie.

g. Geogonie, Entſtehungsgeſchichte der
Erde nach Perioden, Bildung der Ge-
birge, Thäler, Erdſchichten, Gewächſe,
Thiere.

h. Veränderungen, welche die Men-
ſchen auf der Erde vornehmen, ſowohl
was das Mineralreich, als vornehmlich
was das Reich der organiſchen Weſen
betrifft.

Hauptſchriften ſind: Lulof; Berg-
manns phyſiſche Beſchreibung der Erd-
kugel, aus dem Schwediſchen, von Röhl.
de Lüc phyſiſche und moraliſche Briefe
über die Geſchichte der Erde und des
Menſchen. Pallas Beobachtungen
über die Gebirge. Zimmermann
geographiſche Geſchichte des Menſchen und

der vierfüßigen Thiere; Mitterpachers phyſikaliſche Erdbeſchreibung.

3) Politiſche Geographie; Beſchreibung des Erdbodens als Wohnſitzes der Menſchen.

Eintheilung der Erdfläche in Stücke, d. h. Länder, nach Staaten, ſofern nämlich die Einwohner zu einerlei Staate gehören; nach Völkern, ſofern ſie Eines Stammes oder Einer Sprache ſind. Nach Religionen, oder nach gewiſſen Stufen der Kultur, ſie einzutheilen, wäre unnütz. — Eintheilung der Erdfläche nach dem Umfange: Chorographie, Topographie. — Geographie einzelner Länder, und allgemeine aller Länder, d. i., Aggregat von jenen. Endlich Eintheilung nach Zeiten, wie die Geſchichte.

Inhalt der neuen Geographie. Sie handelt kritiſch von eines jeden Landes Charten, Land- und Reiſebeſchreibungen, und andern Quellen. Die Einleitung in die Geographie handelt von mathematiſcher und phyſiſcher Geographie, dann Statiſtik. Hierauf kömmt eigentlich politiſche Geographie, nämlich Grenzen, Lage, Stellung, Flächengröße — Quadratmeilen. — Phyſiſche Beſchaffenheit,

in Absicht auf Boden, Klima, W
rung, und Wässerung. — Verkehrw
Kommunikation, natürliche und künstli
Beurbarung, Urland, Brücher, Mo
Sümpfe, Wälder, Pflugland, mehr
weniger urbar; Besetzung oder An
mit Bauerhöfen, Dörfern, Flecken, S
ten, verschieden in Absicht auf Bau
Zusammenhang, Grösse, öffentliche
bäude, Merkwürdigkeiten. —

Das Correlatum von der Beschreib
eines Landes als Wohnsitzes von M
schen, die Beschreibung der Bewoh
desselben in Absicht auf ihre gesellsch
liche Verfassung und ihr Privatle
nimmt die politische Geographie
Diese beschreibt also im Allgemeinen
Staatsverfassung in Absicht auf Ge
gebung, Gerichtswesen, Regierung
(vollziehende Gewalt —) Militair,
ligion, Lehrwesen, Finanzen, Pol
Staatswirthschaft; und die Organisa
oder Eintheilung des Allen nach Sp
geln und Sachen, und die Unterordn
Hiemit hängen zusammen die versch
nen Rechte der Personen — (Stä
und Sachen.

Im Allgemeinen: die Privatwirthschaft der Menschen, Produktion, Fabrikation, Umsatz, — Vermögen, Einkommen; ferner ihre Sitten, Sprache, Gebräuche, Kultur. In Absicht auf Sitten und Gebräuche haben zwar die christliche Religion, und das große Verkehr der Europäer unter einander, eine große Uebereinstimmung in allen Ländern Europa's hervorgebracht; doch ist der Unterschied auffallend, der von der Religion — (katholisch, protestantisch —) von der Verfassung — (Despotie oder populäre Regierung —) und von der Kultur, herrührt.

Diese Notizen nimmt nur die politische Geographie in der Länderbeschreibung mit, indem sie die politische Eintheilung des Landes zum Grunde legt, und bei den Ortsbeschreibungen zugleich das, was sich darin zur Staatsorganisation Gehörendes oder gesetzlich Merkwürdiges sowohl, als zum Gewerbe und Einkommen der Einwohner Gehöriges, vorfindet, richtig und lehrreich beschreibt.

Am besten fängt man an mit Topographien, eigentlich topischen Monographien; denn die registermäßigen Verzeich-

nisse aller, auch der kleinsten, Ortschaften nach den Sprengeln, wohin sie kirchlich, juridisch, eigenthümlich, oder polizeilich gehören, sollten eigentlich anderheißen, wiewohl einige auch wahre Topographien enthalten. — Von den preußischen Provinzen haben fast alle ihre Topographen gefunden. Die Nicolaische Beschreibung von Berlin und Potsdam kann, wie die Brüggemannsche von Pommern, zum Muster dienen. — Auf topographische Monographien beziehen sich Grundrisse und Aufrisse oder Ansichten; auf Chorographien beziehen sich Zeichnungen, Risse, Spezialcharten, z. B. von der Niederung bei Tilsit, und von den Seen im Natangischen, in den Notizen von Preußen. — Landbeschreibung. Dazu muß die Regierung Notizen und Risse, welche sie haben mag, hergeben, und auf eigne Kosten genauere Untersuchungen, betreffend zumal das Mathematische, Physische und Naturhistorische, veranstalten.

Schriften. Epoche machte Büsching. Gatterer ergänzt ihn einigermaßen. Norrmann (est male laboriosus); Gaspari, Fabri, Ersch

Repertorium über die allgemeinen deutschen Journale für Geographie, Geschichte ꝛc. 1791. Leonhardi Geographie von Preußen, (höchst schlecht.) — Sprengels Geschichte der geographischen Entdeckungen. — Uebersicht der Fortschritte verschiedener Theile der geographischen Wissenschaften, seit dem letzten Drittel des 18ten Jahrhunderts bis 1790; Anno 1795, von Kästner, Bruns und Zimmermann.

Länder, die selbst Schriftsteller haben, können auch Beschreiber finden; wiewohl auch diese das Land bereisen sollten, und zwar nach vollendeter Beschreibung; und wiewohl auch von diesen Ländern fremde Reisende rechter Art oft lehrreichere Beschreibungen machen können, als Eingeborne. Aber Länder ohne Schriftsteller kennt man nur aus Beschreibungen fremder Reisenden.

Studium der Reisebeschreibungen. (Stucks Verzeichniß der ältern und neuern Reisebeschreibungen, Halle 1784.) — Uebersetzungen, Sammlungen und Auszüge, als: Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, von 1747 an, in 4. Samm-

lung der beſten Reiſebeſchreibungen in Auszügen, Berlin. Sammlung merkwürdiger Reiſen, Göttingen 1750 — 57. 10 Theile. Sprengels Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Reinholds Forſters Magazin der Reiſebeſchreibungen, wird fortgeſetzt.

Natürlich konnten auch die ſchreibenden Völker des Alterthums nur durch Reiſen den Erdboden kennen, und ihre Kenntniß der Nachwelt überliefern. Die eigentliche neuere Geographie aber, deren Epoche die Entdeckung der neuen Welt und der Fahrt um das Kap nach Hindoſtan iſt, fängt an mit dem, was dazu einigermaßen Anlaß gab, mit den Reiſen des Marco Polo und des Rubruquis, und beruht, wenigſtens was die für uns ſchriftloſen Länder und Gegenden betrifft, ganz auf Reiſebeſchreibungen.

Hauptwerk hierüber iſt, Sprengels Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen. — Uebrigens muß man die Reiſebeſchreibungen unterſcheiden in Abſicht auf ihr Alter, (denn vieles iſt veränderlich,) und ihren Werth. Die Wahrhaftigkeit vorausgeſetzt, kömmt es darauf an, was die Reiſebeſchreiber für einen

eigentlichen Zweck gehabt haben, was sie zu dessen Erreichung für Vorkenntnisse und Geschicklichkeiten, mitbrachten, und was sie dazu für Gelegenheit, Mittel und Zeit hatten; — (Bekanntschaften, Landesschriften). Der Zweck kann seyn:

nautisch, astronomisch, naturhistorisch, selbst nach enger: botanisch oder mineralogisch; ferner: politisch, insbesondere militairisch, juridisch, kirchlich; dann staatswirthschaftlich und gewerblich, ökonomisch, technologisch und kommercial; auch ästhetisch, auf Kunstsachen merkend; bibliognostisch, archäologisch, anthropologisch.

Merkwürdig ist, daß, je aufgeklärter die Reisebeschreiber werden, desto mehr findet sich, daß wilde Bewohner neu entdeckter Länder bei weitem nicht so böse sind, als vormals barbarische Reisende sie gefunden haben würden. Es giebt in Absicht auf gewisse Länder und bestimmte Zwecke, Reisebeschreibungen, die man klassisch nennen könnte, wie Chardin von Persien, Kämpfer von Japan, Pococke vom Morgenlande, Pallas von Sibirien, Cook von den Ländern des stillen Oceans, und Niebuhr von

Arabien. Nützlich sind auch solche Bearbeitungen, wie Volkmann von Italien, Frankreich, England und Holland, gemacht hat.

Anmerkung 1. Es giebt Reisen, die ganz erdichtet sind, wie Marshalls, Carvers — (ungewiß), — Pages, Psalmanazar's.

2. Manchem Reisenden fehlt es an Vorkenntniß, Gelegenheit, bestimmtem Zweck; daher müßiges Raisonnement, Beschreibung von Gefühlen, politischer Eifer.

3. Regierungen haben wenig zur Länderkunde beigetragen. Die englischen Seereisen, und Niebuhrs Reise, sind wohl die einzigen.

4. In England ist eine Societät zur Entdeckung des Innern von Afrika zusammengetreten. Mungo Park, — Bruce, Hornemann.

4) Alte Geographie. Wenn man ihr, wie der alten Geschichte, die Völkerwanderung zur Gränze setzt, so muß man die Geographie jedes denkwürdigen alten Landes wieder eintheilen und unterscheiden nach den verschiedenen Zeiten. (Griechenland sah anders aus zu Ho-

mers, als zu Aristoteles Zeiten) und nach den Autoren, aus denen man schöpft (z. B. Aegypten nach Herodot und nach Ptolemäus).

Alte Werke. Geographiae veteris scriptt. Grace. minor. ex editione Hudson. 4 Bände. — Strabo (zu August's Zeit) edid. Almeloveen, Ptolemaeus. (unter Antonians Pius) — Geographiae lib. VIII. Pausanias descriptio Graeciae; Steph. Byzantinus (gegen das Ende des 5ten Seculi) — dictionar. geographic. Pomponius Mela, — Plinius, — Solinus. Dann die Historiker, Griechen sowohl als Römer. Neuere Werke: Cellarii notitia orbis antiqui, 2 Voll. 4to. Mannert Geographie der Griechen und Römer. Kruse historischer Atlas. D'Anville Handbuch der alten Geographie, von Bruns.

Charten der alten Welt: Köhlers Atlas alter Charten. D'Anville Charten, nachgestochen in Nürnberg und zum Theil in Berlin. Hase historische Charten der alten Reiche. Rennel Geography of Herodot.

Geographie des Mittelalters ist noch nicht genug bearbeitet: Köhlers

Einleitung in die alte und mittlere Geographie, 1730. D'Anville Handbuch der mittlern Geographie, 1782. 8.

Benjamin ben Jona, von Tudela in Spanien 1173 hinterließ eine hebräische Beschreibung seiner (angeblichen) Reisen durch Europa, Asien — bis China, — und Afrika. Sie erschien hebräisch zu Konstantinopel 1543 in 8., dann lateinisch übersetzt von Arias Montanus zu Antwerpen 1575, 8. Französisch in: Voyages, faits principalement en Asie; par P. Bergeron, 1735, 4to. Auch von Baratier übersetzt. — Abulfeda von Reiske. — Geographische Wörterbücher. Bruzen de la Martiniere grand Dictionn. geographique et critique. T. 9. Amstelod. 1726 — 39. fol.; deutsch in 13 foll. Hübners Staats- Zeitungs- und Konversationslexikon.

Die Alten machten mehr Landreisen, als zur neuern Zeit geschieht. Daß sie Flüsse und Gebirge verwechselten, den Nil mit dem Indus, den Po mit der Donau, den Schwarzwald mit dem Harze, und daß daher ein Fluß mehrere Namen an verschiedenen Stellen, z. E.

Baal und Rhein, Werra, Fulda und Weser, dagegen verschiedene Flüsse einerlei Namen haben, z. E. Rör, Mulde in Sachsen; auch, daß verschiedene Völker Einen, und Ein Volk verschiedene, Namen haben, erklärt sich leicht.

C. Staatenkunde, Statistik.

Statistik, in Deutschland als besondere Disciplin behandelt, ist Kenntniß der Kräfte eines Staats, d. i., einer regierten Nation.

1) Die Nation wird betrachtet, nach
a. ihrer Menge,
b. ihrem Gebiet,
c. ihrem Vermögenszustande in Absicht auf Nahrung, Wohnung, Kleidung, Bequemlichkeit, Wohlleben. Beschreibung der Gewerbe aller Art; Eintheilung des Volks in Klassen nach ihren Einnahmequellen. Verhältnisse derselben.

2) Regierung. Konstitution und Organisation in Absicht auf alle Staatszwecke, — innere und äußere. — Aemterbeziehung, Personenrechte, Sachenrechte.

3) Verwaltung. Gesetze und deren Vollziehung.

Verhältniß zwischen Geographie und Statistik. Jene betrachtet die Bewohner des Landes nur so weit, als es zur Kenntniß des Landes nothwendig ist, diese hingegen betrachtet das Land, bloß um der Bewohner willen.

Anmerkung 1. Statistik ist eine immer veränderliche Wissenschaft, wie die Staaten selbst, und die Quellen es sind.

2. Statt der Plane, wornach sie von Achenwall, Toze, Remer, Sprengel, behandelt ist, sollte sie nach einem andern Plan gelehret werden, der mehr die Nation selbst, als den Hof oder den Staat, zum Zwecke nimmt; dazu gehört Staatswirthschaft.

3. Ihre Quellen erfordern große Beurtheilung.

D. Genealogie.

Geschlechtskunde ist Kenntniß der merkwürdigen Personen in Absicht auf ihre Stammverhältnisse. Sofern Verwandtschaft theils durch Erbrecht zu Ver-

mögen und Machtansehen bringt, theils durch Vorliebe zu Blutsfreunden auf Mittheilung von Macht und Vermögen wirkt, ist sie ein Haupterkenntnißgrund historischer Begebenheiten, und zwar sowohl in der alten Geschichte, als in der mittlern und neuern; vollends aber, in sofern als in der mittlern und neuern Zeit die Verwandtschaft Erbrechte auf ganze Staaten, oder, nach der Lehnsverfassung, auf Länder und Aemter, auf öffentliches Vermögen und Machtansehen, gab; und in sofern sich gewisse Familien ausschließlich, theils zu Stiftern erwählbar, — theils gewisser Orden und Aemter empfänglich, theils gewisse Grundstücke zu besitzen fähig, machten. In sofern endlich alle europäische Fürsten durch Heirathen unter einander Verbindungen eingehen, und die privilegirten Geschlechter anderer Länder gegenseitig für solche anerkennen, ist es für die mittlere und neuere Zeit noch erheblicher, Genealogie zu kennen. — Man kann in der Genealogie unterscheiden die Theorie, und die historische Kenntniß der Familien selbst.

1) Theorie. Geburt macht den Grund aus. Hauptlinien, Nebenlinien, Seitenlinien, geordnet nach männlichem Geschlechte allein, oder nach männlichem und weiblichem — ohne Unterschied, zur successio linealis cognatica. Grade der Verwandtschaft, Ahnentafel; Darstellung von 16 Ahnen; Stammbaum.

Der Ahnenstolz geht in das tempus mythicum obscurum zurück. Neuerdings giebt es Lügen für Geld. Die Juden, Erzgenealogen, führten alles bis auf die Erzväter hinauf, die Griechen und Römer bis auf die Götter — (Διογενεις bei Apollodor) — die neuern Europäer bis auf Karl den Großen. Alle unsre jetzigen europäischen Regenten sind deutschen Stammes.

Unterscheidung des Adels in hohen und niedern, in betitelten und unbetitelten, in ursprünglichen und gemachten. — Begriff vom Adel; in jedem Lande ist er etwas anders. Sein Wesen besteht in Privilegien, d. i. Rechten, die andere nicht haben. Alter Adel ist alter Reichthum oder altes Machtansehen. Alter Adel bestand ursprünglich:

a) aus

a) aus Grundeignern, Dynaſten, Baronen, Freiherren, Erbherren, die vor und nach Einführung des Lehnrechts Richter und Heerführer, Geſetzgeber und Regenten ihrer Einſaſſen waren, und es hier und da noch ſind.

b) Aus öffentlichen Beamten, wie Herzogen — Woiwoden, Duces, Doge, — Grafen, d. i., Richtern aller Art: Gränz-, Burg-, Pfalz-, Vicegrafen.

c) Aus Hofbeamten, Truchſeß, Kämmerern, Marſchällen.

In jedem Lande ſind mit den Namen andere Verhältniſſe bezeichnet, daher ſollten die Namen unüberſetzt bleiben. Die Stifts-, Ordens- und Amtsrechte der Adlichen ſind ſehr ungleich zu verſchiedenen Zeiten, und in verſchiedenen Ländern.

Standeserhöhungen und das Adeln ſind neu. Der erſte bekannte Adelsbrief war der, welchen Philipp III. 1272 ſeinem Orfèvre gab. Unter Heinrich IV. adelte ſelbſt die Generallieutenantsſtelle nicht, ſo wenig, als vormals die Kanzlerſtelle. Man rechnete ſonſt in Frankreich 50,000 Adliche, das wären $\frac{1}{400}$ des Volks, wenn bloß Perſonen, und nicht Familien, zu verſtehen wären.

Ziemlich neu sind die Geschlechtsnamen und die Wappen der Adlichen.

a) Der hohe Adel sowohl als der niedere, begnügte sich mit Taufnamen, und wenn gleichnamige Personen zu unterscheiden waren, so unterschied man sie durch: Rothbart, Winkler, Löwe, Bär, Wolf, Reuß, durch: der junge, der alte, der schwarze, der weiße ꝛc. vornehmlich aber nach der Heimath. So gingen mit der Zeit die Namen der Länder und Güter auf die Eigenthümer über, und wurden allmählich vererbt, wie jene zufälligen Benennungen. Das Beiwort von stand natürlich vor dem Namen, der vom Eigenthum entlehnt war. (In Polen ist das ski dem deutschen sch en gleich, z. B. Posnanski, der Posensche, nämlich Kastellan, oder der Herr von Posen.) Daher wurde auch Anfangs das von nicht gebraucht bei solchen Namen, die von andern Umständen entlehnt waren. Manche Familien, wie die Borke in Pommern, die Riedesel in Hessen, verschmähen es noch. In Estors Ahnenprobe ist p. 425 angemerkt, daß Heinrich de Sinna, der in einer Urkunde von 1062 vorkömmt, der erste gewesen sey, der sich mit einem Ge-

ſchlechtsnamen genannt habe. Vor dem elften Jahrhunderte kommen keine Geſchlechtsnamen des niedern Adels vor, und noch lange nachher waren ſie wandelbar. Denn wenn ſie von Gütern hergenommen waren, ſo entſtanden bei brüderlicher Theilung ſo viel neue Namen, als beſondere Ortſchaften beſondere Erbtheile ausmachten.

Noch im 14ten Jahrhunderte hatte die Gewohnheit, bloße Taufnamen zu führen, in manchen Gegenden Deutſchlands nicht aufgehört. —

Aber mit den Nichtadlichen war es vielleicht auch ſo, und mit den Kloſtergeiſtlichen iſt es noch ſo.

E. Heraldik.

Heraldik (von Herold), Wappenkunde (von Waffen), Blason, iſt die Wiſſenſchaft der Regeln und des Rechts der Wappen. Die Wappen, als bildliche Unterſcheidungszeichen, gehören einem Lande, einer Herrſchaft, einem Amte, einer Geſellſchaft, (Kommune, Stadt), einer Familie, einer Perſon, zu. — Ihre Verwilligung iſt entweder ausdrücklich — (Wappenbrief) — oder ſtillſchwei-

gend. Der Ursprung ist zu suchen in alten Zeichen bei den Deutschen, (Tac. Germ. cap. 6.) vorzüglich in den Tournieren, wozu nur Adliche kommen sollten, und in den Kreuzzügen, die, weil man damals keine Montur hatte, Fahnen und Schildzeichen nöthig machten.

Zu den Wappen gehören wesentliche und zufällige Stücke.

1) Die wesentlichen Stücke bestehen in dem Schilde und dem Helm.

a) Schild oder Feld; dieses ist verschieden:

aa. nach der Gestalt; und zwar nach Nationen, nach Stellung, nach Range;

bb. nach der Farbe oder Tinktur. Schraffirungen zu Metall und Farbe sind:

Gold. Silber. Roth. Blau.

Grün. Purpur. Schwarz.

cc. nach den Figuren oder Kleinodien, Ehrenſtücken, und allerlei Zeuge, wie Fetiſche, deren Zahl, Rang, Stellung, Verſchränkung ꝛc.

b) Helm; bei dieſem betrachtet man

aa. den Helm ſelbſt; offener, geſchloſſener; königlicher, gemeiner, Reſt — (Viſier) — mit wie vielen Reiffen.

bb. Die Helmkleinodien, als Hörner, Flügel, Schweife, Federn, Helmdecke.

2) Zufällige Wappenſtücke ſind:

a) Standeszeichen, als: Kronen, Hüte, Mützen.

b) Ordenszeichen, z. B. Ketten.

c) Schildhalter.

d) Wappenmäntel.

In Wappen ſucht man Gedächtniß und Anſprüche zu bewahren, wie in Titeln. Siegel, Münzen und Urkunden ſind Quellen und Beweismittel der Heraldik.

Die erblichen Wappen ſind nicht ſo alt, als die Geſchlechtsnamen; ſie waren eben ſo veränderlich. Zeichen hatte man lange, aber nicht erbliche und unwandelbare, worin eigentlich das Weſen des Wappens beſteht; vollends, wenn ſie Wahrzeichen eines Geſchlechts werden,

da sie sonst nur Zeichen von Personen sind. Vor dem 11ten Jahrhunderte findet man wenig herzogliche, und vor dem 12ten fast keine gräfliche, Siegel, sondern die Herzoge bedienten sich, wie die Kaiser, ihrer Bildnisse zu Pferde, allenfalls mit Fahne und Helm. Die Grafen machten es ihnen nach; endlich nahm auch der niedere Adel Wappen an, von welchem indessen das älteste bekannte Siegel erst von 1220 ist. (Estors Ahnenprobe, pag. 445.) — Nichts ist im 13ten Jahrhunderte gebräuchlicher, als daß der niedere Adel sich des Siegels eines Landesherrn, Domkapitels, oder seines gleichen, bedient, weil er, wie er sagt, kein eignes habe. Im 14ten Jahrhunderte wurden die Wappen, in Siegeln wenigstens, gemeiner; aber manche alte Geschlechter hatten, wie es scheint, selbst im 15ten noch keines, die Schlieben z. B. nicht vor 1444.

F. Diplomatik.

Sie ist die Wissenschaft, Diplome, d. i. öffentliche, zur Ertheilung gewisser

Rechte, oder zum Andenken gewisser Begebenheiten ausgestellte, Schriften,

1) richtig lesen,

2) vollkommen verstehen,

3) in Absicht auf Aechtheit und Unverfälschtheit gehörig beurtheilen zu können; und zwar so, daß das alles bewiesen werden kann.

Ein vierter Zweck, nämlich die Diplome gehörig zu benutzen, gehört eigentlich zur Historiomathie.

Im weitern Sinne könnte man den Diplomen noch alle private Handschriften, und alle, aus dem Alterthum noch auf irgend welchen Denkmälern vorhandene, Schriften zugesellen; aber die erstern sind zu unwichtig, und dienen daher nur als Mittel zu den Diplomen, und die letztern gehören in die Epigraphik und Numismatik.

Zum Lesen dienen als Hülfsmittel die Werke, in welchen die Schriftzüge, Abbreviaturen, Monogramme, die in verschiedenen Zeiten und Gegenden üblich gewesen, verzeichnet sind, wie: Mabillon de re diplomatica, Paris 1709, fol., und Göttingen 1747. Nouveau traité de diplomatique par deux religieux Bene-

dictins (Toustain et Tassin). à Paris 1755 seqq. 6 Voll. 4to: übersetzt von Adelung, 9 Bände in 4., 1759 ꝛc.

Zum Verstehen dient die Kenntniß der Sprachen des Mittelalters, welche die Glossarien erleichtern, wie du Cange und Andere.

Zur Beurtheilung dienen alle, bei jeder Ausfertigung vorkommende, innere und äußere Umstände.

a) Aeußere Umstände, als: Materie, worauf geschrieben, Papyrus, Pergament, Seiden-, Kattun-, Leinenfilz; die Materie, womit geschrieben, als: Pigmente, schwarze oder rothe, Goldschrift, (chemische Tinte); die Form der Schriftzüge, oder der so genannte Charakter der Schrift, nebst den Ueberschriften des Schreibers, des Ausstellers, der Zeugen — (Monogrammen, Signaturen —). Die Siegel, mit allem, was daran zu bemerken ist, bis auf die Art, wie sie angehängt sind; endlich die Schreibart, Diktion, Komposition, und die eigenthümlichen Formen.

b) Die innern Umstände beruhen alle auf dem Inhalte, und bestehen in den Gründen der Möglichkeit und Wahr

scheinlichkeit, daß zwischen den, im Diplom genannten, Personen über den darin angegebenen Gegenstand, auf die, darin bestimmte Art, verfügt worden seyn kann. Rechtshändel, in denen die Aechtheit einiger Diplome reicher Stifter bezweifelt wurde, veranlaßten, daß die Beurtheilung der Diplome in formam artis gebracht wurde. — Baringii clavis diplomatica, Hannover 1754, in 4., enthält eine Bibliothek der Scriptorum rei diplomaticae. — Kunstregeln erfanden Leo Allatius in: Animadversiones ad antiquitat. Etruscas, Paris 1640, und Herrmann Conring, in Censura diplomatis Lindaviensis, Helmstädt 1672. Die Hauptschriften sind: Mabillon, und der Nouveau traité. Die übrigen siehe bei Eschenburg.

C. Numismatik.

Münzkunde befaßt die Kenntniß aller ältern sowohl als neuern Münzen, sie mögen gangbares Geld oder Denkmünzen (Medaillen, Schaustücke, Ehren-, Tauf- oder Vermählungsmünzen) — seyn. Aber

Nothmünzen — obsidionales nummi — gehören nicht dahin, so wenig als Papiergeld; denn sie sind Geld, wirkliches oder symbolisches, d. i. Anweisung auf Geld, statt daß Medaillen nie Geld gewesen sind. An jeder Münze läßt sich folgendes unterscheiden:

1) Das Technische, betreffend:

a. Die Materie, das Gewicht — (Schroot), — und, falls die Materie gemischt ist, die Proportion der Mischtheile in dem Gewicht — (Feingehalt, Korn, Löthigkeit, Karätigkeit).

b. Die Form, was die Gestalt an sich, und was die Bezeichnung der Flächen, betrifft — (Gepräge, Schlag —).

2) Das Aesthetische, der Geschmack in der Wahl und Ausführung des Gepräges, oder Schlages — (oder Gusses —).

3) Das Historische. Viel Aufschlüsse für Geschichte giebt auch schon das Technische, sofern man die Geltung der alten Münzen oder ihren Gehalt lernt, um ihren Werth mit dem jetzigen Gelde vergleichen zu können; obgleich der Werth selbst, wegen der Veränderlichkeit des innern Werths der edlen Metalle, noch

anders gesucht werden muß. Eben so führt auch das Aesthetische zu Schlüssen über die Kultur der Völker, die solche Münzen verfertigt haben. Aber vornehmlich benutzt die Geschichte alles dasjenige, was sich in dem Gepräge der Münzen Lehrreiches finden läßt.

Natur des Geldes, Schritte der Erfindung. — Die fragmentarischen Nachrichten der Alten lassen sich herrlich durch Parallelismus neuerer Zeiten erläutern.

Homer Ilias η, 473, sagt: ωνεοντο Αχαιοι — (sie kauften Wein ein) — αλλοι μεν χαλκω, αλλοι δε σιδηρω, αλλοι δε βοεαις — (Felle, Leder), — αλλοι δε βουσιν, αλλοι δ' ανδραποδεσσιν. Etwas Aehnliches sagt die Stelle: Ilias ψ, 259. Aber an einem andern Orte sagt Homer: Des Diomedes Rüstung von Erz habe nur 9 Ochsen gekostet, des Glaucus goldne aber 100 Ochsen. Herodot sagt I. 94: πρωτοι δε ανθρωπων των ημεις ισμεν, οι Λυδοι νομισμα χρυσου και αργυρου κοψαμενοι εχρησαντο. Die Stelle läßt einen dreifachen Sinn zu. — Aelianus variae historiae XII. 10, sagt: Phidon Argivus habe zuerst gemünzt; aber auch diese Stelle ist vieldeutig. Sonach ist mit der Kupfermünze in Berlin,

worauf ΦΑΒΙΟΥ steht, — (Begeri Thes. antiquit. Brandenburg I. p. 279.) — zumal da es mehrere des Namens gegeben haben kann, nicht zu prahlen.

Numismatische Kritik ist um so nöthiger, da die Verfertigung falscher alter Münzen so viel einbringen kann. Nach Maaßgabe der unbezweifelt echten prüft man andere zweifelhaften. — Die berufenen Peduanischen Münzen sind nach dem Stempel wirklich antiker Münzen geprägt; andere sind von antiken abgeformt, und nachgegossen; andere sind aus zwei antiken zusammengefügt, um dadurch seltne auffallende Stücke zu machen; andre antike Münzen sind im Gepräge verändert.

Die ältesten, die man kennt, sind die punischen oder eigentlich die mit punischer Schrift. — Dorvillii res Siculae. Tom. 2.

Von den Griechischen sind die ältesten eigentlich macedonisch, von Amyntas, abavus Alexandri Magni, zu Cyrus Zeit. — (Semlers Zusätze zur Welthistorie, Theil 4, S. 3. —) Dann Cyrenäische Goldmünze von Demonax zu Mantinea zur Zeit des Pisistra-

tus — (Harduin, Mémoires de Trevoux, 1727, pag. 1444.) — Bei den Persern prägte Darius Hystaspis — (nach Herodot. IV, 166. —) goldne Münzen, Darici genannt — (an Werth 20 Drachmen.) — Bei den Römern gebrauchte man Kupfer, welches erst seit Servius Tullius geprägt wurde; Silber erst Anno 485 u. c., lege Ogulinia; Gold erst 547 u. c.

Im Ganzen schätzt man die Anzahl der jetzt bekannten antiken griechischen und römischen Münzen ungefähr auf 40,000, und darunter die goldnen auf 3000, die silbernen auf 6000, und die ehernen auf 31,000.

Nützlich sind

1) Kabinette von Münzen mit lehrreichen Beschreibungen.

2) Abdrücke in Hausenblase.

3) Kupferstiche.

Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur giebt über das griechische Münzwesen S. 47, und über das römische, S. 80, Büchernotizen. — Vorzüglich brauchbar ist: Raschens Kenntniß antiker Münzen nach Jobert de la Bastie, Nürnberg 1773, 3 Theile. 8.

Außer den seltenern griechischen Münzen von den verschiedenen Städten, auch in Großgriechenland, Sicilien und Kleinasien, und außer den römischen consulares oder familiares, und den imperiales, giebt es noch parthische und hebräische: ob echt? — (1 Macc. 15, 56. —) Vor Simon Maccabäus gab es keine. — Dann kommen die imperiales des Mittelalters, die Münzen der andern europäischen Länder, die Arabischen ꝛc. — Raschii Lexicon universae rei nummariae. Ueber den Feingehalt der alten Münzen ist Hauptwerk: Arbuthnot Tabulae antiq. nummorum, mensurarum, et ponder. 1756. 4to. Ueber das Aesthetische hat Winkelmanns Geschichte der Kunst einiges. Im Mittelalter wurden die Münzen höchst elend geprägt (Brakteaten); auch in neuern Staaten hat sich erst spät guter Geschmack auf den Münzen gezeigt. — Das Hauptwerk darüber sowohl, als über das Historische, ist: Spanheim de praestantia et usu nummorum antiq. Amst. 1717. 2 Fol.

Die vornehmsten größern Kupferwerke, worin griechische Münzen vorkommen, sind: Hubert Goltzii Graeciae universae

numismata, Antw. fol. 1620. Ejusd. Thesaurus rei antiquariae uberrimus. Ant. 1618. fol. Gesner Numismata graeca regum et virorum illustrium. Tiguri 1738. fol. Ejusd. Numismata graeca populorum et urbium, 1739 — 1754. fol. Haym, Tesoro Britannico, Lond. 1719. 2 Vol. 4 Lateiniſch, Wien 1763. 4. — Römiſche Münzen kommen in Kupfern vor, und in Gesneri Numismata antiquor. imperat. Rom. latina et graeca, Tiguri 1748. fol. — Ursini Familiae Romanae. Paris 1663. Thesaurus Morellianus, seu Famil. Roman. numismata omnia. Amst. 1734. 2 Fol. — Vaillant Nummi antiqui famil. Roman. 1703. 2 Fol. Ejusd. Numismata imperat. Rom. praest. Romae 1743. 3 Vol. 4to. Banduri Numismata imp. Rom. a Trajano Decio ad Palaeologos Augustos, Paris 1718, 2 Fol. — Die berühmteſten Münzkabinette ſind zu Rom im Vatikan, in London, beim brittiſchen Muſeum, in Wien, Berlin, Gotha und Stuttgard.

II. Epigraphik.

Das Studium der Inschriften hat nicht bloß philologischen Nutzen, sondern auch historischen, sofern jene als gleichzeitige Denkmäler und Urkunden zu betrachten sind, und daher unter die glaubwürdigsten Quellen gehören. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hat man sich höchst fleißig mit Aufsuchung, Sammlung, Erklärung und Benutzung der Inschriften, und zwar mit Benutzung theils für den epigrammatischen oder Lapidarstyl, theils für Geschichte und Alterthum, beschäftigt. Dazu kömmt die kritische Beurtheilung, wiefern sie echt und unverfälscht seyen. — Man findet dergleichen Inschriften auf Gebäuden, vornehmlich Tempeln, auf Grabmälern, Säulen, Statuen, Altären und Gefäßen; ihre Absicht ist, irgend einen denkwürdigen Umstand zu erhalten, oder die Bestimmung der damit bezeichneten Gegenstände anzuzeigen. Sie sind prosaisch, zuweilen auch metrisch. Das Sinngedicht bekam bei den Griechen den Namen des Epigramms, d. i. der Aufschrift, wegen der, ihren metrischen Aufschriften eignen, Kürze,

Ein-

Einfalt, Schärfe und Deutlichkeit. Der römische Lapidarstyl zeichnet sich durch Kürze, Einfachheit, und unperiodische Wortverbindung, oder durch prägnante Diktion in losen Sätzen, aus. Die berühmtesten Inskriptionen, griechische sowohl, als römische, führet Eschenburg im Handbuch zur klassischen Literatur mit vielen Literarnotizen an. Einige davon sind nur des Alters wegen berühmt, und ohne Werth für Geschichte, obgleich der Philolog sie benutzen kann; andere sind historisch wichtig. Unter diesen sind die wichtigsten die Parische Marmorchronik vom Jahr 268 vor Christo — (von Wegner in Göttingen 1790 in 8. — herausgegeben) — und die Fasti Capitolini, in Pighii Annal. Rom. Antw. 1615. Fol. und in Graevii thes. ant. Rom. Tom. XI. p. 173.

Die vornehmsten Sammlungen von Inschriften sind:

1) Von griechischen: Chishull, antiquitates asiaticae, Lond. 1728. Fol. Corsini inscriptt. atticae, Florent. 1752. 4. Chandler, inscript. antiquae, Lond. 1774. Fol. — —

2) Von römiſchen: Iani Grutei Inscript. ant. totius orbis Romani, Amst. 1707, cum suppl. — Donii inscript. ant. editae a Gorio, 1731. Fol. — Muratorii novus thesaurus vet. inscript. 1739. 4 Fol., cum suppl.

Kleinere Sammlungen der lehrreichſten römiſchen Inſchriften ſind: Fleetwood inscript. antiqq. sylloge, Lond. 1691. 8. Romanarum inscript. fasciculus in usum iuventutis — (auctore comite Polcastro), — Patav. 1775. 4.

Zum Leſen der Inſchriften, und beſonders zum Verſtändniß der Abkürzungen, dienen in Abſicht

1) auf die Griechiſchen: Maffei Graecorum siglae lapidariae, Veronae 1746. 8. Corsini notae Graecorum, 1749. Fol.

2) auf die Römiſchen: Sertorii Ursati, de notis Romanorum commentarius, in Graevii thes. antiquit. Romanar. Tom. XI. p. 503, und Ioh. Nicolai, de siglis veterum, 1706. 4.

I. Archäologie der Kunst.

Die Kunstdenkmäler

1) der Bildhauerei — (glyphice, sculptura —) Bildformerei — (plastice, figlina, —) Bildgießerei, (torentice, statuaria, —) sowohl in runden Bildungen, als Basreliefs, ingleichen der mußivischen Arbeit, (opus musivum, vermiculatum, tessellatum —) aus Thon, Glas, Marmor und Edelsteinen;

2) der Bildgraberei — in Metall, Elfenbein, Muscheln, Krystall, Edelsteinen, vornehmlich in den letztern, Steinschneiderei genannt, — Gemmen, theils vertiefte — (Intaglio's, gemmae diaglyphicae), — theils erhabene Gemmen — (Cameo's, gemmae ectypae, anaglyphicae;

3) der Materie, und

4) der Baukunst,

können außerdem, daß sie ästhetischen Werth und Nutzen haben, auch noch historisch benutzt werden, so wie sie selbst ein Gegenstand historischer Bearbeitung sind. Eschenburg's Handbuch der klassischen Litteratur, enthält eine sehr brauchbare Archäologie der Kunst, mit Literarnotizen.

Die Alterthumskunde ist nicht Hülfsmittel, sondern Bestandtheil der Geschichte. Auch die Mythologie gehört zu den Gegenständen der Geschichte, und die Geschichte der Geschichte ist eigentlich Geschichte der historischen Literatur, oder der historischen Kenntnisse. Diese drei Disciplinen hat Eschenburg unrecht unter den Hülfsmitteln der Geschichte angebracht.

Ueber die Hoffnung,

daß es beſſer werde

mit dem Menſchengeſchlecht.

Aus dem Lateiniſchen des Profeſſor Kraus. *)

*) Urſprünglich war dieſe Abhandlung eine lateiniſche Rede, mit welcher der Verewigte das akademiſche Rektorat niederlegte. Die Ueberſetzung iſt ſo genau gemacht worden, als es der Genius der Sprache, in die ich überſetzte, erlaubt. Nur, was bloß auf die erwähnten akademiſchen Feierlichkeiten Bezug hat und mit dem abgehandelten Gegenſtande nicht in näherer Verbindung ſteht, ließ ich weg.

D. Ueberſ.

Vorerinnerung.

Nachstehender Aufsatz kann mit zum Beweise dienen, daß nur ein zu peinliches Bestreben, recht guter Schriftsteller zu seyn, den verstorbenen Kraus gehindert hat, Schriftsteller zu werden. Denn nicht nur drei vollständige Lateinische Umarbeitungen finden sich von ihm, sondern auch eine mit vielen Zusätzen ausgestattete Verdeutschung von seiner eignen Hand, mit der Bemerkung: „Aus recht zierlichem Latein in recht unzierliches Deutsch übersetzt.“ Da dieß Urtheil Krause's über seine eigne Arbeit sehr treffend ist, so treffend, daß man aus seinem Deutsch das Lateinische Original ganz herstellen könnte, so war es allerdings rathsamer, die Abhandlung in einer lesbareren Uebersetzung, die Hrn. Pred. Böthel zum Verfasser hat, dem Publikum mitzutheilen. Ausgeschlossen aus

der Sammlung Krausischer Schriften konnte sie füglich nicht werden. Denn hätte gleich ihr Verfasser selbst vielleicht in unsern Tagen eine tiefere Ansicht seines Thema gefaßt, hätte er vielleicht die Steigerung oder Abnahme der intensiven Kraft des Menschengeschlechts, wie man wünschen mögte, ebenfalls mehr in Erwägung gezogen, mögte vielleicht auch ein Anderer den faktischen Beweis, es sey wirklich besser mit uns geworden, in andrer, der Natur der Sache angemeßnerer, Ordnung geführt und aus der erhöhten und erweiterten Einsicht die Verbesserung der Staatsverfassungen, aus beiden die Vermehrung des Wohlstandes abgeleitet haben, ist auch nicht alles, was der Aufsatz enthält, hier zum ersten Male gesagt, so ist er doch als ein wichtiger Beleg von Krause's Weltansicht und in so fern als Nachtrag zu den encyklopädischen Ansichten, schätzbar.

E.

Der Menſch, der als Zuſchauer und Beobachter in dieſe Welt geſetzt iſt, darf ſich nichts fremde ſeyn laſſen, was den Menſchen betrifft. Denkt er aber über die Schickſale der Menſchheit nach, auf der einen Seite durch die Geſchichte der Vergangenheit, auf der andern durch ſeine eigne Vernunft erleuchtet, will er nicht bloß das Einzelne erforſchen, ſondern alles unter einander vergleichen und auf ein gewiſſes Reſultat zurückführen: ſo muß er nothwendig auch auf jene berühmte und vornehmlich in unſern Tagen oft aufgeworfene Frage gerathen, ob man hoffen dürfe, daß der Wechſel der Begebenheiten allgemach einen beſſern Zuſtand des Menſchengeſchlechtes herbeiführen werde, oder ob man mit mehr Recht dieſe Hoffnung für eitel erklären und annehmen müſſe, das Loos unſeres Geſchlechtes werde trotz der Umwälzung

der Dinge, trotz dem Wechsel der Begebenheiten dasselbe bleiben, das es die her war?

Diese Frage, wenn auch nicht zu entscheiden, doch zu erörtern und durch einige Bemerkungen zu erläutern, ist der Zweck dieses Vortrages.

Viele Menschen überreden sich, es sey nun einmal das Schicksal aller menschlichen Dinge immerfort sich im Kreise herumzudrehn, längst schon geschehe nichts Neues unter der Sonne, immer komme dasselbe, wenn auch unter veränderter Gestalt, wieder, es werde immer das alte Schauspiel, obgleich von andern Personen, aufgeführt; sie glauben, alle möglichen Veränderungen des Menschengeschlechts seyen längst erschöpft, und machen daraus den natürlichen Schluß, auch für die Zukunft lasse sich nichts besseres hoffen, und beginne auch einst eine glücklichere Periode, so werde sie doch nicht von Dauer seyn, das Menschengeschlecht werde wieder dahin zurücksinken, von wo es sich erhob, bis es wieder einmal auf ähnliche Art sich erhebe und — wieder versinke. Für diese Meinung erklärt sich nicht bloß der Witz, der jede

Aehnlichkeit zwischen Ehemals und Jetzt aufzugreifen und die ungleichartigsten Dinge zusammenzuzählen geneigt ist, sondern stützt sich auch auf das wichtige Gesetz der Philosophie, welches befiehlt nichts anzustaunen, sondern alles gleichsam auf bekannte Formeln zurückzuführen; auch fehlt es ihr nicht an scheinbaren Gründen, die wohl einer genauern Untersuchung werth sind.

So wie alles in dieser Welt, so hat auch das Menschengeschlecht seine eigene, an gewisse Kräfte, an unveränderliche Gesetze gebundene, Natur, nach der wir, so hoch wir uns auch über die andern Thiere erheben, doch beschränkt sind, nicht bloß in wiefern uns äußere Gegenstände afficiren, sondern selbst in Hinsicht auf die Beschaffenheit unseres Geistes. Fände sich nun bei genauerer Untersuchung, daß diese Natur des Menschen seinem Streben nach Weisheit, Tugend und Glückseligkeit nicht nur nicht förderlich, sondern wohl gar hinderlich wäre; so dürfen wir uns nicht mehr den Träumen von einem einstigen bessern Zustande des Menschengeschlechts überlassen, der so viele Jahrhunderte hindurch sehnlichst

erwünscht und doch vergebens erwartet iſt; wir müßten aufhören dieſe Träumereien, weil ſie ſo angenehm ſind, für wahr, und Wünſche für Gründe zu halten. Wie wenig aber unſere Natur jenem uns angebornen Vervollkommnungstriebe entſpreche, fällt nur zu deutlich in die Augen. Denn wir mögen den einzelnen Menſchen betrachten, wie er die verſchiedenen Lebensſtufen von der Kindheit bis zum Alter zurücklegt, oder die Menſchen überhaupt, wie ſie mehr durch Zufall als nach Abſichten, mehr durch Nothwendigkeit als durch freien Entſchluß in mancherlei Geſellſchaften ſich verbinden und mancherlei Geſinnungen und Sitten annehmen; überall finden wir wenig Troſt und Hoffnung. Was den einzelnen Menſchen betrifft: ſo werden wir ja ohne alle Kenntniß geboren, ſchwerlich lernt jemand anders als durch eigenen Irrthum gewitzigt, durch eigne Schuld geſtraft, durch eigne Sorgen gemartert, Thorheit und Laſter fliehen, falls es der Zufall ſo fügt, und die Gelegenheit und die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes ihn bei Zeiten zur Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt führen — zu geſchweigen, daß jedem Lebens-

alter andere Gefahren drohen, und daß mit den Jahren nur die Art, nicht die Zahl der Uebel sich verändert. Nicht erfreulicher ist der Anblick der Gesellschaften, zumal, wenn man untersucht, welchen Einfluß der rohere oder gebildetere Zustand derselben auf die Kultur der Gemüther und Sitten hat, auf denen doch einzig und allein alle menschliche Wohlfahrt und jede Hoffnung eines bessern Lebens beruht. In dem rohen Zustande der Gesellschaft, in dem der von uns sogenannte Wilde und Barbar lebt, herrschen gräßliche Grausamkeit, unversöhnlicher Haß und verrätherische Treulosigkeit gegen jeden, die Gemüther sind durch Furcht verwildert, durch Aberglauben verblendet und werden nur durch den Stachel des Schmerzes etwas über das thierische Leben hinausgetrieben. In einem kultivirteren, und eben daher glücklicheren Zustande weichen zwar allgemach jene Uebel, aber an ihre Stelle treten List, Betrügerei, unbändige Lüste; auf der einen Seite nehmen Hochmuth, Habsucht, Schwelgerei überhand, auf der andern, Dürftigkeit, Elend, Geistesermiedrigung, auf beiden Seiten aber, Neid, Feind-

schaft und Groll, meistentheils zwar heimlich, doch um so kränkender und verderblicher. Sind nun in beiden gesellschaftlichen Zuständen die Menschen so gesinnt und gesittet, ist es wohl ein Wunder, wenn sie überall heerdenweise mörderische und verheerende Kriege führen, im einzelnen durch Unrecht und Frevel aller Art sich plagen, und durch ihre eigne Unthaten sich zu Grunde richten; wenn der Friede so unbeständig ist, daß er mehr ein unzuverlässiger Waffenstillstand als eine sichere Ruhe genannt zu werden verdient; wenn die gesellschaftliche Verfassung, wie vollkommen sie auch seyn mag, das Unrecht kaum zu hemmen, geschweige denn auszurotten vermag; wenn endlich auch die besten Anstalten immer nur wenig zur Veredlung der Gesinnungen und Sitten beitragen? Zwar pflegt man jenem Zustande der Menschen, in welchem jeder sein eigner Gesetzgeber und Richter ist, den kultivirten bürgerlichen Zustand weit vorzuziehen, weil man in diesem unter dem Schutze der Gesetze und Gerichte lebt; aber eben daraus entsteht eine neue Gattung von Uebeln, die dem bürgerlichen Zustande

faſt eigenthümlich und ſelbſt von den gebildeteſten nicht ganz zu entfernen iſt — ungerechte Geſetze, durch welche die Mächtigern und Ehrigern förmliche Rechte, Unrecht zu thun, ſich gründen, oder wenn dieſe ſchon hergebracht ſind, ſie noch mehr befeſtigen und in der Ausübung derſelben ſich den Schutz der öffentlichen Gerichte verſchaffen. Dieß iſt eins der allerverderblichſten Uebel; denn durch nichts werden die armen Sterblichen mehr getäuſcht, herabgewürdigt und gemartert, als durch dergleichen Geſetze, welche die dem Unſchuldigen zuſtehende Vertheidigung und Sicherheit nicht nur ihm entreißen, ſondern ſogar zu ſeinem Nachtheil dem Beleidiger zuwenden. Es iſt unnöthig, alle Rechte dieſer Art aufzuzählen; es ſey genug das einzige zu berühren, kraft deſſen Menſchen, obgleich keines Verbrechens ſchuldig, wodurch ſie es verdient hätten, durch keinen Vertrag dazu verpflichtet, ſondern unſchuldig und gegen ihren Willen, bloß weil ſie an einem gewiſſen Orte geboren ſind, nicht ſich, ſondern Andern, angehören, nicht für ſich, ſondern für Andere, leben ſollen, ſo daß, wenn ſie dieſem Jammer und Frevel zu

entfliehen ſuchen oder ihn zu dulden ſich weigern, ſie für ſtraffällig von demſelben Gericht erklärt werden, das ſonſt dergleichen Mißhandlungen, wenn ein Anderer ſie ſich erlaubte, als Verbrechen ahnden würde. An dieſe Art von Rechten, die bei fortgehender Kultur immer drückender und unerträglicher werden, ſchließen ſich viele andere Gattungen, die zwar minder laſtend, aber nicht weniger ungerecht auf der gewerbetreibenden Klaſſe, zumal in den Städten, ruhen. Fügt man zu dieſen, unter dem heiligen Schutze der Geſetze und Gerichte gehandhabten Rechten, Unrecht zu thun, noch die vielen und mancherlei Plackereien hinzu, die, obgleich nicht geſetzmäßig, doch ungeſtraft und gleichſam herkömmlich, diejenigen, welche im Beſitz der höchſten Macht ſind, oder die Auktorität eines öffentlichen Amtes beſitzen, ſich und ihren Günſtlingen zu geſtatten pflegen, ſo darf man ſich wohl nicht wundern, daß es Männer gab, die, wenn ſie einen Blick auf dieſe Erbübel der Staaten warfen, den rohen Zuſtand unkultivirter Völker dem gebildeten bürgerlichen Leben vorzogen, weil in jenem

die

die Menſchen, wenn gleich weniger Freude, doch auch weniger Leiden hätten.

Wir haben die Gründe dargeſtellt, welche alle Hoffnung eines einſtigen beſſern Zuſtandes der Menſchheit zu vernichten ſcheinen. Die ganze Kraft dieſer Gründe beruht darauf, daß man glaubt, die Uebel, mit denen wir kämpfen, ſeyen unſerer Natur angeboren. Denn räumet man dieſes ein, ſo muß man freilich eingeſtehen, daß es eben ſo unmöglich iſt, **von denſelben uns zu befreien, als den Geſetzen der Natur zu entfliehen. Bei der ganzen Unterſuchung der vorgelegten Frage kommt es alſo darauf an, daß wir die Beſchaffenheit unſerer Natur kennen lernen.** Dieſe erſcheint ſchon beim erſten Anblick nicht ſo einfach als man gewöhnlich glaubt. Denn wenn jede Gattung der übrigen lebenden Geſchöpfe nach einer gleichſam vorgeſchriebenen Regel immer auf dieſelbe Weiſe leben muß, ſo iſt im Gegentheil die Natur des Menſchen von der Art, daß ſie nicht bloß den durch die entlegenſten Weltgegenden von einander getrennten Völkern, ſondern auch den in einem Lande lebenden, von einem Volk entſprungenen Menſchen zu

verſchiedener Zeit, höchſt verſchiedene Sitten, Geſinnungen und Einrichtungen verſtattet. Die Biene macht Honig in Deutſchland und England jetzt nicht anders als zu Virgils Zeit in Italien. Aber wie himmelweit verſchieden ſind die jetzigen Einwohner Deutſchlands, von den Deutſchen, deren Sitten Tacitus ſchildert! oder die dummen und ungeſchlachten Britten, die Cäſar heimſuchte, von denen, die jetzt auf dieſer Inſel ſich brüſten! oder die Gallier, die einſt unter Brennus Rom verwüſteten, von denen, die jetzt dort und faſt im ganzen Europa Geſetze geben! Offenbar iſt dieſe Verſchiedenheit nicht bloß phyſiſchen Urſachen zuzuſchreiben, denn dieſe äußern immer dieſelbe Kraft und bringen mithin immer dieſelbe Wirkung hervor, ſondern moraliſchen d. i. ſolchen, die auf dem freien Willen beruhen und die wir jetzt etwas genauer beleuchten müſſen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß auch wir an Naturgeſetze gebunden ſind, und zwar nicht nur, in wiefern wir den übrigen lebenden Weſen ähnlich, ſondern auch, in wiefern wir derjenigen Regungen des Gemüths und der Geiſtesthätigkeit fähig

sind, worin das Wesen der Menschheit besteht. Es ist ferner nicht zu läugnen, daß wir selbst in Ansehung der Art, wie wir jene Regungen fühlen und in jene Thätigkeit uns setzen, gewisser Maaßen von äußern Umständen d. h. von der Beschaffenheit der uns umgebenden Menschen, von den Dingen und Geschäften abhängen, mit denen wir zu thun haben. Doch auf der andern Seite können wir es eben so wenig läugnen, daß der Gebrauch unserer Seelenkräfte einzig und allein von unserm Willen abhängt. Diesem Willen Bewegung, Richtung, Kraft zu ertheilen, besitzen wir jene drei eigenthümliche Vorzüge unseres Geschlechtes, das Vortrefflichste, was wir kennen, nämlich Vernunft, durch die wir die Ursachen und Gesetze erkennen können, denen nicht bloß das Weltall, sondern auch jeder Mensch, selbst unser ganzes Geschlecht, gewisser Maaßen unterworfen ist; dann Freiheit, nach der wir das Erkannte nach Belieben zu unserm Besten anzuwenden vermögen; endlich den uns eingepflanzten Vervollkommnungstrieb, der uns unablässig anspornt, alle Kräfte unseres Geistes, vornehmlich aber jene edlern, die

uns zur Erkenntniß des Wahren, zur Liebe des Schönen, zur Achtung gegen das Rechte und Gute führen, zu üben und nie gesättigt durch das, was wir errangen, unermüdet weiter zu streben. Dazu kommt die doppelte Gabe, die das gesellige Leben am meisten befördert, jene angeborne Sympathie der Gemüther, vermöge welcher ein Mensch die Sache Andrer als seine eigne betrachtet und von Gemeingeist beseelt und von Wetteifer und Ruhmbegierde ergriffen, mit vereinten Kräften nach allem Vortrefflichen um so eifriger strebt, je mehr es Vielen nutzlich, je weiter es selbst bis auf die spätesten Nachkommen dauerhaft scheint; demnächst aber das Sprachvermögen, verbunden mit dem Gebrauch der Schrift, wodurch wir Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse gegenseitig austauschen und auf diese Weise theils einzeln unterrichtet, erinnert, ermuntert, theils gemeinschaftlich zum Rathschlagen und Ueberlegen vereint und von einander regiert werden können. Außer diesen aber hat unser Geschlecht noch zwei andere ihm eigne Hülfsmittel, auf welche vielleicht die Hoffnung eines einstigen bessern Zu-

ſtandes zu gründen iſt. Einmal werden von Zeit zu Zeit große Männer geboren oder durch die Lage der Umſtände gebildet; ſie zeigen ſich gerade da am häufigſten, wo man ihrer am nöthigſten bedarf, bald um öffentliche Anſtalten, bald die Denkart und die Sitten der Menſchen, bald Kunſt und Wiſſenſchaften zu vervollkommnen; durch ihre Bemühungen wird mehr als durch alles andere der Menſchheit aufgeholfen. Zweitens überliefert jedes Zeitalter das, was es durch Erfahrung oder durch die Erfindung und Anordnung großer Männer beſitzt, dem folgenden, welches daſſelbe, durch ſeine Bemühungen erweitert und verbeſſert, abermals dem folgenden Zeitalter überliefert, ſo daß, obgleich das Leben des Menſchen kurz iſt, dennoch das Menſchengeſchlecht gleichſam ein unſterbliches Leben lebt und in der Reihefolge der Zeitalter ſich eben ſo emporheben kann, als im Laufe der Jahre ein einzelner Menſch.

Wenn nun unſere Natur mit ſo vielen und ſo großen Vorzügen begabt iſt, wer möchte nicht mit Seneka ſagen: unſere Gebrechen ſind heilbar und die Natur, nach deren Abſicht wir nicht ge-

brechlich seyn sollen, hilft uns, wenn wir nur wollen uns helfen lassen? *) oder wer sollte nicht glauben, daß durch lange Erfahrung und die Bemühungen großer Männer das gesellige Leben des Menschen vervollkommnet und durch eine bessere Verfassung desselben jeder Einzelne in dem Bestreben, sich selbst zu vervollkommnen, so weit unterstützt werden könne, als ein Mensch bei dem Gebrauch seines freien Willens durch äußere Gegenstände unterstützt werden kann.

Aber, möchte man einwenden, was hilft es, zu wissen, durch welche Mittel und auf welche Weise das Beste bewirkt werden kann? Davon ist die Rede nicht. Es fragt sich, ob das, dessen Möglichkeit niemand leugnen wird, auch wirklich geschehen sey und geschehen werde? Auch diese Frage wollen wir auffassen und zeigen, daß unser Geschlecht im Ganzen genommen bedeutende Fortschritte zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt gemacht habe und daß man keinen Rück-

*) Sanabilibus aegrotamus malis, ipsaque nos in rectum genitor natura, juvari si velimus, juvat.

fall von der erreichten Stufe der Vollkommenheit besorgen dürfe.

Die Wohlfahrt der gesammten Menschheit im geselligen Leben scheint vornehmlich in drei Stücken zu bestehen: in Gerechtigkeit, Wohlhabenheit und Einsicht oder Aufklärung; alle drei hängen zwar aufs innigste unter einander zusammen, doch beruht jedes auf besondern Bedingungen. Gerechtigkeit verlangt diejenige Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft, welche nicht nur dem Ganzen oder Einigen, sondern einem jeden eine Freiheit verschafft, die durch nichts, als durch die Gesetze der gemeinsamen Sicherheit beschränkt wird; Wohlhabenheit beruht darauf, daß Gegenstände des Bedürfnisses aller Art, welche Natur oder Kunst hervorbringen kann, erfunden, vermehrt und mittelst des Handels vertheilt werden. Aufklärung endlich hängt davon ab, daß die Kenntnisse, die entweder mit dem Inneren und Wesentlichen der Menschheit näher zusammenhängen, oder sonst im menschlichen Leben nützlich sind, nicht nur ausgebildet, sondern, was noch wichtiger ist, unter alle ohne Unterschied verbreitet werden, so daß man das am

leichtesten lernen kann, was, wenn man es weiß, am meisten frommt.

Untersuchen wir nun, in wiefern das Menschengeschlecht in diesen Hinsichten wirklich Fortschritte gemacht zu haben scheine.

Was zuerst die gesellschaftliche Verfassung betrifft: so scheint sich alles sehr zum Bessern verändert zu haben, wir mögen nun die Verbreitung der geselligen Kultur oder die innere Einrichtung der Staaten betrachten *). Denn man werfe einen Blick auf jedes einzelne unter den Ländern, welche über einer gerade vom Kap Finis Terrä bis an die Mündung des Amur gezogenen Linie nordwärts liegen, und erwäge, wie ihr Zustand jetzt ist, und wie er vor mehreren Jahrhunderten war — selbst unser Preußen ist ein redendes Beispiel — und man wird gewiß Ursache haben sich zu verwundern, daß ein so großer Theil der Erde, wel-

*) Hier eine nicht ausgeführte Anmerkung des Verfassers: Auch die äußere Verfassung der Staaten hat sich verbessert; alle stehen in einem Zusammenhange und bilden einen Antagonismus, wie ihn die alte Welt nicht kannte; z. B. durch stehende Gesandte — Europäisches Völkerrecht — politische Welt — u. s. w.

cher vor wenig Jahrhunderten noch voll Wälder und Sümpfe war, die nur von einigen Haufen wilder Nomaden, die kein allgemeines Gesetz, keine Regel der gemeinsamen Wohlfahrt verknüpfte, mehr durchstreift als bewohnt ward — daß diese Länderreihe jetzt durch einen bald höhern bald geringern Grad der Kultur so sehr verschönert ist. Dann erblickte man auf der entgegengesetzten Seite der Erde die neue Welt, welche die Europäer vor 300 Jahren nicht einmal dem Namen nach kannten — das unermeßliche Amerika *), das jetzt mit einer bürgerlichen Verfassung, deren es beinahe ganz entbehrte, fast durchaus versehen, und im nördlichen Theile, das am wildesten aussah, mit jedem Tage schöner aufblüht und so in jeder Hinsicht der alten Welt die empfangenen Wohlthaten reichlich zu erstatten verspricht. Nicht weniger Ursache haben wir uns Glück zu wünschen, wenn wir auf die allmählich emporgekom-

*) Die Entdeckung von Amerika ist ein Zeitpunkt in der menschlichen Geschichte, desgleichen es noch mehrere giebt, wie z. B. die Erfindung des Pulvers, des Compasses ꝛc.

Anmerkung d. Verf.

mene und besonders in unserm Zeitalter herrschende Maxime der Verfassung und Einrichtung der Staaten sehen. Denn die monokratischen Staaten, wohin der größte Theil der europäischen Reiche gehört, scheinen immer mehr dahin zu streben, daß die Feudal- und Priesterherrschaft verdrängt, in allen öffentlichen Geschäften, bei der Rechtspflege, beim Militär, in Kirchen- und Schulangelegenheiten, beim Finanzwesen alles von Willkühr unabhängig gemacht und an Gesetze gebunden, und daß bei der Gesetzgebung selbst, das heiligste aller Gesetze, die ewige Gerechtigkeit anerkannt werde, welche jedem Menschen Rechte ertheilt, die kein Geheiß des Fürsten, keine Macht der Gerichte zu rauben vermag. Man scheint in der That immer mehr einzusehen, daß Gesetze schon allein durch Gerechtigkeit weise sind, sonst aber entweder nicht Bestand halten oder den Zweck, zu welchem sie gegeben wurden, vereiteln. Man fängt an es nicht mehr zu bezweifeln, daß nur, wenn der Staat um der Bürger willen regiert wird, auch die Bürger bereitwillig seyn werden, um des Staates willen alles zu leisten, was man von

ihnen fordert *). Wir dürfen dieß nicht umständlicher erörtern. Wer kennt nicht Beispiele von ungereimten Gesetzen, wohin fast alle sogenannten Privilegien gehören, oder von ungereimten, wie die mehresten, welche die Wohlhabenheit des Volkes befördern sollen und gerade diesem Zweck schnurstracks entgegen sind! Zum Theil veralten diese Gesetze von selbst, zum Theil werden sie planmäßig abgeschafft, weil der Genius des Zeitalters oder vielmehr die Auktorität der gebildeten Vernunft es gebietet. Dieß ist die Lage monokratischer Staaten. Was aber jene großen repräsentativen Republiken betrifft, die wir in unserm Zeitalter entstehen sahen, die zwar, als Kinder Einer Mutter einander ähnlich, von allen Volks-

*) Zur Verbesserung der Staatsverfassung gehört die, wenn gleich in monarchischen Staaten fast nur ideale, scharfere Abtheilung der gesetzgebenden, richtenden, administrativen Gewalten. Fühlt man doch schon überall das Bedürfniß, eigene codices Legum zu haben, da man sonst deutsche Bauern nach latinischen Gesetzen richtete; bessert man doch überall an der Form der Rechtspflege (Gerichtsordnung) und sieht ein, daß gute Justiz in richtiger Anwendung nicht eine weniger, sondern der besten Gesetze bedarf. — Juger c'est une fonction et non pas un pouvoir.

Anmerk. d. Verf.

Staaten aber, die zu irgend einer Zeit da waren, ganz verschieden sind, mag auch ihr Schicksal seyn welches es wolle, mögen sie sogar alle untergehen, mag nichts von ihnen übrig bleiben als das Andenken; so viel ist gewiß, daß sie ausnehmende Beförderungsmittel zur Veredelung der Menschheit darbieten und daß aus ihnen unzählige Wohlthaten nicht bloß auf jene Völker, welche das gefährliche Experiment wagten, sondern auch auf die übrigen, welche monarchischen Häuptern gehorchen, sich ergießen werden. Denn hat man einmal die eigenthümliche Gestalt der Wahrheit und Gerechtigkeit erblickt, so läßt sie eine unauslöschliche Liebe und Sehnsucht in den Gemüthern zurück.

Man glaube nur nicht, daß die jetzt gewöhnliche Form bürgerlicher Gesellschaften schon sonst einmal irgendwo Statt gefunden habe. Es ist vielmehr gewiß, daß dem ganzen Alterthum, so viele und mancherlei Arten von monokratischen und demokratischen Staaten es auch sah, doch weder eine repräsentative Republik, noch eine echte Monarchie, wie man sie sich jetzt denkt, aus Erfahrung

bekannt gewesen ist. Dieß kann uns auch nicht befremden, wenn wir dem Ursprunge dieser beiden Staatsverfassungen nachgehen, die noch von der Völkerwanderung, von dem durch jene Völker veranlaßten Feudalwesen, von der ganz Europa durchdringenden und umbildenden Hierarchie, von der Wohlhabenheit der durch Kunstfleiß und Handel emporblühenden Städte, endlich von der durch alle Klassen der Bürger verbreiteten Kultur herzuleiten ist. Es sey genug, aus mehrern Unterschieden aller alten Staaten von den bessern unter den neuern einen auszuheben, den nämlich, daß in den ersteren überall Leibeigene gehalten wurden, dergleichen in den letztern nicht Statt finden. Wie unaussprechlich elend muß in dieser Hinsicht der Zustand derjenigen Bürger gewesen seyn, welche kein Land besaßen, d. h. der mehresten der Proletarier in Rom, der Thetes in Athen! Sie hatten keine Gelegenheit, durch ländliche Arbeiten oder durch städtische Gewerbe sich ihren Unterhalt zu verdienen, weil die reichern Bürger dieß alles durch ihre zahlreichen, zum Theil auch in Arbeitshäusern eingesperrten Sklaven verrichten,

und ſo jenen hülfloſen Mitbürgern keinen andern Erwerb übrig ließen, als ihre Stimmen zu verkaufen und ihre Patrone zu begrüßen und zu begleiten. Wieviel erfreulicher iſt dagegen jetzt in einem großen Theil von Europa das Loos dieſer zahlreichen Bürgerklaſſen, indem ſie nicht nur alle, oder doch die mehreſten Erwerbszweige ergreifen können, ſondern auch dadurch, daß ſtatt der Sklaven, die nichts kaufen, freie Menſchen leben, die eben ſo viele Käufer ſind, zur Betriebſamkeit aufgefordert werden und den verdienten Lohn für ihre Arbeit empfangen.

Dieß führt uns zum zweiten Gegenſtande unſrer Erwägung, ob nämlich in neuern Zeiten die allgemeine Wohlhabenheit durch Vermehrung und Verbeſſerung der Natur- oder Kunſtprodukte gewonnen hat? Nichts weckt und befördert mehr die Betriebſamkeit, die Urheberin aller Wohlhabenheit, als eine ſolche Verfaſſung des geſellſchaftlichen Lebens, die jeden ſicher ſtellt, daß er die Früchte ſeiner Betriebſamkeit ungeſtört und vollſtändig werde genießen können und niemand hindert, diejenige Art der Beſchäftigung,

die er sich gewählt hat, wirklich auszuüben. Ist es also wahr, daß in neuern Zeiten das gesellschaftliche und bürgerliche Leben, theils weiter auf der Erde verbreitet, theils vornehmlich an vielen Orten verbessert ist, und daß Freiheit und Sicherheit des Gewerbbetriebs sich weiter und auf mehrere hin erstreckt; so muß die Wohlhabenheit dadurch nothwendig um vieles erhöht seyn. Das zweite Mittel die Industrie zu vermehren, ist der allgemeinere wechselseitige Verkehr der Menschen und Völker.“ In dieser Hinsicht konnte sich vielleicht nichts Wunderbareres für das Menschengeschlecht ereignen, als was vor 300 Jahren geschah, wo eine neue Welt, gleichsam ein unermeßliches, bisher verschlossenes Naturalienkabinet, angefüllt mit den seltensten Dingen, eröffnet ward und beinahe zu gleicher Zeit der reichste Theil der alten Welt, Südasien, den Europäern so lange fast unzugänglich, durch einen neuen Weg sich ihm aufschloß. So viel ist gewiß, daß seit dieser Zeit, wenn auch nicht bloß aus diesem, sondern mehr noch aus jenem ersteren Grunde, Landbau, Kunstfleiß, Handel und überhaupt Gewerbe aller Art

mehr aufgeblüht ist, und die Natur- und Kunsterzeugnisse nicht bloß in Europa, sondern auch in den entlegensten Ländern beträchtlich vermehrt sind. Denn was zuvörderst den Landbau betrifft, so wurden sogleich, nachdem man den Erdball umschifft hatte, die nützlichen Gewächs- und Thierarten aus ihrer Heimath nach andern Gegenden, wo sie bis dahin nie gewesen, verpflanzt und daselbst vermehrt — Anfangs zwar nur eine Unternehmung einzelner Privatpersonen, jetzt aber öffentliche Anordnung ganzer Staaten. So dürfen wir hoffen, es werden einst, wo nur irgend auf der Erde nützliche Gewächse und Thiere sind, die auch anderswo fortkommen können, diese dahin versetzt und da fortgepflanzt werden, und auf diese Weise jene unvergänglichen Geschenke der Natur, die mehr als alles andre zur Wohlhabenheit beitragen, nach allen Seiten verbreitet und vervielfältigt, das Menschengeschlecht bereichern *). Ich schweige von den zumal in der neuen Welt

*) Abgerechnet etwa, was sich bloß auf Geschmack in bildenden Künsten bezieht.
Anm. d. Verf.

Welt blühenden Kolonien, dergleichen das Alterthum nicht kannte, die bestimmt sind zur Erzeugung von mancherlei vorzüglich gesuchten Produkten, die unter Europäischem Himmel nicht fortkommen, und einzig zur Bereicherung der Mutterstaaten sowohl als dieser Kolonien dienen sollen. Endlich erwäge man, wie sehr die unter den Europäern herrschende Begierde und Lüsternheit nach den Waaren des Auslandes ihre Betriebsamkeit erweckt und schärft, da sie mit den Früchten derselben mittelbar oder unmittelbar sich jene Waaren erhandeln müssen. — Vergleichen wir eben so den jetzigen und ehemaligen Zustand der Kunstgewerbe, so finden wir, daß die Alten kaum Anfänger in denselben waren *); so sehr haben sie sich jetzt vermehrt und verbessert. Man betrachte nur die Menge der Stoffe, welche man bearbeitet und deshalb von aller Welt Enden zusammenbringt, oder die bewundrungswürdige Mannigfaltig-

*) Auf öffentliche Kosten wurden in neuern Zeiten Naturforscher in die entferntesten Gegenden geschickt, um naturhistorische Kenntnisse zu berichtigen und zu erweitern. Man legte Naturalienkabinette an, dergleichen man im Alterthum nicht kannte.

Anm. d. Verf.

keit der Maschinen und Werkzeuge, deren man sich bedient, oder endlich die durch unzählige Erfindungen verbesserten Operationen selbst. Dazu kommt noch die Hoffnung, daß sie mit dem Laufe der Zeit noch immer mehr sich aufnehmen und vervollkommnen werden. Wie sehr endlich der Handel nach allen seinen Zweigen in neuern Zeiten immer mehr sich erweitert und vervollkommnet hat, kann ich hier nicht ausführen; nur einige der vorzüglichsten Hülfsmittel will ich nennen, die ihm erst neuerdings zu Hülfe gekommen sind. Dahin gehört der Gebrauch und vornehmlich das Giriren der Wechsel, die in allen Ländern selbst Privatpersonen und Fremden zu Statten kommenden Postenanstalten, die mancherlei zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Schiffahrt getroffenen Einrichtungen, die Kundbarkeit der auf kaufmännische Angelegenheiten sich beziehenden Notizen, die man ehedem geheimnißvoll bewahrte u. dgl. m. Durch diese Vorkehrungen scheinen nunmehr sämmtliche Handelsleute aller Völker gleichsam eine unsichtbare Handelswelt auszumachen, aus welcher alle Unterschiede der Staaten, Gesetze,

Religion, Sitten verbannt ſind, in welcher nur der gemeinſame Nutzen einen eben ſo freien als genauen Gehorſam erzeugt.

Noch iſt die dritte Frage zu erörtern übrig, welche Fortſchritte das ſpätere Zeitalter in der Vervollkommnung und Verbreitung der Kenntniſſe gemacht hat?

Was zuvörderſt die Vervollkommnung der Kenntniſſe betrifft, ſo iſt wenigſtens ſoviel gewiß, daß die gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts hitzig beſtrittene Frage, ob in den Wiſſenſchaften und Künſten der Vorzug dem Alterthum oder der neuen Zeit gebühre? wenn ihre Entſcheidung gleich in Hinſicht auf Sachen des Geſchmacks, vielleicht auch in der ſpekulativen Philoſophie zweifelhaft ſcheinen mag, doch nicht einmal zu dulden iſt, wenn man ſie auf diejenigen Kenntniſſe ausdehnen will, die entweder von Beobachtungen oder Verſuchen abhängen oder auf dem Wege der mathematiſchen oder ſonſt unzweifelhaften Demonſtration ſich erweitern laſſen. Denn es ſpringt ins Auge, daß dieſe durch längere Erfahrung und fortgeſetzte Bemühungen der Menſchen nothwendig vermehrt und ver-

bessert seyn müssen. Es giebt zwei Gattungen solcher Kenntnisse; die eine beschäftigt sich mit Beschreibung und Erklärung der Gegenstände in der Natur, die andere mit menschlichen Angelegenheiten, indem theils erforscht wird, wie sie beschaffen waren und sind, theils wie sie beschaffen seyn sollten. Wem ist es unbekannt, wie glücklich die Naturgeschichte und Naturlehre, welche die erste Gattung ausmachen, zumal im letzten Jahrhunderte bearbeitet sind? In wie fern die Naturlehre auf Mathematik beruht, hat sie, die den Alten fast gänzlich unbekannt war, sich zu einer solchen Höhe erhoben, daß es schwerlich ein glorreicheres Denkmahl des menschlichen Geistes giebt; in wiefern sie aber auf chemischen Versuchen beruht, von denen das Alterthum gar nichts wußte, hat sie in unserm Zeitalter wahre Wunder zu Tage gefördert. Dazu kommt, daß diese ganze Gattung von Kenntnissen neuerlich auf die Gewerbkunde und zur Befriedigung der mancherlei Lebensbedürfnisse mit dem besten Erfolg angewandt worden ist; woraus mehrere überaus nützliche Kenntnisse entstanden sind. Zur zweiten Gattung kann

man theils die Geschichte und Beschreibung der Völker sowohl überhaupt, als insbesondere der gebildeten europäischen rechnen, theils diejenigen Wissenschaften, welche nicht sowohl die Gründe der schon vorhandenen Gesetze und Anstalten untersuchen, als vielmehr derer, welche noch gemacht und eingerichtet werden sollten. Und diese Wissenschaften, Naturrecht, Staatswirthschaft, Gesetzgebungskunst und wie sie sonst Namen haben mögen, sind in unserm Zeitalter nicht etwa nur ausgebildet, sondern erfunden worden. Auch darf man nicht zweifeln, daß vieles von dem, was noch in beiden Gattungen zu erfinden und zu ersinnen übrig ist, von unsern Nachkommen wird ergänzt werden; ja selbst von dem nächstfolgenden Zeitalter dürfen wir in dieser Hinsicht vieles hoffen. Denn so wie die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften, welche vor etwa 300 Jahren eintrat, nicht sowohl der damals vorzüglich beginnenden Lektüre griechischer und römischer Schriftsteller, als vielmehr den wunderbaren Ereignissen *) zuzuschreiben ist, durch

*) Die Entdeckung von Amerika und Südasien, die Reformation, Karl V. und vor allen

welche der Muth und Eifer geweckt wird, ſelbſt die Quellen aufzuſuchen, aus denen das Alterthum alles Vortreffliche geſchöpft hat, d. h. frei und unabhängig alles zu beobachten und zu durchdenken; ſo darf man auch von dem durch nicht minder wunderbare Ereigniſſe jetzt geweckten und immer mächtiger werdenden edlen Schwunge der Geiſter ſich viel Vortreffliches für die Nachwelt verſprechen *). Vorzüglich wird die Vermehrung und Verbeſſerung der Wiſſenſchaften durch die vortrefflichen, zur Vorbereitung der Kenntniſſe dienenden Hülfsmittel, die wir den neuern

Dingen der Widerſpruch, in dem die Urtheile der Klaſſiker mit den damals herrſchenden Meinungen ſtanden.

Anm. d. Verf.

*) Zur beſſern Aufklärung gehört die Abſchaffung unnützer Studien, z. B. der Heraldik, Polemik, Münz-, Maaß- und Gewichtskunde, die bequemere Eintheilung des Kreiſes in 400 Grade, das Eiſen, Kaliber ſtatt des Reinkalibers in der Artillerie. Bis auf die neueſten Zeiten behielten die Wiſſenſchaften gleichſam die Organiſation bei, die ſie urſprünglich in Griechenland und Rom erhielten, die nachher von den Scholaſtikern verunſtaltet und ſeit dem 16ten Jahrhunderte wieder hergeſtellt war. Dazu ſchätzte man ehedem viel unnützes Zeug ſehr hoch und verkannte das Heilſame. Jetzt iſt das beſſer geworden.

Anm. d. Verf.

Zeiten verdanken, befördert; denn diese Verbreitung ist fast von noch größerer Wichtigkeit als die Vervollkommnung selbst. Zu diesen Hülfsmitteln gehört das Papier, das eben so wohlfeil als nützlich ist; die Buchdruckerei, durch welche Schriften so außerordentlich leicht und schnell vervielfältigt werden können; die Kupferstecherkunst, die so trefflich dazu dient, mathematische Figuren, Landcharten und Abbildungen von Gegenständen der Natur oder der Kunst, sowohl schön als um einen geringen Preis darzustellen; endlich der Buchhandel, der eben so sehr die Bequemlichkeit des Lesers, als den Ruhm und die Belohnung des Schriftstellers befördert. Denn im Alterthum konnte nur eine kleine Zahl von Bürgern sich eines reichlichen Gebrauchs der Bücher erfreuen; im Mittelalter verbargen alles, was irgend von Wissenschaften vorhanden war, die Geistlichen und theilten es in einer den Laien unbekannten Sprache, als Ordensgeheimnisse, nur sich unter einander mit; selbst in neuern Zeiten glaubte man manches, was sich auf Kunstgewerbe, auf Handel, auf öffentliche Geschäfte und Anstalten bezog, geheimnißvoll verhehlen

zu müſſen. Jetzt dagegen wird alles, was irgend zu wiſſen nützlich oder angenehm zu leſen iſt, ohne Rückhalt in der Mutterſprache, in einer der Faſſungskraft gemiſchter Leſer angemeſſenen Form und ſo bekannt gemacht, daß jeder leicht dazu gelangen kann. Wir dürfen hier nur an ſo viele Schriften erinnern, die theils für das zarte Alter, theils für das weibliche Geſchlecht, theils überhaupt für Perſonen von allerlei Beruf über die ihnen intereſſanten und nützlichen Dinge erſchienen ſind. Vornehmlich aber iſt jene treffliche, dem Alterthum gänzlich unbekannte Anſtalt der mancherlei Zeitungen und Zeitſchriften anzuführen, welche alles Merkwürdige, was irgendwo vorfällt oder ausgeführt wird, überall hin und über die ganze kultivirte Erde verbreiten, indem die Poſt zu Waſſer und zu Lande den ganzen literäriſchen Verkehr und insbeſondere dieſe Art deſſelben, befördert. Dazu kommt auf der andern Seite, daß die Kunſt zu leſen und ſelbſt zu ſchreiben, die jetzt auch für die Aermſten eben ſo leicht zu erlernen als unentbehrlich geworden iſt, ſich immer mehr durch alle Volksklaſſen verbreitet — vielleicht das

wirksamste Beförderungsmittel der gesellschaftlichen Wohlfahrt. Diese Kunst giebt dem Menschen gleichsam einen sechsten Sinn, dessen ehedem, selbst in dem sonst so gebildeten Griechenland und Italien, die bei weitem größere Anzahl entbehren mußte, die jetzt in jeder wohl eingerichteten Gesellschaft so ungleich mehrere haben, und die in Zukunft vielleicht selbst nach gesetzlichen Verordnungen keinem Erwachsenen wird fehlen dürfen.

Erwäget man dieß alles, so kann man nicht umhin, einer jener Handelswelt ähnliche, eben so unsichtbare Welt, die literärische anzuerkennen, die aus den Schriftstellern und Lesern aller Völker besteht; aus ihr ist jede fremde menschliche Auktorität verbannt, in ihr hat nur die unverfälschte Vernunft Majestätsrechte, denen jeder frei und gern huldiget; sie ist so ehrwürdig und geehrt, daß, nimmt sie einmal die Kraft der öffentlichen Meinung an, sie selbst auf diese sichtbare Welt wirkt, daß sie selbst den höchsten irdischen Gebietern gebietet, daß die Bürger ihre allgemeinen Rechte, mehr dem Staate vorzuschreiben, als von ihm zu empfangen scheinen.

Das waren nun die vorzüglichſten Gründe, auf die ſich unſre Ueberzeugung ſtützt, daß das Menſchengeſchlecht zur Verbeſſerung des geſelligen Lebens bedeutende Fortſchritte gemacht hat. Aus alle dem erhellt, wie falſch die Behauptung iſt, daß ſchon ſeit langer Zeit nichts Neues unter der Sonne geſchieht, da vielmehr im Gegentheil unſer Geſchlecht die erwünſchteſten Hülfsmittel erſt in ſehr neuen Zeiten erhalten hat. Eher könnte es befremden, warum dieſe Erfindungen und Entdeckungen erſt ſo ſpät gemacht ſind. Aber was iſt ſpät, wenn man von dem geſammten Menſchengeſchlecht ſpricht? Die Zeit von 60 Jahrhunderten, welche der gemeinen Annahme nach vom Urſprunge unſers Geſchlechts verfloſſen ſeyn ſoll, ſcheint zwar ſehr lang, wenn man ſie mit dem Leben eines Menſchen vergleicht, aber wie winzig erſcheint ſie, verglichen mit jener unendlichen Reihe von Jahrhunderten, welche nach der Demonſtration der mechaniſchen Aſtronomie bei ungeſtörter Naturordnung unſere Erde und mit ihr das Menſchengeſchlecht dauern kann! Ja eben der Umſtand, daß ſo viele vortreffliche Erfindungen erſt

neuerlich ans Licht gebracht und so erwünschte Veränderungen erst seit kurzem eingetreten sind, beweiset deutlich, daß unser Geschlecht auf der Erde noch sehr neu sey.

Denn auf diejenigen darf man nicht hören, die in ihrem Wahne behaupten, das Menschengeschlecht habe von aller Zeit her immer existirt oder, wenn auch einmal entstanden, sey es doch schon mehr als ein Mal zu dem jetzigen Grade der Kultur emporgestiegen, nachher aber durch irgend einen Unfall in den Zustand der Wildheit, der nach dem Zeugniß der Geschichte der Zustand aller Völker bei ihrer Entstehung ist, wieder zurückgesunken, so daß alle Denkmäler der vormaligen Bildung bis auf die letzte Spur untergegangen und vertilgt seyn. Gesetzt auch, alle Werke menschlicher Kunst wären gänzlich vernichtet worden, so müßten doch, da jene Menschen bei der angenommenen Kultur eben so gut wie wir darauf hatten bedacht seyn müssen, nützliche Pflanzen und Thiere aus einer Gegend in die andere zu versetzen, diese unvergänglichen Werke der Natur in dem neuen Aufenthaltsort, wo sie von selbst fortkommen

konnten, allen menschlichen Unfällen entgangen und auf jede folgende Zeit übrig geblieben seyn. Warum blühte denn vor Lucullus kein Kirschbaum in Italien? warum spann vor Roger in Sicilien kein Seidenwurm? Warum wuchs auf dem Kap vor 300 Jahren kein Wein? Warum weideten auf den unermeßlichen Gefilden von Amerika, kein Rind, kein Pferd, kein Schaaf, keine Ziege, kein Schwein? Erkläre das, wer sich träumen läßt, daß das Menschengeschlecht schon von jeher auf der Erde existirt und schon einigemal unsere heutige Kultur sich errungen habe.

Eben so wenig ist auf diejenigen zu hören, welche befürchten, daß jene trefflichen Anstalten zur Verbesserung des menschlichen Lebens, die jetzt schon in einem so großen Theil der Erde aufgeblüht sind, wieder einmal alle möchten zerstört werden und so das Menschengeschlecht von neuem verwildern *). Denn der Haupt- und einzige Grund, durch welchen sie diese Behauptung unterstützen wollen, daß nämlich manches Volk, das

*) Ferguson's περικαταστασις.

Anm. d. Verf.

schon einen ausgezeichneten Grad der Kultur erreicht hatte, durch mächtige Barbaren bezwungen, ausgeartet und verwildert sey, trifft nicht zum Ziele. Es ist wahr, in der ehemaligen Wohnung jener gewerbfleißigen Karthager hausen jetzt rohe Seeräuber; an den Ufern des Eurotas und Ilyssus leben jetzt entartete Griechen, Sklaven von Barbaren, himmelweit verschieden von jenen Spartanern und Athenienſern, deren unsterblicher Ruhm zu Leonidas und Themistokles Zeit durch die Geschichte verherrlicht wird. Aber wer wagt es zu behaupten, daß durch diese Begebenheiten Tunetaner und Türken in der Kultur nichts gewonnen haben? sie unterscheiden sich doch in der That sehr von ihren Vorfahren, welche einst in Arabien und hinter dem kaspischen Meere als Nomaden herumschweiften. Oder wer darf den Zusammenhang der Begebenheiten, welche diese Veränderungen herbeigeführt haben, mit andern Begebenheiten läugnen, welche die Veranlassung glücklicher Ereigniſſe wurden? Denn wenn sich irgendwo etwas Trauriges zuträgt, so muß man sich umsehen, ob nicht irgend ein daraus entstehendes

Gut uns dafür schadlos halte, und zwar vielleicht ein größeres oder auf mehrere Menschen sich erstreckendes, welche alle die große Mutter Natur mit gleicher Liebe und Sorgfalt umfaßt und gleicher Rechte und Hoffnungen froh macht. Man muß doch bei allem, was einem einzelnen Volke zustößt, auf den Einfluß merken, welchen eine solche Begebenheit auf den Zustand des Menschengeschlechts im Ganzen hat, von dem hier eigentlich nur die Rede ist, dann wird man sich leicht über das Sisypheische Schicksal beruhigen können, welches manche unserm Geschlechte andichten wollen. Was aber insbesondere den gegenwärtigen erfreulichen Zustand der Menschheit betrifft, so dürfen wir nicht besorgen, daß er wieder einmal zu Grunde gehe. Denn wir mögen das nun von dem Einfall barbarischer Völker, oder von Kriegen der Staaten oder von innern Empörungen fürchten, so werden wir bei genauerer Betrachtung uns überzeugen, daß nichts zu besorgen ist. Denn wo sind jetzt die barbarischen Nomaden, von denen das gebildete Europa etwas zu fürchten hätte? Ihre einst so furchtbare Macht ist dahin, seitdem sie theils selbst

durch Errichtung eigener Staaten eine höhere Kultur angenommen haben, wie z. B. die, welche zu den Zeiten der Römer das nördliche Europa bewohnten, theils da, wo kein anderes als ein nomadisches Leben geführt werden kann, von den benachbarten Staaten unterjocht sind, wie die Mongolen in der großen Tartarei, — die Unterthanen der Tschinesen, Russen und Türken, welche ihren Herren eben so wenig furchtbar sind, als diese selbst dem gebildeten Europa, das auf der andern Seite durch so viele und wichtige neu erfundene Künste und Hülfsmittel im Kriegswesen und insbesondere durch solche, dergleichen sich wilde und nomadische Völker aus Armuth nicht verschaffen können, zu dem Grade der Kraft gelangt ist, daß es nicht nur nichts von ihnen für sich zu fürchten hat, sondern gewiß auch einst, soweit die Beschaffenheit des Bodens es zuläßt, seine eigenthümliche Kultur unter jene rohen Nationen verbreiten wird. Fürchtet man aber, daß etwa durch Kriege gebildeter Völker oder durch bürgerliche Unruhen die Barbarei wieder einbrechen möchte, so bedenke man, um diese Furcht zu verscheuchen, daß

zum glücklichen Kriegführen auf der einen Seite erstaunliche Geldsummen gehören, die nur bei einer durch gerechte Gesetze beschützten Gewerbfreiheit aufzubringen sind, auf der andern aber patriotische Gesinnungen der Bürger, die auch nur bei eben solch einer Verfassung statt finden können, und daß der endliche Zweck bürgerlicher Unruhen jetzt kein anderer ist als der, eine gerechtere, bürgerlichere Verfassung zu Stande zu bringen. Vornehmlich aber erwäge man, wieviele Vortheile der Menschheit aus jener zweifachen unsichtbaren Welt, der kommercialen und literärischen, erwachsen; beide können durch keine Gewalt der Waffen, durch keine Kalamität bürgerlicher Unruhen gänzlich aufgelöset werden, sie umfassen schon den ganzen Erdkreis und nie zuvor waren gebildete Menschen so durch alle, auch die ungebildetesten Länder vertheilt, nie war die Kommunikation zwischen allen Menschen und Völkern so vielfach und leicht als jetzt *). Mithin ist es eine eitle Furcht, daß

*) Wenn auch alle Kultur in Europa unterginge, so würde sie doch in Neuholland, in Nordamerika u. s. w. fortdauern.

Anm. d. Verf.

daß durch eine neue dem Mittelalter ähnliche Barbarei alle Kultur überall gestört werden könne.

Fassen wir das Bishergesagte zusammen, betrachten wir die moralische Einrichtung der menschlichen Natur, die, wie die Vernunft lehrt, offenbar auf die Vervollkommnung des Einzelnen, wie des Ganzen, abzweckt, erwägen wir die, wie die Geschichte uns versichert, wirklich schon gemachten Fortschritte zu einem bessern Zustande, berücksichtigen wir endlich, wie neu unser Geschlecht ist in Vergleichung mit der unabsehlichen Dauer, welche ihm bevorsteht, und die Unmöglichkeit, daß die einmal erlangte Kultur im Ganzen wieder verschwinde, so scheint es nicht eine leere Hoffnung zu seyn, daß die Verbesserung des geselligen Lebens unter den Menschen immer mehr zunehmen und auf der ganzen Erde, wie weit sie der Kultur empfänglich ist, sich verbreiten werde.

Um indessen nicht nur nicht die Hoffnung aufzugeben, welche selbst ein so wirksames Hülfsmittel unserer Veredelung ist, sondern auch auf der andern Seite zu weit zu gehen, und uns leeren Träumen

zu überlassen, müssen wir die Grenzen genauer kennen lernen, in welche die Natur selbst diese Hoffnung eingeschlossen hat.

Eingeräumt, wendet mir vielleicht jemand ein, daß mit den Anstalten, welche Sicherheit, Bequemlichkeit und Aufklärung des einzelnen befördern, zugleich das gesellige Leben vervollkommnet wird; was gewinnt man damit? oder was wird denn zuletzt aus dem Menschengeschlechte werden? Ist die Kultur des geselligen Lebens, die so großen Beifall, so lautes Lob erhält, nicht eher durch neue Reizungen zum Laster schädlich als nützlich für die Sittlichkeit? Oder, wäre auch dieß nicht der Fall, werden jemals die Menschen, auch bei den besten Anstalten, so weise, tugendhaft und glücklich werden, daß Niemand aus Unverstand sich zu Grunde richtet, Niemand in Noth und Elend schmachtet, keine Missethat, kein Frevel verübt und vor allen Dingen kein Krieg mehr geführt wird? Hier ist eine kurze Antwort auf beide Fragen. Zuvörderst sagt man den Sitten jedes gebildeten Zeitalters nicht viel Gutes nach, und von jeher haben viele die steigende

Kultur für eine Quelle mehrerer Uebel *) gehalten, als selbst der Zustand der Rohheit. Gleichwohl rührt offenbar die üble Meinung von den Sitten der gebildeten Zeiten, vornämlich daher, daß die Kultur selbst Anlaß dazu giebt, daß alle Laster des gebildeten Zeitalters genauer beobachtet, härter getadelt, mit schwärzern Farben nach dem Leben geschildert und in Schriften öffentlich bekannt gemacht werden, durch welche sie die Nachwelt überliefert erhält; wenn im Gegentheil Rohheit und Barbarei sie mit in ihr eigenthümliches Dunkel zieht und von ihren Gräueln, die, eben weil sie so häufig verübt werden, wenig Eindruck auf die rohen Gemüther machen, kein Andenken zurückläßt. Ja wenn man die Arten der Uebel, welche man gewöhnlich für eine Folge der Kultur ausgiebt, aufmerksamer betrachtet, so überzeugt man sich leicht, daß sie nicht nur nicht eine Wirkung derselben sind, sondern vielmehr aus Ursachen, die in den Ueberbleibseln

*) Man unterscheide nur physische und moralische Uebel; doch auch jene gebrechen der Aufklärung und Wissenschaft — die Kuhpocken.
Anm. d. Verf.

der ehemaligen Rohheit liegen, mithin aus Unkultur entstehen. Dagegen kann es keinem Zweifel unterworfen seyn, wie sehr wahre Kultur die Tugend befördere, denn sie giebt jenes richtige Urtheil über das Wahre, Schöne und Gute, ohne welches keine Humanität möglich ist, sie weckt und nährt die edelsten Gefühle der Seele, sie erzeugt und empfiehlt die mancherlei Gattungen von Beschäftigungen, welche den Menschen von Starrsucht und langer Weile befreien, seine Kräfte wohlthätig üben, sie vor vielen Reizungen zum Bösen bewahren und zu den edelsten Bestrebungen ermuntern *).

Bei der zweiten Frage: was wird denn zuletzt, besonders in sittlicher Hinsicht, aus dem Menschengeschlechte wer-

*) Die Laster, welche die Kultur zu begünstigen scheint, z. B. Unmäßigkeit, Zeitvertilgen, rühren nicht von der Kultur, sondern von bösen Neigungen her, die ohne Kultur noch ärger ausbrechen würden. Ungesittete Natur strebt unmäßig nach Kultur, und diese paßt ganz eigentlich zu jener, denn sie ist nichts anders als gebändigte Vernunft, Menschlichkeit und Geselligkeit. Giebt es ein Mittel Kriege und Mißthaten zu vermeiden, so muß es in den drei Dingen oder in einer bessern Einrichtung des öffentlichen sowohl als des Privatlebens liegen.

Anm. d. Verf.

den? müſſen wir geſtehen, daß durch äußere Einrichtungen unmöglich jemals die Erbſchäden deſſelben, Irrthum, Laſter und Elend verdrängt, oder Weisheit, Tugend und Glückſeligkeit den Gemüthern aufgedrungen werden können. Denn das hängt von der freien Wahl jedes Menſchen ab, jeder muß aus eignen Kräften dahin ſtreben, daß er vernünftiger, beſſer, zufriedener werde, und völlig wahr iſt in dieſem Betracht der Ausſpruch des Stoikers: in dir iſt was du ſuchſt; ſuche dich nicht anderwärts *)! Obgleich indeß das Rechtthun jedermanns eigene Sache bleibt und ſich nichts ungereimteres und thörigteres denken läßt, als die Hoffnung, daß ein Menſch durch fremde Bemühungen und durch das Einwirken von Umſtänden und Dingen, ohne es gleichſam ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, den Weg gehe, auf den nur der richtige Gebrauch des von Natur freien Willens führen kann; ſo iſt es doch eine Wirkung des gebildeten Zuſtandes, daß man gewiſſer Maaßen mehr Stoff, mehr Gegenſtände des Wollens hat, daß man

*) Quod petis, est in te, ne te quaesiveris extra.

genauer seine Pflicht kennt und ein lebhafteres Verlangen fühlt, das zu erringen, was man als wünschenswerth erkannte. Doch scheint es mir in jeder Hinsicht ein gewagtes und unüberlegtes Unternehmen, bestimmen zu wollen, welchen Grad der moralischen Vollkommenheit das Menschengeschlecht durch seine fortschreitende Kultur erreichen könne oder nicht.

Indeß bietet sich hier noch eine besondere Anmerkung dar. Unleugbar ist es unsre Pflicht als Menschen, an der Realisirung dieser Vorstellung und der einstigen Veredelung des öffentlichen und Privatlebens, soviel es die Lage und Kräfte eines jeden erlauben, redlich zu arbeiten. Was aber die Pflicht auszuführen befiehlt, von dessen Ausführbarkeit müssen wir überzeugt seyn. Die Pflicht verbeut uns mithin, die Hoffnung eines einstigen bessern Zustandes der Menschheit aufzugeben; es wird im Gegentheil Gebot für uns, diese Hoffnung auf alle Weise zu hegen und zu nähren, zumal, da von der Lebhaftigkeit dieser Hoffnung, von ihrem Einfluß auf unser Pflichtgefühl und der Thätigkeit unseres Geistes der Erfolg

unserer Bemühungen gröſstentheils abhängt (auch hier jene Worte gelten: man kann, wenn man sich getraut zu können *); und da überhaupt die innige Ueberzeugung, daſs es möglich sey, durch unsre Bemühungen die Würde unserer Natur zu behaupten und zu erhöhen, die Quelle aller Tugend ist.

Zwar könnte man noch einen Einwand machen: gesetzt, das Menschengeschlecht werde weiser, kein Krieg mehr geführt; jeder Staat gerecht regiert, mit einem Worte, es werde ein Leben ohne Schuld und ohne Kummer, würde nicht aus dieser Glückseligkeit ein neues Unheil erwachsen, würden nicht, bei der immer mehr zunehmenden Anzahl der Menschen, die zu ihrem Unterhalt erfoderlichen Vorräthe nothwendig immer weniger zureichen und so die Menge der Hülflosen und um ihr und der Ihrigen Fortkommen ängstlich bekümmerten Menschen immer mehr wachsen, vornämlich, da mit der Kultur auch die Bedürfnisse steigen? Aber diese Besorgniß verschwindet, wenn man bedenkt, daſs die unerschöpflichen Kräfte der Natur, je mehr man sie durch Kunstfleiſs unter-

*) Possunt, quia posse videntur.

ſtützt, deſto bereitwilliger das hervorbringen, was man von ihnen fordert, wenn man erwägt, daß den Naturgeſetzen zu Folge die Vermehrung der Menſchen ſowohl als aller andern lebenden Weſen mehr dem vorher angehäuften Vorrathe nachfolgt als demſelben zuvor eilt, oder, wenn ſie einmal zuvor geeilt iſt, ſo lange von ſelbſt ſtille zu ſtehen ſcheint, bis der Vorrath ihr nachgewachſen iſt, vornämlich aber, wenn man es beherzigt, daß, bräche in der That ſo ein Unfall ein, das einzige Mittel, ihn abzuwenden oder zu mildern, in der Aufrechthaltung der ſchon vorhandenen beſten Anſtalten und in der Vernichtung alles deſſen, was von unvernünftigen und unklugen Einrichtungen noch übrig iſt, liegt; denn eben dieſe führen das gefürchtete Unheil nothwendig herbei, welches nur durch jene ſicher und für die Dauer abgewandt werden kann.

Das Reſultat unſerer Unterſuchungen iſt mithin die Bemerkung Salluſt's *):

*) Falso queritur de natura sua genus humanum, quod imbecillis atque aevi brevis sorte potius quam virtute regatur. Nam contra reputando neque majus aliud, neque praestabilius invenias, magisque naturae industriam hominum, quam vim aut tempus deesse — — Quodsi hominibus bona-

Mit Unrecht beklagt sich das Menschengeschlecht, daß es so unvermögend sey, und nur eine so kurze Zeit lebe, und daß der Zufall ungleich mehr ausrichte als das Talent; denn im Gegentheil wird man beim Nachdenken finden, daß es nichts Erhabeneres und Herrlicheres giebt und daß es dem Menschen, nach den Einrichtungen der Natur, nicht sowohl an Kraft oder Zeit als an Thätigkeit fehlt. Trachteten die Menschen mit eben dem Eifer nach dem Guten, mit welchem sie nach Dingen streben, die sie nichts angehen, ihnen nicht frommen, oft wohl gar gefährlich sind, so würden wir mehr Herren als Sklaven des Zufalls, und ungleich besser und glücklicher seyn, als wir es jetzt seyn können.

rum rerum tanta cura esset, quanto studio aliena ac nihil profutura multamque etiam periculosa petunt, non regerentur magis quam regerent casus. — — —

Nachgelassene

philosophische Schriften

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

Landhofmeister des Königreichs Preußen, Geheimem Staatsrathe, Ostpreußischem Regierungs-Präsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens erster Classe.

Mit

einer Vorrede und beigelegten Abhandlung

von

Johann Friedrich Herbart.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1812.

Vermischte

Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andre wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

Landhofmeister des Königreichs Preußen, Geheimem Staatsrathe, Ostpreußischem Regierungs-Präsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens erster Classe.

Fünfter Band.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1812.

Kgl. Bibl. Acad. Land.
Universitets Bibliothek

Vorrede.

Da die nachgelaſſenen philoſophiſchen Schriften des verſtorbenen Profeſſor Kraus mir zur Durchſicht vor dem Drucke, und beſonders um das Minder-Wichtige auszuſcheiden zu helfen, mitgetheilt wurden: bemerkte ich mit Bedauern, daß eine ſolche Sichtung, welche dem Leſer nur das gäbe, was der Verfaſſer ſelbſt ihm würde gegeben haben, hier nicht anzuwenden ſey, wofern nicht der, ohnehin mangelhafte, Zuſammenhang leiden, und Manches Treffliche mit unterdrückt werden ſollte. Indem ich überdieß mir nicht erlauben wollte, meine eignen Ueberzeugun-

gen bei dieser Durchsicht zum Maaßstabe zu nehmen: so faßte ich den Gedanken, lieber eigne Bemerkungen, (jedoch unvermischt mit dem Krausischen Texte,) und vielleicht Abhandlungen zuzusetzen, als die fremde Handschrift zu sehr zu verkürzen; und auf solchem Wege, wenn nicht das Lückenhafte zu ergänzen, doch den Stoff des Nachdenkens zu vermehren, und zur Erweiterung der Umsicht Anlaß zu geben. Von dem Herrn Herausgeber wurde mir dieses gestattet; aber mehrere, zum Theil unerwartete, Geschäfte, verkürzten die Zeit; und so ist auch das, was ich darzubieten im Sinne hatte, nur Fragment geworden.

Indessen wird der gegenwärtige Theil von Krausens literarischem Nachlaß nicht bloß den Lesern der vorhergehenden Theile einen willkommenen Aufschluß über die philosophischen Grundgedanken gewähren, unter deren Einflusse die übrigen Werke entstanden: sondern auch unmittelbar für die Philosophie selbst ist hier des Interes-

ſanten genug, um lebhaft zu wünſchen, es möchte dem Verewigten gefallen haben, ſich vollſtändiger auszuſprechen.

Die Abhandlung über den Pantheismus ſchien mir die erſte Stelle zu verdienen, obgleich ſie nur den Stoff zu einer Recenſion enthält, die ungeſchrieben blieb. Selbſt die Spur dieſes Urſprungs aber ſchien nicht verwiſcht werden zu dürfen; man kann ſich jetzt ungefähr vorſtellen, welche Kritik die berühmten Herderſchen Werke, die dem Verfaſſer vor Augen lagen, zu treffen drohte.

Kraus zeigt ſich hier als Metaphyſiker, und auf ſolche Weiſe, daß ſchwerlich Einer unter den jetztlebenden Philoſophen ihm Tiefe des Denkens und Kenntniß der Gegenſtände wird ſtreitig machen wollen; ja es wird ein ſeltner Ruhm ſeyn, wenn Jemand, bei eben ſo viel Tiefe, ſo wenigen Irrthümern wird gehuldiget haben. Kraus hatte die Enthaltſamkeit, die Begriffe vom Seyn, von Kraft, und Würkung, die er trefflich aus einander

legte, durch kein metaphyſiſches Band wieder verknüpfen zu wollen. Da er die Möglichkeit der Verbindung nicht einſah, wer möchte die Enthaltung von gewagten Verſuchen mißbilligen? In einem, ſehr wichtigen, Punkte, hat er, nach meinem Urtheile, ſeinen Freund Kant weit übertroffen. Ich meine den Begriff des Abſolut-Nothwendigen. Nach Kraus iſt „das abſolut-Reale, oder das, der einfachen Idee der Exiſtenz zuſagende, eben ſo einfache, Etwas, ſchlechterdings nothwendig: ſofern, ohne daſſelbe, die Idee der Exiſtenz, als ein Prädikat ohne Subjekt, undenkbar ſeyn würde.“ Kant hingegen, läßt ſich von dem Begriff des Abſolut-Nothwendigen dergeſtalt imponiren, daß er darüber ins Staunen geräth, und an die offenbarſten Blendwerke eine unnütze Mühe wendet, ohne nur von ihnen loskommen zu können. Man ſehe ſeine vierte Antinomie, und die Abhandlung über den kosmologiſchen Beweis vom Daſeyn Gottes,

in der Kritik der reinen Vernunft *). Hier erinnert er zuerst ganz kurz an die gewöhnliche Behauptung, daß alles Zufällige seine Ursache habe; unterläßt aber, dem falschen Grundgedanken dieser Zufälligkeit entgegenzutreten, und zeigt sich sogar weiterhin selbst in diesem Gedanken befangen, indem er die unbedingte Nothwendigkeit, „welcher wir, als des Trägers aller Dinge, so unentbehrlich bedürfen," den wahren Abgrund für die menschliche Vernunft nennt. Aber wir bedürfen dieses Trägers ganz und gar nicht, ja wir können ihn gar nicht einmal gebrauchen, und zwar auf gar keinem Standpunkte philosophischer Betrachtung; es sey denn, daß wir den, von Kraus trefflich entwickelten, Begriff des Seyn, verfehlt hätten. Von dem, was Ist, können wir allemal denken, daß es nicht sey; diese

*) Man mag damit noch den, von Herrn Schelling hochgepriesenen, §. 76. in der Kritik der Urtheilskraft vergleichen, worin derselbe Irrthum herrscht.

Denkbarkeit des Nichtseyns ist seine Zufälligkeit; aber diese Zufälligkeit ist kein Prädikat des Seyenden, sondern nur unserer Vorstellung des Seyenden. Wie sollte denn das höchste Wesen sich, nach Kant, die Frage vorlegen: Woher bin ich? Es müßte auf die Weise sich wundern, daß es sey, und einen Grund verlangen, weshalb es vielmehr sey, als nicht sey: wie wenn es ein Schweben zwischen Seyn und Nichtseyn gäbe, und das Seyende erst durch irgend einen Grund aus diesem Schweben hervorgehoben werden müßte. Da nun dieses ganze Schweben bloß in der Reflexion Statt findet, so bedarf es nur einiger Besonnenheit, um zu bemerken, daß auf das Seyn die Frage: Woher? gerade so wenig paßt, als die Frage: Worin? welche Spinoza in seinem sogenannten Axiom: omnia, quae sunt, vel in se, vel in alio sunt, gleich Anfangs der Ethik darauf überträgt. — Kraus hatte offenbar die hochnöthige Schule der Eleaten viel sorg-

fältiger durchgemacht, als die Meisten zu thun pflegen; wie denn sein Studium der Alten durch diese ganze Sammlung von Aufsätzen beurkundet wird. Möchte dieser Mann uns eine ausführliche Kritik des Spinoza gegeben haben! Möchte er eine solche vor einer ganzen Reihe von Jahren aufgestellt, und zugleich den sämmtlichen neuern Gönnern des Spinozismus den Spiegel vorgehalten haben! Wie mancher Irrthum würde vielleicht dadurch in der Geburt erstickt seyn, der noch jetzt „die Forschbegierde äfft," und dem, der ihn widerlegen will, „im eigentlichsten Sinne Spottarbeit" anmuthet.

Was die folgende, weitläuftige Moralphilosophie anlangt, so ist es sichtbar, daß sie in dieser Gestalt nur mit Rücksicht auf Zuhörer niedergeschrieben werden konnte, denen man auch das Bekannteste noch sagen muß. Dennoch habe ich mich nicht entschließen können, sie bedeutend zu verkürzen. Am liebsten hätte ich die langen psychologischen Zurüstungen vorweggenom-

men; allein in diesen eben sowohl, als in dem Nachfolgenden, zeigt sich Krausens musterhafte Vorsicht, womit er sich bemüht, die Thatsachen rein aufzufassen, und womit es ihm wenigstens unendlich besser als den meisten Andern gelingt, sich vor den Erschleichungsfehlern zu hüten, welche alles, was man empirische Psychologie nennt, verleiden, und welche selbst auf die Sittenlehre einen nachtheiligen Einfluß gehabt haben. Um gleich beim Letzten, als der Hauptsache, anzufangen: es ist das Charakteristische dieses Werks, daß Kraus sich immer geradezu mit den Urtheilen der Billigung und Mißbilligung beschäftigt. Dieß sind in Wahrheit die ächten und ursprünglichen Thatsachen des sittlichen Bewußtseyns. Erschlichen aber ist die berühmte praktische Vernunft; erschlichen das Eine und einfache Gebot, welches diese Eine Vernunft aussprechen soll, nehmlich insofern das Gebot für ein Faktum (Kritik der praktisch. Vernunft. S. 56.) erklärt wird, welches die Speku-

lationen über den kategoriſchen Imperativ beſtätigen ſoll. Indeſſen iſt es nicht Kant, welcher als Urheber dieſer Erſchleichung angeſehen werden muß. Er iſt es nicht, ſondern ein altes und allgemeines Vorurtheil, welches Seelenkräfte und Seelenvermögen da zu beobachten glaubte, wo nichts als ein mannigfaltiger Lauf und ein verwickeltes Geflecht der Vorſtellungen, Begehrungen und Gefühle beobachtet werden konnte. Um über dieſe Beobachtungen hinaus zu ihrer Erklärung auch nur Einen Schritt thun zu können, muß man zuvor in der allgemeinen Metaphyſik feſt ſeyn. Hat man aber, wie heut zu Tage die Meiſten, die Hoffnung aufgegeben, daß eine ächte allgemeine Metaphyſik könne gefunden werden: ſo enthalte man ſich aller unnützen Dienſte, die man etwa dadurch zu leiſten glaubt, daß man die beobachteten Thatſachen des Bewußtſeyns, wie ein Naturalienkabinet, in Klaſſen und Ordnungen abtheilt; denn bei dieſer Gelegenheit kommen nicht nur

(welches erträglich wäre) die Seelenvermögen als Rubriken-Namen wieder zum Vorschein, sondern, welches nicht zu dulden ist, die Thatsachen selbst werden aus dem Geflecht, worin sie gegeben sind, dergestalt herausgerissen, daß es Mühe kostet, sie wieder zu erkennen; ja daß eine Versuchung entsteht, Nachforschungen über die Möglichkeit einzelner Thatsachen anzustellen, die doch einzeln nicht möglich waren, so wenig als sie je einzeln gegeben wurden. — Spezielle feine Bemerkungen über das, was unwillkührlich, unüberlegt, und deshalb meist unbeachtet in uns vorgeht, diese sind willkommen als Vorrath für die tiefere Nachforschung. Anregung zu solchen Bemerkungen wird man durch die vorliegende Moralphilosophie gewinnen können. Was aber den Geist dieser Moralphilosophie anlangt, so ist freilich nicht zu hoffen, daß er diejenigen bekehren werde, welche nun einmal an ihre eignen oder angenommenen Formeln gewöhnt sind;

noch weniger, daß er diejenigen auch nur interessiren werde, welche, indem sie phantasiren, sich einbilden zu denken. Die Meisten werden glauben, darüber hinaus zu seyn. Zwar in meinen Augen sind die heutigen Moralisten so wenig darüber hinaus, daß, selbst wenn der Gang in die Schule ein Rückgang wäre, derselbe mir besser scheinen würde, als der Fortschritt auf den von Manchen eingeschlagenen Wegen. Wo das Wohlwollen in den Moralsystemen keinen, seiner Würde angemessenen, Platz mehr findet, — wo man sogar in der Religion nichts zu verlieren glaubt, wenn man das außerweltliche höchste Wesen aufgiebt, — obwohl dieses allein als gütig zu denken ist, denn bei einem Urwesen, das mit der Welt identisch ist, verschwindet die Güte *), weil gegen sich selbst

*) Wie roh dieser Einwurf denen klingen muß, die er trifft, und wie viele Ausflüchte dagegen können ergriffen werden, ist mir wohl bekannt. Aber die Schuld liegt an dem rohen Begriff des Wohlwollens, welches ge-

Niemand gütig ſeyn kann; — da wird es in der That ſchwer, nicht irre zu werden an dem moraliſchen Sinne der Zeitgenoſſen, der auch das Einfachſte und Urſprünglichſte, ja das durch die Kirchenlehren am nachdrücklichſten Empfohlene, nicht mehr klar ſieht. Den Philoſophen, von denen dergleichen Täuſchungen ausgehn, können jedoch dieſelben viel minder verdacht werden, als den Nachfolgern und Anhängern. Denn die erſtern ſind gleichſam erhitzt von der Arbeit, ihre Principien konſequent durchzuführen; ſie wollen im ſchlimmſten Falle ſelbſt noch vermöge ihrer ausgebildeten und um ſo leichter zu erkennenden Irrthümer belehren; ſie erwarten den Widerſpruch ihrer Zeitgenoſſen, und hoffen im Streite gegen dieſelben ſich ſelbſt aufzuklären. Aber die Anhänger und Nachfolger, nicht vertieft, nicht ermüdet, unvorſichtig den Fehltritt nachahmend, der ſie

meinbin geradezu mit der Liebe, und Sympathie, verwechſelt wird, ſtatt als reine Idee gefaßt zu werden.

ſie hätte warnen ſollen, und nun ſelbſt Hülfe bedürfend, da ſie hätten Hülfe leiſten ſollen, — dieſe ſind es, auf welche der Vorwurf fällt, wenn die Philoſophen Irrthümer verbreiten.

Das eben zuvor Geſagte mag man, wenn man es nöthig findet, ſogleich auf mich ſelbſt anwenden. So ſehr ich nehmlich wünſche, dem guten Geiſte, der in Krauſens metaphyſiſchen und moraliſchen Schriften herrſcht, näher zu kommen: ſo kann ich doch demjenigen, was Kraus in der Recenſion der Eleutheriologie, den Kantiſchen Grundſätzen über die Freiheit gemäß, behauptet, unmöglich beiſtimmen. Ich bin vielmehr überzeugt, daß dieſe, ſeit den letzten Decennien gangbare, Freiheitslehre, aller Metaphyſik zuwiderläuft, für die praktiſche Philoſophie völlig unnütz und müſſig iſt, und daß ſie nirgends anders, als in Kants unrichtiger Vorausſetzung ihren Grund hat, die praktiſche Philoſophie müſſe mit Geſetzen und Geboten anheben. Ich bin überdieß über-

zeugt, daß, außer den strengen Kantianern und Fichtianern, kaum Jemand die transscendentale Freiheitslehre konsequent werde durchführen wollen, und daß Wenige oder Niemand die praktisch-schädlichen Folgen, welche daraus unvermeidlich fließen, deutlich vor Augen habe. Deshalb wünschte ich längst Gelegenheit, dazu beizutragen, daß die Leibnitzische, der Hauptsache nach richtige, Ansicht zurückgerufen werde. Diese Ansicht ist vollkommen deterministisch, nur ohne den Mißverstand, den fast Jeder, so wie er das Schreckwort: Determinismus, vernimmt, daran zu heften pflegt; als ob nehmlich dadurch das Wollen geläugnet, das Ueberlegen und Beschließen für Schein und Täuschung erklärt, die sittliche Beurtheilung selbst für eine fremde Eingebung erklärt würde. Wer das unter Determinismus versteht, der sagt mit Recht, daß dadurch die Sittlichkeit als eine Chimäre dargestellt werde, denn diese beruht ohne allen Zweifel auf dem Selbst-Urtheilen

und Selbſt-Wollen. Wer aber von keinem andern, als einem ſolchen Determinismus, einen Begriff hat, der muß noch keinesweges zum reifen Nachdenken über dieſen Gegenſtand gekommen ſeyn. Denn es heißt gewiß nicht die ſittliche Beurtheilung läugnen, wenn man behauptet, ſie geſchehe mit Nothwendigkeit; vielmehr iſt Jedermann, und mit Recht, überzeugt, daß unſre ſittlichen Urtheile zwar mit unſerer eigenſten Thätigkeit, aber zugleich mit einer völlig gebundenen Thätigkeit gefällt werden, indem wir nicht anders können, als das Gute für gut, das Böſe für bös erklären und erkennen. Eben ſo wenig aber heißt es das Wollen und Beſchließen läugnen, oder für Schein erklären, wenn man behauptet, daß nach pſychologiſchen Geſetzen, alſo zwar nicht durch eine äußere Gewalt, wogegen die Seele ſich leidend verhielte, (ein völliger Ungedanke) aber durch die Vorſtellungen ſelbſt, in welchen die Seele lebt, — ſofern ſie Kräfte, und zwar die

einzigen Seelenkräfte, sind, alles Wollen, welches selbst nur ein modificirtes Vorstellen ist, sich unfehlbar erzeuge, und weiter würke, und selbst wiederum neues Wollen theils hervorrufe, theils zurückhalte und unterdrücke. Nach dieser Ansicht ist die Seele gerade so thätig, und gerade so selbstthätig, als irgend etwas in der Welt thätig und selbstthätig seyn kann; ja unser eignes Wollen bleibt noch immer der höchste Typus, nach welchem wir uns überhaupt irgend eine Thätigkeit denken können. Wer nun eine andre Metaphysik hat, der widerlege, wenn es ihm beliebt, die meinige; aber er hüte sich, die Begriffe der Sittlichkeit gegen eine Theorie zu Hülfe zu rufen, die derselben nicht im mindesten widerstreitet. Selbst die Besorgniß vor gehässigen Insinuationen aber hat mich nicht abgehalten, und wird mich nicht abhalten, über diesen Gegenstand frei zu sprechen; vielmehr denke ich eben durch dieses freie Sprechen meine eigne Freiheit, das heißt, mein eignes überlegtes

Wollen, denen zu beweisen, die da meinen möchten, man müsse sich schwach und willenlos fühlen, um den Determinismus behaupten zu können. Soviel mir für jetzt die Zeit erlaubt, hierüber aufzusetzen, wird man in meiner beigelegten Abhandlung finden. Uebrigens aber würde ich wünschen, daß man von dem, was Alles die Philosophen schon durchversucht und wieder aufgegeben hätten, eine minder hohe Meinung hegen möchte. Zwar sagt auch Kraus: „Neue Wendungen und Methoden, geschweige Gründe und Beweise verlangen, hieße den Gegenstand, an welchem seit Jahrtausenden der menschliche Geist sich versucht und erschöpft hat, mißkennen.“ Ich aber bin der Meinung, daß, weit entfernt, sich in irgend einem Punkte erschöpft zu haben, die Philosophie vielmehr aus dem Kreise von Begriffen herausgehn könne und müsse, in welchem sie sich bisher bewegt hat; und daß eben deshalb zwar nicht die Hoffnung auf ein festes System, aber wohl die Hoffnung

aufgegeben werden müſſe, als laſſe ſich aus den ältern, und ſchon als unhaltbar befundenen Syſtemen, etwas entweder herausheben oder zuſammenſetzen, worin man, wenn auch nur als Nothbehelf, Befriedigung finden werde. Spekulativer Erfindungsgeiſt iſt nöthig, um die Philoſophie weiter zu bringen; und für dieſen iſt noch eine unendliche Sphäre offen. —

Im Begriff, mein Geſchriebenes abzuſchicken, empfange ich noch die intereſſante pſychologiſche Abhandlung über freie Handlungen bei innerm Widerſtreben. Sie würde mir für meine Beilage reichlichen Stoff dargeboten haben, wäre ſie mir früher zu Geſichte gekommen.

Herbart.

Inhalts-Anzeige.

1) Ueber den Pantheismus, oder Bruchstück einer Recension über den dritten Band der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, von J. G. Herder. . S. 1

2) Metaphilosophie. . . . . S. 51

3) Ueber die Freiheit des Willens, oder Recension über Utrichs (J. A. H.) Eleutheriologie oder über Freiheit und Nothwendigkeit. S. 415

4) Recension und Grundriß der Geschichte der Weltweisheit, von C. Meiners. . S. 435

5) Dissertation über die freiwilligen Handlungen, welche bei innerm Widerstreben dennoch vollzogen werden. . . . . S. 489

6) Beilage von J. Fr. Herbart. Bemerkungen über die Ursachen, welche das Einverständniß über die ersten Gründe der praktischen Philosophie erschweren. . . S. 599

I.

Ueber den Pantheismus.

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit

von J. G. Herder.

Dritter Theil 1787 *).

Ueber den Plan des Werks hat es dem Verfasser bis jetzt nicht beliebt, die mindeste Auskunft zu geben; und so wenig die geheimnißvollen Winke, womit er hie und

*) Diese angefangene Recension wird hier so abgedruckt, wie Kraus sie dem Herrn Geheimen Rath Friedrich Heinrich Jacobi mitgetheilt, und letzterer sie zurück geliefert hat. Die angehängten Gedanken zum Verarbeiten scheinen mehr Herders Schrift Gott zu treffen, mit welcher Kraus, der Klarheit, und strenge Schlußfolge leidenschaftlich liebte, keinesweges zufrieden war.

D. Herausgeber.

da im Vorhergehenden auf das Nachfolgende hinweiſet, dasjenige errathen laſſen, was darauf würklich zum Vorſchein kommt, ſo wenig läßt ſich, wenn man von allen bisherigen Theilen den Inhalt unter einen Geſichtspunkt bringt, daraus das Ganze des Entwurfs abnehmen, oder die Hauptidee der Anordnung entdecken. Denn an die Reihe von Betrachtungen erſt über den Erdball, nach manchen ſeiner aſtronomiſchen und phyſiſchen Verhältniſſe, dann über Organiſation, in Hinſicht auf allerlei Beziehungen der wachſenden und lebenden Weſen gegen einander, endlich über die Menſchheit, was die Gründe der gemeinſamen Natur unſers Geſchlechts im Ganzen ſowohl als beſonders im Einzelnen betrifft, welche Betrachtungen den Inhalt der in den beiden vorigen Bänden enthaltenen zehn Bücher ausmachen, ſchließt ſich nun, man begreift nicht wie, eine Reihe von Darſtellungen aus der Völkergeſchichte, ſo daß im eilften Buche die Bewohner des ſüdöſtlichen Aſiens von Japan und Sina bis Hindoſtan, in dem folgenden die uralten Nationen der Länder von Perſien weſtwärts hin bis Aegypten, in dem nächſten die alten Griechen, im vierzehnten

endlich die Etrusker und Römer geſchildert, und zugleich jedwedem dieſer Bücher allerlei aus Betrachtung jener Völker gezogene Reſultate für die Geſchichte der Menſchheit beigefügt ſind, und hinter dieſer geographiſch-hiſtoriſchen Bildergallerie, man begreift nicht woher, in dem funfzehnten, als dem letzten Buche des gegenwärtigen Theils, eine förmliche Theorie von den Naturgeſetzen der Begebenheiten und Veränderungen des Menſchengeſchlechts zum Vorſchein kommt. So iſt es mit dem Plan bewandt. Ganz anders aber verhält es ſich mit dem Entzwecke der geſammten Schrift, über welchen ſich der Verfaſſer gleich anfangs in der Vorrede zum erſten Theile unverholen genug erklärt hat, indem er daſelbſt S. 7. hinter der Erzählung, wie ihm ſchon in frühern Jahren der Gedanke eingekommen: ob denn nicht die Geſchichte der Menſchheit im Ganzen und Großen eine Philoſophie und Wiſſenſchaft haben ſollte, und, wie er überall, wo er nur gekonnt, darnach aufs eifrigſte geſucht habe, den runden Ausſpruch thut, daß ſein Werk entſcheiden ſoll, ob er ſie gefunden; nur, ſetzt er hinzu: „nur nicht der erſte Theil.“ Und der zweite auch

eben nicht; ganz gewiß aber wohl der gegenwärtige dritte, wird man nun nach Maaßgabe deſſen, was darin verheißen iſt, in Gedanken zu ſich ſelbſt ſagen müſſen. Denn einer Menge anderer Aeußerungen nicht zu erwähnen, ſo macht der Verf. den Uebergang zu dem letzten Buche S. 298. mit dem Zuſatze: „die allgemeinen und „großen Geſetze, nach welchen das Werk „der Vorſehung in ſeinem ewigen Gange „fortgehe, betrachten zu wollen;“ und eröffnet ſeine in dieſem Buche aufgeſtellte Theorie mit der feierlichen Ankündigung: „Iſt ein Gott in der Natur, ſo iſt er auch „in der Geſchichte, denn auch der Menſch „iſt ein Theil der Schöpfung, und muß „in ſeinen wildeſten Ausſchweifungen und „Leidenſchaften Geſetze befolgen, die nicht „minder ſchön und vortrefflich ſind, als „jene, nach welchen ſich alle Himmels„und Erdkörper bewegen. Da ich nun „überzeugt bin, daß, was der Menſch wiſ„ſen muß, er auch wiſſen könne und dürfe, ſo gehe ich aus dem Gewühl der „Scenen, die wir bisher betrachtet haben, „(d. h. der Begebenheiten und Zuſtände „oben erwähnter Völker) zuverſichtlich und „frei den hohen und ſchönen Naturgeſetzen

„entgegen, denen auch sie folgen.“ Was hier der Verf. zum Inhalt seiner Theorie angiebt, ist fürwahr das treffendste und herrlichste von allem, was sich nur immer unter einer Philosophie und Wissenschaft der Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen mag Treffendes denken oder Herrliches wünschen lassen. Und schon von der Seite verdient diese Theorie sorgfältig geprüft zu werden, da sie gleichsam die Seele von einem Werke ausmacht, das gleich bei der ersten Erscheinung durch den Reiz seines Gegenstandes sowohl, als durch den Ruhm seines Urhebers Aufmerksamkeit erregt, und vollends durch den mannigfachen aus der tiefsten Kunst und auf die kräftigste Weise darüber verbreiteten Zauber nicht nur Liebhaber zu freudiger Bewunderung hingerissen, sondern selbst Schriftsteller und Kunstrichter zum Schwärmen begeistert und zum Irresprechen verwirrt hat. Noch mehr aber verdient sie es von einer andern Seite. Der Verf. nehmlich, der in der Vorrede zum ersten Theile sich bescheiden vernehmen ließ: „wer blos metaphysische Spe„kulationen haben wolle, finde sie auf kür„zerem Wege; er aber glaube, daß sie,

„getrennt von Analogien und Erfahrunge
„der Natur, selten zum Ziele führen
„Gang Gottes in der Natur, die in de
„Reihe seiner Werke thätlich dargelegte
„Gedanken des Ewigen seyen es, was e
„zu entziffern suche," hat gleichwohl i
der Folge, wie das Werk es selbst klärlic
ausweiset, sich mit kühnem Fluge nach de
Richtung von Analogien des Mechanismu
der Körperwelt, weit hinweg über das Ge
biet aller möglichen Erfahrung nicht nur
sondern selbst aller möglichen Metaphysik
zu den höchsten Spekulationen, denen ei
Sterblicher sich nahen kann, emporzu
schwingen, und statt die Gedanken des
Ewigen in seinen Werken zu entziffern,
vielmehr den nothwendigen Grund von al
len Gedanken und das eigentliche Wesen
selbst des Ewigen zu durchschauen unter
nommen. In der That, eben die Hyper
metaphysik des Pantheismus, deren Schluß
festigkeit in unsern Tagen mit dem kund
barsten Eifer als unüberwindlich verfochten
worden, und deren Vortrefflichkeit
der Verf. in einer seiner jüngsten Schrif
ten, worin er Spinozens Hirngespinst „zur
leibhaften Gottheit verklärt, von der erha
bensten und glänzendsten Seite dargestellt

hat, ſo wie von der rührendſten und trö-
ſtlichſten Seite nächſtens in einer beſondern
Schrift, Aſträa genannt, darſtellen wird;
eben dieſe Hypermetaphyſik, der zu ihrer
Empfehlung nun weiter nichts als nur
noch Vereinbarkeit mit der Men-
ſchennatur abzugehen ſchien, iſt der
Hauptſache nach ſchon in den beiden vori-
gen Theilen, in dem gegenwärtigen nun
aber vollends ganz umſtändlich auf die Ge-
ſchichte der Menſchheit angewandt, ſo daß
dadurch nicht nur alle Erſcheinungen und
Veränderungen unſers Geſchlechts, alle
Thaten und Werke unſers Geiſtes, Ver-
nunft und Willkühr ſelbſt unausgenommen,
begreiflich erklärt, ſondern auch von den
Geſetzen, wornach das alles, vermöge einer
innern Nothwendigkeit, entſtehe und er-
folge, ſogar eine förmliche Wiſſenſchaft be-
gründet werden ſoll. Ein Verſuch, der,
wie er auch beſchaffen ſeyn mag, ſchon
durch ſeine Kühnheit und Neuheit allein
den Reiz verſtärken muß, womit in unſern
Tagen kräftiger als jemals, Dank ſeinen
Herolden, der Pantheismus auf den aben-
theuerlichen Vorwitz der Zeitgenoſſen über-
haupt ſowohl, als beſonders auf die Lü-
ſternheit ſpekulativer Köpfe, zumal von

minder reifem und eben darum waghafte
rem Alter, zu würken scheint. Und vo
dieser Wissenschaft liefert nun eben de
Grundriß und gleichsam das Probestück d
oft erwähnte Theorie, welche wir sonst
der Prüfung, die sie verdient, hier unte
werfen wollen, in der doppelten Absich
theils den Geist gedachter Hypermetaphys
zu enthüllen, theils den Gehalt der d
durch erfundenen Wissenschaft der Geschich
te der Menschheit, sammt dem davon ab
hängenden Werthe des gesammten Werks
auszumitteln. — Aber wie bemächtige
wir uns vor allen Dingen dieser über
schwenglichen Philosophie? Ist des Ver
Pantheismus doch der leibhafte Pro
teus, der Wunder von Geheimnissen i
seinem Innern verschließen soll, aber an
seinem spiegelnden und schwanken
den Elemente nicht hervorzuholen ist, un
auch, wenn er einmal sich im Schlumme
überraschen läßt, sobald man ihn greifen
und zur Sprache bringen will, durch
unendliche Verwandlungen all
Fassung zu vereiteln und unsere Forschbe
gierde zu äffen weiß. In der That, au
des Verf. geflissentlich unklarem und un
bündigem Vortrage bestimmten Sinn un

ſchlußfeſten Zuſammenhang durch die gewöhnliche Hermeneutik des Zergliederns und Vergleichens herauszubringen, iſt im eigentlichſten Verſtande Sportarbeit: und wenn es kein anderes Mittel giebt, ſeiner luſtigen Ideen und dithyrambiſchen Argumentationen mächtig zu werden, ſo bleibt freilich der Kritik nichts übrig, als zu ſtaunen und ſtill zu ſchweigen, oder wenn ſie doch amtshalber reden muß, aufs Gerathewohl lieber zu loben als zu tadeln. Allerdings aber giebt es eine höhere Hermeneutik, wodurch wir zu unſerm Zwecke gelangen können. Da nehmlich der menſchliche Geiſt ſowohl in Abſicht des Stoffes aller ſeiner Gedanken durch die Sphäre der Erfahrung begränzt, als in Abſicht der Form alles ſeines Denkens durch die Natur ſeines Erkenntnißvermögens beſtimmt iſt, ſo müſſen ſich von jedem Philoſophem ſpekulativer Art, wenn man es für das, was es iſt, für ein natürliches Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes anſieht, ſowohl die Thatſachen der Erfahrung, aus welchen, als die Geſetze des Denkens, nach welchen es ſich gebildet haben mag, auffinden, und wenn man auf ſolche Weiſe ſeine Geneſis erforſcht hat,

alle Geſtalten, die es annehmen mag, aus dem angezeigten doppelten Geſichtspunkte, im Ganzen überſehen laſſen. Daraus wird ſich ein unfehlbares Mittel zur Ueberwältigung der Philoſophie des Verf. ergeben, weil der Pantheismus ſchon dadurch, daß er am Ganges wie am Rhein, und im Zeitalter des Xenophanes wie des Spinoza, und unter Braminen und Lama's, Kabbaliſten und Myſtikern, Theologen und Philoſophen, kurz überall und immer, und in allerlei Köpfen entſtanden iſt, ſich als ein ächtes Naturerzeugniß des menſchlichen Geiſtes bewährt, und ſeinen Urſprung in den allgemeinſten Thatſachen ſowohl als einfachſten Denkgeſetzen vermuthen läßt, wo wir ihn jetzt aufſuchen wollen. —

Für die Fortſetzung
Gedankenzeug zum verarbeiten.

§. 1. Die Natur der Dinge ſey noch ſo unbegreiflich, ſo müſſen gleichwohl alle erdenkliche Meinungen der Menſchen über die Natur der Dinge vollkommen begreiflich ſeyn, weil in Anſehung dieſer Meinungen der Menſch es lediglich mit ſich

ſelbſt zu thun hat, und daher, wenn er nur in ſich ſelbſt herumſucht, das Wie und Warum derſelben richtig auffinden muß. Selbſt wenn er etwas unbegreiflich findet, wird er durch gehörige Selbſtunterſuchung erkennen können, woher er es unbegreiflich finde.

§. 2. Meinungen Anderer kann ein Menſch nur beurtheilen, ſo fern er ſie zu ſeinen eigenen zu machen, d. h. eben ſo in ſich entſtehen zu laſſen weiß, als ſie in Andern entſtanden ſind. Solche, die ſich blos aus den Naturgeſetzen des Denkens herſchreiben, werden, ſo fern dieſe Geſetze des Denkens in jedem Menſchen dieſelben ſind, von jedem, unter Vorausſetzung des erforderlichen Nachdenkens, vollkommen durchgeſchaut und richtig beurtheilt werden können; ſolche aber, die ſich von beſondern Situationen und Gemüthszuſtänden herſchreiben, werden eben darum nicht durch Nachdenken allein, ſondern außerdem nur unter der Vorausſetzung, daß man ſie durch Annahme derſelben Situation und deſſelben Gemüthszuſtandes in ſich eben ſo entſtehen zu laſſen wiſſe, als ſie in Andern entſtanden ſind, erſt völlig erkannt und recht beurtheilt werden können. — Die

Einsicht in die Entstehungsart einer Sache oder einer Wissenschaft gewährt die vollkommenste Erkenntniß, die man von der Sache oder Wissenschaft verlangen kann: am besten aber sieht man die Entstehungsart von demjenigen ein, was man selbst zu machen dadurch weiß, daß man es selbst gemacht hat.

§. 3. A. Den Gedanken, daß alles ein alleiniges Wesen sey, kann man durch Betrachtungen empirischer Art in sich entstehen lassen, und wenn er gleich von seiner Entwickelung nach Maaßgabe der verschiedenen Gemüthslagen und des davon abhängenden Spiels der Phantasie gar mannigfaltige Gestalten annehmen mag, so läßt er sich doch, wenn er durch Nachdenken entwickelt wird, nur in dreifacher Gestalt festhalten.

B. Den Gedanken aber, daß ein alleiniges Wesen Alles sey, kann man nur durch Spekulationen metaphysischer Art auffassen, und, genauer entwickelt, läßt sich derselbe ebenmäßig in mehr nicht als dreierlei Formen, zum Behuf eben so vielerlei Theorien, einkleiden.

ad A.

§. 4. Durch Lebenserfahrung erlangt

der Menſch den Begriff von dem, was er ſeine Natur nennt, und dieſe ſeine Natur, oder vielmehr der Begriff, den er ſich von ihr macht, iſt das Muſter, wornach er die Natur des Weltalls formt. Wie könnte er auch anders, da das Weltall für ihn nichts iſt, als der Inbegriff ſeiner Wahrnehmungen und Vorſtellungen, die als ſolche gänzlich zu ſeiner Natur gehören. Was er wahrnimmt, nimmt er wahr, weil er will, oder weil er muß; Thun und Leiden, Bewußtſeyn der Selbſtthätigkeit und Empfindung der Nothwendigkeit, ſetzen ſein Leben zuſammen. In Abſicht deſſen, was in ihm iſt, und von ihm geſchieht, er wolle es oder nicht, erkennt er bald eine beſtimmte und unabänderliche Geſetzlichkeit, die eben den Begriff einer Natur ausmacht; aber auch in Abſicht deſſen, was in ihm iſt und von ihm geſchieht, weil er es will, wird er, nach reiferer Erfahrung, eine ähnliche Geſetzlichkeit inne, und bildet ſich ſonach ebenmäßig einen Begriff von der Natur dieſer ſeiner Thätigkeit. Denkt er ſich beide Naturen vereinigt, ſo giebt der Begriff von der Geſetzlichkeit ihrer Vereinigung und Wechſelwürkung den Dualismus; denkt er

die eine der andern, nach dem Verhältniß der Folge, zum Grunde, oder der Eigenschaft zum Wesen, untergeordnet, so giebt diese Vorstellungsart den Idealismus und Materialismus. Schaut er nun um sich her, und betrachtet, was er das Weltall, wozu er mit gehöre, nennt, und was eigentlich blos der Inbegriff seiner Wahrnehmungen ist, so wird er ebenmäßig nicht anders denken können, als Alles sey und geschehe, so wie es ist und geschieht, entweder, weil irgend was es auch sey, es so will, oder weil es so seyn und geschehen muß. Dasjenige Würkliche, was er als gar nicht, oder als ganz anders seyend und geschehend ohne Widerspruch denken kann, und in Absicht dessen ihm sonach kein Müssen einleuchtet, wird er einem Willen zuschreiben, und desto zuversichtlicher, je gewisser er es selbst gerade eben so gewollt haben würde. Dasjenige Würkliche aber, wovon er nicht begreift, wie er selbst es jemals gewollt haben könnte, und also auch nicht begreift, wie es irgend ein anderer Wille, als welchen er sich nach dem seinigen vorstellt, jemals wollen kann, nehmlich das ist 1) das, wovon er sich gar keine Absicht denken kann, 2) was ihm, ohne

ohne daß er eine Abſicht begreift, ſchädlich iſt, 3) die unveränderliche Veränderlichkeit in allem, zumal im Leben und Sterben der Menſchen ꝛc. wird er einem Müſſen zuſchreiben, ſo fern er einſieht, daß, wie in Abſicht ſeines Willens eine Geſetzlichkeit, die den Begriff von einer Natur giebt, Statt findet, eine ähnliche Natur in Abſicht jedes Willens oder jeder Selbſtthätigkeit Statt finden mag, und daß, wenn das Würkliche ſich ſchon als gar nicht oder anders ſeyend und geſchehend ohne Widerſpruch gedenken laſſe, daraus gleichwohl nicht folge, es könne auch gar nicht oder anders würklich ſeyn, ſondern daß vielmehr zwiſchen der Denkbarkeit und der Möglichkeit, als einem Exiſtirenkönnen gedacht, ein Unterſchied ſey, der eben den Begriff von einer Natur der Dinge und den Begriff von einer Natur des ſelbſtthätigen Denkens und Wollens als verſchieden auszeichne. Dieſe beide Naturen wird nun der Menſch in Hinſicht auf das geſammte Weltall oder den Inbegriff aller mechaniſchen, chemiſchen, organiſchen, animaliſchen und intellectuellen Beſchaffenheiten und Veränderungen (oder vielmehr derſelben Wahrnehmungen) ſein

eignes Selbſt mit eingeſchloſſen, nach der Analogie dieſes ſeines Selbſt, ſich entweder als gleichſam in und zu einer dritten Natur vereinigt, oder als eine der andern nach einem oder beiden der vorher erwähnten zwiefachen Verhältniſſe untergeordnet denken können. Der Begriff von einer geſammten, alles Denkende und Undenkende umfaſſenden, Natur zu einem alleinigen Weſen hypoſtaſirt, ſo, daß alle Dinge und Veränderungen nichts als Beſchaffenheiten und Kraftäußerungen dieſes alleinigen Weſens wären, gäbe den Pantheismus von der erſten oder dualiſtiſchen Art; der Begriff von einer urſprünglich ſelbſtthätigen denkenden Natur zu einem alleinigen Weſen hypoſtaſirt, ſo, daß alle Dinge und Veränderungen als bloße Wahrnehmungen, oder, weil Wahrnehmungen, bevor ſie wahrgenommen werden, nichts ſind, als bloße Gedanken deſſelben betrachtet würden, gäbe den Pantheismus von der zweiten oder idealiſtiſchen Art; und der Begriff von einer Natur der Dinge zu einem alleinigen Weſen hypoſtaſirt, ſo, daß alles Denkende als etwas nicht Urſprüngliches, ſondern Abgeleitetes, ſich zu demſelben verhielte, gäbe den Pantheismus von der dritten oder der materialiſtiſchen Form.

Erläuterung dieſer Theorie durch Anwendung derſelben auf den Myſticismus, von Mikrokosmus und Makrokosmus auf die Emanationslehre, auf das Annihilationsſyſtem, auf die Vorſtellungsart der erſten ἑνώσεων oder All-Einſern in Aristot. Metaphys. libr. I. cap. V. med.

ad B.

§. 5. Der Gedanke, daß ein alleiniges Weſen Alles ſey, obzwar er ſich auch als eine Folge aus dem auf dem Erfahrungswege gefaßten vorher erklärten Gedanken ergiebt, kann gleichwohl in völliger Beſtimmtheit nur das Reſultat der Spekulation ſeyn. Erfahrung, äußere ſowohl als innere, giebt uns das an, was wir für uns (ſubjektiv) Empfindung oder Perception, und für ſich (objektiv) Würklichkeit oder Realität nennen. Alle mögliche Schärfung und Verfeinerung unſers äußern Sinnes, alle mögliche Erhöhung und Verſtärkung des Selbſtgefühls würden uns nichts als mehrere, übrigens aber den bisherigen ganz gleichartige, Angaben liefern; hingegen begreiflich machen dieſe Angaben würde die noch ſo ſehr vervollkommnete Erfahrung eben ſo wenig können, als es die jetzige kann.

Das Begreifen, welches eigentlich im Wahrnehmen und Denken von Verhältnissen aller Art besteht, führt von selbst zu der Untersuchung des Uranfangs oder Urgrundes sämmtlicher Verhältnisse sowohl, als alles desjenigen, dem diese Verhältnisse zukommen. Der Anfang alles Wissens ist das für sich Gedenkbare, welches, eben darum, weil es für sich, oder unabhängig von andern Gedanken gedenkbar ist, keinen weitern Anfang oder Erkenntnißgrund a priori gestattet, und welches in den durchaus einfachen und ursprünglich verschiedenen Ideen oder Wahrnehmungen besteht, in welche sich alle unsere Erkenntniß zuletzt auflöset. Ob nun gleich der Mensch sich schlechterdings bei dem, was für sich gedenkbar ist, beruhigen muß, ohne fragen zu können, warum nicht mehrere oder wenigere oder andere einfache Ideen die Elemente seiner Erkenntniß ausmachen, weil die Antwort doch auch wieder etwas Gedenkbares enthalten müßte, welches also die Frage wiedergäbe: (weshalb sich auch Kant wohl gehütet hat, anzugeben, warum nicht mehr, nicht weniger, nicht andere Kategorien Statt finden, welche indessen noch nicht alles für sich Gedenkbare

vollständig umfassen,) so glaubt er gleichwohl in Absicht des Würklichen sich nicht beruhigen zu dürfen, bis er die letzten Gründe vollends auf einen Urgrund zurückgeführt habe, obgleich klar genug ist, daß, da er alles Würkliche nur durch seine Gedanken denken kann, die unauflösliche Verschiedenheit, welche in Ansehung der Elemente seiner Gedanken Statt findet, nothwendig auch in Absicht der letzten Gründe des Würklichen werde Statt haben müssen. Zu diesem Urgrunde, als dem Eins, welches Alles sey, läßt sich nun annehmen entweder I. das Seyn, oder II. die Kraft, oder III. das Ganze (All) von einer gewissen Seite als Eins angesehen.

I. a) Das Seyn *) kommt allem Würklichen, allem, was ist und geschieht, insofern nothwendig zu, als es ein Widerspruch wäre, daß das Würkliche kein Seyn haben sollte.

b) Vom Seyn unterscheidet sich nur das Nicht-Seyn, und da dieß gar nichts ist, so ist das Seyn Eins.

*) Das Seyn bezeichnet eine doppelte Idee, erst nehmlich als Prädikat die Existenz, und dann als Subiekt das Reale. Hier zuerst vom Seyn als Existenz betrachtet.

c) Das Seyn ist in allem Würklichen eben dasselbe, nicht mehr, nicht weniger, nicht anders, in dem einen als in dem andern; denn das Seyn, was weniger oder anders wäre, wäre anders, also wieder nichts.

d) Das Seyn ist untheilbar und unveränderlich, weil es ununterscheidbar (indistinguishable) ist.

Dieß unwandelbare, zeitlose, alleinige, die ganze Würklichkeit umfassende Seyn zu Einem Wesen hypostasirt, das die ganze Würklichkeit selbst wäre, gäbe einen Pantheismus, den man den logischen nennen könnte; (nach dem Aristoteles, der einen solchen dem Parmenides zuzuschreiben scheint.)

Das Blendwerk dieser Vorstellungsart verschwindet, sobald man das Eigenthümliche der einfachen Idee von Existenz betrachtet. Als einfache Idee ist in der Existenz nichts zu unterscheiden, das nicht Existenz wäre, so wie im Raume nichts, das nicht Raum, im Bewußtseyn nichts, das nicht Bewußtseyn, in der Kraft nichts, das nicht Kraft wäre; besonders ist es an ihr, daß sie keine Grade zuläßt, wie auch der Raum und die Zeit nicht, und

ganz eigenthümlich iſt es ihr, ein Prädikat zu ſeyn, das nie ohne Subjekt ſeyn kann, und nie ein Subjekt ſeyn zu können, dem irgend ein Prädikat zukäme, wenn man nicht etwa die ihr vorher beigelegten Prädikate, welche im Grunde nichts ausſagen, als daß die Exiſtenz Exiſtenz ſei, für würkliche Prädikate halten will. Dieß verdient Erläuterung.

1) Die Exiſtenz iſt nie ein Subjekt, dem irgend ein Prädikat zukäme. Man kann ohne Unſinn nicht ſagen: die Exiſtenz exiſtire, oder das Daſeyn ſey da; aber eben ſo wenig kann man, wenn man die ganze Tafel der Kategorien und den ganzen Vorrath von Ideen, die man haben mag, durchläuft, eine einzige Idee finden, die als Prädikat ſich von der Exiſtenz als Subjekt ausſagen ließe;

a) denn daß die Exiſtenz eins ſey, heißt im Grunde weiter nichts, als daß auf ſie der Begriff von Zahl und Größe, extenſive oder intenſive genommen, gar nicht anwendbar ſey; ſie iſt Eins, nicht in dem eigentlichen Sinne, da Eins dasjenige iſt, durch deſſen Wiederholung vieles, und durch deſſen Zerfällung wenigeres werden könnte; denn Exiſtenz läßt ſich nicht durch

Wiederholung zu einem Aggregat, das mehr als Existenz wäre, machen; sie läßt sich auch nicht gleichsam in einen Bruch zerfällen, so daß man eine halbe oder ein Drittel Existenz denken könnte, die, zweimal oder dreimal genommen, die ganze volle Existenz gäbe. Und eben so wenig kann man sie dem Grade nach stärker oder schwächer, und sonach als intensive mehr oder weniger oder eins gedenken. Dasjenige, was existirt, kann als Vieles oder Weniges, als Starkes oder Schwaches, und da das Viele oder Wenige, Starke oder Schwache nur in Beziehung auf eine zum Maaßstabe angenommene extensive oder intensive Einheit gedacht werden kann, auch als Eins existiren; aber die Existenz selbst desjenigen, was existirt, kann nicht viel, nicht wenig, nicht stark, nicht schwach, und sonach auch nicht eins seyn. (Was Spinoza sagt, daß sein Gott eigentlich nicht als eins oder einzig gedacht werden könne, erhellt aus dem Bisherigen deutlich genug.)

b) Eben so läßt sich auch nicht sagen, daß die Existenz ein Etwas sey, oder daß sich ihr das Prädikat von irgend etwas Qualitativem beilegen lasse: dasjenige, was

existirt, sey an sich was, und beschaffen, wie es wolle, so ist gleichwohl in Absicht der Existenz selbst jede Frage und Aussage, was und wie sie sey, ungereimt.

c) Nehmen wir die Kategorien der Relation, so ist eben so evident, daß sich von der Existenz nicht sagen lasse, weder sie sey eine Substanz oder ein Wesen, noch sie sey ein Accidens oder eine Eigenschaft; eine Substanz oder ein Wesen ist sie so weit entfernt zu seyn, daß sie sich nicht einmal als logisches Subjekt, von dem man irgend etwas prädiciren könnte, gedenken läßt; ein Accidens oder eine Eigenschaft ist sie eben so weit entfernt zu seyn, da sie den verschiedensten Eigenschaften eben sowohl als den Wesen selbst ohne Unterschied auf eine ganz gleichförmige Weise zukommt, und nur eine Eigenschaft von einer Eigenschaft, und vollends als eine den verschiedensten Eigenschaften sowohl als Wesen gleichmäßig zukommende Eigenschaft eben so wenig den Namen verdient, wie die Zeit eine Eigenschaft desjenigen heißen kann, was in der Zeit ist und geschieht, oder das Bewußtseyn eine Eigenschaft desjenigen, was im Bewußtseyn vorgeht. Auf gleiche Weise ist klar, daß sich von der Existenz

nicht sagen lasse, weder sie sey Ursache, noch sie sey Würkung, obzwar dasjenige, was existirt, allerdings beides seyn kann; sie ist nicht Ursache weder eine logische (ratio), so daß sich aus ihr Folgerungen durch Schlüsse herleiten ließen, (denn alle logische Folgerungen setzen Verhältnisse, setzen Verschiedenartigkeit, kurz, setzen Etwas voraus; die Existenz aber, so schlechterdings einfach, wie sie, rein gefaßt ist, hat keine Verhältnisse, keine Verschiedenartigkeit, und ist kein Etwas,) noch eine dynamische (caussa), so daß sie Würkungen hervorbringen könnte; denn sie ist kein Etwas, welches sie, um würken zu können, gleichwohl seyn müßte. Auch ist sie keine Würkung, weder im logischen Sinne (rationatum), weil der Gedanke, aus welchem die Idee der Existenz gefolgert werden sollte, doch auch schon Existenz haben müßte, und also das, was erst noch gefolgert werden soll, schon vorausgesetzt werden würde; noch im dynamischen Sinne (caussatum), weil ebenmäßig dasjenige, was die Existenz hervorbringen sollte, schon vorher selbst Existenz haben müßte, und mithin sie nicht erst hervorbringen könnte. Endlich ist klar, daß die allem Würklichen zukommende Exi-

ſtenz, als Exiſtenz, keine Art von Verbindung unter Würklichen ausmache, und keine Art von Gemeinſchaft oder Wechſelwürkung begründe, denn das einfache Daſeyn kann weder als logiſcher, noch als dynamiſcher Grund von irgend Etwas gedacht werden. — Aber

2) die Exiſtenz iſt ein Prädikat, das nie ohne Subjekt ſeyn kann: dieß iſt der einfachen Idee von Daſeyn ſo eigen, als es der einfachen Idee von Raum eigen iſt, alle Theile zugleich und aus einander, oder der einfachen Idee der Zeit, keine Theile zugleich, ſondern alle nach einander, oder der einfachen Idee von Bewußtſeyn, gar keine Theile, ſondern Grade zu haben. Dieſe Eigenthümlichkeit, daß Daſeyn ſich nicht denken läßt, ohne Etwas, das da iſt, und daß ſonach dieſe an ſich ganz klar unterſchiedene zwei Ideen gleichwohl unzertrennlich und nothwendig zuſammenhängen, ohne daß ſich von dieſem Zuſammenhange ein Grund angeben ließe, weil jeder angebliche Grund doch wieder Etwas ſeyn und Exiſtenz (ideale oder reale iſt an ſich einerlei) haben müßte; dieſe Eigenthümlichkeit iſt die wahre Quelle des Pantheismus von der logiſchen Art, der aber auch in

seiner völligen Blöße erscheint, sobald man gedachte Eigenthümlichkeit völlig aufklärt. Nehmlich da die Existenz, welche als Prädikat nie ohne Subjekt gedacht werden kann, allen erdenklichen Subjekten, so verschieden sie auch seyn mögen, ohne allen Unterschied, schlechterdings auf ganz gleiche und eben dieselbe Weise zukommt; so ist es, um sie zu denken, genug, daß man sich das zu ihr als Prädikat erforderliche Subjekt wie ein bloßes Etwas denke: denn sie wird einem Etwas nicht mehr, nicht weniger, nicht anders, zukommen, als einem andern Etwas, oder von dem einen nicht mehr, nicht weniger, nicht anders, gedacht werden können, als von dem andern. Da nun von einem solchen Subjekt, als die Idee der Existenz erfordert, weiter nichts gedacht zu werden braucht, als daß es ein Etwas sey, dem die Existenz als das einzige Prädikat zukomme, (denn von den verschiedenen Beschaffenheiten, die man an diesem Etwas gedenken möchte, würde einer jeden wiederum die Existenz zukommen, und ihre Verschiedenheit würde in der Idee der Existenz schlechterdings nichts Verschiedenes setzen,) so ist wohl nichts natürli-

cher, als daß alle die Eigenthümlichkeiten, durch welche ſich die einfache Idee der Exiſtenz vor andern Ideen auszeichnet, auch dem ihr zuſagenden Etwas werden beigelegt werden, weil ja von dieſem Etwas durchaus weiter nichts, und gar kein anderes Prädikat, als blos das Prädikat der Exiſtenz, gedacht wird. — Es wird alſo dieß Etwas, ſo wie das Daſeyn, weder extenſive, noch intenſive theilbar oder verſtärkbar, es wird als zahl- und maaß- und zeitlos durchaus Eins und unwandelbar, und, ſofern vom Daſeyn ſich blos Nichtſeyn, und mithin von Etwas blos Nichts unterſcheidet, alleinig, und ſofern alles, was ſeyn ſoll, etwas ſeyn muß, Alles, und ſofern Exiſtenz ohne Subjekt undenkbar iſt, und das Gegentheil des Undenkbaren nothwendig iſt, nothwendig ſeyn. Dieſe Nothwendigkeit iſt die einzige, die ſich aus bloßen Begriffen erkennen läßt. Die andern Beweiſe alle, und auch der Kantiſche, von einem bedingten Weſen auf das andere, und endlich auf das unbedingte, ſchließen eigentlich nicht von einem Dinge auf ein anderes Ding, und ſo fort, ſondern von einem Werden auf ein anderes Werden, und

endlich auf ein Seyn. Aber dagegen wird nun auch dieß so beschaffene Etwas eben darum, weil es blos unter der Idee der Existenz als so beschaffen gedacht wird, das Eigenthümliche an sich haben, was die Existenz an sich hat, nehmlich kein einziges Prädikat weiter zuzulassen, außer denjenigen, die, wie schon vorhin gezeigt worden ist, eigentlich blos Negationen von Bestimmungen sind, und nur sehr uneigentlich Prädikate heißen können. Dieß Etwas, oder um es gleich bei seinem rechten Namen zu nennen, diese absolute Realität, die darum so heißt, weil sie von gar keinen andern Bestimmungen abhängt, indem sie gar keine andere hat, außer der einzigen Bestimmung des Daseyns, ohne welche sie schlechterdings Nichts wäre, so wie ohne sie das Daseyn schlechterdings undenkbar seyn würde, verstattet 1) kein Prädikat der Quantität: denn eben weil in ihr, so wie in dem einfachen Gedanken der Existenz, durch welchen allein sie gedacht wird, durchaus nichts Unterscheidbares ist, so läßt sich von ihr weder sagen, daß sie eins, noch daß sie vieles, noch daß sie unendlich sey, in dem Sinne nehmlich, da man unter dem

Eins dasjenige meint, was durch Wiederholung Vieles, und durch Wiederholung ohne Aufhören Unendlich wird, obzwar man sie Eins und Unendlich nennen kann, wenn man darunter blos versteht, daß sie, weil in ihr nichts Unterscheidbares ist, kein Prädikat von Zahl und Maaß zulasse; (Spinozens Unterscheidung des Unendlichen und Einen nach dem zwiefachen Sinne, worin beide genommen werden, sieht wunder wie tiefsinnig aus, und ist doch herzlich leicht;) sie verstattet 2) kein Prädikat der Qualität: denn es läßt sich von ihr weiter nichts sagen, als daß sie Daseyn habe, und daß sie absolute Realität oder das sey, was sie ist, welches letztere offenbar nichts gesagt heißt. Alle andere erdenkliche Prädikate, die man diesem Uretwas beilegen wollte, können gar nicht, weder aus demselben selbst, noch aus seinem Daseyn, und folglich überall nicht a priori hergeleitet, sondern müssen aus Erfahrung, also aus Empfindungen und Wahrnehmungen, hergenommen werden. Sie verstattet 3) kein Prädikat aus der von Kant sogenannten Klasse der Relation: nehmlich

a) kein Prädikat von Wesen und Eigenschaft, oder Substanz und accidens:

denn von dem Etwas, ſo wie es durch die Idee der Exiſtenz, damit ſie denkbar werde, vorausgeſetzt wird, iſt weiter nichts zu denken, als daß es ein Etwas, d. i. ein ſchlechterdings unbeſtimmter Gegenſtand des Denkens ſey, und daß ihm das einzige Prädikat der Exiſtenz zukomme. So rein gefaßt enthält alſo der Begriff der abſoluten Realität nichts, wodurch ſie in Abſicht auf das Verhältniß von Weſen und Eigenſchaft beſtimmt werden könnte, als welche Beſtimmung vorausſetzt, daß das dem Daſeyn zuſagende Etwas qualitative gedacht werde, welches Qualitative aber überall nicht a priori zu denken, ſondern blos aus Erfahrung zu nehmen iſt, wo ſich dann aus anderweitigen Beziehungen ergiebt, wie fern das dem Daſeyn immer auf eine und ebendieſelbe Weiſe zuſagende, übrigens qualitative noch ſo verſchiedene Etwas als Weſen oder Eigenſchaft (substantia vel accidens) zu denken ſey. — b) Kein Prädikat von Urſache und Würkung; nehmlich: das abſolute Reale iſt keine Urſache, und zwar α) keine logiſche (ratio), denn der Begriff deſſelben enthält weiter nichts, als daß es ein Etwas, d. i. kein Nichts ſey, und daß es exiſtire, woraus ſich ſchlechter-

dings

dings weiter nichts folgern läßt, weil alle Folgerung Verhältniſſe und Verſchiedenheiten vorausſetzt, die, wie in dem einfachen Daſeyn, ſo auch in dem demſelben zuſagenden abſoluten Realen ſchlechterdings fehlen; β) keine dynamiſche (caussa): denn um Veränderungen oder Würkungen hervorzubringen, müßte das Etwas andere Beſtimmungen haben, indem es, als bloßes Etwas betrachtet, unwandelbar, oder nichts anderes iſt, als was es iſt. Das abſolute Reale iſt ferner keine Würkung, und zwar α) keine logiſche (rationatum), denn dasjenige, aus welchem, als einem Grunde, man es herleiten wollte, müßte doch etwas Gedenkbares, und als ſolches ſchon ein Etwas ſeyn, wodurch alſo vorausgeſetzt würde, was doch erſt gefolgert werden ſoll; β) keine dynamiſche: denn auf ähnliche Weiſe müßte dasjenige, wodurch etwas bewürkt oder hervorgebracht werden ſollte, ſelbſt ſchon etwas ſeyn, und da Etwas und Etwas, blos als ſolches betrachtet, ganz ein und ebendaſſelbe iſt, ſo würde ſchon da ſeyn, was erſt werden ſoll; c) kein Prädikat, in Abſicht der Gemeinſchaft und Wechſelwürkung, kommt dem abſoluten Realen zu: denn

dieſes Etwas, obgleich es Allem, was nur irgend iſt, und was nur irgend geſchieht, inſofern als dieſem Allem Exiſtenz beigelegt wird, zukommt, kann gleichwohl blos als ein ſolches, dem Daſeyn zuſagendes, Etwas kein Grund, aus dem ſich Folgerungen, und keine Urſache, aus der ſich Würkungen ergäben, ſeyn, und mithin für das, was iſt und geſchieht, keine Art von gemeinſamem Bande ausmachen.

[Die Anwendung von dieſen Sätzen, (welche, wenn man die Ideen rein von allen ſinnlichen Vorſtellungen, zumal des Raums, der Materie ꝛc. zu faſſen weiß, vollkommen evident gemacht werden können,) auf Behauptungen von der Art, wie man in Witzenmanns Reſultaten findet, daß nehmlich mit dem Daſeyn eine Art da zu ſeyn verbunden ſey, und namentlich Verſtand und Wille Formen von Etwas ſeyen, das nicht Verſtand und Wille, ſondern nothwendig, mithin jenes vorher betrachtete abſolute Etwas iſt: daß ferner das Seyn alles enthalte und beſtimme, was ſeyn kann und ſeyn muß, eben ſo nothwendig und nach derſelben abſoluten Regel, nach welcher es iſt, — daß

ferner, was zuſammen exiſtirt, auch Verhältniſſe zu einander haben, und was iſt, auch Form und Geſetze, nach welchen es iſt, haben müſſe ꝛc., macht ſich von ſelbſt, und wird ſich nach Maaßgabe des Folgenden noch völliger und bis zum Erſchöpfen der Sache machen laſſen.]

II. Die Kraft. Das abſolute Reale, oder das der einfachen Idee der Exiſtenz zuſagende eben ſo einfache Etwas, welches, ſo fern ohne daſſelbe die Idee der Exiſtenz, als ein Prädikat ohne Subjekt, undenkbar ſeyn würde, ſchlechterdings nothwendig iſt, (und dieß iſt die oberſte Nothwendigkeit, die wir a priori einſehen,) hat von qualitativen Beſtimmungen und logiſchen oder dynamiſchen Verhältniſſen nichts an ſich. Wollen wir nun dergleichen an denſelben gedenken, ſo bleibt nichts übrig, als daſſelbe ſelbſt als Quelle von allen dergleichen Beſtimmungen und Verhältniſſen anzuſehen; und um das zu thun, müſſen wir uns an demſelben eine Möglichkeit, Urſache zu ſeyn, d. i. Kraft, gedenken. Die Möglichkeit, Urſache zu ſeyn, ſich an dem abſoluten Realen vorſtellen, heißt nun, nach Maaßgabe des doppelten Sinnes, den der Ausdruck Möglichkeit be-

zeichnet, entweder ſo viel, als: von dem abſoluten Realen, als einem ſolchem, laſſen ſich Würkungen und Beſtimmungen gedenken; oder ſo viel, als: von demſelben, als einem ſolchem, können Würkungen und Beſtimmungen exiſtiren. Gedenken laſſen ſich an und von dem abſoluten Realen, ſo daß man ſie aus demſelbem a priori folgern oder erkennen könnte, gar keine Beſtimmungen und Würkungen; exiſtiren können an und von dem abſoluten Realen, ſo daß ſie blos durch daſſelbe, als ſolches, exiſtirten, auch keine; denn das Seyn, blos als ſolches betrachtet, iſt nur, aber kann nichts; es bleibt nur immer ein Seyn, und wird nie etwas Qualitatives. Soll nun gleichwohl dieſes Seyn irgend eine qualitative Beſtimmung oder Würkung haben, als welche wir nie a priori weder für ſich ſelbſt, noch nach ihrem Zuſammenhange mit dem Seyn, gedenken können, ſo werden wir dergleichen aus der Erfahrung nehmen, und in dem Seyn ein jeder Würkung und qualitativen Beſtimmung zuſagendes Etwas ſchlechthin ſetzen müſſen, und dieſes Etwas iſt Kraft; von welcher, da ſie es eigentlich iſt, was die Verbindung

zwiſchen dem a priori und a posteriori zu vermitteln ſcheint, die Idee genauer betrachtet zu werden verdient.

1) Kraft läßt ſich nicht vom Seyn herleiten, eben ſo wenig als vom Raum, von der Zeit oder einer andern einfachen Idee, als welche, eben weil ſie einfach iſt, nichts aus ſich ableiten läßt; noch weniger von irgend etwas Qualitativem oder Gewürktem, als welches vielmehr, um ſolches zu ſeyn, Kraft vorausſetzt. Das Qualitative an dem Seyn läßt ſich durchaus nicht anders, denn als etwas Gewürktes, denken, man mag es a priori oder a posteriori zu denken verſuchen: a priori nicht, wie aus dem Bisherigen ſchon klar genug erhellen muß; a posteriori auch nicht, weil alle Beſchaffenheiten und Eigenſchaften nichts als Würkungen der Dinge auf uns geradezu, oder auf einander, und durch ſelbige auf uns ſind, wie auch, ohne Lockens Deduktion, jeder leicht ſelbſt erkennen wird. Selbſt an den mathematiſchen Weſen muß dasjenige, was ſie gleichſam Qualitatives haben, durchaus etwas Gewürktes ſeyn: denn ein Zirkel iſt nichts, bis er wahrgenommen oder gemacht, d. h. in beiden Fällen in Gedanken beſchrieben

iſt; und ſagen, daß ein Zirkel, ohne auf dieſe Weiſe gewürkt zu haben, Verhältniſſe an ſich habe, heißt ſagen, daß Nichts Etwas an ſich habe.

2) Aus der Kraft läßt ſich weder das Seyn, noch irgend eine Würkung begreiflich herleiten; das Seyn nicht, denn die Kraft ſelbſt müßte ja das Seyn, das man aus ihr erſt herleiten wollte, ſchon ſelbſt haben; auch irgend eine Würkung nicht, denn Kraft, als das, nach den Geſetzen des Denkens, vor der Würkung zu ſetzende und ihr zuſagende Etwas iſt nicht die Würkung ſelbſt, auch nicht ein bloßes Seyn, ſondern von beiden unterſchieden, und ſonach läßt ſich das Band zwiſchen Seyn, Kraft und Würkung, da ſie urſprünglich verſchieden ſind, nicht durch Identität, und da ſie einfache Ideen ſind, auch nicht durch etwas Anderes begreiflich machen, weil dieß Andere doch wieder ein Seyn oder Kraft oder Würkung ſeyn würde.

3) Die Kraft, als das den verſchiedenen Würkungen vorwärts Zuſagende, und durch ſie allein Beſtimmbare, wird aller der Prädikate empfänglich ſeyn, deren die durch Erfahrung gegebenen Würkungen, durch welche und für welche allein Kraft gedacht

wird, habhaft werden mögen. Sie wird, in Absicht der extensiven sowohl, als intensiven Quantität, die Bestimmungen von Maaß und Grad; in Absicht der Qualität, die Bestimmungen von Einerleiheit, Verschiedenheit, Aehnlichkeit und Mannigfaltigkeit annehmen; sie wird das Prädikat der Entgegensetzung, und, so weit das Würken ein Gegenwürken, das Thun ein Leiden, um mittelst der Erfahrung wahrgenommen zu werden, erfordert, insofern allemal annehmen, und je nachdem die Würkung als zum Wesen oder zum bloßen Zustande eines Dinges gehörig gedacht wird, als wesentlich (wie Undurchdringlichkeit) oder als zufällig (wie die Bewegkraft eines gestoßenen Körpers) gedacht werden.

4) Dagegen, sobald man der Idee von Kraft das Specifische nimmt, was darin besteht, daß sie als ein der Würkung zusagendes und durch selbige bestimmbares Etwas gedacht werde, so behält man nichts übrig, als ein durch die bloße Existenz bestimmtes und ihr zusagendes Etwas, welches von allen erwähnten Prädikaten, was vorher gezeigt worden, kein einziges annimmt. Also Kraft, als eine absolute Realität gedacht, ist noch nicht Kraft,

sondern wird es erst, wenn sie als etwas einer jeden Würkung besonders Zusagendes, und durch sie besonders Bestimmtes, mithin als etwas Relatives gedacht wird. (Diese Relation zwischen den a posteriori allein erkennbaren Würkungen mit dem a priori allein denkbarem Würkenden ist das wahre Band, welches die Sinnenwelt mit der Verstandeswelt verknüpft, und von welchem die richtige Erkenntniß gleichsam den Schlüssel zu dem Heiligthum der Wahrheit abgiebt, das wir alle suchen.)

Schauen wir nun um uns her, und in uns hinein, und durchmustern wir alle Arten von Würkungen, (unter welchen Begriff sich auch alle Arten von Formen und Beschaffenheiten, alles Qualitative, oder τὰ ἐν ἀιτίᾳ, alles was ist und geschieht, in wie fern es als so seyend und geschehend von uns erfahren wird, bringen läßt,) so sehen wir bald, daß sie sich in gewisse Klassen, namentlich in die der mechanischen, chemischen, organischen, animalischen und intellektuellen, welche letztere Klasse die Würkungen des selbstthätigen Denkens und Wollens begreifen würde, ordnen lassen; und hier ist eine bestimmte und anschauliche Kenntniß der Methoden und Resultate von den Be-

mühungen, welche der menschliche Geist zur Erforschung aller dieser Würkungen, deren Inbegriff und Zusammenhang die sogenannte Natur ausmacht, angewandt hat, dem Spekulanten unentbehrlich, wenn er in seiner Unternehmung die sämmtlichen Würkungen zusagenden Kräfte auf Eine Urkraft zurückführen, und vor allem das principium essendi sowohl als fiendi herauszufinden sich nicht selbst täuschen will, welches aber, so wie die Hauptresultate selbst, anzuführen, nicht interessant und nicht dieses Orts scheinen dürfte. So viel ist wohl gewiß, daß 1) das principium essendi, d. i. des Möglichseyns, wenn darunter nicht das bloße Denkbarseyn, sondern das Existirenkönnen gemeint wird, (und selbst denkbar ist ja nur, was gedacht werden, und insofern existiren kann,) mit dem principio fiendi, d. i. des Würklichseyns, darin zusammentrifft, daß das Daseyn von Kraft das Mögliche möglich, d. i. existirenkönnend sowohl, als das Würkliche würklich macht; daß 2) die Materie überhaupt, als etwas durch bloßen Widerstand Würksames, eben so wie alles Qualitative derselben (chemische Uranfänge, vid. z. E. Wiegleb) sich in

lauter Kräfte auflöſen laſſen; daß 3) in der Würkungsart der den mechaniſchen und chemiſchen Würkungen zuſagenden Kräfte eben ſo wenig Nothwendigkeit, (welche man gleichwohl wähnt darin ſehen zu können,) erkennbar ſey, als in der Würkungsart der den organiſchen, animaliſchen und übrigen Würkungen zuſagenden Kräfte; daß 4) die der urſprünglichen Verſchiedenartigkeit, Entgegenſetzung und Gemeinſchaft der Kräfte ſich nicht erklären laſſen, weder aus der Idee der Kraft, denn dieſe iſt als etwas Relatives den Würkungen homolog, noch aus der Idee des Seyns, welches freilich jeder Kraft, ſo fern ſie Exiſtenz haben ſoll, zukommen muß; denn dieß abſolute Seyn, in welches ſich die Idee der Kraft, wenn man ſie als etwas nicht Relatives, ſondern Abſolutes gedenken will, auflöſet, iſt keiner Prädikate, und am wenigſten des Prädikats der Verſchiedenartigkeit, Entgegenſetzung ꝛc. empfänglich.

Die Idee gleichwohl von einer Urkraft zu einem alleinigen Weſen hypoſtaſirt, welches dadurch, daß es Alles würkte, ſelbſt Alles wäre, würde einen Pantheismus von der zweiten Art, den man den dynami-

ſchen nennen könnte, geben; und deſſen Beurtheilung aus dem Bisherigen (wenn man es z. B. auf Herders Gott anwendet) nicht ſchwer ſeyn kann.

III. Das All. Da von den Kräften weder ihr Zuſammenhang mit dem Seyn, noch ihre Art zu würken, noch ihre Verſchiedenheit, Entgegenſetzung, Gemeinſchaft, ſich als nothwendig einſehen läßt, ſo könnte man, ſtatt das Qualitative auf Würkung, und ſonach die caussas formales auf efficientes zu reduciren, umgekehrt verſuchen, ob ſich nicht alle caussae efficientes, oder Kräfte, auf caussas formales, oder Eigenſchaften (attributa), wovon das, was man Würkungen nennt, bloße Weiſen (modi) wären, und ob nicht dieſe Eigenſchaften ſich zuletzt auf das Weſen ſelbſt, oder die caussae formales auf die materiales, deren letzte die causa sui wäre, zurückführen, und ſonach umgekehrt wieder aus dem abſoluten Seyn oder der causa sui und deren attributis und modis auf eine nothwendige Art, d. i. nach Schlüſſen der Identität, alles was iſt und geſchieht, herleiten und erkennen ließen. Das Reſultat von dieſem Verſuche, wenn man ihn gelungen glaubt, iſt ein Pantheismus

von der dritten Form, den man den spinozistischen (bis sich ein treffenderer Name findet) nennen mag. Aus einer Menge von fast unentzifferbaren Noten auf meinen Papierschnitzeln für jetzt ohne Wahl nur so viel:

1) Die Nothwendigkeit des absoluten Seyns hängt davon ab, daß die Existenz gedacht oder wahrgenommen werde, und ist nur insofern absolut, als sie von weiter nichts denn davon abhängt, daß die Idee der Existenz sonst undenkbar wäre. Aber weder die Idee der Existenz, noch des absoluten Realen fordern nothwendigerweise attributa oder Qualitäten dieses Realen. Und wenn Spinoza sagt: unumquodque ens sub aliquo attributo debet concipi, so erhellt schlechterdings dieß debet nicht: denn wenn gleich jedes Attribut ein ens ist, so folgt doch nicht, daß ein ens, als solches, d. i. ein bloßes Seyn, schon darum ein Attribut, d. i. ein formales qualitatives würksames Seyn seyn müsse. Und wenn er weiter sagt: quo plus realitatis aut τῶ esse ens habet, eo plura habet attributa, quae necessitatem sive aeternitatem et infinitatem exprimunt; so ist es a) ungereimt, von plus τῶ esse

zu hören, als ob das absolute Seyn ein Mehr oder Weniger oder Grade und Maaße zuließe, und b) sinnleer oder sophistisch, zu hören, daß attributa oder jedes formale, qualitative Seyn Nothwendigkeit, Ewigkeit, Unendlichkeit ausdrücken müsse: denn, genau betrachtet, sagt dieß weiter nichts, und kann weiter nichts sagen, als daß jedes Attribut, sofern es Existenz hat, auch nothwendigerweise ein der Existenz zusagendes Etwas seyn müsse, welches der bloßen Existenz zusagende absolute Etwas, als solches, freilich keine Bestimmung der Zeit oder des Maaßes an sich hat.

2) Die Attributa also können nur a posteriori hergenommen werden, und wenn Spinoza sie nun, daher genommen, nach seiner Weise ummodelt und sagt: materia est attributum, quod aeternam et infinitam essentiam exprimit, und eben so, cogitatio etc., so ist freilich gewiß, daß Materie und Gedanke, sofern sie existiren, auch ein Seyn haben, welches, als der bloßen Existenz entsprechend, zeit- und maaßlos ist; aber das, was dieses Seyn zu Materie und Gedanken macht, muß, da es blos auf Erfahrung und Bewußtseyn

beruht, auch von der Seite allein gefaßt und unterſucht werden.

3) Die bloße Exiſtenz und das bloße Reale, kurz, das bloße Seyn als Prädikat und als Subjekt betrachtet, macht zwiſchen demjenigen, was da iſt, kein begreifliches, geſchweige nothwendiges, Band aus, ſo wenig als die Zeit, der Raum, das Bewußtſeyn. So fern nun Spinoza die a posteriori genommenen Erfahrungen und Wahrnehmungen als Attribute des abſoluten Seyns darum anſieht, weil doch allen dieſen Erfahrungen und Wahrnehmungen das Seyn zukomme, ſo ſieht er offenbar einen imaginandi modus für Vernunfterkenntniß an; und wenn er nun vollends in dieſem abſoluten Seyn ſich Geſetze, Verhältniſſe, und gar eine Natur, d. i. eine nothwendige Geſetzlichkeit erdichtet, ſo begeht er einen blanken Widerſpruch; (Spinoza ſpricht oft genug von naturae divinae legibus;) gedenkt er ſich aber dieſe Geſetzlichkeit nicht in dem abſoluten Seyn, als ſolchem, ſondern in den Attributen deſſelben, ſo iſt klar, daß, da alle dieſe Attribute als maaß- und zeit- und ſchrankenlos (immutabilia aeterna infinita) gedacht werden ſollen, ohne Be-

ſtimmung, (quia omnis determinatio est negatio,) keine Geſetzlichkeit, als welche ohne Beſtimmungen nicht zu denken iſt, Statt finden könne; es wäre denn, daß dieſe nothwendige Geſetzlichkeit von den qualitativen Eigenheiten dieſer Attribute ſelbſt herrührte, und auf ſelbigen allein beruhte; dann aber kann, weil alles Qualitative und Formale lediglich auf Erfahrung beruht, die Geſetzlichkeit nur in Hinſicht auf unſere Erfahrung subjective, nicht aber objective, in Hinſicht auf das Abſolutreale ſelbſt gültig oder nothwendig ſeyn.

4) Würkungen und Veränderungen überhaupt laſſen ſich weder aus dem abſoluten Seyn, noch aus deſſen angenommenen attributis, man mag dieſe beſchränken wie man will, erklären: denn bei allen ſolchen Beſchränkungen bleibt (per hypothesin) das, was beſchränkt wird, ebendaſſelbe, und dagegen iſt von demjenigen, was würkt, das Gewürkte oder die Würkung unterſchieden. —

Sich den Raum, weil ihm Exiſtenz zukommt, als ein Attribut von dem der Exiſtenz zuſagenden abſoluten Seyn vorſtellen; (da doch Raum, ſo wie Zeit und

Bewußtſeyn, weder Ding noch Eigenſchaft ſind, indem gar nicht nöthig iſt, daß die Beſtimmungen von Ding und Eigenſchaft (Subſtanz und Accidens) auf alles Denkbare paſſen, wie ſie denn auf gedachte einfache Ideen würklich ſich nicht anwenden laſſen;) ſich ferner vorſtellen, daß, wenn man in dieſem Raum einen Zirkel oder eine andere Figur beſchreibt, die eigenthümliche Beſchaffenheit dieſer Figur nicht von der Art, wie man ſie beſchrieben hat, und die Verhältniſſe der darin Statt findenden Linien nicht von der Art, wie man ſie, den Bedingungen der Figur gemäß, gegen einander denket, ſondern von dem Raume ſelbſt, der, wie ein Schriftſtellerkaſten, alle ſetzbare Bücher, eben ſo alle beſchreibbare Figuren, unabhängig von der Beſchreibung, und alle Verhältniſſe derſelben, unabhängig vom Gedachtwerden, enthalte (uti attributum continet modos, quippe qui non sunt nisi id quo attributa certa ac determinata ratione exprimuntur): und nun auf ähnliche Weiſe alle nur irgend wahrnehmbare Beſchaffenheiten und Würkungen, ſo fern ſich's thun läßt, rein, d. i. zeit- und maaßlos gedacht, ſich (weil ſie doch ein Seyn haben müſſen) als

Attri-

Attribute des (oben genugſam erklärten) abſoluten Seyns vorſtellen, und ſich einbilden, daß nun dieſe Attribute alles, was nur irgend von Beſchaffenheiten und Würkungen wahrgenommen werden mag, unabhängig von der Wahrnehmung, ſo enthalten, daß aus jenen Attributen durch wer weiß welche, aber nothwendige, Beſchränkungen (determinationes) alles was nur irgend wahrgenommen oder gedacht werden kann, auf nothwendige Weiſe, unabhängig von allem Denken, erfolge: ſich dieß alles vorſtellen, heißt, meines Erachtens, ſich den Spinozismus ſeiner genesis nach vorſtellen, wie aus der prop. 16. libr. I. Ethic., die das punctum saliens des Syſtems iſt, klar erhellet. Da aber Würkungen, als Würkungen, ſich nicht wie attributa immutabilia, infinita, aeterna, obgleich ſie ein Seyn (oder vielmehr ein Werden) haben, gedenken, und Kräfte weder mit dem Seyn, noch mit dem Gewürkten ſich homogeniſiren laſſen, ſo zeigt ſich, ſo leidlich ſonſt noch ſein Philoſophiren a ratione ad rationatum (vom Zirkel zu ſeinen Verhältniſſen) nach identiſchen Sätzen angeht, die Sophiſtik des Spinoza unerträglich, wenn er von der causa *efficiente*, d. i. Kraft zu den causatis oder Würkungen auf gleiche Weiſe

nach Identität fortzuschließen unternimmt; denn indem er von dem absoluten Seyn, welches er caussa sui nennt, mittelst der demselben geliehenen Attribute nach identischen Bestimmungen fortgehen will, bringt er keine Würkungen heraus, und in dem Augenblick, da er, nothgedrungen, Würkungen anerkennt, sieht er sich genöthigt, von ihnen als caussatis zu ihren gänzlich von ihnen verschiedenen, und nach Identität nicht erkennbaren Kräften, als den wahren caussis efficientibus auf einem Wege, den freilich alle Menschenvernunft geht, der aber gerade der umgekehrte von dem ist, welchen er nehmen wollte, zu gehen. Ich finde dieß schon in Ihrer Schrift berührt, aber ich hätte noch etwas gewünscht, über das Sophistische des 4ten u. 5ten Axioms im ersten Buch der Ethik, und über den Widerspruch, worein Spinoza bei der Anwendung derselben mit sich selbst geräth. Z. E. pag. 19 sagt er ganz richtig: caussatum *differt* a sua caussa praecise in eo, quod a caussa habet, und nun pag. 3. prop. 3. unum alterius caussa esse non potest, nisi aliquid commune cum se invicem habent, ut per se invicem possint intelligi, welches commune nach pag. 4. prop. 6. Identität seyn soll.

II.

Moralphiloſophie.

Moralphiloſophie.

Erſtes Hauptſtück.

Praktiſche Anthropologie.

Alles was wir billigen, liegt im Gebrauch unſrer Kräfte, in unſerm Selbſtbeſtimmen. — Alles Sollen ſetzt voraus ein Wollen und ein Können. Nur die Handlungen, d. i. Aeußerungen thätiger Kraft (im Gegenſatz gegen ſpekulative oder Erkenntniß, und gegen paſſive oder Gefühlskraft), die in unſrer Gewalt ſind, machen des Menſchen Tugend und Laſter, Verdienſt und Schuld aus. Jeder ſchreibt ſich ſelbſt das zu, wozu ſich ſein freier Wille beſtimmt.

Die unmittelbaren Handlungen des Menſchen beſtehen in weiter nichts, als

1) in Bewegung ſeines Körpers und deſſen Theile,

2) in Richtung ſeiner Gedanken.

Aber ſo begränzt der Menſch in ſeinen unmittelbaren Handlungen iſt, ſo ungeheuer iſt der Umfang ſeiner mittelbaren und zuſammengeſetzten, wodurch er

a) auf die materiale Welt ſowohl,

b) als auf andre Menſchen, und auch

c) auf ſich ſelbſt, und zwar auf ſeinen Körper ſowohl, als auf ſeinen Geiſt wirkt.

Hier läßt ſich einſchalten die vollſtändige Eintheilung der Handlungen nach den Kategorien, in:

1) einfache, zuſammengeſetzte Reihen von Handlungen;

2) affirmative, negative;

3) innere, äußere, unmittelbare, mittelbare; letztere würkend auf Sachen, auf Perſonen, auf ſich ſelbſt als Sache und Perſon;

4) mögliche, (Unvermögen, Uebermacht,) würkliche, nothwendige, vermeidliche oder nicht vermeidliche.

Den Handlungen, die frei ſeyn ſollen, ſtehen entgegen 1) die unvermeidlichen, unabwendlichen, phyſiſch nothwendigen; 2) das Ohngefähr, das Zufällige.

Handlungen ſind zu betrachten von Seiten 1) des Verſtandes, 2) des Beliebens, 3) der Ausführung.

Die innern unmittelbaren einfachen Handlungen, in denen ſich die eigentliche Geiſtesthätigkeit äußert, beſtehn in 1) Aufmerken, 2) Ueberlegen, 3) Beſchließen.

Aufmerkſamkeit, ſagt man, iſt das Streben, Wahrnehmungen ſich klar vorzuſtellen.

Wahrnehmung (apperceptio) iſt die Thätigkeit, die zu den Eindrücken der Sinne und zu den Bildern der Phantaſie hinzukommen muß, um daraus Vorſtellungen und uns ihrer bewußt zu machen. Das Geſchäft des Wahrnehmens beſteht 1) in der Auffaſſung (apprehensio), welche das eigentliche Geſchäft der Sinne, und zwar der äußern, ſo wie der innern, iſt; 2) in der Zuſammenfaſſung (comprehensio), wodurch das aufgefaßte Mannigfaltige zu Einer Vorſtellung verbunden wird, und dieſe iſt ein Geſchäft der thätigen Phantaſie.

1) Das Wahrnehmungsvermögen, mit welchem zugleich verknüpft iſt 2) das Unterſcheidungsvermögen, 3) Abſonderung (separatio), da man Theilvorſtellungen ſich

als eigne Ganze vorſtellt, 4) Reflexion (da man mehrere Vorſtellungen in Abſicht auf gewiſſe Theile vergleicht), 5) Abſtraktion (da man das Identiſche in mehreren Vorſtellungen auffaßt) gehören zum Denken, d. i. zu dem Geſchäfte, uns, mittelſt der durch Abſtraktion erlangten Vorſtellungen, die Wahrnehmungen und Gegenſtände, denen ſie zukommen, ſelbſt vorzuſtellen. Und das Vermögen zu denken iſt der Verſtand (im weitern Sinne), der ſich ſowohl mit Abſonderung und Zuſammenfügung von Merkmalen 1) zu Begriffen, als mit Erkennung der objektiven Verhältniſſe der Begriffe in Hinſicht auf die würklichen Dinge, d. i. 2) Urtheilen, und endlich auch mit dem Urtheilen aus andern Urtheilen, d. i. 3) mit Schließen beſchäftigt.

Das Vermögen, die objektiven Verknüpfungen unter den würklichen Dingen zu erkennen, heißt Urtheilskraft oder der Verſtand ſchlechthin. Dagegen das Vermögen der ſubjektiven Kombinationen der Einbildungen iſt der Witz. Das Vermögen, auch die geringſten Aehnlichkeiten und Unterſchiede zu bemerken, iſt der Scharfſinn, und es können Witz und Urtheilskraft ſcharfſinnig, ſie können auch ſtumpf

seyn. Das Vermögen, zu schließen, heißt insbesondre Vernunft.

1) **Regierung der Aufmerksamkeit** zum Wahrnehmen, Unterscheiden, Absondern durch Abwendung von dem einen Gegenstande und Hinrichtung auf den andern; und durch extensive, intensive und protensive Vermehrung und Verminderung in Absicht auf

a) sinnliche Gegenstände,

b) Gefühle,

c) theoretische, praktische und ästhetische Vorstellungen, zu dem Zweck, theils a) um Empfindungen und Vorstellungen lebhafter und deutlicher zu fassen, theils b) um solche, die wir nicht haben wollen, zu entfernen und zu verdunkeln, theils c) solche, die wir gerne haben möchten, herbei zu locken. — Nun giebt es zwar psychologische Gesetze, nach welchen unwillkührlich 1) Empfindungen und Vorstellungen die Aufmerksamkeit anziehen und spannen (wie alles Neue, Seltne, Furchtbare, Reizende, Erhabne, Schöne, Gute, Frappante, Auffallende, Interessante, Anziehende), 2) Vorstellungen und Gefühle in der Seele hervorkommen und erstarken, oder abnehmen und verschwinden; aber der Mensch

hat es in seiner Gewalt, selbst gemäß diesen Gesetzen, die er an sich freilich nicht ändern kann, 1) die unfreiwilligen Anziehungen und Anspannungen durch freiwillige Selbstthätigkeit zu beherrschen, nehmlich die Aufmerksamkeit abzuziehen und auf etwas anders zu lenken, wodurch man selbst über körperliche Marter und Seelenleiden, wie Reue und Kränkungen, viel vermag, und wodurch man das Interesse, was Sensationen und Vorstellungen natürlicher oder erworbner Weise haben, ändern kann; 2) Vorstellungen zu entfernen und herbei zu locken und festzuhalten oder loszulassen.

Der Hauptzug des Genies und ein großer Theil der Weisheit und Tugend besteht in der Kraft, seine Aufmerksamkeit gehörig zu regieren, wozu selbst würklich oft ein Grad von Selbstbeherrschung gehört, so groß, wie ihn irgend heroische Tugenden fordern.

2) **Ueberlegung.** Es giebt ein leidentliches Zusammengehen und Scheiden der Vorstellungen, so wie ein leidentliches Wiegen von subjektiven Gründen. — Aber der Mensch kann auch selbstthätig Ueberlegungen anstellen über Sensationen sowohl,

als über theoretiſche, äſthetiſche und praktiſche Vorſtellungen (in welchem letztern Falle der Ausdruck Ueberlegung im ganz eigentlichen Sinn gebraucht wird). Zu dieſen Ueberlegungen gehört, daß er 1) die verworrenen Vorſtellungen deutlich mache und ſie zweckmäßig unter einander vergleiche; 2) das Subjektive vom Objektiven unterſcheide, und ſich ſelbſt dadurch ruhig und partheilos erhalte.

Jeder weiß, daß es von ihm abhange, 1) ob er überlegen wolle oder nicht. Oft heißts, wer ſich bedenkt, ſucht Urſache, nicht zu wollen; 2) wie lange oder kurze Zeit, mit welchem Grade von Sorgfalt, intenſive und extenſive. Dieß ſollte ſich nach der Wichtigkeit der That oder Sache richten; 3) wie behutſam und aufrichtig. Oft giebt man wiſſentlich dem durch Zu- und Abneigung verfälſchten Urtheil nach und ſucht ſich nur zu rechtfertigen; ſtatt aus gerechtem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt alle Mittel anzuwenden, um zu einem unpartheiſchen, objektiv richtigen Urtheil zu gelangen. Dieſe Mittel beſtehen darin, daß man

1) vollſtändig alles, was zur Sache ge-

hört, aufſuche und ſammle, und bei der Beurtheilung

2) entweder ſich frage, wie Andre dieß anſehen würden, oder wie ich es an Andern beurtheilen würde, und ſo durch dieſe Methoden den Einfluß des Subjektiven zu hemmen ſuche, welches Subjektive in Meinungen, Gefühlen und Fertigkeiten beſteht. So iſt alſo das Ueberlegen wie das Aufmerken einerſeits an pſychologiſche Naturgeſetze gebunden, andrerſeits von der freien Willkühr abhängig.

Uebrigens thut der Menſch viele Handlungen

a) ohne Ueberlegung oder Urtheil, nach bloßen Trieben und Neigungen, es ſey urſprünglichen (wie in der Kindheit) oder erworbnen, wie z. B. aus Höflichkeit ꝛc.;

b) gegen ſein Urtheil, betreffend 1) die Nützlichkeit nicht nur, ſondern auch ſelbſt 2) die Sittlichkeit der Handlung; ſo zu handeln iſt im erſten Fall Thorheit, im andern Laſter.

3) Vorſatz oder Entſchluß. Dieſer bezieht ſich immer auf entfernte Handlungen, und iſt eben ſo eigentlich eine Willensbeſtimmung, als das Wollen einer

unverzüglich auszuführenden Handlung; denn das Wollen wird dadurch, daß es ſich auf eine kräftige, oder auf eine gegenwärtige Handlung bezieht, an ſich nicht geändert. — Alſo nicht alle Aktus des Willens ſind momentan und tranſient, ſondern es giebt auch fortdaurende und beharrliche, auf kürzere und längere Zeit, und ſelbſt auf die Lebensdauer. Es giebt ein paſſives Beſchließen. — Vorſätze ſind

a) beſondre, die der Zeit und dem Ort nach beſchränkte Handlungen betreffen;

b) allgemeine,

α) von Seiten des Inhalts oder der Materie, wenn der Gegenſtand des Vorſatzes eine ganze Reihe von Geſchäften und Handlungen iſt, die auf einen Zweck gerichtet ſind,

β) von Seiten der Form, wenn der Gegenſtand des Vorſatzes irgend eine Maxime oder Handlungsweiſe iſt.

Wegen Flüchtigkeit und Wandelbarkeit unſers Urtheils ſind feſte und allgemeine Vorſätze (Grundſätze, Maximen) nöthig im Theoretiſchen, wie im Praktiſchen; ſonſt kann man nie konſequent und ſtandhaft in ſeinem Glauben und Verhalten ſeyn. In jedem Menſchen bildet ſich leidentlich,

oder er bildet sich selbstthätig aus seiner Erziehung, Gesellschaft, Lesung, Erfahrung einen Vorrath von allgemeinen Principien, welche sein Urtheil in besondern Fällen regieren; man gewöhnt sich, sie zu glauben, so daß der Beifall unbeweglich bleibt, auch wenn der Beweis, worauf er sich gründete, vergessen ist. Es kostet viel Geisteskraft und Selbstverleugnung, diese Principien unpartheiisch zu prüfen, sie selbst, wenn man sie verwerflich gefunden, würklich zu verwerfen und ihnen entgegen zu urtheilen.

Eben so ists mit den praktischen Principien; die selbstthätig gefaßten sind die ersten Vorsätze, durch welche jeder Mensch, der einige Selbstherrschaft hat, sein Verhalten regiert, und welche ihren Einfluß auf die besondern Willensbestimmungen behalten, auch wenn er die Bewegungsgründe dazu nicht mehr vor Augen hat.

So giebt es also, was man Fertigkeiten des Verstandes und des Willens nennen könnte, welche des Menschen Meinungen und Handlungen regieren und seine Denkart und seinen Charakter bestimmen. Was sind die moralischen Tugenden, die wir uns als Eigenschaften eines Man-

nes denken, dem sie auch zu der Zeit beiwohnen; wenn er sie nicht ausübt? Z. E. Ehrlichkeit? Nichts anders als feste Vorsätze, den Gesetzen der Ehrlichkeit in jedem besondern Fall gemäß zu handeln. So sind alle würkliche Tugenden nichts als feste Vorsätze, und so lange sie unverändert bleiben, sind sie als Eigenschaften des guten Menschen anzusehen. Eben dadurch unterscheiden sich die Tugenden von den natürlichen Neigungen, die mit ihnen einerlei Namen führen, so schwer übrigens die Aeußerungen von beiden sich im würklichen Leben mögen unterscheiden lassen. Denn die Wohlthätigkeit als Neigung ist ein auf dem Naturell oder auf einer Gewöhnung beruhender Hang wohlzuthun, ohne Rücksicht auf Recht und Pflicht, dagegen die Tugend des Wohlwollens ist ein fester Vorsatz (herrschende Maxime), dem Gesetze der Pflicht gemäß und aus Achtung für Pflicht in jedem gegebnen Falle wohlzuthun.

Fehler in Absicht der Vorsätze sind: 1) Flatterhaftigkeit, Wankelmuth, Veränderlichkeit. 2) Eigensinn, Unbiegsamkeit, Hartnäckigkeit. —

Das Mittel zwischen beiden, das jeder billigt und verehrt, ist die auf vernünftige

Ueberlegung gegründete männliche Festigkeit, die 1) einerseits der wetterwendischen Veränderlichkeit der Laune und des Naturells abhilft (welches freilich als unfreiwillig weder Tugend noch Laster ist, aber oft zu willkührlichen Handlungen verleitet, die moralisch sind), und 2) andererseits der Belehrung und Ueberzeugung offen und zur Selbstprüfung seiner praktischen Maximen bereit, und wenn er hinlänglich Gründe zu ihrer Aenderung findet, dazu willig ist. So viel von den innern unmittelbaren Handlungen.

Die äußern bestehen insgesammt in Regierung und Bewegung der Sinnenorgane, Gliedmaaßen und andern Theile des Körpers, sofern dieß alles der Willkühr unterworfen ist.

Die mittelbaren sind immer zusammengesetzt aus innern und äußern, sie mögen sich auf Sachen beziehen, oder auf Personen, oder durch Sachen auf Personen, durch Personen auf Sachen, durch Sachen auf Sachen und durch Personen auf Personen, z. B. Sprechen, Schreiben, Kommandiren, Regieren.

Schärfere Unterscheidung des Denkens, Fühlens und Wollens.

Das

Das Wollen iſt der Akt des Selbſtbeſtimmens zu einer Handlung (ſie zu thun oder zu laſſen), die wir in unſrer Gewalt haben. Die Idee des Wollens iſt ſo einfach, daß ſie ſich nicht wohl ohne idem per idem definiren läßt. Das Vermögen nun des Wollens oder der Selbſtbeſtimmung zu Handlungen, die wir von dieſer Selbſtbeſtimmung abhängig glauben, heißt der Wille. Dieſer Wille nun iſt ſorgfältig zu unterſcheiden 1) vom Denken oder Erkennen desjenigen, was wir wollen, 2) von dem Belieben oder den Reitzen und Gründen zum Handeln; denn 1 a) nicht alles, was wir denken, wollen wir auch, obzwar das ſelbſtthätige Aufmerken, Ueberlegen, Abſchließen beim Denken durchaus vom Denken ſelbſt unterſchieden und dem Willen zugeſchrieben werden ſollte; und 1 b) nicht alles, was wir wollen, denken wir, inſofern es würklich ſelbſtthätige Aeußerungen giebt, die als ſolche dem Willen im weitern Sinne zuzuſchreiben ſind, und die ohne bewußtes Denken vor ſich gehen; ferner 2 a) nicht alles, was uns beliebt, wollen wir, und 2 b) nicht alles, was wir wollen, beliebt uns.

Genauere Entwickelung des Begriffs vom Willen.

Wille, Willkühr, Begehrungsvermögen heißt im weitern Sinn das Vermögen zu Handlungen durch Seelenveränderungen (die im weitsten Sinn Vorstellungen heißen) bestimmt zu werden. Diese bestimmenden Vorstellungen sind entweder

1) bloße (blinde) Regungen und Gefühle ohne Erkenntniß und Urtheil; und die dadurch erfolgten Handlungen schreibt man der blinden Willkühr (arbitrium brutum) zu, die der Inbegriff der Instinkte ist; oder

2) Regungen und Gefühle mit hinzutretenden Erkenntnissen, die aber blos darauf abzielen, die Zwecke der Sinnlichkeit zu bewürken; und die dadurch erfolgenden Handlungen gehören der sinnlichverständigen Willkühr an; oder

3) Vernunfterkenntnisse für sich allein, ohne alle physische Regungen und Gefühle; und solche Handlungen gehören der reinvernünftigen Willkühr zu.

Wille im engern Sinne, oder Begehrungsvermögen, heißt das Vermögen der Selbstbestimmung zu Handlungen, so-

fern an dieſer Selbſtbeſtimmung die Vernunft, es ſey als Dienerin oder als Gebieterin (als Mittel oder als letzter Grund) Antheil nimmt; ſo daß alſo hier die blinde Willkühr ausgeſchloſſen iſt.

Die ſinnlichverſtändige Willkühr heißt auch das untere, die reinvernünftige Willkühr aber das obere Begehrungsvermögen. Freiheit hat mehrere Bedeutungen; aber frei heißt der Wille, ſofern er, unabhängig von allem Naturzwange, fähig iſt, zwiſchen den Beſtimmungsgründen der Vernunft und Sinnlichkeit zu wählen.

Nimmt man, wie es ſeyn muß, den Willen für das Vermögen, ſich ſelbſt zu Handlungen zu beſtimmen, ſo iſt folgendes klar:

1) Jedes Wollen hat einen Gegenſtand; man kann ſo wenig wollen, ohne etwas zu wollen, als man denken kann, ohne etwas zu denken. Alſo gehört Vorſtellung dazu.

2) Der unmittelbare Gegenſtand des Wollens iſt eine künftige, und zwar eine eigne, Handlung.

Das Belieben, d. i. Trieb, Begierde, Verlangen kann zum Gegenſtande haben nicht nur eigne, ſondern auch fremde Hand-

lungen, und nicht blos Handlungen, sondern auch Gefühle, Erkenntnisse und Sachen aller Art; aber das Wollen geht blos auf eigne Handlungen.

3) Das Wollen geht nur auf solche eigne Handlungen, die man von seiner Selbstbestimmung abhängig glaubt, oder die man als thunlich ansieht; denn was man selbst als unthunlich ansieht, mag man wohl wünschen und verlangen, aber man kann es nicht wollen, oder man will, wenn man nicht weiß, ob eine Handlung in unsrer Gewalt ist, nur probiren, ob sie es ist.

4) Das Wollen geschieht nicht, ohne daß etwas den Wollenden veranlaßt, antreibt, bewegt, sich zu seinen Handlungen zu bestimmen, dieses Etwas als Bestimmungsgrund des Willens, sey es etwas Leidentliches oder Selbstthätiges, mehr oder weniger durch Erkenntniß aufgeklärt oder reine Urtheile der Billigung (Vergnügen, Nutzen, Ehre, Pflicht, affirmative, negative und contrarie genommen).

Es können Wollungen (Begierden) in Absicht auf 1) so wie die Vorstellungen dessen, was man will, gewagt und unbestimmt; in Absicht auf 3) die Thunlichkeit,

ſofern man ſich darin irrt, leer, chimäriſch, phantaſtiſch, (2) in Abſicht des Bewegungsgrundes, ſofern man ſich darin irrt, täuſchend und trüglich, (4) in Abſicht des Beſchluſſes ſchwankend ſeyn.

Theorie von den Gründen der menſchlichen Handlungen.

Im eigentlichen Sinn kann nichts die Handlung eines Menſchen heißen, als inſofern er ſie vorher gewollt, d. i. wiſſentlich und ſelbſtthätig ſich dazu beſtimmt hat. Das wären alſo freie Handlungen, die allein moraliſch, d. i. gut oder böſe, ſeyn können. Aber 1) da auch freie Handlungen, d. i. ſolche, die der Menſch mit Willen thun könnte, doch oft von ihm ohne Willen geſchehen, da 2) alle Arten von Handlungen urſprünglich erſt ohne Willen geſchehen mußten, ehe ſie dem Willen unterworfen werden konnten; und da 3) ſich nicht wohl beſtimmen läßt, wie weit auch über die unwillkührlich erfolgenden Handlungen der Wille reichen könnte, wenn man alle Mittel brauchte; ſo nennt man viele Kraftäußerungen am Menſchen Hand-

lungen, obgleich er ſie weder gedacht, noch gewollt hat, als ſie von ihm geſchahen; ſofern es nur in ſeiner Gewalt ſtand, ſie mit Bewußtſeyn und auch wohl mit Urtheil zu thun, oder ſofern ſie auch nur ſo beſchaffen ſind, daß ſie auch willkührlich verrichtet werden können.

In dieſem populären Sinn die Handlungen genommen: laſſen ſich alle Handlungen abtheilen

I. in ſolche, die ohne Beurtheilung geſchehen, von welchen wieder

a) einige auch ſogar ohne klares Bewußtſeyn (Vorſtellung) erfolgen,

b) andre mit klarem Bewußtſeyn;

II. in ſolche, die mit Beurtheilung geſchehen, von welchen wieder

a) einige mit Urtheil in Hinſicht auf unſer Gefühl, unſern Zuſtand, ſo daß das Urtheil nur Folge des Gefühls iſt,

b) andre mit Urtheil in Hinſicht auf unſre Freiheit, unſre Selbſtthätigkeit geſchehen.

Aufſuchung der Gründe (Genesis) der menſchlichen Handlungen nach dieſer Eintheilung.

I. a.

Die erſte Klaſſe befaßt die Handlungen, die a) aus Trieben, und b) aus Begierden geſchehen. Trieb iſt der innere Grund, gewiſſe Würkungen hervorzubringen. — Begierde iſt der Zuſtand des Subjekts, da die Vorſtellung eines Gegenſtandes oder einer Handlung in dem Subjekt ein Streben oder ein Selbſtbeſtimmen hervorbringt, den Gegenſtand oder die Handlung zu realiſiren. Ohne Bewußtſeyn und Vorſtellung deſſen, was wir begehren, iſt alſo kein Begehren möglich, obgleich nicht die Erkenntniß an ſich es iſt, die das Begehren beſtimmt; ſondern in der Erkenntniß iſt es entweder die mit ihr verknüpfte Luſt oder Unluſt, d. i. etwas Leidentliches, oder die damit verknüpfte reine Billigung oder Mißbilligung, d. i. etwas Thätiges.

Triebe ſind theils 1) organiſch, bei deren Würkungen gar das Bewußtſeyn unmöglich iſt, wie Bildungstrieb, Nahrungstrieb, und alſo gar nicht zu Handlungen gehören; theils 2) animaliſch (blinde Trie-

be), die oft ohne Vorstellung deſſen, was wir thun, geſchehen; 3) geiſtige Triebe. Sie ſind theils 1) urſprüngliche und angeborne; theils 2) erworbene, gewohnheitliche.

(1) **Urſprüngliche, natürliche.** Das neugeborne Kind ſaugt und ſchluckt; es weint beim Schmerz; ſpäterhin fährt es zuſammen und wendet ſich weg von einem grimmigen Ton und Geſicht und neigt ſich und hüpft zu einem freundlichen Geſicht und Ton.

Das ſind Triebe, die die Thiere auch haben, welche Thiere aber außerdem auch Kunſttriebe beſitzen, die dem Menſchen durchaus verſagt ſind. Die thieriſchen Fabrikate unterſcheiden ſich darin, daß 1) die Thiere nichts erfinden, man kann ſie allerlei, ſelbſt gegen ihren Inſtinkt, lehren; aber ihre Fabrikate zu ändern, lernen ſie nicht; daß 2) ihre Fabrikate, wie alle Naturprodukte, vollkommen in ihrer Art ſind.

Die triebartig nicht blos in der Kindheit, ſondern das ganze Leben hindurch vor ſich gehenden Handlungen, ſind a) ſolche, die zu unſrer Erhaltung nothwendig ſind, und zu deren Verrichtung wir die

Mittel nicht lernen. Die Muskeln und Nerven und ihre Bewegungsart beim Saugen, Schlucken, Kauen und bei allen andern willkührlichen Verrichtungen des Körpers, kennen wir nicht; uns unbewußt, gehorchen ſie uns, und ſie mußten ſelbſt, ehe ſie unter unſre Willkühr kamen, vorher erſt von ſelbſt geſchehen;

b) ſolche, die zu unſrer Rettung allzu plötzlich geſchehen mußten, als daß wir Zeit zum Denken übrig hätten, wie das Ballanzhalten beim Gehen, Springen, Stolpern; das thieriſche Grauen, Schaudern, Zuſammenfahren vor Schreck und Ekel; das Schließen der Augen bei drohendem Stoß, welches ſo ſchnell und ohnfehlbar geſchiehet, daß keine Willkühr dieſelben dabei offen behalten kann;

c) ſolche, die ſo oft geſchehen, daß, wenn ſie nie ohne Bewußtſeyn und Vorſatz geſchähen, wir nichts anders, als blos dieſe thun könnten; wie das Athmen im Wachen und Schlaf, das Blinken, um die Augen zu putzen.

Auch iſt es triebartig,

1) daß ſich der Gebrauch der Sinnenorgane und die daraus erfolgenden ſinnli-

chen Wahrnehmungen bilden, z. B. das Sehen, Augenmaaß ꝛc.

2) daß nach ihren eigenthümlichen pſychologiſchen Geſetzen ſich alle Seelenvermögen äußern, ſie mögen zur Erkenntniß oder zum Gefühl oder zum Begehren gehören.

(2) Erworbene, abgeleitete, gewohnheitliche Triebe; erworben durch Wiederholung, welche in Hinſicht auf ihren Erfolg Gewöhnung heißt; nächſt der Natur iſt Gewöhnung das mächtigſte Princip im Menſchen. Gewohnheit angewandt (die organiſchen Kräfte, als nicht hieher gehörig, bei Seite geſetzt) auf 1) die animaliſchen, 2) die geiſtigen, und in jedem dieſer beiden Fälle auf die A) thätigen, und B) leidenden Kräfte (Receptivität).

Gewohnheit erzeugt

A. in Abſicht auf alle thätigen Kraftäußerungen, ſie ſeyen körperlich oder geiſtig, eine

a) Leichtigkeit der Verrichtung und eine Erweckbarkeit, was die Veranlaſſung betrifft, und

b) eine Behendigkeit der Glieder und Organe, die beide ſo weit gehen können, daß die Willkühr vereitelt wird.

B. in Abſicht auf alles Leidentliche,

a) eine vergrößerte Empfänglichkeit oder Erweiterung der Receptivität;

b) eine Zunahme des Bedürfniſſes oder der Sollicitation, und

c) eine Abnahme der Innigkeit des Genuſſes oder des Gefühls überhaupt.

A. Erfolge der Wiederholung von Thätigkeit:

α) Wenn die Organe auf die Vorſtellungen würken (wie beim Leſen, beim Anhören von Geſpräch, von Muſik ꝛc.);

β) Wenn die Vorſtellungen auf die Organe würken, wie bey allen, es ſey durch blindes und abſichtloſes und inſtinktartiges Nachahmen, erworbnen Angewohnheiten im 1) Ausſprechen, a) Stammern, b) Lispeln, c) Familienausſprache, d) Flickwörter; in 2) Gebehrden, Anſtand, Manieren, Mienen, Blicken; im 3) Benehmen gegen Andre, oder durch abſichtlich durch Uebung erlangte Geſchicklichkeiten und Fertigkeiten, wie Leſen, Sprechen, Schreiben ꝛc.;

γ) Wenn die organiſchen Würkungen ſich unter einander verketten zu Reihen von Handlungen, z. B. auswendig ein Stück ſpielen, Orgelſpielen mit Pedal, Rede halten ꝛc.;

2) Wenn die Vorstellungen sich unter einander verketten zu Reihen von Gedanken, wohin unter andern alle Kenntnisse und Wissenschaften gehören, deren man mächtig ist. Daher Verschiedenheit des Geschmacks und der Neigung.

B. Erfolge von der Wiederholung leidentlicher Gefühlsveränderungen.

α) Für alle sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen werden wir durch Wiederholung empfänglicher, und wir können darin immer mehreres bemerken und unterscheiden; eben so

β) alle Empfindnisse des Geistes, des Geschmacks und des Herzens, daher Kultur des Geschmacks durch Studium der Meister.

Durch Wiederholung des Genusses oder der Befriedigung wächst das Bedürfniß, d. i. die Unlust des Entbehrens und das Streben des Wiederhabens in Absicht aller Arten von Empfindnissen und Gefühlen; aber eben dadurch nimmt die Innigkeit des Gefühls ab, so daß zuletzt die Befriedigung gar nicht erfreut, aber das Entbehren ängstigt (Sollicitation, Drang), z. B. Gebrauch des Tobacks.

Alles was wir der Erziehung und Bil-

dung und Erlernung zuſchreiben, iſt Werk der Wiederholung. Aber am auffallendſten zeigt ſich die Macht der Gewohnheit,

1) inſofern ſie uns Handlungen, die an ſich willkührlich ſind, wider Wiſſen und Willen entlockt, z. B. ſchlechte franzöſiſche Ausſprache;

2) ſofern ſie uns Veränderungen und Empfindungen, die an ſich gleichgültig ſind, zu den drückendſten Bedürfniſſen macht.

3) Inſofern uns ohne ſie Handlungen, von denen wir die gehörige Vorſtellung haben, doch gar nicht gelingen und von ſtatten gehen wollen.

4) Inſofern Gefühle und Empfindungen bei gewiſſen Lagen und Beſchäftigungen gar nicht eintreten wollen, die doch bei Gewöhnung ſich bald einfinden, z. B. Reitz zum und Gefallen am Spiel.

Geſetze.

1) Je α) lebhafter, je β) neulicher und γ) je öfter eine thätige oder leidentliche, oder aus beiden zuſammengeſetzte Veränderung wiederholt worden, deſto größer iſt die Erweckbarkeit und die Leichtigkeit ſowohl, als die Anwandlung (Sollicitation, Bedürfniß) derſelben. Daher α) mit je mehrern und je feſtern Gewohnheiten eine

Gewohnheit zusammenhängt, desto stärker ist sie; die drükendsten Gewohnheiten sind daher die, welche in Absicht auf Ort, Zeit, Weise, Umstände und Genuß etwas Gleichförmiges oder Uebereinstimmendes haben. b) Je längere Zeit zur Erzeugung einer Gewohnheit angewandt ist, desto fester haftet sie. c) Je älter und fester eine Gewohnheit war, welche verloren gegangen ist, desto leichter läßt sie sich wieder herstellen.

2) a) Je jünger der Mensch, je weniger also seine thätigen und leidentlichen Kräfte noch beschäftigt, und dadurch Gewohnheiten in ihn erzeugt sind, desto leichter nimmt er Gewohnheiten an. b) Umgekehrt, je mehr Gewohnheiten in Jemandem schon vorhanden sind, desto schwerer finden neue, zumal wenn sie den vorhandnen widerstreiten, Eingang.

1) Der physische oder psychologische Grund von der Gewohnheit ist unerforschlich; aber

2) der teleologische ist einleuchtend, und was

3) das Moralische betrifft, so ist die Anlage zur Gewohnheit weder gut noch böse, sondern es kommt auf die Benutzung

derſelben an. Ariſtoteles, der alle intellektuellen und moraliſchen Tugenden für Fertigkeiten erklärt, hat inſofern Recht, als ſie alle durch Wiederholungen geſtärkt werden.

I. b.

Handlungen, die mit klarem Bewußtſeyn oder nach klaren Vorſtellungen, aber ohne Urtheil geſchehen.

Sie entſpringen aus Begierden, denen freilich Triebe zum Grunde liegen. Man kann ſie abtheilen in A. animaliſche, B. geiſtige, und letztere in Neigungen und Geſinnungen.

A. Animaliſche Begierden. Ihr Charakter iſt, 1) ſie ſind nicht fortdaurend, ſondern periodiſch oder vorübergehend, und 2) jede hat ein eigenthümliches unangenehmes Gefühl (Unluſt), das mit dem Verlangen verhältnißmäßig zunimmt. Sie ſind 1) Hunger, 2) Durſt, 3) Geſchlechtstrieb oder Neigung, 4) Thätigkeitstrieb (Lebenstrieb), in Grenzen gehalten durch die unangenehmen Gefühle der Ermüdung und Langenweile. Ihre Befriedigung gewährt Luſt. —

In jeder dieſer Begierden iſt leicht zu unterſcheiden a) das eigne unangenehme Gefühl, und b) das Verlangen nach Stillung des Bedürfniſſes.

An ſich ſind dieſe Begierden weder tugendhaft noch laſterhaft, ſondern blos phyſiſch, nicht moraliſch. Das Teleologiſche dabei iſt klar. Was die Vernunft nicht leiſten konnte, thut hier die Begierde, da ſie auch den Verrückten lehrt, wann, wieviel und was er eſſen und trinken ſoll. Allerdings kann der Menſch auch mit Urtheil, und ſelbſt aus Grundſatz, ſich in Anſehung dieſer Begierden beſtimmen, aber auch ohne das treiben ſie den Menſchen. Der Thätigkeitstrieb reicht auf die Beſchäftigung des Geiſtes, Geſchmacks und Herzens ebenfalls hin. Unglücklicher iſt der, welcher nichts hofft oder fürchtet, als der im Sturm ringende Schiffer oder der auf eine Batterie eindringende Soldat. Eignes Gemiſch, der Menſch iſt thätig und faul, liebt das Alte und ſtrebt nach dem Neuen.

So wenig auch die Triebe an ſich moraliſch ſind, ſo geben ſie doch den Stoff zu wichtigen Tugenden und großen Laſtern ab. Die erſte Uebung zur Selbſtbeherrſchung kann der Menſch von da her nehmen.

B.

B. Geiſtige Begierden, und zwar zuförderſt Neigungen (Sehnlichkeiten, Beſtrebungen), deren Charakter darin beſteht, daß ſie

1) nicht periodiſch, ſondern dauernd ſind, weil ſie nicht durch ihre Gegenſtände einſtweilen geſättigt werden;

2) daß ſie nicht immer von einer unangenehmen Empfindung begleitet ſind.

Es ſind ihrer drei: die Sehnung nach a) Kenntniß, b) Macht, c) Ehre.

1) Sehnung nach Kenntniß. Neugierde, Wißbegierde, Verlangen nach Geiſtesunterhaltung iſt nicht eine den Gelehrten und Denkern eigne Faktion, ſondern eine, ſelbſt Kindern und Feuerländern gemeinſame, natürliche Neigung. Der Vorwitz des Kindes, das Innere ſeiner Spielzeuge und die Neugier, die Scandale des Dorfs, den Familienzuſtand der Nachbarn, die Neuigkeiten der Poſt, die Lage von Troja und die Bahn eines Kometen zu wiſſen, ſind an ſich einerlei, und nur der Aeußerung nach verſchieden. — Es gilt dabei das Geſetz, daß eines jeden Menſchen Neugier ſich äußert nach Maaßgabe ſeiner a) Ideenſphäre und b) Geiſteskräfte, alſo ſeiner objektiven und ſubjekti-

ven Empfänglichkeit, wornach ſich das Intereſſe beſtimmt. — Es geht aber dieſe Neigung auf alle Art von Geiſtesunterhaltung, nicht blos α) auf Beſchäftigung der Phantaſie, des Witzes, Verſtandes und der Vernunft, ſondern auch β) auf Befriedigung des Geſchmacks und des Herzens, oder Uebung des Gefühls, γ) auf thätige Kraftäußerungen.

Daher iſt das, was wir intereſſant nennen, ſo verſchieden, als die herrſchenden, und zwar jetzt bei jedem herrſchenden Ideen; Soldatenavancement — Handelsnachrichten — Heirathsanzeigen. Was findet jeder in derſelben Zeitung intereſſant?

Witzige, gefühlvolle, phantaſiereiche Perſonen lieben das bon mot, Verſtändige lieben dieß, Witzige das, Grübelnde jenes.

Wenn den Künſtler und Handwerker nicht ſeine Arbeit an ſich erfreuet, würde der Lohn ihn wenig erfreuen.

2) Verlangen nach Macht (Habgier, Herrſchſucht), a) negativer, d. i. Freiheit, b) affirmativer, Vermögen, d. i. α) Vervollkommnung der körperlichen und geiſtigen Kräfte, Geſundheit, Geſchicklichkeit, Weisheit, Einſicht, Beredſamkeit, Tugend. β) Vermehrung des Eigenthums,

γ) Vergrößerung des Einfluſſes auf Menſchen durch Reichthum, Aemter, Würden, Freundſchaft, Verbindungen, und ſelbſt durch den bloßen Ruf von α) und β). — Auch dieſe Neigung iſt allen Menſchen gemein, Kindern und Erwachſenen, Wilden und Gebildeten, nur daß ſie ſich verſchiedentlich äußert, nach Maaßgabe, wie die Gegenſtände verſchieden ſind, die einem jeden in ſeiner Lage, nach ſeiner Art Macht gewähren. Natürlich iſt die Neigung ſelbſt, nur ihre Richtung iſt erworben.

3) Verlangen nach Ruhm und Ehre, Ruhmgier, Ehrliebe ohne Rückſicht auf Ehrenbezeugung. Dieß iſt allen Menſchen von jedem Alter, Geſchlecht und Grade der Kultur gemein. Daher a) iſt ſo ſelten Jemand probefeſt gegen Schmeicheleien; b) daher iſt unter allen Injurien Verachtung am ſchwerſten zu ertragen; daher das Verbannen ihrer Zeichen aus dem Umgange die erſte Regel der Geſchliffenheit iſt. Worin jeder Menſch ſeinen Ruhm, Stolz ſetzt, und was ſeine Mitmenſchen würklich für rühmlich halten, iſt theils:

A. durch die Natur des Menſchen beſtimmt, theils B. veränderlich, nach der

Lage der Umſtände (wie des Alters, Geſchlechts, Standes, der Kultur). Ehrenpunkte betreffen die zu jedem Beruf nöthigſten Eigenſchaften.

Alle Vorſtellungen, wodurch

1) ich mir Vorzüge und Vollkommenheiten α) meiner Perſon und meines β) innern und γ) äußern Zuſtandes vorhalte, erzeugen in mir ein angenehmes Gefühl.

2) Umgekehrt, alle entgegengeſetzten Vorſtellungen erzeugen ein unangenehmes Gefühl.

3) Alles, was ich mir ſo vorſtelle, daß es in gar keiner, oder in einer alltäglichen gemeinen Beziehung auf mich ſteht, läßt mich gleichgültig; hingegen

4) Alles, was ich mir in ſolcher Beziehung auf mich denke, daß es mir Vorzüge und Trefflichkeit oder Mängel und Gebrechen meiner Perſon oder meines äußern und innern Zuſtandes gewährt, oder auch nur mich daran erinnert, iſt mir im erſten Falle angenehm, im andern unangenehm.

5) Vorſtellungen von Trefflichkeiten Anderer ſind für ſich angenehm, ſo wie von Gebrechen Anderer unangenehm; nur ſo ferne jene uns an unſre Gebrechen, und

dieſe uns an unſre Trefflichkeiten erinnern, ſind jene uns widerlich, dieſe angenehm.

Alles Angenehme, mit dem wir den Begriff verknüpfen, wir ſeyen die Urſache davon, erregt Stolz. Alles Unangenehme mit dem verknüpften Begriff von uns, als der Urſache davon, erzeugt Demuth (Schaam).

Bemerkungen über dieſe drei Neigungen.

a) Die Anlagen dazu ſind den Menſchen allen gemein, oder der Menſchheit eigen. Es geſellen ſich freilich zu dieſen Neigungen mancherlei andre Antriebe und Bewegungsgründe, aber es iſt falſch, wenn man mit Epikur meint, daß 1) dieſe Neigungen ihre Gegenſtände blos als Mittel zur Befriedigung der animaliſchen Triebe und Begierden begehrten, und 2) daß ſie blos aus dieſen entſproſſen, aber nicht urſprünglich natürlich ſind. Sie ſind natürlich, obwohl dem Thiere nicht, aber doch dem Menſchen. Der Menſch opfert körperlichen Genuß und ſinnliches Vergnügen auf, um Neugier, Ruf und Macht zu erlangen; er geht in den Tod, um nicht als Memme verachtet zu werden. Die Befrie-

digung dieſer Neigungen iſt an ſich ſelbſt ergötzend, und die Täuſchung oder der Mangel derſelben an ſich mißfällig; das Widerſpiel aber, wie das Gefühl von langer Weile (Geiſtesleere), das Bewußtſeyn von Ohnmacht und von Schmach oder Verachtung iſt zermalmend.

b) Ehe noch im Menſchen Urtheil und Vernunft ſich entwickeln, handelt er ſchon aus dieſen Neigungen, und auch nachher kann er ſich durch letztere ohne die erſtere beſtimmen laſſen. Dieſe Neigungen können durch beſtändiges Nachgeben ſo ungeſtüm und unbändig werden, wie die thieriſchen Begierden. Gleichwohl ſchämt ſich Niemand zu ſagen, er ſtrebe nach Macht, Ehre, Wiſſenſchaft, obgleich er ſich ſchämt, von ſeinen thieriſchen Begierden zu ſprechen.

c) An ſich ſind Handlungen, aus dieſen drei Neigungen allein gefloſſen, nicht tugendhaft, und doch achten wir ſie mehr (Sardanapal heißt nicht der Große, aber wohl Alexander), als die aus thieriſchen Trieben gefloſſenen; denn ſie ſind mit dem Geiſte und mit der Geſelligkeit, folglich mit der Tugend befreundet, ſo daß, obgleich ſie an ſich weder ſittlich gut, noch böſe, und den guten wie den böſen Men-

ſchen gemein ſind, ſie doch meiſt würkſamer die Menſchen für die Geſellſchaft zähmen und bilden, als Pflicht und Gewiſſen; zumal da auch die Mittheilung des Wiſſens, und ſo auch der Macht und der Ehre nicht weniger ergötzend und ein Gegenſtand der Beſtrebung iſt, als das Wiſſen und die Macht und die Ehre ſelbſt. — Aber wenn gleich dieſe Neigungen gemeiniglich zum Guten führen, ſo daß ihr gänzlicher Mangel eine ſchlechte Meinung erweckt; ſo iſt doch aller dreier Uebermaaß gefährlich, und ſie fordern, um in Ordnung gehalten zu werden, einen hohen Grad von Selbſtbeherrſchung.

d) Unerklärlich iſt das Pſychologiſche dabei; aber das Teleologiſche iſt klar. So wie ohne die animaliſchen Begierden die Vernunft nicht hinreichen würde, den Menſchen zur Erhaltung ſeiner ſelbſt und der Gattung zu beſtimmen, ſo würde ſie ohne die Neigungen auch nicht hinreichen, ihn zum guten Gliede der Geſellſchaft zu machen und gehörig zu humaniſiren.

C. Geſinnungen, Neigungen (affections); ihr Charakter iſt, daß ſie unmittelbar auf Perſonen gehen und uns ge-

neigt machen, ihnen Wohl und Wehe zu wünschen oder zu thun.

Hier sind zwei Ansichten:

1) Diese Gesinnungen in uns gegen Andere.

2) Diese Gesinnungen in Andern gegen uns oder die Neigung und die Scheu, kurz die Triebfedern, die uns treiben, uns zum Gegenstande der wohlwollenden Gesinnungen Anderer zu machen und die abholden Gesinnungen Anderer zu vermeiden.

Sie sind theils

I. wohlwollende (gewogne, holde, gütige), theils

II. abholde (feindliche, ungünstige, arge, argwöhnische).

I. Alle wohlgewognen Gesinnungen stimmen darin überein, 1) daß sie alle eine angenehme Empfindung mit sich führen, und daß sie 2) alle ein Verlangen nach Wohl für die Person, die ihr Gegenstand ist, enthalten. Sie unterscheiden sich aber 1) in der Beschaffenheit oder dem Verhältnisse der Personen, auf welche sie gerichtet sind, und 2) in dem specifischen Gefühl, das jede besonders begleitet. So wird man die wohlwollende Gesinnung gegen ein Kind,

gegen einen Vater, gegen einen Wohlthäter, einen Nothleidenden, eine Geliebte, specifisch dem Gefühl nach, verschieden finden, obgleich diese verschiednen Gefühle keine besondre Namen haben. Dabei ist auch noch nöthig, daß man die, mit jeder dieser Gesinnungen natürlicher Weise verknüpften Gefühle von den zufällig dabei entstehenden unterscheide, wie z. B. Mutterliebe durch üble Aufführung des Kindes zu tiefem Leiden, und das an sich angenehme Mitleid, wenn man der Noth nicht abhelfen kann, zu Schmerz werden kann. Indessen scheinen doch alle holde Gesinnungen sich in zwei Hauptklassen ordnen zu lassen, je nachdem in ihnen

A. Liebe, oder

B. Achtung vorwaltet.

Sie sind

A. 1) Familienzärtlichkeit oder Verwandtenliebe, Vertraulichkeit. Zuneigung der Eltern zu den Kindern ist bei den Thieren mehr oder weniger stark, je nachdem sie mehr oder weniger nöthig zur Erhaltung der Jungen ist; beim Menschengeschlecht ist sie vornehmlich nöthig. Vernunft könnte nicht machen, daß Jemand seine eigne Kinder mehr liebte, als andrer

Leute ihre, sofern letztere liebenswürdiger wären; aber nun quillt Meinung von Liebenswürdigkeit und Verdienst aus der Zuneigung, und nicht umgekehrt. Sehr zweckmäßig ist diese Naturanstalt, um den Schwindel und Ungestüm der heirathenden Jugend (flatterhafter Mädchen und muthwilliger Jünglinge) zu hemmen und sie zur Industrie und Frugalität zu leiten. — Freilich kann diese Zuneigung allzu schwach (unmerklich) und allzu stark seyn, aber wenn auch unsre Gesinnungen, nicht so wie unsre Handlungen, unmittelbar in unsrer Gewalt sind, so können wir doch das aus Vernunft thun, wozu uns Neigung fehlt; und immer muß diese, wie jede andre Gesinnung (die von Natur immer blind sind), durch Klugheit und Weisheit regiert werden.

A. 2) Geschlechtsliebe, in welcher sich drei Bestandtheile unterscheiden lassen, α) die körperliche Begierde, β) das ästhetische Wohlgefallen an Schönheit, γ) die sympathetische Ergötzung an wohlwollenden Gesinnungen (uneigennützige, platonische Liebe, i. e. habitus alterum amandi).

A. 3) Freundschaft ist die Vereinigung von zweien Personen zu gleicher wech-

ſelſeitiger Liebe und Achtung. Sie hat mehrere Grade und Arten, ihre Beſtandtheile ſind 1) mehr oder weniger a) vollſtändige, und b) lebhafte, wechſelſeitige Theilnahme an allen Abſichten und Zuſtänden, und daraus entſpringende 2) mehr oder weniger a) große (extenſive), und b) ſtarke Willigkeit zur wechſelſeitigen Hülfe und Erfreuung. Die Anlage dazu liegt in der Natur und der Grund liegt in der Uebereinſtimmung in Abſicht auf Theilnahme, welche Uebereinſtimmung aber auch durch Nachdenken erzeugt werden und durch würkliche Uebung vermehrt werden kann. Mit der Urſache der Freundſchaft fällt auch ſie ſelbſt weg, nur Tugend bleibt. Die Jugend iſt zur Freundſchaft am aufgelegteſten.

A. 4) **Dankbarkeit** gegen Wohlthäter (d. i. die Gutes thun α) ohne ſtrenge Pflicht, β) aus Wohlwollen, γ) mit Ueberlegung) regt ſich natürlich in böſen und guten, wilden und gebildeten Menſchen. Eben darum bringt es Richtern, Zeugen, Wächtern, Beamten und dergleichen Unehre, wenn ſie Wohlthaten annehmen, und wer nur erſt ein Geſchenk (das von höchſt mancherlei Art ſeyn kann) angebracht hat, der

hofft getroſt darauf, daß die Dankbarkeit würken und daß der Beſtochene durch Dankbarkeit eine Ungerechtigkeit rechtfertigen werde. — Jeder Menſch hat ſeinen Preis, es kommt nur darauf an, das zu finden, was für ihn Wohlthat oder ſein Preis iſt. — Die Beſtandtheile des Dankes ſind α) Vergnügen über ein empfangnes Gute, β) Ergötzung an der Geſinnung deſſen, den wir uns als Urheber davon denken, γ) Neigung, ihm α und β zu erwiedern, oder ihm a) eine Gegenfreude zu machen, und b) ihm wiſſen zu laſſen, daß wir aus wohlwollender Geſinnung (aus Dank) ſie ihm machen.

Auch dieſe Geſinnung, da ſie im Mangel und Uebermaaß fehlerhaft ſeyn kann, muß durch vernünftige Grundſätze vertreten und regiert werden.

Hang der Menſchen zur Undankbarkeit, 1) aus Gefühl von Ueberlegenheit, 2) und zwar ſolcher Ueberlegenheit, die nie aufhört.

A. 5) Mitleid (Sympathie); ſeine Beſtandtheile ſind α) eine lebhafte Vorſtellung eines Uebels bis zur Anwandlung eines eignes Gefühls davon, und β) ein Verlangen, den Leidenden zu befreien oder zu

erquicken (trösten). Das Uebel kann seyn a) körperlich, Schmerz, Beschwerde (Krüppel, Verstümmelte), Unvermögen, Noth, oder b) geistig, Gram, Verzweiflung, Schmach, Schaam, Kränkung. Um α) das Uebel sich bis zur Selbstempfindung klar vorzustellen, muß man es kennen, selbst für ein Uebel halten, in dem Vorstellen nicht durch andre Betrachtungen, z. B. daß dem Leidenden Recht geschehe, daß er selbst nichts empfinde u. dergl., gehindert werden; und β) Hülfe und Trost zu geben im Stande, und durch andre Gründe nicht verhindert seyn. Nur Fanatismus kann gegen Unschuldige Mitleid auslöschen, bei autos da fe weint Niemand über die Feinde Gottes.

A. 6) **Mitfreude**; sie ist weniger bemerkt als Mitleiden, weil sie unserm Willen gemäß, und nicht, wie öfters dieses, ihm zuwider ist; aber sie ist stärker als Mitleid und regsamer, sofern man nur an sich aufgelegt und durch nichts gehindert ist, das, was man als erfreulich für Andere ansieht, sich lebhaft als solches zu denken. Menschen sind herzlicher lustig auf Hochzeiten, als sie traurig auf Begräbnissen sind.

A. 7) Gemeingeiſt, Patriotismus, deſſen Beſtandtheile ſind α) regſameres und lebhafteres Mitgefühl mit Allen, die zu uns im nähern Verhältniſſe ſtehen; β) eifrige Thätigkeit nach Maaßgabe jenes Gefühls und der Umſtände, daher Vorliebe für die Genoſſen ſeines Alters, Standes, ſeines Geburtorts, ſeines Volks; daher die Empfindlichkeit über Satyren auf dieſe Verhältniſſe. Zunftgeiſt, Standesgeiſt, Patriotism, Kosmopolitism — Schade, daß gemeinhin in eben dem Maaße, wie die Vorliebe und der Eifer für ſeinen Stand, ſein Volk größer iſt, auch die Unbilligkeit und der Widerwille gegen Alle von einem andern Stande und Volke größer zu ſeyn pflegt. — Ueberwogen kann freilich dieſe Geſinnung durch andre Rückſichten und Umſtände werden, an ſich iſt ſie aber ſelbſt Kindern und Wilden natürlich.

B. 1) Achtung für Tugend, intellektuelle ſowohl als moraliſche.

B. 2) Verehrung (Veneration) gegen Verdienſt.

B. 3) Schätzung der Macht, nehmlich der angebornen und erworbenen Körperkraft und Talente, betreffend Geiſt, Geſchmack, Thatkraft; des Einfluſſes auf an-

dre Menſchen durch Stand, Amt, Reichthum.

Aus Billigung, gemiſcht mit Bewunderung, entſteht Verehrung. — Aus Billigung, Bewunderung, Dankbarkeit iſt gemiſcht Veneration.

Auch die ſchlechteſten Menſchen können ſich der Achtung für Tugend und der Huldigung gegen das Verdienſt nicht erwehren.

Zweite Anſicht. So wie die wohlwollenden Geſinnungen, die wir in uns ſelbſt gegen Andere empfinden, eine mächtige Triebfeder zu Handlungen in uns ſind, ſo iſt eine, noch beinahe mächtigere, das Verlangen, wohlwollende Geſinnungen in Andern gegen uns zu erwecken, und das Vergnügen, uns als Gegenſtände derſelben zu betrachten; kurz, uns der Liebe und Achtung Anderer bewußt zu ſeyn. Dieſe Triebfeder kann freilich zu Eitelkeit, Augendienſt, Gefälligkeit, zu Ruhmſucht, Prahlerei und Schmeichelei, aber auch zu wahrer Ehrwürdigkeit führen. Was uns den Reichthum und die Macht hauptſächlich beneidenswerth macht, iſt, daß ſelbige den Eigner in Stand ſetzen, über die wohlwol-

lenden Gesinnungen Anderer gewissermaßen zu gebieten.

Allgemeine Bemerkungen über die wohlwollenden Gesinnungen.

1) Keine von ihnen allen ist an sich moralisch oder eine Tugend; ja

α) sie verfälschen unser Urtheil über die Personen, auf welche sie gehen, sowohl, als für oder wider die, welche ihnen wohl oder übel thun; und β) sie verleiten uns zu mißbilligungswerthen Thaten, wenn wir sie nicht durch Vernunft regieren, und durch Vernunft ihre Stelle ersetzen, wenn sie mangeln oder zu schwach sind.

2) Wir sind von Natur aufgelegt, diese Gesinnungen zu hegen, die klar beweisen, daß wir für Gesellschaft bestimmt sind, und in deren wechselseitiger Mittheilung aller Trost und alle Freude des menschlichen Lebens besteht; ihre moralische Richtigkeit vorausgesetzt.

3) Diese Gesinnungen verlangen das Gute für die Personen, auf die sie gehen, unmittelbar, ohne alle Rücksicht, als Zweck und nicht als Mittel zu irgend einer selbstischen Befriedigung.

4)

4) Die bisher erklärten verſchiedenen Principien (Triebfedern) der Handlungen haben verſchiedene Grade von Würde, ihre moraliſche Richtigkeit vorausgeſetzt. Die aus den geiſtigen Begierden (Neigungen) entſtandenen ſind männlich und achtbar; die aus wohlwollenden Geſinnungen ſind zugleich liebenswürdig und lobenswerth; wir finden ſie ſelbſt an Thieren ſo, und ſelbſt die Zeichen derſelben ſind an Menſchen reizend; denn was iſt Artigkeit, Höflichkeit, Wohlgezogenheit anders, als die habituelle Aeußerung der Zeichen, wie Ton, Geberden, Mienen, die Wohlwollen und Achtung verrathen.

II. Die abholden Geſinnungen enthalten jede 1) ein unangenehmes beſondres Gefühl, 2) eine Ungunſt gegen die Perſon, die ihr Gegenſtand iſt. Sie unterſcheiden ſich a) nach demjenigen in den Perſonen, was eigentlich mit jeder dieſer Geſinnungen betrachtet wird, und b) durch das, einer jeden eigne Gefühl, welches mit ihr verknüpft iſt. Sie laſſen ſich in zwei Klaſſen ordnen, nachdem in ihnen A. Haß oder B. Verachtung vorſticht. Sie ſind

A. 1) Wetteifer (Nebenbuhlerei, aemulatio). Er beſteht aus a) einer Un-

luſt, wegen der bei Vergleichung mit Andern in Abſicht auf irgend etwas α) Angenehmes oder β) Schätzbares wahrgenommenen Inferiorität ſeiner ſelbſt und Ueberlegenheit Anderer, aus b) einem daraus entſpringenden Beſtreben, ſich von der Unluſt zu befreien, welches man auf vier Wegen verſuchen kann, indem man entweder α) durch Wegwendung der Aufmerkſamkeit die ganze Vorſtellung auszulöſchen ſucht; oder β) die Vergleichung unterläßt; oder γ) den Gegenſtand der Unluſt durch allerlei Betrachtungen ſich gleichgültig oder erfreulich zu machen ſucht; oder δ) durch Anſtrengung ſich zu denen, die man überlegen ſieht, emporzuheben und ſie zu übertreffen ſucht.

Nimmt das Streben, ſich von der Unluſt zu befreien, den vorletzten Weg (γ), ſo heißt die Geſinnung Neid, der ſich in Verkleinerungsſucht und in Schadenfreude äußert; nimmt jenes Streben den letzten Weg (δ), ſo heißt die Geſinnung Nacheiferung und Wetteifer (Nebenbuhlerei). — Die neidiſche und nacheifernde Geſinnung ſetzt alſo voraus, 1) Etwas, das man für angenehm und für ſchätzbar hält, es mag würklich ſo ſeyn, oder auch nur uns ſelbſt oder Andern aus Wahn ſo ſcheinen; und

betreffe den Körper oder den Geiſt, oder die Lage und das Verhältniß mit andern Menſchen und Sachen, es ſey urſprünglich oder nicht, und dann erworben oder zugefallen; — 2) eine Vergleichung zwiſchen uns und Andern, in Hinſicht auf den ſchätzbaren Punkt, welche Vergleichung deſto leichter, d. i. öfter und lebhafter geſchieht, je mannigfaltiger die Aehnlichkeit und je größer die Verknüpfung zwiſchen uns und den Perſonen, alle Umſtände zuſammen genommen, ſind, mit denen wir uns vergleichen. Daher Nebenbuhlerei unter Kindern, Erwachſenen, Wilden, Gebildeten, Genoſſen jeder Geſellſchaft, Perſonen gleiches Geſchlechts, Alters, Berufs, Standes, Amts — in Abſicht auf Alles, was zum Vergnügen, zur Macht, zum Ruf gehört.

Abſurd iſt vollends Neid über unerreichbare Vorzüge, wie alle die, welche die Natur giebt, und der Menſch ſich nicht geben kann, z. B. Schönheit, Stärke, Witz und Muth.

Bemerkungen.

1) Durch Ueberlegenheit Anderer in wirklich ſchätzbaren, und durch eigne Thä-

tigkeit zu erlangenden Dingen beunruhigt zu werden, ist selbst guten Menschen natürlich; aber statt durch diese Unruhe sich zur Nachahmung und zum Wetteifer zu ermannen, sich zu Mißgunst und Schadenfreude, zu Verkleinerung und Demüthigung dieser Andern verleiten zu lassen, ist rein böse, so wie schwach und böse zugleich das Wohlgefallen an Herabwürdigung großer Männer durch Verbreitung scandalöser Geschichten.

2) Beunruhigt werden durch Ueberlegenheit Anderer, es sey in solchen Dingen, die keinen Werth haben, wohl gar thöricht oder lasterhaft sind, oder in solchen Dingen, die unerreichbar an sich und für uns sind, ist Thorheit, und sich durch diese Unruhe zum Neide verführen zu lassen, ist Thorheit und Argheit zugleich.

3) Die Naturabsicht bei den Anlagen zur Nebenbuhlerei ist wohl, daß die Menschen durch Nacheiferung sich vervollkommnen sollen, auch würde ohne sie das Leben leer seyn, und vermuthlich wird das von diesem Ferment in der Gesellschaft entstehende Böse durch das Gute aufgewogen; überdem würkt dem Neide ein anderes Princip entgegen, vermöge dessen der Mensch

den Werth von dem, worin er hervorragt, zu überſchätzen, und das, worin er nicht fortkommen kann, zu unterſchätzen pflegt. Gleichwohl iſt es höchſt nöthig, dieſe Geſinnungen durch Vernunft aufzuklären und zu regieren.

A. 2) Aerger (Resentiment) (Zornmuth, Unwille). Er beſteht 1) aus einem unangenehmen Gefühl, und dann 2) aus einem Streben, α) Beleidigungen (d. i. Verletzungen und Kränkungen, affirmative und negative) zu widerſtehen, und β) dem Urheber dafür ein Uebel zu erwidern (Vertheidigung alſo und Vergeltung). Man unterſcheide 1) den plötzlichen Aerger (das Auffahren) über alles, was uns irgend eine Art Schaden droht oder zufügt; dieſe jähe Hitze iſt animaliſch und äußert ſich daher auch wohl bei ſolchem Schaden, der uns mit Recht widerfährt; 2) den überlegten, der nur über ſelbſt erkanntes Unrecht, das uns widerfährt, entſtehen kann; alſo nur über Beleidigungen, der aber in Abſicht auf das unangenehme Gefühl ſowohl, als in Abſicht auf den Trieb nach Sicherheit und Wiedervergeltung mit dem plötzlichen übereinſtimmt, und den man Unwille nennen mag.

Anm. Aergerniß iſt beſonders das Gefühl, das uns ergreift, wenn etwas gegen unſern beſtimmten Wunſch und Willen geſchieht, oder von Andern gethan wird. — Miſcht ſich in den Unwillen und in die Aergerniß Verachtung und Geringſchätzung, ſo entſteht Giftigkeit.

Die Geſinnung iſt allgemein Jedem eingepflanzt, äußert ſich aber verſchieden, nach Verſchiedenheit a) deſſen, was einem Jeden als Antaſtung ein unangenehmes Gefühl erweckt, und b) deſſen, was Jeder durch ſein Streben auszurichten ſich getraut.

Aerger und Unwille entſtehen übrigens nicht blos, wenn Schade und Unrecht uns ſelbſt, ſondern auch, wenn es denen, für die wir uns intereſſiren (mit denen wir willig ſympathiſiren) angethan wird, und zwar mehr oder weniger ſtark, nach Maaßgabe des Intereſſes, das wir an ihnen nehmen.

1) Das Teleologiſche hiebei iſt klar. Es dient dieſe Triebfeder, uns vor Schaden und Unrecht zu bewahren, indem ſich dabei im Menſchen eine Kraft vorfindet

und äußert, die er ſonſt nicht hat; und alle Andere abgeſchreckt werden durch den Gedanken an dieſe Triebfeder (die, wie ſie wohl wiſſen, in uns liegt) uns nicht zu beleidigen.

2) Der Zornmuth verfälſcht und vereitelt oder hintertreibt unſer Urtheil vielleicht mehr, wie jede andere Gemüthsbewegung. Die Gefährlichkeit des eignen Gebrauchs des Rechts über unſre Beleidigungen zu urtheilen, iſt der Hauptgrund der Staatsgeſellſchaft. Zum Theil wird auch die Unbilligkeit bei dem Richten in unſrer eignen Sache gehemmt durch den Gedanken an den gerechten Zornmuth unſers Gegners.

3) Man kann auch ohne allen Aerger und Unwillen durch ruhige Vernunft die Zwecke dieſer natürlichen Regungen erreichen. Armeen aufgeklärter Nationen fechten ohne Zornmuth. — Zur Gelindigkeit und Verſöhnlichkeit (die noch Niemanden gereuet hat) ſollte uns bewegen, a) das Bewußtſeyn der Schwachheit und Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, b) die eigne Bedürftigkeit der Verzeihung, c) die innere Selbſtbilligung, d) die wonnevolle Empfindung bei der Verſöhnlichkeit, e) die unangenehme beim Zornmuth.

B. **Verachtung**; sie besteht aus einer unangenehmen Empfindung bei Betrachtung solcher Unvollkommenheiten eines Andern, denen er, wie wir meinen, selbst abhelfen könnte, und die uns nicht schaden, wohl gar helfen. — Je nachdem a) das ist, was uns an Andern mißfällt, und je nachdem b) es uns vermeidlich und abstellbar scheint, ist das Gefühl der Verachtung verschieden. Die Verachtung kann einfach (rein) oder gemischt seyn mit α) Mitleid, β) Abscheu, besonders aber mit γ) Haß, δ) Reiz zum Lachen, so daß nach Maaßgabe der weitern Mischung die Verachtung in eine launichte Lustlache oder in eine stolze Spottlache oder in eine giftige Hohnlache ausbrechen kann.

Auch diese Gesinnung ist an sich nicht böse und hat eine gute Abzweckung, aber sie bedarf sehr der Leitung der Vernunft.

Allgemeine Bemerkungen über die abholden Gesinnungen.

Hauptbemerkung. So wie unsere abholden Gesinnungen gegen Andere eine Triebfeder zu Handlungen in uns sind; so ist eine eben so mächtige Triebfeder die Scheu und die Unlust, solche Gesinnungen

in Andern gegen uns zu erregen und uns als Gegenſtände derſelben anzuſehen.

So wie die gütigen Geſinnungen den vornehmſten Genuß und Troſt des menſchlichen Lebens ausmachen, ſowohl für den, der ſie hegt, als für den, auf den ſie ſich beziehen: ſo machen die abholden Geſinnungen die Hauptplage und das Hauptelend des menſchlichen Lebens aus, ſowohl für den, der ſie hegt, als für den, der ſie verdient zu haben, ſich bewußt iſt. Von keinem Sterblichen geliebt und geachtet zu werden, dadurch wird das Leben zum ödeſten Tagewerk; aber vollends ſich dabei von Jedermann, und mit Recht, gehaßt, verachtet und verabſcheut zu wiſſen, macht das Leben zur unerträglichſten Plage und Hölle, was man auch dabei für thieriſchen und ſinnlichen Genuß habe. Denn es ſind uns die abholden Geſinnungen Anderer nicht etwa blos mittelbar wegen der daraus für uns beſorglichen animaliſchen Leiden, ſondern ſie ſind uns ohne alle Rückſicht für ſich allein unmittelbar peinhaft, ſo wie die wohlwollenden auf gleiche Art für uns erfreulich ſind.

Alle Geſinnungen beider Klaſſen laſſen ſich aus einer Grundanlage in der menſch-

lichen Natur herleiten, die gewiſſen Geſetzen folgt, aus welchen ſich zugleich die bei jeder Geſinnung bemerkbaren beſondern Regeln von ſelbſt ergeben. Dieſe Grundanlage iſt die Sympathie, ſowohl in ihrer geraden, als in ihrer umgekehrten Richtung als Antipathie genommen. Die Macht der Sympathie, wie die Macht der Gewöhnung, hat man nur da zuerſt bemerkt, wo ihre Würkungen ſich wider unſer Belieben äußern, aber ſie reichen beide viel weiter, und man verkennt ſie gerade da am erſten, wo ſie am ſtärkſten, d. i. wo ſie übereinſtimmend mit unſerm Belieben, folglich ohne Entgegenſtrebung von unſrer Seite ungehindert würken.

Wir ſympathiſiren nehmlich nicht blos

1) mit Gefühlen, ſowohl

a) unangenehmen, als

b) angenehmen, beide von allen Arten, thieriſche und menſchliche, des Geiſtes, des Geſchmacks und des Herzens; ſondern auch

2) mit Begierden, Beſtrebungen, Geſinnungen aller Art.

Durch Sympathie mehr, als von ſich ſelbſt, kommt es her, daß Tadel ſchmerzt, und Lob erfreut.

Die Sympathie wird erregt durch α) Anſchauung, β) Vorſtellung (Beſchreibung, Darſtellung), erſtreckt ſich ſelbſt auf Verſtorbene und Ungeborne, auf Vorwelt und Nachwelt.

Die reflexe Sympathie oder die Theilnahme an des Andern Sympathie mit uns iſt die Quelle der allerempfindlichſten Leiden und Freuden; und aus ihr bilden ſich zuerſt die moraliſchen Urtheile und Begriffe.

Bei dem Sympathiſiren ſelbſt kann es auf eine zwiefache Art zugehn; indem ich mir nehmlich die Urſachen und Zeichen, es ſey von gewiſſen Gefühlen oder Begierden, denke, kann ich entweder

1) mich ſelbſt fragen, wie mir zu Muthe ſeyn würde, wenn die Urſachen auf mich ſelbſt würkten und in mir ſelbſt jene Gefühle und Begierden hervorbrächten, die, wie ich mir vorſtelle, ein Anderer empfindet, oder

2) ich kann mich fragen, wie dem Andern, der unter dem Einfluſſe der Urſachen ſteht, zu Muthe ſeyn muß, und was ich, wenn ich würklich der Andere ſelbſt wäre, als ſolcher für Gefühle und Begierden haben würde. — Bei der wahren Sympathie geht es eigentlich auf die letzte der

beiden Arten zu, wie jeder in ſich wahrnehmen kann, und die erſte Art, ſo wie ſie ein ganz anderes Verfahren iſt, giebt auch andere, nehmlich ſelbſtiſche und nicht eigentlich ſympathetiſche Gefühle und Strebungen.

Geſetze der Sympathie.

1) Je bekannter und geläufiger mir die Gefühle ſind, die, wie ich mir vorſtelle, ein Anderer haben muß, deſto leichter und ſtärker kann ich damit ſympathiſiren; 2) je mehr ich jedesmal beſonders dazu aufgelegt bin, der Vorſtellung von dem Gemüthszuſtande des Andern nachzuhängen und mich der Sympathie zu überlaſſen, deſto lebhafter wird ſie; 3) je mehr die Perſon, mit der ich ſympathiſiren ſoll, α) mir ähnlich iſt in Abſicht auf Alter, Stand, Religion, Schickſal, Geſchmack und Neigung, und β) mit mir verknüpft iſt durch beſondere Verhältniſſe und Gewöhnung, wie Verwandte (zumal Kinder und Eltern), Eheleute und Geliebte, Freunde, Bekannte, Mitbürger u. ſ. w., deſto lebhafter iſt die Sympathie.

Die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Sympathie hängt alſo ab, theils 1) von

dem, was ich ſympathetiſch empfinden ſoll, 2) von meiner Gemüthsſtimmung, daſſelbe aufzunehmen und auszumalen, 3) von der Perſon, in deren Seele ich gleichſam empfinden ſoll.

Auch wird, das Uebrige gleichgeſetzt, die Sympathie verſtärkt, nach Maaßgabe wie die Zahl derer, mit denen ich ſympathiſire, zunimmt, wie in der Kirche, in dem Schauſpiel ꝛc.

Die Geſetze, nach welchen ein Mangel an Sympathie eintritt, laſſen ſich aus den angeführten Geſetzen, nach welchen ſie entſpringt, leicht abnehmen, nehmlich

1) je fremder und unintereſſanter gewiſſe Gefühle und Begierden eines Andern ſind, deſto weniger (d. i. ſchwerer und matter) ſympathiſire ich damit;

2) je weniger ich jedesmal dazu aufgelegt, je mehr ich zum Widerſpiel geſtimmt bin, deſto weniger ſympathiſire ich damit;

3) je α) unähnlicher (verſchiedener) — z. B. Neger — und je β) fremder (getrennter) — Jude, Mahomedaner — ich mir die Perſon denke, deren Empfindungen ich mir vorſtelle, deſto weniger ſympathiſire ich damit.

Aber statt der Sympathie ist der Mensch sogar einer wahren Antipathie, d. i. einer Art zu fühlen und zu begehren fähig, die derjenigen, welche er an einem Andern sich vorstellt, gerade entgegengesetzt ist. Das ist der Fall, wenn ich von a) Neid, b) Zorn, c) Verachtung oder Abscheu (wohin auch die bloße Mißbilligung gehört) gegen den Andern, dessen Gemüthszustand ich mir vorstelle, eingenommen bin. Die Antipathie nimmt nach den Gesetzen zu und ab, nach welchen die Sympathie sich richtet; nehmlich sie ist, alles Uebrige gleichgesetzt, desto stärker, 1) je bekannter uns das ist, was den Gemüthszustand des Andern ausmacht; daher hassen sich ehemalige Freunde und Ehegenossen oder nahe Religionsparteien einander tödtlich; 2) je mehr wir aufgelegt sind, uns das vorzustellen, 3) je mehr der Andere uns ähnlich und mit uns verknüpft ist.

Es kann auch eine Mischung von beiden, von Antipathie sowohl als von Sympathie, statt haben; so wie auch zu jeder derselben sich andre Gefühle und Begierden gesellen können, wie Furcht, Schaam, Reue, Hoffnung, Stolz, Freude, Verwunderung. Allgemeine Betrachtung über

alle bisher erklärten Triebe, Begierden, Bestrebungen und Gesinnungen, die kurzweg Begierden heißen mögen.

A. Sie alle können entweder 1) ruhig und gemäßigt, oder 2) ungestüm und unbändig seyn.

B. An sie alle schließen sich Gefühle an, die ebenfalls entweder mäßig oder heftig sind, außer den eigenthümlichen Gefühlen, die jede Begierde für sich als Bestandtheil enthält. Diese hinzukommenden Gefühle rühren daher, daß jede Befriedigung einer Begierde (Genuß) Lust, und jeder Mangel an Befriedigung (Bedürfniß) Unlust verursacht, welche Lust und Unlust nicht blos bei Begierden, sondern auch bei Verabscheuungen statt findet, und welche, je nachdem die Befriedigung oder Vereitelung der Begierden α) als gegenwärtig oder als vergangen oder als künftig gedacht wird, β) je nachdem wir sie uns selbst oder Andern zuzuschreiben haben, und γ) je nachdem die befriedigte oder vereitelte Begierde oder Verabscheuung selbst von verschiedener Beschaffenheit ist, neue Gefühle bilden, die zum Theil keine unterscheidende Namen ha-

ben, zum Theil aber durch die Ausdrücke, Freude, Traurigkeit, Hoffnung, Furcht, Zufriedenheit, Gram, Stolz, Schaam, Liebe, Haß u. ſ. w., wovon einige ſowohl Begierden als Gefühle bezeichnen, unterſchieden werden.

Affekt heißt jedes Gefühl, wenn es ſo ſtark wird, daß es die Selbſtthätigkeit des Geiſtes (den freien Willen) und die freie Regierung des Körpers hemmt. — Affekt iſt alſo nicht eine beſondere Art von Gemüthsveränderung, ſondern blos ein gewiſſer Grad von jedem möglichen Gefühl.

Die Affekte ſind entweder 1) rüſtig und wacker, z. B. Stolz, Haß, Zorn, Furcht, Freude, Hoffnung, ſofern ſie das Bewußtſeyn unſrer Kräfte zur Ueberwindung jedes Widerſtandes rege machen und uns zur Thätigkeit ſpornen, 2) oder ſchmachtend und ſchmelzend (matt, welk), z. B. Mitleid, Gram, Reue, Schaam, Liebe, Zärtlichkeit, ſofern ſie das Beſtreben, zu widerſtehen, ſelbſt zum Gegenſtande der Unluſt machen. Aber auch die rüſtigen Affekten, wenn ſie uns gleich thätig machen, hemmen doch die freie Selbſtthätigkeit. Nehmlich alle Affekten bringen uns außer Faſſung,

ſung, nehmen uns unſre Beſinnung und ſtimmen unſre Urtheilskraft ſo, daß a) unſer Urtheil verfälſcht, oder b) unſer Urtheil ganz aufgehoben wird, da denn der Affekt blind heißt. Sie thun dieß theils, wie geſagt, dadurch, daß ſie 1) die zum freiwilligen Aufmerken, Ueberlegen und Beſchließen erforderliche Gemüthsruhe ſtören, dann aber auch 2) dadurch, daß ſie die zur richtigen Beurtheilung der Sache erforderlichen Vorſtellungen verdunkeln, und hingegen die zwar zur Nährung und Rechtfertigung des Affekts dienlichen, aber gar nicht zur Sache gehörigen, Vorſtellungen herbeiführen und beleben; wobei denn die Haupttäuſchung dieſer Sophiſtereien daher kommt, daß wir ja fühlen, alles ſey ſo, wie es uns erſcheint, und daß jedes Gefühl an ſich richtig ſeyn muß. Wie ganz anders ſieht man das, was uns ſchreckte oder verdroß, hinterher an. Dieſe Affekte reißen zu Handlungen fort und machen ſtarr.

Aufzählung der Affekten.

Enthuſiasmus iſt ein durch die Ideen des Wahren, Schönen und Guten beſtimmter Affekt.

Begeisterung heißt eine lebhafte und anschauliche Betrachtung des Wahren, Schönen und Guten, bei welcher das Gefühl der Lust alle andre Erkenntniß unterdrückt; ein höherer Grad davon heißt Entzücken.

Phantasterei ist Hang, Vernunftideen durch Phantasmen versinnlichen und realisiren zu wollen.

Schwärmerei ist Hang, Vorstellungen, die keine Erfahrungen sind, oder auch keine seyn können, für würkliche Erfahrungen zu erkennen und als solche theoretisch und praktisch zu brauchen. Der Schwärmer und Phantast, wenn sie wähnen, Dinge, die gar nicht würklich sind, oder seyn können, auf eine sinnliche, obwohl ganz eigne, Art anzuschauen, heißen Visionäre (Seher), und diese ihre Anschauungen Visionen (Gesichte).

Außer sich, ist der, dessen Selbstbewußtseyn durch allzu starke Gefühle oder Begierden verdunkelt, oder auf eine Weile vernichtet wird. Und wer in solchem Zustande ist, daß er die Eindrücke der äußern Sinne nicht mehr empfindet, ist von Sinnen.

Der Streit der Stoiker und Peripa-

tetiker, ob Affekte gut seyen, hängt von der Definition des Affekts ab.

Starke Gefühle unter der Leitung der Vernunft sind gut, sofern sie die Zwecke der Vernunft befördern helfen, aber Gefühle (und wären es auch Gefühle des Geistes und Herzens und Geschmacks), die so heftig sind, daß sie das Urtheil auslöschen oder verfälschen, und den Menschen ohne, oder wider die Bestimmung seiner Vernunft zum Handeln treiben, sind immer böse, sollten auch zufällig die Handlungen für sich allein gut seyn.

Jede Begierde (und Verabscheuung), sofern sie beharrlich ist, heißt Neigung (und Abneigung); ist sie zugleich beharrlich und kräftig (lebendig würksam, mit hinreichender Kraft zur Ausführung verknüpft), so heißt sie eine Sucht (Freßsucht, Trinksucht, Selbstsucht, Herrsch-, Ehr-, Scheel-, Rach-, Titel-, Spielsucht).

Neigungen und Süchten werden nach und nach erzeugt durch öftere Erweckung und Befriedigung der Begierden.

Leidenschaft heißt jede Begierde, sofern das darin enthaltene Verlangen sowohl als Gefühl beide so stark werden, daß sie der freien Selbstbestimmung des

Menſchen Eintrag thun. Sie iſt alſo nicht eine beſondere Art von Begierde, ſondern eine Modifikation jeder Begierde. Sie iſt vieler Grade fähig. Der Geiſtesfreiheit thut ſie Eintrag auf eben die Weiſe, wie der Affekt, indem ſie nehmlich 1) die zum Denken nöthige Kaltblütigkeit und Ruhe ſtört, und 2) das Denken unwillkührlich a) zu ſehr auf ihren Gegenſtand feſtheftet, und ß) von allen dazu gehörigen andern Betrachtungen abzieht. Der mit einer ſtarken Begierde verknüpfte Affekt kann gar ſo ſtark werden, daß er alle Würkſamkeit des Denkens aufhebt und ſeinen eignen Zweck vereitelt.

Was überhaupt die Verhältniſſe betrifft:

1) des Denkens zum Fühlen ſowohl, als

2) des Denkens zum Begehren und Verabſcheuen, ſo iſt klar:

a) daß das Denken die Gefühle ſowohl als die Begierden mindert;

b) daß mäßige Gefühle und Begierden das Denken verſtärken und bereichern;

c) daß aber Affekte und Leidenſchaften auf die vorher angezeigte Art das Denken hemmen und ſtören.

Was die Verhältniſſe des Fühlens und Begehrens betrifft, ſo iſt nicht minder klar,

a) daß durch ein mäßiges Gefühl die Begierde, und durch eine mäßige Begierde das Gefühl erhöht wird;

b) daß aber durch ein allzu ſtarkes Gefühl das Streben der Begierde und durch ein allzu ſtarkes Streben das Gefühl unterdrückt wird.

Die Dauer A. der Gefühle hängt ab

a) von ihrer Stärke; je heftiger, je kürzer;

b) von den objektiven Urſachen und der Beſchaffenheit der Gefühle.

Die von Selbſtthätigkeit abhangenden ſind der größten Dauer fähig, z. B. die moraliſchen.

c) von ſubjektiven Urſachen.

Die Dauer B. der Begierden beſtimmt ſich auf ähnliche Art, nehmlich

1) die ſchnell zu ihrer höchſten Stärke ſteigenden Begierden ſind nicht dauerhaft; aber die durch lange Zeit hindurch fortgeſetzte Befriedigung ſtark gewordenen Begierden dauert auch (wie man erfährt, wenn man ſich davon entwöhnen will) um ſo länger;

2) durch objektive, und

3) durch subjektive Urſachen, denn je zahlreicher die zur Befriedigung einer Begierde erforderliche Menge von Handlungen und Sachen iſt, und je langwieriger das Bedürfniß iſt, deſto dauerhafter iſt die Begierde.

Die Stärke A. der Gefühle hängt ab

1) von ihrer ſpecifiſchen Verſchiedenheit; die thieriſchen ſind wohl der größten Stärke fähig, aber an Innigkeit und Dauer ſind ihnen manche Gefühle des Herzens überlegen; wie auch die Handlungen beweiſen;

2) von ihren objektiven Urſachen, nach Verſchiedenheit der Gattung, wohin jedes der Gefühle gehört;

3) von ſubjektiven Urſachen:

a) Gemüthsſtimmung (Dispoſition, Laune, Faſſung); je leerer, müßiger, matter der Geiſt, und je mehr er alſo bereit iſt, ſich den Gefühlen zu überlaſſen; deſto ſtärker werden ſie. Daher Gefühle in Einſamkeit

α) bei wenigen und ſchwachen äußern Sinnesvorſtellungen und in Müßiggang,

β) bei wenigen und keinen herrſchenden

Gedanken, Gefühle ſehr erſtarken. Je weniger Thuns, deſto mehr Leidens.

b) Gemüthsbewegung durch

α) Neuheit, wohin auch Abwechslung und Mannigfaltigkeit und Plötzlichkeit des an ſich nicht Neuen gehört.

β) Kontraſt (Abſtich, Gegenſatz) gleichzeitiger Gefühle ſowohl, als der Gefühle und andrer Regungen, z. B. des Widerſtandes von Seiten der Vernunft, ſofern ſie die Gefühle mißbilligt; der Hinderniſſe. —

γ) Zuſammenfluß von Gefühlen, denn das durch irgend ein ſtarkes Gefühl aufgeregte Gemüth nimmt jedes dargebotene homogene Gefühl lebhafter als ſonſt auf. Beziehen ſich vollends die zugleich ſeyenden Gefühle auf Einen Gegenſtand; ſo verſtärken allemal die ſchwächern die ſtärkern, ſie mögen homogen oder heterogen, d. i. kontraſtirend ſeyn; heterogene Gefühle aber, wenn ſie ſich auf verſchiedene Objekte beziehen, können gar wohl neben einander beſtehen.

Auf Zuſammenfluß von Gefühlen und Begierden laſſen ſich auch die Würkungen der vorher erwähnten Neuheit (Ueberraſchung, Ungewohnheit, d. i. Schwierigkeit)

des Kontrasts, des Verbots und der Hindernisse zurückführen, imgleichen auch der Ungewißheit (Mißlichkeit, Unsicherheit, Wankelmüthigkeit) und der Dunkelheit (Versteckheit, Verborgenheit), wenn ein Theil der angenehmen oder unangenehmen Sache aufgedeckt ist und den Vorwitz und die Ungeduld reizt, den übrigen versteckten Theil durch die Imagination sich vorzubilden. Dagegen vermindern sich die Gefühle durch Gewöhnung (indem das Neue, es sey angenehmer oder unangenehmer Art, alltäglich wird, so legt sich die Unruhe der Lebensgeister, und wir betrachten die Sache mit mehr Stille). Durch Entfernung alles Verbots, aller Schwierigkeiten, aller Hindernisse; durch völlige Gewißheit, Sicherheit, Bekanntheit, auch durch Verzweiflung.

Beispiele von der Würkung des Zusammenflusses der Gefühle, das überwiegende Gefühl zu verstärken, sind folgende: die Liebe zu einer Geliebten wird durch kleinen Verdruß über Unarten und Unfälle dieser geliebten Person verstärkt. Der Affekt, den der Bericht von einer Thatsache oder ein Antrag erwecken kann, wird durch die vorher erregte und bis zur Ungeduld ge-

ſpannte Neugier oder Erwartung ſehr verſtärkt.

Die Gefühle, welche der Glanz der Waffen, die Regelmäßigkeit der Geſtalten und Bewegungen und aller Kriegspomp erweckt, verſtärken in der Bruſt des Soldaten, je nachdem er dieſe Gefühle durch den Anblick ſeiner eignen Armee oder der feindlichen erhält, im erſten Fall ſeinen Muth, im andern ſeine Furcht.

Alles, was die Lebenskraft erhöht, wie ſtarke Getränke, Erhitzung, Geſellſchaft u. dergl. hat auch Einfluß auf die Erſtärkung und den Gang der Gefühle und Begierden.

Die Stärke B. der Begierden hängt ab von den verſchiedenen Beſchaffenheiten und Urſachen derſelben, alſo von der verſchiedenen Stärke der Bedürfniſſe, der Vorſtellungen und Gefühle. Mithin alles, was objektive und ſubjektive beiträgt, die Vorſtellungen und Gefühle zu verſtärken, ſtärkt auch die Begierden, wie a) das Neue, Plötzliche, b) das Ungewiſſe, Verſteckte, c) das Widerſtreitende und Schwierige, ſofern überwindliche Hinderniſſe den Genuß aufhalten, welches alles die Phantaſie reizt und belebt und das Gefühl auf-

reizt und schärft — Abwesenheit des Objekts verlöscht die schwachen und entflammt die starken Begierden.

1) Gewöhnung, d. i. wiederholte Befriedigung stärkt die Begierden sowohl an sich, als mittelst der ebenfalls dadurch gestärkten Vorstellungen, statt daß dadurch die Gefühle geschwächt werden.

2) Gemüthslage, je nachdem das Gemüth mehr oder weniger dazu gestimmt und geneigt ist, über die Begierde zu brüten. Gleichzeitige, auf Ein Objekt gerichtete, Begierden, wenn sie ähnlich sind, verstärken sich, wenn sie aber heterogen sind, schwächt sich die stärkere durch Verschlingung der schwächern. Auf verschiedene Objekte gehende Begierden, wenn sie unähnlich sind, können neben einander bestehen; sind sie aber ähnlich, so löscht die stärkere die schwächern aus. — Eine Begierde, auf je mehrere Gegenstände sie sich verbreitet, desto schwächer wird sie, und je mehr sie sich auf einen Gegenstand koncentrirt, desto stärker wird sie.

Die Stärke oder Lebhaftigkeit der Einbildungen richtet sich nach ähnlichen Gesetzen. Sie sind desto lebhafter:

1) je lebhafter die ursprünglichen Sen-

ſationen waren, deren Wiedervergegenwärtigung ſie ſind; lebhaft durch ihr Verhältniß zu den Sinnen, zu Gefühlen, zu Begierden, ſelbſt durch Neuheit und Kontraſt;

2) je neulicher dieſe Senſationen aufgenommen und je öfter ſie ſeitdem erneuert ſind;

3) je weniger die Einbildungskraft durch α) äußere Sinneseindrücke, und β) durch Beſchäftigungen des Verſtandes geſtört wird, und je mehr ſie zu ihrem Geſchäfte durch oftmalige und neuliche Wiederholung, Fertigkeit, und durch Neuheit und Kontraſt ſowohl, als durch andre, im Gemüth vorhandene, oder von Außen und Innen friſch hinzutretende Gefühle und Begierden, Kraft und Reiz bekommen hat.

Erinnerungen ſind nichts als Ein- oder Nachbildungen mit dem Bewußtſeyn, ſie ſchon gehabt zu haben; ſie ſtehen alſo unter denſelben Geſetzen.

Durch die Einbildungen werden auch a) die Verſtandesthätigkeiten, wie Begriffe, Urtheile, Schlüſſe, eben ſo wieder erneuert, als ſie durch die Sinnesvorſtellungen veranlaßt worden waren; ferner b) die Gefühle wieder erregt, die damals in uns er-

weckt wurden, und endlich ε) Anwandlungen zu den selbst äußern Verrichtungen, die wir damals thaten, erregt.

Versuch, alle vorher genannten sinnlichen Triebfedern auf ein Princip zurückzuführen.

Alle bisher erklärten sinnlichen Triebfedern der Handlungen haben Einige geglaubt, aus Einem einzigen Princip herleiten oder darauf zurückführen zu können, nehmlich auf Selbstliebe; welches gar wohl geschehen darf, wenn man darunter weiter nichts, als das Princip versteht, durch Lust oder Unlust zum Handeln gereizt oder bestimmt zu werden, da denn die Lust oder Unlust von allen Arten seyn kann, α) animalische und β) geistige, γ) selbstische, δ) gesellige (wie namentlich Liebe, Wohlwollen, Achtung, Verehrung gegen Andere und Verlangen nach diesen Gesinnungen in Andern), ι) unmittelbare, und selbst ζ) mittelbare, d. i. das Nützliche, da denn oft die geselligen und mittelbaren die selbstischen und unmittelbaren aufwiegen und sonach zu Selbstverleugnun-

gen gewiſſer Art führen können. In jedem andern Sinn, als wenn man Selbſtliebe mit Eigenliebe oder mit Selbſtſucht verwechſelt, kann der Ausdruck unrichtige Vorſtellungen von der menſchlichen Natur veranlaſſen. Aus Selbſtliebe alſo handelt man, wenn man aus Luſt oder Unluſt handelt, es mag die Luſt und Unluſt entſtehn aus dem Angenehmen und Unangenehmen, oder aus dem Nützlichen und Schädlichen, oder aus dem Rühmlichen und Schmählichen, oder aus dem Billigungs- oder Mißbilligungswerthen; — wobei noch merkwürdig iſt, daß Unluſt jeder Art den Menſchen ſtärker zum Handeln treibt, als die Ausſicht auf Luſt. —

Jeder Gegenſtand der Luſt mit verknüpftem Begriff von uns ſelbſt, als der Urſache davon, erzeugt Stolz, woraus leicht erhellt, wie Demuth (Schaam) entſpringt. Und nun iſt ſelbſt Stolz und Demuth nicht auf uns ſelbſt beſchränkt, ſondern verbreitet ſich auf Sympathie.

Angenehm (gut) oder unangenehm (übel) iſt etwas, weil es entweder unſerm Organenbau oder einer natürlichen Neigung gemäß oder entgegen iſt, z. B. Wärme, Froſt, Rache, Mitleid mit dem kranken Freunde.

Das gewiſſe oder ſehr wahrſcheinliche Gute erzeugt Freude, das Uebel Traurigkeit (Leid). Das Gute, an ſich betrachtet, erregt Begehren, das Uebel Abſcheu. Das ungewiſſe Gute oder Uebel erzeugt Furcht oder Hoffnung, weil bei der Ungewißheit die Seele abwechſelnd Freude und Leid empfindet. Dieſes durch die Ungewißheit entſtehende Schwanken zwiſchen Freude und Leid macht weſentlich die Furcht und Hoffnung aus, ſo daß, wo wir uns ſolche Ungewißheit denken, in Abſicht auf Exiſtenz oder Beſchaffenheit und Art des Guts oder Uebels, geſetzt auch, es ſey an ſich ſchon gewiß, ja oder nein, doch Furcht entſteht.

Ueber die Miſchung der Empfindungen überhaupt.

1) Widerwärtige Empfindungen, die aus ganz verſchiedenen Objekten entſpringen, nehmen abwechſelnd Platz und ſchwächen ſich nicht, z. B. Verluſt über einen verlornen Prozeß und Freude über einen gebornen Sohn.

2) Entſtehen die widerwärtigen Empfindungen aus Einem und demſelben Objekt,

welches zum Theil gut, zum Theil übel iſt, ſo miſchen ſie ſich und neutraliſiren ſich.

3) Wird ein Gegenſtand (oder Vorfall), der nicht aus Gut und Uebel zuſammengeſetzt iſt, ſondern blos einartige Empfindungen verurſacht, als ungewiß in irgend einem Grade betrachtet, wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich; ſo erhalten ſich die widerwärtigen Empfindungen zugleich in der Seele, und bringen, vereinigt, eine dritte Empfindung hervor, nehmlich Furcht und Hoffnung.

Stolz (d. i. eine Luſt an uns ſelbſt wegen irgend einer Eigenſchaft oder Beſitzung, deren wir genießen) entſpringt aus einer doppelten Vergeſellung, nehmlich 1) der angenehmen Gefühle, die jede Urſache des Stolzes für ſich erzeugt, und des angenehmen Gefühls, Stolz genannt, 2) der Vorſtellungen von den Gegenſtänden, die für ſich angenehm ſind, und der Vorſtellung von unſrer eignen Perſon. Eben ſo iſt es umgekehrt mit Demuth. — Nun läßt ſich zeigen, daß alle Urſachen und Gegenſtände des Stolzes 1) ohne Rückſicht auf das angenehme Gefühl des Stolzes, für ſich ſelbſt immer ein beſonderes Vergnügen

verurſachen, oder für ſich ſelbſt auf eine eigne Art angenehm ſind, und 2) daß die Vorſtellungen dieſer Gegenſtände mit der Vorſtellung unſers Selbſt vergeſellt ſind. So iſt man ſtolz α) auf Tugend, Witz, Unterhaltungsgabe, Artigkeit, Schönheit und auf alles, was nützlich, ſchön, erſtaunlich an unſerm Geiſt, Körper, Thun und Laſſen iſt, β) auch auf äußere Sachen, wenn ſie mit unſerm Selbſt vergeſellt oder verknüpft ſind (ſonſt nicht, ſo angenehm ſie auch ſeyn mögen; denn der ſchönſte Fiſch im Ocean, das ſchönſte Thier in einer Wildniß, und ſo Alles, was mit uns nicht verbunden iſt, verurſacht uns keinen Stolz). So iſt man ſtolz auf die Schönheit, Fruchtbarkeit, Produkte, Witterung ſeines Landes, ſeiner Gegend, ſeines Geburts- oder Wohnorts; γ) auch iſt man ſtolz auf die angenehmen Eigenſchaften und Beſitzungen derer, die mit uns durch Blut oder Freundſchaft verknüpft ſind; z. B. auf die Schönheit, das Verdienſt, den Kredit, die Ehrenſtellen, die Reichthümer unſrer Vorfahren, Verwandten, Kinder, Freunde. Je ſtärker die Verknüpfung und Vergeſellung, deſto ſtärker der Stolz. Daher die Emerleiheit von Beſitzungen (Majorate) und

und von Ehrenſtellen (Truchſes) durch eine lange Reihe von männlichen Vorfahren ununterbrochen bis auf uns großen Stolz erzeugt, und darum nennen ſich Kinder nach dem Vater und ſchätzen nach ihm den Werth ihrer Familie. 3) Endlich iſt man ſtolz auf Eigenthum. Alle Gegenſtände, die ſchön, nützlich, erſtaunlich, ſelten an ſich ſind, oder mit dergleichen Gegenſtänden irgendwie in Beziehung ſtehen (z. B. wenn ſie großen Männern, Prinzen gehört haben), können, vermittelſt des Eigenthums, Stolz in dem Eigenthümer verurſachen.

Geſellſchaft und Sympathie haben ſtarken Einfluß auf alle unſere Meinungen, vornehmlich aber auf die, welche wir zu unſerer Gunſt von uns faſſen. Um unſere günſtige Meinung, die wir von uns ſelbſt haben, zu beſtätigen und zu beſtärken, und nicht aus irgend einem urſprünglichen Triebe, ſind wir alle ſo begierig nach dem Beifall und dem Lobe Anderer. Daher (und das iſt zugleich Beweis der Behauptung) erfreut uns das Lob Anderer deſto mehr, 1) je mehr wir ſelbſt dieſe Andere, die uns loben, hochſchätzen, 2) je länger und genauer dieſe Andere uns kennen, 3) je ſcheuer und ſtrenger ſie in Ertheilung von

Lob und Beifall ſind, 4) je mehr ihr Lob mit unſerer eignen Meinung ſtimmt und die Eigenſchaften betrifft, die wir ſelbſt am meiſten ſchätzen.

Allgemeine Bemerkungen über Stolz und Demuth.

1) Dinge, ſo ſehr ſie ſich auch auf uns beziehen, und ſo ſehr ſie auch angenehm ſind, können doch ſelten viel Stolz erwecken, wofern ſie nicht auch für Andere bemerkbar gemacht werden und den Beifall der Zuſchauer gewinnen.

2) Was Stolz erwecken ſoll, muß (alles übrige vorausgeſetzt) nicht allzu unbeſtändig und zufällig ſeyn, ſondern einige Beſtändigkeit und Dauer haben.

3) Was Stolz erwecken ſoll, muß uns eigen, oder doch uns nur mit wenigen Andern gemein ſeyn; ſo auch iſts mit Demuth. Nicht aller Krankheiten ſchämen wir uns, ſondern nur ſolcher, die Andern gefährlich (anſteckend) oder grauerlich (widerlich) ſind; Krätze, Epilepſie, erbliche engliſche Krankheit.

4) Auf dieſe Empfindungen haben einen großen Einfluß die allgemeinen Regeln

(Uebung, Gewöhnung), wodurch wir uns Begriffe von verſchiedenen Rangordnungen der Menſchen machen. Gewöhnung und Uebung verurſachen die leichte Entſtehung dieſer Gefühle und leiten uns durch allgemeine Regeln in den Proportionen, die wir bei der Abſchätzung des Werths jeder Sache und bei dem Vorzuge der einen vor der andern beobachten ſollen.

Alle Urſachen, welche Stolz und Demuth erzeugen, machen, wenn wir ſie von uns ſelbſt an einen andern Menſchen übertragen, dieſen zum Gegenſtande der Liebe und des Haſſes, der Achtung oder Verachtung.

Auch hier würket die doppelte Beziehung der Gefühle und Vorſtellungen. Alles, was für ſich allein angenehm oder unangenehm iſt, und was mit einer andern Perſon in Beziehung oder Verknüpfung ſteht, macht ihn zum Gegenſtande unſers Wohlwollens oder Widerwillens. Daher iſt auch Schmähung und Verachtung gegen uns eine Hauptquelle unſeres Haſſes; Wohlthaten und Achtung dagegen unſrer Freundſchaft. — Liebe und Haß ziehen immer nach ſich oder führen mit ſich Wohlwollen und Zorn, wodurch ſie uns zum

Handeln treiben. — Und darin ſind ſie eben verſchieden von Stolz und Demuth, welches bloße Gefühle ohne Verlangen und ohne unmittelbaren Trieb zum Handeln ſind.

Mitleid (Mißbehagen an des Andern Leiden) entſteht oft ohne vorhergegangene Achtung oder Freundſchaft; ſo wie Neid und Bosheit auch ohne allen vorhergehenden Haß oder Beleidigung entſtehen.

Die Aehnlichkeit des Strebens zwiſchen dem Mitleid und Wohlwollen, ſo wie zwiſchen dem Neide und Zorn (bei aller Unähnlichkeit des Gefühls), bringt eine Vergeſellung dieſer Geſinnungen hervor. Mitleid fühlt man nie ohne eine Miſchung von Zärtlichkeit und Freundſchaft, ſo wie der Neid natürlich mit Zorn oder Unwillen gepaart iſt. Jemandes Glück begehren, und wäre es aus Eigennutz (wie an einem Maſcopiſten), iſt eine gute Einleitung zur Zuneigung, und ſich an Jemandes Elend ergötzen (wie an einem Nebenbuhler), erzeugt natürlich Feindſchaft gegen ihn.

Armuth, Schlechtheit, Fehlſchlagung erzeugen Verachtung und Widerwillen; ſind dieſe Uebel ſehr groß, oder werden ſie uns in ſtarken Farben geſchildert, ſo erzeu-

gen sie Mitleid und Zärtlichkeit. Woher der Widerspruch? — Diese Uebel, in ihrer gewöhnlichen Erscheinung, verursachen in uns ein Mißbehagen durch eine Art von unvollkommener Sympathie; welches Mißbehagen, dann Abneigung oder Widerwillen, kraft der Aehnlichkeit des Gefühls, hervorbringt. Lassen wir uns aber tiefer in des Andern Angelegenheiten ein, und wünschen wir sein Glück und fühlen sein Elend, so entspringt Freundschaft oder Wohlwollen kraft des ähnlichen Strebens der Neigungen.

In der Hochachtung (Ehrfurcht, Respect) ist ein Gemische von Demuth, mit Schätzung oder Zuneigung; in Verachtung ist ein Gemische von Stolz.

Die gegenwärtige Theorie der Neigungen stützt sich gänzlich auf die doppelte Beziehung der Gefühle oder Ideen, und auf den wechselseitigen Beistand, den diese Beziehungen einander leisten. Zur Erläuterung dieser Grundsätze dient folgendes. Die Tugenden, Talente, Trefflichkeiten und Besitzungen Anderer erwecken in uns Liebe und Achtung gegen sie, weil diese Gegenstände eine angenehme Empfindung verursachen, die mit Liebe verwandt ist;

und da ſie auch eine Beziehung oder Verknüpfung mit der Perſon haben, ſo wird durch dieſe Vereinigung der Ideen die Vereinigung der Gefühle befördert. Geſetzt aber, die Perſon, die wir lieben, ſey auch mit uns verknüpft durch Blut, Freundſchaft, Land; ſo muß offenbar auch eine Art von Stolz durch ſeine Trefflichkeiten und Beſitzungen in uns erweckt werden, weil die nehmliche, vorher erklärte, doppelte Beziehung ſtatt hat. Aber, was ſehr merkwürdig iſt; wir gehen zwar leicht von Liebe und Wohlwollen zu Stolz und Eitelkeit über, aber nicht von den letztern Gefühlen zu den erſtern, obgleich die Beziehungen ganz die nehmlichen ſind.

Wir lieben nicht unſers eignen Verdienſtes wegen diejenigen, die mit uns in Verbindung ſtehen, obgleich ſie natürlich eitel ſind, unſeres Verdienſtes wegen. Woher der Unterſchied? — Der Uebergang der Imagination von Gegenſtänden, die mit uns in Beziehung ſtehen, zu uns ſelbſt, iſt immer leicht, theils wegen der Beziehung, die den Uebergang erleichtert, theils wegen der Richtung, weil wir da von entfernten Gegenſtänden zu nähern gehen. Aber beim Uebergange von uns ſelbſt zu

Gegenſtänden, die mit uns in Beziehung ſtehen, iſt die letztere Richtung gerade umgekehrt; folglich kann auch Stolz nicht ſo leicht in Liebe übergehen, als Liebe in Stolz. — Die Tugenden, Dienſte und Glücksumſtände eines Mannes flößen uns leicht Achtung und Zuneigung für einen Andern ein, der mit ihm verknüpft iſt. Der Sohn unſers Freundes iſt zu unſrer Freundſchaft berechtigt. — Verwandte eines großen Mannes ehren ſich ſelbſt und werden von Andern geehrt wegen dieſer Verwandtſchaft. Neid entſpringt aus einer Ueberlegenheit in Andern; aber nicht das große Mißverhältniß zwiſchen uns erweckt dieſe Geſinnung, ſondern hingegen unſre Nähe; denn jenes ſchneidet die Beziehung der Ideen ab und hindert uns am Vergleich. Auch iſt das der Grund, warum jede Sache groß und klein erſcheint blos durch eine Vergleichung mit Dingen derſelben Gattung. Ein Berg vergrößert und verkleinert nicht ein Pferd in unſern Augen, aber wohl ein Pferd das andere. Auch erklärt ſich aus derſelben Theorie, warum in einem Bürgerkriege eine Parthei lieber einen fremden Feind hereinruft, als ſich ihren Mitbürgern unterwirft. Kein

Wunder, daß der leichte Uebergang der Imagination so viel über die Gefühle vermag. Ist er es doch, der alle Beziehungen und Verknüpfungen unter den Gegenständen bildet; denn von einer realen Verknüpfung zwischen einem Dinge und einem andern wissen wir ja nichts.

Was man gemeinhin in praktischen Sachen Vernunft nennt und so sehr empfiehlt, ist nichts als eine ruhige und allgemeine Neigung (passion), die ihren Gegenstand aus einem entfernten Standpunkt umfassend übersieht. So, sagen wir, ist Jemand fleißig in seinem Beruf aus Vernunft, d. h. aus einem ruhigen Verlangen nach Vermögen; ein Anderer ist gerecht aus Vernunft, d. i. aus einer ruhigen Achtung für das öffentliche Beste oder für seinen und Anderer ihren Charakter. Dieselben Dinge, die sich der Vernunft in diesem Sinne empfehlen, sind auch Gegenstände der sogenannten Leidenschaft oder Begierde, sobald sie uns nahe gebracht werden oder sonst mit unserer Gemüthslage stimmen und eine unruhige und empfindbare Regung erwecken. Uebel in einer großen Entfernung wird vermieden aus Vernunft, sagt man; Uebel in der Nähe erzeugt Abscheu,

Furcht und iſt der Gegenſtand der Leidenſchaft. Menſchen handeln oft wiſſentlich gegen ihr Intereſſe, alſo iſts nicht die Ausſicht auf das gröſſt-möglichſte Gut, was ſie immer treibt. Menſchen handeln oft einer heftigen Leidenſchaft entgegen, um ihr entferntes Intereſſe und Abſichten zu verfolgen. Alſo iſt es nicht die gegenwärtige Unbehaglichkeit allein, was ſie beſtimmt. Ueberhaupt würken dieſe beide Principien auf den Willen, und wo ſie entgegen ſind, da überwiegt eines derſelben nach Maasgabe des allgemeinen Charakters oder der jetzigen Gemüthslage der Perſon.

Geſetze der Vergeſellung und Wiedererweckung aller Seelenveränderungen überhaupt.

So regellos die Seelenveränderungen vor ſich zu gehen ſcheinen, ſo giebt es doch feſte Geſetze, nach welchen ſie ſich ſo unabänderlich richten, daß ſelbſt die Willkühr nicht dieſe Geſetze ſelbſt ändern, ſondern nur nach dieſen Geſetzen die Vergeſellung und Wiedererweckung auf beliebige Art lenken und regieren kann. Vergeſellung heißt

das Verhältniß der Seelenveränderungen, sofern die eine die andere erwecken kann. Daß von den vielen, die durch eine gegebene erweckt werden könnten, gerade diese und nicht andere erweckt werden, rühret von besondern Gründen der Wiedererweckung her. Wir unterscheiden 1) eigentliche Vorstellungen, 2) Gefühle, und 3) Begierden, sammt innern und äußern Handlungen; der Ausdruck Handlung soll aber fortan zugleich die etwa damit verknüpfte Begierde mit befassen.

A) Vergesellung.

I. Jede Vorstellung vergesellt sich theils mit Vorstellungen, theils mit Gefühlen, theils mit innern und äußern Handlungen, und zwar mit Gefühlen und Handlungen, theils unmittelbar, theils mittelst anderer Vorstellungen.

II. Jedes Gefühl vergesellt sich theils mit Gefühlen, theils mit Vorstellungen, theils mit Handlungen, entweder unmittelbar oder durch andere Gefühle.

III. Jede Handlung vergesellt sich theils mit andern Handlungen, theils mit Vorstellungen, theils mit Gefühlen, und zwar

mit den beiden letztern, theils unmittelbar, theils mittelbar. Alles dieß

1) nach der Aehnlichkeit,
2) nach der Verbindung durch Zeit,
3) nach urſachlicher Verbindung.

B) Wiedererweckung.

Die größere und geringere Erweckbarkeit der Seelenveränderungen läßt ſich theils abſolute für ſich allein, theils reſpektive in Beziehung auf gegebene betrachten.

I. An ſich ſelbſt erweckbar iſt eine Seelenveränderung [ſie ſey α) Vorſtellung, und zwar Senſation oder Repräſentation, oder β) Gefühl, oder γ) Begierde und Handlung], deſto mehr, a) je lebhafter, b) je neulicher, c) je öfter ſie in mir vorgegangen.

II. Für eine gegebene Seelenveränderung ſind andere erweckbar deſto mehr, a) je ſtärker und vielfacher die Aehnlichkeit, und b) je ſtärker und vielfacher die Verknüpfung zwiſchen der gegebenen und einer der andern an ſich ſelbſt ſchon leichter erweckbaren iſt. Ob nun von dieſen die ſtärker oder vielfacher ähnliche, oder die ſtärker oder vielfacher verknüpfte würklich im Ge-

mühe erſcheinen werde, das hängt von dem Uebergewicht dieſer Momente ab, ſo daß, wenn das Gemüth frei dem Spiele ſeiner Veränderungen ohne Zutritt der Willkühr überlaſſen iſt, aus der auf eine gegebene Veränderung erfolgten andern durch Analyſe dieß Uebergewicht der Momente, das den Erfolg vermittelte, herausgefunden werden kann.

Anmerk. Es kann die abſolute Erweckbarkeit die relative überwiegen, und zwar nach einzelnen und allen Momenten. Noch iſt zu merken, daß auch die Ordnung, in welcher die Vorſtellungen oder Gefühle hinter einander vor das Bewußtſeyn gekommen, einen Grund davon abgiebt, daß ſie ſich in derſelben Ordnung wieder erwecken. So erwecken die der Zeit nach vorangegangnen leichter die nachgefolgten, als umgekehrt; und unter den nachgefolgten wieder die vordern oder frühern leichter, als die hintern oder ſpätern: auf gleiche Weiſe iſts in Abſicht der Raumes-Vorſtellungen, wo, je nachdem man wiederholentlich von oben nach unten, von der rechten zur linken, oder nach irgend einer

Richtung und Ordnung aufgefaßt hat, die Wiedererweckung in derselben Richtung und Ordnung sehr leicht, aber umgekehrt nicht leicht, vor sich geht; und auch hier lassen sich die nähern leichter als die entferntern erwecken. (Schrift rückwärts oder von oben nach unten, oder umgewandt, wie im Spiegel, lesen, ist schwer.) Endlich ists auch so mit Handlungen.

Macht der Willkühr über alle Seelenveränderungen.

Diese Macht äußert sich durch das selbstthätige Urtheilen. Wir kommen also an die zweite Hauptabtheilung der Handlungen.

II.

Von den Handlungen, die mit Urtheil geschehen.

Der Ausdruck Urtheil befaßt hier Begriffe sowohl als Schlüsse zugleich mit, und folglich alle Funktionen des Verstandes. Es ist also die Rede von den vernünftigen Gründen der Handlungen der Menschen.

Die Vernunft hat drei Hauptgeschäfte: 1) unsern Glauben und Beifall, 2) unser Wohlgefallen und Mißfallen, d. i. unsern Geschmack, und 3) unser Begehren und Wollen zu regieren. Denn in uns regen sich die psychischen Triebfedern auf eine physische Weise, und reizen oder bewegen uns zum Handeln, durch Schmerz, Mißbehagen, Bedürfniß, oder durch Lust, Wonne, Verlangen, und zwar so, daß blind und ungestüm gerade die eben sich jetzt darbietende Befriedigung, und diese ohne Aufschub sogleich ergriffen werden soll. Ueberläßt sich der Mensch diesen Triebfedern ohne Urtheil, so ist er in Gefahr, indem er allem Leiden ausweichen und alles Vergnügen genießen will, diese Absicht nicht nur zu vereiteln, sondern gerade aufs Widerspiel hinzugerathen.

Vernunft also, die sich immer durch Urtheile äußert, muß hier zutreten, und die natürlichen Regungen theils aufklären, theils regieren, indem sie uns zeigt, 1) daß manches Angenehme schädlich (subjektiv und objektiv), manches Unangenehme nützlich ist; 2) indem sie durch Erweiterung unsrer Einsichten in die Verknüpfung der Dinge (künftige sowohl als gegenwärtige), und

durch Schärfung unſerer kühlen Aufmerkſamkeit, richtigere Berechnungen macht über das, was im Ganzen (gut) nützlich, d. i. klug (weislich, vernünftig), oder im Ganzen nachtheilig, d. i. thöricht iſt; 3) indem ſie Vernunft den relativen Werth der (körperlichen und geiſtigen) Güter ſchätzen und würdigen lehrt.

Sobald wir klar einſehen, was im Ganzen zuträglich, oder im Ganzen nachtheilig iſt, es beziehe ſich auf animaliſche Begierden oder auf geiſtige Strebungen und Geſinnungen (gegen Andere): ſo werden wir durch die Verfaſſung unſerer Natur ſelbſt vermocht, nach jenem zu ſtreben und dieſes zu meiden, ſo daß, wenn es unſerer animaliſchen Natur ſo zu ſagen natürlich iſt, einen kleinen gegenwärtigen Genuß einem größern entfernten Gut vorzuziehen, es nicht minder unſerer vernünftigen Natur natürlich iſt, gerade umgekehrt, das größere entfernte Gut dem jetzigen geringern Genuß bei freier Wahl vorzuziehen. So wie der Inbegriff aller animaliſchen und phyſiſchen Begierden und Regungen Sinnlichkeit heißt, ſo nennt alle Welt das Princip, vermöge deſſen der Menſch nach dem ſtrebt, was im Ganzen

gut (seinem Wohl angemessen, klug) ist, im Gegensatz auf die animalischen Principien, Verstand und Vernunft, und das um so mehr mit Recht, da nicht nur die richtige Schätzung der Güter und Uebel (die Angemessenheit der Sachen und Handlungen zu einzelnen und allgemeinen Zwekken von materialer, d. i. leidentlicher, auf unsern Zustand, unsre Wohlfahrt sich beziehender Art) durch die Vernunft allein ausgefunden werden kann: sondern auch umgekehrt richtige Vernunfturtheile hierüber viel zur geistigen Gesundheit des Menschen beitragen, ihn von thörichten Besorgnissen, Bedürfnissen und Begierden zu befreien, sofern er sich nicht mehr ängstlich oder lästern plagen wird, nach Dingen zu streben, die für ihn nicht erreichbar sind, oder wenn sie es auch wären, ihm doch, erreicht, keine Zufriedenheit gewähren würden.

Dieß Princip der Thätigkeit nun, das Vernunft heißt, wird mit Recht den Principien der Sinnlichkeit entgegengesetzt, weil diese 1) auf lauter Einzelnheiten gehen, ohne Vergleichung, ob sie im Ganzen gut oder übel sind; welches einzusehen, Vernunft nöthig ist; 2) weil die Vorstellung von dem, was im Ganzen gut ist, natürlicher

licher Weiſe unſern Willen bewegt, und zwar Vorzugsweiſe vor allem Sinnlichen, was dagegen ſtrebt; ſo daß, wenn wir dem Reiz oder der Scheu der Sinnlichkeit gegen unſer beſſeres Urtheil nachgeben, wir uns mit Verachtung als thöricht mißbilligen, und dagegen, wenn wir, unſerm Urtheil gemäß, gegen allen Reiz und Scheu handeln, uns mit Billigung und Zufriedenheit anſehen. Jene Mißbilligung insbeſondre, iſt, als würkende Triebfeder, inſofern mächtiger als die entgegenſtehenden ſinnlichen Reize, wiefern überhaupt das Unangenehme, Schädliche, Schimpfliche, mit einem Worte das Negative, kräftiger zum Handeln beſtimmt als das Affirmative.

Das Princip der Klugheit geht auf Glückſeligkeit oder auf Selbſtliebe. Glückſeligkeit ſchließt aber nicht Geſelligkeit aus, und Selbſtliebe nicht Wohlwollen; vielmehr, ſofern die geſelligen und wohlwollenden Geſinnungen ſchon an ſich, ohne alle Rückſicht auf uns ſelbſt, angenehm ſind, wird man ſie nicht nur zum Glücke rechnen, ſondern ſogar aus Selbſtliebe wollen. In dem Sinne muß man auch immer die von Eigenliebe und Selbſtſucht ganz zu

unterscheidende Selbstliebe nehmen, da sie nehmlich ein Princip ist, sich zu Handlungen durch die Aussicht auf die Lust oder Unlust, welche man davon erwartet, zu bestimmen; da dann die natürliche Lust an wohlwollenden, gütigen Gesinnungen (die sogar vorzüglich vor eigennützigen, vollends vor blos thierischen seyn können) uns durch Selbstliebe selbst zu Verleugnung der letztern und zu reinwohlwollenden, d. i. uneigennützigen Handlungen vermögen kann.

Was Glückseligkeit betrift, sofern sie der Zustand des größten und dauerhaftesten Uebergewichts von angenehmen Empfindungen über unangenehme ist, so scheint sich wohl nichts allgemein gültiges über die Bestandtheile derselben sagen zu lassen, weil darin alles subjektiv ist; aber auch das Subjektive, d. i. Leidentliche in der menschlichen Natur, hat seine Gesetze, und insofern kann folgende Analyse richtig seyn. Glückseligkeit besteht nicht in sinnlichen Vergnügen, als welche kurz vorübergehend, durch Wiederholung schaal, und hinderlich für die kleinen leichten Aufheiterungen und Ergötzungen sind, sie mögen übrigens leidentlich oder auch thätig seyn, wie Jagd, Tanz ꝛc.; auch nicht in Befreiung

von allen Sorgen und Arbeiten, endlich auch nicht in Hoheit und Einfluß; denn nur Nebenbuhler gewähren in dem Fall durch den Abstich Vergnügen, und so groß das Vergnügen ist, so groß ist die Unruhe, das Fehlschlagen verursacht bittern Harm, das Wohlgelingen aber reizt gleich weiter, Nebenbuhler zu suchen. — Dagegen besteht das Glück 1) in Uebung geselliger Neigungen, verbunden mit offener Empfänglichkeit für kleine leicht zu habende Ergötzungen; 2) in wohlgelingender Thätigkeit oder in Anwendung unserer Kräfte zu Beschäftigungen, die wir bei der Wahl richtig beurtheilen und dann mit Fleiß verrichten müssen; 3) in der Herrschaft über unsere Phantasie, aus welcher unsere meisten thörichten, unruhigen Gefühle und Begierden kommen; 4) in einer vernünftigen Einrichtung unserer Fertigkeiten oder Gewöhnungen, und endlich 5) in Gesundheit. — Aber ohne gutes Gewissen wird das alles doch wenig oder nichts verschlagen — Statt daß gutes Gewissen uns selbst über den Mangel des allen beruhigen und uns durch sich selbst erquicken kann. Ueberdem so wie, je mehr Jemand es auf Gesundheit anlegt und diätetisch sich

darum bemüht, deſto weniger gemeiniglich seinen Zweck erreicht: ſo pflegt, wer geradezu seine Glückſeligkeit zu bewürken, ſich zum eigentlichen Lebensgeſchäfte macht, am eheſten dieſes Zwecks zu verfehlen, ſtatt daß, ſo wie, wer der Natur gemäß in Abſicht auf ſeinen Körper leben will, am erſten geſund, und, wer ſeiner geiſtigen Natur gemäß, die Tugend nicht als Mittel zum Glück, ſondern als Zweck an ſich ausübt, am erſten glücklich ſeyn wird.

Mängel des Princips der Glückſeligkeit und aller materialen Principien.

Das Princip iſt 1) von ſinnlicher Luſt und Unluſt abhängig, 2) alſo auf dem leidentlichen Theil unſeres Selbſt beruhend, der, ſofern er der Thätigkeit Regeln giebt, Heteronomie ihr aufbürdet, 3) auf beſtimmte Gegenſtände gehend, aber nicht auf den Charakter, alſo auch 4) ſelbſtiſch und intereſſirt, nicht verdienſtlich und belohnenswerth. Es kann nicht das Princip der Begriffe und Grundſätze ſeyn, die auf unbedingte Nothwendigkeit und Allgemeinheit, auf höchſte Geiſtesfreiheit, auf Charakter,

auf Würde gehen, und die uns allen auf eine unentäußerliche Art beiwohnen.

Alle materiale Principien sind gleichartig, bestimmen sich durch Gefühl, das veränderlich ist, gehen auf Zustand. — Nur formale Principien geben sichere, allgemeine Regeln, entspringen aus Freiheit und gründen sie.

1) Das Princip der Glückseligkeit gewährt nicht die Sicherheit und Festigkeit des Verhaltens, deren wir bedürfen. Freilich will jeder in ruhigen Stunden das thun, was im Ganzen das Zuträglichste (Klügste) ist; aber schwer ist das selbst dann zu entdecken, theils objektiv, weil sich die Handlungen als Mittel zu Zwecken, in Absicht auf Sachen und Menschen, im Einzelnen wie im Allgemeinen, nur höchst ungewiß berechnen lassen; theils subjektiv, wegen der Unbedachtsamkeit und des Selbstbetruges bei den vielen durch Gewohnheit herrschend gewordenen praktischen Meinungen und Neigungen. Gleichwohl sind wir uns anderer, vollkommen gewisser und unabänderlich bestimmter Gesetze des Verhaltens bewußt, die also eben darum offenbar aus einem ganz andern Princip herkommen, und nicht aus diesem, welches blos

bedingte, rathſame, generelle Regeln, nicht abſolute, nothwendige, univerſale Geſetze darbieten. Ferner ſelbſt die noch ſo richtig erkannten Regeln über das, was im Ganzen das Beſte iſt, fallen ſie uns auch im Moment des Handelns bei, verſchlagen nichts gegen die Sophiſterei der Neigungen. Nehmlich der Menſch läßt die Regel gelten, aber er ſucht Ausnahmen für ſeine Perſon, für dieſen Fall, welche Ausnahmen, da ſie auf dem Grunde der Regel ſelbſt beruhen, durch die Regel nicht zurückgewieſen werden können. Und das iſt eben die zweite Unſicherheit, daß die an ſich ſo unbeſtimmten und ungewiſſen Regeln, auch wenn ſie würklich richtig wären (in welchem Falle ſie wohl mit den moraliſchen ſtimmen möchten), gleichwohl keine Nöthigung, ſondern nur eine Anrathung enthalten, und keine Geſetze, ſondern nur bedingte Vorſchriften ſind, gegen die man aus ihrer Bedingung ſelbſt Einwendungen machen kann. — Es führt würklich dieß Princip zu Tugenden, und zwar direkte zu Mäßigkeit, Arbeitſamkeit, Tapferkeit, Vorſicht, und ſofern uns wohlwollende Neigungen von Natur Genuß für ſich ſelbſt gewähren, oder die Scheu vor wohlver-

dienten abholden Gesinnungen abschreckt, zu Gerechtigkeit, Gutthätigkeit, Liebe. Aber diese Tugenden haben kein Fundament, wofern sie blos als Mittel zum Genuß einer Lust, die oft noch näher durch ganz entgegengesetzte Handlungen zu erreichen steht, begehrt werden *). — Nun

*) Es ist hiegegen die bekannte Einwendung zu erwarten: Mäßigkeit, Tapferkeit u. s. w. seyen nicht ächte Tugenden, wenn sie nicht aus dem richtigen Princip herfließen. Aber diese, nur halb wahre, Einwendung, zeugt selbst von mangelhafter Einsicht in die Natur des Sittlichen. Die Tugend ist nicht eine Summe aus mehreren Stücken, deren jedes für sich einen solchen Werth hätte, daß derselbe als Theil des ganzen Werths der Tugend zu schätzen wäre; wohl aber ist die Tugend ein Product aus mehreren Factoren; das heißt: es ist nothwendig in der Tugend ein Mannigfaltiges, theils der Einsicht, theils des ihr entsprechenden Wollens zu unterscheiden; auf der Verbindung und dem Verhältniß dieses Mannigfaltigen aber beruht die Tugend dergestalt, daß jeder Fehler im Einzelnen ein Fehler des Ganzen ist, und daß, wenn ein Factor ganz fehlt, das ganze Product Null ist. — Daher nun hat der Verf. allerdings Grund, von dem Princip der Glückseligkeit zu sagen, es führe wirklich zu einigen Tugenden (d. i. Factoren der ganzen und Einen Tugend); es hilft nehmlich einige von den Bestimmungen

sind wir gleichwohl uns eines Monitors in uns (Gewissen) bewußt, der uns nicht blos rathsame Regeln, sondern unbedingte Gesetze giebt, und ohne uns für ihre Beobachtung etwas zu verheißen, uns für ihre Uebertretung durch das schreckliche Gefühl der Schuld zermalmt. Also kann die-

der richtigen Gemüthslage herbeibringen, welche, wenn sie sich mit den übrigen Bestimmungen zusammenfinden (gleichviel woher sie entsprungen sind), alsobald das Verhältniß konstituiren werden, welches Tugend heißt. So bedarf ein Mensch, der von Jugend auf in Zucht und Ordnung gehalten wurde, hinterhin oft nur noch einiger Berichtigung seiner sittlichen Einsicht, um der Tugend nahe zu kommen; dagegen der einmal Verwöhnte eine gewaltsame innere Umkehrung seines ganzen Wesens erleiden muß, um mit der Einsicht zugleich die Bestrebungen zu verändern und auf neue Gegenstände zu lenken. — Daß aber jene Tugenden kein Zundament haben, ist eben so wahr; sie erheben nehmlich die Tugend des Menschen, als eines Zeitwesens, nicht zum Charakter, wenn sie entweichen können, sobald das Princip der Glückseligkeit etwas anderes räth. Demnach kann dieß Princip nur eine psychologisch vorbereitende Ursach, nicht ein Bestandtheil der Tugend seyn, vor der es vielmehr, sobald sie eintritt, selbst verschwindet.

D.

ſer Monitor mit dem Princip nicht einerlei ſeyn. Das Princip drückt überdieß lauter Subjektives, alſo in jedem Subjekt (wenigſtens möglicher Weiſe) Verſchiedenes aus, und ſetzt nichts Objektives, d. i. für alle Subjekte Allgemeingültiges feſt, ſo daß alſo jenes Princip lauter Mißhelligkeit gebähren muß. Gleichwohl ſind wir uns bewußt ganz allgemeingültiger Geſetze, nach welchen jedes Subjekt ſeine noch ſo verſchiedenen Wünſche und Beſtrebungen nach Glückſeligkeit einſchränken ſoll. Dieſe Geſetze können alſo nicht aus jenem Princip kommen.

2) Es giebt dieß Princip dem Menſchen nicht den Charakter von Würde, deſſen er fähig iſt. Wir unterſcheiden einen klugen und einen guten oder rechtſchaffnen Mann. Wir ſchätzen auch den erſtern, zumal wenn er durch Verſuchungen und Schwierigkeiten ſich mit Einſicht und Thatkraft durchzuarbeiten gewußt hat. Auch die pflichtmäßigen Handlungen des Klugen billigen wir als ſolche. Aber tugendhaft zu ſeyn, blos um dabei uns wohl zu befinden oder Uebel zu vermeiden, die Tugend alſo blos als Mittel und bedingt, nicht abſolut und um ihrer ſelbſt willen begeh-

ren, und sonach Selbstverleugnungen nur aus Noth, nicht aus Pflicht übernehmen: ist eine Miethlingsgesinnung, die wir als solche an sich nicht schätzen können. Nur wer das Schändliche verabscheut, auch wenn es ihm den größten Vortheil brächte, und das, was Recht ist, thut, auch wenn er alles darüber verlieren muß; wer die Tugend um ihrer selbst willen, nicht nur ohne Rücksicht auf seinen Zustand (sein leidentliches Wohlbefinden), sondern selbst mit der größten Selbstverleugnung liebt und ausübt, ist unserer herzlichen Achtung gewiß *).

Da wir nun einen Begriff von einem solchen Charakter haben, so ist jenes Prin-

*) Eben so zeigt die Analysis der Begriffe von Verdienst und Verschuldung, Belohnung und Bestrafung, in deren Besitz wir nicht nur sind, sondern deren wir uns durchaus nicht entschlagen können, und die sich gar nicht aus dem Princip der Selbstliebe herleiten lassen, daß es in uns noch ein anderes Princip, nehmlich eine für sich selbst praktische Vernunft oder ein unbedingtes Vermögen der Selbstbestimmung giebt, ohne welches alle die moralischen Begriffe und Grundsätze, in deren Besitz wir von Natur sind, chimärisch wären. Da wir doch gewiß wissen, daß sie höchst real und verpflichtend sind.

cip gewiß nicht die Quelle davon, ſondern dieſe liegt in dem

Princip der Rechtſchaffenheit (Ehre) oder der Pflicht (des Gewiſſens).

Es giebt ein unbedingt nothwendiges und abſolut allgemeines, alſo feſteres und edleres Princip, als das des Intereſſe, nehmlich das Princip der Pflicht, wodurch 1) der Menſch völlig beſtimmte und unbedingte Geſetze erkennt, die nicht rathen, ſondern gebieten, aus deren Beobachtung und Uebertretung nicht die Freude oder Aergerniß der Klugheit und Thorheit, ſondern die Selbſtzufriedenheit oder Selbſtverdammung der Tugend und des Laſters, des Verdienſtes und der Schuld entſpringt, das nicht auf den Zuſtand, ſondern auf den Charakter des Menſchen geht; 2) wodurch allein der Menſch einen moraliſchen Charakter bekommt und zum Gegenſtande der Achtung und Verehrung, und der Verachtung und Ahndung wird, wodurch ſeine Perſönlichkeit, nicht ſein Zuſtand, ſein über ſich ſelbſt urtheilender, billigender oder mißbilligender Geiſt, und nicht blos ſein leidentliches Gefühl befriedigt wird.

So verschieden auch dieß Princip, durch Erziehung, Gewöhnung, Vorurtheil gemodelt, sich äußern mag, so allgemein ist gleichwohl dieß Princip selbst und dessen Hauptmerkmal, daß die Pflicht ein Bestimmungsgrund zum Handeln sey, der sich nicht in Begriffe von Interesse oder von Glückseligkeit auflösen lasse, nicht im Zustand, sondern in dem Charakter selbst besteht. — Standespersonen nennen dieß Princip Ehre, und leider beschränken sie es nicht nur oft blos auf gewisse Tugenden, mit Ausschluß der übrigen, sondern maskiren auch damit arge Laster; Philosophen nennen es Sittlichkeit, praktische Vernunft; Wohlanständigkeit; das Publikum nennt es Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, Tugend, Gewissen. Das ist seine Pflicht, und das ist sein Vortheil, erkennt jeder für zweierlei. Auch das ist seine Pflicht, und daher wird er von diesem gelobt und geliebt, bleibt zweierlei. Die Begriffe sind verschieden, wenn auch bei einem Verhalten Pflicht und Vortheil, und über dem Vortheil auch selbst Lob und Liebe mit einander zusammenträfen. Man frage einen rechtschaffenen Mann, ob er darum Wort hält, wahrhaft in Aussagen, gerecht ist, weil es

ihm etwas einbringt, oder weil dieser oder jener ihn dafür lieb haben oder rühmen wird, oder weil das Lügen ihm Verdruß zuzieht und Beschwerde.

Was Pflicht ist, das ist auch allerdings, im Ganzen genommen, das Beste, also das Klügste; aber was klug oder im Ganzen das Beste ist, ist darum nicht auch Pflicht. Insofern kann man behaupten, es gebe zwischen Pflicht und Klugheit keine Opposition, und doch auch wieder, es gebe allerdings eine Opposition.

Uebrigens ist klar, daß das Princip des Gewissens, 1) gleich andern Seelenkräften, der Kultur bedarf, und nur allmählig zur Reife kommt; 2) der menschlichen Natur allein eigen ist; 3) offenbar dazu bestimmt ist, den Menschen in seinen Handlungen zu leiten, indem es ihm zwar Freiheit läßt, aber mit Reue und Strafe droht; 4) beides ein vernünftiges (intellektuelles) sowohl als thätiges Vermögen ist; ferner 5) daß es manchmal mit andern Triebfedern zusammen tritt; 6) manchmal allen andern Triebfedern widersteht; 7) manchmal ohne Zusammentritt und ohne Widerstand für sich allein würkt. Endlich wird sich nun auch noch aus dem Verfolge

ergeben, wiefern es wahr iſt, daß alle moraliſche Urtheile über das, was im Einzelnen recht und gut iſt, ſowohl, als die allgemeinen Begriffe von Recht, Unrecht, Verdienſt, Schuld, Pflicht u. ſ. w., ſich zuletzt auf erſte Principien ſtützen, die, gleich den erſten Principien jeder andern Wiſſenſchaft (der Optik, Muſik, Geometrie), uns von der Natur ſelbſt gegeben ſeyn müſſen, aus denen ſynthetiſch ſich die moraliſchen Geſetze bilden laſſen, ſo wie analytiſch jede beſondere Tugend ſich umgekehrt auf jene Principien zurückführen läßt, und die, wenn die Natur ſie Jemandem verſagt hätte, durch nichts für ihn erſetzt werden könnten. Denn man mag z. B. bei der Frage: ob Bigamie oder Hurerei erlaubt ſey, noch ſo klar die Folgen davon, und zwar die äußern ſowohl als die innern (für den Charakter), im Einzelnen ſowohl als im Allgemeinen darthun; ſo kann man doch durch das Alles den Menſchen nicht vom Unrecht überzeugen, wenn ſich in ihm nicht von Natur eine Achtung für das Wohl des Kindes, des Weibes, des Menſchengeſchlechts regte, wenn er nicht von Natur Mißbilligung empfände, ſo oft er ſeiner Luſt jene Achtung nachſetzen,

ſo oft er das, was ihm angenehm iſt, dem, was im Allgemeinen wohlthätig, das Leidentliche im Gefühl dem Selbſtthätigen in der Vernunft vorziehen wollte.

Praktiſche Grundſätze (Principien) heißen Sätze (Urtheile), die eine allgemeine Willensbeſtimmung enthalten. Sie heißen material, ſofern das Verhältniß eines Objekts (Materie) zum Subjekt, vermöge deſſen das Subjekt gereizt wird, die Würklichmachung des Objekts zu begehren, d. i. Luſt, der Grund in der Willensbeſtimmung iſt.

Praktiſche Regeln, ſofern ſie nicht den Willen auf eine begehrte Würkung, und dazu vorhandene Kraft, ſondern den Willen als Willen, unabhängig von aller Würkung und allem Erfolg, kategoriſch beſtimmen, mithin für jeden Willen gelten, heißen praktiſche Geſetze. Nun erhellen leicht folgende Lehrſätze:

I. Alle materiale praktiſche Principien ſind insgeſammt empiriſch und können keine praktiſche Geſetze abgeben. — Ein formales Princip iſt 1) unbedingt kategoriſch, 2) abſolut allgemein, 3) nicht leidend (empiriſch), ſondern thätig (a priori), 4) Autonomie.

II. Alle materiale praktische Principien, als solche, sind a) insgesammt gleichartig und gehören b) unter das Princip der Selbstliebe oder der eignen Glückseligkeit. — Es ist tadelhaft, 1) wenn man in die Definition des Begehrens das Gefühl der Lust, als den Bestimmungsgrund des Begehrens, mit einschließt, und 2) wenn man einen Unterschied zwischen dem untern und obern Begehrungsvermögen zu finden glaubt, ob die mit Lust verknüpften Vorstellungen aus dem Sinne oder aus dem Verstande entsprungen seyen; da doch alle Lust α) nur empirisch erkennbar, und β) als nur den Graden nach verschieden homogen ist.

III. Wenn ein Mensch seine subjektiv-praktischen Principien, d. i. Maximen, sich als universale praktische Gesetze denken will, so muß er sie sich als nicht durch die Materie, sondern blos durch die Form, nach welcher sie sich zur allgemeinen Gesetzgebung schicken, den Willen bestimmend denken.

IV. Wenn die bloße gesetzgebende Form der Maximen hinreichen kann, einen Willen zu bestimmen, so muß ein solcher Wille ein freier seyn, d. i. unabhängig von dem Causalitätsgesetze der Natur.

V.

V. Wenn ein Wille frei iſt, ſo kann das, was ihn als einen ſolchen zu beſtimmen vermag, nichts anders ſeyn, als die geſetzgebende Form der Maximen. Das Bewußtſeyn des unbedingten praktiſchen Geſetzes, oder das Bewußtſeyn einer reinen praktiſchen, d. i. den Willen beſtimmenden Vernunft, oder eines reinen, d. i. durch die Vernunft allein, ohne pathologiſche Einwürkung beſtimmbaren Willens, iſt einerlei mit dem poſitiven Begriff von Freiheit.

VI. Die Autonomie der Willkühr iſt das einzige Princip aller moraliſchen Geſetze und Pflichten.

Der

Moralphilosophie

zweiter Theil.

Reine Sittenlehre.

Die reine Sittenlehre ist nichts anders, als eine systematische Zergliederung der reinen sittlichen Vernunft, in wiefern dieselbe mit einem sinnlichen Begehrungsvermögen überhaupt in Verknüpfung gedacht wird. Nun ist die rein-sittliche Vernunft nichts anders, als das Vermögen sittlicher Handlungen. Es müssen also durch sie 1) die Begriffe bestimmt seyn, wodurch das Sittliche in den Handlungen überhaupt erkannt wird; 2) das Urtheil, wodurch der Werth und die Folgen der verschiedenen sittlichen

Handlungen bestimmt werden; 3) die Grundsätze, nach denen alle Pflichten und Tugenden systematisch bestimmt werden.

I.

Zergliederung der moralischen Begriffe.

1) Freiheit.

Alle willkührliche Handlungen (d. h. solche, die das Begehrungsvermögen zur Ursache haben, sind entweder natürlich oder frei.

Die natürlichen können, vermöge der Naturgesetze des Begehrungsvermögens, nicht anders geschehen, und sind also physisch nothwendig; die freien Handlungen könnten (nach Naturgesetzen) auch unterbleiben oder anders seyn, und sind also physisch-zufällig.

Dem Physischen, welches allemal von bedingter Causalität herrührt, steht entgegen das Freie, dessen Causalität unbedingt ist.

Die Natur bringt ihre Würkungen nicht blos durch Bewegkräfte, sondern auch

durch Vorstellungen hervor, und es giebt also willkührliche Handlungen, die blos physisch sind, obgleich man gemeinhin nur die Handlungen willkührlich nennt, die ein verständiges Begehrungsvermögen zur Ursache haben, und dann (welches eben so unrichtig ist) ferner willkührliche Handlungen mit freien für einerlei hält und verwechselt.

Das innere Vermögen des Subjekts, unter den sinnlichen und intellektuellen Vorstellungen die Bestimmungsgründe des Begehrungsvermögens zu wählen, und durch sie die Handlungen hervorzubringen, heißt der Wille im eigentlichen Sinn, und sofern das Vermögen eine absolute Ursache der Handlungen ist, wird es Freiheit, und der Wille ein freier Wille genannt.

Ein freies Wesen soll zwar nur durch das Sittengesetz zu Handlungen sich bestimmen, und die Freiheit deutet eben an, daß dieß physisch möglich ist. Aber eben, weil es blos physisch möglich ist, so kann ein solches Wesen, vermöge seiner Freiheit, sich auch freiwillig den Naturgesetzen unterwerfen, wo es denn zwar seine sittliche Würde verwürkt, aber doch noch immer

frei handelt. — Nur alsdann, wenn ein vernünftiges Wesen von aller Sinnlichkeit, folglich von Naturbedingungen, frei ist, würde es physisch unmöglich seyn, seinen Willen durch etwas anders zu bestimmen, als durch das Sittengesetz, und ein solches Wesen kann gar nicht nach Naturgesetzen beurtheilt werden.

Einwendungen gegen die Freiheit.

Man behauptet, alle unsre Handlungen seyen nothwendig,

1) wegen der uns angebornen Bedürfnisse. — Aber die Seele hat die Wahl, wie sie diese Bedürfnisse befriedigen will;

2) weil das Wählbare und Verwerfliche unabhängig von unserm Willen wählbar und verwerflich ist, folglich uns wider unsern Willen bestimmt. — Aber Dasselbe wird nicht immer und nicht von Jedermann begehrt. Wir vermögen, unsre Begierden zu ändern, sie zu suspendiren und zu prüfen;

3) die Gemüthslage des Begehrenden bestimmt nothwendig sein Begehren. — Aber es giebt eine Nothwendigkeit, die mit der

Selbstthätigkeit besteht, ja die ihr beiwohnt. Denn das Selbstthätige braucht nicht das Gegentheil zu können, um selbstthätig zu seyn. Die mathematische und physische Nothwendigkeit hebt nicht die Selbstthätigkeit auf.

Vielmehr ist klar: daß die Gegner der Freiheit die Thatsachen des Billigens und Mißbilligens, des Lobens und Tadelns, vergessen; und sonach die wesentlichen Eigenschaften der Menschheit verkennen.

2) Gesetz.

Gesetze drücken Nothwendigkeit aus: 1) physische Gesetze, wohin psychologische gehören, 2) moralische, welche Verbindlichkeit ausdrücken, 3) innere, 4) äußere, 5) positive, 6) natürliche.

Die Vernunft kann nicht anders auf den Willen Einfluß haben, als durch praktische Regeln, d. i. allgemeine Urtheile, welche eine Willensbestimmung für mehrere Fälle ausdrücken.

Die praktischen Regeln sind nun überhaupt ihrer Form nach, entweder

A.

1) allgemein, und zwar

a) abſolut allgemeine, d. i. praktiſche Geſetze,

b) komparativ allgemeine, d. i. Vorſchriften und Anrathungen, oder materiale Grundſätze, die blos als Mittel zu einem Zweck dienen;

2) partikulär.

B.

1) gebietend, und zwar

a) unbedingt,

b) mit Zulaſſung von Ausnahmen;

2) verbietend.

C.

1) kategoriſch, und zwar

a) unbedingt oder abſolut, d. i. für Alle in allen Umſtänden,

b) nur unter Bedingungen;

2) hypothetiſch.

D.

1) nothwendig,

a) unbedingt,

b) bedingt;

2) zufällig.

Die praktiſchen Geſetze ſind die moraliſchen Geſetze, denn da ſie unbedingt gebieten, ſo können ſie nur für freie Weſen

Gesetze seyn. Der Anrathungen kann sich ein freies Wesen auch aus Freiheit bedienen.

Die Gesetze helfen uns die Täuschungen der Selbstliebe und der vernunftlosen Triebe verbessern. Ohne Regel und Gesetz giebts keine konsequente Handlungsart — keine Freiheit.

Genesis der moralischen Gesetze.

Urtheile, moralische oder praktische sowohl, als logische (theoretische) und ästhetische, bilden sich in uns so, daß wir, indem sie anfangs ganz subjektiv sind, sie immer mehr berichtigen, und eben dadurch allgemeingültiger machen, bis sie reine Nothwendigkeit enthalten, nehmlich blos über das Objekt, als solches, von unsrer bloßen Vernunft, als solche, gefällt werden. Denn unsre Urtheile sind zum Theil nothwendig, zum Theil zufällig oder subjektiv; letztere, sofern es auf uns ankommt, 1) ob wir den Gegenstand vollständig oder einseitig, und 2) ob wir ihn so betrachten, daß dabei unsre Meinungen, Empfindungen, Gewöhnungen mitwürken oder nicht.

Das nothwendige, und eben darum allgemeine, Urtheil über eine praktische Regel, wiefern dabei die innere und äußere Freiheit bestehen und gedeihen könne oder nicht, entscheidet, wiefern sie gebilligt oder gemißbilligt werden; und nun wird die Regel Gesetz, insofern wir in Betracht unserer Schwachheit (Unwissenheit und Unbedachtsamkeit) und Gebrechlichkeit (d. i. Hang, uns selbst durch Sophistereien zu täuschen, Herzenstücke), da wir uns nicht auf uns selbst verlassen können, daß wir immer richtig urtheilen werden, uns die einmal erkannten richtigen objektiv-gültigen Regeln als unverbrüchliche Gebote und Verbote einprägen und sanciren.

Aber was ist es, was wir billigen, und warum billigen wir es? Handlungen haben eine zwiefache Beziehung, 1) auf den Erfolg in der Welt, 2) auf den menschlichen Geist. Nun können wir unterscheiden, in Absicht des ersten Punkts,

a) die äußern einzelnen Handlungen und deren individuelle Folgen, die beide als Würklichkeit omnimode determinirt sind,

b) die allgemeine Handlungsweise und deren allgemeine Folgen.

In Absicht des zweiten Punkts, nehm-

lich der Beziehung der Handlung auf den menschlichen Geist, unterscheiden wir a) die Denkart und Gesinnung und Charakter, aus welchem die Handlung floß, je nachdem nehmlich der Mensch ohne Urtheil, oder blos bewogen durch die einzelnen Folgen der einzelnen That, oder durch die allgemeinen Folgen der Handlungsweise, d. i. Maxime, und zwar der Folgen auf α) Zustand, oder β) auf Charakter des Thäters gehandelt hat; b) die Denkart, Gesinnung und Charakter, der aus solchen Handlungen oder solchen Maximen rückwärts entsteht.

Die moralischen Gesetze sind, ihrem Inhalt nach, entweder rein oder angewandt, je nachdem in ihnen blos die vernünftige Form, ohne alle Hinsicht auf irgend einen bestimmten Inhalt, oder die vernünftige Form, angewandt auf einen gewissen würklichen Gegenstand, der Bestimmungsgrund ist.

In angewandten moralischen Gesetzen ist und bleibt die Form der Bestimmungsgrund, aber es muß erst ein Gegenstand unter diese Form subsumirt werden. Nun können Gegenstände entweder unbedingt unter die allgemeine Form subsumirt werden, so daß sie schlechthin unter

das Sittengesetz passen, oder nur unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen.

Die Form des Sittengesetzes ist nur Eine; und es kann daher in den reinen Gesetzen, da in ihnen nichts als die Form ausgedrückt ist, in Absicht der Form keine Eintheilung statt finden. Denn der Form nach sind sie alle 1) absolut allgemeine, 2) unbeschränkte, absolut bejahende oder verneinende, 3) kategorische, 4) unbedingt nothwendige Gesetze. Aber der eine Gegenstand kann unter allen Umständen, ein anderer nur unter gewissen Bedingungen, jener unter mehrerer, dieser unter weniger Einschränkung allgemein gewollt werden.

In Betracht ihrer möglichen Anwendung können daher die Sittengesetze, ihrer Materie nach, eingetheilt werden:

1) in höhere und niedrigere. Höher ist ein Gesetz, dessen Objekt mit weniger Einschränkungen unter die allgemeine Form gefaßt ist, als das andere; das Niedrigere wird also vom Höhern eingeschränkt;

2) in zusammenstimmende und widerstreitende, je nachdem ihre Objekte zusammen realisirt werden können, oder die Realisirung des einen die Realisirung des an-

dern hindert. Die zusammenstimmenden harmoniren als subordinirte oder als coordinirte, je nachdem das eine das andere oder beide sich wechselseitig bestimmen;

3) in ursprüngliche oder wesentliche, d. i. solche, die etwas dem Subjekt Nothwendiges und davon Unzertrennliches zum Gegenstande haben, und abgeleitete oder zufällige, d. i. solche, die etwas dem Subjekte zufälliger Weise Mögliches betreffen;

4) in vollkommne und unvollkommne. Jene betreffen etwas, das so bestimmt ist, daß es ohne Ausnahme nothwendig unter die Form des Sittengesetzes paßt; diese betreffen etwas, das nur in einzelnen Fällen darunter subsumirt werden kann, und wo die Subsumtion noch von gewissen Bedingungen abhängt.

Da der Mensch nicht alle unter der Form des Sittengesetzes passende Gegenstände realisiren kann, so muß daher die Vernunft diejenigen auswählen, zu deren Realisirung das Subjekt die gehörigen Kräfte hat, und bei dieser Wahl unter den angewandten moralischen Gesetzen, muß sie die vorziehen, die in näherer Verbindung mit der allgemeinen Form des Sittengesetzes steht.

Zwei oder mehr Gesetze, die nicht zugleich ausgeübt werden können, kollidiren, d. i. sie thun einander in der Ausübung Abbruch, und die Kollision besteht also in dem realen Widerstreite der Gesetze, vermöge dessen sie nicht zugleich den Willen bestimmen können. — Es liegt also der Grund von der Kollision allemal nur in der Subsumtion der Materie, nie in der Form selbst, und zwischen den reinen formalen Gesetzen kann niemals eine Kollision statt finden.

Die Urtheilskraft entscheidet alle Kollisionen dadurch, daß sie die widerstreitenden Gesetze mit dem obersten formalen Sittengesetze vergleicht und bestimmt, wiefern mit demselben das eine oder das andre näher verbunden sey. Das formale Sittengesetz ist also das Princip, wornach alle Kollisionen entschieden werden müssen. Die Regel für die Urtheilskraft ist, das höhere Gesetz geht dem niedrigern vor, das ursprüngliche dem abgeleiteten, das wesentliche oder vollkommne dem außerwesentlichen oder unvollkommnen, und mehrere übereinstimmende gehen einem andern gleichwichtigen, das vielen widerstreitet, vor.

3) Verbindlichkeit.

Wenn der Wille frei seyn soll, so muß er sich durch Vernunft bestimmen, und diese kann nicht anders als dem Willen gebieten, daß er das Sittengesetz befolge. Es ist also eine freilich nicht physische, aber doch würkliche, also moralische Nothwendigkeit da, daß sich der freie Wille nach dem Sittengesetz bestimme, und diese Nothwendigkeit heißt die moralische Verbindlichkeit oder Verpflichtung. Diese ist also die Abhängigkeit des freien Willens von dem Sittengesetze, oder das Verhältniß der moralischen Gesetze zum freien Willen, wodurch Handlungen als nothwendig vorgestellt werden, wenn die Vernunft allein den Willen bestimmt. Pflicht ist die Bestimmung eines Willens nach objektiv nothwendigen, aber subjektiv zufälligen Gesetzen.

Die moralische Verbindlichkeit unterscheidet sich

1) vom Zwange durch Naturkräfte, es sey derselbe mechanisch oder psychologisch;

2) von der bedingten Verbindlichkeit praktischer Vorschriften und Anrathungen (materialer Grundsätze), welche zu den Mitteln verbinden, unter der Bedingung,

wenn man einen Zweck will, der jedoch selbst nicht absolut nothwendig ist. Denn die moralische Verbindlichkeit ist unbedingt und setzt voraus, daß das, was das Sittengesetz gebietet, von jedem vernünftigen Wesen absolut nothwendiger Weise gewollt werden müsse.

Ein Wesen, das verpflichtet werden soll, muß, um das Sittengesetz erkennen und befolgen zu können,

1) ein vernünftiges, und

2) ein freies Wesen seyn. Ueberdem aber muß es auch noch

3) ein eingeschränktes sittliches Wesen seyn, d. i. dessen Wille auch durch andere als sittliche Gründe bestimmt werden kann. Denn ein uneingeschränktes Wesen bedarf keiner Verpflichtung.

Bei der Verpflichtung läßt sich unterscheiden:

1) das Subjekt derselben, d. i. die moralische Person,

2) das Objekt, d. i. die Handlung.

Die Verpflichtung setzt voraus die physische und moralische Möglichkeit der Handlung, welche ihr Gegenstand ist. Und zu physisch und moralisch unmöglichen Dingen giebt es keine Verpflichtung.

Das, was die Verpflichtung bestimmt, ist der Verpflichtungsgrund. Dieser ist immer formal, nie material. Man kann das allgemeine Sittengesetz in abstracto den entfernten, das Sittengesetz in concreto aber den nächsten Verpflichtungsgrund nennen.

Es haben zwar alle Handlungen eine Beziehung auf das Sittengesetz, aber sie sind nicht alle moralisch geboten oder verboten, sondern sehr viele sind blos demselben nicht widerstreitend, und insofern nicht unrecht und erlaubt. — Moralisch gleichgültig heißt entweder so viel, als was mit dem Sittengesetz in gar keiner Beziehung gedacht werden kann, oder so viel, als was das Sittengesetz zwar weder verbietet, noch befiehlt, aber doch sofern bestimmt, daß es geschehen darf. Im ersten Sinne giebts keine moralisch gleichgültige Handlungen für sittliche Wesen; im andern Sinne giebt es deren sehr viele.

Das Wort Recht drückt ein solches Verhältniß zwischen dem Sittengesetz und den Handlungen aus, nach welchem diese zwar nicht widerstreiten, also sittlicher Weise zwar geschehen dürfen, ohne daß gleichwohl ihre Würklichkeit von dem Sit-

tengesetze abhinge, also nothwendig wäre, die mithin sittlich zufällig bleibt.

Auch der Ausdruck Recht wird gebraucht, theils 1) subjektiv, statt des sittlichen Vermögens des Subjekts, gewisse Handlungen zu thun oder zu lassen; theils 2) objektiv, statt der Handlungen, welche in dem vorher erwähnten Verhältnisse zum Sittengesetze stehen.

Die Pflichten oder Verbindlichkeiten werden sich eben so eintheilen lassen, wie vorher die moralischen Gesetze eingetheilt worden sind.

Bei den Pflichten, wie bei den Gesetzen, unterscheide man

1) die Form, d. i. das Eine, worin alle Pflichten übereinstimmen und wodurch sie eigentliche Pflichten sind, welches darin besteht, daß sie das Sittengesetz zum Bestimmungsgrunde haben;

2) die Materie, d. i. die mannigfaltigen Handlungen, denen die Form angepaßt werden kann.

Rein heißt die Pflicht, wenn die Form, abstrahirt von allem Unterschiede der Materie, für sich allein gedacht wird; angewandt hingegen, wenn die Form, als in gewissen Handlungen enthalten, ge-

dacht wird. Der innern Form nach findet keine Eintheilung der Pflichten statt. Der Materie nach sind die Pflichten, wie die Gesetze,

1) höher oder niedriger, größer oder kleiner, wichtiger oder unwichtiger,

2) zusammenstimmend, a) subordinirt, b) coordinirt, oder widerstreitend,

3) innerlich oder äußerlich, ursprünglich oder abgeleitet, absolut oder relativ,

4) vollkommen oder unvollkommen, nothwendig und wesentlich, oder zufällig und außerwesentlich.

Die Größe der Verbindlichkeit ist ihr Grad, der nach folgendem Princip gemessen wird. Je höher und wichtiger das Gesetz ist, desto größer ist der Grad der Verbindlichkeit zu den durch dasselbe bestimmten Handlungen. Die Verbindlichkeit in dem reinen Gesetze ist aber einzig, und hat eben so wenig Grade, als die Existenz oder als die Wahrheit.

Die angewandten Pflichten können, ihrem Objekte nach, nicht anders, als durch die Erfahrung bestimmt werden.

Es werden daher verschiedene Subjekte, nach der Verschiedenheit ihrer Kräfte; und eben dieselben Subjekte, nach der Verschie-

denheit ihrer Lage und Umstände, auch verschiedne Pflichten haben, die a priori gar nicht bestimmt werden können, eben so wenig, als sich a priori erkennen läßt, welche Pflichten sich in einem Subjekt vereinigen lassen, und welche sich widerstreiten und sich einschränken.

Vollkommen, d. i. unfrei — ausnahmlos bestimmt, unerläßlich, oder unvollkommen heißen Pflichten, je nachdem die Handlungen, worauf sie sich beziehen, ohne alle Einschränkung, oder mit noch unbestimmten Einschränkungen und Bedingungen subsumirt sind.

Nicht deswegen heißen Pflichten unvollkommen und zufällig, als ob die durch sie gebotenen Handlungen nicht in jedem Falle, in welchem sie geboten sind, nothwendig geschehen sollten, sondern nur, sofern sie nicht in allen Fällen, ohne Unterschied der eintretenden mancherlei Umstände, geboten und durch das Sittengesetz bestimmt sind. Zwangspflichten sind eine Gattung der vollkommnen.

Innerlich oder äußerlich sind Pflichten, je nachdem sie durch die Natur des Subjekts, oder durch die Natur anderer vernünftiger Wesen bestimmt sind. Daher

sind auch die vollkommnen Pflichten innerlich oder äußerlich, je nachdem ihr Gegentheil der Persönlichkeit (Würde) des Subjekts oder eines andern Wesens widerspricht und diese Würde ganz oder zum Theil vernichtet.

Eben so sind auch die unvollkommnen Pflichten theils innere, theils äußere. Bisher betrachteten wir die Pflichten in Hinsicht auf ihre Objekte; jetzt betrachten wir sie in Hinsicht auf ihre Subjekte. In diesem Betracht sind sie theils

1) allgemeine, die jedermann obliegen, theils besondere, die mehreren, weil sie in gleichen Verhältnissen leben, obliegen, theils individuelle, welche nur für einzelne, wegen ihrer besondern Lage, verbindlich sind;

2) deutlich oder undeutlich, lebhaft oder matt;

3) wahr oder falsch; echte Pflichten, Scheinpflichten, z. E. Pflichten gegen väterliches Vermögen;

4) gewiß oder ungewiß (probabel, dubiös).

Was bisher von Pflichten gesagt ist, gilt auch von Rechten. Nehmlich beim Recht unterscheidet man Materie und Form;

reines Recht und angewandtes (letzteres, wenn die Rechtsform, als in gewissen bestimmten Gegenständen enthalten, vorgestellt wird). Der Form nach, ist das Recht immer

1) absolut allgemein, d. i. für jedes vernünftige Wesen gültig;

2) uneingeschränkt, d. i. ohne Ausnahme;

3) unbedingt;

4) absolut nothwendig.

Die angewandten Rechte werden sich dem reinen mehr oder weniger nähern, je nachdem ihre Gegenstände mit mehr oder weniger Einschränkungen unter die allgemeine Rechtsform subsumirt werden.

Der Materie nach, sind die Rechte

1) höher oder niedriger, größer oder kleiner, wichtiger oder unwichtiger;

2) zusammenstimmend [a) subordinirt, b) coordinirt] oder widerstreitend;

3) innerlich, äußerlich; ursprünglich, abgeleitet; absolut, relativ; affirmativ, negativ;

4) vollkommen, unvollkommen, nothwendig und wesentlich, oder zufällig und außerwesentlich.

Das vollkommne Recht ist durch kein

anderes eingeschränkt, das unvollkommne aber ist durch andere Rechte eingeschränkt.

Ein inneres Recht, und zwar vollkommnes oder unvollkommnes, ist das, was keiner innern Pflicht, und zwar vollkommnen oder unvollkommnen, widerspricht. Eben so erklärt sich, was ein äußeres vollkommnes oder unvollkommnes Recht ist.

Wozu eine Pflicht ist, dazu ist auch ein Recht (Erlaubniß), aber nicht umgekehrt. Nicht alles, was ich darf, soll ich.

Es kann keine Pflicht seyn, wo nicht Kraft und Gewalt (zur Ueberwindung etwaniger Hindernisse) ist, das zu thun, was die Pflicht besagt. Aber ein Recht kann statt finden, ohne daß Gewalt da ist, dasselbe auszuüben, d. i. die dadurch bestimmte Handlung würklich zu machen. — Sofern aber Gewalt vorhanden ist, ist in jedem Recht die Erlaubniß derjenigen Gewalt mitbegriffen, welche zur Ausübung des Rechts erforderlich ist. Sittlicher Weise wird die Gewalt nur durch das Recht beschränkt, und sie heißt, so weit sie dem Recht angemessen ist, rechtmäßig. So weit also das Recht geht, so weit geht die rechtmäßige Gewalt.

Subjektiv finden sich die Rechte eben so unterschieden, als die Pflichten, und es gilt daher die Eintheilung der letztern auch von den erstern. Nehmlich Rechte sind:

1) allgemeine, besondere, individuelle;

2) deutlich, undeutlich; lebhaft, matt;

3) wahr, falsch; echtes Recht, Scheinrecht;

4) gewiß, ungewiß.

Wie unter Gesetze, so können auch unter Pflichten und Rechten Kollisionen statt finden, und es gilt, in Absicht letzterer, dieselbe Entscheidungsregel. Nehmlich es gehen vor die höhern Pflichten und Rechte den niedrigern, die wichtigen den unwichtigern. Wenn aber eine Pflicht mit einem Recht kollidirt, so weicht allemal das letztere der erstern: denn Pflichten schränken die Rechte allemal ein.

4) Sittlichkeit.

Eine freie Handlung, die durch das moralische Gesetz bestimmt, folglich auch demselben gemäß ist, ist moralisch gut; eine freie Handlung, die durch eine, dem Sittengesetze widersprechende, Regel bestimmt ist, ist unmoralisch oder moralisch böse.

5) Tugend und Laster.

Was der Pflicht widerspricht, ist Sünde. Sie ist also eine freie Verletzung der Pflicht, oder sie ist eine freie Handlung, welche durch ein, dem Sittengesetze widerstreitendes, Urtheil oder Princip bestimmt ist. Sie widerspricht dem Sittengesetze der Materie und der Form nach, oder es ist blos zufälliger Weise, wenn sie vielleicht, der Materie nach, mit demselben übereinstimmt. Eine Handlung, die, der Materie nach, dem Sittengesetze widerspricht, heißt illegal, und die ihm, der Form nach, widerspricht, unmoralisch. Illegalität und Unmoralität sind also Kennzeichen der Sünde.

Die Sünden sind entweder Unterlassungs, oder Begehungssünden, je nachdem eine sittliche gebotne Handlung unterlassen, oder eine sittlich verbotne begangen wird.

Die allgemeine Quelle der Sünde ist ein böser Wille. Dieser ist entweder positiv böse, wenn das freie Wesen sich, ungeachtet der deutlichen Erkenntniß dessen, was Pflicht ist, demnoch vorsetzt, das zu thun, wovon es erkennt, daß es pflichtwidrig ist; oder negativ böse, wenn das Subjekt nur nicht Stärke genug anwendet,

da es selbige doch, vermöge seiner Freiheit, anwenden könnte, um den Willen durch sittliche Gründe zu bestimmen, und sich also wegen selbst verschuldeter Schwäche zum Gegentheil bestimmen läßt.

Die Sünden heißen Bosheits- oder Schwachheitssünden, je nachdem sie aus einem positiv oder negativ bösen Willen herrühren.

Die Größe der Sünden wird geschätzt:

1) objektiv nach der Größe und Wichtigkeit der moralischen Gesetze und Pflichten, welche dadurch verletzt werden;

2) subjektiv nach der verschiednen Stärke des bösen Willens.

Was ist Tugend?

Die Hauptmerkmale sind folgende. Nichts ist Tugend, als was 1) gebilligt wird, 2) vom Thäter selbst, 3) durch ein allgemeingültiges und objektiv richtiges Urtheil, so daß er einsieht, jeder vernünftige und unpartheiische Beurtheiler müsse es überall und immer unveränderlich eben so billigen. — Also in unserm Urtheil, sofern es allgemeingültig billigt oder mißbil-

liegt (die Gesinnungen, woraus die Handlung selbst floß, oder die Folgen, die die Handlung nach sich zieht), liegt alles Moralische oder der eigentliche Unterschied dessen, was physisch gut oder übel, und was moralisch gut oder böse ist; und die Behauptung, daß nichts moralisch sey, als wozu unser Wille beigetreten, stimmt mit unserm Satz überein, sofern Wille nicht ohne Urtheil statt finden kann.

Alle unsere Urtheile, sowohl 1) die logischen, als 2) die ästhetischen, und 3) die moralischen, sind großen Verirrungen ausgesetzt, welche herrühren theils a) von Meinungen, Vorurtheilen, Lehrunterricht, Erfahrungsmaximen; b) von Gemüthsveränderungen, Gefühlen, Begierden von allen Arten und Graden; c) von Gewöhnungen, Uebung; und diese Ursachen sind subjektiv, theils davon, daß man a) die zu beurtheilende Sache nicht vollständig nach allen Punkten, die zum richtigen Urtheil gehören, und b) nicht geläutert rein, nach Absceidung alles dessen, was nicht dazu gehört, und was irre führen könnte, vor sich hat.

Die Methode, alle Arten von Urtheilen zu berichtigen, d. i. uns von ihrer Allge-

meingültigkeit zu versichern, ist nur Eine, nehmlich die negative, daß man alle Ursachen der Unrichtigkeit aufzuheben suche.

Worin besteht das dem moralischen Urtheile allein eigne Billigen und Mißbilligen? Es ist doch was anders, als etwas loben, gern sehen, sich gefallen lassen. Billigen heißt finden, daß man etwas sich zu eigen machen, eine Gesinnung, als eine eigne, aus freier Wahl annehmen, eine That, als eine eigne, aus freier Wahl thun, oder daß man sie rein wollen, d. i. allgemein und immer wollen könne.

Natürliche Art und Weise, wie sich unser moralisches Urtheil bildet:

A. Erst durch Kritik über Andere; so gehts in der Kindheit und Jugend. Dabei aber werden wir vielfältig gewahr, daß unser Urtheil unrichtig ist, wir werden dieß gewahr daher, weil a) unser Urtheil nicht stimmt 1) mit unserm eignen, zu einer andern Zeit gefällten, Urtheil, 2) mit dem Urtheil anderer Menschen; und b) weil wir doch einsehen, 1) daß über einerlei Gegenstand (Gesinnung, Handlung), 2) nach einerlei Denkgesetzen abgefaßt, unser Urtheil α) für sich selbst zu aller Zeit unwandelbar dasselbe oder mit sich selbst

immer harmonirend, und β) mit aller andern Menſchen ihrem Urtheil ſtimmig, kurz, daß es objektiv nothwendig und allgemeingültig ſeyn müſſe. — Nun ſuchen wir die Urſachen der Ungleichförmigkeit unſerer eignen und Anderer Urtheile auf, und finden ſie in ſubjektiven Urſachen (Vergeſſenheit und Verwechslung der Datorum mit in Anſchlag gebracht), und entdecken zugleich die Methode, unſere Urtheile zu berichtigen; nehmlich wir wechſeln den Standpunkt und üben uns blos nach allgemeinen Geſetzen des Denkens und Empfindens und Wollens, den Gegenſtand als Gegenſtand zu beurtheilen. Was wir auf dieſe Art als wahr, ſchön, gut, beurtheilen, das, ſagen wir, iſt ſo; es iſt werth der Billigung, der Thäter iſt werth der bei der Beurtheilung ſich in uns regenden Gefühle der Liebe, des Danks oder der Verachtung, des Unwillens, des Haſſes. Höchſt geläufig wird uns dieſe Methode, wie bei den Urtheilen des Geſichts.

B. Bei der Beurtheilung unſerer Selbſt gelangen wir auf eben dem Wege zur Berichtigung, wir fragen nehmlich, was über uns denken müſſen, nicht wir ſelbſt, ſofern wir dieſe veränderliche, individuelle Men-

schen sind, auch nicht was Andere, als eben solche Menschen, sondern was denken müßte ein von allem, den einzelnen Menschen anhaftendem, Subjektiven freier Censor, der Alles wüßte, wie wir selbst. Was wir erkennen, daß dieser urtheilen würde, das halten wir, als von der Menschheit selbst gefällte Urtheile, genehm und heilig, so daß uns nichts mehr erschreckt und erfreut, als die Urtheile dieses Censors. Indem sich so jeder in zwei Personen theilt, a) erkennt er richtig, was Billigungswerth ist, b) fühlt gegen sich alle die Liebe, den Dank, die Verachtung, die Rache, die, seiner Vorstellung nach, jener Censor gegen ihn fühlen müßte.

Könnten wir immer so urtheilen, so wäre unser Urtheil 1) immer richtig, 2) es würde uns vor dem Bösen bewahren. Aber wir sind zu veränderlich. Denn unser Urtheil ist zwar einerseits nothwendig, andererseits aber hängt es von unserer Willkühr ab, a) ob wir Alles gehörig in Betracht ziehen, und b) unsern Meinungen, Neigungen, Gewöhnungen, Einhalt thun wollen, welches Beides zu thun wir nicht Lust haben, α) weder vor der That ob desiderii ardorem, noch β) nach der

That ob amorem nostri. — Gegen dieſe Schwachheit und Partheilichkeit (Tücke) giebts nur Eine Rettung, daß wir nehmlich, was wir einmal als richtig erkannt haben, uns feſt angeloben, immer ſo zu erkennen, und daß wir uns ſcheuen und es für unrecht halten, davon abzuweichen, ob uns gleich Luſt dazu anwandelt und Täuſchung anficht. Wenn wir nun ſo unſere moraliſchen Urtheile befeſtigen, und was ſie billigen jubendo, und was ſie mißbilligen vetando, allgemein und für immer zum Befolgen uns einprägen und ſanciren; ſo entſtehen daraus eben ſo viel moraliſche Geſetze. — Haben wir dieſe einmal ſo feſt, ſo bedienen wir uns ihrer als Normen bei der Beurtheilung, und können dadurch in verwickelten Fällen, leichter und freier von Täuſchungen, ausfinden, was in jedem Fall recht und gut iſt.

Aber gehören nicht zu manchen Pflichten höhere Einſichten, feſtere Geſinnungen, größere Thätigkeit? Iſt alſo nicht wenigſtens ſubjektive unter den Tugenden, in Abſicht auf ihre Größe, ein Unterſchied? (wenn auch nicht objektive von Seiten der Geſetze, ſofern nehmlich ein Geſetz umfaſſender iſt.) Nein, ſagten die Stoiker, denn

die Tugend iſt nicht etwas zu der Natur des Menſchen Zugeſetztes, ſondern iſt die vervollkommnete Menſchennatur ſelbſt, und iſt alſo einfach und abſolut, wie der Menſch ſelbſt. Dieſe Vorſtellung, welche das Weſen der Tugend mehr in des Menſchen Charakter, d. i. in das Bleibende, als in ſeine Handlungen, d. i. in das Vorübergehende ſetzt, iſt

1) richtiger, weil würklich der moraliſche Unterſchied der Handlungen blos darin, daß ſie ſelbſtthätige Kraftäußerungen ſind, nicht aber darin, daß ſie ſolche oder ſolche Folgen haben, liegen kann. Der Geſetzgeber ſieht nur auf die Handlungen, wiefern ſie Einfluß auf Wohl und Wehe in der Geſellſchaft haben. Der Moraliſt will den Menſchen ſelbſt vervollkommnen, er will, der Menſch ſoll ſo ſeyn, d. i. die Eigenſchaften haben, damit er ſo handeln könne; der Geſetzgeber will blos, er ſoll ſo handeln, wie er auch ſey. (Der Erzieher ſollte billig, wie der Moraliſt, verfahren.)

2) Fruchtbarer, ſichert uns vor Irrthum und gewährt Einſichten. Nehmlich bleibt man blos dabei ſtehen, was der Menſch Gutes und Böſes im Leben thut,

und dringt nicht dahin, wiefern er selbst gut und böse ist: so a) schätzt man falsch den moralischen Werth des Menschen. Denn das Thun, das würkliche Ausführen von Thaten, hängt von tausend Umständen ab, die nicht in unserer Gewalt stehen: also läßt sich das Ganze des menschlichen Verdienstes und Mißverdienstes blos aus den würklich verrichteten Handlungen nicht zusammensetzen; b) man bestimmt falsch die dem Menschen gebührende Vergeltung. Werden Handlungen bestraft und belohnt oder wird es der Charakter? Im ersten Falle hängen Elend und Glückseligkeit, so wie die Handlungen, die damit bestraft und belohnt werden sollen, blos von Umständen ab; im letzten Falle vom Menschen selbst; c) man geräth auf falsche und böse Mittel der Abbüßung; denn keine Besserung kann geschehene Handlungen ungeschehen machen und begangene Sünden vertilgen; — d) man macht sich irrige Vorstellungen vom Gericht Gottes, indem man die Handlungen betrachtet, als Verbrechen, die Gott, wie Gesetzgeber, bestrafen, und als Schulden, die der Mensch ersetzen und gut machen muß.

Ganz

Ganz anders verhält sich das alles, wenn man das Sittliche eigentlich in den menschlichen Charakter setzt.

Was eigentlich Tugend oder der Gegenstand der allgemeinen Billigung ist, ist A. nicht das Materiale, nicht 1) Glücksgüter, wie Gesundheit, Vermögen, Macht und Einfluß, Freunde, Verwandte; auch 2) nicht Naturgaben, wie Geist, Witz, Verstand, Empfindsamkeit, Geschmack, Muth, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit; nicht 3) erworbene Geschicklichkeiten und Eigenschaften, Früchte der Ausbildung, Uebung, sondern B. das Formale oder die Denkart, Gesinnung und Handlungsweise, der freie Wille, der allein jenen Stoff recht und gut braucht, ists, worin die Tugend eigentlich besteht, obgleich sie sich nur an jenem Stoff äußern kann. Also

1) richtige Einsichten und treffende Beurtheilung gleichweit entfernt von Verblendung, Irrthum, Thorheit;

2) Bestimmbarkeit des Willens durch das Urtheil über das Gute und Böse, und zwar durch das Urtheil allein, gleichweit entfernt vom Einfluß und von der Uebermacht aller Arten von Trieben, Begierden, Neigungen, von Weichlichkeit oder Lüstern-

heit, Selbstsucht, Empfindelei, Kaltsinn u. s. w.;

3) zweckmäßige Thatkraft (Lauterkeit und Freiheit), gleichweit von Feigheit und Faulheit, von Sorglosigkeit und Fahrläßigkeit, und von Uebereilung und Ungestüm, und von Ueberbedenklichkeit und Zauderhaftigkeit, oder Wankelmuth oder Mattigkeit ꝛc. entfernt. Zum Charakter gehört nun Beides, das Materiale sowohl, wie das Formale, wie zum Menschen Leib und Seele gehört. So wie in diesem die Persönlichkeit das Wesen ausmacht, so macht im Charakter der mit richtig urtheilender Vernunft und alle Neigungen gehörig beherrschender und alle Hindernisse besiegender Thatkraft verbundene gute Wille wesentlich die Tugend aus.

Ein solcher guter Wille (Charakter) ist an sich selbst gut, d. i. billigungswerth, nicht für diesen Menschen, sondern für alle Personen, nicht für jetzt, sondern für immer, nicht zu einem gewissen Zweck, sondern sofern die vernünftige Selbstthätigkeit, d. i. Persönlichkeit, die Bedingung aller Zwecke ist und seyn muß, in dem Betracht zu allen Zwecken, so wie in einem andern Betracht zu keinem (nehmlich

materialen) Zweck (als ſolchem). Ebendaher hat der gute Wille einen abſoluten Werth, d. i. Würde, und in ihm, ſofern er durch Vorſtellung der Geſetze allein ſich beſtimmt, liegt das rein moraliſch Gute.

Fragt man, was das für Geſetze ſeyn werden, die, ſofern ſie den Willen für ſich allein, ohne Rückſicht auf alle Folgen der Handlungen, beſtimmen, eben dadurch machen, daß er abſolut gut ſey, ſo iſt klar, daß ſie blos auf die allgemeine Geſetzmäßigkeit der Handlung in abſtracto betrachtet, und alſo, genau erwogen, auf die, nach richtigen Einſichten, mit reinen Geſinnungen, harmoniſche Thätigkeit des Menſchen gehen.

Man nehme z. E. nur die Frage vor, ob es recht und billigungswerth ſey, Verſprechen zu thun, um ſie zu brechen, Depots abzuläugnen, der Wolluſt zu pflegen, dem Eigennutz zu fröhnen; ſobald man unterſcheidet, daß gar nicht die Frage ſey, ob das angenehm, nützlich, gebräuchlich (modiſch) und klug ſey, auch nicht, ob es Dieſer und Jener tadle oder lobe, oder für gleichgültig halte; ſondern ob es recht und gut ſey, ſo ſieht man bald, daß die Frage auf die Möglichkeit, ein allgemei-

nes Gesetz darüber zu genehmigen, hinausführt.

So ist die Tugend ein Charakter, dessen Beschaffenheit bestimmt, dessen Gegenstand aber unbestimmt ist. Das moralische Gesetz, sofern sich unsere sinnliche (unfreie) Natur ihm subordinirt erkennt, erzeugt Demuth, Furcht; sofern wir es uns als durch eigne Vernunft eingesehen und selbst gegeben denken, erzeugt es Zufriedenheit und Erhebung des Geistes.

Bemerkungen, die Natur der Tugend betreffend.

Ein im innern Gerichtshofe verpflichtendes Gesetz verletzt nicht nur der, der eine diesem Gesetz entgegenlaufende That verübt, sondern auch der, der eine demselben gemäße That thut, wenn er von ihr glaubt, daß sie dem Gesetz entgegen sey. Denn in diesem Falle ist sein Wille dem Gesetz entgegen, und auf den Willen oder die Gesinnung kommt bei dem innern Gerichtshofe alles an. Würklich verpflichten auch die innern Gesetze nur zum aufrichtigen und konsequenten Wollen. Das

iſt ſo wahr, daß, wenn es ſich träfe, daß Jemand aus Urſachen, woran er keine Schuld hat, etwas billigte und thäte, was an ſich böſe iſt, zwar die That, aber nicht der Thäter für tadels- und ſtrafwürdig gehalten werden würde, da hingegen, wer, was er mißbilligt, doch thut, ſo gut es auch an ſich wäre, gleichwohl für tadels- und ſtrafwürdig gehalten wird.

Beim Urtheilen kommt es an auf 1) Acht geben, 2) Rathſchlagen, 3) Beſchließen. Durch die Wahl des Angenehm-Guten entſtehen uns alle unſere Vergehungen, ſo wie auch durch die Wahl und Auswahl des wahrhaft Guten unſere Rechtthaten. Und durch die Wahl und Auswahl (es iſt aber Auswahl die Wahl des Einen von dem Andern) werden wir des Guten und Böſen theilhaft. Denn wenn die Wahl rein und frei iſt, und von der vernünftigen Seele ſelbſt, die unſer Weſen ausmacht, geſchieht, dann geht ſie auf das weſentlich und wahrhaft Wählenswerthe. Wenn ſie aber mit den unvernünftigen Begierden mitbegehrt, und das, was dieſen angehört, für ihr eigen erachtet, dann trifft ſie eine falſche Wahl. Denn allerdings ſteht in unſerer Gewalt unſere Wahl

ſowohl als Auswahl. Denn die Vorſtellung und der Antrieb, und das Begehren und Verwerfen, die ſich auf die Wahl und Auswahl beziehen, ſind insgeſammt innere Regungen; daher auch die Seele Herr darüber iſt. Die Handlungen haben es nicht in ſich ſelbſt, daß ſie gut oder böſe ſind, ſondern von der Wahl und Auswahl, die in unſrer Gewalt ſtehen, bekommen ſie dieſe Eigenſchaften, und dadurch unterſcheiden ſich die Vergehungen von den Rechtthaten.

Bei der Beurtheilung des Wahren thut die Seele nichts, als daß ſie die Sachen betrachtet, wie ſie ſind, ohne etwas hinzuzufügen und wegzunehmen; und ſie ſcheint eine gewiſſe, in der Natur der Dinge liegende, Norm des Wahren zu haben, welche Natur der Dinge unveränderlich iſt; daher die Wahrheit und Falſchheit gleichfalls unveränderlich iſt. Bei der Beurtheilung des Schönen und Guten aber betrachtet die Seele die Dinge nicht blos, wie ſie würklich ſind, ſondern fühlt ſich auch beim Schönen von einem angenehmen Gefühl, und beim Guten noch überdem von einem Verlangen und Wollen afficirt: durch welches Fühlen und Wollen ſie ſich eben beſtimmt

findet, jenen Dingen die Prädikate (und also mittelst Objektifikation die Eigenschaften) des Schönen und Guten beizulegen. Dieses Fühlen und Verlangen muß abhängen von der Gemüthseinrichtung, sofern das Gemüth von solchen Dingen auf solche Weise afficirt werden kann; und daher fehlt es beiden an Normen. Es zeigt sich das ganz offenbar in den Fällen, wo die Sachen und dieß Fühlen und Wollen ganz getrennt erscheinen, wie oft bei Reichthum, Macht, Rache; aber im ästhetischen und moralischen Urtheil verhält sich alles eben so, und nur, weil jenes Gefühl und Begehren minder heftig ist, scheint es von der Ansicht der Dinge selbst nicht verschieden zu seyn.

Daher ist auch der Genuß des Menschen nicht nach dem Werth der Dinge, wornach er strebt, zu bestimmen, sondern 1) nach dem Gefühl und Verlangen, womit er darnach strebt, und 2) nach dem Gelingen dieses Strebens; nach welchen zwei Punkten sich auch die ganze Verschiedenheit des einen Menschen vom andern, in Hinsicht auf beider Leben, bestimmt.

Wir nennen eines Menschen Meinungen falsch, wenn wir gleich an seiner Stelle

denſelben beiſtimmen würden: eben ſo nennen wir die Affektionen und Handlungen böſe, obgleich wir ſehen, daß ſie aus Bewegungsgründen fließen, die auch uns beſtimmt haben würden. Billigen und mißbilligen wir doch ſogar das, was die Thiere thun.

Obgleich alles Moraliſche blos in jedes einzelnen Menſchen Billigung und Mißbilligung beſteht, ſo macht der Hang zum Objektificiren (der ſich beſonders bei Subſtantivis äußert), daß wir Gerechtigkeit und alle Moralität als etwas Objektives anſehen.

Bei allem Moraliſchen ſehen wir auf irgend einen Andern zurück. Wir ſind verpflichtet: Wem? Wir geben Geſetze: Wem? Die Tugend iſt zu loben: Von wem? Das Laſter iſt zu ſtrafen: Von wem? Hebt man die Duplicität der Perſon auf; ſo wird zugleich der Begriff von Tugend, von Verbindlichkeit, von Geſetz aufgehoben.

Der Menſch muß, wenn er über ſich ſelbſt urtheilt, ſich in zwei Perſonen theilen. Und in der That bin ich, der ich mich beurtheile, von mir, der erſt die Handlung beging, nicht blos der Vorſtel-

lung nach, ſondern würklich verſchieden; ſo daß das Ich, welches ich jetzt bin, die Thaten jenes Ichs, das ich erſt war, weder thun will, noch kann, daß ich mich wundere, wie ich das habe thun können; daß ich über mich Reue und Erbarmen fühle. Unſere Art zu urtheilen kann nicht konſequent ſeyn, wenn wir nicht unſere Handlungen ſo anſehen, als wären ſie Handlungen eines Andern; denn es gebührt eben ſo wenig, daß wir uns ſelbſt ein lauteres Urtheil über unſre Handlungen zuſchreiben, als irgend einem Andern über die ſeinigen. Wir unterſuchen alſo, a) wie einen Andern, der ſo wäre, als ich mich kenne, ich billigen oder mißbilligen müßte; b) oder was auf Eins hinausläuft, wie mich irgend ein Anderer beurtheilen würde. Dann finden wir, ob und wiefern wir lobenswürdig ſind, und laſſen uns darin durch Anderer Urtheile nicht irre machen.

Objektiv ſind die Urtheile, 1) die ein abſtrakter Menſch über den abſtrakten Menſchen, 2) aus dem Grundſatze der Freiheit fällt. Es ſind aber jene moraliſchen Urtheile, ſo wie alle andere Urtheile, ihrer Natur nach 1) allgemein, 2) nothwendig,

und 3) wahr und gewiß; aber doch zum Theil freiwillig und daher veränderlich und mannigfaltig. Sie werden nie verkehrt, als aus Irrthum. Es entstehen aber diese Irrthümer theils 1) aus uns selbst, zumal vor und nach der That, theils 2) aus Anderer Urtheilen, durch welche wir uns zu sehr einnehmen lassen. Denn es ist schwer, von Andern in Meinungen verschieden zu seyn.

Eben dadurch, daß wir wissen, wo die Irrthümer herkommen, können wir uns von denselben befreien.

Aus den richtigen Urtheilen schöpfen wir die echten Ideen vom Rechten und Guten; wodurch angedeutet wird, nicht, was in der That gebilligt wird, sondern was wir nicht umhin können zu billigen, wenn wir richtig, d. i. mit Hintansetzung aller Meinungen, und mit redlicher Aufmerksamkeit über eine abstrakte Handlung als abstrakte Richter urtheilen. So wie wahr und glaublich ist, nicht was geglaubt wird, sondern, was Jedermann, wenn er richtig urtheilte, glauben müßte. Es wird daher das Gute, wie das Wahre und Schöne, als unabhängig von den Urtheilen angesehen, nicht als könnte etwas Schön, Gut,

Wahr seyn, was nicht solches zu seyn geurtheilt wird, sondern weil Meinungen und vorläufige Urtheile wechseln können, da doch richtige Urtheile sich immer gleich bleiben müssen, ohne durch Ort oder Zeit verändert zu werden.

An der Allgemeinheit und Nothwendigkeit der moralischen Urtheile läßt sich eben so wenig zweifeln, als an der Wahrheit logisch richtiger Sätze, obgleich über diese Sätze noch so verschiedene Meinungen im Schwange gehen. Ueberdem haben die Irrthümer eben dieselben Quellen bei moralischen, als bei logischen Urtheilen; welche Quellen 1) in Lehren und Meinungen, 2) in Gefühlen und Begehrungen, 3) in Gewohnheiten liegen.

Die Allgemeinheit der Urtheile beruht auf ihrer Nothwendigkeit, diese aber beruht bei logischen Urtheilen auf der Beschaffenheit der Sache, so wie unsere bestimmt eingerichteten Sinne und Vernunft die Sache wahrnimmt und erkennt, bei moralischen Urtheilen auf der Natur unseres sittlichen Gefühls, und auf der Natur des Menschen und der Handlung.

So wie das Wahre und Falsche von selbst, nicht durch andere Mittel, beurtheilt

wird, so wird die konsequente und beständige Lebensordnung, welche Tugend ist, ihrer Natur nach, gebilligt, so wie die Inkonsequenz, die das Laster ist, gemißbilligt.

Der Billigung wird nicht werth geachtet, 1) wer sich keiner Vorschriften oder Gesetze zu Handlungen bewußt ist; 2) wer richtige Gesetze freventlich oder schuldhaft verletzt; 3) wer nichts Gutes thut; wer 4) wo er zweifelt, den Zweifel vorzieht (z. E. bei Selbstmord).

Das Verfahren beim Urtheilen, unsern Standort zu wechseln und uns in eine abstrakte Person zu versetzen, wird nach und nach zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit, wie bei den Urtheilen der Sinne, Augen, Ohren, Tasten.

Angenommen, es sey wahr, was Smith sagt, daß die Erfahrung von dem, was unsere moralische Fähigkeit in besondern Fällen billigt und mißbilligt, der Grund der Regeln, und daß die Erfahrung, daß alle unpartheiischen Menschen sie eben so billigen und mißbilligen, die Sanktion der Regeln sey; angenommen also, daß eine liebenswürdige, ehrwürdige, schreckliche, sträfliche Handlung nichts an-

ders sey, als eine solche, die natürlicher Weise beim Zuschauer gegen den Thäter Liebe, Ehrfurcht, Schrecken, Rache erweckt, und aus solchen Erfahrungen seyen die Regeln gezogen, auf welche zwar, wenn sie einmal gemacht sind, wir uns als auf den letzten Grund des Rechts und Unrechts berufen, welche Regeln den Selbstbetrug der Eigenliebe verbessern helfen, gegen welche Regeln die Ehrfurcht das ausmacht, was man Gewissenhaftigkeit nennt, und nach welchen jeder Mann von Grundsätzen handelt; so läßt sich noch immer fragen, auf welchem psychologischen Grunde jene einzelnen Urtheile als psychologische Phänomene beruhen?

Gesetze oder Regeln sind nichts anders, als Urtheile, die wir über Handlungen, in abstracto betrachtet, in der Art fällen, daß wir nachsehen, ob und wiefern der allgemeine Menschenwille, der, nachdem sich alle besondere Begehrungen und Wollungen wie (+) und (—) aufgehoben haben, übrig bleibt, jene Handlungen in abstracto wollen könne. Indem nun beim Urtheilen die Seele, eben darum, weil sie urtheilt, ganz darauf gerichtet ist, die Uebereinstimmung oder den Widerstreit genau wahrzu-

nehmen, fühlt sie höchstkräftig diese Uebereinstimmung oder diesen Widerstreit, welchen sie wahrnimmt, indem sie bei Betrachtung der in abstracto gefaßten Handlungen sieht, daß das Gegentheil derselben, falls sie immer und überall und von Jedem ausgeübt würden, unthunlich oder unerwünscht seyn würde. Und darin liegt eben die moralische Nothwendigkeit, die, weil sie Handlungen in abstracto betrifft, zugleich allgemein ist, wie die geometrischen Urtheile.

Daß nun diese Urtheile uns zur Norm dienen und im Leben von uns befolgt werden müssen, leuchtet uns darum ein,

1) weil, a) wenn wir das nicht thun, wir unsere Selbstthätigkeit aufgeben, und, von Umständen getrieben, kein eignes Leben leben würden (alles im Allgemeinen betrachtet); b) wenn wir uns aber Ausnahmen gedenken wollten, so würden auch diese, sofern sie durch das Urtheilen festgesetzt werden müßten, als allgemein zu denken seyn, da in jedem sich Prädikat auf Subjekt einmal wie allemal bezieht: und

2) weil während unseres Urtheilens das Gefühl von Schicklichkeit rege wird, d. i. die Gewißheit, daß Jedermann eben so

urtheilen müsse, und auch würklich (wenn es die Handlungen eines Andern betrifft) so urtheilen werde, woraus denn Scheu vor Schaam, vor Verachtung, vor Bestrafung entsteht. Gesetzt aber auch, diese Empfindungen seyen nicht da, oder es sey ihr Gegentheil da, so wissen wir doch, daß das von subjektiven Ursachen herrühre, die beim Urtheil nicht in Betracht kommen müssen; so trauen wir doch sicher unserm Urtheil, indem wir uns erinnern, was für richtige Empfindungen wir vormals gehabt haben, oder indem wir durch Wechselung unseres Standorts jene richtigen Empfindungen wieder in uns hervorrufen.

Zum Theil ist freiwillig, zum Theil aber nothwendig die uns durch das Gewissen an die Hand gegebene praktische Kenntniß. Dasselbe gilt von der theoretischen. Insofern ist doch der Imperativ kategorisch. Ueber den Ursprung der Regeln merke man noch folgendes: Unsere moralischen Gefühle beziehen sich immer auf die Gefühle Anderer, was sie sind, oder seyn würden, oder seyn sollen, d. i. was sie, gemäß den physischen Regeln und Principien, welche die Natur festgesetzt

hat, daß wir uns darnach im Urtheilen richten sollen, seyn müßten. Der Mensch kann von Anderer Urtheil appelliren, wenn diese den Regeln und Grundsätzen zuwider sind, die die Natur festgesetzt hat, uns in unserm Urtheil zu leiten. So lange wir billigen, was die Natur zum eigentlichen Gegenstande der Billigung gemacht hat, so kann Niemand unser Urtheil recusiren. Es ist aber eigentlicher Gegenstand der Billigung, was wir aus dem Standpunkt eines abstrakten Menschen betrachtend billigen (so wie Gesichtsurtheile sich durch Wechsel des Standorts rectificiren).

Bis hieher, von Anfang an, haben wir von den freien Handlungen ihren Grund oder ihre Form betrachtet. Jetzt nehmen wir ihr Objekt oder ihre Materie vor.

Zweck überhaupt heißt das Objekt einer freien Handlung, oder das, was ein vernünftiges Wesen durch seine Kräfte würklich machen will; er setzt also voraus, 1) daß ein vernünftiges Wesen einen Begriff von einem Gegenstand habe;

2)

2) daß dieser Begriff als der Realgrund von der Möglichkeit dieses Gegenstandes angesehen werde, so, daß der Gegenstand gar nicht möglich seyn würde, wenn nicht dessen Begriff als eine Ursache vorhergegangen wäre. Ein Zweck ist also eine vorgestellte Würkung, sofern sie den Willen bestimmt, sie hervorzubringen, er ist ein objektiver, d. h. ein aus dem Objekt hergenommener Grund zu einer Willensbestimmung.

Die Zwecke sind nun, der Form nach, 1) allgemein oder speciell, je nachdem sie für alle oder nur für einige gelten; 2) positiv oder negativ, je nachdem die Würklichkeit eines Dinges oder die Vernichtung seiner Würklichkeit begehrt wird; 3) absolut und unbedingt, oder relativ und bedingt, je nachdem sie unabhängig oder durch Andere eingeschränkt sind; 4) nothwendig oder zufällig, je nachdem sie nothwendig oder zufällig begehrt werden.

Der Zweck ist, dem Inhalt nach, entweder die bloße Würksamkeit der Freiheit nach praktischen Gesetzen, d. i. der reinen praktischen Vernunft, oder er ist ein von der Vernunftthätigkeit selbst verschiedenes

Objekt. Erſteres iſt ein reiner formaler, letzteres ein empiriſcher materialer Zweck.

Jener muß ein Zweck für jedes vernünftige Weſen, alſo abſolut allgemein und unbedingt nothwendig ſeyn. Hingegen die empiriſchen oder materialen Zwecke ſind nur komparativ-allgemein, oder auch blos individuell bedingt und zufällig, denn es ſind ſolche Objekte, welche durch die Sinne gegeben werden.

Jener iſt der Zweck des obern, dieſer hingegen des untern Begehrungsvermögens. Jener iſt moraliſch, dieſer iſt phyſiſch.

Die nothwendigen Zwecke des Begehrungsvermögens heißen Güter; denn ein nothwendiges Objekt des Begehrungsvermögens iſt ein Gut.

Ein Wille, der zugleich moraliſch ſowohl als ſinnlich iſt, hat den moraliſchen ſowohl als phyſiſchen Zweck zum nothwendigen Objekt, doch ſo, daß der letztre vom erſtern eingeſchränkt wird.

Ein Gut iſt ein wahres Gut oder ein Scheingut, je nachdem es würklich objektiv oder nur ſubjektiv nothwendig iſt; im letzten Fall iſt es eigentlich gar nicht, ſondern ſcheint nur nothwendig zu ſeyn.

Alle Objekte der Sinnenwelt, sofern sie unter das Sittengesetz passen, d. i. von Jedermann gewollt werden, sind moralische Zwecke oder Güter, aber nur relative; hingegen der reine formale Zweck, auf welchen sich alle übrigen beziehen müssen, ist nur Einer, die übrigen sind nur einzelne Fälle, an denen der formale Zweck realisirt wird. So entsteht der Begriff eines Systems von Zwecken, wo durch einen Zweck alle übrige bestimmt und auf eine nähere oder entferntere Art mit ihm verknüpft sind.

Vergleicht man die Zwecke, in Beziehung auf ein System, mit einander, so sind sie höher, größer, wichtiger oder niedriger, kleiner, unwichtiger, je nachdem sie in näherer oder entfernterer Beziehung auf den Einen Zweck, der sie alle bestimmt, stehen, mehr oder weniger zur Realisirung desselben beitragen. Dieser Eine Zweck, auf den sich alle beziehen, und durch welchen alle auf negative oder positive Weise bestimmt sind, heißt der höchste, größte, wichtigste Zweck, und er ist das entweder relativ und bedingt, oder absolut und unbedingt.

Zwecke sind einander subordinirt, wenn einer den andern als Grund bestimmt. Die Subordination ist positiv, wenn der eine Zweck den andern als ein Mittel bestimmt, negativ aber, wenn der eine den andern nur unter dem Bedinge zuläßt, daß er neben ihm bestehen könne; sie ist mittelbar oder unmittelbar, je nachdem die Zwecke mit oder ohne Zwischenzwecke zu einander verknüpft sind.

Zwecke sind verträglich oder widerstreitend; die verträglichen, wenn sie nicht subordinirt sind, heißen coordinirt, und können doch in andrer Rücksicht subordinirt seyn.

Hauptzweck heißt der, um dessentwillen die übrigen, d. i. Nebenzwecke, aufgeopfert werden müssen. Mittelzweck heißt der, der einem andern wieder als Mittel dient; der aber keinem andern als Mittel dient, heißt (Zweck an sich) Endzweck.

Die Kollision der Zwecke entscheidet sich durch die Regel: der niedrigere, kleinere, unwichtigere weicht dem höhern, größern, wichtigern, der zufällige dem nothwendigern, der Nebenzweck dem Hauptzweck, und alle übrigen Zwecke dem Endzwecke.

Die Mittel, in Hinsicht auf ihre Tauglichkeit zu Zwecken, sind

1) allgemeine oder besondere, je nachdem sie allemal oder nur in einzelnen Fällen den Zweck befördern;

2) positiv oder negativ, je nachdem sie entweder den Zweck unmittelbar befördern oder nur Hindernisse wegräumen;

3) wesentlich oder nicht, nothwendig oder nicht, je nachdem der Zweck nur allein durch sie oder durch andere Mittel als erreichbar vorgestellt wird.

Fruchtbar heißt ein Mittel, wenn es viele Zwecke befördert; einfach, wenn es nicht vieler Zurüstungen bedarf; passend, wenn es nichts Zweckloses oder Zweckwidriges enthält; sicher, wenn es gewiß die Zwecke befördert. Mehrere Mittel, sofern sie zusammen Einen Zweck hervorbringen, sind verknüpft, und zwar entweder durch Subordination oder durch Coordination. Hauptmittel ist das, ohne welches der Zweck gar nicht würklich werden würde.

Die Kollision der Mittel entscheidet sich nach dem Princip; das allgemeine, positive, wesentliche, nothwendige, fruchtbare, passende, sichere u. s. w. geht vor dem besondern, negativen u. s. w.

Zweck und Mittel sind, in Hinsicht auf das Sittengesetz, moralisch gut oder böse oder gleichgültig (erlaubt).

Ein Zweck, als Bestimmungsgrund des Willens gedacht, heißt Antrieb, und dieser wird vorgestellt entweder sinnlich durch Gefühle, da er dann sinnliche Triebfeder heißt, oder von der Vernunft durch den Begriff des Objekts, und dann heißt er vernünftiger Bewegungsgrund. Die Bewegungsgründe sind daher, wie die Zwecke, gut oder böse, oder moralisch gleichgültig.

Die Verbindlichkeit zu den Zwecken schließt in sich die Verbindlichkeit zu den nothwendigen Mitteln.

II.

Vom moralischen Urtheile.

Ein moralisches Urtheil ist dasjenige, wodurch der Werth einer freien Handlung und eines freien Wesens bestimmt wird. Der Werth überhaupt ist die Größe der Güte eines Dinges und ist entweder absolut, d. i. innerlich (Würde), oder relativ, d. i. äußerlich (Preis).

Alle relative Güte der Dinge besteht in ihrer Beziehung auf die Neigungen, und darnach allein kann ihr Preis bestimmt werden. Der ist nun entweder ein allgemeiner Preis (Marktpreis), wenn das Ding mit den Neigungen Aller auf gleiche Art zusammenhängt; oder ein besonderer (Affektionspreis), wenn er nur für diesen oder jenen der besondern Neigung wegen gilt.

Was einen absoluten innern Werth hat, folglich um sein selbst willen und nicht um seiner Brauchbarkeit willen, geschätzt wird, kann durch etwas anderes nie ersetzt werden. Aber mehrere Dinge, die einen absoluten Werth haben, können gleichwohl unter einander verglichen werden, indem der innere Werth des einen größer seyn kann, als der des andern, ohne daß sie deswegen statt einander gesetzt werden können.

Alle moralische Wesen haben einen absoluten Werth oder eine Würde in sich, denn sie besitzen Freiheit, welche etwas Absolutes ist, sie sind daher Personen, die niemals wie Sachen vertauscht werden können.

Es kann die Größe des moralischen Werths auf eine doppelte Art bestimmt werden,

1) durch Vergleichung deſſelben mit der höchſten moraliſchen Würde, die in der vollkommnen Moralität beſteht, Heiligkeit genannt;

2) durch etwas Ungleichartiges, das aber mit dem ſittlichen Werth in Proportion gedacht wird, das iſt Glückſeligkeit. Man kann aber nicht durch das Daſeyn der Glückſeligkeit in einem Subjekt deſſen Moralität beſtimmen, ſondern nur, wenn ſein ſittlicher Werth ſchon beſtimmt iſt, ob und in wie weit in einer ſittlichen Ordnung die Glückſeligkeit zu demſelben paſſe, oder in wie weit es der Glückſeligkeit würdig ſey, ausmachen.

Jemand verdient, ſagt man, durch ſeine Handlungen etwas, wenn die Vernunft urtheilt, daß ihm nach der Vernunft etwas Angenehmes und Nützliches, oder Unangenehmes und Schädliches widerfahren müſſe. Die Eigenſchaft einer Perſon, weswegen ſie von der Vernunft für würdig gehalten wird, Glückſeligkeit zu genießen, heißt ihr moraliſches Verdienſt; die Eigenſchaft aber, wornach ſie der Glückſeligkeit unwürdig befunden wird und Unglück verdient, heißt ihre moraliſche Schuld (Verſchuldung). Verdienſt und Schuld

alſo beſtehen in der Moralität und Immoralität freier Weſen, und in deren Verhältniſſe zur Glückſeligkeit und zum Unglück, Wohl und Wehe.

Beide Begriffe gründen ſich auf den Begriff von einer moraliſchen Ordnung, den die Vorſtellung der moraliſchen Weſen, in Verbindung mit der Natur, nothwendig herbeiführt, in welcher Ordnung die Grade der Sittlichkeit und Unſittlichkeit die Gründe ſeyn müſſen, welche die Grade der Glückſeligkeit oder des Unglücks mit dem Subjekt vereinigen.

Das Urtheil, wodurch ein vernünftiges Weſen für die freie Urſache (den Urheber) einer Handlung oder der Folgen erklärt, und deren Verdienſt oder Schuld beſtimmt wird, heißt die moraliſche Zurechnung (Imputation), und dieſe iſt ein moraliſches Urtheil.

Zur Zurechnung wird alſo erfordert,

1) daß die Handlung von der Freiheit herrühren könne;

2) daß man den dabei möglichen Grad von der Würkſamkeit der Vernunft erkenne, um das Verdienſt oder die Schuld der Handlung zu beſtimmen.

Bei jeder Handlung, die zugerechnet

werden soll, ist also zu unterscheiden und zu untersuchen,

1) ob und in wie weit sie von der Freiheit herrühre, und

2) ob sich die Freiheit nach sittlichen oder unsittlichen Principien bestimmt habe, und wie groß ihr Antheil an der Handlung sey.

Das erste heißt die Zurechnung der That, das andere die Zurechnung zum Verdienste oder zur Schuld (Vergeltung).

Frei oder im Besitze der Freiheit ist jedes vernünftige Wesen, das sich des Sittengesetzes bewußt ist oder bewußt werden kann. Das kann aber jeder Mensch, sobald er, vermöge der physischen Bedingungen, als vernünftig erscheinen kann. In diesem Falle wird also allemal vorausgesetzt, daß er das thun kann, was er thun soll, d. h. daß er frei ist.

Was nun von der Freiheit abhängt, wird als That zugerechnet. Handlungen aber und deren Folgen, die gar nicht von der Freiheit eines Subjekts abhängen, können ihm auch nicht zugerechnet werden.

Die Würksamkeit der Freiheit in einem endlichen, d. i. sinnlichen, Wesen, ist unzählig vieler Grade fähig. Eben so ists

auch mit dem Verdienſt und der Schuld bewandt, weil beide von jener abhängen.

Anm. Die Freiheit iſt ein abſolutes Vermögen, inſofern ſie da, wo ſie würkt, immer als ein abſolutes Vermögen würkt, und mithin alles Sinnliche zu überwinden vermag. Aber daß ſie überhaupt in einem Menſchen würken könne, hängt von phyſiſchen Bedingungen ab, und was dieſe nothwendig hervorbringen, iſt nicht in der Gewalt der Freiheit. Die Freiheit muß nur ſo viel würken können, als ſie ſoll.

Um genau zu beurtheilen, wie groß die Würkung der Freiheit, das Verdienſt und die Schuld in jedem gegebenen Falle ſey, müßte man alle Urſachen, welche an der Beſtimmung einer That Theil haben, und zugleich alle mögliche Mittel und Beſtandtheile der Glückſeligkeit kennen. Denn nur durch ſolche Erkenntniß würde ſich genau beſtimmen laſſen, 1) wie groß der Antheil der Freiheit an einer Handlung ſey; und 2) wie viel Glück und Unglück ihm dafür zu Theil werden könne. Ein ſolches Urtheil iſt aber nur durch einen unendlichen, d. i. göttlichen, Verſtand möglich.

Ein endliches und sinnlich vernünftiges Wesen, dem eine vollständige Erkenntniß aller, auf die Handlungen einer Person einfließenden, Ursachen unmöglich ist, kann niemals vollkommen zurechnen. Es kann weder den bestimmten Grad der Freiheit wissen, der bei einer Handlung würksam gewesen, noch den bestimmten Grad des Verdienstes und der Schuld, folglich auch nicht den Grad des moralischen Werthes oder der persönlichen Würde.

Indessen haben wir doch allgemeine Regeln, wornach im Allgemeinen A. die Würksamkeit der Freiheit sowohl, als auch B. der moralische Werth einer Person, und C. ihr Verdienst oder ihre Schuld beurtheilt werden kann; und hat gleich die Subsumtion der einzelnen Fälle unter diese Regeln ihre Schwierigkeiten, so ist sie doch bei der gehörigen Behutsamkeit einer großen Genauigkeit fähig.

A. Der Grad der Freiheit wird von uns allein durch den Grad der Erkenntniß, die ein Subjekt von seiner Pflicht hat, bestimmt werden. Denn, wenn Jemand erkennt, daß er etwas thun soll, so muß er es auch thun können. Da-

her folgen wir bei Beurtheilung des Grades der Freiheit folgenden Regeln:

1) Die Freiheit des Menschen bei seinen Thaten ist größer oder kleiner, je nachdem er deutlicher und bestimmter, oder dunkler und schwankender dabei erkennt, was gut und böse ist; wo aber gar kein Bewußtseyn vom Guten und Bösen ist, da ist auch kein Gebrauch der Freiheit, mithin keine Zurechnung möglich.

2) Je mehr durch physische Ursachen, die nicht in unserer Willkühr stehen, dieses Bewußtseyn gehindert wird, desto mehr wird der Gebrauch der Freiheit verringert; je mehr dasselbe durch natürliche Ursachen vervollkommnet wird, desto größer wird der Gebrauch der Freiheit. Bei der mehr ausgebildeten Vernunft wird auch ein größerer Gebrauch der Freiheit vorausgesetzt.

B. Der moralische Werth einer Person überhaupt ist so groß, als die Würksamkeit ihrer reinen praktischen Vernunft, und ihrer Freiheit nach sittlichen Principien, welche Würksamkeit man aus ihren Würkungen, d. i. den legalen Handlungen, schließt. Im Allgemeinen urtheilen wir nach folgender Regel: 1) Je beharrlicher und stärker

der Grund zu ſittlichen oder unſittlichen Handlungen iſt; 2) je mehrere er hervorbringt, und 3) je gewiſſer ſie erfolgen, je mehrere und ſtärkere Schwierigkeiten und Hinderniſſe er überwindet, deſto größer iſt der moraliſche Werth oder die moraliſche Niederträchtigkeit einer Perſon. Im Beſondern urtheilen wir nach folgenden Regeln:

1) Eine Perſon, deren Handlungen alle geſetzmäßig ſind, hat den höchſten moraliſchen Werth, und je mehr geſetzmäßige Handlungen einem Menſchen beigelegt werden müſſen, deſto höher muß ſein moraliſcher Werth angeſchlagen werden. Dagegen je ſeltner die Handlungen eines Menſchen mit dem Sittengeſetze übereinſtimmen, deſto kleiner iſt ſein moraliſcher Werth.

2) Je mehr ein Menſch blos ſeinen phyſiſchen Regungen folgt, deſto geringer iſt ſein moraliſcher Werth, wenn dieſe auch zufälliger Weiſe legale Handlungen hervorbringen ſollten, und deſto kleiner der Unwerth der böſen Handlungen.

3) Je größer die Freiheit iſt, mit welcher eine Perſon unmoraliſch handelt, deſto größer iſt ihre Niederträchtigkeit.

Hieraus ergeben ſich die Regeln zur Beurtheilung des ſittlichen Werths der einzelnen Handlungen. Die allgemeinſten ſind:

1) Keine Handlung, die illegal iſt, kann einen moraliſchen Werth haben.

2) Jede aus moraliſchen Bewegungsgründen entſprungene Handlung hat einen ſittlichen Werth, wenn gleich andere ſittliche Triebfedern Mitурſachen daran geweſen.

3) Je nachdem die moraliſchen Gründe einer Handlung mehr oder weniger würkſam geweſen, iſt der moraliſche Werth der Handlung größer oder kleiner. Daß aber moraliſche Gründe bei der Handlung würkſam geweſen, vermuthet man, wenn die Folgen der Handlung mit den moraliſchen Urſachen übereinſtimmen.

4) Jede illegale Handlung, wenn ſie aus Freiheit herrührt, verräth Immoralität, und zwar eine deſto größere, je häufiger die illegalen Handlungen und je unſittlicher ihre Urſachen ſind.

Allgemeine Klage, daß die Welt nach dem Ausgange und nicht nach der Abſicht urtheilt. Die Natur hatte dabei wohlthätige Zwecke, warum ſie unſer ſittliches Di-

judikationsvermögen so gebildet hat. Nur schädliche oder Schaden drohende Handlungen hat der Urheber der Natur zu den gebilligten Gegenständen der Strafe gemacht; Gesinnungen aber und Absichten, obgleich sie die ganze Schuld ausmachen, hat er der menschlichen Gerichtsbarkeit entrückt: warum? er wollte die Menschen so wenig als möglich unglücklich haben. Eben so ists zu dem Zwecke dienlich, Unthätigkeit zu verhüten, daß die Natur es so gemacht hat, daß weder ein Mensch selbst, noch Andere, mit seinem Betragen zufrieden sind, wenn er die noch so löblichen Absichten seines Lebens nicht realisirt hat. Auch das hat Nutzen, daß das casualiter zugefügte Uebel für den Urheber als ein Unglück angesehen wird. Dabei hat Gott die Tugend doch nicht ohne Trost gelassen.

C. Da von der Würksamkeit der Freiheit nach sittlichen und unsittlichen Grundsätzen ganz und gar Verdienst und Schuld abhängen, so muß jeder freien Handlung ein gewisser Grad des Verdienstes oder der Schuld beigemessen werden. Allgemeine Regeln aus dem Vorigen.

1) Je stärker und wichtiger pflichtmäßige Handlungen sind, und je weniger und geringer

ringer die natürlichen Ursachen zu solchen Handlungen, und je mehr Hindernisse und Schwierigkeiten dabei zu besiegen sind, desto größer ist ihr moralisches Verdienst.

2) Je stärkern und wichtigern Pflichten pflichtwidrige Handlungen widersprechen, je mehrere und stärkere natürliche (innere und äußere) Ursachen zu den legalen Handlungen da sind und den illegalen entgegen arbeiten; je leichter also (den allgemeinen natürlichen Ursachen nach) die legalen, und je schwieriger die illegalen Handlungen zu begehen sind, desto größer ist die moralische Schuld der illegalen Handlungen.

Hieraus ergeben sich Folgen, die im gemeinen Leben zu Obersätzen bei zurechnenden Urtheilen dienen.

1) Ein durchgängig legales Betragen wird zum Verdienst gerechnet, ein durchgängig illegales, so stark auch die physischen Gründe dazu mögen gewesen seyn, zur Schuld.

Anm. Physische Gründe sind Körper, Erziehung, Alter, Stand, Verwandtschaften, Verbindungen, Lebensart, Regierungsform.

2) Legale Handlungen, wenn sie aus

Neigung allein geschehen, werden für weniger verdienstlich geachtet.

3) Ueberlegte Handlungen werden mehr als unüberlegte (aus Affekt entstandene) zugerechnet, ferner freiwillige, d. i. ohne äußern Zwang, aus freier Entschließung gethane, mehr als solche, wobei Zwang statt fand; endlich je weniger physische Gründe bei einer Handlung gewürkt, und je mehr physische Gründe für das Gegentheil einer Handlung da waren, desto mehr wird sie zugerechnet.

4) Folgen, die sich nach Gründen voraussehen ließen, werden zugerechnet, gänzlich zufällige, die sich gar nicht vorhersehen ließen, sind nicht zurechnungsfähig.

5) Die Handlungen eines vernünftigen Wesens werden dem andern zugerechnet, in wie weit dieß die freie Ursache von jenem ist, und je mehr die Handlungen des einen von dem andern abhängen, desto mehr werden sie ihm zugerechnet.

6) Je mehr oder weniger Jemandem seine eigne Handlungen zugerechnet werden, desto mehr oder weniger sind ihm auch fremde Handlungen, woran er, als freie Ursache, Theil hat, zuzurechnen.

Die Handlungen eines Dritten, wovon

du gar keine freie Urſache geweſen biſt, können dir auch gar nicht zugerechnet werden.

Sobald wir Jemandem Verdienſt und Schuld beilegen, beſtimmen wir, daß nach einer moraliſchen Ordnung ihn nothwendig ein gewiſſer, ſeinem Verdienſte oder ſeiner Schuld proportionirter Theil von Glück oder Unglück, Wohl oder Wehe zukommen müſſe, daß er durch das Verdienſt ſich einer Portion phyſiſcher Güter würdig gemacht, durch die Schuld aber ſie in einem ſittlichen Reiche verwürkt habe und phyſiſche Uebel verdiene.

Anm. So wie es der ſittlichen Ordnung nicht widerſpricht, daß Weſen exiſtiren, die des Wohls und Wehes empfänglich ſind, ohne deswegen moraliſche Weſen zu ſeyn, ſo brauchen auch vernünftige Weſen nicht gerade alles Wohl verdient und alles Wehe verſchuldet zu haben, das ſie betrifft, indem auch Beides Mittel zu natürlichen Zwecken ſeyn kann.

Nennt man eine Belohnung oder Beſtrafung natürlich, in wiefern das Glück oder Unglück aus dem Naturgeſetz ein nothwendiger Erfolg iſt, ſo

ist keine Belohnung und Bestrafung natürlich; sie sind sämmtlich positiv, d. i. müssen erst bei vorkommenden Fällen von einem vernünftigen Wesen bestimmt werden.

Wer urtheilen will, welche Belohnung und Bestrafung vollkommen gerecht sey, muß das Verdienst und die Schuld, so wie die physischen Güter und Uebel, muß also sowohl das Subjekt, als alle Objekte, vollständig kennen. Das kann kein Mensch, eine vollkommne, gerechte Vergeltung läßt sich daher nur durch Gott als möglich denken. Vollkommen genau also kann kein Mensch bestimmen, wie viel er selbst oder ein Anderer durch seine Handlungen verdient oder verschuldet habe, wie groß sein sittlicher Werth oder Unwerth bei einer Handlung gewesen sey; er kann das immer nur vergleichungsweise thun.

In einer sittlichen Ordnung ist Vergeltung nothwendig, und da sie nach sittlichen Gesetzen vertheilt werden muß, so kann unmöglich Einer statt eines Andern belohnt und bestraft werden.

In dem äußern Gerichte wird entweder blos das Verdienst und die Schuld, der sittliche Werth und Unwerth einer Per-

ſon und Handlung beſtimmt, oder es wird auch Vergeltung erkannt und ausgeführt. Vergeltung, d. i. Belohnung und Beſtrafung können den Zweck einer vollkommnen Sittlichkeit nie erreichen. Belohnungen der Menſchen können nur Mittel ſeyn, für eine moraliſche Handlungsweiſe auch die Neigung zu erregen, ihre Beſtrafung nur Mittel, von unſittlichen Handlungsweiſen durch Furcht abzuſchrecken.

Die Vorſtellung der Tugend und des Verdienſtes erzeugt Achtung, die Vorſtellung des Laſters und der Schuld Verachtung. Mit jenem Gefühl iſt zugleich der Wunſch verknüpft, daß die Tugend und das Verdienſt belohnt, mit dieſem der Wunſch, daß das Laſter und die Verſchuldung beſtraft werden mögen; Wünſche, die aus dem Wunſche nach einer moraliſchen Ordnung herrühren, wornach das Sittengeſetz ſelbſt eine Begierde in uns erweckt.

Da zugleich das Sittengeſetz ein Grund iſt, zu glauben, daß eine ſolche Ordnung würklich unter einer Gottheit exiſtirt; ſo entſteht mit der Vorſtellung und Achtung der moraliſchen Ordnung durch das Sittengeſetz zugleich auch die Erwartung dieſer Ordnung.

Das moraliſche Beurtheilungsvermögen pflegt man überhaupt einen moraliſchen Sinn zu nennen, weil die durch die moraliſchen Urtheile verurſachten moraliſchen Gefühle gemeiniglich eher unterſchieden und wahrgenommen werden, als die Urtheile ſelbſt; und daher als Zeichen der Urtheile ſtatt der Urtheile, welche oft dunkel bleiben, in der Erkenntniß häufig gebraucht werden.

Dieſer moraliſche Sinn, auf das Subjekt angewandt, oder das Vermögen, ſeinen eignen ſittlichen Werth oder Unwerth, Verdienſt oder Verſchuldung, und die proportionirte Vergeltung zu beſtimmen, und in Abſicht ſeiner alles ſo, wie es in einem moraliſchen Reiche ſeyn muß, zu erwerben, heißt das Gewiſſen. Gewiſſen iſt die dem Menſchen in jedem Fall des Geſetzes ſeine Pflicht zum Losſprechen und Verdammen vorhaltende Vernunft. Seine Beziehung iſt nicht die auf ein Objekt, ſondern aufs Subjekt, alſo eine Thatſache, nicht eine Pflicht. — Gewiſſen iſt moraliſche Beurtheilung der eignen Handlungen, vor der That (z. E. ich mache mir ein Gewiſſen daraus) oder nach der That (z. E. ich habe ein gutes Gewiſſen). Alſo Gewiſſen

ist eine besondere Anwendung der sittlichen Beurtheilung auf das Selbst, da wir sonst auch Handlungen Anderer und auch Handlungen in abstracto beurtheilen können. Es ist nicht erwerblich und es giebt nicht Pflicht, sich eines anzuschaffen. Gewissenlosigkeit ist Hang, sich an das Gewissen nicht zu kehren. Ist Jemand sich bewußt, nach Gewissen gehandelt zu haben, so läßt sich von ihm, was Schuld betrifft, nichts sagen. Das Gewissen ist die letzte Quelle vom Glauben an das Daseyn Gottes.

Gewissen bedeutet

1) Vermögen (facultas),

2) Fertigkeit (habitus),

3) Verfahren (actus) der sittlichen Beurtheilung.

In dem Gewissen unterscheiden wir

1) das moralische Urtheil selbst über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit und die ihnen angemessenen Belohnungen und Bestrafungen;

2) die mit diesem Urtheile verknüpften Gefühle und Erwartungen der sittlichen Folgen in einem moralischen Reiche.

Von dem Gewissen unterscheiden wir die Beurtheilung unserer Selbst und unserer Handlungen in nicht eigentlich sittli-

cher, sondern anderer Hinsicht, a) auf Kunst und Geschmack, b) auf Wissen, Verstand, Witz, c) auf Artigkeit, Vergnügen, Nutzen.

Das Gewissen ist,

A. in Absicht der Erkenntniß der Gesetze sowohl als der Thaten und der Urtheile selbst,

1) klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich;

2) wahr (richtig) oder falsch (irrig). Objektiv kann das Gewissen irren, subjektiv nicht;

3) bestimmt oder unbestimmt;

4) gewiß (zuverläßig), fest oder (probabel) zweifelhaft oder ungewiß.

B. In Absicht auf das Gefühl und die Erwartung,

1) lebhaft oder schwach,

2) ruhig oder unruhig,

3) froh oder ängstlich.

C. In Absicht auf die Gegenstände der Beurtheilung, ist das Gewissen

1) weit oder eng, je nachdem das Subjekt sich nur sehr grobe oder auch die kleinsten moralischen Vergehungen zurechnet;

2) leichtsinnig oder peinlich, je nachdem

es viele böse Handlungen theils gar nicht, theils ohne Mißbilligung bemerkt, oder gleichgültige Handlungen sich zur Schuld zurechnet.

D. In Absicht der Fertigkeit,

1) roh oder zart, je nachdem die Fertigkeit der Beurtheilung noch gering oder stark ist;

2) aufgeklärt, erleuchtet, wenn die Fertigkeit nach richtigen moralischen Grundsätzen zu urtheilen vorhanden ist.

E. Die Eintheilung des Gewissens,

1) in ein gutes und böses;

2) vorhergehendes, begleitendes und nachfolgendes;

3) in wachendes oder schlafendes;

4) in anklagendes — mißbilligendes — entschlagendes — rechtfertigendes — beschönigendes Gewissen läßt sich leicht finden.

F. In Absicht auf Stärke in dem Kampf, knechtisch (welches matt und träg sich überwinden läßt), frei, was immer obsiegt.

Dem gemäß könnte man auch Tugend als die genaueste Gewissenhaftigkeit, sofern sie habituell ist, definiren.

III.

Reine moralische Gesetze.

Das oberste und letzte bei jedem moralischen Bestimmungsgrunde des Willens, und wodurch alles Uebrige, was sonst noch auf den Willen Einfluß haben soll, bestimmt seyn muß, ist das Sittengesetz, als etwas blos Formelles betrachtet.

Also heißt der oberste formale moralische Grundsatz: „Handle nach solchen Maximen, die zugleich für den Willen eines Jeden Maximen, d. i. moralische Gesetze seyn können; oder: Handle so, daß deine Handlungsweise von der Vernunft im Allgemeinen, d. i. von Jedermann gebilligt werden muß."

Wer diesem Gesetz folgt, der thut das, was Jedermann will; er befolgt also den allgemeinen Willen. Würklich haben alle vernünftige Wesen, als solche, nur Einen Willen; was das eine will, daß es geschehe, will auch das andere, daß es geschehe in der vollkommensten Harmonie.

Es versteht sich von selbst, daß diese Einheit des Willens nicht auf die Objekte, sondern auf die Form der Maximen geht.

Denn ersteres würde, da die mehrsten Objekte nur Einer haben kann, lauter Uneinigkeit des Willens geben. Aber die Einheit der Maxime erfordert, daß, wenn Jemand auch ausschließend ein gewisses Objekt haben will, Jedermann nach der Vernunft wollen könne, daß er sich desselben bediene u. s. w. — — —

Der Moralphilosophie dritter Theil.

Von den Systemen der Moralphilosophie.

I. Von den Fragen, welche in einer Theorie der moralischen Empfindungen untersucht werden sollten.

II. Von den verschiednen Erklärungen, die über die Natur der Tugend gegeben werden.

III. Von den verschiednen Systemen, welche über das Princip der Billigung gebildet werden.

A. Von den Systemen, die das Princip der Billigung von Selbstliebe ableiten;

B. von den Systemen, die die Vernunft zum Princip der Billigung machen;

C. von den Systemen, die die Empfindung zum Princip der Billigung machen.

IV. Von der Manier, in welcher verschiedene Auctoren die praktischen Regeln der Moralität abgehandelt haben.

V. Von den verschiedenen Systemen über die Tugendmittel oder über die Methode, die menschliche Natur zu der Vollkommenheit zu bringen, die uns durch die Tugend vorgehalten wird.

I.

Aus der Smithschen Theorie läßt sich ohne Mühe erklären, was das für eine Absicht der Natur gewesen, die jeden besondern Auctor geleitet hat, sein besonderes System zu bilden. Da alle Systeme, die je in der Welt einigen Ruf gehabt, auf natürliche Principien gegründet sind, so haben sie alle gewissermaaßen Recht. Aber da viele derselben von einer partheiischen und unvollkommnen Ansicht der Natur abgeleitet sind, so haben auch viele derselben in manchen Rücksichten Unrecht.

Bei Behandlung der Principien der Sittlichkeit kommen drei Fragen in Betracht. Erstens: worin besteht die Tu-

gend? Oder was ist das für eine Gemüthsfassung und für ein Verhalten, welches den Charakter ausmacht, der der natürliche Gegenstand der Billigung und Achtung ist? Zweitens: welches ist das Seelenvermögen oder die Kraft der Seele, wodurch dieser Charakter, was er auch für einer sey, uns empfohlen wird? Oder wie und wodurch geschieht es, daß die Seele eine Art des Verhaltens der andern vorzieht, die eine recht, die andre unrecht nennt, die eine als den Gegenstand der Billigung, Ehre und Belohnung, und die andere als den Gegenstand von Mißbilligung, Tadel und Bestrafung ansieht. Und drittens: wie entsteht der billigungswerthe und preiswürdige Charakter? Oder wie gelangt der Mensch dazu?

II.

Von den verschiedenen Erklärungen, die über die Natur der Tugend gegeben werden.

Diese Erklärungen lassen sich auf drei verschiedne Klassen bringen.

Nach Einigen besteht die tugendhafte Gemüthsfassung nicht in irgend einer Gat-

tung von Gesinnungen (affections), sondern in der schicklichen Regierung und Leitung aller unserer Gesinnungen, welche tugendhaft oder lasterhaft seyn können, nach dem Gegenstande, nach welchem sie streben, und nach dem Grade von Heftigkeit, womit sie demselben nachstreben. Nach diesen Auctoren also besteht Tugend in Schicklichkeit. Nach andern besteht Tugend in der vernünftigen Verfolgung unseres eigenen privaten Interesse und Glückseligkeit, oder in der schicklichen Regierung und Leitung der selbstischen Gesinnungen, die blos zu diesem Zwecke hinzielen. In der Meinung dieser Auctoren also ist Tugend nichts anders als Klugheit. Andre Auctoren lassen die Tugend nur in den Gesinnungen bestehn, welche auf die Glückseligkeit Anderer abzielen, nicht auf die, welche auf unsere eignen abzwecken. Nach ihnen also ist uninteressirtes Wohlwollen das einzige Motiv, das einer Handlung den Stempel der Tugend aufdrücken kann.

Da alle Gesinnungen zu den selbstischen oder wohlwollenden gehören, so scheint, daß Tugend, wenn sie nicht in Schicklichkeit besteht, entweder in Klugheit oder in

Wohlwollen beſtehen müſſe. Es wird ſich zeigen, daß alle andere Erklärungen, die ſich ſonſt über die Natur der Tugend geben laſſen, und die ſcheinbar von dieſen verſchieden ſind, im Grunde mit einer oder der andern davon zuſammen treffen.

A.

Syſteme, welche die Tugend in Schicklichkeit ſetzen.

Nach Plato, Ariſtoteles und Zeno beſteht die Tugend in der Schicklichkeit des Verhaltens oder in der Angemeſſenheit der Geſinnung, aus welcher wir handeln, zu dem Gegenſtand, der ſie erweckt.

1) Plato betrachtet die Seele als etwas, ähnlich einem Staate zuſammengeſetzt, aus drei verſchiedenen Ordnungen oder Ständen. Der erſte dieſer Stände iſt das urtheilende Vermögen (Plato nannte es Vernunft), d. i. die Seelenkraft, die da beſtimmt nicht nur, was die ſchicklichen Mittel zur Erreichung irgend eines Endzwecks ſind, ſondern auch, was für Endzwecke ſchicklich ſind, erwählt zu werden, und was für einen Grad von relativem Werth man auf jeden ſetzen ſollte.

Die

Die verſchiedenen Neigungen und Begierden, die natürlichen Unterthanen dieſes regierenden Princips, die aber wider ihre Regenten zu rebelliren pflegen, brachte er in zwei Klaſſen: 1) Die erſte enthält die Leidenſchaften, die ſich auf Stolz und Rache (pars irascibilis animae) gründeten; Herrſchſucht, Ehrliebe, Muth, Scheu vor Schande, Sehnſucht nach Sieg, Ueberlegenheit, Rache. 2) Die zweite beſtand aus den Leidenſchaften, die ſich auf Liebe zum Vergnügen (pars concupiscibilis animae) gründen, wie körperliche Begierden, Verlangen nach Gemächlichkeit, Sicherheit und allen ſinnlichen Befriedigungen.

Selten brechen wir den Plan des Verhaltens, den das regierende Princip vorſchreibt, außer wenn wir von einer oder der andern dieſer zwei Gattungen von Leidenſchaften dazu angeſtiftet werden. Gleichwohl ſind dieſe beiden Ordnungen der Leidenſchaften als nothwendige Theile der menſchlichen Natur zu betrachten; denn die erſtere ſey uns gegeben, um uns vor Beleidigungen zu bewahren, unſere Würde in der Welt zu behaupten, und nach dem, was edel und ehrenvoll iſt, ſtreben zu ma-

chen; die andere, für die Erhaltung und Bedürfnisse des Lebens und Leibes zu sorgen.

In der Stärke, Schärfe und Vollkommenheit des regierenden Princips setzte Plato die wesentliche Tugend der Klugheit, die nach ihm besteht in einer richtigen und deutlichen, auf allgemeine und wissenschaftliche Ideen gegründeten Einsicht der Zwecke, die es schicklich wäre sich vorzusetzen, und der Mittel, die schicklich wären, selbige zu erreichen.

Wenn die erste Gattung von Leidenschaften den erforderlichen Grad von Stärke und Festigkeit hätten, um unter der Leitung der Vernunft alle Gefahren in dem Nachstreben nach dem, was edel und ehrenvoll ist, zu verschmähen; so machte dieß die Tugend der Tapferkeit und Großmüthigkeit (magnanimitas, Hochherzigkeit) aus. Diese Art von Leidenschaften wurde als die edlere angesehen, und als die Gehülfinnen der Vernunft in manchen Fällen, um die niedrigen und thierischen Begierden zu hemmen, weil man bemerkte, daß wir oft über uns selbst zürnen, oft die Gegenstände unserer eignen Rache und Unwillens werden, wenn die Liebe zum Vergnügen

uns anstiftet, etwas zu thun, das wir mißbilligen.

Wenn alle diese drei Theile unserer Natur in vollkommner Eintracht wären, so daß 1) weder die zürnenden, noch die begehrenden Leidenschaften jemals nach einer Befriedigung zielten, die die Vernunft nicht billigte, und 2) daß die Vernunft nie etwas beföhle, was nicht diese von selbst willig wären zu leisten; so machte diese glückliche harmonische Gemüthsfassung die Tugend aus, die Plato σωφροσυνη nannte.

Wenn jede von den drei Seelenvermögen sich auf sein eigentliches Amt beschränkte, ohne in das Amt der beiden andern eingreifen zu wollen; wenn nicht nur Vernunft regierte und Leidenschaft gehorchte, sondern auch jede Leidenschaft ihre eigentliche Schuldigkeit thäte und sich gegen ihren schicklichen Gegenstand leicht und unweigerlich und mit dem Grade von Kraft und Nachdruck äußerte, der dem Werthe dessen, was verfolgt wird, angemessen wäre, so bestände darin jene vollständige Tugend, jene vollkommne Schicklichkeit des Verhaltens, die Plato nach eignen alten Pythagoräern δικαιοσυνη (Rechtschaffenheit) nannte.

Das Wort Gerechtigkeit im Deutſchen, wie δικαιοσυνη im Griechiſchen, hat mehrerlei Bedeutungen. In einem Sinne nennt man uns gerecht gegen unſern Nachbar, wenn wir uns enthalten, ihm irgend Schaden zu thun an ſeiner Perſon, ſeinem Vermögen, ſeinem Ruf. Die Beobachtung dieſer Gerechtigkeit darf erzwungen und ihre Verletzung beſtraft werden. In einem andern Sinne, ſagt man, wir ſeyen nicht gerecht gegen unſern Nachbar, wenn wir nicht gegen ihn alle die Liebe, Ehrfurcht und Achtung hegen, die ſein Charakter, ſeine Lage und ſeine Verbindung mit uns es ſchicklich und angemeſſen für uns machen, zu empfinden, und wenn wir nicht dem gemäß handeln. In dieſem Sinne ſagt man, wir ſeyen ungerecht gegen einen Mann von Verdienſt, der mit uns verbunden iſt, ſo ſehr wir uns auch enthalten, ihm in irgend einem Betracht zu ſchaden, wenn wir uns nicht würklich anſtrengen, ihm zu dienen und ihn in die Lage zu ſetzen, in welcher der unpartheiiſche Zuſchauer ſich freuen würde, ihn zu ſehen. Der erſte Sinn des Worts ſtimmt mit dem überein, was Ariſtoteles und die Scholaſtiker justitia commutativa, und

was Grotius iustitia expletrix nennt, welche darin beſteht, daß man ſich enthalte von allem, was des Andern iſt, und daß man willig thue, was man mit Schicklichkeit gezwungen werden kann zu thun. Der andere Sinn des Worts trifft überein mit dem, was Einige iustitia distributiva, und was Grotius justitia attributrix nennt, welche in dem ſchicklichen Wohlthun oder darin beſteht, daß wir das Unſrige anſtändig gebrauchen, und zu ſolchen Zwecken der Mildthätigkeit und Edelmüthigkeit anwenden, zu welchen es in unſerer Lage am angemeſſenſten iſt, daß es angewandt werde. Noch einen dritten Sinn giebt es, worin das Wort Gerechtigkeit gebraucht wird, und worin man von uns ſagt, daß wir ungerecht ſind, wenn wir nicht jeden beſondern Gegenſtand mit dem Grade von Achtung ſchätzen oder mit dem Grade von Eifer verfolgen, den derſelbe dem unpartheiiſchen Zuſchauer ſcheint, würklich zu verdienen oder natürlicher Weiſe erwecken zu müſſen. So ſagt man, wir ſeyen ungerecht gegen ein Gedicht oder ein Gemälde, wenn wir es nicht genug bewundern, wir ſeyen ungerecht gegen uns ſelbſt, wenn wir auf einen beſondern

Gegenstand des Selbstinteresses nicht hinlänglich aufmerksam zu seyn scheinen. In diesem Sinne heißt Gerechtigkeit so viel als genaue Schicklichkeit des Verhaltens und Betragens, und befaßt in sich nicht nur die Pflichten der justitia commutativa und distributiva, sondern jeder andern Tugend, der Klugheit, Tapferkeit, Mäßigkeit.

Offenbar ist es dieser letztere Sinn, in dem Plato seine σωφροσυνη nimmt, die daher nach ihm die Vollkommenheit jeder Art von Tugend befaßt.

So besteht also, nach Plato, die Tugend, oder der billigungswerthe Charakter, in der Gemüthsverfassung, in welcher jedes Vermögen sich in seine schickliche Sphäre einschränkt, ohne in die des Andern einzugreifen, und sein Amt genau mit dem Grade von Stärke und Nachdruck verrichtet, der dazu gehört. Offenbar trifft diese seine Erklärung in jedem Betracht mit dem überein, was wir oben über die Schicklichkeit des Verhaltens sagten.

2) Die Tugend besteht, nach dem Aristoteles, in der Fertigkeit des Maaßhaltens nach der richtigen Vernunft. Nach ihm liegt jede Tugend in der Mitte zwischen

zwei entgegengesetzten Lastern, wovon das eine darin verstößt, daß man zu sehr, daß andere darin, daß man zu wenig von einer besondern Art von Objekten afficirt wird. So liegt Tapferkeit zwischen Feigheit und Verwegenheit, wovon die eine darin verstößt, daß man zu sehr, die andere darin, daß man zu wenig gerührt wird von Gegenständen der Furcht. So liegt Frugalität zwischen Geiz, der in einem Exceß, und zwischen Verschwendung, die in einem Defekt der schicklichen Aufmerksamkeit auf die Gegenstände des Selbstinteresses besteht. Großmüthigkeit liegt zwischen Arroganz und Kleinmuth, einem Exceß und Defekt des Gefühls von unserm eignen Werth.

Offenbar stimmt diese Erklärung von der Tugend genau mit dem, was über die Schicklichkeit und Unschicklichkeit des Verhaltens gesagt worden ist. Nach Aristoteles freilich bestand die Tugend nicht sowohl in jenen mäßigen und rechten Gesinnungen, als in der Fertigkeit dieser Mäßigung. Um das zu verstehen, merke man sich, daß die Tugend betrachtet werden kann entweder als die Beschaffenheit einer Handlung, oder als die Beschaffenheit einer Person.

Im ersten Fall besteht sie selbst, nach Aristoteles, in der vernünftigen Mäßigung der Gesinnung (affection), von welcher die Handlung herrührte, es mag diese Mäßigung habituell der Person seyn oder nicht. Im andern Fall besteht sie in der Fertigkeit dieser vernünftigen Mäßigung. Wenn wir einen Charakter liebreich oder edelmüthig oder tugendhaft nennen, so wollen wir andeuten, daß die durch jede dieser Benennungen ausgedrückte Gemüthsverfassung (Disposition) die übliche und gewöhnliche Gemüthsverfassung der Person ist. Aber einzelne Handlungen von edelmüthiger, liebreicher, tugendhafter Art sind von wenig Belang, zu zeigen, daß dieß der Fall ist. Wäre eine einzelne Handlung hinreichend, den Charakter einer Tugend auf den Thäter aufzuprägen, so könnte der nichtswürdigste Mensch Anspruch auf alle Tugenden machen, weil es keinen Menschen giebt, der nicht bei manchen Gelegenheiten mit Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit gehandelt hat.

Aber obgleich einzelne Handlungen, wie löblich sie auch seyn mögen, sehr wenig Ruhm auf die Person bringen, die sie verrichtet hat, so wird doch durch eine ein-

zelne lasterhafte That, die von Jemanden verrichtet wird, dessen Verhalten gewöhnlich sehr regelmäßig ist, unsere Meinung von seiner Tugend sehr vermindert und manchmal ganz zerstört. Eine einzige Handlung dieser Art beweiset nehmlich genugsam, daß seine Fertigkeiten nicht vollkommen sind, und daß man sich weniger auf ihn verlassen kann, als man nach dem gewöhnlichen Gange seines Betragens geneigt gewesen wäre zu denken. Auch wollte Aristoteles, als er die Tugend in praktischen Fertigkeiten bestehen ließ, damit vermuthlich die Lehre des Plato bestreiten, der der Meinung gewesen zu seyn scheint, daß richtige Gesinnungen und vernünftige Urtheile, betreffend das, was schicklich zu thun oder zu lassen wäre, allein hinreichten, die vollkommenste Tugend auszumachen. Die Tugend, meinte Plato, könnte wie eine Art von Wissenschaft betrachtet werden, und Niemand, dachte er, könnte deutlich und demonstrativisch einsehen, was Recht und Unrecht wäre, und nicht darnach handeln. Leidenschaft konnte wohl machen, daß wir zweifelhaften und ungewissen Meinungen entgegen handelten, aber nicht deutlichen und überzeugenden Urtheilen. Aristoteles

hingegen meinte, keine Ueberzeugung des Verstandes wäre fähig, eingewurzelte Fertigkeiten zu übermögen, und gute Sitten entsprängen nicht aus Erkenntniß, sondern aus Handlungen.

Das Aristotelische Princip: Tugend sey Fertigkeit, die Mitte zwischen zwei fehlerhaften Extremen zu halten, wovon das Eine in dem Uebermaaß, das Andere in einem zu geringen Grade, oder gar Mangel desjenigen Triebes oder Bestrebens, welches bei der Handlung zum Grunde liegt, besteht, ist unbestimmt und zum Theil falsch; denn 1) was heißt das, nicht zu Viel und nicht zu Wenig? 2) Einsicht, Weisheit, Muth (denn Verwegenheit ist nicht Uebermaaß von Muth, sondern halb verzweifelnde Schwäche), Gerechtigkeit und überhaupt alle Vollkommenheit absoluter Art, soll nicht in der Mitte stehen bleiben, und hat kein Uebermaaß. Ja 3) selbst bei der Mäßigung besteht das Wesen der Tugend nicht in der Einschränkung, sondern in der schicklichen Uebereinstimmung unserer Begierden und Handlungen mit a) der Beschaffenheit unserer selbst, als des handelnden Wesens, b) mit den Zwecken unserer Handlungen, c) mit den begleiten-

den und auf den Zweck würkenden Urſachen.

Im Grunde bezieht ſich das Ariſtoteliſche Princip hauptſächlich auf den Körper und nur vermittelſt deſſelben auch auf den Geiſt.

So wenig Tugend durch einen gewiſſen Mittelgrad erklärt werden kann (temperantia mediocritas in appetendo), ſo wenig ſoll das Laſter durch excessus und defectus (z. E. prodigialitas est excessus, avaritia defectus) definirt werden.

Der Unterſchied der Tugend vom Laſter kann nie in Graden der Befolgung gewiſſer Maximen, ſondern muß in der ſpecifiſchen Qualität derſelben (Verhältniß zum Geſetz) geſucht werden. Z. E. Wirthlichkeit kann als Tugend nicht entſtehen durch die allmählige Verminderung von Geiz und Verſchwendung. — Alle ethiſche klaſſiſche Formeln: medio tutissimus ibis etc. ſind ſchaal; denn

1) wie ſoll man dieß Mittlere angeben? Maxime des Geizes iſt, den Zweck des Vermögens im Beſitz, nicht im Genuß, zu ſetzen. — Verſchwendung iſt Maxime, den Gebrauch des Vermögens, ohne Rückſicht auf die Erhaltung, zum alleinigen

Zweck zu machen. Selbstschätzung ist Maxime, richtig zu schätzen, nicht das Physische für moralisch, nicht das Moralische dem specifischen und graduellen Werth nach unrichtig zu taxiren.

2) Fertigkeit ist Leichtigkeit zu handeln, oder subjektive Vollkommenheit der Willkühr. Aber nicht jede solche Leichtigkeit ist eine freie (habitus libertatis), denn wenn sie Angewohnheit ist, d. i. durch Wiederholung zur Nothwendigkeit gewordene Gleichförmigkeit der Handlung, so ist sie nicht aus der Freiheit hervorgehend, also nicht moralisch. Tugend also definirt man nicht wohl durch Fertigkeit in freien gesetzmäßigen Handlungen, wohl aber, wenn man hinzusetzt, sich durch die Vorstellung des Gesetzes zu bestimmen; denn da ist diese Fertigkeit eine Beschaffenheit, nicht des Handelns oder Beliebens, sondern des Willens, d. i. des mit der Regel, die er annimmt, zugleich allgemein gesetzgebenden Begehrungsvermögens.

Die reine Freiheit ist Bedingung aller Tugendpflicht (so wie Gewissen Bedingung aller Pflicht). Zur innern Freiheit aber gehört 1) seiner selbst in jedem Fall Meister zu seyn (animus sui compos), und 2)

über sich selbst Herr zu seyn (imperium in semet ipsum), d. i. seine Affekten zu zähmen und seine Leidenschaften zu beherrschen. Die Gemüthsart (indoles) in diesen beiden Zuständen ist edel (erecta), im entgegengesetzten Fall unedel (abjecta, serva).

3) Nach Zeno, dem Stifter der stoischen Lehre, war jedes lebendige Wesen durch ein eingepflanztes Princip der Selbstliebe empfohlen seiner eignen Sorge, damit es nicht nur sein Daseyn, sondern auch alle verschiedene Theile seiner Natur in dem vollkommensten Zustande zu erhalten streben möchte.

Die Selbstliebe des Menschen umfaßte, so zu sagen, seinen Leib und alle Theile desselben, seine Seele und alle ihre Vermögen und Kräfte, und verlangte, diese Bestandstücke seines Selbst alle in ihrem besten Stande zu erhalten. Was zu diesem Zweck diente, wäre ihm daher von der Natur selbst empfohlen, und was diesem Zweck widerstritte, als verwerflich ausgezeichnet. So werden Gesundheit, Gewandtheit des Körpers sowohl, als die äußern Vortheile, die zu jener behülflich sind, Vermögen, Macht, Ehre, die Ach-

tung und Liebe derer, mit denen wir leben, uns von der Natur selbst als wählbare und als solche Dinge vorgehalten, deren Besitz dem Mangel vorzuziehen sey. Auf der andern Seite Krankheit, Schwachheit, Unbehülflichkeit, Leiden des Körpers sowohl, als alle die Nachtheile, welche zu jenen Anlaß geben, Armuth, Mangel an Autorität, Verachtung oder Haß derer, mit denen wir leben, werden uns auf gleiche Art von der Natur als Dinge, die zu scheuen und zu meiden wären, ausgezeichnet. In jeder von diesen zwey Klassen von Gegenständen wären einige mehr wählbar oder mehr verwerflich, als andere in derselben Klasse. So ist in der ersten Klasse Gesundheit vorzüglicher als Stärke, und Stärke vorzüglicher als Gewandtheit, Ruf mehr als Macht, Macht mehr als Reichthum wählbar. Und so ist in der zweiten Klasse Krankheit mehr zu meiden, als Unbehülflichkeit des Körpers, Schimpf mehr als Armuth, und Armuth mehr als Verlust von Macht. Tugend und Schicklichkeit des Verhaltens bestehe in Erwählung und Verwerfung aller verschiedenen Objekte und Umstände, je nachdem sie von Natur mehr oder weniger zu Gegenständen der

Wahl und Verwerfung gemacht worden. Durch Erwählung und Verwerfung mit dieser richtigen und genauen Einsicht, dadurch, daß wir auf jeden Gegenstand den abgemessenen Grad von Aufmerksamkeit wendeten, den derselbe nach Maaßgabe der Stelle, welche er in dieser natürlichen Stufenleiter der Dinge einnähme, verdiente, behaupteten wir die vollkommne Richtigkeit des Verhaltens, die das Wesen der Tugend ausmachte. Das war es, was die Stoiker nannten constanter (folgerecht, bündig) vivere, vivere secundum naturam, und die Gesetze beobachten, die die Natur, oder der Urheber der Natur, zu unserm Verhalten vorgeschrieben.

So weit ist die stoische Idee der Schicklichkeit und Tugend nicht sehr verschieden von der, die die alten Peripatetiker unterhielten.

Unter jenen vorzüglichen Gegenständen, die die Natur uns als wählbar empfohlen hätte, wäre die Wohlfahrt unserer Familie, unserer Verwandten, unserer Freunde, des Landes, des Menschengeschlechts und des Weltalls. Auch hätte die Natur uns geheißen, daß, so wie die Wohlfahrt von Zweien der von Einem vorzuziehen ist, die Wohlfahrt

Kritik des stoischen Systems.

Der Plan und das System, das die Natur für unsere Aufführung entworfen hat, scheint ganz verschieden von dem der stoischen Philosophie zu seyn. Nach der Natur sind die Begebenheiten, die unmittelbar das kleine Departement angehen, in welchem wir selbst irgend eine kleine Handthierung und Leitung haben, die unmittelbar uns selbst, unsere Freunde, unser Land angehen, diejenigen Begebenheiten, welche uns am meisten interessiren und welche hauptsächlich unsere Begehungen und Verabscheuungen, unsere Hoffnungen und Besorgnisse, unsere Freuden und Bekümmernisse erregen. Sollten diese Leidenschaften allzu heftig werden, was sie leicht zu werden pflegen, so hat die Natur ein schickliches Hülfs- und Verbesserungsmittel verschafft. Die würkliche und eingebildete Gegenwart des unpartheiischen Zuschauers, die Auktorität des Menschen in unserm Busen ist immer bei der Hand, sie auf ihre schickliche Mäßigung zurückzuscheuchen.

Wenn ungeachtet unserer treusten Anstrengungen alle unsere Begebenheiten, die das kleine Departement angehen, höchst unglücklich und verderblich ausschlagen soll-

von Vielen oder Allen noch unendlich vorzüglicher seyn müsse, daß folglich, da jeder Mensch nur Einer wäre, seine Wohlfahrt, so oft sie unzusammenbestehend mit dem Ganzen oder einem beträchtlichen Theile des Ganzen wäre, selbst nach seiner eignen Wahl dem weichen müßte, was so sehr viel vorzüglicher wäre. Nun könnten wir, da alle Begebenheiten dieser Welt von der Vorsehung eines weisen, mächtigen und guten Gottes geführt werden, überzeugt seyn, daß Alles, was sich ereignete, zur Wohlfahrt und Vollkommenheit des Ganzen abzweckte. Wenn wir selbst also in Armuth, Krankheit, oder andere Widerwärtigkeiten geriethen, so sollten wir zuerst unsere äußerste Mühe anwenden, so weit Gerechtigkeit und unsere Pflicht gegen Andere es erlauben, uns aus dieser unangenehmen Lage zu retten. Fänden wir aber dieß unmöglich, so sollten wir uns damit zufrieden stellen, daß die Ordnung und Vollkommenheit des Weltalls erforderte, daß wir mittlerweile in der Lage ausdauern sollten, ja wir sollten eben darum, weil wir als ein unbedeutender Theil gewürdigt worden, zum Besten des Ganzen beizutragen, unsere Lage mit Wohlgefallen betrach-

trachten, wofern wir jene vollſtändige Schicklichkeit und Richtigkeit der Geſinnung und des Verhaltens behaupten wollen, worin die Vollkommenheit unſerer Natur beſteht. Zeigte ſich keine Gelegenheit, uns herauszuwickeln, ſo wäre es freilich unſere Pflicht, ſie zu ergreifen. Offenbar forderte dann die Ordnung des Weltalls nicht länger unſer Verbleiben in der Lage, und der große Regierer der Welt rief uns dadurch, daß er uns den Weg zeigt, den wir befolgen ſollen, deutlich zu, dieſe Lage zu verlaſſen. Eben ſo wäre es mit der Widerwärtigkeit unſerer Verwandten, Freunde, unſeres Landes bewandt; ließe ſie ſich ſchicklicher und pflichtmäßiger Weiſe nicht abwenden, ſo könnten wir verſichert ſeyn, daß ſie zur Wohlfahrt und Ordnung des Ganzen abzweckte, welche, wenn wir weiſe und billig wären, wir ſelbſt als ein Theil dieſes Ganzen, nicht nur zum vornehmſten, ſondern zum einzigen Gegenſtande unſeres Verlangens machen würden, und daher auch machen ſollten.

Aus dieſem Zutrauen zu der gütigen Weisheit, die die Welt regiert, und aus dieſer gänzlichen Ergebung in jede Ord-

nung, die dieſe Weisheit für ſchicklich erachten möchte, feſtzuſtellen, folgte, daß dem ſtoiſchen Weiſen alle Begebenheiten des menſchlichen Lebens in einem großen Maaße gleichgültig ſeyn müſſen. Seine Glückſeligkeit beſtand gänzlich 1) in der Betrachtung der Glückſeligkeit und Vollkommenheit des großen Syſtems vom Weltall, der guten Regierung des großen Freiſtaats aller Götter und Menſchen, und 2) in Erfüllung ſeiner Pflichten, d. h. in der ſchicklichen Vollführung der kleinen Rolle, die ihm die Weisheit in den Angelegenheiten dieſes großen Freiſtaats angewieſen.

Die Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit ſeiner Bemühungen möchte für ihn von großer Wichtigkeit ſeyn; ihr Erfolg und Fehlſchlagen von gar keiner. Zöge er einige Begebenheiten und Lagen Anderer vor, ſo wäre es nicht, weil er die eine als an ſich in irgend einem Betracht für beſſer hielte, als die andere, ſondern weil die Schicklichkeit der Handlung die Regel, welche ihm die Götter zur Richtſchnur ſeines Betragens gegeben, von ihm forderte, daß er ſo wählen und verwerfen ſoll. Alle ſeine Affektionen wären verſchlungen in den zwei großen, 1) in der für die Erfüllung

seiner eignen Pflicht, und 2) in der für die größt-möglichste Glückseligkeit aller vernünftigen und empfindenden Wesen. Für die Befriedigung dieser letzten Affektion verläßt er sich ganz sicher auf die Weisheit und Macht des großen Weltregierers. Seine einzige Aengstlichkeit beträfe die Befriedigung der erstern; nicht den Erfolg, sondern die Schicklichkeit seiner Bemühungen.

Diese Schicklichkeit des Wählens und Verwerfens wird uns zwar ursprünglich durch die erwählten und verworfnen Dinge selbst bekannt gemacht und empfohlen. Gleichwohl, wenn wir einmal durchgängig damit bekannt geworden, käme uns nothwendig die Ordnung, die Grazie, die Schönheit, die wir in diesem Verhalten wahrnehmen, die Glückseligkeit, die unserm Gefühl daraus zuwüchse, viel wichtiger und von einem viel größern Werthe vor, als die würkliche Erreichung aller der verschiedenen Gegenstände der Wahl, oder die würkliche Vermeidung aller Gegenstände der Verwerfung. Aus der Beobachtung dieser Schicklichkeit entspränge die Glückseligkeit und Herrlichkeit, aus der Vernachläßigung

derſelben das Elend und die Schmach der menſchlichen Natur.

Aber einem weiſen Manne (sapienti stoico) ſey die genaue Beobachtung dieſer Schicklichkeit bei allen Gelegenheiten gleich leicht. Jede Lage verdiene Dank, worin ihn der Weltregierer verſetzt; a) die vollkommne Lage dafür, daß ſie wenig Verſuchung zum Unrechtthun darböte; b) die widerwärtige dafür, daß ſie Gelegenheit gäbe, große Tugenden zu zeigen. Die Güte der Gottheit hat ihn mit Tugenden ausgerüſtet, die ihn jeder Lage überlegen machen. Iſt es Vergnügen, ſo hat er Mäßigkeit, ſich davon zurückzuzügeln; iſt es Leiden, ſo hat er Standhaftigkeit, um es zu ertragen; iſts Gefahr oder Tod, ſo hat er Großmuth und Tapferkeit, um dieſelben zu verachten. —

Epictets τα μεν εφ' ἡμιν τα δε ου. Sehr man in dem, was in unſerer Gewalt ſteht, in dem weiſen, guten und ſtarken Willen ſein ganzes Ich; ſo gelingt uns alles; alles geht nach unſerm Willen, wir werden durch nichts gehindert oder gehemmt.

Das menſchliche Leben, mit allen möglichen Vortheilen, ſollte, nach den Stoikern, blos als unbedeutender Einſatz eines

Spiels angesehen werden. Nicht um den Einsatz, sondern um die schickliche Methode des Spielens sollten wir ängstlich bekümmert seyn. Halten wir es für unsere Glückseligkeit, den Einsatz zu gewinnen, so setzen wir unsere Glückseligkeit in Etwas, das von Ursachen abhängt, die außer unserer Macht und Leitung liegen; und stellen uns ewiger Furcht und Besorgniß und oft ärgerlicher und kränkender Fehlschlagung blos. Hielten wir es für unsere Glückseligkeit gut, ehrlich, weise und geschickt zu spielen, kurz, schicklich in unserm Betragen zu seyn; so setzten wir unsere Glückseligkeit in Etwas, das durch schickliche Zucht, Erziehung, Aufmerksamkeit ganz in unserer Gewalt und unter unserer Leitung steht, und unsere Zufriedenheit wäre allem Schicksal entzogen und völlig sicher. Das menschliche Leben selbst, sagen die Stoiker, könnte, nach Verschiedenheit der Umstände, der schickliche Gegenstand entweder unserer Wahl oder Verwerfung seyn. Denn wenn in unserer dermaligen Lage, ohne irgend eine wahrscheinliche Hoffnung der Verbesserung, mehr Umstände zuwider unserer Natur, als ihr gemäß, mehr Umstände die Gegenstände der Verwerfung, als der Wahl wären;

ſo würde das Leben ſelbſt in dem Fall für einen weiſen Mann der Gegenſtand der Verwerfung ſeyn, und es würde ihm nicht nur frei ſtehen, aus demſelben herauszugehen, ſondern die Schicklichkeit des Verhaltens, die Regel, die ihm die Götter zur Regierung ſeines Verhaltens gegeben, würde ihn auffordern, dieß zu thun, und zwar ohne Murren und Klagen, mit Dank gegen die Götter, die ihm aus Güte den ſichern und ruhigen Hafen des Todes eröffnet haben, der allezeit bereit iſt, uns von dem ſtürmiſchen Ocean des Lebens aufzunehmen, ein Aſylum, welches jedem Menſchen ſelbſt den Vorwand zum Klagen oder zu der Einbildung benimmt, daß es irgend andere Uebel im menſchlichen Leben gebe, außer ſolchen, die wir von unſerer eignen Thorheit und Schwachheit leiden.

Ob nun gleich in manchen ſtoiſchen Schriften von dem Verlaſſen des Lebens mit einer Fröhlichkeit und ſelbſt mit Leichtfertigkeit geſprochen wird, ſo ging doch ihre würkliche Lehre dahin, daß die Frage, ob wir das Leben verlaſſen, oder darin bleiben ſollen, die ernſthafteſte und wichtigſte Ueberlegung fordere, indem wir daſſelbe nie verlaſſen ſollen, außer wenn der Weltre-

gierer uns abruft, d. i. wenn nach der Regel, die er uns zur Einrichtung unſeres Verhaltens gegeben, unſer Zuſtand im Leben, überhaupt genommen, der ſchickliche Gegenſtand vielmehr der Verwerfung als der Wahl geworden wäre. Eben darum konnte es ſich nach den Stoikern treffen, daß es die Pflicht eines weiſen Mannes wäre, aus dem Leben zu gehen, obzwar er vollkommen glücklich wäre, und daß dagegen ein ſchwacher Mann die Pflicht hätte, im Leben zu bleiben, obgleich er völlig elend wäre.

Die Schicklichkeit des freiwilligen Todes in manchen Gelegenheiten war eine Lehre, zu der ſich alle Philoſophen bekannten, ſelbſt der friedliche und indolente Epikur, obwohl vielleicht die ſtoiſche Schule mehr darauf drang, als eine der übrigen. Während der Zeit, da die Stifter der berühmteſten Sekten der alten Philoſophie blühten, im peloponneſiſchen Kriege und viele Jahre nachher waren alle die verſchiedenen Freiſtaaten Griechenlands daheim faſt immer von Partheien zerrüttet und auswärts in Kriegen verwickelt, die zum Zwecke hatten, die ganze feindliche Nation entweder auszurotten oder zu verkäuflichen

Sklaven zu machen. In dieser Lage der Dinge war der unschuldigste, verdienstvollste, vornehmste Mann nie sicher, als ein Opfer der Partheiwuth zur grausamsten und schimpflichsten Strafe verdammt zu werden, oder als ein Kriegsgefangener oder Miteroberter noch größerer Schmach und Plage blosgestellt zu werden. So wie nun natürlich und nothwendig ein Schiffer an Sturm und Schiffbruch und an das, was er dann thun und fühlen möchte, gedenkt; so wie der amerikanische Wilde sich auf seinen Todtengesang bereitet, so konnte ein griechischer Patriot oder Held nicht umhin, oft zu bedenken, was er zu leiden und zu thun hätte, wenn er verbannt oder gefangen oder zum Sklaven gemacht, oder auf die Folter gebracht, oder zum Richtplatz geführt würde. Nun stellten die Philosophen aller der verschiedenen Sekten sehr richtig die Tugend, d. i. das weise, mäßige, gerechte Verhalten nicht nur als den wahrscheinlichsten, sondern als den gewissen und unfehlbaren Weg zur Glückseligkeit selbst in diesem Leben vor. Dieß Verhalten indessen konnte die Personen, die dasselbe befolgten, nicht immer vor jenen Plagen, die bei jener schwankenden Lage der öffentlichen Angele-

genheiten vorfielen, sichern, mochte sie manchmal wohl gar solchen Plagen blos stellen. Daher bemühten sie sich zu zeigen, daß die Glückseligkeit entweder a) gänzlich, oder b) in einem großen Maaße unabhängig vom Schicksal wäre; ersteres behaupteten die Stoiker, letzteres die Akademiker und Peripatetiker.

Ein weises, kluges und gutes Verhalten war 1) das Verhalten, das am wahrscheinlichsten jeder Art von Unternehmung das Wohlgelingen zusichern konnte; 2) was, wenn auch alles mißlänge, doch den tugendhaften Mann trösten, beruhigen, durch die Selbstbilligung erfreuen würde.

Zu gleicher Zeit bemühten sich diese Philosophen, zu zeigen, daß die größesten Mißgeschicke, denen das menschliche Leben unterworfen wäre, sich weit leichter ertragen ließen, als man gemeiniglich denkt. Sie bemühten sich, die Tröstungen darzustellen, deren sich ein Mann zu erfreuen hätte, wenn er arm, verbannt, der Ungerechtigkeit des Volksgeschreies blosgestellt, wenn er blind, taub, überalt und dem Tode nahe wäre; ferner die Betrachtungen, die ihn aufrichten könnten, wenn er Quaal und Folter litte, an Krankheit niederläge,

den Verlust von Kindern, den Tod von Freunden betrauerte ꝛc. Die Fragmente der Alten über diese Topiken gehören zu den lehrreichsten und anziehendsten Ueberbleibseln des Alterthums, und der Geist und die Mannheit ihrer Lehren machen einen wundersamen Kontrast mit dem verzagenden, kläglichen, weinenden Tone mancher neuern Systeme.

Vornehmlich aber bemühten sich diese Philosophen, ihre Anfänger zu überzeugen, daß der Tod kein Uebel weiter wäre, noch seyn könnte, und daß, wenn ihre Lage irgend einmal zu hart für ihre Standhaftigkeit zu ertragen wäre, ihnen der Ausgang offen stände. Giebt es keine Welt nach diesem Leben, sagten sie, so ist der Tod kein Uebel; giebts eine andere Welt, so müssen auch darin die Götter seyn, und ein rechtschaffener Mann hätte unter ihrem Schutz nichts zu fürchten. Kurz, diese Philosophen bereiteten einen Todtengesang für die griechischen Patrioten und Helden, und unter allen Sekten hatte die stoische wohl den lebhaftesten und geistreichsten Gesang bereitet.

Indessen scheint Selbstmord unter den Griechen nie sehr gemein geworden zu seyn.

Unter allen griechischen Patrioten und Helden ist Cleomenes der einzige, der sich selbst tödtete, da so Viele sich theils von ihren Mitbürgern ungerechter Weise hinrichten ließen, wie Theramenes, Sokrates, Phocion, theils von ihren Feinden sich quälen ließen, wie Eumenes, Philopömen. Von griechischen Philosophen ist kein einziger als Selbstmörder durch wahrhaft glaubhafte historische Zeugnisse bekannt.

Diese Mode des freiwilligen Todes scheint herrschender unter den stolzen Römern, als unter den lebhaften, geistreichen und gefälligen Griechen gewesen zu seyn, und selbst unter jenen nicht in dem frühern und sogenannten tugendhaftern Zeitalter der Republik (denn sonst würde man damals einen der Karthaginensischen Folter sich zahm unterwerfenden Regulus zu schildern für ihn nicht so rühmlich erachtet haben), sondern später.

In den Bürgerkriegen vor dem Fall der Republik wählten mehrere vorzügliche Männer lieber den Tod von ihrer eigenen Hand, als daß sie in die Hände der Feinde hätten fallen sollen. Cicero's beredte Bewunderung des sich selbst tödtenden Cato behielt die Oberhand über Cäsars Tadel,

und die Liebhaber der Freiheit betrachteten viele Zeitalter nachher noch immer den Cato als Märtyrer der Republik. „Das Haupt einer Parthei," bemerkt der Kardinal de Retz, „mag thun, was ihm beliebt; so lange er das Zutrauen seiner Freunde behält, kann er nie Unrecht thun." Sagt doch Seneka, es wäre leichter zu beweisen, daß Trunkenheit eine Tugend sey, als daß Cato (der der Trunkenheit beschuldigt wurde) einem Laster ergeben gewesen.

Unter den Kaisern wurde eine geraume Zeit hindurch diese Art zu sterben ordentlich Mode; selbst unter den Frauenzimmern (wie in Bengalen). Indessen mochte eine solche Mode wohl nie viel Verwüstung anrichten.

Die gewaltsame That des Selbstmordes, als einen Gegenstand des Beifalls und der Billigung anzusehn, kann einen Menschen nur eine Verfeinerung der Philosophie lehren. Die Natur in ihrem gesunden Zustande scheint uns nie zum Selbstmorde zu treiben. Zwar giebts eine Art Schwermuth, eine Krankheit, die mit unwiderstehlichem Verlangen zur Selbsttödtung verknüpft scheint, und die manchmal

ihre Schlachtopfer, trotz der höchsten äußern Wohlfahrt, und manchmal selbst, trotz der ernsthaftesten und tiefeingedrungenen Religionsgesinnungen zu diesem fatalen Schritt treibt. Die Unglücklichen, die auf solche Art umkommen, sind die schicklichen Gegenstände, nicht des Tadels, sondern des Bedauerns. Die Natur im gesunden Zustande treibt uns an, Noth bei allen Gelegenheiten zu vermeiden, bei manchen Gelegenheiten uns dagegen zu wehren, wenn gleich mit der Gefahr und selbst mit der Gewißheit in dieser Vertheidigung umzukommen. Aber wenn wir weder im Stande gewesen, uns dawider zu wehren, noch in der Abwehrung umgekommen sind, so scheint uns kein natürliches Princip, keine Rücksicht auf den Beifall des unpartheiischen Zuschauers, oder auf das Urtheil des innern Menschen aufzufordern, der Noth dadurch zu entwischen, daß man sich selbst tödtet. Nur das Bewußtseyn unserer Schwachheit, unserer Unfähigkeit, das Leiden mit schicklichem Muth zu ertragen, ist es, was uns zu dem Entschluß treiben kann. Kein amerikanischer Wilde hat je sich selbst das Leben genommen, um einer Gefangenschaft und dem darauf folgenden

Tode zu entgehen. Vielmehr setzt er eine Ehre darin, diese Quaalen männlich auszuhalten und mit zehnfacher Verachtung und Verspottung die Höhnungen seiner Feinde zu erwiedern.

Diese Verachtung des Todes und Lebens indessen und die gänzliche Ergebung in alle Schicksale, als Fügungen der Vorsehung, sind die zwei Hauptlehren, worauf das ganze Gebäude der stoischen Moral ruhte. Der unabhängige und geistreiche, obwohl öfters harsche Epiktet, kann als der große Apostel der ersten, der milde, menschliche, gütige Antonin als der Apostel der zweiten von diesen Lehren angesehen werden. Und das erklärt sich leicht aus der Lage und der davon herrührenden Gemüthsstimmung eines Jeden.

Aus diesen sehr erhabenen Lehren bemühten sich die Stoiker, alle ihre Paradoxien herzuleiten.

Der stoische Weise bemühte sich, alle Dinge in demselben Licht anzusehen, worin der große Aufseher der Welt alles ansähe. Nun müßten diesem, was wir die kleinsten, wie die größten Begebenheiten nennen, gleich wichtig seyn, da sie alle auf gleiche Art die Würkungen eben derselben

unirrenden Weisheit, eben derselben allgemeinen und grenzenlosen Güte wären. Dem stoischen Weisen eben so wären alle diese verschiedene Begebenheiten vollkommen gleich. In dem Lauf jener Begebenheiten sey ihm zwar ein kleines Departement beschieden, in welchem er selbst etwas zu handhaben und zu leiten hatte. In diesem Departement bemühte er sich, so schicklich zu handeln, als er könnte, und sich nach den Regeln zu verhalten, von denen er einsähe, daß sie ihm vorgeschrieben wären. Aber über das Wohlgelingen oder Fehlschlagen seiner redlichsten Bemühungen machte er sich keine ängstliche Sorgen: der Wohlstand oder Untergang des ihm gewissermaaßen anvertrauten Departements wäre ihm völlig gleichgültig. Hätten jene Begebenheiten von ihm abgehangen, so würde er selbst die einen gewählt und die andern verworfen haben. Da sie aber nicht von ihm abhingen, so traut er der höhern Weisheit zu, daß sich keine andere Begebenheiten ereignet haben, als solche, die er selbst, wenn er alle Verknüpfungen und Abhängigkeiten der Dinge gewußt hätte, ernstlich und andächtig gewünscht haben würde. Was er unter dem

Einfluß und der Leitung dieser Principien that, war gleich vollkommen, und wenn er seinen Finger ausstreckte, so verrichtete er eine Handlung, die in jedem Betracht so verdienstlich, so preiswürdig wäre, als wenn er sein Leben für den Dienst seines Vaterlandes hingäbe. Wie dem höchsten Weltregierer die höchsten und kleinsten Aeußerungen seiner Macht, die Bildung und Auflösung einer Welt oder einer Blase, gleich leicht, gleich bewundernswürdig und gleiche Würkungen der nehmlichen göttlichen Güte und Weisheit wären; so würde dem stoischen Weisen das, was wir eine große That nennen möchten, nicht mehr Anstrengung erfordern, als die kleine, sie wäre ihm gleich leicht, rührte von einerlei Principien her, wäre in keinem Betracht mehr verdienstlich und eines höhern Grades von Preis und Bewunderung werth — (Also keine Belohnung, keine Bestrafung —).

So wie alle, die zu diesem Zustande der Vollkommenheit gelangten, gleich glücklich wären, so wären alle, die im kleinsten Grade von demselben zurückständen, wie nahe sie demselben auch kämen, gleich elend. So wie der Mensch, sagten sie, der nur

einen

einen Zoll unter dem Wasserspiegel ist, nicht mehr athmen kann, als derjenige, der hundert Faden drunter ist, so könnte der Mensch, der nicht vollständig alle seine private, partheiische und selbstische Leidenschaften beherrschte, der irgend ein anderes ernstes Verlangen, als für die allgemeine Glückseligkeit des Weltalls hätte, nicht mehr die freie Luft der Freiheit und Unabhängigkeit athmen, nicht mehr der Sicherheit und Glückseligkeit des weisen Mannes genießen, als derjenige, der am weitsten von dieser Lage entfernt wäre. Wie alle Handlungen des weisen Mannes vollkommen und gleich vollkommen wären; so wären alle Handlungen des Menschen, der nicht diese höchste Weisheit erreicht hätte, fehlerhaft, und, wie einige Stoiker behaupteten, gleich fehlerhaft. Wie eine Wahrheit nicht mehr wahr, und eine Falschheit nicht mehr falsch seyn kann, als eine andere, so könnte eine ehrenhafte Handlung nicht mehr ehrenhaft, und eine schändliche nicht mehr schändlich seyn, als eine andere. So wie wer das Ziel um einen Zoll verfehlt hat, es eben so gut verfehlt hat, als derjenige, der es um hundert Fuß verfehlt hat, so wäre der Mensch, der in

einer uns unbedeutend scheinenden Handlung unschicklich und ohne hinreichenden Grund gehandelt hätte, eben so fehlerhaft, als der, der in einer uns noch so wichtig scheinenden Handlung so gehandelt hätte; der Mann, der einen Hahn unschicklich und ohne hinreichenden Grund getödtet, eben so wie der, der seinen Vater ermordet hätte.

Wenn das erste von diesen zwei Paradoxis allzu übertrieben ist, so ist das andere offenbar allzu ungereimt, um eine ernstliche Betrachtung zu verdienen. Es ist würklich so absurd, daß man fast argwöhnen möchte, es sey mißverstanden oder falsch vorgestellt worden. Auf jeden Fall ist nicht zu glauben, daß Männer, wie Zeno oder Cleanthes, die Urheber von diesen oder den meisten andern stoischen Paradoxen, die überhaupt bloße impertinente Wortspiele sind, und ihrem System so wenig Ehre machen, daß ich mich nicht weiter drauf einlassen will, seyn sollten. Am ersten könnte es Chrysipp seyn, der nach allem, was man von ihm weiß, ein bloßer dialektischer Pedant, ohne Geschmack oder Eleganz irgend einer Art gewesen zu seyn scheint, und der zuerst ihre Lehren in

ein ſcholaſtiſches oder techniſches Syſtem von künſtlichen Definitionen, Eintheilungen und Untereintheilungen gebracht haben mag; eines von den würkſamſten Mitteln vielleicht, um jeden Grad von Bonſens, der in irgend einer moraliſchen oder metaphyſiſchen Lehre vorhanden ſeyn mag, auszulöſchen.

Die Stoiker überhaupt ſcheinen eingeräumt zu haben, daß diejenigen, die nicht die vollkommne Tugend und Glückſeligkeit erreicht hätten, doch mehr oder weniger Fortſchritte dazu gemacht haben könnten. Sie theilten dieſe angehende Lehrlinge in verſchiedene Klaſſen, nach dem Grade ihres Fortſchritts, und nannten die unvollkommnen Tugenden, welche ſie ſie fähig glaubten, auszuüben, nicht κατορθωματα, Richtigkeiten, ſondern κατηκοντα, Schicklichkeiten, Anſtändigkeiten, für welche ſich ein gültiger Grund angeben ließe; was Cicero officia und Seneka noch treffender convenientia nennt. Die Lehre von dieſen unvollkommnen, aber erreichbaren Tugenden, ſcheint das ausgemacht zu haben, was man die praktiſche Moral der Stoiker nennen könnte. Er iſt der Stoff von

Cicero's officia und einem verlornen Buch des Marcus Brutus.

Resultate der stoischen Philosophie.

1) Die ethischen Pflichten müssen nicht nach den, dem Menschen beigelegten, Vermögen, dem Gesetz Gnüge zu leisten, sondern umgekehrt, das sittliche Vermögen muß nach dem kategorisch gebietenden Gesetz geschätzt werden, also nicht nach der empirischen Kenntniß, die wir vom Menschen haben, sondern nach der rationalen, wie sie der Idee der Menschheit gemäß ist. Tugend muß also nicht (wie Klugheit) der Erfahrung abgelernt werden.

Alle Bestimmungen und Hochpreisungen, betreffend das Ideal der Menschheit in ihrer moralischen Vollkommenheit können durch die Beispiele des Widerspruchs dessen, was die Menschen jetzt sind, gewesen sind und seyn werden, an ihrer praktischen Realität nichts verlieren, und die Anthropologie, welche auf Erfahrungskenntnissen beruht, kann der Anthroponomie, welche von der unbedingt gesetzgebenden Vernunft aufgestellt wird, keinen Abbruch thun, und wie-

wohl Tugenden (in Beziehung auf Menschen, nicht aufs Gesetz) auch hin und wieder verdienstlich heißen können und einer Belohnung würdig seyn mögen; so muß doch Tugend für sich selbst betrachtet werden a) als ihr eigner Zweck, und b) als ihr eigner Lohn. Die vollkommne Tugend wird daher so vorgestellt, als ob sie den Menschen und nicht der Mensch sie besitze, weil es sonst so aussähe, als ob er noch die Wahl gehabt hätte, da denn noch eine zweite Tugend nöthig wäre, um die Tugend vor jeder andern angebotnen Waare zu erlesen.

2) a) Tugend ist nur Eine; nehmlich die moralische Stärke des Willens eines Menschen (verschieden von Heiligkeit), in Befolgung seiner Pflicht, welche Pflicht eine freie Nöthigung durch seine eigne gesetzgebende Vernunft ist, insofern diese sich zu einer das Gesetz ausführenden Gewalt selbst konstituirt. Sie zu besitzen, ist nicht Pflicht, (sonst gebe es eine Pflicht zur Pflicht), sondern sie begleitet ihr Gebot durch einen sittlichen (Kraft innerer Freiheit möglichen) Zwang, wozu aber, weil er unüberwindlich seyn soll, Stärke gehört, deren Größe wir nur nach der Größe der

Hinderniſſe ſchätzen können. Dieſe Stärke, ſofern ſie die Brut geſetzwidriger Geſinnungen zu bekämpfen hat, heißt Tapferkeit (fortitudo moralis), auch wird ſie die eigentliche, d. i. praktiſche, Weisheit genannt, weil ſie den Endzweck des Daſeyns der Menſchen auf Erden zu dem ihrigen macht.

2) b) In ihrem Beſitze iſt der Menſch allein weiſe, frei, geſund, reich, ein König ꝛc., und kann weder durch Zufall, noch durch Schickſal gehindert oder beſchränkt werden; denn alles liegt in ſeinem weiſen Willen; nichts kann ihm ſeine Tugend nehmen. Eine Mehrheit der Tugend ſich denken heißt nichts, als ſich verſchiedne Gegenſtände denken, auf die der Wille aus dem einigen Princip der Tugend geleitet wird.

3) Alle Pflichten ſind gleich, keine größer oder kleiner als die andere. Das läßt ſich formaliter einigermaaßen rechtfertigen.

4) Tugend beruht auf Apathie ꝛc.

5) Die Tugend iſt immer im Fortſchreiten.

ten; so hat die Natur uns nicht ohne Trost gelassen. Dieser Trost kann gezogen werden 1) nicht nur aus einer vollständigen Billigung des Menschen in unserm Busen, 2) sondern aus einem wo möglich noch edlern Princip, aus einer festen Zuversicht und kindlichen Ergebung gegen die gütige Weisheit, die alle Begebenheiten des menschlichen Lebens leitet und die nimmer jene Unglücksfälle zugelassen hätte, wären sie nicht unumgänglich nothwendig zum Wohl des Ganzen gewesen.

Diese erhabene Betrachtung hat uns die Natur nicht als das große Geschäfte und Anliegen unseres Lebens vorgeschrieben, sondern sie hält uns selbige nur vor als den Trost in unsern Widerwärtigkeiten. Die stoische Philosophie schreibt uns selbige als das große Geschäft und Anliegen unseres Lebens vor. Sie lehrt uns, daß wir uns um keine Begebenheiten ernstlich bekümmern sollen, die nicht zur guten Ordnung unserer Gemüther, zur Schicklichkeit unseres Wählens und Verwerfens gehören, ausgenommen, um die Begebenheiten, die eine Behörde (Departement) betreffen, in welcher wir weder irgend eine Handthie-

rung haben, noch haben ſollten, die Behörde des großen Weltregierers.

Durch die Apathie, die ſie uns vorſchreibt, dadurch, daß ſie ſich bemüht, nicht blos zu mäßigen, ſondern auszurotten alle unſre private, partheiiſche und ſelbſtiſche Affektionen, dadurch, daß ſie uns für alles, was uns ſelbſt, unſere Freunde, unſer Land befallen kann, nicht einmal die ſympathetiſchen und zurückgebrachten Empfindungen des unpartheiiſchen Zuſchauers zu fühlen erlauben will, bemüht ſie ſich, uns ganz gleichgültig und ſorglos gegen das Wohlgelingen und Fehlſchlagen alles deſſen zu machen, was die Natur als die ſchickliche Angelegenheit und Beſchäftigung vorgeſchrieben hat.

Philoſophiſche Raiſonnements, wenn ſie gleich den Verſtand verwirren und ſtutzig machen mögen, können nie die nothwendige Verknüpfung zerreißen, die die Natur zwiſchen Urſachen und ihren Würkungen feſtgeſetzt hat.

Die Urſachen, die von Natur unſere Begehrungen und Verabſcheuungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Bekümmerniſſe erwecken, würden ohne Zweifel, trotz allen Grübeleien des Stoicism,

auf jeden Menſchen, nach dem Grade ſeiner dermaligen würklichen Empfindlichkeit, ihre eigenthümliche und nothwendige Würkungen hervorbringen. Die Urtheile des Menſchen in unſerm Buſen indeſſen möchten von dieſen Raiſonnements afficirt werden, und dieſer groſſe innere Regierer könnte durch ſelbige ſich bemühen, alle unſere private, partheiiſche und ſelbſtiſche Affektionen in eine mehr oder weniger vollkommne Ruhe zurückzuſcheuchen. Die Urtheile dieſes innern Richters zu leiten, iſt der groſſe Zweck aller Syſteme der Moral. Es iſt kein Zweifel, daß nicht die ſtoiſche Philoſophie ſehr groſſen Einfluß auf den Charakter und das Betragen ihrer Anhänger gehabt, und daß, wenn ſie ſie auch bisweilen zu unnöthiger Heftigkeit angereizt hat, ihre Abzweckung überhaupt doch geweſen, ſie zu Thaten der heroiſchen Hochherzigkeit und des ausgebreiteteſten Wohlwollens zu beſeelen.

4) Außer dieſen alten, giebt es einige neuere Syſteme, nach welchen die Tugend in der Schicklichkeit oder Angemeſſenheit der Geſinnung, aus welcher wir handeln, zu der Urſache oder dem Gegenſtande beſteht, der die Geſinnung erweckt.

A. Das System des D. Clarke, nach welchem die Tugend darin besteht, daß man gemäß den Verhältnissen der Dinge handelt, oder daß man sein Verhalten nach der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit einrichtet, die sich in der Anwendung gewisser Handlungen auf gewisse Dinge oder Verhältnisse findet. Clarke sagt, jedes Ding hat seine Kräfte und Empfänglichkeiten, vermöge deren, nach einem gleichförmigen Gesetz, es gewisse Würkungen thut, andere nicht thut, und manche Einwürkungen annimmt. Eben so hat es seine eigenthümlichen Verhältnisse zu andern Dingen. Der Mensch als Ueberschauer aller Dinge, als Beherrscher der vernunftlosen und vernünftiger Regierer der vernünftigen Wesen kann keine andere Norm seines Betragens gegen sie haben, als ihre Natur und ihre daraus entspringenden Verhältnisse unter einander und zu ihm selbst. Verfährt er so, so handelt er nach dem wahren System der Natur und in dem Geist ihres Urhebers. Das Clarkſche Princip also ist: Behandle jedes Ding in seiner Art und nach seiner Natur und seinen Verhältnissen. Thust du das, so handelst du tugendhaft und bist auf dem Wege der Glückseligkeit.

Aber, sagt Garve, diese aptitudo rerum ist nicht die erste Idee, die man sich von Tugend macht, sondern ist eine abgeleitete Formel.

B. Das System des Wollaston, welches die Tugend darin setzt, daß man nach der Wahrheit der Dinge, nach ihrer eignen Natur handle, oder daß man sie als das, was sie sind, und nicht als das, was sie nicht sind, behandle. Wollaston sagt: jede Handlung drückt einen gewissen Satz aus, und in der Wahrheit oder Unwahrheit dieses Satzes liegt die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Handlung. Martere ich ein Thier oder tyrannisire ich einen Menschen, so sagt meine Handlung, das Thier sey leblos oder der Mensch sey ein Thier. Morde ich einen Menschen, so drückt die Handlung zwei Unwahrheiten aus ꝛc.

Dieß System ist 1) unendlich zwangvoll und künstlich, 2) kein Mensch ist sich bei Beurtheilung sittlicher Handlungen, je solche Spekulationen angestellt zu haben, bewußt.

C. Das System des Schaftesbury, welches die Tugend darin setzt, daß man ein gehöriges Gleichgewicht unter den Neigungen behaupte, und keine Leidenschaft aus

ihrer Sphäre gehen lasse. Das Schaftesburysche System ist fast ganz platonisch.

Alle diese Systeme sind insgesammt mehr oder weniger genaue Beschreibungen derselben Grundidee.

D. Das Leibnitz-Wolfische System, das die Tugend in Vollkommenheit setzt. Dieses würde mit dem Platonischen stimmen, wenn nicht Leibnitz und Wolf einen neuen, nehmlich den metaphysischen, Begriff von Vollkommenheit eingeführt hätte, der alle Dinge, leblose sowohl als lebendige, umfaßt, und daher in der Anwendung auf die menschliche Natur nicht genugthuend ist. „Ein vollkommner Klotz würde nicht ein vollkommner Stein seyn" ꝛc.

Das πρωτον ψευδος dieses Systems ist, daß es annimmt, es gebe eine gemeinschaftliche Vollkommenheit für alle jene Dinge, da es doch keine solche giebt. Ein Berg z. B. ist immer vollkommen in Beziehung auf den Menschen, entweder in Beziehung auf seinen Verstand oder auf seine Empfindung oder auf seinen Endzweck.

Der Begriff von Vollkommenheit, als der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zu Einem, paßt freilich auf die metaphysische Vollkommenheit, auch auf die ästheti-

sche, auch auf die technische, d. i. die des Nützlichen; aber indem man den Begriff so allgemein machte, verdunkelte man den ächten, alten moralischen Begriff von Vollkommenheit, nach welchem das perfice darauf geht, daß der Mensch nach Einsichten streben, seine Begierden zähmen, die innere Thätigkeit seines Geistes durchdenken und Wohlwollen unterhalten und erhöhen, und eben diese Thätigkeit durch nützliche Arbeiten, durch treue Abwartung des Berufs, durch gerechte und wohlthätige Handlungen auch äußerlich im gesellschaftlichen Leben üben soll. Dagegen eben dieß Princip, auf Wolfische Art ausgedrückt: „Suche das Mannigfaltige in dir übereinstimmend zu dem Einen zu machen," ist unbestimmt und unkräftig. Auch im Lasterhaften stimmt alles zusammen, und wenn Wolf das leugnet, so muß er eine ursprüngliche, aus seinem Princip nicht hergeleitete Güte der menschlichen Natur voraussetzen, mit welcher alles harmoniren muß, wenn eine Uebereinstimmung im Menschen möglich seyn soll.

Keins von allen diesen Systemen giebt oder maaßt sich nur an zu geben irgend ein abgemessenes oder deutliches Maaß,

wornach dieſe Schicklichkeit oder Angemeſſenheit der Geſinnung (affection) ausgemacht oder beurtheilt werden kann. Dieß genaue Maaß kann nirgend gefunden werden, außer in den ſympathetiſchen Gefühlen des unpartheiiſchen und wohlunterrichteten Zuſchauers.

Ueberdem iſt die in jedem dieſer Syſteme gegebene oder gemeinte Beſchreibung der Tugend zwar richtig, ſo weit ſie reicht; denn es giebt keine Tugend ohne Schicklichkeit, und wo Schicklichkeit iſt, da gebührt ſich auch ein gewiſſer Grad von Billigung. Dennoch aber iſt die Beſchreibung unvollkommen. Denn iſt gleich Schicklichkeit ein nothwendiger Beſtandtheil jeder tugendhaften Handlung, ſo iſt ſie doch nicht der einzige Beſtandtheil. Wohlthätige Handlungen haben in ſich eine andere Beſchaffenheit, wodurch ſie nicht nur Billigung, ſondern Belehrung zu verdienen ſcheinen. Keins dieſer Syſteme erklärt leicht oder hinlänglich den höhern Grad von Achtung, der ſolchen Handlungen zu gebühren ſcheint, oder die Verſchiedenheit des Gefühls, welches ſie natürlicher Weiſe erregen. Eben ſo wenig iſt die Beſchreibung des Laſters vollſtändig. Denn iſt Unſchicklichkeit gleich

ein nothwendiger Bestandtheil in jeder lasterhaften Handlung, so ist sie doch nicht immer der einzige Bestandtheil, und es findet oft der höchste Grad von Absurdität und Unschicklichkeit in sehr harmlosen und unbedeutenden Handlungen statt. Ueberlegte Handlungen, die zum Schaden und Verderben derer abzwecken, mit denen wir leben, haben, außer ihrer Unschicklichkeit, noch eine eigene Eigenschaft an sich, wodurch sie nicht nur Mißbilligung, sondern Bestrafung zu verdienen scheinen, und Gegenstände nicht nur des Mißfallens, sondern des Unwillens und der Rache sind, und keins von diesen Systemen erklärt leicht oder hinlänglich jenen höhern Grad von Abscheu, den wir für solche Handlungen fühlen.

B.

Das älteste von den Systemen, die die Tugend in Klugheit setzen, und wovon noch Ueberbleibsel vorhanden sind, ist das des Epikur.

Epikurisches Princip: „Befolge die Gesetze, welche dir die Vernunft zur Anordnung der Sinnenlust, um das Maximum von Vergnügen und das Minimum

von

von Leiden zu erlangen, vorſchreibt.“ Nach Epikur waren körperliches Vergnügen und körperlicher Schmerz die alleinigen und natürlichen letzten Gegenſtände des Begehrens und Verabſcheuens.

1) Daß ſie immer die natürlichen Gegenſtände jener Regungen von Begehren und Verabſcheuen wären, brauchte, meinte er, keines Beweiſes. Zwar ſchien manchmal ein Vergnügen vermieden zu werden, indeſſen nicht, weil es Vergnügen wäre, ſondern weil durch den Genuß deſſelben wir entweder ein größeres Vergnügen verwürken oder uns einem Schmerz bloß ſtellen würden, der mehr zu vermeiden, als das Vergnügen zu begehren wäre. Eben ſo möchte Schmerz manchmal erwählbar ſcheinen, aber nicht weil er Schmerz iſt, ſondern weil durch Erduldung deſſelben wir einem noch größern Schmerz entgehen oder irgend ein wichtigeres Vergnügen erlangen.

2) Daß körperliches Vergnügen und Leiden die alleinigen, letzten Gegenſtände des Begehrens und Verabſcheuens wären, war, wie er ſich einbildete, eben ſo evident. Nehmlich alles, was ſonſt entweder begehrt oder verabſcheut würde, würde es,

seiner Meinung nach, darum, weil es abzweckte, die eine oder die andere von diesen Empfindungen hervorzubringen. Die Abzweckung, körperliches Vergnügen hervorzubringen, machte Reichthum und Macht wünschenswerth, so wie die entgegengesetzte Abzweckung Schmerz zu verursachen, die Armuth und die Unbedeutenheit zu Gegenständen des Abscheues machte. Ehre und Ruf wäre schätzbar, weil die Achtung und Liebe derer, mit denen wir leben, von der größten Erheblichkeit wäre, beides uns Vergnügen zu verschaffen und vor Leiden zu bewahren. Schimpf und übler Ruf hingegen wäre zu meiden, weil der Haß und die Verachtung und der Unwille derer, mit denen wir leben, alle Sicherheit zerstörte, und uns nothwendig den größten körperlichen Uebeln aussetzte.

Alle Vergnügen und Leiden des Gemüths rührten, nach Epikur, am Ende von denen des Körpers her. Die Seele wäre glücklich, wenn sie an die vergangnen Vergnügen des Körpers gedächte und künftige hoffte; und sie wäre elend, wenn sie an die ehemals erduldeten körperlichen Leiden gedächte, und die nehmlichen oder größere dereinst befürchtete.

3) Aber die Vergnügen und Leiden des Gemüths, obgleich am Ende aus denen des Körpers abgeleitet, wären überaus viel größer, als ihre Originale. Der Körper fühlte nur die Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks, wogegen das Gemüth auch 1) die vergangnen durch Erinnerung, und 2) die künftigen durch Anticipation empfände, folglich beides mehr litte und mehr genösse. Bei der Empfindung des größten körperlichen Leidens, sagte er, würden wir, wenn wir recht darauf Acht gäben, immer finden, daß es nicht das Leiden des jetzigen Augenblicks ist, was hauptsächlich quält, sondern entweder die marternde Erinnerung des vergangenen, oder die noch schrecklichere Furcht des künftigen. Das Leiden jedes Augenblicks für sich betrachtet, und von allem, was vorangeht und nachfolgt, abgeschnitten, ist eine Kleinigkeit und nicht der Rede werth, und doch ist dieß alles, was man sagen kann, daß der Körper würklich leidet. Eben so, wenn wir das größte Vergnügen genießen, werden wir immer finden, daß die körperliche Empfindung, die Empfindung des jetzigen Augenblicks nur einen kleinen Theil unserer Glückseligkeit ausmacht, daß unser

Genuß vornehmlich entweder auf der frohen Erinnerung des vergangenen oder der noch freudigern Anticipation des künftigen beſteht, und daß das Gemüth immer bei weitem den größten Beitrag zu der Ergötzung liefere.

Da alſo unſer Glück und Elend vornehmlich von dem Gemüth abhinge, ſo würde, wofern nur dieſes wohl eingerichtet und in Abſicht auf unſere Gedanken und Meinungen gehörig verfaßt wäre, wenig darauf ankommen, auf was für eine Weiſe unſer Körper afficirt wäre. Auch unter körperlichen Leiden würden wir noch immer eines beträchtlichen Antheils von Glückſeligkeit genießen können, wenn unſere Vernunft und Beurtheilung ihre Ueberlegenheit behaupteten. Wir könnten uns unterhalten mit der Erinnerung vergangener und mit der Hoffnung künftiger Vergnügen, und wir könnten uns Linderung ſchaffen dadurch, daß wir die körperliche Empfindung, den Schmerz des jetzigen Augenblicks, von allen quälenden Vorſtellungen abgeſondert, faßten und bedächten: si longus dolor, levis, si gravis, brevis; und daß auf jeden Fall der Tod bei der Hand ſey, der, da er, nach Epikur, aller Empfin-

dung ein Ende machte, nicht als ein Uebel betrachtet werden könnte.

Wenn die würkliche Empfindung des positiven Schmerzes an sich so wenig zu fürchten wäre, so wäre die des Vergnügens noch weniger zu begehren, da sie von Natur weit weniger durchdringend als die des Schmerzes wäre. Wenn also diese letzte von der Glückseligkeit einer wohlverfaßten Seele so wenig wegnehmen könnte, so könnte die andere kaum etwas zu derselben hinzuthun.

4) In der Ruhe des Körpers also und in der Sicherheit und Stille des Gemüths bestand, nach Epikur, der vollkommenste Zustand der menschlichen Natur, die vollständigste Glückseligkeit, deren der Mensch zu genießen fähig wäre.

5) Diesen großen Zweck des natürlichen Begehrens zu erreichen, wäre der alleinige Gegenstand aller Tugenden, die nach ihm nicht um ihrer selbst willen begehrungswerth wären, sondern blos darum, weil sie diese Situation zu Stande zu bringen dienen. Klugheit z. B., obzwar nach dieser Philosophie die Quelle und das Princip aller Tugenden, war nicht um ihrer selbst willen wünschenswerth. Jener sorgenvolle,

arbeitsame und behutsame Gemüthsstand, immer wach und aufmerksam auf die entferntesten Folgen jeder Handlung zu seyn, könnte nicht etwas für sich selbst und um seinetwegen Angenehmes seyn, sondern nur wegen ihrer Abzweckung, das größeste aller Güter zu verschaffen, und das größte aller Uebel abzuhalten.

Auch sich des Vergnügens zu enthalten, unsere natürliche Neigung nach Genuß zu bändigen, welches das Amt der Mäßigkeit wäre, könnte nie um sein selbst willen erwünscht seyn. Der ganze Werth dieser Tugend entspränge aus ihrer Nützlichkeit, dadurch, daß sie uns in den Stand setzt, den gegenwärtigen Genuß auszusetzen, um eines künftigen größern willen, oder um ein größeres Leiden, das daraus erfolgen möchte, zu vermeiden. Kurz, Mäßigkeit ist nichts als Klugheit, in Rücksicht auf das Vergnügen. Arbeit ertragen, Schmerz aushalten, sich der Gefahr oder dem Tode bloß stellen, alles Lagen, in die uns die Tapferkeit oft führen würde, wären gewiß noch weniger die Gegenstände des natürlichen Begehrens. Sie würden nur erwählt, um größere Uebel zu vermeiden. Wir unterwürfen uns der Arbeit, um die größere

Schande und Plage der Armuth zu vermeiden, und wir stellten uns der Gefahr und dem Tode bloß, um unsere Freiheit und unser Eigenthum, die Mittel unseres Vergnügens und Glücks, oder um unser Vaterland zu vertheidigen, in dessen Sicherheit und Wohlfahrt unsere eigene nothwendig mit begriffen wäre. Tapferkeit machte uns fähig, das alles fröhlich zu thun, als das beste, was sich in unserer dermaligen Lage thun ließe, und wäre in der That nichts anderes als Klugheit, richtiges Urtheil und Geistesgegenwart, gehörig Schmerz, Arbeit und Gefahr zu würdigen, und immer das Kleinste zu wählen, um das Größte zu meiden.

Eben so ists mit Gerechtigkeit bewandt. Sich dessen zu enthalten, was eines Andern ist, wäre nicht um sein selbst willen erwünscht, und es ist für dich gewiß nicht besser, daß ich besitze, was mein ist, als daß du es besitzest. Gleichwohl sollst du dich alles dessen, was wir gehört, enthalten, weil, wenn du anders verfährest, du den Unwillen und die Rache der Menschen aufforderst, du die Sicherheit und Ruhe deines Gemüths gänzlich zerstörst, du mit Furcht und Entsetzen bei dem Gedanken er-

fülle wirst an die Strafe, die, wie du erwarten mußt, Menschen zu allen Zeiten bereit sind, dir anzuthun, und vor welcher keine Macht, keine Kunst, kein Verstecken jemals in deiner eignen Einbildung hinreichend seyn wird, dich zu schützen. Jene andere Gattung von Gerechtigkeit, die darin besteht, daß man gute Dienste den verschiedenen Personen erweist, nach Maaßgabe der verschiedenen Beziehungen von Nachbarn, Verwandten, Freunden, Wohlthätern, Vorgesetzten, unseres Gleichen, worin sie zu uns stehen mögen, empfiehlt sich uns durch denselben Grund. Schicklich in allen diesen Verhältnissen handeln, verschafft uns die Achtung und Liebe derer, mit denen wir leben, so wie die entgegengesetzte Aufführung ihre Verachtung und ihren Haß erweckt. Durch das eine sichern wir, durch das andere setzen wir in Gefahr unsere eigene Gemächlichkeit und Ruhe, die großen und letzten Gegenstände alles unseres Begehrens. Die ganze Tugend der Gerechtigkeit also, der wichtigsten von allen Tugenden, ist nichts mehr als bedachtsames und kluges Verhalten gegen unsere Mitmenschen.

Widerlegung.

So iſt Epikurs Lehre, betreffend die Natur der Tugend, beſchaffen. Sonderbar, wenn dieſer Philoſoph, der uns als ein Mann von den liebenswürdigſten Sitten beſchrieben wird, nie bemerkt haben ſollte, daß, was auch jene Tugenden oder die entgegengeſetzten Laſter für eine Abzweckung in Hinſicht auf unſere körperliche Ruhe und Sicherheit haben mögen, die Geſinnungen, welche ſie natürlicher Weiſe in Andern erwecken, die Gegenſtände von einem weit heftigern Begehren und Verabſcheuen ſind, als alle ihre andern Folgen; daß liebenswerth, ehrwürdig, der ſchickliche Gegenſtand der Achtung zu ſeyn, für ein jedes wohleingerichtetes Gemüth einen gröſſern Werth hat, als alle Ruhe und Sicherheit, die uns Liebe, Achtung, Ehrfurcht verſchaffen kann; daß dagegen verhaßt, verächtlich, der ſchickliche Gegenſtand des Unwillens zu ſeyn, fürchterlicher iſt, als alles, was wir von Haß, Verachtung oder Unwillen in unſerm Körper leiden können; und daß folglich unſer Begehren des einen Charakters und unſer Abſcheu gegen den andern, nicht aus irgend einer Rückſicht auf die Effekte, die der eine

oder der andere auf den Körper hat, herrühren kann.

1) Dieß System ist ohne Zweifel ganz unverträglich mit dem, welches Smith sich bemüht hat, festzusetzen. Indessen ist leicht zu entdecken, aus welcher Phasis, aus welcher besondern Absicht der Natur diese Erklärung (oder Vorstellungsart) der Dinge ihre Wahrscheinlichkeit entlehnt. Vermöge der weisen Einrichtung des Urhebers der Natur ist die Tugend bei allen gewöhnlichen Gelegenheiten, selbst in Hinsicht auf das Leben, würkliche Weisheit, und das sicherste und bereiteste Mittel, beides, Sicherheit und Vortheil zu erlangen. Das Wohlgelingen oder Fehlschlagen unserer Unternehmungen muß gar sehr abhängen von der guten oder schlechten Meinung, die Andere von uns haben, und von der allgemeinen Gesinnung derer, mit denen wir leben, entweder uns behülflich oder entgegen zu seyn. Nun aber ist der beste, sicherste und bereitste Weg, das vortheilhafte Urtheil Anderer zu erlangen und ihr ungünstiges Urtheil zu vermeiden, ohne Zweifel dieser, daß wir uns selbst zum schicklichen Gegenstande des erstern und nicht des letztern machen, wie schon So-

krates sagt: der sicherste Weg zum Ruhm eines guten Musikers zu gelangen, sey der, daß man ein guter Musiker werde, und so in Allem. Da also die Ausübung der Tugend im Allgemeinen so vortheilhaft und die des Lasters so nachtheilig unserm eignen Interesse ist; so prägt ohne Zweifel die Betrachtung dieser entgegengesetzten Abzweckungen eine frische Schönheit und Schicklichkeit auf die eine, und eine neue Häßlichkeit und Unschicklichkeit auf die andere. Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit kommen sonach dazu, gebilligt zu werden, nicht blos unter ihren eigenen Charakteren, sondern unter dem hinzugesetzten neuen Charakter der höchsten Weisheit und ächtesten Klugheit. Und eben so kommen die Laster der Unmäßigkeit, Kleinmuth, Ungerechtigkeit, Boshaftigkeit und sordide Selbstsucht dazu, daß sie gemißbilligt werden, nicht blos unter ihren eigenen Charakteren, sondern unter dem neu-hinzukommenden Charakter der kurzsichtigsten Thorheit und Schwachheit. Epikur scheint in jeder Tugend nur allein auf diese Gattung von Schicklichkeit Acht gegeben zu haben. Sie ist diejenige, die am ersten denjenigen einzufallen pflegt, welche sich bemühen, An-

dere zu regelmäßigem Verhalten zu bereden. Wenn Menschen durch ihre Praxis und vielleicht auch durch ihre Maxime offenbar zeigen, daß die natürliche Schönheit der Tugend wohl nicht viel Würkung auf sie thun möchte, wie soll man sie dann bewegen, als dadurch, daß man ihnen die Thorheit ihres Verhaltens vorhält, und wie sehr sie am Ende selbst dabei zu leiden haben werden.

2) Auch gab Epikur, als er alle die verschiedenen Tugenden auf diese Eine Gattung von Schicklichkeit zurückzuführen suchte, einer Neigung nach, die allen Menschen natürlich ist, aber von Philosophen mit einer besondern Zärtlichkeit gehegt zu werden pflegt, als das große Mittel, ihre Erfindungsgabe zu zeigen, der Neigung nehmlich, alle Phänomene aus so wenig Principien, als möglich, zu erklären. Und er befriedigte ohne Zweifel diese Neigung noch mehr, da er alle ursprüngliche Gegenstände des natürlichen Begehrens und Verabscheuens auf die Vergnügen und Leiden des Körpers zurückführte. Der große Patron der atomistischen (mechanischen) Philosophie, der so viel Freude daran fand, alle Kräfte und Eigenschaften der Körper aus dem offen-

barsten und bekanntesten der Figur, Bewegung und Anordnung der kleinen Theile der Materie abzuleiten, fand ohne Zweifel eine ähnliche Befriedigung, als er auf eine ähnliche Art alle Empfindungen und Leidenschaften des Gemüths aus denen erklärte, die am offenbarsten und bekanntesten sind.

Epikurs System stimmte mit den Systemen des Plato, Aristoteles und Zeno sofern überein, daß er die Tugend in die zur Erlangung der ursprünglichen Gegenstände des Begehrens (prima naturae) angemessenste Weise zu handeln setzte. Es unterschied sich von ihnen allen in zwei andern Rücksichten, 1) in der Erklärung, die er von jenen ursprünglichen Gegenständen des natürlichen Begehrens, und 2) in der Erklärung, die er von der Vortrefflichkeit der Tugend oder von dem Grunde, warum solche Eigenschaften geschätzt werden sollten, gab.

1) Die ursprünglichen Gegenstände des natürlichen Verlangens bestanden, nach Epikur, in körperlichen Vergnügen und Leiden und in sonst nichts; wogegen nach den andern drei Philosophen es viele andere Gegenstände gab, wie Erkenntniß,

wie Glückſeligkeit unſerer Verwandten, Freunde, Mitbürger, die am Ende um ihrer ſelbſt willen begehrlich wären.

2) Auch verdiene, nach Epikur, die Tugend nicht um ihr ſelbſt willen, daß man nach ihr ſtrebte, noch war ſie einer von den letzten Gegenſtänden des natürlichen Begehrens, ſondern war nur wählbar wegen ihrer Abzweckung, Leiden zu verhüten und Ruhe und Vergnügen zu verſchaffen. Dagegen, nach der Meinung der andern drei, war die Tugend begehrlich, nicht blos als das Mittel, die andern urſprünglichen Gegenſtände des natürlichen Begehrens zu verſchaffen, ſondern als Etwas, das an ſich mehr werth wäre, als ſelbige insgeſammt. Da der Menſch, dachten ſie, geboren iſt, zum Handeln, ſo muß ſeine Glückſeligkeit beſtehen nicht blos in der Annehmlichkeit ſeiner leidentlichen Empfindungen, ſondern auch in der Schicklichkeit ſeiner thätigen Aeußerungen.

Das Epikuriſche Syſtem iſt 1) nicht wahr, 2) nicht genugthuend. Gerade wo die Verſuchung zum Laſter am größten iſt, iſt der Widerſtand, den das Princip leiſtet, der ſchwächſte.

Zu dem Epikuriſchen Syſtem gehört das Syſtem der Selbſtliebe, wie es die franzöſiſchen Philoſophen, und am ſchönſten Helvetius, aufgeſtellt haben, und welches auch Friedrich II. vertheidigt hat. Es iſt im Grunde mit dem Glückſeligkeits-Princip einerlei, nur daß es wegen des zweydeutigen Ausdrucks Selbſtliebe, und wegen der unbeſtimmten Begriffe der meiſten von jenen Philoſophen zweifelhaft wird, ob es das Epikuriſche Syſtem ſeyn ſoll, daß die Selbſtliebe nur in die Liebe zum ſinnlichen Vergnügen ſetzt, oder das eigentliche wahre Glückſeligkeits-Princip, welches auf Geſundheit, Wohlſtand und ſtets wachſende Vollkommenheit des ganzen Menſchen nach Körper und Geiſt geht, und alſo der Selbſtliebe einen viel größern Umfang darbietet. Friedrich II. nahm das Wort Selbſtliebe in dieſem zweiten Sinn.

C.

Von den Syſtemen, welche die Tugend in Wohlwollen beſtehen laſſen.

Das Syſtem, welches die Tugend in Wohlwollen ſetzt, obgleich es nicht ſo alt zu ſeyn ſcheint, als die, welche ich vorher

durchgegangen, ist doch von hohem Alterthum. Es scheint die Lehre der Philosophen gewesen zu seyn, die um und nach Augusts Zeit unter dem Namen der Eklektiker und Neuplatoniker erscheinen.

In der göttlichen Natur wäre nach diesen Auktoren Wohlwollen oder Liebe das einzige Princip des Handelns, und das die Aeußerung aller andern Attribute leitete. Die Weisheit Gottes beschäftigte sich, die Mittel auszufinden, um die Zwecke zu Stande zu bringen, die seine Güte angäbe, so wie seine unendliche Macht bestrebt wäre, selbige auszuführen. Wohlwollend indessen wäre immer die oberste und regierende Eigenschaft, der die andern behülflich wären, und von der die ganze Vortrefflichkeit oder die ganze Moralität, wenn man so reden darf, der göttlichen Operationen zuletzt abgeleitet wäre.

Nun bestände die gesammte Vollkommenheit und Tugend des menschlichen Gemüths in irgend einer gewissen Aehnlichkeit und Theilnahme der göttlichen Vollkommenheiten, und folglich darin, daß es von demselben Princip des Wohlwollens und der Liebe erfüllt würde, die auf die Handlungen Gottes Einfluß hätten. Nur die

aus dieſem Motiv hergefloſſenen Handlungen der Menſchen wären wahrhaft preiswürdig, oder könnten in dem Angeſicht Gottes auf einiges Verdienſt Anſpruch haben. Nur durch Handlungen der Mildigkeit und Liebe könnten wir unſere eigne Geſinnungen zu einer größern Aehnlichkeit mit ſeinen heiligen Eigenſchaften bringen, und dadurch ſchicklichere Gegenſtände ſeiner Liebe und Achtung werden, bis wir zu jener unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott gelangten, zu welcher es der große Gegenſtand dieſer Philoſophen war, uns zu erheben.

Dieß Syſtem fand unter den alten Kirchenvätern viel Beifall, auch in neuern Zeiten bei vortrefflichen Theologen. Unter allen alten und neuern Freunden dieſes Syſtems war **Hutcheſon** über alle Vergleichung, der ſcharfſichtigſte, philoſophiſchſte und einſichtvollſte.

Daß Tugend in Wohlwollen beſteht, iſt eine Idee, die durch viele Erſcheinungen der menſchlichen Natur unterſtützt wird.

1) Schickliches Wohlwollen iſt die holdeſte und angenehmſte von allen Geſinnungen; ſie wird uns durch eine doppelte Sym-

pathie empfohlen, sie ist, da ihre Abzweckung nothwendiger Weise wohlthätig ist, der schickliche Gegenstand der Dankbarkeit und Belohnung, und aus allen diesen Gründen besitzt sie für unsere natürlichen Empfindungen ein Verdienst, das jedem andern überlegen ist.

2) Selbst die Schwachheiten des Wohlwollens sind uns nicht sehr unangenehm, wogegen die Uebermaaße jeder andern Leidenschaft allemal äußerst widerlich sind. Nur den wohlwollenden Leidenschaften ist es vergönnt, sich ohne alle Rücksicht auf Schicklichkeit äußern zu können, und doch etwas an sich zu behalten, was Einnehmend ist. Selbst die blos instinktartige Gutartigkeit, die gerade zugeht, gute Dienste zu erweisen, ohne einmal sich zu besinnen, ob dieses Verhalten ein schicklicher Gegenstand des Tadels oder der Billigung sey, hat etwas Gefallendes an sich. Hingegen jede andere Leidenschaft hört auf angenehm zu seyn in dem Augenblick, da sie vom Gefühl der Schicklichkeit nicht begleitet ist.

3) Wie Wohlwollen den Handlungen, die davon herrühren, eine, allen andern überlegene, Schönheit zuwendet; so theilt

der Mangel davon, und noch mehr die entgegengesetzte Neigung alle dem, was als Aeußerung davon angesehen werden kann, eine besondere Häßlichkeit mit. Verderbliche Handlungen werden oft bestraft, blos darum, weil sie einen Mangel an hinlänglicher Achtsamkeit für die Glückseligkeit unseres Mitmenschen zeigen.

4) Ueberdem bemerkt Hutcheson, daß, wenn in irgend einer That, von der man annimmt, daß sie aus wohlwollenden Gesinnungen herrühre, irgend ein anderer Beweggrund entdeckt worden ist, unser Gefühl des Verdienstes dieser That gerade so weit abnimmt, als uns vorkommt, daß dieser Beweggrund darauf Einfluß gehabt haben möchte, z. E. wenn sich fände, daß eine vermeintlich aus Dankbarkeit geschehene That aus Erwartung irgend einer neuen Gefälligkeit, oder irgend eine vermeintlich patriotische That aus Hoffnung auf Geldlohn gethan wäre. Da also die Beimischung irgend eines selbstischen Beweggrundes, gleich dem Zusatz eines schlechten Metalls, das Verdienst, das sonst einer Handlung zugekommen seyn würde, vermindert oder ganz aufhebt; so wäre klar, daß Tu-

gend in reinem und uneigennützigem Wohlwollen allein bestehen könne.

5) Wenn dagegen die Handlungen, von welchen man gemeiniglich annimmt, daß sie aus einem selbstischen Beweggrunde herrühren, unserer Entdeckung nach, aus einem wohlwollenden entsprungen wären, so würde das sehr unser Gefühl ihres Verdienstes erhöhen. Glaubten wir, daß Jemand sich bemühe, sein Vermögen zu vergrößern, aus keiner andern Absicht, als blos, um seinen Wohlthätern schickliche Erwiederungen und freundliche Dienste zu erweisen, so würden wir ihn dafür desto mehr schätzen und lieben. Und diese Bemerkung schien noch mehr den Schluß zu bestätigen, daß es Wohlwollen allein wäre, was einer Handlung den Charakter der Tugend aufprägen könnte.

6) Endlich in allen Streitigkeiten der Kasuisten, betreffend die Richtigkeit des Verhaltens, wäre, bemerkt Hutcheson, das öffentliche Beste das Richtmaaß, worauf sie sich immer bezögen, und dadurch würde durchgängig von ihnen anerkannt, daß alles, was die Glückseligkeit der Menschen zu befördern abzweckte, richtig, löblich und tugendhaft, und das Gegentheil unrecht,

tadelhaft und lasterhaft wäre, z. E. bei der Streitfrage über leidenden Gehorsam und Recht des Widerstandes ist der einzige streitige Punkt: ob allgemeine Unterwerfung größere Uebel nach sich ziehen würde, als temporäre Insurrektionen, wenn Privilegien angetastet würden. Ob aber, was im Ganzen zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts abzweckte, nicht auch moralisch gut wäre, davon wäre nie, sagte er, auch nur die Frage gewesen.

7) Je größer das Wohlwollen wäre, das aus einer That hervorleuchtete, desto größeres Lob gebühre derselben. Die Handlungen, welche auf die Glückseligkeit einer großen Gemeinde abzielten, so wie sie ein mehr erweitertes Wohlwollen beweisen, so wären sie auch verhältnißmäßig mehr tugendhaft. Die tugendhafteste von allen Gesinnungen also, wäre die, welche die Glückseligkeit aller denkenden Wesen als ihren Gegenstand umfaßte. Die mindesttugendhafte unter allen den Handlungen, die noch irgend tugendhaft heißen könnten, wäre die, welche nicht weiter, als auf die Glückseligkeit eines Individui, wie z. B. eines Sohnes, Freundes, Bruders abzielte.

8) Die Vollkommenheit der Tugend bestände darin, daß wir alle unsere Handlungen auf die Beförderung des größtmöglichsten Guts leiteten, alle niedrigere Gesinnungen dem Verlangen nach der allgemeinen Glückseligkeit der Menschen unterordneten, daß jeder sich selbst blos als Einen von den Vielen ansähe, dessen Wohlfahrt nicht weiter nachgegangen werden müsse, als mit dem Ganzen verträglich oder demselben zuträglich wäre.

9) Selbstliebe wäre ein Princip, das immer tugendhaft in irgend einem Grade oder in irgend einer Richtung werden könnte. Sie wäre lasterhaft, wenn sie dem allgemeinen Gut Eintrag thäte. Hätte sie weiter keinen Effekt, als zu machen, daß das Individuum für seine Glückseligkeit sorgte, so wäre sie unschuldig, und weder zu loben noch zu tadeln. Die wohlwollenden Handlungen, die verrichtet würden, trotz irgend einem starken Motiv von Selbstinteresse, wären eben darum desto tugendhafter.

So weit war Hutcheson davon entfernt, die Selbstliebe in irgend einem Fall als ein Motiv von tugendhaften Handlungen gelten zu lassen, daß selbst eine Rück-

sicht auf das Vergnügen der Selbstbilligung nach ihm das Verdienst einer wohlwollenden That verminderte. Das wäre ein selbstisches Motiv, dachte er, welches, so weit es zu einer That beitrüge, die Schwachheit jenes reinen und uneigennützigen Wohlwollens beweise, welches allein dem Verhalten des Menschen den Charakter der Tugend aufprägen kann. Wogegen in den gemeinen Urtheilen der Menschen diese Rücksicht auf Selbstbilligung, als das einzige Motiv, angesehen wird, was die Benennung von tugendhaft verdient.

Kritik dieses Systems.

Wie Einige von den andern Systemen, die ich bereits dargestellt habe, nicht hinlänglich erklären, woher die eigenthümliche Vortrefflichkeit 1) der hohen Tugend der Wohlthätigkeit entspringt, so scheint dieß System den entgegengesetzten Fehler zu haben, nicht hinlänglich zu erklären, woher unsere Billigung der niedrigen Tugenden der Klugheit, Wachsamkeit, Behutsamkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit ꝛc. entsteht. Die Absicht und Abzweckung unserer Ge-

ſinnungen, die wohlthätigen oder ſchädlichen Effekte, welche ſie hervorzubringen ſtreben, ſind das Einzige, worauf in dieſem Syſtem Acht gegeben wird. Ihre Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit, wiefern ſie angemeſſen oder nicht angemeſſen der Urſache ſind, die jene Geſinnungen erregt, wird ganz aus der Acht gelaſſen.

2) Auch ſcheint Rückſicht auf unſer Privatglück und Intereſſe in vielen Gelegenheiten ein ſehr löbliches Princip der Handlungen zu ſeyn. Die Fertigkeiten der Wirthlichkeit, Betriebſamkeit, Bedachtſamkeit, des ſtarken Nachdenkens werden, wie man allgemein annimmt, aus eigennützigen Motiven kultivirt und zugleich für ſehr preiswürdige Eigenſchaften gehalten. Die Beimiſchung eines ſelbſtiſchen Motivs ſcheint zwar oft die Schönheit der Handlungen, die aus Wohlwollen entſpringen ſollen, zu beſchmutzen. Die Urſache aber hievon iſt nicht, daß Selbſtliebe niemals das Motiv einer tugendhaften Handlung werden kann, ſondern daß das wohlwollende Princip in dieſem beſondern Falle ſeines gehörigen Grades von Stärke zu ermangeln und ganz unangemeſſen ſeinem Gegenſtande zu ſeyn ſcheint, weshalb der Charakter unvoll-

kommen und im Ganzen viel mehr Tadel als Lob zu verdienen scheint. Die Beimischung eines wohlwollenden Motivs in einer Handlung, zu welcher Selbstliebe allein hinreichen sollte, uns anzutreiben, pflegt freilich unser Gefühl von der Schicklichkeit der Handlung oder von der Tugend dessen, der sie verrichtet, nicht zu vermindern. Wir werden eben nicht vermuthen, daß irgend Jemand mangelhaft an Selbstliebe sey. Könnten wir indessen würklich von Jemanden glauben, daß, wäre es nicht aus Rücksicht auf seine Familie und Freunde, er nicht die gehörige Sorge für seine Gesundheit, sein Leben, sein Vermögen tragen würde, so würde es ohne Zweifel ein Fehler, obwohl immer von den liebenswürdigen Fehlern seyn, die eine Person zum Gegenstande vielmehr des Mitleidens als der Verachtung und des Hasses machen. Der Charakter würde etwas an Würde und Achtbarkeit verlieren. Sorglosigkeit und Mangel an Oekonomie werden durchgängig gemißbilligt, nicht sofern sie aus einem Mangel an Wohlwollen, sondern sofern sie aus einem Mangel der schicklichen Aufmerksamkeit auf die Gegenstände des Selbstinteresse entspringen.

3) Ist gleich das Richtmaaß, wornach Kasuisten öfters bestimmen, was recht oder unrecht im menschlichen Verhalten ist, die Abzweckung desselben auf die Wohlfahrt oder Unordnung der Gesellschaft, so folgt doch nicht, daß eine Rücksicht auf die Wohlfahrt der Gesellschaft das einzige tugendhafte Motiv der Handlung seyn sollte, sondern nur, daß sie in jeder Kollision gegen alle andere Motive den Ausschlag geben sollte.

4) Mag doch Wohlwollen das einzige Princip der Handlung in Gott seyn, und es ist in der That nicht leicht zu erdenken, aus was für einem andern Motiv ein unabhängiges und allvollkommnes Wesen, dessen Glückseligkeit, ohne äußerer Dinge zu bedürfen, in ihm vollständig ist, handeln kann. Aber ein so unvollkommnes Geschöpf, wie der Mensch, dessen Erhaltung so viele Dinge fodert, die ihm äußerlich sind, muß oft aus vielen andern Motiven handeln. Der Stand der menschlichen Natur wäre sehr hart, wenn diejenigen Empfindungen, die, vermöge der Natur unseres Wesens, häufig auf unser Verhalten Einfluß haben sollten, in keinem Fall tugendhaft seyn oder Achtung und

Billigung von irgend Jemanden verdienen könnten.

Die vornehmsten Theorien, welche von der Natur der Tugend gegeben worden, sind die oben erklärten drei Systeme; das, welches die Tugend in Schicklichkeit, das, welches sie in Klugheit, und das, welches sie in Wohlwollen setzt. Auf eine von diesen drei Theorien lassen sich alle andere Beschreibungen der Tugend, wie verschieden sie auch aussehen mögen, zurückführen. Das System, das die Tugend in den Gehorsam gegen den Willen Gottes setzt, kann entweder unter die, welche sie in Klugheit, oder unter die, welche sie in Schicklichkeit setzen, gerechnet werden. Fragt man nehmlich, warum man dem Willen der Gottheit gehorchen soll, so kann diese (wenn sie von einem Zweifel herrührte, höchst ruchlose und absurde) Frage nur zwei verschiedene Antworten zulassen; wir sollen ihm nehmlich gehorchen, entweder weil Gott ein Wesen von unendlicher Macht ist, der uns ewig belohnen wird, wenn wir es thun, und ewig bestrafen wird, wenn wir es nicht thun;

oder weil, unabhängig von aller Rückſicht auf unſer Wohl und auf Belohnungen und Beſtrafungen, eine Schicklichkeit und Angemeſſenheit darin iſt, daß eine Kreatur ihrem Schöpfer gehorche, ein beſchränktes und unvollkommnes Weſen ſich einem von unendlichen und unbegreiflichen Vollkommenheiten unterwerfe. Es läßt ſich nicht erdenken, was für eine andere Antwort außer dieſen beiden ſich noch geben ließe. Iſt die erſte Antwort die ſchickliche, ſo beſteht Tugend in Klugheit, oder in dem ſchicklichen Beſtreben nach unſerm eignen letzten Intereſſe und Glück, weil das der Grund iſt, warum wir verbunden ſind, dem Willen der Gottheit zu gehorchen. Iſt die zweite Antwort die ſchickliche, ſo muß Tugend in Schicklichkeit beſtehen, weil der Grund unſerer Verbindlichkeit zum Gehorſam die Angemeſſenheit der Geſinnung von Demuth und Ergebung in Hinſicht auf die Ueberlegenheit des Gegenſtandes iſt, der ſie erweckt.

Das Syſtem, welches Tugend in Nützlichkeit ſetzt, ſtimmt auch mit dem überein, welches ſie in Schicklichkeit ſetzt. Nach dieſem Syſtem werden alle die Gemüthseigenſchaften, welche angenehm oder nütz-

lich sind, es sey der Person selbst oder Andern, als tugendhaft gebilligt und das Gegentheil als lasterhaft gemißbilligt. Nun aber hängt die Annehmlichkeit oder Nützlichkeit einer jeden Gesinnung von dem Grade ab, innerhalb dessen man sie bestehen läßt. Jede Neigung ist nützlich, wenn sie auf einen gewissen Grad von Mäßigung beschränkt wird, und jede Neigung ist nachtheilig, wenn sie die schicklichen Grenzen überschreitet. Nach diesem System also besteht die Tugend nicht in irgend einer Neigung, sondern in dem schicklichen Grade aller Neigungen. Der einzige Unterschied zwischen demselben und dem Smithschen System ist, daß es die Nützlichkeit und nicht die Sympathie oder die zusagende Neigung des Zuschauers zu dem natürlichen und ursprünglichen Maaße dieses schicklichen Grades macht.

Christliches Moralsystem.

Verächtlich ist jede Religion, die weder auf Verstand noch Sittlichkeit würkt, wie das mit allen Religionen der Griechen und Römer ꝛc. war.

Christliches Princip ist: Gehorsam aus Furcht und Liebe gegen Gott. Alle Tugenden, die nicht daraus, sondern aus Selbstliebe oder Wohlwollen entstehen, sind glänzende Laster. Was Gott gefallen soll, muß blos geschehen aus Gehorsam gegen seinen als unseres höchsten Oberherrn, Richters und größten Gutthäters Willen oder Gebote (und aus Dankbarkeit gegen ihn, als unsern höchsten Wohlthäter).

Das System ist 1) sehr würksam auf die große Volksklasse denen, da sie a) im Staat gehorchen müssen, es einleuchtet, Gott, als dem höchsten Oberherrn, Gehorsam schuldig zu seyn, und daß sie durch Dankbarkeit neue Wohlthaten erlangen können; b) es hängt mit der Glückseligkeit innig und klar zusammen, da Gott in diesem und jenem Leben belohnen und strafen kann.

2) Es ist konsequent, sofern es alles aus der Offenbarung, als dem würklichen Codex der göttlichen Befehle schöpft. Aber eben wegen No. 1) taugt dieß Princip nicht zur philosophischen Moral, die Gott nur in der Natur der Dinge und des Menschen sieht oder vielmehr nur ahnet. Es kann 1) nicht das erste und ursprüng-

liche seyn, denn wie weiß ich, was Gott will, als sofern ich es für gut erkenne? 2) Der Gehorsam überhaupt, und selbst gegen Gott, ist nur eine abgeleitete Pflicht. Warum bin ich verbunden, zu gehorchen? Weisheit, Güte, Macht begründen freilich die rechtmäßigste Herrschaft, aber doch ist der Gehorsam nicht Urpflicht.

3) Zum Wesen der Tugend gehört Autonomie.

Sind einmal die Pflichten anerkannt, so giebts keinen herrlichern Antrieb zur Befolgung derselben, als Gehorsam aus Furcht und Liebe gegen Gott.

Der Einfluß des christlichen Moralprincips war

A. **vortheilhaft** durch die natürliche Einfachheit und Stärke; wozu noch die treffliche Konsequenz zwischen Moral und Dogmatik das ihrige beitrug; da man von der Schöpfung des Menschen anfing, und beim jüngsten Gericht aufhörte.

B. **nachtheilig**,

1) sofern der Gehorsam, den das Princip fodert, blind war, und nun die Kirche an Gottes Stelle trat und Gehorsam forderte. Nun wurden alle Pflichten **gleich**; die Beobachtung der geringsten Kirchenregel

wurde so wichtig, als die der ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Menschenliebe (wie in Japan). Ja Bürgerpflichten hießen weltliche Dinge;

2) sofern die Einfachheit des Princips alle wissenschaftliche Behandlung der Moral hemmte.

Aus dem römischen Recht (ein Schatz, den uns die Römer hinterlassen haben) entstanden in und nach dem Medio aevo die ersten Keime des Naturrechts, und damit fing das Studium der wissenschaftlichen Moral an, in welche daher auch verschiedene Theorien kamen, die die Alten in ihrer Moral nicht hatten, namentlich die philosophische Rechtswissenschaft und die Lehre von Zurechnung, Strafe und Belohnung, also auch von Freiheit. Man kann mit Garve die Epoche erst mit Hugo Grotius ansetzen, aus dessen und Hobbes Schule Pufendorf kam, dessen Princip deutlich zeigt, daß er von der Staats- und Rechtswissenschaft zu den moralischen Untersuchungen ausgegangen. Dieß Princip ist: „Sey gesellig," d. i. Handle so, daß du

du ein unſchädliches und brauchbares Glied der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt ſowohl, als beſonders der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyſt; alſo ſey gerecht, gehorſam gegen die Geſetze, treu in deinem Amt, fleißig in deinem Beruf, muthig zum öffentlichen Schutz, liebreich und wohlthätig im Privatumgange. Ein Princip ſoll 1) die Grundlage der Moral in der menſchlichen Natur anzeigen, 2) die Urpflicht angeben, aus welcher alle andre fließen. ad 1) Der Menſch, meint Puffendorf, iſt deswegen ein ſittliches Weſen, weil er ein geſelliges Weſen iſt. Wäre nur ein einziger Menſch auf der Erde, ſo hätte der gar keine Pflichten. ad 2) Eben darum, weil alle Pflichten nur im geſelligen Leben ausgeübt werden können, laſſen ſie ſich auch alle aus der einen Pflicht herleiten, das geſellige Leben zu unterſtützen und zu verſchönern. Aber, es iſt falſch, daß der Menſch, wenn er allein auf der Erde wäre, keine Pflicht hätte, er hätte ſie ſo gut, wie er ſie jetzt in der Einſamkeit hat. Ferner, Geſelligkeit entſpringt aus Inſtinkt und Vernunft; aber aus welcher Quelle ſie auch komme, ſo iſt ſie immer eine abgeleitete und nicht urſprüngliche Eigenſchaft;

diese Eigenschaft, also auch nicht geeignet, ein Urprincip der Sittlichkeit zu werden. Es läßt sich ferner daraus nicht unmittelbar, sondern nur durch Umwege zeigen, daß der Mensch zu dem, was ihm als Pflicht vorgeschrieben werden soll, würklich verbunden sey, und daß er in der Ausübung der Tugend seine Glückseligkeit finden werde. Denn fragt man: „Warum soll ich der Gesellschaft Dienste leisten?" so ist die Antwort entweder, weil die Gesellschaft zu meiner Wohlfahrt unentbehrlich ist, und dann geht das Princip der Geselligkeit in das der Klugheit und Selbstliebe über; oder weil diese Pflicht von was noch anderm im Menschen, z. E. von der Schicklichkeit, geboten werde, und dann kommen wir auf das Kantische System. Was endlich die Herleitung aller Pflichten aus diesem Princip betrifft; so lassen sich freilich die vorzüglichsten Pflichten des Verhaltens gegen Andere recht gut daraus herleiten. Und eben darum zogen Männer, wie Puffendorf, die zum Praktischen eilten, wo sie ihres Rechtsstudii wegen zu Hause waren, das Princip der Geselligkeit vor.

D.

Von frechen Syſtemen.

Alle bisher betrachteten Syſteme ſetzen einen würklichen und weſentlichen Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter voraus, worin auch Tugend und Laſter beſtehen mögen. Denn es iſt ein weſentlicher würklicher Unterſchied zwiſchen der Schicklichkeit und Unſchicklichkeit einer Neigung, zwiſchen Wohlwollen und jedem andern Princip der Handlung, zwiſchen ächter Klugheit und kurzſichtiger Thorheit oder übereilter Raſchheit. Auch tragen, der Hauptſache nach, alle dazu bei, die preiswürdige Geſinnung zu befördern, und von der tadelhaften abzuſchrecken. Einige freilich ſtreben, dem Gemüth einen beſondern Hang zu gewiſſen Principien der Handlung zu geben, über die Proportion hinaus, die ſelbigen gebührt. Die alten Syſteme, welche Tugend in Schicklichkeit ſetzen, empfehlen hauptſächlich die ehrwürdigen Tugenden, die der Selbſtbeherrſchung und Selbſtregierung, Tapferkeit, Großmuth, Unabhängigkeit vom Schickſal, Verachtung aller äußeren Zufälle, wie Schmerz, Armuth, Verbannung, Tod; alles Lagen, in

denen die edelste Schicklichkeit des Verhaltens sich darlegen läßt. Die sanften menschlichen gütigen Tugenden werden vergleichungsweise nur wenig empfohlen, und scheinen von den Stoikern oft als bloße Schwachheiten angesehen worden zu seyn, die es einem weisen Mann geziemte, nicht in seiner Brust zu hegen.

Das wohlwollende System von der andern Seite, indem es alle jene mildern Tugenden aufs höchste begünstigt und nährt, vernachläßigt die gesetzmäßigern und respektablern Eigenschaften der Seele. Es spricht ihnen sogar die Namen der Tugend ab, nennt sie moralische Geschicklichkeiten und würdigt sie nicht der Achtung und Billigung, die der eigentlichen sogenannten Tugend gebührt. Alle jene Principien der Handlung, die nur auf unser eignes Interesse abzielen, behandelt es noch übler, denn es behauptet, sie verminderten das Verdienst des Wohlwollens, sobald sie mit demselben mitwürkten, und behauptet, Klugheit, wenn sie blos zu Beförderung des Privatinteresse angewandt würde, lasse sich nimmermehr als Tugend auch nur in der Einbildung gedenken.

Das System hinwieder, das die Tugend

in Klugheit allein ſetzt, muntert zwar ausnehmend auf zu der Fertigkeit der Vorſicht, Wachſamkeit, Beſonnenheit und verſtändigen Mäßigung, ſcheint aber beides, die liebenswürdigen Tugenden eben ſo ſehr, als die ehrwürdigen herabzuſetzen, und die erſtern aller ihrer Schönheit und die letztern aller ihrer Erhabenheit zu berauben.

Dieſer Mängel ungeachtet, zweckt doch jedes dieſer Syſteme überhaupt dahin ab, die beſten und löblichſten Fertigkeiten des menſchlichen Gemüths zu pflegen. Von jedem derſelben lernen wir etwas Schätzbares und Eignes. Wäre es möglich, der Seele Tapferkeit und Großmuth durch Vorſchrift und Ermahnung einzuflößen, ſo würden gewiß die alten Syſteme der Schicklichkeit dieß thun. Oder wäre es möglich, durch Vorſtellungen die Seele zur Menſchlichkeit und Liebe zu erweichen; ſo müßten manche Schilderungen des wohlwollenden Syſtems dieſe Würkung hervorbringen können. Selbſt aus Epikurs Syſtem, dem unvollkommenſten von allen dreien, läßt ſich lernen, wie ſehr die Ausübung der lieblichen ſowohl als achtbaren Tugenden zuträglich zu der innern Behaglichkeit und Ruhe unſeres Gemüths ſowohl, als zu der

äußern Wohlfahrt und Sicherheit ſey. (Cicero und Seneka entlehnen die angenehmſten Beweiſe, daß die Tugend allein zur Glückſeligkeit hinreiche, vom Epikur.)

Es giebt indeſſen ein anderes Syſtem, welches gänzlich den Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter aufzuheben ſcheint, und deſſen Abzweckung daher durchaus verderblich iſt; das iſt das Syſtem des Mandeville.

Dieſer Auktor ſieht alles, was aus Gefühl für Schicklichkeit, aus Achtung für das Preiswürdige geſchieht, ſo an, als geſchähe es aus Liebe zum Lobe und Preiſe, und wie er es nennt, aus Eitelkeit. Der Menſch, bemerkt er, iſt natürlich weit mehr in ſeiner eignen Glückſeligkeit intereſſirt, als in Anderer, und er kann unmöglich jemals in ſeinem Herzen würklich ihre Wohlfahrt der ſeinigen vorziehen. So oft er es zu thun ſcheint, können wir verſichert ſeyn, daß er uns täuſcht, und daß er dann aus denſelben ſelbſtiſchen Motiven, wie zu allen andern Zeiten, handelt. Unter ſeinen andern ſelbſtiſchen Leidenſchaften iſt Eitelkeit eine der ſtärkſten. Wenn er ſein eignes Intereſſe dem ſeiner Mitgenoſſen aufzuopfern ſcheint, ſo weiß er, daß

dieß Verhalten höchst angenehm ihrer Selbstliebe seyn wird, und daß sie nicht fehlen werden, ihre Zufriedenheit durch ausschweifende Hochpreisungen, die sie ihm ertheilen, auszudrücken. Das Vergnügen, das er davon erwartet, überwiegt bei ihm das Interesse, welches er aufgiebt, um sich jenes zu verschaffen. Sein Verhalten ist also in diesem Falle völlig eben so selbstisch, und entspringt aus einem eben so niedrigen Motive, als in jedem andern Falle. Indessen schmeichelt er sich, und Andere mit dem Glauben, daß es ganz uneigennützig sey, weil es sonst weder in seinen eignen, noch in Anderer Augen einiges Aufhebens werth scheinen würde. Aller Gemeingeist demnach, aller Vorzug des öffentlichen vor dem privaten Besten, ist nach ihm bloßer Betrug und Täuscherei, und jene Tugend, womit so sehr geprahlt wird, und die Anlaß zu so viel Wetteifer unter den Menschen giebt, ist die bloße Geburt der Schmeichelei, erzeugt vom Stolz.

Beurtheilung dieses Systems.

Ob die edelmüthigsten und patriotischsten Thaten nicht im gewissen Sinne, als von Selbstliebe entsprungen, betrachtet werden? — Die Entscheidung dieser Frage ist von keiner Erheblichkeit, wenn es darum gilt, die Realität der Tugend festzustellen, weil ja auch Selbstliebe oft ein tugendhaftes Motiv der Handlung seyn kann. Hier will ich nur zeigen, daß

1) das Verlangen, zu thun, was edel und ehrenvoll ist, oder uns selbst zu den schicklichen Gegenständen der Achtung und Billigung zu machen, durchaus nicht Eitelkeit heißen kann. Auch selbst

2) die Liebe zu wohlgegründetem Ruf und Ruhm, das Verlangen, Achtung durch das, was würklich achtungswerth ist, zu erlangen, sollte so nicht heißen. Das erste ist die Liebe der Tugend, die edelste und beste Gesinnung der menschlichen Seele. Das zweite ist die Liebe zu wahrem Ruhm, eine Gesinnung, die freilich der ersteren unterlegen ist, aber an Würde ihr zunächst zu kommen scheint. Aber

3) eitel ist,

a) wer Lob für Eigenschaften verlangt, die entweder preiswürdig in gar keinem

Grade, oder nicht in demjenigen Grade sind, in welchem er dafür gepriesen zu werden erwartet; wer seinen Werth in Anzug und Equipage, oder in artigen Manieren des äußern Betragens sezt;

b) eitel ist, wer Ruhm verlangt für Etwas, das denselben freilich wohl verdient, was er aber sich vollkommen bewußt ist, gar nicht zu besitzen; wie der Geck, der sich vornehme und wichtige Airs giebt, worauf er kein Anrecht hat; der Großsprecher, der sich das Verdienst von nie geschehenen Abentheuern anmaaßt; der Plagiar, der fremde Arbeit für die seinige ausgiebt;

c) eitel ist, wer, nicht zufrieden mit den schweigenden Gesinnungen der Achtung und Billigung, die lermenden Ausrufungen und Zurufungen lieber hat, als die Gesinnung selbst, und mit ängstlicher Zudränglichkeit um alle äußerliche Merkmale der Ehrerbietung wirbt, in Titel, Komplimente, Visiten, Ehrenplätze und Vortritt verliebt ist.

Diese drei Gesinnungen, 1) das Verlangen, uns zu den schicklichen Gegenständen der Ehre und Achtung zu machen oder ehren- und achtungswerth zu werden;

2) das Verlangen, ſich Ehre und Achtung dadurch, daß man dieſe Geſinnungen würklich verdient, zu erwerben, und 3) das läppiſche Verlangen nach Lob, wie man auch dazu komme, ſind ſehr verſchieden; gleichwohl findet auch zwiſchen ihnen eine entfernte Art von Verwandtſchaft ſtatt. Nehmlich 1) Eitelkeit und ächte Ehrliebe ſind inſofern verwandt, als beide darauf abzielen, Achtung und Billigung zu erwerben. Aber ſie unterſcheiden ſich darin, daß die eine eine gerechte, vernünftige, gebilligte Neigung iſt, während die andre ungerecht, abſurd und lächerlich iſt. Der Mann, der Achtung verlangt für Etwas, das würklich achtungswerth iſt, begehrt nichts, als wozu er berechtigt iſt, und was ihm, ohne eine Art von Injurie, nicht verſagt werden kann. Wer ſie dagegen auf andere Bedingungen verlangt, der begehrt etwas, worauf er kein Recht hat. Der erſte iſt leicht befriedigt, pflegt nicht eiferſüchtig und argwöhniſch zu ſeyn, daß wir ihn nicht genug ehren, und bekümmert ſich ſelten darum, äußere Merkmale unſerer Achtung zu erhalten. Der andere dagegen iſt nie zufrieden, iſt voll Eiferſucht und Argwohn, daß wir ihn nicht ſo ſehr ach-

ten, als er begehrt, weil er sich heimlich bewußt ist, daß er mehr begehrt, als er verdient, daher er ängstlich ist, immer neue Ausdrücke von Achtung und beständige Versicherungen zu erhalten.

2) Auch giebts eine Verwandtschaft zwischen dem Verlangen, ehren- und achtungswerth zu werden, und dem Verlangen nach Ehre und Achtung, zwischen der Liebe zur Tugend und der Liebe zum wahren Ruhm. Sie ähneln einander nicht nur darin, daß beide darnach streben, würklich ehren- und achtungswerth zu seyn, sondern auch darin, daß beide einige Beziehung auf die Gesinnung Anderer haben; ein Umstand, worin die ächte Ruhmliebe mit der eigentlichen Eitelkeit Verwandtschaft hat. Der Mann von ächter Großmuth, der die Tugend um ihrer selbst willen begehrt, und gleichgültig über die dermaligen würklichen Meinungen der Menschen in Ansehung seiner ist, ergötzt sich gleichwohl an dem Gedanken, wie diese Meinungen beschaffen seyn müßten, an dem Bewußtseyn, daß, wenn ihm gleich weder Ehre noch Beifall widerfährt, er immer der schickliche Gegenstand der Ehre und des Beifalls ist, und daß, wenn die Menschen kühl und redlich und konsequent, und

gehörig von den Motiven und Umständen seines Verhaltens unterrichtet wären, sie nicht fehlen würden, ihm Ehre und Beifall zu geben. Verschmäht er gleich die Meinungen, die man würklich von ihm unterhält, so sehr er doch den höchsten Werth auf diejenigen, die man von ihm unterhalten sollte; und daraus nimmt er den großen und erhabnen Beweggrund seines Verhaltens her.

Da also die Liebe zur Tugend immer eine gewisse Beziehung (reference, Rücksicht) auf die Meinung Anderer hat, obzwar nicht auf das, was sie ist, so doch auf das, was sie nach Vernunft und Schicklichkeit seyn sollte; so ist sie in dem Betracht mit der ächten Ruhmliebe etwas verwandt. Indessen ist ein großer Unterschied zwischen ihnen:

1) Wer blos aus einer Achtung für das, was recht und schicklich ist, handelt, aus einer Achtung auf das, was der gehörige Gegenstand der Achtung und Billigung ist, sollten diese Gesinnungen ihm auch nie zu Theil werden, der handelt aus dem erhabensten und göttlichsten Motiv, was unsere Natur auch nur erdenken kann.

2) Wer hingegen, während er Billi-

gung würklich zu verdienen begehrt, zugleich ängstlich ist, sie würklich zu erlangen, der mag im Ganzen löblich handeln; gleichwohl haben seine Motive eine größere Mischung von menschlicher Schwachheit. Er ist in Gefahr, von der Unwissenheit und der Ungerechtigkeit der Menschen gekränkt, durch den Neid seiner Nebenbuhler und durch die Thorheit des Publici in seinem Glück gestört zu werden. Dagegen ist das Glück des Andern ganz sicher und vom Schicksal und Eigensinn der Zeitgenossen unabhängig. Trifft es sich, daß Menschen ihn hassen und schmähen, so weiß er, daß, eigentlich zu reden, nicht er es ist, den sie hassen und verachten, sondern eine andere Person, die sie mit ihm verwechseln. Unser Freund, den wir auf einer Maskerade in der Tracht unseres Feindes antrafen, würde sich mehr belustigen als kränken, wenn wir gegen ihn in der Verkleidung unsern Unwillen ausliefen. So sind die Gesinnungen des Mannes von wahrer Großmuth, wenn er ungerechtem Tadel ausgesetzt ist. Indessen gelangt die menschliche Natur selten zu diesem Grade von Festigkeit. Obgleich nur die schwächsten und werthlosesten Menschen am falschen

Ruhm ſich ſehr ergötzen können; ſo iſt doch durch eine ſeltſame Inkonſequenz falſche Schmach oft im Stande, diejenigen zu kränken, die die entſchloſſenſten und feſteſten zu ſeyn ſcheinen.

Nicht zufrieden, die Eitelkeit als die Quelle aller, gemeiniglich für tugendhaft erklärten, Handlungen dargeſtellt zu haben, bemüht ſich Mandeville zu zeigen: Die menſchliche Tugend bleibe weit zurück von der vollſtändigen Selbſtverleugnung, worauf ſie Anſpruch mache, und ſey, ſtatt einer Ueberwindung, gemeiniglich nichts mehr als eine verſteckte Befriedigung unſerer Leidenſchaften. Es iſt ſeine große Sophiſterei, jede Leidenſchaft und Neigung als gänzlich laſterhaft darzuſtellen, die erſt in einem beſtimmten Grade und in einer beſtimmten Richtung laſterhaft wird. So behandelt er alles als Eitelkeit, was irgend eine Beziehung auf die Meinung Anderer hat, entweder wie ſie iſt oder wie ſie ſeyn ſollte, und durch ſolche Sophiſterei treibt er ſeinen Lieblingsſatz durch, daß private Laſter öffentliche Wohlthaten ſeyen? Wenn Liebe zur Pracht, ein Geſchmack an ſchönen Künſten, an allem, was angenehm in Kleidung, Möblirung, Equipagen, Ar-

chitektur, Mahlerei, Musik, als Ueppigkeit, Wollust und Prahlerei selbst in denjenigen angesehen werden soll, deren Lage die Befriedigung solcher Wünsche füglich gestattet, so ists gewiß, daß Ueppigkeit, Wollust und Prahlerei öffentliche Wohlthaten sind. Einige populäre ascetische Lehren, die vor seiner Zeit im Schwange gewesen und die die Tugend in einer gänzlichen Ausrottung und Vernichtung aller unserer Leidenschaften setzten, waren der würkliche Grund dieses frechen Systems.

Mandeville konnte leicht beweisen, 1) daß diese gänzliche Ueberwindung nie würklich unter Menschen statt gehabt, und 2) daß, wenn sie durchgängig statt haben sollte, sie der Gesellschaft schaden würde, indem sie der Industrie, dem Handel und fast dem ganzen Geschäfte des menschlichen Lebens ein Ende machen würde. Durch den ersten dieser Sätze schien er zu beweisen, daß es keine reelle Tugend gebe, und durch den zweiten, daß private Laster öffentliche Wohlthaten wären.

Dieß System, wenn es auch vielleicht nicht mehr Laster veranlaßt hat, als ohne dem gewesen seyn würden, lehrte wenigstens das aus andern Ursachen entsprin-

gende Laster mit mehr Unverschämtheit und Frechheit sich zeigen, als vorher erhört gewesen.

III.

Von den verschiedenen Systemen, welche man erdacht hat, um das Princip der Billigung zu erklären.

Drei verschiedne Erklärungen sind von dem Princip der Billigung gegeben.

I. Nach einigen Philosophen billigen und mißbilligen wir unser eignes und Anderer Verhalten nur aus Selbstliebe oder aus irgend einer Hinsicht auf ihre Abzweckung zu unserer Glückseligkeit oder zu unserm Nachtheil.

II. Nach Andern setzt dieselbe Fähigkeit, wodurch wir Wahrheit und Falschheit unterscheiden, uns in den Stand, zwischen dem, was schicklich und unschicklich in Handlungen und Gesinnungen ist, zu unterscheiden.

III. Nach Andern ist diese Unterscheidung gänzlich der Effekt von einem unmittelbaren Gefühl und Sinn. Selbstliebe, Vernunft und Empfindung also sind die drei

drei verſchiedenen Quellen, welche man für das Princip der Billigung angewieſen.

Uebrigens iſt dieſe Frage nicht wie die erſte, über die Natur der Tugend, von einiger Wichtigkeit für die Praxis, ſie iſt rein-ſpekulativ und eine bloße Sache der philoſophiſchen Neugierde.

A.

Syſteme, die das Princip der Billigung von Selbſtliebe ableiten.

Die Auktoren, welche die Billigung aus Selbſtliebe erklären, ſtimmen nicht unter ſich überein, und haben in ihren Syſtemen viel Verworrenes und Schwankendes.

Nach Hobbes und Andern ſucht der Menſch Zuflucht in der Geſellſchaft, nicht aus irgend einer natürlichen Liebe zu ſeines Gleichen, ſondern weil er ohne Anderer Beiſtand nicht vermögend iſt, gemächlich und ſicher zu leben. Eben darum ſieht er alles, was zur Unterſtützung und Wohlfahrt der Geſellſchaft abzweckt, ſo an, als zweckte es von weitem auf ſein eignes Intereſſe ab, und dagegen, was jene zu ſtören und zu vernichten droht, ſieht er

als ihr selbst schädlich und verderblich an. Nun ist Tugend die große Erhalterin und Laster der große Zerstörer der menschlichen Gesellschaft. Demnach ist die erstere angenehm, das andere anstößig für jeden Menschen.

Diese Erklärung des Ursprungs der Billigung und Mißbilligung trifft, so weit sie aus einer Rücksicht auf die Ordnung der Gesellschaft herrührt, mit dem Princip überein, das der Nützlichkeit Schönheit giebt, und daraus leitet das System allen Schein von Glaublichkeit her, den es hat. Wenn diese Autoren die unzähligen Vortheile eines gebildeten und geselligen Lebens vor einem wilden und einsamen schildern, und die Nothwendigkeit der Tugend und guten Ordnung zur Erhaltung von jenem darstellen, und beweisen, wie unvermeidlich das Ueberhandnehmen von Laster und Ungehorsam gegen die Gesetze abzielt, den andern zurückzubringen; so ergötzt sich der Leser an der Neuheit und Größe dieser Aussichten; er erblickt eine neue Schönheit in der Tugend, und eine neue Häßlichkeit im Laster, die er vorher nicht bemerkt hatte, und ist über die Entdeckung allzu vergnügt, um sich Zeit zum Besinnen

zu nehmen, daß diese politische Ansicht, die ihm zuvor niemals vorgekommen, wohl nicht der Grund von jener Billigung und Mißbilligung seyn kann, womit er jene verschiedene Eigenschaften immer zu betrachten pflegte.

Wenn diese Auktoren auf der andern Seite von Selbstliebe das Interesse ableiten, welches wir an der Wohlfahrt der Gesellschaft nehmen, und die Achtung, die wir darum für Tugend hegen, so meinen sie nicht, daß, wenn wir in jetziger Zeit die Tugend des Cato billigen und die Schelmerei des Catilina verabscheuen, diese unsere Gesinnungen nicht von irgend einem Vortheil oder Schaden herrühren, den wir jetzt von dem einen oder dem andern für uns weder zu hoffen noch zu fürchten hätten, sondern von demjenigen, der uns hätte zuwachsen können, wenn wir in jenen entlegnern Zeiten und Ländern gelebt hätten, oder von demjenigen, der uns noch zuwachsen würde, wenn wir in unsern eignen Zeiten mit solchen Charakteren von der nehmlichen Art zusammentreffen sollten. Kurz, die Idee, um welche jene Auktoren herumtappten, und die sie nie deutlich aus einander legten, war jene indirekte Sympathie, die wir mit

der Dankbarkeit oder Rache derer empfinden, denen der aus ſolchen entgegengeſetzten Charakteren entſpringende Vortheil oder Schaden zuwuchs; und das war es, worauf ſie hindeuteten, wenn ſie ſagten, nicht die Vorſtellung von dem, was wir gewonnen oder gelitten hätten, wäre es, was unſern Beifall oder Unwillen erregte, ſondern der Gedanke an das, was wir gewinnen oder leiden würden, wenn wir mit ſolchen Genoſſen in Geſellſchaft zu handeln hätten. Sympathie indeſſen kann doch in keinem Sinn als ein ſelbſtiſches Princip angeſehen werden. Denn obgleich die Sympathie, wie man eigentlich ſagen kann, daraus entſpringt, daß ich meine Lage mit der Lage der Hauptperſon in der Einbildung verwechſele, ſo ereignet ſich doch dieſer eingebildete Wechſel nicht mit mir in dem Charakter meiner eignen Perſon, ſondern in dem Charakter der Perſon, mit welcher ich ſympathiſire. Wenn ich mit dir über den Verluſt deines Sohnes kondolire, ſo werde ich, um in deine Betrübniß hineinzugehen, nicht bedenken, was ich, eine Perſon von ſolchem Charakter und Beruf, leiden würde, wenn ich einen Sohn hätte, der mir zum Unglück abſtür-

be, sondern ich bedenke, was ich leiden würde, wenn ich würklich Du wäre, und ich wechsele nicht nur Umstände mit dir, sondern ich wechsele Personen und Charakter. Meine Betrübniß ist also gänzlich um deinetwillen und nicht meinetwegen. Sie ist also nicht im mindesten selbstisch. Wie kann das als eine selbstische Leidenschaft betrachtet werden, was auch nicht einmal aus der Einbildung von Etwas, das mich selbst in meiner eignen Person und Natur betroffen hätte oder anginge, entspringt, sondern gänzlich mit dem, was dich angeht, beschäftigt ist. Ein Mann kann mit einer kreißenden niedergekommnen Frau sympathisiren, obgleich er sich unmöglich ihre Schmerzen, als von ihm selbst in seiner Person empfunden, denken kann. Die ganze Erklärung der menschlichen Natur indessen, die alle Gesinnungen und Empfindungen aus Selbstliebe herleitet und so viel Lerm in der Welt gemacht hat, aber meines Wissens nie völlig und deutlich erläutert ist, scheint mir aus einer verworrnen Mißverstehung des Systems der Sympathie entsprungen zu seyn.

B.

Von den Systemen, welche die Vernunft zum Princip der Billigung machen.

Hobbes, der für die Menschen kein Heil, als in Gesellschaft, und keine Gesellschaft ohne Staat sahe und keinen Staat ohne Gehorsam, und der daher die Ideen von dem, was löblich und tadelhaft wäre, für einerlei mit den Ideen von Gehorsam und Ungehorsam, und die Gesetze der Staatsobrigkeit für die einzigen letzten Richtmaaße dessen, was gerecht und ungerecht, dessen, was recht und unrecht wäre, angesehen wissen wollte, hatte bei der Verbreitung dieser Begriffe die Absicht, die Gewissen der Menschen unmittelbar den civilen und nicht den kirchlichen Mächten, deren Herrschsucht und Ehrgeiz er als die Quelle der Unordnungen der Gesellschaft anzusehen, durch das Beispiel seiner Zeit gelernt hatte, zu unterwerfen. Darum war seine Lehre den Theologen ein Greuel. Auch war sie allen guten Moralisten anstößig, da sie voraussetzte, daß es keinen natürlichen Unterschied von Recht und Unrecht gäbe.

Um eine so verhaßte Lehre zu widerlegen, war es nöthig, zu beweisen, daß vorgängig vor allen positiven Gesetzen die Seele von Natur ein Vermögen hätte, in Handlungen und Gesinnungen die Beschaffenheiten von Recht, Löblich, Tugendhaft, und von Unrecht, Schändlich und Lasterhaft zu unterscheiden. Das Gesetz kann nicht die ursprüngliche Quelle dieser Unterscheidungen seyn, weil, wie Cudworth richtig bemerkt, bei jedem Gesetz noch erst gefragt werden kann, ob demselben zu gehorchen recht oder unrecht sey.

Da also die Seele vorgängig vor allem Gesetz einen Begriff von jenen Unterscheidungen hätte, so schien nothwendig zu folgen, daß sie diesen Begriff aus der Vernunft schöpfte, die den Unterschied zwischen Recht und Unrecht eben so wie zwischen Wahrheit und Falschheit angäbe; ein Schluß, der in einigen Rücksichten wahr, in andern übereilt ist, der aber damals, als die Kenntniß der menschlichen Natur noch so wenig angebaut war, leicht Eingang fand.

Daß Tugend in einer Uebereinstimmung mit der Vernunft besteht, ist in einigen Rücksichten wahr, und Vernunft kann in

einem gewiſſen Sinne mit Recht als das Princip der Billigung und aller gründlichen Urtheile über Recht und Unrecht angeſehen werden. Vernunft iſts, wodurch wir jene allgemeine Regeln der Gerechtigkeit entdecken, nach welchen wir unſre Handlungen einrichten ſollten; auch iſts die Vernunft, wodurch wir jene ſchwankenden und unbeſtimmten Ideen von dem, was klug, anſtändig, edel iſt, bilden, die wir beſtändig bei uns tragen und wornach wir unſer Verhalten zu regieren ſuchen. Die allgemeinen Maximen der Sittlichkeit ſind, gleich allen andern allgemeinen Maximen, aus Erfahrung und Induktion gezogen, indem wir in einer großen Mannigfaltigkeit von, beſondern Fällen wahrnehmen, was wir billigen oder mißbilligen. Nun aber wird Induktion immer als eine von den Operationen der Vernunft angeſehen. Von der Vernunft alſo, kann man ſagen, ſchreiben ſich alle jene allgemeine Maximen und Ideen her, nach welchen wir hernach unſere meiſten moraliſchen Urtheile reguliren, indem dieſe äußerſt ſchwankend und ungewiß ſeyn würden, wenn ſie gänzlich von der ſo mancherlei Veränderungen ausgeſetzten unmittelbaren Em-

pfindung und Geſinnung abhingen. Aber iſt gleich Vernunft die Quelle von den allgemeinen Regeln der Moral, und von den moraliſchen Urtheilen, die wir mittelſt derſelben fällen; ſo iſt es doch 1) ungereimt, und 2) unverſtändlich, anzunehmen, daß die erſten Perceptionen von Recht und Unrecht aus der Vernunft herkommen können, ſelbſt in jenen beſondern Fällen, auf deren Erfahrung die allgemeinen Regeln gebildet ſind: dieſe Perceptionen ſowohl, als alle andere Experimente, worauf irgend welche allgemeine Regeln gegründet werden, können nicht der Gegenſtand der Vernunft, ſondern nur des unmittelbaren Gefühls und Sinnes ſeyn. Daraus, daß wir in einer vaſten Mannigfaltigkeit von einzelnen Fällen finden, daß eine Stimmung (tenor) des Verhaltens dem Gemüth beſtändig auf gewiſſe Weiſe gefällt, eine andre beſtändig mißfällt, bilden wir die allgemeinen Regeln der Moral. Aber Vernunft kann nicht machen, daß irgend ein Objekt um ſein ſelbſt willen dem Gemüth angenehm oder unangenehm ſey. Vernunft kann zeigen, daß dieſer Gegenſtand das Mittel ſey, irgend einen andern, von Natur entweder angenehmen oder unangeneh-

men, zu erlangen, und kann ihn um dieſes andern willen angenehm oder unangenehm machen. Aber nichts kann angenehm oder unangenehm um ſein ſelbſt willen ſeyn, was nicht dazu durch unmittelbaren Sinn und Gefühl gemacht würde. Wenn alſo Tugend in jedem Fall um ihrer ſelbſt willen nothwendig gefällt und Laſter eben ſo gewiß dem Gemüth mißfällt, ſo kann es nicht Vernunft, ſondern Sinn und Gefühl muß es ſeyn, was uns zu dem einen hinzieht und von dem andern entfremdet.

Vergnügen und Leiden ſind die großen Gegenſtände des Begehrens und Verabſcheuens. Dieſe aber werden nicht durch Vernunft, ſondern durch unmittelbaren Sinn und Gefühl unterſchieden. Iſt alſo Tugend um ihr ſelbſt willen ein Gegenſtand des Begehrens und Laſter des Verabſcheuens, ſo kann nicht Vernunft, ſondern Sinn und Gefühl muß es ſeyn, was dieſe verſchiednen Eigenſchaften urſprünglich unterſcheidet *).

*) Man kann doch noch zweifeln und fragen, ob denn durchaus nichts gewollt werden könne, als blos darum, weil es gefällt. Und ob nicht umgekehrt manches gefallen könne, weil es urſprünglich von der Vernunft gewollt wird. Die

Da indessen Vernunft, in einem gewissen Sinn, mit Recht als das Princip der Billigung und Mißbilligung anzusehen ist, so wurden diese Empfindungen aus Unachtsamkeit lange so betrachtet, als flössen sie ursprünglich aus den Operationen der Vernunft. Hutcheson hat zuerst mit einiger Präcision unterschieden, in welchem Betracht alle moralische Unterscheidungen, als aus der Vernunft entspringend, und in welchem Betracht sie, als auf unmittelbarem Gefühl und Sinn gegründet, anzusehen sind.

Die Erfahrung (Bewußtwerden) von dem, was unsere moralische Fähigkeit in besondern Fällen billigt und mißbilligt, ist Grund der Regeln; und die Erfahrung, daß alle Unpartheiische so urtheilen, ist Sanktion. Eine liebenswürdige, ehrwürdige, schreckliche Handlung ist solche, die natürlicher Weise im Zuschauer Liebe, Ehrfurcht, Schrecken gegen den Thäter erregt.

Vernunft will alles, was, allgemein betrachtet, unsere innere und äußere Freiheit sichert und fördert, und was freilich auch insofern ein Wohlgefallen, aber doch ein ganz anderes, hervorbringt, als das Wohlgefallen der Empfindung.

Sind die Regeln einmal gemacht, ſo berufen wir uns darauf, als auf den letzten Grund des Rechts und Unrechts, und helfen durch die Regeln dem Selbſtbetrug der Eigenliebe ab.

Die Ehrfurcht für dieſe Regeln macht das aus, was man Gefühl für Pflicht nennt, oder Gewiſſenhaftigkeit.

C.

Von den Syſtemen, die zum Princip der Billigung Empfindung annehmen.

Dieſe Syſteme laſſen ſich in zwei Klaſſen theilen.

1) Nach Einigen iſt das Princip der Billigung auf eine Empfindung von einer beſondern Art gegründet, auf eine eigenthümliche Vernehmungskraft, die ſich im Gemüth beim Anblick gewiſſer Handlungen und Geſinnungen äußert, von welchen einige dieß Vermögen auf eine angenehme Art, andere auf eine unangenehme Art afficiren, da dann die erſteren mit den Charakteren von Recht, Löblich, Tugendhaft, die letztern mit den Charakteren von Unrecht, Schändlich, Laſterhaft geſtempelt

werden. Dieſem eignen Vermögen geben ſie einen eignen Namen und nennen es moraliſchen Sinn.

2) Nach Andern iſts gar nicht nöthig, um das Princip der Billigung zu erklären, daß man irgend ein neues Perceptionsvermögen, wovon vordem nie etwas gehört worden, annehme. Die Natur, meinen ſie, verfährt hier, wie in allen andern Fällen, mit der genauſten Sparſamkeit; und Sympathie, ein Vermögen, das man von jeher bemerkt hat, und das die Seele offenbar beſitzt, iſt, denken ſie, hinreichend, alle dieſem beſondern Vermögen zugeſchriebenen Würkungen zu erklären.

Hutcheſon hatte ſichs ſauer werden laſſen, zu beweiſen, daß das Princip der Billigung A. auf Selbſtliebe gegründet ſey. Auch hatte er bewieſen, daß es B. nicht aus irgend einer Operation der Vernunft herrühren könnte. Da Selbſtliebe und Vernunft ausgeſchloſſen waren, ſo fiel ihm nicht ein, daß noch irgend eines von den bekannten Seelenvermögen dazu dienen könnte, und meinte alſo, es bliebe nichts übrig, als eine beſondre Seelenkraft dazu anzunehmen. Dieſe neue Seelenkraft nannte er moraliſchen Sinn, und ſo wie die

Körper dadurch, daß sie unsere äußern Sinne auf gewisse Weise rühren, die verschiedenen Beschaffenheiten des Tons, Geschmacks, Geruchs, der Farbe zu besitzen scheinen; so scheinen die mancherlei Neigungen und Gesinnungen des Gemüths, indem sie dieß Vermögen auf eine gewisse Weise rührten, die verschiednen Beschaffenheiten des Liebenswürdigen oder Verhaßten, und Tugendhaften oder Lasterhaften, Rechten oder Unrechten zu besitzen. Er bemühte sich, zu zeigen, daß dieser moralische Sinn mit verschiedenen andern ähnlichen, wie mit dem Sinn der Schönheit und Häßlichkeit, mit dem Sinn, wodurch wir mit dem Glück oder Elend unserer Nebengeschöpfe sympathisiren, mit dem Sinn für Schande und Ehre, und für das Lächerliche zusammen eine Gattung ausmache, die er ersteren Sinn nannte, und von dem direkten, der sowohl innerlich als äußerlich ist, darin unterschied, daß ersterer allemal Perceptionen des direkten Sinnes voraussetze, an denen er sich äußere, wie man erst Töne hören, erst Gesinnungen anderer Menschen sich vorstellen muß, um die Schönheit der erstern, das Löbliche der letztern wahrzunehmen.

Aber aller dieser Mühe ungeachtet, die sich Hutcheson gab, sein System zu beweisen, hat dasselbe gewisse Folgen, die er selbst als Folgen desselben anerkennt, und die eine hinlängliche Widerlegung desselben zu seyn scheinen.

Die Beschaffenheiten, gesteht er selbst, die den Gegenständen irgend eines Sinnes zukommen, können nicht, ohne die größte Ungereimtheit, dem Sinne selbst zugeschrieben werden. Wem ists jemals eingefallen, den Sinn des Sehens weiß oder schwarz, den Sinn des Hörens laut oder leise, den Sinn des Schmeckens süß oder sauer zu nennen? Und ihm zufolge ist es eben so absurd, unsere moralische Vermögen tugendhaft oder lasterhaft, moralisch gut oder böse zu nennen. Wäre also irgend ein Mensch so verkehrt eingerichtet, daß er Grausamkeit und Ungerechtigkeit als die höchsten Tugenden billigte, und Billigkeit und Menschlichkeit als die erbärmlichsten Laster mißbilligte, so könnte eine solche Gemüthseinrichtung freilich als unpassend für das Individuum sowohl, als für die Gesellschaft, imgleichen als sonderbar, erstaunlich, unnatürlich an sich selbst angesehen werden; aber lasterhaft oder moralisch böse

würde man sie, ohne die größte Ungereimtheit, nicht nennen können. Und doch finden wir, daß unser Herz anders spricht. Einen Menschen, der bei einer von einem abscheulichen Tyrannen befohlnen Hinrichtung eines unschuldigen und verdienten Mannes Jauchzen, Bewunderung und Beifall über die That äußerte, einen solchen Zuschauer, der ohne Ursache und Motiv solche Gesinnungen hätte, würden wir noch mehr abscheulich und gräßlich als den Tyrannen selbst nennen, sofern dieser doch durch die starken Leidenschaften der Eifersucht, Furcht und Rache, dazu gebracht zu seyn scheinen könnte. Weit gefehlt, eine solche Gemüthsverfassung blos als Etwas zu betrachten, das sonderbar oder undienlich, aber in keinem Betracht lasterhaft oder moralisch böse sey, werden wir es vielmehr als die höchste und schrecklichste moralische Verderbniß betrachten. Warum? Weil, wenn wir uns an seine Stelle setzen, wir seine Gesinnung nicht annehmen, d. i. nicht billigen können, und dagegen den Unwillen dessen, dem durch solche Gesinnung unrecht geschieht, annehmen, d. i. billigen müssen.

Dage-

Dagegen ſcheinen korrekte moraliſche Geſinnungen von Natur in gewiſſem Grade löblich und moraliſch gut zu ſeyn. Der Mann, deſſen Tadel und Beifall in allen Gelegenheiten aufs genauſte dem Werth oder Unwerth des Gegenſtandes angemeſſen wäre, ſcheint einen Grad ſogar von moraliſcher Billigung zu verdienen. Wir bewundern die delikate Präciſion ſeiner moraliſchen Empfindungen; ſie leiten unſere eignen Urtheile, und obgleich wir nicht ſicher ſind, daß das Verhalten einer ſolchen Perſon in irgend einem Grade angemeſſen der Genauigkeit ſeiner Urtheile, betreffend das Verhalten Anderer, ſeyn werde, weil Tugend Entſchloſſenheit und Fertigkeit eben ſowohl als Zärtlichkeit der Empfindungen fordert; ſo iſt doch eine ſolche Gemüthsſtimmung unverträglich mit groben Verbrechen, und die beſte Grundlage, worauf Tugend erbaut werden kann. Es giebt viele Menſchen, die es gut meinen, und ſich ernſtlich vorſetzen, zu thun, was ſie für ihre Pflicht halten; aber die doch mißfallen wegen der Grobheit ihrer moraliſchen Empfindungen.

Aber wenn auch das Princip der Billigung nicht gegründet iſt auf ein in irgend

einer Rücksicht den äußern Sinnen analoges Perceptionsvermögen, könnte man darum nicht doch sagen, daß Billigung und Mißbilligung gewisse Gefühle und Rührungen sind, die in dem Gemüth, beim Anblick verschiedener Charaktere und Handlungen, entspringen, und daß, so wie Rache ein Sinn oder Gefühl des Unrechts, oder Dankbarkeit ein Gefühl der Wohlthaten heißt, so diese ganz schicklich den Namen eines Gefühls von Recht und Unrecht, oder eines moralischen Gefühls bekommen.

Aber diese Erklärungsart, wenn sie auch nicht eben denselben Einwendungen ausgesetzt ist, wie die vorige, ist andern eben so unbeantwortlichen ausgesetzt.

1) Eine jede besondere Regung behält bei allen Modifikationen, die bei ihr statt haben, immer die allgemeinen Züge, die sie zu einer Regung von der besondern Art machen, und diese allgemeinen Züge sind immer auffallender und merklicher, als irgend eine der Modifikationen, denen sie in besondern Fällen unterworfen ist. So ist Zorn eine besondere Regung, und ohne Zweifel ist Zorn gegen einen Mann etwas verschieden von Zorn gegen ein Frauenzimmer, und dieser wieder von Zorn gegen

ein Kind; in jedem dieser drei Fälle bekommt also die allgemeine Leidenschaft des Zorns eine verschiedene Modifikation von dem besondern Charakter des Gegenstandes. Aber immer sind in allen diesen Fällen die allgemeinen Züge der Leidenschaft prädominirend. Diese zu unterscheiden, erfordert gar keine zarte Beobachtung; dagegen ist eine sehr delikate Aufmerksamkeit nöthig, um ihre Modifikationen zu entdecken; Jedermann bemerkt die erstere, kaum Einer beobachtet die letzteren.

Wären nun Billigung und Mißbilligung, so wie Dankbarkeit und Rachgier Regungen einer besondern, ganz von allen verschiedenen, Art, so sollte man erwarten, daß in allen den Modifikationen, die einer jeden widerfahren können, sie immer die allgemeinen Züge, die sie zu einer Regung einer solchen besondern Art machen, klar, kenntlich und leicht unterscheidbar behalten würde.

Aber in der That verhält es sich ganz anders. Beobachten wir das, was wir würklich fühlen, wenn wir in verschiednen Gelegenheiten entweder billigen oder mißbilligen, so werden wir finden, daß unsere Regung in einem Fall oft gänzlich ver-

ſchieden iſt von unſerer Regung in einem andern Fall, und daß ſich zwiſchen ihnen keine gemeinſchaftlichen Züge entdecken laſſen. So iſt die Billigung, womit wir eine zärtliche, ſanfte, menſchliche Geſinnung anſehen, ganz verſchieden von der Billigung, die uns beim Anblick einer großen, kühnen und hochherzigen Geſinnung ergreift. Unſere Billigung von beiden kann bei verſchiedenen Gelegenheiten vollkommen und ganz ſeyn, aber wir fühlen uns erweicht durch die eine und erhoben durch die andere, und es iſt keine Art von Aehnlichkeit zwiſchen den Regungen, die ſie in uns erwecken. — Nach dem Smithſchen Syſtem muß dieß nothwendig der Fall ſeyn. Da die Regungen der Perſon, die wir billigen, in dieſen beiden Fällen ganz einander entgegen ſind, und da unſere Billigung aus Sympathie mit jenen entgegengeſetzten Regungen entſpringt, ſo kann dieß, was wir in dem einen Fall fühlen, mit dem, was wir im andern Fall fühlen, keine Aehnlichkeit haben. Aber dieß könnte ſich nicht ereignen, wenn Billigung in einer beſondern Regung beſtände, die mit den Geſinnungen, welche wir billigten, nichts gemein hätte, ſondern welche beim Anblick

jener Gesinnungen, so wie jede andere Leidenschaft beim Anblick ihres eigenthümlichen Objekts, entspränge. — Eben dasselbe gilt von unserer Mißbilligung. Unser Grauen vor Grausamkeit hat nichts ähnliches mit unserer Verachtung für Niederträchtigkeit. Es ist eine ganz verschiedene Art von Antipathie, die wir beim Anblick dieser zwei verschiedenen Laster fühlen zwischen unsern eignen Gesinnungen und denen der Personen, deren Gemüth und Verhalten wir uns vorstellen.

2) Es ist schon bemerkt worden, daß nicht nur die verschiedenen Leidenschaften und Neigungen des Gemüths, welche gebilligt oder gemißbilligt werden, sich moralisch gut oder böse zeigen, sondern daß schickliche oder unschickliche Billigung unserm natürlichen Gefühle mit denselben Merkmalen gestempelt zu seyn scheint.

Nun möchte ich fragen, wie es nach diesem Systeme zugeht, daß wir die schickliche oder unschickliche Billigung selbst billigen oder mißbilligen? Es ist nur eine Antwort möglich. Man muß sagen, daß, wenn die Billigung, womit unser Nachbar das Verhalten einer dritten Person betrachtet, mit unserer eignen Billigung

übereintrifft, wir ſeine Billigung billigen und ſie gewiſſermaaßen als moraliſch gut betrachten; und daß hingegen, wenn ſie nicht mit unſern eignen Empfindungen übereintrifft, wir ſie mißbilligen und als gewiſſermaaßen moraliſch böſe betrachten. Es muß alſo eingeräumt werden, daß, wenigſtens in dieſem Fall, die Uebereinkunft oder die Entgegenſetzung der Empfindungen zwiſchen dem Beobachter und der beobachteten Perſon die moraliſche Billigung und Mißbilligung ausmacht. Und wenn dieß in dieſem einen Fall iſt, warum nicht auch in jedem andern? Wozu ſoll man alſo eine neue Perceptionskraft erdichten?

Wider jede Erklärung des Princips der Billigung aus einer beſondern, von jeder andern verſchiednen, Regung, gilt der Einwand, daß es ſonderbar iſt, warum dieſe Regung, die von der Vorſehung ohne Zweifel zum regierenden Princip der menſchlichen Natur beſtimmt zu ſeyn ſcheint, ſo wenig bemerkt worden, daß ſie keinen Namen in irgend einer Sprache bekommen. Der moraliſche Sinn, oder moraliſches Gefühl, iſt erſt vor Kurzem in Umlauf gekommen; und Billigung in dem eignen Sinn, als blos von ſittlichen Dingen geltend, iſt

noch neuer; denn, dem Sprachgebrauch nach, billigen wir alles, was zu unserer Zufriedenheit ist, wie Gebäude, Maschinen.

Das Wort Gewissen bezeichnet nicht unmittelbar irgend ein moralisches Vermögen, wodurch wir billigen oder mißbilligen, es setzt das Daseyn irgend eines solchen Vermögens voraus, und bedeutet das Bewußtseyn, den Anleitungen desselben gemäß oder entgegen gehandelt zu haben.

2) Smithsches System.

Das Princip ist Sympathie, nehmlich: Handle so, daß der unpartheiische und wohlunterrichtete Zuschauer deiner Handlungen mit dir sympathisiren, d. i. sie billigen, also für recht erkennen kann.

Garve sagt: dieß System ist ungereimt und leicht zu widerlegen. Denn das Sympathisiren mit Andern ist ja selbst eine moralische Handlung, die eines Maaßstabes bedarf. a) Der eine Mensch ist nicht derselben Theilnahme an den Gefühlen, Wünschen und Schicksalen seines Nächsten fähig, als der andere; b) an Freunden nimmt man mehr Theil als an Fremden; und c) in den Zustand des einen Menschen

weiß man ſich beſſer zu verſetzen, als in den des andern. Welcher unter den verſchiednen Graden der Sympathie iſt nun derjenige, nach welchen der Handelnde ſich richten ſoll? Das ſagt Smith nirgends, und alles bleibt alſo noch, nach wie vor, der eignen Unterſuchung des Menſchen überlaſſen.

Und doch ſtimmt von einer andern Seite das Syſtem ganz mit dem von Kant überein. Smiths unpartheiiſcher Zuſchauer iſt einerlei mit dem Kantſchen Selbſtgeſetzgeber.

Aber man kann gegen das, was Garve gegen Smith einwendet, ſagen: Smith hält die unpartheiiſche, objektive, von keiner Vorliebe für ein Individuum beſtochne Sympathie für diejenige, die allemal richtig entſcheidet, und alſo für das principium cognoscendi. — Und iſt nicht würklich dieſe Sympathie eine beſtändige Begleiterin des moraliſchen Gefühls?

Wenn wir einen Charakter oder eine Handlung billigen; ſo ſind die Empfindungen, welche wir fühlen, nach dem Smithſchen Syſtem aus vier Quellen abgeleitet, die gewiſſermaaßen von einander verſchieden ſind. Erſtlich, wir ſympathiſiren mit

den Motiven des Handelnden; zweitens, wir laſſen uns ein in die Dankbarkeit derer, die von ſeinen Handlungen die Wohlthat empfangen; drittens, wir bemerken, daß dieß ſein Verhalten übereinſtimmend mit den allgemeinen Regeln iſt, nach welchen dieſe zwei Sympathien überhaupt würken; und endlich viertens, wenn wir ſolche Handlungen ſo anſehen, als machten ſie einen Theil von einem Syſtem des Verhaltens aus, welches abzweckt die Glückſeligkeit, es ſey des Individuums oder der Geſellſchaft zu befördern; ſo ſcheinen ſie eine Schönheit von dieſer Nützlichkeit, nicht ungleich der, die wir einer wohlausgeſonnenen Maſchine zuſchreiben, zu gewinnen. Zieht man nun in jedem gegebenen einzelnen Fall alles das ab, was man eingeſtehen muß, daß es von einem oder dem andern dieſer vier Principien herrühre, ſo möchte ich wohl wiſſen, was übrig bleibt, um einem beſondern Vermögen zugeſchrieben zu werden. Gäbe es ein ſolches eignes Gefühl, wie das moraliſche ſeyn ſoll, ſo müßte man doch es irgend einmal abgeſondert und getrennt von jedem andern fühlen, ſo wie man oft Freude, Betrübniß, Hoffnung, Furcht rein und ungemiſcht

mit irgend einer andern Regung fühlt. Aber niemals habe ich irgend ein Beispiel anführen hören, worin man sagen könnte, 1) dieß Princip habe sich allein und unvermischt mit Sympathie oder Antipathie, 2) mit Dankbarkeit oder Rachgier, 3) mit der Wahrnehmung der Uebereinstimmung oder der Nichtübereinstimmung irgend einer That mit einer festgesetzten Regel, oder endlich 4) mit jenem allgemeinen Geschmack für Schönheit, welcher durch leblose sowohl als beseelte Gegenstände erweckt wird, geäußert.

Es giebt ein anderes System, das den Ursprung unserer moralischen Empfindungen aus Sympathie erklärt und sich von dem Smithschen unterscheidet. Es ist das, welches die Tugend in Nützlichkeit setzt, und das Vergnügen, womit der Zuschauer die Nützlichkeit einer Eigenschaft ansieht, aus der Sympathie mit dem Wohl derer, die davon afficirt werden, erklärt. Diese Sympathie ist verschieden beides von der, durch welche wir in die Motive des Handelnden hineingehen, und von der, wodurch wir die Dankbarkeit der Personen, denen aus seiner Handlung Wohlthat zuwächst, mitempfinden. Sie ist dasselbe

Princip, wodurch wir eine wohlausgesonnene Maschine billigen. Aber keine Maschine kann der Gegenstand von einer dieser zwei zuletzt erwähnten Sympathien seyn.

Einwendung der Logico-Moralisten gegen die Lehre vom Ursprung des moralischen Gefühls.

Sie sagen, 1) der Mensch muß schon gut und gerecht seyn, wenn er Mißbilligung des Bösen und Unrechten ꝛc. fühlen soll, also die Kenntniß des Moralischen ist ein prius, das Gefühl ist ein posterius.

2) Alle Gefühle können keine Regeln abgeben; denn Gefühle sind subjektiv und individuell.

Aber

ad 2) freilich, Gefühle machen den Stoff aus; Regeln entstehen,

a) indem man das subjektive Urtheil objektiv macht (d. i. die Sympathie allgemein gültig faßt), und

b) indem man die Regeln nach den allgemeinen Folgen betrachtet.

ad 1) Ich könnte auch sagen, der Mensch muß schon moralisches Gefühl ha-

ben, ehe ihm die Regeln einleuchten, ehe er ihre verbindliche Kraft fühlt.

Anmerk. Alle Systeme der Logico-Moralisten, die dahin zielen, daß der Mensch, so viel an ihm ist, sich in reine Vernunft verwandeln soll, führen auf Abwege, und nähern sich, auch wo es nicht so scheint, doch im Grunde der Möncherei. Verdienstlich wäre es, das in Plato's Idee von der Tugend liegende Schöne und Wahre ins Licht zu setzen, und den Menschen als moralisches Wesen menschlicher, d. i. mehr als eine Freiheit von Kräften, die harmonisch gestimmt und einzeln vervollkommnet sind, vorzustellen.

IV.

Von der Manier, in welcher verschiedene Auktoren die praktischen Regeln der Moral abhandeln.

Nur die Regeln der Gerechtigkeit sind genau bestimmt; die Regeln aller andern Tugenden sind unbestimmt und schwankend. Jene gleichen den Regeln der Grammatik, diese den Regeln der Kritik des Schönen

und Erhabenen, als welche uns mehr einen allgemeinen Begriff von der Vollkommenheit, wornach wir ſtreben müſſen, als gewiſſe und unfehlbare Anweiſungen geben, ſie zu erreichen. Da die Regeln der Moralität ſo verſchiedener Genauigkeit fähig ſind, ſo haben die moraliſchen Schriftſteller eine doppelte Methode befolgt. 1) Einige haben wie Kunſtrichter, 2) Andere wie Sprachlehrer geſchrieben. Die erſtern, ohne ſich damit abzugeben, viele und genaue Regeln feſtzuſetzen, die in den beſondern Fällen ohne Ausnahme zum Maaßſtabe des Verhaltens dienen ſollten, haben ſich begnügt, die verſchiedenen Tugenden und Laſter, und die Schicklichkeit und das Glück der einen ſowohl, als die Häßlichkeit und das Elend der andern zu ſchildern und zu beſchreiben, 1) worin die Empfindung des Herzens beſtehe, die das Weſen jeder Tugend, wie Freundſchaft, Großmuth, Gerechtigkeit, und der entgegengeſetzten Laſter ausmache; 2) die allgemeine Art des Verhaltens, der gewöhnliche Ton, wozu jede dieſer Empfindungen leitet, oder wie ein freundſchaftlicher, großmüthiger, gerechter Mann in gewöhnlichen Fällen handeln würde. In einem ſolchen Vortrage der

Sittlichkeits-Regeln beſteht die Ethik, eine Wiſſenſchaft, die, wenn ſie gleich, wie die Kritik, nicht die abgemeſſenſte Präciſion zuläßt, doch ſehr nützlich und angenehm iſt.

Die andere Klaſſe von Moraliſten, wohin alle Kaſuiſten der mittlern und ſpätern Zeiten der chriſtlichen Kirche und alle Naturrechtslehrer des vorigen und jetzigen Jahrhunderts gehören, bemühen ſich, genaue und beſtimmte Regeln feſtzuſetzen, nach welchen wir unſer Verhalten bei einem jeglichen Umſtande abmeſſen und gleichſam abzirkeln ſollen. Beide ſcheiden ſich aber. Die Naturrechtslehrer betrachten blos, was der, welchem man Verbindlichkeit ſchuldig iſt, ſich berechtigt halten würde, mit Gewalt zu erpreſſen, was jeder unpartheiiſche Zuſchauer billigen würde, wenn er die Andern dazu zwänge, oder was ein Richter oder Schiedsmann, der den Fall entſcheiden und ihm Gerechtigkeit erweiſen wollte, dem Andern zu thun oder zu leiden auflegen müßte.

Die Kaſuiſten unterſuchen 1) nicht ſowohl, was das iſt, zu deſſen Beobachtung man einen Andern mit Zwang anhalten kann, als vielmehr 2) was das iſt, wozu

derjenige, der die Verbindlichkeit ſchuldig iſt, ſich durch die heiligſte und ſtrengſte Achtung gegen die allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit und durch die gewiſſenhafteſte Furcht, entweder ſeinen Nächſten zu beleidigen, oder die Rechtſchaffenheit ſeines Charakters zu verletzen, verbunden erkennen würde.

Der Zweck der erſten iſt, der Entſcheidung der Richter und Schiedsmänner Regeln vorzuſchreiben, der Zweck der letzten iſt, einem Tugendhaften Regeln für ſein Verhalten vorzuſchreiben.

Auch die Beobachtung der Regeln der Kaſuiſtik, vorausgeſetzt, daß ſie ſo ſind, wie ſie ſeyn ſollen, bekommen den Anſpruch auf Hochachtung wegen der genauen und ſcrupulöſen Gewiſſenhaftigkeit unſeres Betragens. Durch eine noch ſo vollkommne Beobachtung der Regeln der Rechtsgelehrſamkeit verdienen wir weiter nichts, als die Befreiung von äußerlichen Strafen.

Oft hält ein Tugendhafter ſich durch die heiligſte Achtung der allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit verbunden, viele Dinge zu thun, welche ihm mit Gewalt abzufodern oder durch einen Rechtsſpruch aufzubürden, die höchſte Ungerechtigkeit ſeyn würde.

Die Frage: ob das Versprechen, das ein Reisender, durch die Furcht des Todes gezwungen, einem Straßenräuber gethan, ihm eine Summe Geldes zu bringen, als verbindlich angesehen werden müsse, ist als Frage der Rechtswissenschaft bald auszumachen. Es wäre ungereimt, zu denken, daß Straßenräuber irgend ein Recht haben sollten, den Andern mit Gewalt zu der Erfüllung seiner Zusage anzuhalten. Ihm das Versprochne abzudringen, war schon ein höchst strafbares Verbrechen, und die Erfüllung nun auch zu erzwingen, würde ein neues seyn. Er, der blos von dem hintergangen ist, von dem er hätte können getödtet werden, kann sich über Unrecht nicht beschweren. Lächerlich ungereimt wäre es, sich vorzustellen, daß ein Richter die Verbindlichkeit solcher Zusagen durch Zwang behaupten, und daß die Obrigkeit ihretwegen eine gerechtliche Klage annehmen müßte.

Aber als Frage der Kasuistik ist die Entscheidung so leicht nicht; denn hier kömmts darauf an, ob ein rechtschaffner Mann nicht in diesem Fall seiner eignen Würde und der unverletzlichen Heiligkeit des Theils von seinem Charakter, der ihn be-

bewegt, das Geſetz der Wahrhaftigkeit in Ehren zu halten, und alles, was ſich der Betrügerei und Falſchheit nähert, zu verabſcheuen, einige Achtung ſchuldig iſt.

Nach unſern gewöhnlichen Empfindungen würden wir den, dem es nicht ſauer angekommen, ein ſolches Verſprechen zu thun, und dann zu brechen, nicht zu unſerm Freunde wählen, wir würden ihn, wenn er ein Paar Thaler verſprochen hätte, tadeln, wenn er ſie nicht gäbe. Aber ſtiege die Summe ſo hoch, daß er ſeine Familie ruiniren, und die nützlichſten Endzwecke aufgeben müßte; ſo würden wir ihn ſtrafbar und auch ohne das, wenn die Summe z. E. 1000 Thaler betrüge, für thöricht und ausſchweifend halten. Aber welche Summe ſoll die Grenze ſeyn? Das würde ſich ändern nach den Charakteren der Perſonen, nach ihren Umſtänden und nach der Verſchiedenheit des Vorfalls. Ueberhaupt erfordert die gemeine Schicklichkeit die Erfüllung aller ſolcher Zuſagen, ſo lange und ſo oft ſie nicht mit andern heiligen Pflichten ſtreiten, z. E. mit dem, was wir dem allgemeinen Beſten oder denen ſchuldig ſind, die die Dankbarkeit, die

Zuneigung oder die Gesetze der schicklichen Wohlthätigkeit unsrer Vorsorge empfehlen.

Indessen, wenn solche Zusagen auch aus den nothwendigsten Gründen gebrochen werden, fällt doch eine Unehre auf den zurück, der sie gegeben. Wenn wir es auch für unschicklich erkennen, sie zu halten; so ist es doch allemal ein Fehler, daß wir sie gegeben. Ein braver Mann müßte eher sterben, als ein Versprechen thun, das er ohne Thorheit nicht halten und ohne Schande nicht brechen kann. Denn Schande begleitet allemal solch eine Situation. Betrügerei und Falschheit sind so gefährliche, so schreckliche Laster, und man kann sie so leicht und bei manchen Gelegenheiten so sicher begehen, daß wir es nöthig halten, hier eifersüchtiger, strenger zu seyn, als bei allen andern Lastern. Und daher heftet unsere Einbildungskraft an alle Verletzungen der Ehrlichkeit den Begriff der Schande. Sie gleichen den Verletzungen der Keuschheit beim weiblichen Geschlecht.

Wer ein Versprechen gebrochen, das er feierlich auf sich genommen, dessen Charakter hat, wenn er nicht unwiderruflich beschimpft ist, doch wenigstens ein gewisses Lächerliches an sich, das er schwerlich wie-

der auslöschen kann. Kein Mensch wird gern von einer solchen Begebenheit, die ihm widerfahren ist, sprechen.

Ob nun gleich Rechtswissenschaft und Kasuistik ganz verschieden in Absicht des Zwecks sind, so hat doch die Einerleiheit des Vorwurfs eine solche Aehnlichkeit unter ihnen gemacht, daß die meisten Schriftsteller, die ausdrücklich die Absicht hatten, von der Rechtswissenschaft zu handeln, gleichwohl die verschiednen Fragen, welche sie untersuchen, bald nach den Grundsätzen der Rechtswissenschaft, bald nach den Grundsätzen der Kasuistik entscheiden, ohne anzuzeigen oder selbst gewahr zu werden, wenn sie das eine oder das andere thaten.

Die Kasuistik entstand aus dem Beichtvatergeschäfte im medio aevo.

Die Kasuistik betrachtet nur diejenigen Pflichten, die, wenigstens allgemein, sich in Regeln fassen lassen, und deren Uebertretung in einigem Grade mit Gewissensbissen und Furcht vor Strafe begleitet wird. Aber nicht jede Tugend ist von der Art, daß ihr Mangel ängstliche Selbstvorwürfe nach sich zieht. Kein Mensch hat Absolution deswegen gesucht, weil er nicht die großmüthigste, liebreichste Handlung ver-

richtet, die ihm in seinen Umständen möglich war. Bei Fehlern der Art ist a) theils die Regel nicht bestimmt genug, theils b) so beschaffen, daß, wenn gleich ihre Beobachtung auf Ehre und Belohnung Anspruch giebt, doch ihre Unterlassung keiner Unehre und Bestrafung aussetzt. Das waren für die Ohrenbeichtväter opera supererogationis. Die Uebertretungen, die sie vor ihr Tribunal zogen, waren nur 1) Uebertretungen der Gerechtigkeit, 2) der Keuschheit, 3) der Wahrhaftigkeit.

Ueberhaupt gilts von den Kasuisten, daß sie den vergeblichen Versuch gemacht, das durch genaue und abgemessene Regeln zu bestimmen, worüber dem Gefühl und der Empfindung allein das Urtheil zukommt. Wie ist es möglich, durch Regeln den Punkt festzusetzen, wo ein zartes Gefühl von Gerechtigkeit in eine schwache Aengstlichkeit des Gewissens auszuarten anfängt? wo Heimlichkeit und Verschwiegenheit muß stehen bleiben, wenn sie nicht Verstellung werden will? Wie weit eine angenehme Ironie kann getrieben werden, und wo sie anfängt, in häßliche Lüge überzugehen? Welches der höchste Grad des ungezwungenen Wesens im Umgange ist, und wo es an-

fängt, in nachläßige und gedankenlose Freiheit auszuschweifen? Bei allen diesen Fragen würde das, was in dem einen Fall die Probe halten kann, in dem andern eben so nicht anzuwenden seyn, da mit jeder Veränderung der Situation sich auch das, was die Schicklichkeit der Aufführung ausmacht, zu verändern pflegt.

V.

Von den verschiedenen Systemen über die Tugendmittel, oder über die Methoden, die menschliche Natur zu der Vollkommenheit zu bringen, die uns in der Tugend als Muster vorgehalten wird.

1) Von der Würksamkeit der Freiheit unter den Einschränkungen der moralischen Natur des Menschen überhaupt, oder gleichsam Naturgeschichte der Sittlichkeit.

a) Bedingungen, unter denen sich die moralische Natur des Menschen, d. i. seine Freiheit, entwickelt.

b) Schranken, unter denen die Freiheit im Menschen würkt.

c) Verhältniß der Begierden zur Freiheit im Menſchen.

d) Urſprüngliches Gutes und Böſes in der menſchlichen Natur.

e) Allgemeinſte Fehler der Menſchen.

f) Tugend des Menſchen.

g) Mittel zur Wegſchaffung des Böſen aus der menſchlichen Natur.

h) Moraliſche Beſtimmung des Menſchen hienieden.

2) Von den Mitteln der ſittlichen Beſſerung und Vervollkommnung.

Alle dieſe Mittel gehen darauf hinaus:

1) alle Urſachen des Böſen wegzuräumen;

2) alle Hinderniſſe des Böſen zu befeſtigen;

3) alle Hinderniſſe des Guten zu heben;

4) alle Urſachen des Guten hervorzubringen.

ad 1) Vermeidung der Gelegenheiten, Verſuchung, Verführung zum Böſen. Wegſchaffung der mit der Vorſtellung des Laſters verknüpften Reize — Ausrottung ſchlimmer Gewohnheiten und Fertigkeiten.

ad 2) Sorgfältige Benutzung aller der

Gelegenheiten, Vorstellungen und Uebungen, die uns vom Bösen abbringen, d. i. uns dazu unaufgelegt oder davon abgeneigt machen.

ad 3) Die Hindernisse des Guten sind Mangel an Aufklärung — Heftigkeit der Gefühle und Begierden — verkehrte Erziehung, böse Beispiele, schlimmer Umgang — solche Lagen, worin den natürlichen Begierden zu starker Abbruch geschieht, wie Noth an Unterhalt, despotische Verfassung, persönliche Sklaverei.

ad 4) Verstärkung der sittlichen Freiheit dadurch, daß man immer wissentlich und besonnen nach guten Zwecken handelt, und sich das Recht- und Guthandeln zum Bedürfniß macht; Erwerbung solcher Gewöhnungen, die uns vom Bösen entfernt halten, d. i. präservirender Tugenden — Pflegung der edlern Triebe, d. i. derer, die von Natur mit den moralischen Zwecken übereinstimmen, damit sie das Uebergewicht über solche gewinnen, die blos auf Sinnengenuß ausgehen — lebhafte Unterhaltung der Vorstellung von der moralischen Würde der menschlichen Natur, und von den Tugenden — öftere Selbstprüfungen. Moralische Religion als Mittel, wodurch

der Tugend der Sieg über die Sinnlichkeit erleichtert wird.

Von Tugendmitteln.

Die Tugend hängt ab, entweder

1) von Naturell, d. i. Grade und Proportionen der verſchiednen Geiſtes- und Körperkräfte; dabei fragt es ſich, wie viel beim Naturell auf angeborne Grundanlagen, und wie viel auf die Lebensumſtände und Verhältniſſe, in denen der Menſch erwachſen iſt und ſich gebildet hat, ankomme; oder von

2) Gnade; oder von

3) Aufklärung; oder von

4) Rührung; oder von

5) Gewöhnung; ſtatt Gewöhnung, beſſer Zucht (die Cyniker ſuchen das Haupttugendmittel in Entwöhnung von Bedürfniſſen, als den eigentlichen Anläſſen zum Böſen — Auch die chriſtliche Aſcetik gleicht hierin den Cynikern) — oder von

6) Religion.

I.

Vom Naturell (indoles).

Die menſchliche Natur beſteht aus Fähigkeiten und Kräften ſowohl als aus Geſetzen, nach denen ſie ſich entwickeln, und nach denen ſie würken. Weder die Kräfte noch die Geſetze ſind in unſerer Gewalt, nur der Gebrauch und die Benutzung beider hängt von uns ab. Naturell beſteht in den verſchiedenen Graden und Proportionen der mancherlei Fähigkeiten und Kräfte in einem gegebenen Individuo; vornehmlich, ſofern man dieſe Grade und Proportionen als Reſultate von Naturanlagen anſieht. Tugend beſteht weſentlich in der Geſinnung, um des moraliſchen Geſetzes willen, d. i. aus Pflicht zu handeln, d. h. alle natürliche Fähigkeiten und Kräfte nach der ſittlichen Ordnung der Zwecke und Mittel zu brauchen, oder das höchſte Gut in der Sinnenwelt zu realiſiren; ſofern dieſe Geſinnung a) ſtark genug iſt, alle Hinderniſſe zu überwinden, und b) herrſchend und geläufig genug iſt, um das Subjekt in allen Fällen zu beſtimmen. Dazu gehört alſo 1) überzeugende Erkenntniß von der ſittlichen Ordnung der Mittel

und Zweck: und alles deſſen, was ſelbiger förderlich oder hinderlich iſt; ſittliche Klugheit;

2) Liebe zum Guten oder Gerechtigkeit im weitern Sinn;

3) Mäßigkeit; und

4) Standhaftigkeit. Dieſe vier Eigenſchaften liegen allen übrigen Aeußerungen der Tugend zum Grunde, und heißen, ſofern ſie durch Freiheit hervorgebracht werden, ſelbſt Tugenden, und zwar Stamm- (Kardinal-) Tugenden.

Die verſchiedenen Grade und Proportionen der mancherlei Fähigkeiten und Kräfte im Menſchen, deren Inbegriff das Naturell ausmacht, heißen natürliche Anlagen zur Tugend oder zum Laſter, je nachdem ſie jene oder dieſe erleichtern. Es iſt nicht leicht zu unterſcheiden, wiefern dieſe Anlagen a) blos phyſiſch, d. h. nicht durch Freiheit gewürkt, oder b) wiefern ſie durch Freiheit erzeugt ſind. Aber 1) offenbar iſts, daß die natürlichen Anlagen, ſo wie die jedesmaligen Gemüthslaunen und Aufgelegtheiten, ſofern ſie unwillkührlich ſind, nur die Möglichkeit gewiſſer Tugenden und Laſter, nicht aber ihre Würklichkeit, beſtimmen; denn dieſe hängt allein von dem freien

Willen ab, der, selbst den natürlichen Anlagen und Dispositionen entzogen, sich bestimmen kann — Verschiedenheit der Anlagen zu jeder der vier Stammtugenden. 2) Wenn es nicht Jedwedem möglich ist, so viel Klugheit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit zu erwerben, als die schwierigen Lagen eines Feldherrn, Staatsmanns ꝛc. erfordern, so ists auch dafür nicht Pflicht eines Jeden, sich in solche Lagen zu setzen, vielmehr kann es Pflicht seyn, sie zu meiden.

Wer seine natürlichen Anlagen, so schwach oder stark sie auch seyn mögen, nach der Vorschrift des Sittengesetzes braucht und leitet, der beweiset Tugend, und es kommt dabei nicht sowohl auf die Größe des Erfolgs, als auf die Größe der Würksamkeit des freien Willens an, denn Jener läßt uns ungewiß, ob sie nicht vielleicht von blos physischen Ursachen herrühren.

Die Stammtugenden sind in der Erscheinung immer theils aus den natürlichen Anlagen, theils aus der Würkung des freien Willens zusammengesetzt. Das Wesen ist in diesen Tugenden freilich immer die Form, d. i. die freiwillige Richtung

aller dieser natürlichen Anlagen auf die Erfüllung des Sittengesetzes. Mißbräuchlich nennt man auch die tugendähnlichen Aeußerungen blos physischer Anlagen Tugenden.

In Hinsicht auf den Grad der Kraft, der zur Ausübung der Tugenden erfordert wird, sind die Tugenden entweder 1) herrische, oder 2) gemeine.

In Hinsicht, auf die Zwecke, die durch sie bewürkt werden sollen, sind sie entweder 1) Tugenden an sich, oder 2) Hülfstugenden; und diese letztern entweder a) Heiltugenden, oder b) präservirende Tugenden. — Scheintugenden heißen die Handlungsarten, welche zwar, der Materie nach, mit dem Sittengesetz stimmen, denen aber die Form, d. i. die moralische Gesinnung, fehlt, und die blos aus physischen Anlagen, oder gar aus einem heimlich bösen Willen entspringen. Halbtugend heißt die Handlungsart, die mit dem Sittengesetz, der Materie nach, stimmt, sofern eine moralische Gesinnung dabei mit vorhanden war, obgleich eine allzu schwache, als daß daraus allein die Handlungen hätten hervorgehen können, zu deren Hervorbringung also andere Neigungen hinzutreten mußten.

Sätze.

1) In dem Maaße, wie das Naturell eine Tugend erleichtert, nimmt es ihm auch das Verdienſtliche, und je mehr das Naturell eine Tugend erſchwert, deſto größer iſt das Verdienſt, ſich dieſe Tugend eigen gemacht zu haben. (Wieſern kann man ſein Naturell ändern?)

2) Die blos im richtigen Urtheilen, in guten Geſinnungen und im redlichen Streben beſtehende Tugend, iſt bei allem Naturell gleich möglich.

3) Aeußere Lage, in Hinſicht auf a) Perſonen, und b) Sachen — (Armuth, Vermögen — Bergvolk, Marſchländer) — erſchwert und erleichtert die Ausübung der Tugend, aber nicht die Tugend ſelbſt. In der Ueberwindung von Hinderniſſen beſteht die größte Kraft.

2.

Gnade.

Gnade, als hyperphyſiſcher Einfluß auf den menſchlichen Willen, um ihn zum Guten zu lenken und zu ſtärken, widerfahre entweder den Menſchen, nur nach Maaßgabe, wie Jeder durch würkliches freies Streben nach Beſſerung und Vervollkomm-

nung sich derselben würdig gemacht, oder sie widerfährt ihnen regellos, ohne alle Hinsicht auf ihre Würdigkeit. Im letzten Fall, da sie im Grunde ungerecht und thöricht würken würde, kann und darf der Mensch zu ihrer Erlangung nichts thun; im ersten Fall aber, würde er, um sich der Gnade theilhaftig zu machen, eben sowohl, als um tugendhaft zu werden, irgendwelches andern Mittels bedürfen; so daß also die Gnade kein erstes Mittel der Besserung und Vervollkommnung wäre. Ferner denkt man sich die Gnade als eine, den Willen des Menschen unwiderstehlich bestimmende, Kraft, so ist es denn nicht der Mensch, sondern diese fremde höhere Kraft (Gott) ists, die durch den Menschen, wie durch ein Werkzeug, gut handelt, in dem Fall ist Gnade kein Tugendmittel. Denkt man sie sich als Etwas, wodurch der Mensch zum Guten erweckt, eingeladen, gestärkt wird; so thut sie keine andere Würkung, als die der aus Sittlichkeit entsprungenen Religion ganz natürlich ist. Aber hier ist eben der Punkt, wovon die Lehre der Gnade ausgeht, und wo sie was Wahres enthält, nehmlich: Je besser der Mensch wird, desto mehr liebt er Religion, und desto mehr

würkt dieſe Religion auf ſeine weitere Verbeſſerung.

3.

Aufklärung.

Aufklärung hilft zur Tugend, 1) direkte, wie hier gezeigt wird, 2) indirekte, inſofern ſie uns alle übrige entferntere und untergeordnete Tugendmittel entdecken und kennen lehrt. Dieſe gehen alle darauf, a) die Urſachen des Böſen wegzuräumen, b) die Hinderniſſe des Böſen zu beſeſtigen, c) die Urſachen des Guten hervorzubringen, d) die Hinderniſſe des Guten zu heben. Alſo negative und affirmative. Das weſentliche Merkmal, welches der Tugend zu allen Zeiten und an allen Orten anhängt, iſt, daß derjenige, dem man etwas als Tugend zuſchreibt, daſſelbe ſelbſt für billigungswerth erkenne, und zwar ſo, daß er zugleich einſehe, jeder verſtändige und redliche Beurtheiler müſſe es eben ſo billigungswerth finden. Denn nichts kann Tugend ſeyn, wovon entweder der, dem man es zuſchreibt, nichts weiß, daß er es habe, oder was er nicht billigt, oder was er gar für mißbilligungswerth erkennt. In unſerm Urtheil über unſere eigene Hand-

lungen, also wodurch wir sie billigen oder mißbilligen, liegt die Seele der Tugend sowohl als des Lasters und die ganze Sittlichkeit. Art, wie sich das Urtheil entwikkelt, erstens bei Beurtheilung der Handlungen anderer Menschen, da wir denn unsere Anfangs blos subjektiven Urtheile allmählig zu objektiven berichtigen lernen, und dann bei Beurtheilung unserer selbst, wo wir ebenfalls von den subjektiven Urtheilen, die wir aus Eigenliebe über uns selbst, oder die Andere aus Leichtsinn oder Unbilligkeit oder Vorliebe über uns fällen, zu objektiven übergehen lernen; ferner, wie wir uns aus den Urtheilen die Gesetze bilden, indem wir, um unserer Schwachheit und Unlauterkeit uns zu erwehren, die als richtig erkannten objektiven allgemeinen Urtheile mit Verbot und Gebot zu unverbrüchlichen Verhaltungsregeln stempeln. Daher ist Tugend, der Form nach, nichts anders, als Ehrfurcht vor die moralischen Urtheile, oder Gehorsam gegen die moralischen Gesetze, oder richtige Beobachtung der Pflichten, d. i. desjenigen, was durchgend ein moralisches Gesetz geboten wird, dem Stoffe nach aber, da das Leben aus Denken, Empfinden und Handeln besteht, und

und auf das richtige Urtheil der gute Wille, und auf dieſen die richtige That folgen ſoll, zeigt ſich die Vollkommenheit unſerer Natur, d. h. die Tugend, theils 1) in der durch den freieſten Vernunftgebrauch zu erlangenden Einſicht, theils 2) in der alle Gemüthsregungen gehörig regierenden Mäßigkeit, und 3) Tapferkeit, theils 4) in der kräftigen Rüſtigkeit des Rechthandelns.

Aus alle dem erhellt offenbar, daß Aufklärung und die Berichtigung und Belehrung des moraliſchen Urtheils 1) die unerlaßliche Bedingung (conditio sine qua non) a) aller Tugend, und b) zumal ihrer Lauterkeit, und 2) das vornehmſte Tugendmittel iſt. Denn ad 1 a) ohne das ſelbſteigene ſittliche Urtheil mag es Legalität geben, aber Moralität findet nicht ſtatt; und ad 1 b) die Lauterkeit der Tugend beſteht gerade darin, daß das ſittliche Urtheil für ſich allein den Willen beſtimme, ohne Beimiſchung irgend eines andern Motivs, weil nehmlich bei jedem andern Motiv, welches, ſofern es nicht das moraliſche Urtheil ſelbſt iſt, allemal etwas Materielles ſeyn muß, die Unſicherheit eintritt, daß das Motiv auch einmal fehlen oder zu etwas Unſittlichen bewegen kann. — Aber

nun fragt es sich, ob nicht die Bildung des sittlichen Urtheils durch allerlei Mittel gefördert und erleichtert werden könne, welche sonach mittelbarer und untergeordneter Weise Tugendmittel seyn würden. Und solche Mittel giebts allerdings. Dahin gehören 1) Belehrung, 2) aufmunternde und stärkende Bekanntschaft mit großen und guten Exempeln, 3) günstige Gelegenheiten, Gewöhnungen, Rührungen, Noth. Im Gegentheil können verderbliche Lehren, verführerische Beispiele, Gelegenheiten zu Ausschweifungen, Verstockung und Verwilderung sehr nachtheilig auf das sittliche Urtheil, und dadurch auf den Charakter selbst würken. — Ferner kann das noch so klare und richtige sittliche Urtheil doch vielleicht unvermögend seyn, den Menschen zum Thun und Lassen zu bestimmen, 1) weil es a) an Lust, und b) an Kraft fehlt, sich um das erkannte Gute zu bemühen, oder 2) weil zum Gegentheil ein heftiger Reiz und Drang vorhanden ist. Dann kann das sittliche Urtheil selbst, um sich Vollziehung zu verschaffen, psychologische Mittel aller Art zu Hülfe nehmen, und darunter auch Rührungen und Gewöhnungen.

4.

Rührung.

Alles Gefühl, von welcher Art es auch sey, ist insofern der Sittlichkeit nachtheilig, als es die sittlichen Urtheile 1) theils hemmt, theils verfälscht, und 2) als es zum Thun und Lassen blindlings vor der Beurtheilung) übereilt, oder unbändig (wider die Beurtheilung) fortreißt. Dagegen können Gefühle und Rührungen a) theils das Nachdenken und Ueberlegen begünstigen, indem sie das Gemüth dazu stimmen, und dabei festhalten, b) theils die Ausführung der Resultate des Urtheilens befördern, indem sie den Menschen stärken, ihm Muth und Ausdauer geben. Und insofern Rührungen und Gefühle auf solche Art a) nicht das sittliche Urtheil leiten, sondern b) vom sittlichen Urtheil geleitet werden, und nicht unsere Selbstmacht hemmen, sondern befördern, sind sie gewiß sehr unschädliche und wirksame Mittel der Selbstverbesserung und Selbstvervollkommnung. Nur ist zu merken, daß Gefühle und Rührungen 1) nicht jedesmal, wenn und in der Art, wie wir sie zu haben wünschten, in unserer Gewalt stehen, son-

dern nach ihren eigenen Gesetzen oft wider unsern Dank kommen und wechseln und vergehen, und 2) daß ihre Regierung zu dem angezeigten Gebrauch schwer, und in dem Maaße schwerer sey, als sie selbst stärker, und folglich zu dem Zwecke der Selbstverbesserung und Selbstvervollkommnung würksamer sind; daß mithin zur Benutzung dieses Tugendmittels schon Tugend gehört, und zwar desto mehr, je mehr dasselbe helfen soll, d. h. je mehr man desselben bedarf.

5.

Gewöhnung.

Mit der Gewöhnung, welche, wenn sie absichtlich vorgenommen wird, Uebung heißt, verhält es sich wie mit den Gefühlen; sie kann die Würklichkeit und Richtigkeit des sittlichen Urtheils und die Ausführung guter Vorsätze sehr erleichtern und befördern, aber auch sehr erschweren und hemmen. Sie ist also, sofern sie zu den beiden erstern Zwecken dient, nehmlich sowohl die Gemüthsfassung zu richtigen, sittlichen Urtheilen, als die Festigkeit zu sicherer Ausführung derselben zu unterstützen, ein herrliches Mittel der Selbstverbesserung. Nur

daß auch in Absicht ihrer die vorher bei der Führung angeführten zwei Schlußbemerkungen statt finden.

6.

Religion.

Religion beruht nicht auf der bloßen Idee von einer ewigen Ursache aller Dinge, sondern hauptsächlich auf der Idee, daß diese Ursache eine Intelligenz (Geist), d. i. eine Gottheit sey, und besteht aus zwei Arten von Begriffen; die eine bezieht sich auf die Absichten, welche das höchste Wesen bei Hervorbringung und Unterhaltung der Menschen sowohl, als der ganzen übrigen Natur habe; die andere betrifft das Verhalten, welches der Mensch bei der Einrichtung seines Lebens, in Hinsicht auf jenes Wesen, zu beobachten habe; man könnte auch eine dritte Art von Begriff hinzufügen, betreffend die Hoffnungen, die man sich in Ansehung seines künftigen Schicksals, nach Maaßgabe seines Verhaltens, hienieden machen dürfe (Theologia theoretica, practica et soterica); welche Eintheilung sich auf die drei Hauptfunktionen unseres Geistes, auf das Denken, Handeln und Empfinden bezieht.

Wir erklären

I. das Princip aller Religionen;

II. wir zeigen, wie aus diesem einigen Princip die falschen sowohl, als die wahren Begriffe religiöser Art hervorquellen;

III. wir stellen das Verhältniß dar, welches zwischen der nicht aus Tugend entsprungenen Religion und der Tugend statt hat;

IV. A) wir erklären, wie aus Tugend ächte Religion entspringe, und B) was für Würksamkeit diese Religion auf die Tugend habe.

V. Kritische Darstellung der verschiedenen Meinungen, welche über diese Sache im Schwange gehen.

I. So groß auch die Mannigfaltigkeit der Religionsvorstellungen ist, wenn wir sie so wie sie unter den Menschen überall, ehedem und jetzt noch, im Schwange gehen, betrachten; so finden wir gleichwohl, wenn wir sie bis auf ihren ersten Ursprung verfolgen, daß sie insgesammt aus einem und ebendemselben einfachsten Princip hervorgehen, nehmlich aus dem Gedanken: was die Seele im Menschen sey, das sey im Weltall die Gottheit. Nehmlich wer nur im mindesten sich selbst und die Welt

betrachtet und erwägt, wie bittweise er α) ſein Leben und alle ſeine Kraft, zu denken, zu empfinden und zu handeln, und β) den Gebrauch der Naturdinge, ohne die er nicht beſtehen kann, beſitzt, der kann nicht umhin, ſich ſelbſt als umfloſſen und getragen vorzukommen von einer Macht, die eben ſo gegenwärtig als verborgen iſt. Dieſe Macht zu kennen, da ſie das Bewundernswürdigſte, was ſich unſerer Wißbegierde darbieten kann, und für unſere Furcht und Hoffnung das Intereſſanteſte iſt, muß man natürlich wünſchen. Aber wie findet man einen Ausweg, dieſen Wunſch zu befriedigen? Anders nicht, als wenn man thut, was auch ohne dem die Vernunft auräth, nehmlich wenn man ſich jene verborgene Macht, die Urheberin alles Lebens und Denkens, ſelbſt als lebendig und denkend vorſtellt, und mithin als einen Geiſt gedenkt, der, unſerm Geiſte ähnlich, in ſeinen Handlungen gewiſſe Abſichten habe, und auch von uns in unſern Handlungen gewiſſe Zwecke befolgt oder Verhältniſſe beobachtet wiſſen wolle. Und ſo ſieht man ein, wie feſt das erwähnte Princip in unſrer Natur gegründet iſt, da es α) auf Vernunft, β) auf der natürlich-

ſten Wißbegierde, und 7) auf dem innigſten Gefühl unſeres Bedürfniſſes (unſerer Empfänglichkeit für Furcht und Hoffnung) beruht, welches alles derjenige bekämpfen müßte, der das Princip wankend machen wollte; ja es ſcheinen daſſelbe ſelbſt diejenigen anzuerkennen, die alle Religion aufheben wollen; denn indem ſie behaupten, daß es außer der Welt keine Gottheit gebe, ſuchen ſie zugleich zu behaupten, daß es keine vom Körper verſchiedene Seele gebe, wohlbewußt, daß es mit dem Geiſt im Menſchen und mit der Gottheit im Weltall einerlei Bewandniß habe.

II. Wie entſpringen aus dem Princip die mancherlei religiöſen Vorſtellungen?

Da Niemand ſeiner Gottheit etwas beilegen kann, außer was demjenigen ähnlich iſt, was man in ſich ſelbſt empfindet, denn theils hat man außer dem faſt nichts, was man ihm beilegen könnte, theils findet man, wenn man das wegräumt, gar keine Möglichkeit, ſich die göttliche Natur zu gedenken, welche gleichwohl ſich zu gedenken, wenigſtens ſo weit, daß man begreife, was ſie vorhabe, was ſie wolle, für einen Jeden über alles wichtig iſt; ſo folgt, daß,

ſo wie eines Jeden Sinn und Geiſt beſchaffen iſt, ſo auch

1) die Abſichten, die er ſich auf Seiten ſeiner Gottheit vorſtellt, und die

2) Verhaltungsregeln, die er in Hinſicht auf ſie glaubt befolgen zu müſſen, und die

3) Hoffnung, die er faſſen darf, beſchaffen ſeyn werden, daß alſo, wie der Menſch iſt, ſo auch ſeine Religion (nicht, die er zur Schau tragen mag, ſondern die er würklich in ſich hat) ſeyn werde. Zum Beweiſe erinnere man ſich nur, was das für Vorſtellungen waren, die man im verſchiedenen Alter und bei verſchiedener Gemüthsſtimmung ſelbſt in ſich wahrgenommen und gehegt hat. Ueberdem iſt bekannt, daß rohe und übelgeſittete Menſchen ſelbſt die reinſte und beſte Religion, die ſie irgendwoher bekommen mögen (wie die Chriſten im Mittelalter und das gemeine Volk noch jetzt), bald verderben, bis ſie ſo iſt, wie ſie ſelbſt ſind; umgekehrt, daß ſelbſt die ungereimteſte und gräßlichſte Religion von Menſchen, ſo wie ſie weiſe und tugendhaft werden, entſchuldigt, unter dem Vorwande — sunt superis sua iura, sunt sanctis sui mores — oder verbeſſert wird.

III. Verhältniß zwiſchen der nicht aus moraliſchen Begriffen entſprungenen Religion und zwiſchen Sittlichkeit.

Weit gefehlt, daß Religion, überhaupt genommen, ein Princip der Tugend ſeyn ſollte; ſo erhellt vielmehr aus dem Vorigen, daß, die einzige ächte Religion ausgenommen, die, aus der Tugend erzeugt, wieder die größte Stütze der Tugend iſt, jede andere vielmehr zum Verderbniß der Moralität oder zur Bekräftigung böſer Thaten dienen kann. Denn geſetzt, ein Menſch, in der Meinung, daß er durch Erfüllung der Pflichten gegen ſich und Andere zwar thue, was ihm ſelbſt und Andern gebührt und gefällt, aber daß die Gottheit ſelbſt nichts davon habe, fange an auf Mittel zu ſinnen, wie er gleichſam unmittelbar ſich um die Gottheit verdient machen und ihre Gunſt erwerben könne; ſo iſt leicht zu denken, daß ihm vollends, wenn er ſich die Gottheit, als ihm ſelbſt ähnlich, ehrſüchtig, mürriſch, neidiſch vorſtellt, am angemeſſenſten zu dem Zweck diejenigen Mittel dünken werden, die ihm ſelbſt die beſchwerlichſten und unnützeſten, und nicht blos von der Tugend entfernt, ſondern ſelbſt ihr entgegen ſind; und deren Beobachtung

er doch allen Pflichten so weit vorzieht, daß er sogar jede Verletzung der letztern durch jene glaubt abkaufen zu können. — Und so geht es zu, daß der arme Sterbliche, um seiner Gottheit Gnade zu erlangen oder Unwillen abzuwenden, bald sich selbst mit Gewalt einen Glauben an die finstersten und unbegreiflichsten Grillen aufdringt, bald sich Mühe giebt, entweder in frommer Entzückung zu staunen und von inbrünstigem Eifer zu glühen, oder vor selbstgemachten Schreckbildern zu beben oder sich in erkünsteltem Kummer abzuhärmen, bald sich dem trägsten Müßiggang und der unmenschlichsten Einsamkeit zu widmen, oder zu sklavischer Beobachtung der thörichtsten sowohl, als der härtesten Gebräuche, zu verdammen; glücklich, wenn er der Wuth entgeht, in welcher man bisweilen die Götter so zu versöhnen gesucht, wie nicht einmal Menschen wüthen.

IV. Wenn die unächte Religion so viel zum Verderbnisse der Tugend würken kann; so fragt sich nun:

A. wie entsteht aus Tugend die wahre Religion? und

B. was würkt diese zur Vervollkommnung der Tugend?

A. Das moralische Vermögen, auf welchem die ganze Tugend beruht, giebt uns die Begriffe vom höchsten Wesen, als dem heiligsten, dem gütigsten, dem weisesten und gerechtesten an die Hand.

1) Der erste von diesen Begriffen ist der, da die Gottheit, als der heiligste Urheber der sittlichen Urtheile und der aus diesen geschöpften Gesetze gedacht wird. Diesen Begriff giebt uns das bewundernswürdige moralische Vermögen auf drei Wegen an die Hand, nehmlich

a) wir kennen nichts Vortrefflicheres, was wir der Gottheit beilegen könnten (und es ist natürlich, ihr das Vortreffliche beizulegen), als eine Kraft, ähnlich derjenigen, die unser Geist in sittlichen Urtheilen äußert, denn diese ist die freieste, die edelste, sie ist die Quelle aller Würde, deren unsre Natur fähig ist; von allen andern Kräften nehmlich, die die menschliche Natur ausmachen, ist keine über die andere Richterin oder Gebieterin; diese aber übt über alle Gericht, Gesetzgebung, Oberherrschaft aus, und, ohne einer unterworfen zu seyn, unterwirft sie sich alle. Um dieser Kraft willen hat daher auch Mancherm zwischen Gott und dem Menschen eine

Aehnlichkeit, und gar eine Gemeinschaft, glaublich geschienen (mens divinae particula aurae).

b) Obgleich es in unserer Gewalt steht, ob und wie wir unsere moralische Urtheilskraft brauchen wollen; so sind doch die moralischen Urtheile selbst, die von dieser Kraft geschehen, gänzlich unserer Willkühr entnommen, so daß wir durch keine Macht noch Kunst vermögend sind, sie umzuändern, oder ihnen das Schreckliche und Furchtbare, womit sie uns ängstigen, zu nehmen, oder das Tröstende und Erfreuliche, was wir uns von ihnen wünschten, ihnen zuzuwenden; daß Niemand eine andere oder größere Selbstbilligung von sich erhalten kann, als er sich bewußt ist, verdient zu haben, und von der andern Seite auch der Selbstverdammung, die er verdient zu haben selbst erkennt, nicht entfliehen kann, gesetzt auch, daß kein Sterblicher von der begangnen Uebelthat das Geringste wüßte und jemals erfahren wird. Auch können wir die moralischen Urtheile nicht ablehnen, wir müßten dann die ganze Menschheit zugleich ausziehen.

Gleichwohl hängt von den moralischen Urtheilen, die wir weder a) ändern, noch

b) ablehnen können, unser höchstes Elend, so wie unsere höchste Seligkeit ab; denn es giebt nichts Peinvolleres, als die Selbstverurtheilung, und nichts Seligeres, als die Selbstbilligung. Dieß alles führt uns zu dem Schluß, die moralischen Urtheile als eine besondere Veranstaltung des Urhebers unserer Natur, und die Urtheilskraft als seine Stellvertreterin, durch die er uns seinen Willen kund thut, und aus der wir ihn als heiligen Richter erkennen, anzusehen.

c) Die moralischen Urtheile haben, wie schon sonst erklärt worden, die besondere Natur, daß der menschliche Geist bei Abfassung derselben nicht umhin kann, auf die Person eines unpartheiischen und einsichtsvollen Zuschauers hinzusehen, dessen Urtheile wir als gültig annehmen und zu den unsrigen machen. Indem wir aber so verfahren, üben wir beim Urtheilen würklich nur eine stellvertretende und gleichsam nur delegirte Auktorität aus. Wessen ist nun diese Auktorität? Wer ist der Censor, auf den wir hinsehen und über dessen Aussprüche wir am meisten zu erzittern oder uns zu freuen pflegen? Das sind wir selbst nicht, denn wir werden ja meisten-

theils von ihm getadelt und verdammt; auch sind es keine andere Sterbliche; denn von allen deren Urtheilen berufen wir uns auf jene. Sehr natürlich ist es, in jenem Censer eben die allgegenwärtige Macht zu erkennen, von der wir uns und alles gehalten fühlen, und die wir, so wie wir sie als Urheberin unseres bittweise bestehenden Lebens, uns lebendig gedenken, so als Geberin der zur Regierung des Lebens bestimmten sittlichen Urtheilskraft, uns moralisch, und folglich als ebenmäßig billigend und mißbilligend, gebietend und verbietend gedenken müssen.

2) Den zweiten Begriff, nehmlich den von der höchsten Güte Gottes gegen uns, erlangen wir, wenn wir erwägen, zu welchem Zweck das moralische Vermögen hinstrebe, und in welcher Absicht uns dasselbe verliehen sey. Zwar ist auch der leidentliche Theil unserer Natur, auf welcher dieß Sinnenleben beruht (das Physische in uns), so beschaffen, daß in Einrichtung desselben der Urheber die gütigsten Absichten befolgt zu haben scheint; und eben so ist es mit der gesammten äußern Natur des Weltalls bewandt; aber noch einleuchtendere Proben seiner höchsten Güte offenbaren sich in der

Einrichtung jenes edlern thätigern Theiles von unserm Selbst, in welchem Theil eigentlich allein die Menschheit besteht. So eingerichtet zu seyn, a) daß alles, was uns zu Erfüllung unserer Pflichten hilft und stärkt, uns zugleich die süße Empfindung der Selbstbilligung gewährt, und zwar eine desto süßere, je saurer die Pflicht für unsere animalische Natur ist und je mehr sie den Wünschen derselben entgegen ist, daß überhaupt, was die höchste Würde des Geistes ausmacht, auch die innigste Selbstzufriedenheit gewähret; b) die geringern Güter, nach welchen unsere Sinnennatur strebt, wie Gesundheit, Stärke, angenehmer Gebrauch von mancherlei Sachen, und alles, was die Erlangung dieser Güter erleichtern oder ihren Besitz befestigen kann, zwar nicht ganz in unserer Gewalt zu haben; dagegen die Beobachtung der Gesetze, die uns in Absicht der Erlangung und des Gebrauchs jener Güter das sittliche Vermögen vorschreibt, und die weit kräftiger auf unsere Glückseligkeit würkt, als die Erlangung jener Güter selbst, so ganz in unserer Gewalt zu haben, daß wir selbige in jeder erdenklichen Lage des Lebens behaupten, und sonach des höchsten Guts,

das auf dem Bewußtſeyn unſerer Würde und auf der Selbſtzufriedenheit beruht, theilhaftig werden können; c) endlich ſo geſchaffen zu ſeyn, daß, je länger wir uns der Rechtſchaffenheit befleißigen, deſto mehr Liebe und Bedürfniß darnach in uns entſteht, und je öfter wir uns in der Selbſtverleugnung und im Recht- und Gutthandeln geübt haben, deſto mehr das Verlangen und die Kraft und die Fertigkeit dazu ſich in uns verſtärkt, daß alſo die Tugend den Lohn mit ſich führt, daß uns ihre Ausübung je länger je mehr gefällt und je länger je leichter wohlgelingt, dieß alles ſind klare Proben der größeſten Güte unſeres Urhebers. Alſo 1) die ganze Natur verkündigt laut, daß das Wohl der Lebendigen der Endzweck ihres gütigen Urhebers, 2) und das ganze phyſiſche und ſittliche Weſen des Menſchen mit allen ſeinen Verhältniſſen zeigt, daß Vervollkommnung, d. i. Sittlichkeit und Glückſeligkeit, der Plan ſeines gütigen Schöpfers und Regierers iſt.

a) Mit der Ausübung der Pflichten ſind verbunden Selbſtzufriedenheit und Freude;

b) dieſe wahre ächte Glückſeligkeit ſteht ganz in unſerer Gewalt;

c) Uebung erleichtert alles und befeſtigt es.

3) Der dritte Begriff, den uns das moraliſche Vermögen darbietet, iſt der von Gottes höchſter a) Weisheit; und da Weisheit, mit Güte vereint, b) Gerechtigkeit ausmacht; ſo erwächſt aus dem zweiten und dritten Begriff der vierte von Gottes Gerechtigkeit. Nehmlich das moraliſche Vermögen führt uns auf die Idee von einer moraliſchen Beſtimmung der Welt, von einer Harmonie des Reiches der Natur mit dem Reiche der Sitten, oder der Sinnenwelt mit der Intellektualwelt.

Aus der Tugend ſelbſt, ſofern ſie einerſeits ihrer Schwachheit ſich bewußt und darüber mit ſich unzufrieden iſt, aber andrerſeits ſich ein Ideal von Weisheit, Seligkeit, Heiligkeit, mit einem Wort, von Vollkommenheit, vorſtellt, zu welchem, weil ſie es gedenkt, ſie ſich berufen fühlt, erheben ſich Wünſche und Erwartungen, daß wir dem höchſten Gut, welches a) zu kennen, b) zu lieben und c) zu ſuchen, uns a) Vernunft, b) Gewiſſen und c) Freiheit gegeben ſind, und welches hienieden für uns unerreichbar iſt, dereinſt immer näher und näher kommen werden.

Aus der Tugend ſelbſt, ſofern ſie die Ordnung, welche die Natur im Belohnen und Beſtrafen befolgt, nicht befriedigend, und die Uebereinſtimmung zwiſchen Wohlverhalten und Wohlbefinden, die hienieden ſtatt finden mag, allzu unvollkommen findet, ſteigen Wünſche und Erwartungen auf, daß genauer nach Verdienſt und Würdigkeit dereinſt Vervollkommnung und Beglückung (Belohnung und Beſtrafung) Jedem zu Theil werden möge. Sofern dieſe Ideen in unſerer moraliſchen Natur von dem Urheber aller Dinge gegründet ſind, können wir nicht umhin, ihm die auf die Realiſirung dieſer Ideen ſich beziehende Eigenſchaften der Allwiſſenheit, Weisheit und Gerechtigkeit beizulegen. Denn das Daſeyn dieſer Ideen iſt ſchon ein Beweis davon, daß ſie einſt realiſirt werden ſollen. Es wird den Sterblichen ein Gut verſprochen, wenn ihnen eine Vorſtellung davon gegeben und ein Verlangen darnach eingepflanzt wird. Ob übrigens die Erinnerung deſſen, was ſie in dieſem Leben gethan, dereinſt die Belohnung der Guten und die Marter der böſen Menſchen ausmachen, und darin allein, ſo wie in dem ſchnellern und langſamern Fortſchritt zur Vervoll-

kommung, alle Belohnung und Bestrafung bestehen werde, läßt sich leicht ertennen, wenn man nur fragt, was es denn sonst wohl für Angenehmes seyn könnte, was sich als verdienter Lohn für wahre Tugend schickt, und was für Unangenehmes, was als verdiente Strafe dem wahren Laster gebührt. Denn freilich, solche Annehmlichkeiten leidentlicher und sinnlicher Art, in deren großmüthiger Verschmähung sich gerade die Tugend am preiswürdigsten zeigt, können unmöglich eine Belohnung der Tugend ausmachen; so wie die Art von Glückseligkeit, deren Entbehrung glücklicher, d. i. zufriedner, macht, als der Besitz, gewiß nicht die rechte ist. Wenn man aber Angenehmes thätiger Art, was mit Vernunft, mit Freiheit und mit Gewissen zusammenstimmt, darum, weil es, als für sich selbst gut, zur Tugend gehört, nicht als Belohnung der Tugend ansehen wollte; so würde man sich täuschen. Denn das Materiale aller Tugenden, d. h. die Kräfte und die Gegenstände und die Situationen (Verhältnisse), ist doch von der Tugend selbst, die eigentlich in der Form oder in dem Gebrauch des allen besteht, verschieden, und das Letztere ist keine causa efficiens des

Erſtern; und es kann alſo immer zu den Belohnungen der Tugend gehören, mit reichlicherm Material der Tugend begabt zu werden. Eben dieſes Räſonnement läßt ſich leicht auch auf Strafe anwenden.

B. Wie würkt die aus der Sittlichkeit entſprungene ächte Religion zurück auf Tugend? Jeder der Begriffe, die uns vom höchſten Weſen das ſittliche Vermögen darbot, hat ſeine eigne Würkung.

1) a) Die Vorſtellung von Gott, als dem heiligen Geſetzgeber, nützt vortrefflich, die ſittliche Urtheilskraft zu vervollkommnen. Denn obgleich ohne einen logiſchen Zirkel ſich nicht ſagen läßt, daß der göttliche Wille ein Erkenntnißgrund der Tugend ſey; obgleich der Menſch eben ſo wenig aus ſeiner Menſchheit herausſchreiten und außer derſelben etwas erblicken kann, als er unmöglich aus ſeiner Haut ſpringen oder über die Länge ſeiner Armꝛ hinaus etwas berühren kann, ſo findet ſich doch unſer Geiſt auf eine bewundernswürdige Art erleichtert, alles richtig einzuſehen, wenn er nachforſcht, wie alles dem heiligen Urheber des Menſchengeſchlechts erſcheinen müßte. Wie der Aſtronom, wenn er bei alle dem, daß er auf ſeiner Stelle bleibt, ſich in Gedan-

ſen in die Sonne verſetzt, vieles deutlicher und beſſer überſieht, ſo finden wir, wenn wir uns an Gottes Stelle ſetzen, darin ein treffliches Hülfsmittel ſowohl, alles im Einzelnen neuer und richtiger, als auch im Ganzen und Großen alles umfaſſender und kräftiger zu überſehen.

ß) Nach dem giebt dieſer Begriff den moraliſchen Vorſchriften die größte Kraft, indem er ſie ganz eigentlich zu Geſetzen macht, nehmlich zu a) Regeln freier Handlungen, b) vorgeſchrieben von dem höchſten Oberhaupt des ſittlichen Reichs, zu welchem das ganze Menſchengeſchlecht gehört, und c) ſanciert mit den Arten von Belohnung und Beſtrafung, deren ſich Jeder in ſeinem innern Gerichtshofe des Gewiſſens bewußt iſt; welcher innere Gerichtshof nun die Auktorität eines göttlichen Gerichtshofs erlangt, indem es mit des heiligſten, alles durchſchauenden und alles recht richtenden, Weſens Majeſtät bekleidet wird.

2) Die Betrachtung der göttlichen Güte, die offenbar in der ganzen Einrichtung der Natur und der Menſchen das Wohl der Lebendigen, und insbeſondere die Glückſeligkeit der Menſchen beabſichtigt hat, muß uns zur Beobachtung unſerer Pflichten

willig machen, da wir in der Erfüllung derſelben uns gleichſam als Mitgenoſſen des göttlichen Werks und als Beförderer ſeiner wohlthätigen Anſtalten und Mitarbeiter an ſeinen liebevollen Planen anſehen können; hingegen in Vernachläßigung und Verletzung derſelben uns als Widerſpenſtige und als Störer des Reichs Gottes auf Erden betrachten müſſen.

3) Die Betrachtung der göttlichen Gerechtigkeit muß die Motive zur Vermeidung des Böſen und zur Befolgung des Guten verſtärken, nicht ſowohl durch den Gedanken an Strafe und Belohnung, als vielmehr durch den Gedanken, in des gerechteſten Richters Augen werth der Strafe oder Belohnung erfunden zu werden. Die Scheu vor dem Bewußtſeyn, Strafe verdient zu haben, ſo wie das Verlangen nach dem Bewußtſeyn, Belohnung verdient zu haben, iſt von der knechtiſchen Furcht vor dem Uebel der Strafe ſelbſt, ſo wie von der lohnſüchtigen Begierde nach dem Angenehmen der Belohnung ſelbſt gänzlich verſchieden, und mit der lauterſten ſittlichen Geſinnung einerlei. Es wird aber das Bewußtſeyn, ſtrafwürdig und belohnungswerth zu ſeyn, überaus belebt und ver-

stärkt, wenn wir uns vorstellen, daß wir für eben so straffällig oder belohnungswerth vor dem gerechtesten Richter erkannt werden.

Vornehmlich hilft die Idee von der göttlichen Gerechtigkeit dadurch der Sittlichkeit auf, daß sie auch für die Tugend, die das Glück nicht hatte, sich in Thaten zu äußern, sondern blos in der Gesinnung verborgen blieb, und daher unter den Menschen für nicht belohnungswerth gehalten wird, den verdienten Lohn, und auch für die Laster und Verbrechen, die, weil sie verborgen geblieben, oder sich nicht in Thaten geäußert, straflos ausgehen, die verdiente Strafe erwarten läßt; noch mehr, daß sie auch die Tugend und Unschuld, die hienieden verkannt oder mißkannt, und aus Unwissenheit und Irrthum, oder kraft boshafter und listiger Veranstaltung geschmäht, verfolgt, gequält und gemißhandelt wird, ihren Trost und Ersatz, so wie auch das Laster oder Verbrechen, das aus ähnlichen Gründen manchmal zu triumphiren, und nicht nur straflos auszugehen, sondern allem Rechte zu trotzen und die Gerechtigkeit zu verkehren weiß, seine Vergeltung erhalten werde. So daß also der

Rechtschaffne in seinen Grundsätzen durch die Idee von göttlicher Gerechtigkeit bestärkt wird, indem ihm dadurch alle Zweifel und Besorgnisse, die ihm aus dem Mangel an Harmonie zwischen Wohlverhalten und Wohlbefinden, ja aus dem skandalösen Zusammentreffen des Lasters mit dem Lohne der Tugend, und der Tugend mit der Strafe des Lasters aufsteigen könnte, gehoben werden.

Nächstdem hilft die Idee von Gottes Gerechtigkeit auch dadurch der Sittlichkeit auf, daß sie dem Kleinmuth und dem Grame steuert, der uns überfällt, wenn wir die Unvollkommenheit unserer Tugend betrachten, und erwägen, wie wir gegen unsere besten Vorsätze doch unaufhörlich fehlen, und aus Schwachheit und Tücke uns sogar selbst verderben, nicht minder, wenn wir das Leere unseres Daseyns betrachten, das fast nur mit unbefriedigten Sehnsuchten oder mit Nachwehen und Bedaurungen angefüllt ist. Denn die göttliche Gerechtigkeit läßt uns hoffen, daß dieser unserer Unvollkommenheit dereinst werde abgeholfen werden, und Jedem nach Verdienst und Würdigkeit Zuwachs von Vollkommenheit (Tugend und Wohlfahrt) werde zu Theil

werden. Diese Hoffnung, womit wir in die Zukunft hinaussehen, da wir erst von aller Art von Täuschungen befreit, und mit neuen Kräften, Gegenständen und Verhältnissen versehen, ein wahres Leben leben werden, kann nicht fehlen, uns zur entschlossensten und sorgfältigsten Uebung der Tugend hienieden zu ermuntern und zu stärken.

V. Kritische Darstellung der verschiedenen Meinungen, die über das Verhältniß der Religion und Tugend im Schwange gehen.

Alle mögliche Meinungen über diese Sache lassen sich so übersehen. Zwischen Religion und Tugend findet entweder A. von Natur ein freundschaftliches Verhältniß statt; oder B. zwischen beiden giebt es von Natur ein feindliches Verhältniß; oder C. beide sind von Natur so verschieden, daß sie auf einander gar keinen Einfluß haben. In jeder dieser drei Klassen von Meinungen läßt sich wieder alle Verschiedenheit, die möglicher Weise statt haben kann, vollständig aufzählen. Nehmlich

A. wenn zwischen Religion und Tugend ein freundschaftliches Verhältniß statt

findet, ſo wird daſſelbe darin beſtehen, daß entweder

a) Religion das Princip der Tugend, oder

b) Tugend das Princip der Religion, oder

c) Tugend ein Theil der Religion, oder

d) Religion ein Theil der Tugend, oder

e) Tugend eine Eigenſchaft der Religion, oder

f) Religion eine Eigenſchaft der Tugend ſey.

Es fehlt nicht an Gründen und Wahrnehmungen, womit ſich eine jede dieſer Meinungen annehmlich und glaublich machen läßt.

B. Wenn zwiſchen Religion und Tugend von Natur eine gewiſſe Widerwärtigkeit ſtatt findet, ſo wird

a) entweder Religion auf die Tugend, oder

b) Tugend auf die Religion nachtheiligen Einfluß haben.

In Abſicht des erſten Satzes ſcheint es in der That, daß nichts ſo kräftig

würken könne, den freiesten Vernunftgebrauch zu hemmen, die besten Gesinnungen zu verderben, und die tugendhaftesten Geistesanschläge zu verkehren, als Religion: Zeugnisse davon giebt theils die bekannte Maxime der Menschen, die, je mehr sie sehen, daß Jemand der Religion nachhängt, desto weniger Zutrauen zu seinem Verstande oder zu seiner Rechtschaffenheit haben; theils die Geschichte aller Länder und Zeiten, die genugsam zeugen, daß sich nichts so Absurdes, Boshaftes und Frevelhaftes denken lasse, was nicht aus Religion geglaubt, begonnen, verübt worden.

Was den zweiten Satz betrifft, so ist freilich von Theologen behauptet worden, daß ihrer himmlischen Religion, wozu sie sich demüthig-stolz bekennen, Stupidität, niederträchtige Gesinnung und verderbtes Gemüth nicht so entgegen sey, als die profane oder weltliche Tugend, worunter sie wohl jene männliche, edle und brave Verächterin aller Dummheit, Feigheit und Verstellung, jene Tugend meinen, die den, der sie besitzt, gewiß nicht geneigt macht, den Gebrauch der Vernunft auf-

zugeben, die humanſten Gemüthsneigungen auszuziehen und mit Verzicht auf Eleganz der Sitten und auf Betrieb nützlicher Geſchäfte fromm zu faullenzen.

C. Wenn zwiſchen Religion und Tugend gar keine Verbindung von Natur ſtatt findet; ſo wird

a) Religion nicht nur ohne gute Sitten, ſondern ſelbſt mit Miſſethaten zuſammen beſtehen können. Dieß ſcheint würklich der Fall zu ſeyn, wenn man Menſchen genau beobachtet, oder auch wenn man die Religionslehrer hört, die eben ſo ſehr wie ſie die Kraft ihrer Lehre zur Beſſerung der Menſchen rühmen, auch bitterlich über die ſchlimmen Sitten der Zeit klagen und das überhandnehmende Verderben bejammern.

b) Imgleichen wird Tugend nicht nur ohne Religion, ſondern ſelbſt bei allerlei Aberglauben beſtehen können. Und auch das ſcheint der Fall zu ſeyn. Denn unter den herrlichſten Menſchen, die das Alterthum und die neuere Zeit verherrlicht haben, finden ſich manche, die, bei ihrer ausgezeichneten Weisheit, eine faſt kindiſche Leichtgläubigkeit in Religionsſachen an ſich

hatten; die bei ihren menſchlichen, liebens-
würdigen, edlen Geſinnungen, barbariſche,
bösartige, unreine Götter verehrten, und
die bei der Würde und Thatkraft, womit
ſie die wichtigſten Geſchäfte trieben, auch
zugleich die läppiſchſten Gebräuche religiö-
ſer Art auf eine ſklaviſche Weiſe ängſtlich
beobachteten.

Nachgelaſſene

philoſophiſche Schriften

von

Chriſtian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktiſchen Philoſophie und der Cameralwiſſenſchaften auf der Univerſität zu Königsberg.

Nach deſſen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

Landhofmeiſter des Königreichs Preußen, Geheimem Staatsrathe, Oſtpreußiſchem Regierungs-Präſidenten, Curator der Univerſität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens erſter Claſſe.

Mit

einer Vorrede und beigelegten Abhandlung

von

Johann Friedrich Herbart.

Zweiter Band.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1812.

Vermischte Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andre wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

ehemaligem Lehrer der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

Landhofmeister des Königreichs Preußen, Geheimem Staatsrathe, Ostpreußischem Regierungs-Präsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens erster Classe.

Sechster Band.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1812.

III.

Ueber

die Freiheit des Willens.

In Form einer Recenſion.

Numero 100.

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Freitags, den 25sten April 1788.

Philosophie.

Jena, in der Crökerschen Buchhandlung: Eleutheriologie, oder über Freiheit und Nothwendigkeit, von Joh. August Heinrich Ulrich. Zum Gebrauch der Vorlesungen in den Michaelisferien. 1788. 7½ B. 8. (6 gr.)

Der Unterschied des Physischen und des Moralischen am Menschen, insofern er einerseits, als Unterthan der Natur, den unabänderlichen Einfluß ihrer Ursachen fühlt, und nach ihren bestimmten Gesetzen alle Handlungen vorher zu berechnen und hinterher zu erklären durch seinen Verstand selbst ange-

wiesen ist, und andrerseits als Gebieter über die Natur sich eine von ihr unabhängige Selbstthätigkeit zutraut und sich eigene Gesetze giebt, nach welchen, trotz allem fremden Einflusse, die künftigen Handlungen einzurichten, er für ein unerlaßliches Gebot erkennet, und die vergangenen, laut Ausspruchen eines Richters in seinem Innern, unerbittlich billigt oder verdammt: dieser Unterschied ist der gemeinsten Vernunft geläufig; und freilich, sie müßte — welches sie weder kann, noch darf — sie müßte aufhören, das, was ist und geschieht, von dem, was seyn und geschehen soll, zu unterscheiden, wenn sie denselben verkennen oder bezweifeln wollte. Hingegen der Zusammenhang dieses Physischen und Moralischen im Menschen, insofern er eben dieselben Handlungen nicht nur nach Verhältnissen der bestimmten Naturnothwendigkeit, sondern auch in Beziehung auf eine unbedingte Selbstthätigkeit, und zwar beides zusammen gedenken soll, überschreitet alle Fassung seines Geistes, der, je nachdem er es versucht, diese Handlungen, entweder gemäß dem Bedürfnisse des Verstandes, als durch Natur bestimmt, oder gemäß dem Erfordernisse der Moralität, als

durch Freiheit hervorgebracht, anzunehmen, bald einſiehet, daß er im erſteren Fall das Weſen der Sittlichkeit, und im andern den Gebrauch des Verſtandes aufgeben müſſe, und ſonach, da keines von beiden ſich aufgeben läßt, gewahr wird, daß hier ein Geheimniß vor ihm liege. Was bleibt nun in Abſicht dieſes Geheimniſſes für das Nachdenken übrig? Nichts, als zuerſt den weſentlichen Unterſchied des Natürlichen und Sittlichen in das hellſte Licht, und gegen alle Zweifel und Einſprüche des ſich dawider ſträubenden Vorwitzes in völlige Gewißheit und Sicherheit zu ſetzen, und alsdann durch kritiſche Erforſchung unſers geſammten Erkenntnißvermögens befriedigenden Aufſchluß darüber zu ſuchen, warum der Zuſammenhang jener beiden Verknüpfungen unbegreiflich ſey, und (obſchon ſich nicht ergründen läßt, auf welche Weiſe Natur und Freiheit im Menſchen zuſammenhängen) in wiefern dennoch ſich ohne Widerſpruch gedenken laſſe, daß beide würklich in ihm vereinigt ſtatt haben. Das ſcheint allerdings ſehr wenig zu ſeyn, und iſt freilich auch weniger, als lüſterne Wißbegierde verlangt, obzwar wohl ſo viel, als die Zwecke des Lebens nur immer erfordern

mögen. Wenn nun aber vollends bei den Untersuchungen, die uns jenen Aufschluß gewähren, es sich offenbarte und auswiese, daß, eben durch die Begränzung ihres Wissens, die Vernunft, die sonst in ihren Spekulationen über das Theoretische und Praktische mit sich selbst zerfällt, in Absicht auf beides zur vollkommensten Harmonie gelangte, und, eben durch die Erörterung seines Unvermögens, Natur und Sittlichkeit mit einander zu paaren, unser Geist die erfreulichsten Blicke in eine von der Sinnenwelt unterschiedene Verstandeswelt, und die erwünschtesten Aussichten über seine Bestimmung und Würde gewänne; so wäre es in der That Kurzsichtigkeit, wenn man über die Begränzung unsers Wissens, und über das Unvermögen unseres Geistes Klage erheben, und Unverstand, wenn man sich weigern wollte, zu gestehen, was gleichwohl unleugbar ist, daß nehmlich das wichtigste und anziehendste aller Probleme der Vernunft für uns hienieden unauflöslich sey. Indessen mag man dieses alles noch so klar zeigen; so wird man darum nicht weniger von Zeit zu Zeit noch immer Versuche, das Problem zu lösen, zum Vorschein kommen sehen; denn so ist es nun

einmal mit dem Menſchen bewandt, daß er in Sachen des Nachdenkens, vornehmlich über dunkele und eben darum reizende Gegenſtände, zu allem eher, als zur Erkenntniß ſeiner Unwiſſenheit gelangt, und zu allem leichter, als zum Geſtändniſſe ſeiner Unfähigkeit ſich überwinder, und ſo muß es wohl ſeyn, da dergleichen Verſuche nicht etwa, wie ähnliche, welche überſchwängliche Erfindungen in der Mathematik betreffen, von Anfängern und Stümpern in der Wiſſenſchaft, ſondern oftmals von Männern herrühren, deren Einſichten und Kenntniſſe kaum erwöhnen laſſen, daß ſie, welches gleichwohl immer der Fall iſt, den eigentlichen Fragepunkt der Aufgabe mißverſtehen, oder eine Bemänzelung der Schwierigkeiten für eine würkliche Auflöſung derſelben verkennen würden, wovon auf alle Weiſe die gegenwärtige Schrift einen Beleg abgiebt. Der eben ſo ſcharfſinnige als gelehrte Verfaſſer derſelben bemühet ſich, darin das Syſtem der durchgängigen Naturnothwendigkeit aller menſchlichen Kraftäußerungen unter dem Namen des Determinismus, als das einzig richtige darzuſtellen, und in Abſicht der Sittlichkeit nicht nur, als mit ihr verträg-

lich, zu erklären, ſondern auch als ihr förderlich anzupreiſen. Neue, auch nur Wendungen und Methoden, geſchweige Gründe und Beweiſe hierüber verlangen, hieße den Gegenſtand der Bearbeitung, an welchem ſeit Jahrtauſenden der menſchliche Geiſt ſich verſucht und erſchöpft hat, mißkennen. So wie daher einerſeits, was die Richtigkeit dieſer Lehre ſelbſt betrifft, alles wie gewöhnlich darauf hinausläuft, daß, was nur irgend durch den äußern oder innern Sinn ſich wahrnehmen läßt, inſofern es durch den Verſtand begriffen werden ſoll, auch dem Erforderniſſe des Verſtandes gemäß, mit Ausſchließung des Ohngefährs, nothwendige Beſtimmung haben, und ſomach der Menſch, als Naturweſen, auch unter Naturgeſetzen ſtehen müſſe (ein Satz, der allerdings unwiderleglich iſt, aber nur noch immer den Fragepunkt zurücklaßt, ob denn der Menſch durchaus nur als Naturweſen anzuſehen ſey); ſo läuft andrerſeits über das Verhältniß der phyſiſchen Nothwendigkeit zu der Moralität alles wiederum, und gewiſſe logiſche Förmlichkeiten abgerechnet, namentlich faſt ganz ſo wie in dem bekannten Verſuche einer Sittenlehre für alle Menſchen, auf einen Fatalismus hin-

aus, der den ächten Begriffen von Verpflichtung und Zurechnung weiter keinen Bestand läßt. Das wird keinen Sachkundigen befremden, aber was uns denn doch befremdet hat, ist theils die Insinuation des Vf. S. 8, sich keine Zurückhaltung und absichtlich klägende Zweideutigkeit oder Unbestimmtheit erlaubt zu haben, theils die Zuversicht, womit er in der an die Lieblinge seiner Seele, das heißt seine wertheſten Zuhörer, gerichteten Dedikation, nichts mehr wünscht, als daß sie in dieser seiner Lehre alle die Beruhigung und Zufriedenheit finden möchten, die er selbst davon erfahren habe, und sie auffordert, durch ihr Beispiel zu zeigen, daß richtig (zu verstehen, so wie er hier dargestellt ist) gefaßter Determinismus die Sittlichkeit nicht aufhebe, sondern stütze. In der That macht beides, verglichen mit dem Vortrage und Inhalt der Schrift, mit einander zum Theil einen wunderlichen Kontrast, und es wird gewiß wohlgethan seyn, diesen durch folgende Beleuchtung des Hauptgedankens für den Leser in nähern Augenschein zu setzen. Da nehmlich das Sollen und Können, mithin das von allem, was würklich geschieht, unabhängige

Sollen, ein ebenmäßig von allem, was wirklich geschieht, unabhängiges Können, oder sittliche Verbindlichkeit ursprüngliche Selbstthätigkeit voraussetzt, die nun eigentlich dasjenige ist, was man unter Freiheit zu denken hat, und doch nicht zu begreifen weiß; so sucht der Vf., um dieser Unbegreiflichkeit auszuweichen, umgekehrt einen Uebergang von dem Können zu dem Sollen zu finden. Nun giebt es allerdings ein Können, das auch wohl Freiheit heißt, und doch ganz verständlich ist; sofern nehmlich der Mensch, nicht wie die Maschine, durch Stoß, oder wie das Thier, durch Gefühl, sondern durch Gedanken wirksam ist; und sofern alle Gedanken, die dem Menschen, vermittelst des innern Sinnes, nur irgend gegenwärtig werden und zur Wahrnehmung sich anbieten mögen, in Rücksicht ihres Entstehens, Ausbleibens, Wiederkommens, der Zunahme und Abnahme ihrer Klarheit, Lebhaftigkeit und Wirksamkeit, kurz, in Rücksicht ihrer Erscheinung und Abwechselung eben sowohl, wie alle andere Phänomene der Sinnenwelt, sich müssen begreifen und erklären lassen. Und das ist es auch, woron der Verfasser ausgeht, wenn er die Freiheit

unter andern (S. 59) durch die Verbesserlichkeit unserer praktischen Erkenntniß erklärt, und bei dem Aufzählen der Ursachen, wovon die Erwerbung und Entwickelung der praktischen Erkenntniß abhange, z. E. theils der Gelegenheit, des Unterrichts, der Erfahrung, theils des vorsetzlichen Nachdenkens, der vorsetzlichen Aufmerksamkeit, Uebung u. s. w., in Absicht des letztern freimüthig überall, besonders S. 62 hinzufügt: „daß alles dieses Vorsetzliche selbst wieder von tausenderlei Umständen abhange, die in der gesammten Verknüpfung (der physischen Ursachen) liegen.“ Dieß Geständniß erheischt freilich sein System durchaus, indem alles Psychologische, in Absicht der Erklärbarkeit, als Gegenstand der Wahrnehmung sich an die Reihe des Mechanischen, Chemischen, Organischen anschließt, und damit, als eben so viel besondere Nebenarten, die Hauptgattung des Physischen bildet. Aber nun der Uebergang von dieser Naturfreiheit, die nichts als Naturnothwendigkeit ist, zu der davon ganz abgeschnittenen Moralität, oder von diesem abhängigen Können zu dem absoluten Sollen? — Der Uebergang? Je, statt den zu zeigen, worauf doch eben alles

ankam, klagt der Verf. S. 17: „der Begriff des absoluten Sollens (der freilich der eigentliche Plagegeist für den empirischen Moralisten ist) sey einer der schwersten in der ganzen Moral, dessen Untersuchung er sich auf eine andere Zeit vorbehalte;“ bittet S. 38 seine Zuhörer, „sich an dasjenige zu erinnern, was sie in den moralischen Vorlesungen bei der mühsamen Entwickelung der Idee von Pflicht über das absolute Sollen gehört haben, und wovon leider der Leser nichts weiß; feilscht und dingt die Richtigkeit seiner Lehre wenigstens auf Halbscheid, in Absicht des Zukünftigen, wenn gleich nicht in Absicht des Vergangenen, zu retten, bis am Ende die Wahrheitsliebe ihm noch, unter den Verbesserungen und Zusätzen auf der vorletzten Seite die naive Frage abtrotzt: was wäre es denn nun, wenn alles Sittliche sich zuletzt auf etwas Physisches zurückbringen ließe? — Was es denn wäre — Nun wohl weiter nichts, als daß es denn zuletzt gar nichts Sittliches gäbe, und mit dem Unterschiede des Physischen und Moralischen, zugleich der Unterschied dessen, was ist, oder geschieht, und dessen, was seyn, oder geschehen soll, verschwände. Das

iſt ja aber eben die Theorie, in Rückſicht welcher der Verf. die Lieblinge ſeiner Seele aufgefordert hat, ſie durch ihren Wandel zu widerlegen. Doch, wie geſagt, der Vf. thut unter andern auch Anträge auf Halbſcheid. „Der Menſch ſoll (heißt es S. 63, 82 ꝛc.) anders oder beſſer werden; auch kann er es werden, nur kein Menſch kann ſchon jetzt anders oder beſſer ſeyn, als er iſt.“ Alſo nur ſchon jetzt und bis jetzt nicht. Wie aber, wenn aus dem fortfließenden Jetzt das Immer entſtände, wie aus dem fortfließenden Punkt die Linie entſteht, und von jeder Stelle der zukünftigen und vergangenen Zeit das Jetzt eben ſo gälte, wie von jeder Stelle der Linie, hinauf und hinab betrachtet, der Punkt gilt? In der That, wenn alles Künftige ſo gut dereinſt gegenwärtig ſeyn wird, als alles Vergangene bereits gegenwärtig geweſen iſt; ſo muß das menſchliche Thun und Laſſen, wenn es allemal bis Jetzo durch Nothwendigkeit beſtimmt iſt, auf gleiche Weiſe auch für alle Folgezeiten ins Unendliche hin beſtimmt ſeyn; als welche Folgezeiten das zur Grenze der Nothwendigkeit angenommene Jetzt der Reihe nach ins Unendliche hin durchwandern muß:

aber wenn der Verfaſſer das leugnen wollte, ſo müßte er behaupten, daß z. B. das Thun und Laſſen der Jenenſer im verfloſſenen Jahre, jetzt, nach dem Ende des Jahres, durchaus nothwendig ſo, wie es war, vor dem Anfange deſſelben, aber nicht nothwendig ſo, wie es war; und auf gleiche Weiſe alle Handlungen aller Menſchen, in aller Zeitfolge zwar zurück von B nach A geſehen, unmöglich anders; aber vorwärts von A nach B geſehen, ganz anders möglich geweſen ſeyn: welchemnach einerlei Urtheil über einerlei Sache, objektiv genommen, zugleich wahr und falſch wäre: eine Unbegreiflichkeit, die größer iſt, als diejenige, welche durch Umgehung der ſittlichen Freiheit vermieden werden ſollte, und in die nicht etwa der Verf. nur aus Verſehen gerathen iſt, ſondern in die auf demſelben Wege, trotz aller Vorſicht, Jedermann unabänderlicher Weiſe am Ende ſich verwickeln muß. Und ſo zeigt es ſich denn nach aufgehobenem Blendwerk, welches mit dem Jetzt und Schon und Einſt geſpielt wird, augenſcheinlich, daß der Hauptgedanke des Verfaſſers ſchlechterdings unhaltbar, und ſeine Schrift, trotz der Zuverſicht, die er darauf geſetzt hat, nichts als

ein überflüßiger Beitrag zu dem Beweiſe des an ſich klaren Satzes iſt: daß Freiheit, ſo wie ſie der Sittlichkeit zum Grunde liegt, ſich nicht begreifen laſſe, und ſo wie ſie ſich begreifen läßt, nicht der Sittlichkeit zur Grundlage dienen könne, ſondern vielmehr dahin abzwecke, die ganze moraliſche Verſtandeswelt, die auf perſönlicher Selbſtmacht beruhet, in eine phyſiſche Sinnenwelt zu verwandeln, wo alles nach einer anderswoher beſtimmten und unabänderlichen Naturnothwendigkeit fortgeht, und wo (ſofern (S. 50) Niemand zu dem jedesmaligen Zuſtande ſeines ſittlichen Werths oder Unwerths, durch ſeine vorſetzliche Bemühungen eigentlich etwas beigetragen hat, oder hat beitragen können) weder ein Menſch, als welcher nur Urſache, nicht Urheber iſt, an ſeinem oder andern Thun und Laſſen noch ſogar die Gottheit, als welche in allem ihr Werk, und nur ſich ſelbſt handeln ſieht, an uns insgeſammt das Mindeſte zu tadeln finden kann, und wo nicht mehr von Pflichten und Verbindlichkeiten, ſondern nur von Thaten und Begebenheiten, nicht mehr von Verdienſt und Schuld, von Tugend und Laſter, ſondern nur von Glück und Un-

glück, Vergnügen und Leiden die Rede seyn darf: in eine Welt, in Absicht welcher nichts übrig bleibt, als die schwindelnde Vernunft durch die Phantasie, diese leidige Trösterin, in den milden Traum von einer Vorsehung einwiegen zu lassen, welche an der Naturkette der nothwendigen Ursachen, unter deren Erfolgen manche Kraft eines wohlthätigen Wahnes uns freie Handlungen zu seyn scheinen, alle Menschen und alle vernünftige Wesen oder Personen, als lauter würkliche Automate, die Einen später auf dem Umwege sogenannter Laster, die Andern früher auf dem Richtwege vermeintlicher Tugend, zu einem gemeinsamen äußersten Ziele der Glückseligkeit mechanisch hinbewegt. Wie ein System dieser Art (obwohl nicht leicht ein Mann von Nachdenken seyn mag, dem es nicht irgend einmal durch den Kopf gegangen) völlige Zufriedenheit gewähren könne, ist an sich sonderbar, vollends aber auf Seiten des Verfassers befremdlich, weil er selbst eine erhebliche Bedenklichkeit dagegen geäußert hat. In dem polemischen Theil nehmlich seiner Schrift, der wider die Kantische Theorie der Freiheit gerichtet ist (eine Theorie, würdig eines ächten Weltweisen,

der auf wiſſenſchaftliche Gewißheit dringt, wo ſie nur irgend zu haben iſt, aber auch Unwiſſenheit endlich anerkennt, wo ihr gar nicht abgeholfen werden kann, und von welcher die erſten Grundzüge zum Eingange dieſer Rezenſion dargelegt ſind), geſtehet Hr. U. geradezu (S. 33), daß dieſe Theorie unwiderleglich ſeyn würde, wenn man den Satz als ausgemacht zugeſtände, daß die Zeit eine bloße ſubjektive Form der Erſcheinungen ſey, woraus ganz klar das Bedenken hervorgehet, daß, wenn man weder dieſen Satz ſelbſt umſtoßen, noch den Beweis, worauf derſelbe ruhet, entkräften könnte, dieſe Theorie ihre Richtigkeit haben, und ſonach die Zufriedenheit, welche das derſelben entgegengeſetzte Syſtem dem Hrn. U. abgewonnen, bloße Täuſchung geweſen ſeyn müſſe. Gegen dieſe Beſorgniſſe kann er ſich nur dadurch ſichern, daß er die völlige Unſtatthaftigkeit jenes Satzes, oder eigentlich des dadurch ausgedrückten Gegenſtandes, einleuchtend darthue, für welches Unternehmen, wenn es ihm gelingt, ihm die Gegner ſowohl als die Kenner der Kantiſchen Philoſophie und der Urheber ſelbſt danken würden, jene, weil ſie eben dadurch ein Mittel bekämen, ſich über die, wie es

bisher schien, nur mittelst jenes Satzes, auflösslichen Antinomien der Vernunft hinwegzusetzen, und sich mit Hoffnung eines vollkommenen Sieges zu schmeicheln, diese, weil sie davon unerwartete Aufschlüsse über die menschliche Erkenntniß gewönnen, dergleichen ihnen willkommener sind, denn Systeme, als welche sie nur lieben, insofern ihnen dadurch unentbehrliche und erwünschte Aufschlüsse gewährt werden. Allein wider jenen Satz ist es nicht mit bloßen Gegenerklärungen (wie hier Seite 33: „Derselbe sey, man sage was man wolle, durch alles noch nicht erwiesen, und dasjenige, was darüber so oft auch von ihm gesagt worden, noch nicht beantwortet") oder mit bloßen Einwendungen ausgerichtet, zumal wenn letztere entweder auf eiteln Mißverstand hinauslaufen, oder nur die Erläuterung des Satzes und nicht den Satz selber treffen: von welchen beiden Arten von Einwürfen hier mehrere vorgebracht sind. So heißt es unter andern (S. 34): „Wie will man bei Behauptung einer ursprünglichen Selbstthätigkeit des reinen Vernunftvermögens der Frage ausweichen, warum eine Vermögen bei gewissen Handlungen angewandt würde, bei andern nicht, da doch

doch entweder ein Grund, einmal der Anwendung, das anderemal der Unterlaſſung, vorhanden ſeyn müſſe oder nicht, und mithin im erſten Fall Nothwendigkeit, im andern Zufall eintrete.“ Denn dieſer und allen ähnlichen Fragen, welche vorausſetzen, man ſolle von der Freiheit, nicht nur, daß ſie würklich, ſondern auch, wie ſie beſchaffen ſey, wiſſen, wird ganz getreulich durch das Geſtändniß ausgewichen, daß man in Abſicht des letztern nichts wiſſen könne, weil Freiheit ſich nicht durch ſinnliche Wahrnehmung offenbart, obgleich man von ihren Erfolgen, inſofern ſich dieſe unſerer Wahrnehmung anbieten, wie von allen andern Phänomenen, die in der Zeit erfolgen, beſtimmende Gründe angeben kann, und in dieſem Betracht alſo jener Frage nicht auszuweichen braucht. Eben ſo iſt es mit dem andern Einwurf (S. 38) bewandt, wo es heißt: daß von Kant ſelbſt zugeſtanden werde, unſere Vernunft ſey nicht ohne Hinderniſſe praktiſch, und mithin unſere Selbſtthätigkeit nicht ohne Hemmungen würkſam: denn dieſe Hemmungen und Hinderniſſe, welche uns durch ſinnliche Wahrnehmung gegenwärtig werden, gelten wieder nur von dem, was ſich überhaupt an

uns ſinnlich wahrnehmen, nicht aber vor
dem, was, einer ſolchen Wahrnehmung
entnommen, ſich bloß gedenken läßt. Uni
auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit meh
reren Einwürfen, welche Erläuterungen
eines Begriffs verlangen, von dem im ge
ſammten Gebiete der Erfahrung nichts ähn
liches anzutreffen ſeyn kann, und von de
ſen Gegenſtand der Freiheit die ſpekulativ
Philoſophie (mit Verzicht auf Einſichten
in die Beſchaffenheit deſſelben) ſich begnügen
muß, erkennen zu können, daß derſelbe wo
der an ſich ſelbſt, noch in Verbindung mi
der Naturnothwendigkeit ſeiner Phäno
mene, d. i. unſerer Handlungen, wider
ſprechend, ſondern als zuſammenbeſtehen
im Menſchen, nach der zwiefachen Weiſ
ſeines Daſeyns in der Zeitfolge und außer
aller Zeitbeſtimmung gedenkbar ſey.

IV.

Noch eine Recenſion.

Numero 82.

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Donnerstags, den 5ten April 1787.

Philosophie.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung: Grundriß der Geschichte der Weltweisheit, von C. Meiners, Professor der Philosophie in Göttingen, 1786. 302 S. 8.

Der Verfasser erklärt zwar S. 3 dieser Schrift die „Geschichte der neuern Philo„sophie mit Fleiß nicht tiefer, als bis in „die Mitte des gegenwärtigen Jahrhun„derts, herabführen zu wollen, weil wir „den lebenden oder jüngst verstorbenen gro„ßen Schriftstellern zu nahe seyen, als „daß wir sie ganz unpartheiisch beurtheilen

„könnten;“ hat aber gleichwohl nachher
sich anders besonnen, und neuerdings in
der Vorrede zu seiner Seelenlehre, nicht
nur über einen noch lebenden Weltweisen
ein peinliches Gericht gehegt, dessen Revi-
sion in der A. L. Z. einem andern Recen-
senten vorbehalten bleibt, sondern auch
„über die Wendung, welche der philoso-
„phische Geist unserer Nation in den letz-
„ten Jahren genommen habe,“ eine Noth-
klage erhoben; die von Seiten ihres inter-
essanten Gegenstandes sowohl, als durch
ihren nahen Bezug auf vorliegende Schrift
sich auch hier schon zur Prüfung anbietet.
„Ich glaubte,“ klagt er, „daß unsere Na-
„tion von den müßigen oder verdorbenen
„Griechen zur Zeit der alten Sophisten
„und spätern Dialektiker, und unser Zeit-
„alter von den Jahrhunderten der Scho-
„lastiker um so viele Grade verschieden sey,
„daß unsere Zeitgenossen unmöglich an sol-
„chen Grübeleien und an einer solchen
„Sprache Wohlgefallen finden könnten,
„dergleichen die Grübeleien der griechischen
„Sophisten und Dialektiker, und die Spra-
„che der Scholastiker war. Nichts desto-
„weniger bin ich in meinen Erwartungen
„betrogen. Kants Schriften haben selbst

„in öffentlichen Lehrern der Philosophie „laute Bewunderer und selbst bei geschätz„ten Schriftstellern außerordentlichen Bei„fall gefunden.“ Und diese Schriften — das sagt nun wohl Hr. M. nicht, muß aber Jeder hinzudenken — enthalten ja doch nichts, als sophistische Grübeleien in scholastischer Sprache, und ihre Liebhaber lesen sie bloß darum so gern, weil ihnen Spitzfindigkeit und Wörterkram so wohl gefallen. Ohne diese zwei Hypothesen unterzuschieben, sieht man leicht, fällt die ganze Klage über den Haufen. Beide dagegen zugestanden, erhebt sich sogleich die wichtige Frage, woher dieser falsche und schlimme Geschmack wohl kommen möge? Und das weiß Hr. M. sehr gut zu erklären. „Der außerordentliche Beifall, wo„mit selbst mehrere, mit Recht geschätzte, „Schriftsteller die Kantische Philosophie „aufgenommen haben,“ sagt er, „zeigt „entweder eine traurige Unwissenheit in „der Geschichte der ältern und neuern So„phisten und Zweifler, oder eine gänz„liche Verkennung des letzten Zweckes aller „ächten Weltweisheit, oder vielleicht un„männliche Furcht an.“ Die beiden letzten Ursachen sind nur ehrenthalben der Haupt-

ursache zur Begleitung gegeben. Denn wie kann Furcht Beifall erzeugen, ungeheuchelten nehmlich? Und voraussetzen, daß mit Recht geschätzte Schriftsteller aus Furcht Beifall heucheln, heißt voraussetzen, daß diese Schriftsteller nicht mit Recht geschätzt, sondern sofern sie feig und falsch, ohne es im mindesten nöthig zu haben, und also dumm obenein verfahren, zweifach und dreifach verächtlich sind: zu geschweigen, daß, wenn auch Furcht statt haben sollte, das Kunststück, welches Hr. M. dawider bewährt gefunden, sich hinter Autoritäten zu verschanzen, und mit Machtsprüchen um sich zu werfen, so leicht und gemein ist, daß es auch dem geistlosesten Buchstabenmanne nicht abgesprochen werden kann. Eben so stehet die zweite Angabe nur einer Vorspiegelung ähnlich. Denn wenn irgend etwas vor Afterweisheit bewahren kann, so muß es die Maxime seyn, welche zum letzten Zwecke aller ächten Weltweisheit nichts anders annimmt, als eben die ächte Weltweisheit selbst; weil jeder andere Zweck, sofern er, um für den rechten erkannt zu werden, schon Weisheit voraussetzt, nicht der letzte, oder, beliebig angenommen, wohl Zweck traktatenmäßiger

Konventionsphiloſophie, aber nicht ächter Weltweisheit ſeyn kann. Und gerade dieſe Maxime iſt es, welche Hr. M. geſtehet, in der Kritik der Vernunft geleſen zu haben; mag doch, wie er ſagt, mit einer überaus peinlichen Empfindung, kraft welcher ihn denn eben die ſchalkhafte Phantaſie, bei der Stelle (S. 746) ſtatt eines natürlichen Gedankens, den er ſchon aus ſeinem Ariſtoteles (Met. I. 2.) gekannt haben ſollte, ein grauerliches Phantom mochte erblicken laſſen; und über eben dieſe Maxime ſcheinen die philoſophiſchen Köpfe der Nation anitzt unter einander mehr als jemals einverſtanden zu ſeyn. So bliebe nur die traurige Unwiſſenheit in der Geſchichte der Philoſophie als die wahre Urſache des verſtorbenen Geſchmacks übrig. Und wer ſollte nun dieſer Unwiſſenheit kräftiger ſteuren, und ſonach den philoſophiſchen Geiſt öffentlicher Lehrer und ſchätzbarer Schriftſteller unter den Deutſchen beſſer regieren können, als der Verfaſſer des Grundriſſes der Geſchichte der Weltweisheit, welcher erklärt, nicht nur für die griechiſche und römiſche Philoſophie alle Quellen, die einem Gelehrten offen ſtehen, genutzt zu haben (Vorr. S. 3); ſondern

auch „die Gedanken eines Voltaire, der Encyklopädisten und ihrer Schüler, endlich der neusten Schottländischen, Englischen, Deutschen und Italiänischen Philosophen und aller der Würkungen, die sie in unsrem und dem vorhergehenden Zeitalter hervorgebracht haben," erzählen und prüfen zu können; und welcher in seiner großen Geschichte der Wissenschaften, die in gegenwärtigem Grundrisse unabläßig, und auf einer Seite (55) neunmal citirt wird, das Publikum rund heraus, oder wendungsweise versichert: „daß er alle Ueberbleibsel des griechischen und römischen Alterthums, worin sich Materialien zu einem solchen Werke, wie das seinige, fänden, nicht nur gelesen, sondern die wichtigsten um verschiedner Absichen willen, mehrmals gelesen (B. 1. S. XXX.); daß er die allerschwerste Kunst, die der menschliche Geist erfunden, die Kunst der höheren Kritik, nach allen Grundregeln und Geheimnissen, wenige ausgenommen, gefaßt, und auf eine nachahmliche Weise angewandt (S. XXVIII.); daß er mit dem Fleiße und Scharfsinne, die allein keinen wahrhaft großen Geschichtschreiber ausmachen, auch noch die skeptische Unparteilich-

keit, die ihm wie zur andern Natur geworden wäre, verbunden (S. XXVI.); und überhaupt, was das Verdienst der Vollständigkeit betrifft, alle in seinem Werke vorkommenden Sachen so erschöpft, daß ihm gewiß Niemand werde nachsagen können, Meinungen, die nicht durchaus unbedeutend seyen, übergangen zu haben (B. 2. S. VIII.); und was das Verdienst der Behandlungsart anlange, so richtig das Unwichtige vom Wichtigen abzusondern, und alles nach Verhältniß seines innern Werths zu bearbeiten verstanden habe, daß Fremdlinge in dem Fache ihm zutrauen müßten, er wisse es besser, als sie, welche Gegenstände merkwürdig seyen, und welche nicht (B. 1. S. XXV.)." Diese Versicherungen müßten Prahlereien seyn, wenn nicht Hr. M. bei Abfassung seiner Klage etwa so gedacht hätte: Ich habe den wahren und guten Geschmack, und verdanke ihn meiner Kenntniß der Geschichte der Weltweisheit; die philosophischen Köpfe der Nation äußern einen Geschmack, der von dem meinigen abweicht, also falsch und schlimm seyn, und von Unkunde der Geschichte der Weltweisheit herrühren muß: warum suchen sie der traurigen Unwissenheit und dem

elenden Geschmacke nicht durch Lesung meiner Schriften abzuhelfen, die Verblendeten! Jawohl, zumal da ihnen diese Lesung so wiederholentlich eingeschärft, und vollends durch gegenwärtigen Grundriß so ausnehmend erleichtert worden ist. Denn obzwar dieser Grundriß nichts weniger als Geschichte der Weltweisheit, sondern, die ersten 26 Seiten abgerechnet, eine bloße Reihe von kahlen Lebensbeschreibungen der Weltweisen, mit wenigen Anzeigen ihrer Lehren und gemeinen Bemerkungen über die Denkart der Zeitalter, enthält, so kann er doch, wegen der reichlichen Citaten, welche ein Drittel des Raumes einnehmen, und unter denen des Verfassers Schriften zum Blenden dicht und zahlreich schimmern, die Stelle eines Realregisters über selbige ganz wohl vertreten. Rec., der sich daran, unter beständigem Nachschlagen der Citaten, herzlich satt gelesen, will denen zu Liebe, die eine ähnliche Arbeit versuchen wollten, hier einige, gleich bei den ersten Abschnitten aufgefaßte Bemerkungen hersetzen. Es kommt nehmlich bloß darauf an, zu zeigen, wiefern Hr. M. die Lehrmeinungen der Alten, nicht nur in Hinsicht auf die Beweisstellen, richtig gefaßt,

sondern vornehmlich auch, wiefern er sie in der doppelten Beziehung einerseits auf die Sachen, die ihnen entsprechen, und andrerseits auf den menschlichen Geist, aus dem sie entsprungen seyn mögen, kurz in Hinsicht auf die, unter allem Wechsel von Meinungen, unwandelbare Natur und Vernunft, treffend und lehrreich erforschet habe. Nachdem der Verfasser S. 27 den Thales für den einzigen und auch den ersten unter allen griechischen Weisen, der den Himmel zu beobachten und die Meßkunst zu gründen angefangen, erklärt; setzt er S. 29 hinzu: „gewisser als seine an„dere Erfindungen ist es, daß er in Grie„chenland zuerst eine Sonnenfinsterniß vor„hergesagt habe." Herodot I, 27. Ist nun diese Thatsache gewiß, so muß es eben so gewiß seyn, daß Thales entweder die wahren Ursachen der Eklipsen würklich eingesehen, oder zu seiner Vorhersagung die Mittel, welche er, gleich Bailly's Braminen, sonder Einsicht, mechanisch benutzen mochte, von ungriechischen Völkern, empfangen habe. Nicht doch! Keines von beiden! Denn es ist eine von des Verf. Entdeckungen, daß die griechischen Weisen, und namentlich Thales, von den ungriech-

schen Völkern so gut wie gar nichts gelernet (Gesch. der Wiss. I. S. 144), und es ist eine von seinen Behauptungen, daß die wahren Ursachen der Eklipsen erst hundert Jahre nach dem Thales errathen, die wahre Gestalt der Erde aber selbst dann noch nicht einmal vermuthet worden sey (Ebend. S. 719). Doch man höre ihn selbst! „Thales," sagt er in seiner zu obiger Stelle des Grundrisses citirten Geschichte der Wiss. S. 157, „mag übrigens „über die Ursachen der Eklipsen gedacht „haben, wie er will, so war er gewiß der „Erste in Griechenland, der eine Sonnen„finsterniß vorher verkündigte;" und nun versichert er, daß nach Zeugnissen der Alten, die er sämmtlich namhaft macht, der milesische Weise 1) den Mond für einen feurigen Körper wie die Sonne, und 2) die Erde für viel hundertmal kleiner als den Mond, und endlich 3) die Erde für eine Platte gehalten habe. Was fehlt nun noch, um das Versehn zur zweiten Potenz zu erheben, als daß jene Zeugnisse der Alten gar nichts, oder gerade das Widerspiel von alle dem sagen, was der Vers. daraus angegeben hat? Und so ist es in der That. Denn der milesische

Weise I. statt nach dem Plutarch (de plac. phil. 2, 13.), und nach dem Stobäus (ecl. phys. p. 53 und 56, nicht 86, wo es bloß heißt: Θαλης γεωδη μεν. ἐμπυρα δε τα ἀστρα; ein Satz, den, ἀστρα gehörig verstanden, jeder Astronom unterschreibt) den Mond für einen feurigen Körper gehalten zu haben, hat vielmehr nach eben dem Plutarch (2, 28.) und eben dem Stobäus (p. 60.) behauptet: daß der Mond sein Licht von der Sonne erhalte (ὑπο τε ἡλιου φωτιζεσθαι την σελ[illegible]ην), und hat nach demselben Plutarch (2, 24.), wie auch der Verf. anführt, von den Sonnenfinsternissen, und nach demselben Stobäus (S. 60.), wie der Verf. nicht anführt, von den Mondfinsternissen die wahren Ursachen richtig eingesehen. Und II. statt nach dem Diogenes von Laerte (1, 24.) sich die Erde viel hundertmal kleiner als den Mond vorgestellt zu haben, hat er vielmehr nach diesem Zeugnisse, worin der Erde nicht im mindesten gedacht wird, zuerst die Ekliptik entdeckt, und falls Stanleys (S. 18, nicht 16) nöthige Verbesserung gilt, [illegible] eines größten Himmelskreises für die Größe der Sonne, das hieße, für ihren scheinbaren Durchmesser, und sonach für den Winkel,

worunter selbiger erscheint, einen halben Grad oder 30′ angegeben; welche Angabe, da würklich dieser Winkel in der Erdferne nur anderthalb Minuten mehr beträgt, richtiger ist, als man hätte erwarten sollen. Und endlich III. statt nach dem Aristoteles (de coelo 2, 13.) sich die Erde als eine Platte gedacht zu haben, hat er vielmehr, nach der Aussage des Stagiriten (φασι εἶναι, ὡς διὰ τὸ πλατυν εἶναι μενειν sc. γην), das Beharren der Erde durch ihr Schwimmen oder Schweben erklärt, und die Gestalt derselben gewiß nicht für platt gehalten, weil erst nachher ganz absonderlich die Meinung derer, welche das Beharren der Erde durch ihr πλατος erklärten, angeführt, und auch selbst diese Meinung, als nicht unvereinbar mit der Kugelgestalt der Erde, vom Stagiriten vorgestellt wird, so daß nicht abzusehen ist, wie irgend eine Kritik in der Welt für πλατυν in obiger Stelle πλατυν sollte lesen können. Aber nun steigt das Versehen zur dritten Potenz. Denn nachdem der Verf. seine Behauptung aus dem Aristoteles angeführt, setzt er hinzu: „Hier widerspre„chen dem Aristoteles Plutarch (de pl. „phil. 1, 10.) und Diogen (in vita Thal.); „beide

„beide versichern, daß Thales die Erde für „rund gehalten: man sieht hieraus, wie „mißtrauisch man gegen diese Schriftsteller „seyn müsse.“ Ja wohl, wie mißtrauisch man seyn müsse! nur daß das Mißtrauen in diesem Falle nicht auf jene Schriftsteller, sondern auf den, der sie so anführt, zurückfällt. Denn Plutarch stimmt mit dem Stagiriten so gut, als rund seyn mit schwimmen können stimmt, und Diogenes gedenkt der Meinung des Thales über die Erdgestalt auch nicht mit einer Sylbe. „Was die alten Pythagoräer,“ heißt es S. 40, „die Wache des Jupiter „nannten, das nannten die Mittlern „himmlischen Aether,“ und sogleich ist wieder die Geschichte der Wissenschaft citirt, wo S. 522 aus des Stagiriten Munde, der hierüber allein entscheidend spreche, versichert wird: „Die Pythagoräer „hätten für das größeste aller Wesen, ein „gewisses göttliches Feuer erklärt, dem sie „den Namen der Wache des Jupiter gaben, das in der Mitte der Welt wohne, „und um welches Sonne, Gestirne und „Erde sich bewegten.“ mittlerweile daß des Stagiriten Mund, weit gefehlt, von einem Herumbewegen der Sonne um das Cen-

tralfeuer das allermindeste zu sagen, vielmehr treulich bezeugt, die Pythagoräer hätten die Erde, als einen der Sterne, um das Centralfeuer im Kreise herumschwebend, Tag und Nacht machen lassen (την γην ἐν των ἀστρων ὀυσαν, κυκλῳ φερομενην περι το μεσον, νυκτα δε και ἡμεραν ποιειν), durch welches Merkmal dieß göttliche Feuer sich deutlich genug für die Sonne selbst zu erkennen giebt, wofür es auch schon Kepler (epit. Astr. S. 443) annahm, und Jeder halten wird, sofern, nach eben dem Stagiriten (de Coelo 2, 2), die Pythagoräer die Achsendrehung der Erde von Westen nach Osten würklich behauptet haben, und sofern der Uebergang von diesem Gedanken zu dem Gedanken an den jährlichen Umlauf der Erde weit leichter, als der erste Schritt von dem sinnlichen Augenscheine zu der ihm widersprechenden Achsendrehung ist. Wozu noch kömmt, daß Aristoteles anderswo (Met. 1, 5) sagt, die Pythagoräer hätten, da es doch würklich nur neun Weltkörper gebe (nehmlich die fünf Planeten und Sonne, und Mond, und Erde, und Fixsternkugel), bloß der vollkommnen Zahl Zehn zu Liebe, die antipodische Erdhälfte (denn das und nichts anders heißt

ἀντίχθων) als eine besondere zehnte Welt hinzugerechnet; welches sie nicht thun konnten, wenn sie ihr Centralfeuer für ein von der Sonne verschiedenes Wesen hielten, indem sie an selbigem bereits das zehnte zu jenen neun Weltwesen gehabt hätten. Würklich zählt auch der Pythagoräer Philolaus beim Plutarch de pl. phil. 3, 11) nach dem göttlichen Feuer, als dem ersten, die Gegenerde (ἀντίχθων) für den zweiten, und unsere Erde für den dritten Weltkörper, so daß er, um zehn herauszubringen, die Sonne nicht noch besonders mitgerechnet, sondern, als bereits unter dem göttlichen Feuer begriffen, bei der weitern Zählung ausgelassen haben muß, obgleich von dieser weiteren Zählung Plutarch still schweigt. Auf alle Weise steigt sonach dieß Versehen des Verf. wieder zur zweiten Potenz, wenn er S. 556 der Geschichte der Wissenschaften nicht nur förmlich behauptet: „Die Pythagoräer wären von „der Vermuthung, daß die Planeten sich „um die Sonne herumbewegten, sehr weit „entfernt gewesen," sondern auch hinzusetzt, diesen Gedanken hätte, nach dem Zeugnisse des Theophrast beim Cicero acad. quaest. IV. 39.„ Nicetas von Syra-

eus zu allererſt unter den Griechen gehabt, mittlerweile daß es beim Cicero in der angeführten Stelle heißt: Nicetas Syracusius, ut ait Theophrastus, coelum, solem, lunam, stellas, supera denique omnia stare censet, neque praeter terram rem ullam in mundo moveri. Und wie hart ſticht gegen die ruhmredige Verſicherung: „daß ihm Niemand werde „beweiſen können, irgend etwas nicht ganz „Unbedeutendes übergangen zu haben,“ die faſt einer gefliſſentlichen Untreue ähnliche Nachläſſigkeit ab, womit der Verf. aus der Stelle beim Diogenes von Laerte (8, 15) die pythagoriſche Lehre: „daß es „auf der kugelrunden und ringsum bewohnten Erde Antipoden gebe, denen das „oben ſey, was uns unten iſt,“ zweimal ausläßt, indem er die unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Worte, wiewohl auch nicht ohne Mißverſtand, zweimal anführet (in ſeiner Geſch. der Wiſſenſch. S. 524 u. 536). War dieſe Lehre, deren auch Ariſtoteles (a. a. O.) dunkel gedenkt, ſo kleinfügig oder unglaublich, daß ſie keiner Anführung oder Widerlegung bedurfte? Kleinfügiger als das Bohnenneſſen, worüber er einen drei Seiten (431—433)

langen Kommentar aussagt? Unglaublicher als die Sphärenmusik für betäubendes Getöne genommen, welche er, komisch gravitätisch, mit Aussprüchen des Stagiriten (den einen, Met. I, 5., noch mißverstanden dazu) abfertigt, ohne zu wissen, oder zu erwägen, daß eben diese Sphärenmusik, als System von Verhältnissen gedacht, den unsterblichen Kepler zu seinen göttlichschönen Entdeckungen in der Astronomie begeistert hat, und würklich von ihm in seiner Weltharmonik (harmonices mundi Libri V. Lincii 1619. Fol.) auf Noten gesetzt worden ist?

Solche Fehler begeht Hr. M. in Hinsicht auf Sachen; und wir führen sie bloß an, um die allzuhohe Vorstellung, die er selbst von der Zuverlässigkeit seiner Angaben erregt hat, ein wenig herabzustimmen. Kömmt es aber auf die Kunst an, in Hinsicht auf den menschlichen Geist die Lehrmeinungen der alten Weisen zu erforschen, so ist der Verf. noch ungleich weiter von der Höhe entfernt, die sich zu unsern Zeiten ersteigen ließe. Ja er äußert, wie sich gleich zeigen wird, Maximen, die auf einmal alle solche Nachforschungen unmöglich machen. „Unter

„allen griechischen Weisen," heißt es gleichlautend im Grundrisse S. 27, und in der citirten Geschichte der Wissensch. S. 139, „war Thales von Milet der einzige und „auch der erste, der über den Ursprung „der Dinge, über die Größe und Bewe„gungen der himmlischen Körper, über die „wichtigsten Erscheinungen der Natur, end„lich über sich selbst und die menschliche „Seele Beobachtungen und Untersuchungen „anzustellen anfing." Da, in den Beweisstellen, Thales vom Stagiriten (Met. I, 3.) der Urheber der Philosophie der Principien, und von Strabo (XVI, 942.) der Anfänger der Physiologie genannt wird, so sollte man freilich, wie es ohnedem schon die Natur der Sache selbst erfordert, denken, daß unter dieser Philosophie und Physiologie doch irgend etwas Methodisches und Räsonnirtes gemeint seyn müsse, wodurch sich eben der milesische Weise von den frühern Kosmopoeten unterschieden habe. Nicht so Hr. Meiners. „Wenn man," sagt er (Geschichte der Wissensch. B. 2. S. XIX.), „das Aufführen von Beweisen, für „gewisse Sätze, als das einzige Unterschei„dungszeichen von Weltweisen und Dich„tern gelten lassen will, so müssen alsdenn

„nicht nur die Joniker, ſondern auch die „Pythagoräer, Eleatiker" (Geiſt des Bayle! wenn du das hörteſt!) „und faſt alle Welt„weiſen bis auf den Anaxagoras aus der „Zahl der Philoſophen ausgeſchloſſen und „den Dichtern zugeſellet werden. Den „Weltweiſen der alten Zeit fiel es noch gar „nicht ein, daß ein Philoſoph die Gründe „oder Urſachen aller würklichen und mög„lichen Dinge anzugeben verbunden ſey." Da haben wir des Verf. Theorie von der Behandlungsart der Geſchichte der Weltweisheit auf einmal in dem helleſten Lichte. Allerdings aber ſiehet nun auch das Verdienſt des Thales, der einzige und der erſte geweſen zu ſeyn, der zu dichten und zu träumen angefangen habe, ſo wunderlich aus, daß es an Seltſamkeit durch nichts als durch das Verdienſt des Mannes übertroffen wird, der, nach Sancho's dankbarer Ausrufung, zuerſt den lieben Schlaf erfunden hat.

Nicht minder ſonderbar erſcheint unter den Händen des Verf. das pythagoriſche Syſtem. „Nach dem Ariſtoteles" (ſagt er S. 39) „hielten Pythagoras und ſeine „treuen Anhänger" (Ariſtoteles ſpricht immer nur von Πυθαγορειοις) „die Zahlen für

„die Urſachen aller Dinge,“ (Was hier Urſache heißt, nennt der Stagirit αἰτία, ein Ausdruck, der bei ihm vier ganz verſchiedene Begriffe bezeichnet, die, nach ſeiner eigenen Erklärung, Met. I, 3. ſich am füglichſten durch unſere Ausdrücke, Form, Stoff, Kraft, und Zweck andeuten zu laſſen ſcheinen) „ohne im mindeſten zu erklären, wie ſie ſich die Entſtehung der „würklichen Welt aus bloßen Zahlen dachten. — „Freilich,“ fährt er in ſeiner hiebei citirten Geſchichte der Wiſſenſchaften S. 523 fort, „iſt dieſe Lehre ſo wunderbar, daß man fragen kann, wie ſie jemals in eines Menſchen Sinn gekommen. „Aber behaupten, daß alles aus Zahlen „entſtanden ſey, iſt im Grunde nicht lächerlicher, als ſagen, daß alles aus Waſſer, oder aus einem gewiſſen Unendlichen, „oder aus den vier Elementen durch Freundſchaft und Feindſchaft, oder aus Atomen „durch Nothwendigkeit hervorgebracht worden.“ Und darauf ſetzt er hinzu, es ſey nicht erlaubt, alles als ungedacht zu verwerfen, was uns im höchſten Grade ungereimt, und ſelbſt undenkbar vorkömmt, oder wie es anderswo (B. 2. S. XXIV.) heißt: „man müſſe nicht glauben, etwas

„bloß deswegen verwerfen oder bezweifeln „zu können, weil es uns undenkbar vor„komme.“ Nun wahrlich, wenn in Absicht auf einen Satz, den, laut einer Angabe, Philosophen gedacht haben, und den wir ganz undenkbar finden, uns nicht erlaubt seyn soll, eines von beiden anzunehmen, entweder, daß der Satz in irgend einem denkbaren Sinne zu fassen, oder daß die Angabe, wie sie lautet, zu verwerfen sey; so müssen wir den Menschenverstand verleugnen, der ohne die Schlußart, daß, was würklich ist, auch möglich sey, und daß mithin, was gedacht worden ist, auch gedacht werden könne, sich nicht behelfen kann. „Aber Aristoteles selbst wundert sich über diese Lehre der alten Pythagoräer, und (Gesch. der Wiss. S. 522) wenn sie von der Entstehung aller Dinge aus Zahlen redeten, so war es, wie er sich ausdrückt, als wenn man in einen andern Himmel versetzt würde.“ Also Aristoteles hörte sie etwas Undenkbares denken, und that nichts, als sich darüber wundern, welches wir ihm denn wohl nachzuthun uns nicht werden weigern dürfen, zumal da diese Sache, der Meinung des Verf. (Grundriß S. 39) zufolge, noch lange so wunder-

bar nicht ist, als der Umstand, daß selbst die mittleren Pythagoräer, die nach dem Anaxagoras, Sokrates und Plato lebten, oberwähnte Lehre immer beibehalten haben! O der Stagirite erspart uns diese Demüthigung! Wo sagt er, daß die Pythagoräer die Entstehung aller Dinge aus bloßen Zahlen behauptet, oder, wie es (Gesch. d. Wissensch. S. 532 f.) deutlicher heißt, die Zahl zur Schöpferin der Welt verherrlicht hätten? und wie konnte er es sagen, ohne alberner als der Tropf zu erscheinen, der philosophischen Scheidekünstlern vorwerfen wollte, die Uranfänge der Distel und des Menschen zu Schöpfern von beiden verherrlicht zu haben? (Wiegleb's Handbuch der Chemie 1, 184.) Weit gefehlt, auch über ihre Lehre ein solches Staunen auszudrücken, giebt er ihnen vielmehr in der angeführten Stelle (Met. 13, 3.) Recht, daß sie das Mathematische nicht, wie die Platoniker, für etwas bloß Ideales, und von den Dingen Abgesondertes, sondern für etwas Objektives und den Dingen (wie Tönen, Gestalten, Bewegungen der Himmelskörper) selbst Anhaftendes gehalten, und tadelt nur, daß, sofern sie das Mathematische auch zum Physischen

machten, ſie inſofern nicht mehr über die ſinnlichen, als ſolche, ſondern über andere Gegenſtände zu räſonniren ſchienen (κατα μεντοι το ποιειν ἐξ ἀριθμων τα σωματα φυσικα, ἐοικασι περι ἀλλα ὄντα λεγειν και σωματων, ἀλλ' ὡ των αἰσθητων), und erinnert zuletzt, daß, wenn ſie phyſiſch räſonniren wollten, ſie billig ihre ſonſtige Methode aufgeben müßten (εἰ δε φυσικως βουλονται λεγειν, δικαιον αὐτους ἐκ δε της νυν ἀφεισθαι μεθοδου). Aber bliebe es auch nach allem, was Ariſtoteles ſagt, immer zweifelhaft, wie die Pythagoräer ſich eigentlich ihre Zahlenlehre gedacht, ſo iſt es gleichwohl unzweifelhaft, daß ſelbige, als allgemeines Problem gefaßt, ſich noch immer denkbar müſſe finden laſſen. Und hat nicht ihren Satz, μιμησιν εἰναι τα ὀντα των ἀριθμων, wie ihn Ariſtoteles (Met. I, 6.) ausdrückt, faſt in eben dem Ausdrucke, der große Leibnitz als eine philoſophiſche Wahrheit behauptet? Und entdeckt nicht, bei der tiefſten Analyſe aller ſeiner Vorſtellungen, jeder denkende Kopf, daß ſie am Ende auf lauter Verhältniſſe hinauslaufen? Und muß nicht, wer in Anſehung des Raumes den Schwierigkeiten der unendlichen Theilbarkeit ausweichen will, ſich denſelben aus phyſiſchen,

oder, wie die Pythagoräer gethan zu haben scheinen, aus mathematischen Punkten bestehend denken (Bayle, Zenon)? Doch zurück. Nun wird man schon errathen, wie das eleatische System, diese erstaunliche Erscheinung in der frühsten Geschichte des menschlichen Geistes, behandelt sey. „Xe„nophanes," sagt der Vf. (S. 45 d. Gr.) „behauptete schon, wovon man kaum be„greifen kann, wie man es je habe be„haupten können, daß alle Dinge nur eine „einzige, ewige, unendliche, unwandelbare „und sich stets gleiche Substanz ausmachen, „in welcher weder Vervollkommnung, noch „Verschlimmerung statt finde, und die mit „Empfindung und Vernunft begabt sey," und macht darüber in der daselbst citirten Geschichte der Wissensch. S. 609 folgende Tirade: „Die Pythagoräer lehrten frei„lich, was weder Erfahrung bestätigt," (die zuletzt noch Analysis des Unendlichen wird bestätigen sollen,) „noch die Vernunft „begreift," (in welche leibhafte Vernunft nachgerade jeder Buchstabenmann, kraft der Autorweihe, seine Imbecillität verwandeln will,) „allein sie empörten sich doch „nicht mit einem solchen Trotze, als Xeno„phanes, wider Zeugnisse aller Sinne, und

„leugneten nicht solche Erscheinungen, von „deren Würklichkeit uns jede Veränderung „überzeugt.“ Das Auf- und Niederspazieren eines Schalks vor dem Lehrstuhle eines, die Unbegreiflichkeit der Bewegung demonstrirenden, Philosophen war ein sophisma ignorationis elenchi, weil gar nicht die Rede von dem sinnlichen Erscheinen der Bewegung, sondern von dem Begreifen ihrer reellen Würklichkeit, oder davon war, ob, wenn es in der Welt kein Sehen und kein Tasten gäbe, auch dann noch Bewegung statt finden würde, und weil der Philosoph einsahe, indem er Jenes annahm, Dieses verwerfen und die Zeugnisse der Sinne den Schlüssen der Vernunft aufopfern zu müssen: aber artiger war doch das Sophism, als das Eifern und Schelten eines Gegners gewesen wäre, der sich vor den Philosophen hingestellt, und ihm seine Empörung gegen die Sinne und sein Leugnen der Erscheinungen tüchtig verwiesen hätte. Denn indem der Philosoph über jenen gelacht, hätte er diesem nichts erwiedern können, als etwa das Bonmot des Xenophanes: du hast Recht, σοφον γαρ ειναι δει, τον επιγνωσομενον τον σοφον. „Doch,“ heißt es S. 613, „daß

„die ältern Philosophen Griechenlandes „sich gleichsam wider die Sinne verschwo„ren hatten, und alle sinnliche Kenntniß „verdächtig zu machen suchten, iſt bei „den Meinungen, die sie vertheidigten und „die meistens durch augenscheinliche Erfah„rungen widerlegt wurden, immer noch „leichter zu erklären" — (also etwa wie das Phänomen, daß manche Professores philosophiae bei den Meinungen, welche sie vertheidigen, und welche meistens durch unüberwindliche Schlüsse widerlegt werden, alle kritische Philosophie verdächtig zu machen suchen, und sich gleichsam gegen die Vernunft verschwören; leichter sonach iſt dieß zu erklären —) „als die Veranlassungen „aufzufinden, durch welche Xenophanes zu „seinen Behauptungen gelangte." Ach, sind sie doch auch leicht genug zu finden, diese Veranlassungen, wenn man sich nur auf das Suchen verstehet. Das Wesen aller Dinge, το Ὂν κατ' ἐξοχήν, für unveränderlich zu halten, nöthigte ihn die Unergründlichkeit der Idee von Kraft; er erlag der aller Menschen-Vernunft unauflöslichen Frage: wie irgend Etwas, das nicht war, entstehen (Arist. Met. 1, 3. et de Xenoph.), das heißt, wie irgend Et-

was als Urſache würken könne, und fand bei der Wahl zwiſchen zwei Unbegreiflichkeiten, dieſer nehmlich, und der entgegengeſetzten, daß was einmal iſt (τὸ ὄν), immer geweſen ſey, und immer ſeyn werde, mithin nichts entſpringe, nichts wechſele, nichts geſchehe, letzteres den Geſetzen des Denkens freilich angemeſſener. Das Weſen aber von allem ſich als einzig zu denken, verleitete vielleicht ihn, wie den Parmenides und Spinoza, die äußerſt abgezogne Idee von dem Weſen, als einem bloßen Seyn, gedacht; denn ſo dieſe Idee gefaßt, iſt klar, daß, was ſich vom Weſen oder Seyn unterſchiede, eben darum gar nichts wäre, und daß ſonach mehrere Seyn und Weſen undenkbar ſind, weil ſie, um als mehrere gedacht werden zu können, ſich von einander unterſcheiden müßten, und gleichwohl ſich nicht unterſcheiden könnten, ohne eben darum nichts zu ſeyn: woraus der Schluß auf die Einheit alles Weſens oder Seyns ganz bündig iſt. Und wie vielfach und nahe müſſen nicht ſonſt zu Gedanken der Art die Anläſſe ſeyn, da, ohne der Ideen von Pantheismus zu gedenken, der mehr oder weniger lauter aller Orten und zu allen Zeiten aus Menſchen-

seelen hervorgequollen ist, selbst die für ächte Vernunfterzeugnisse anerkannten Begriffe von dem allgenugsamsten Wesen und dessen Unveränderlichkeit, wie schon Bayle gewinkt hat, sichtlich mit den Xenophanischen Ideen zusammenspielen, obgleich beide für einerlei zu halten, darum mißlich scheint, weil der Stagirit (Met. 1, 5.) das Xenophanische ἓν καὶ πᾶν für unbestimmt, ob es auf Form oder Stoff zu deuten sey, erklärt, und von ihm ausdrücklich sagt, er habe nichts Entschiednes oder Ausgemachtes behauptet; ἐδὲν διεσαφήνισεν, welches wohl diesen Sinn haben muß, da er sonst, wie seine Fragmente zeigen, sich bis zur Bewunderung lichtvoll und faßlich ausgedrückt. Immer aber scheint so viel klar zu seyn, daß Xenophanes, wenn er in Ansehung des Problems vom Urgrunde der Kräfte, welches den Vorwitz der Sterblichen ewig anlocken und äffen wird, die Zerschneidung des Knotens versuchte, doch auch die würkliche Unauflösbarkeit desselben gar wohl einsahe, und weit von dem dogmatischen Dünkel entfernet blieb, womit zwei tausend Jahre später eben diesen Knoten, durch einen Hieb, förmlich aufgelöset zu haben Spinoza wähnte. Und wenn

nun

nun dagegen der Verf. (Geſch. der Wiſſ. S. 611) ſagt: „Xenophanes konnte nicht „alles menſchliche Wiſſen für ſchwankend „erklären, weil er durch dieſen Ausſpruch „alle ſeine Meinungen über den Haufen geworfen hätte; vielmehr hielt er alle „vorige Sätze für wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, oder wie wir zu ſagen pflegen, für „unumſtößliche Vernunftwahrheiten;“ ſo iſt der geiſtreiche Kolophonier wieder in Gedanken zu einem prof. phil. in alma nostra gemacht, und ein Verſehen dritter Potenz begangen, weil dieſer Weiſe eine ſolche Erklärung erſtens füglich thun konnte, indem Wiſſen und Meinen, weit gefehlt einander vorauszuſetzen, vielmehr einander ausſchließen; zweitens ſeinen Grundſätzen nach, wie Bayle (Xenoph. not. C.) gewieſen, durchaus thun mußte; und drittens würklich gethan hat in der herrlichen Stelle (beim Sextus ed. Fabr. p. 380.), wo er ſagt:

και το μεν ουν σαφες ουτις ανηρ ην, ουδε τις εσται
ειδως αμφι θεων τε, και οσσα λεγω περι παντων.

εἰ γὰρ καὶ τὰ μάλιστα τυχοι τετελεσμένον εἰπων,
αὐτος ὅμως οὐκ οἶδε, δόκος δ' ἐπι πασι τέτυκται.

„Ueber Götter und alles, was ich vom „Weltall sage, hat das Gewisse nun wohl „kein Menschen Sohn erkannt, noch „wird es einer erkennen; denn wäre er „auch glücklich genug, es noch so richtig „zu treffen, so würde er doch selbst nicht „wissen, daß er es getroffen hätte: Glau„be aber ist allen beschieden" (oder: Dünkel aber ist über Alles, oder: über Alle verhängt). Die Varianten stehen hier nicht umsonst, denn, was nun das Schönste ist, der Vers. gedenkt dieser Verse und will seine Leser bereden, daß Xenophon darin von der Ungewißheit alles menschlichen Wissens, in Absicht auf seine Lehrsätze, gar nichts sage, und daß die Auslegungen bei dem Sextus (nicht des Sextus), welchen zufolge Xenophanes darin theils die Unerforschlichkeit des Wahren, theils die Erreichung des Wahrscheinlichen, angedeutet habe, eben so unrichtig, als einander entgegengesetzt seyen. Aber das sind minder lehrreiche Versehen; hier ist ein anderes, über die Denkart des Demokrit, in Anse-

hung welches uns der Verf. auf seine Gesch. der Wiss. verweiset, wo er S. 696 sagt: „Indem Demokrit diese, seiner Landsleute „mehr, als seiner selbst würdige, Gedan„ken" (nehmlich die Principien der mechanischen Naturerklärungsart, die sich selbst der weise Locke belieben ließ,) „mit einer „Nachlässigkeit hinwarf, als ob eben der „Zufall, den er für den Schöpfer der Welt „hielt, sie ihm zugeführt hatte, dachte er „gar nicht daran, sie zu beweisen;" und hinzusetzet: „Aristoteles meldet uns, daß „Demokrit fast immer nur gesagt, daß es „was so sey, oder wie er sich etwas vor„stelle, niemals oder selten aber, warum „etwas so sey, oder aus welchen Gründen „er sich Sachen so und nicht anders denke: „eine rohe und allen Gesetzen der gesunden „Vernunft zuwiderlaufende Methode." Oder vielmehr eine Methode, die gar keine Methode ist! Aber wie, wenn Demokrit, in Absicht auf seine Lehrart, falls er fehlte, gerade darin fehlte, daß er alles so scharf beweisen, und von allem so strenge, nehmlich lauter nothwendige, Gründe angeben wollte? Und wie, wenn eben dieß Aristoteles in der angezognen Stelle (de gen. anim. 5, 8.) meldete, wo er in einem faß-

lichen Beispiel zeigt, und ausdrücklich sagt, daß Demokrit (τὸ ἕνεκα ἀφεὶς λέγειν, πάντα ἀναγκαῖα, οἷς χρῶνται ἡ φύσις, ὅτι μὲν γὰρ τοιοῦτος, ἃ μὲν ἀλλ' ἕνεκα τινος δέ,) die Erklärung aus Endabsichten verschmähet, und auf lauter Erklärungen aus würkenden Ursachen, oder aus Naturkräften, die nach Naturgesetzen würken (αἰτίαι ἐξ ἀνάγκης heißen sie, Met. I, 4., im Gegensatze auf die Würkungen eines weltordnenden Geistes) gedrungen habe? Sichtbar hat der Verf., da er selbst die Stelle griechisch anführt, das τὸ ἕνεκα darin, so wie anderswo das τὸ τί ἦν (Met. I, 5.), und überhaupt die vier oben berührten αἰτίας, und sonach gleichsam die ersten Elemente der Kunstsprache des Stagiriten, den er doch mehrmals gelesen zu haben das Publikum versichert, gar nicht verstanden: und gleichwohl ist, wenn man Lehren der Alten aus dem Stagiriten richtig auffassen will, Geläufigkeit in seiner Kunstsprache ein kleines Erforderniß, in Vergleich gegen das andre, daß man, da er solche Lehren zwar geflissentlich nie verfälschet, aber, beständig gleichsam durch die Augengläser seines Systems betrachtend, oft verzogen und verkehrt genug erblickt und darstellt, selbige, nach

Maaßgabe ſeines Syſtems, auf ihre natürliche Geſtalt zurück zu berechnen wiſſe. Aber vollends das Bündige der mechaniſchen Naturerklärungsart, die doch würklich auf das non plus ultra des Beweiſens, ausgehet, wenn gleich gemeinhin eine Wolke für die Juno umfaßt, abderitiſch zu ſchelten, und das Aechtphiloſophiſche der Maxime, die den Demokrit, wie den des Cartes und Andre, zur Uebertreibung jener Erklärungsart verführte, bis zu einer ſolchen Ausrufung zu verkennen (S. 696): „Wer erſtaunt nicht, „wenn er findet, daß Demokrit, der mit „den Werken des Anaxagoras bekannt, und „gegen ihn nicht nur nicht feindſelig geſinnt war, ſondern mehrere ſeiner Gedanken lobte und annahm, daß dieſer die „von Anaxagoras verkündigten Wahrheiten" (von der Würkung des Nus in der Natur) „gegen die wilden Träume des Leucipp „verworfen habe." —! Verworfen überhaupt? das iſt noch erſt zu beweiſen; aber warum er ſie aus der Naturwiſſenſchaft verwieſen habe, iſt ſo begreiflich, daß Kenner erſtaunen möchten, wie der Verf. darüber erſtaunen kann. Denn in Erklärung der Natur ſich auf Abſichten und Anſtalten denkender und ſelbſtthätiger Kräfte berufen,

was heißt das anders, als der Erklärung selbst, die eben alle Phänomene auf bestimmte Gesetze bestimmter Kräfte zurückführen soll, ein Ende machen, und auf den Fittigen der Phantasie aus der Sphäre der Natur hinüber in die Welt der Freiheit fliegen, wo sich alles vermuthen, vieles glauben, aber vielleicht nichts wissen läßt. Freilich, wo Betrachtungen über Endursachen eintreten, da hebt Andacht an; aber da hört auch Einsicht auf; weshalb Baco schon diese Endursachen (in der Physik gebraucht) mit Nonnen vergleicht, insofern sie zwar Gott geweiht, wie diese, aber auch eben so unfruchtbar wären. Und wenn es nun gewiß ist, daß die Andacht sich immer nach der Einsicht richtet, und daß in eben dem Maaße, als Naturkenntniß stufenweise vom dummen Staunen zu heller Vernunfteinsicht emporsteigen, oder von dieser zu jenem hinabsinken mag, Naturtheologie verhältnißmäßig aus düsterem Aberglauben zu ächter Geistesandacht sich veredeln, oder von dieser in jenen ausarten wird; so ist es eben so gewiß, daß selbst für Andacht von seiner Seite der Naturphilosoph fast nicht besser sorgen kann, als wenn er, unbekümmert um sie, und bloß

auf Einsicht bedacht, an allem in der Natur, auch was noch so sehr nach unmittelbarer Anstalt ihres Urhebers aussieht, Gesetzlichkeit und Uebereinstimmung zu entdecken oder zu errathen suchet. Es galt darum, diesen Punkt zu berühren; denn wer sagt uns gut dafür, daß nicht der Verf. über neuere deutsche Philosophen eben so denke, als er über die ältesten griechischen urtheilet. „Alle Weltweisen vor dem Anaxagoras, sagt er (Gesch. der Wissensch. S. 711), irrten mit ihren Gedanken in der ganzen Natur, wie in einer düsteren Wildniß umher, ohne irgendwo Spuren einer schaffenden oder ordnenden Gottheit zu finden, und selbst, nachdem Anaxagoras den wahren Gott verkündigt hatte, verkannten ihn noch immer alle seine Zeitgenossen (wie Zeno, Demokrit), und redeten, gleich den ersten Physikern, von Nothwendigkeit und Natur, als den Schöpfern der Welt." (Etwa wie in der Kosmogonie, die jüngst ein scharfsinniger Weltweiser entwarf, und dessen Entwurf ein ihm an Geist ähnlicher mit seiner Meisterhand verschönert, auszeichnete, von Newtonischen und Crawfordischen Gesetzen, als Schöpfern des Himmels, geredet wird. Göttingisches Ta-

schenbuch 1787.). Den Mangel an Berufung auf Endabsicht und Schöpfergeist in den Naturſyſtemen der alten Philoſophen, hält der Verf. für einen Beweis, daß dieſe Philoſophen die Idee von Endabſicht und Schöpfergeiſt gar nicht gekannt oder gänzlich verworfen haben; und noch nicht genug; ſondern von dieſem Fehlſchluſſe ſchließt er gar weiter fort auf die Unrichtigkeit der entgegenſtehenden Hiſtoreme; und behauptet, alle noch ſo ſchöne Ausſprüche ſolcher Philoſophen über die Gottheit, müßten, eben kraft jenes Beweiſes, durchaus falſch und erdichtet ſeyn. — Man ſehe darüber ſeine große Geſchichte der Lehre von Gott; die ſich meiſt auf dem angezeigten Fehlſchluſſe, und dann noch auf dem andern drehet, daß unter Nationen, von deren Aberglauben man ſich mit auffallenden Anekdoten trägt, kein Kopf ſich zu Ideen von einem Urheber und Regierer der Welt erheben könne.

Doch, wieder eingelenkt, und nun zu der folgenden intereſſanteſten Sache, deren Erörterung den Schluß der Recenſion auf ihren Anfang zurückſtimmen wird. Angenommen, daß Zeno von Elea, wie der Verf. S. 61 ſagt, als der erſte vorſetzliche

Verderber der Philoſophie angeklagt wer-
den müſſe, weil er, wo nicht der erſte Er-
finder, doch gewiß unter den Weltweiſen
der erſte Ausüber der Dialektik, oder der
Kunſt war (Geſch. der Wiſſenſch. S. 711),
Sätze nach Belieben zu beſtreiten und zu
vertheidigen, die unläugbarſten Wahrheiten
ungewiß, und die gröſſeſten Ungereimthei-
ten wahrſcheinlich, und vollends durch un-
auflösbare Trugſchlüſſe Andre verwirrt und
erſtaunt, dagegen ſich ſelbſt unüberwindlich
und ſiegreich zu machen. Angenommen
auch, daß dieſe, ſelbſt im Schatten der
Schulen verderbliche, Kunſt, welche nach-
her die megariſchen, eliſchen und eretriſchen
Dialektiker bis zum Sterben bezauberte,
ſpäterhin, in die Proteusgeſtalt der Skep-
ſis gekleidet (S. 141), eine Menge friſcher
Liebhaber gewann; weiterfort, in Schola-
ſtik vermummt, die Kirchenweiſen des Mit-
telalters äffte, endlich nun in dieſen letzten
Jahren den philoſophiſchen Geiſt der Na-
tion wieder kräftig zu bethören angefangen
habe. Eingeräumet ferner, daß die alten
Sophiſten in dem Herzen und dem Ver-
ſtande der edlern Jugend, und in der all-
gemeinen Denkungsart der Zeitgenoſſen die
traurigſten Zerrüttungen angerichtet ha-

ben, wenn ſie auf eine ſo heilloſe Art, wie der Verf. (Geſch. der Wiſſ. B. 2. S. 184 f.) erzählt, die ganze Welt für eine Wirkung des Ohngefährs und der Nothwendigkeit, alle Begriffe von Gott, Vorſehung und Religion für Erfindungen ſtaatskluger, auf die Bändigung des großen Haufens bedachter Köpfe, die Seele für Beſtandtheile oder Eigenſchaft des Körpers, die mit ihm vergehe, und was das ärgſte iſt, die uneigennützige Tugend für Thorheit, das Sittengeſetz für ſtreitend mit der Menſchennatur, und die wahre Kunſt zu leben für die Kunſt, unbegränzt zu genießen, nicht nur dreiſthin erklärten, ſondern dieſe Lehre mit dem blendendſten Wahrheitsſcheine und dem verführeriſchſten Reize durch ihre meiſterhafte Dialektik ausſchmückten, und auf dieſe ihre Kunſt, als Virtuoſen der Weisheit, in der erklärten Abſicht, andere Menſchen tugendhaft und glückſelig zu machen, die berühmteſten Städte Griechenlandes durchzogen, und vor der glänzendeſten Zuhörerſchaft auf volkreichen Plätzen und an feierlichen Feſten ihren Vortrag hielten. Zugeſtanden dieß und weiter zugeſtanden, daß ungleich ſtärker, blendender, verführeriſcher, ähnliche Lehren des Unglau-

bens und der Unsittlichkeit, kraft der Druk-
kerkunst, mit hunderttausend Zungen von
neuen Sophisten dem ganzen Europa, so
weit es Menschen von Erziehung hat, hör-
bar vorgetragen worden sind, und daß kein
Gorgias mit der ganzen Sophistenzunft so
sehr als Voltaire mit der Encyklopädisten-
Schaar, und daß, tiefer als einer der al-
ten Skeptiker, der neue schottische Zweif-
ler, auf die Denkungsart seines Zeitalters
gewürkt habe, und für die Zukunft unab-
fehlich hin fortwürken werde. Wahr sey
dieß, und ferner wahr, daß, neben solcher
Sophistik und Skepsis, noch eleatisch-spi-
nozistische, neuplatonische, und was nicht
alles für Methoden und Philosopheme, un-
ter unserer deutschen Nation im Schwange
gehen, und um ihren Beifall buhlen. Dieß
alles sey wahr, und nun sage Hr. M.,
weil er sich doch einmal hierüber das Rath-
gebergeschäfte nicht nur, sondern sogar das
Richteramt angemaaßt hat; er sage, auf
welche Weise unsere öffentlichen Lehrer und
schätzbaren Schriftsteller, deren Geschmack
er meistert, ihren Geist und den Geist der
Nation, so viel an ihnen ist, vor aller
Art von Afterweisheit bewahren, und wel-
che Methode des Denkens, die nicht nur

gegen alle Fluthen von Meinungen haltbar, sondern auch der Würde und Bestimmung des menschlichen Geistes angemessen sey, sie, den kommenden Geschlechtern zu Liebe, verbreiten sollen? Wir wollen doch nicht hoffen, daß es die alberne Methode seyn werde, da man über die Wahrheit solcher Sätze, die man gerne beweisen möchte und nicht recht beweisen kann, feilscht und dingt, um sie wenigstens als ein Halb oder ein Drittel wahr zu behalten, und auf solche Weise durch Tergiversiren und Negotiiren mit allen Gegnern eine Art von Waffenstillstand oder falschem Frieden zu stiften suchet; oder die noch häßlichere, sich selbst und wechselseitig einander zu belügen, als hätte man festere Ueberzeugungen und größere Gewißheit von Dingen, und zumal von jenen so genannten wichtigsten Wahrheiten, als man nun einmal würklich hat; in der Hoffnung, das Publikum werde sich ebenmäßig täuschen, oder gleichsam ansteckungsweise mit überzeugen lassen. Also etwa die Methode, alle die anders denken, als sie selbst, mit dem Tadel abzufertigen, daß sie den letzten Zweck aller ächten Weltweisheit verkennen? Als ob nicht stultitia caruisse der erste Schritt

zur Weisheit, so wie Erforschung des Wahren und Guten ihr Endzweck wäre, und als ob nicht alle noch so seltsam und wunderlich philosophirende und phantasirende Köpfe die Menschheit von Irrthum und Vorurtheil zu befreien, und über das Wahre und Gute aufzuklären verhießen! Oder die Methode, Geschichte der Weltweisheit, das heißt, alle Art von Philosophie ohne Unterschied zu empfehlen, und sonach zur Abwendung des Uebels, welches durch philosophische Lehren und Schriften aller Art entstehen könnte, das Lesen und Ueberdenken dieser Schriften und Lehren selbst anzupreisen, im Vertrauen auf die Zuchtregel der Klostermoral, daß man böse Gedanken am besten werde bezwingen lernen, wenn man sich in Versuchungen dazu geflissentlich begiebt, auch wohl in der Hoffnung, daß der Eigendünkel einen Jeden von selbst schon alle Gedanken, die mit den seinigen nicht stimmen, sofort als thöricht werde verwerfen lassen? Oder endlich die Methode, alle Vernunftuntersuchung über Gottheit, Vorsehung, Menschenseele, und Sittengesetz auf einmal mit dem Grundsatze von der Hand zu weisen (Vorrede zur Seelenlehre S. 8): „daß Erfahrung und Ge-

ſchichte" (die wieder nichts als fremde Erfahrung iſt,) „in allen Wiſſenſchaften, außer der reinen Mathematik, die einzigen ächten Erkenntnißquellen ſind? Und wie, wenn man nun, durch die einfache Schlußfolge: was nicht recht erkannt werden kann, mag auch wohl nichts Würkliches ſeyn; ſich ſogleich in das Dilemma verſetzt und genöthigt ſiehet, entweder dieſen Grundſatz als unrichtig aufzugeben, oder jene über alles wichtige Begriffe von Gegenſtänden, die ſich doch ſo wenig, als Integralgleichungen, weder innerlich fühlen und empfinden, noch äußerlich begucken und betaſten laſſen, für ſachleer und nichtig zu erklären, und ſonach auf jeden Fall die Vernunftunterſuchung, welche wir ablehnen wollten, wieder vorzunehmen? Das wahre Mittel hat ſich ſchon mit dem Uebel ſelbſt gefunden, iſt bereits vom Sokrates gegen die Afterweisheit ſeines Zeitalters gebraucht, und jedem wahren Selbſtdenker zur Gnüge bekannt, nur daß es ſich ſo ſchwer allgemein machen läßt, weil dabei ſo wenig auf Lehrer und Bücher, und ſo viel auf eigenes Forſchen und Denken ankommt. Es iſt die kritiſche Methode des Philoſophirens, die in der redlichſten, ſchärf-

ſten, unbefangenſten Durchprüfung unſeres geſammten Erkenntnißvermögens beſtehet, und die, indem ſie uns ein lebendiges Bewußtſeyn von unſerer eigenen Unwiſſenheit (ἄγνοιαν γνῶσιν) giebt, und zugleich eine volle Ueberſicht über die Natur des Menſchen, als eines denkenden Weſens, verſchafft, uns in den Stand ſetzt, allen Eingebungen des Eigendünkels ſowohl, als allen Vorſpiegelungen fremden Wahnes zu widerſtehen, und indem ſie unſeren Geiſt alle Gegenſtände der Unterſuchung zuvörderſt mit ſeinen Geſetzen und Kräften vergleichen lehrt, und an beſtändiges Streben und Forſchen nach Gewißheit gewöhnt, ihn fähig macht, in jedem Falle, worüber, wie weit und mit welchem Grade der Zuverſicht er urtheilen dürfe oder könne, auf das genaueſte zu unterſcheiden, und jede Art von Wiſſenſchaften, Kenntniſſen und Meinungen der Menſchen, wie unlauter und ſelbſt thöricht ſie auch ſeyn mögen, zur Stärkung des Forſchungstriebes und zur Erweiterung der Selbſterkenntniſſe anzuwenden. Vergönnte nun auch dieſe Methode am Ende nichts weniger als einen fertigen und bereiten Beſitz und Genuß der

Wahrheit; wäre sie darum minder angemessen der Natur des Menschen, dessen Leben nichts als ein immerwährender Wechsel von Gedanken, Empfindungen und Handlungen ist, und dessen Geist, seiner Natur nach, hienieden der Weisheit, wie der Tugend und Glückseligkeit, nur insofern scheint habhaft werden zu können, als er von Thorheit, Laster und Elend entfernt, mit ungehindertem und rastlosem Eifer darnach forscht, strebt, verlangt: wiewohl an sich schon dieß Forschen und Streben jedem Geiste, der sich dazu berufen fühlt, so erhebend und so stärkend dünkt, daß er es sogar dem Besitzen und Genießen selbst, wenn ihm die Wahl gelassen würde, mit Lessing vorziehen möchte. Oder wäre darum die Verbreitung dieser Methode minder wünschenswerth für die Nachkommen, deren jeder, wie wir, seine Schule von vorn an machen muß, und weise nur durch eignes Forschen und Denken, nicht aber durch das Vermächtniß einer fertigen und bereiten Weisheit werden kann? Zumal da überdem diese kritische Denkungsart, einerseits weit von der schnöden Verachtung oder dem ekeln Widerwillen entfernt, womit

mit der dogmatiſche Dünkel auf alles außer ſeinem Kreiſe herabzuſehen pflegt, vielmehr eine Freundin aller Art von Gelehrſamkeit iſt, aber auch andrerſeits durch die Anwendung, welche ſie davon macht, indem ſie alles ihrer Prüfung unterwirft, und auf die Natur des Menſchen zurückführt, kräftig verhindert, daß dieſe Gelehrſamkeit nicht in ſchale Polymathie, die den Geiſt, ſtatt zu nähren, ſchwächt, ausarten kann: alles Züge, in Abſicht auf welche, ſo wie in Abſicht auf das Schickſal, von Unverſtändigen verkannt zu werden, die kritiſche Philoſophie mit der kritiſchen Theologie ungemein viel Aehnlichkeit hat. Und wie nun, wenn der Geſchmack an dieſer bisher beſchriebenen Methode, welche ſonſt jeder Weiſe für ſich und im Stillen befolgt, in dieſen letzten Jahren unter der deutſchen Nation, mehr als jemals öffentlich und allgemein ſich ſchiene, ausbreiten zu wollen, und die wahre und natürliche Urſache von dem unerwarteten Beifall wäre, welchen Kants Schriften gefunden haben? Und wie, wenn Freunde dieſer Schriften dieß ſelbſt geſtänden? Hr. M. biete ſeine Seelenkunde auf, und beweiſe dem Verfaſſer

des schätzbaren Aufsatzes über die Kantische Philosophie im August 1786 des teutschen Merkurs, und dem Verfasser der vortrefflichen philosophischen Aphorismen (Vorrede, neuer Auflage), daß er besser, als sie selbst, wisse, wie es mit ihrem Geschmacke beschaffen sey: mittlerweile wird man sein Stillschweigen als Abbitte gelten lassen. Was aber noch zuletzt sein Urtheil betrifft, als ob die kritische Methode des Philosophirens von Unkunde der Geschichte der Weltweisheit herrühre; so scheint dasselbe von Unkunde der einen sowohl als der andern herzurühren; denn die letztere richtig gefaßt, führt natürlicher Weise zu der erstern, so wie die erstere wieder ächte Weltweisheitsgeschichte, die eben so weit von Biographien der Philosophen, als von Legenden ihrer Lehrmeinungen verschieden ist, ausnehmend befördert. Nehmlich die Lehren der Weltweisen, und zumal der alten, nur immer in Hinsicht auf Schriften und Autoren betrachten, ist eine Arbeit, die nichts als gelehrten Tand erzeugt, wenn nicht auf solche Weise tief und scharf gefaßt, eben diese Lehren nun noch ferner in Hinsicht auf

die ihnen entsprechenden Sachen selbst sowohl, als auf die Gesetze des Denkens, untersucht, kurz, wie schon oben gedacht ist, in Beziehung auf die unter allem Wechsel von Meinungen unwandelbare Vernunft und Natur pragmatisch erforscht, und sonach als würkliche Erscheinungen des menschlichen Geistes lehrreich behandelt werden. Denn was helfen, und wären sie aus den glänzendsten Citaten zusammengesetzt, Legenden von Lehrmeinungen, zumal, wenn sie, in Hinsicht auf die Citaten, nicht besser, denn als Grillen und Fratzen erscheinen? Sie dienen zu nichts, als etwa jenen, von Sokrates mit dem Namen der Manie gestraften, Dünkel unwissender Wissenschaft, oder vernünftiger Unvernunft zu nähren. Dagegen wenn man sich, nach dem Vorgange des Bayle, in die Lehrmeinungen, zumal der alten Weisen Griechenlandes, wo der menschliche Geist alle seine Kräfte auf alle mögliche Weise durchprobirt zu haben scheint, hineinversetzet, mit der Absicht, selbige so zu denken, wie ihre Urheber sie gedacht haben möchten; so wird man bald gewahr, daß diese Lehren bei weitem nicht lauter Träu-

mereien, sondern bei aller ihrer Verschiedenheit gutentheils natürliche Früchte sind, die der menschliche Geist, durch Nachdenken gepflegt, nicht fehlen kann, unter allen Himmelsstrichen und in allen Zeitaltern hervorzubringen. Und wird nun nicht diese Wahrnehmung von selbst darauf führen, die Ursachen der Verschiedenheit solcher Lehren in der Natur des Erkenntnißvermögens, selbst durch kritische Prüfung desselben, aufzusuchen? und wird nicht, wieder umgekehrt, diese kritische Prüfung trefflich helfen, jene Lehren, selbst aus unvollkommnen Angaben, richtig aufzufassen? und werden nicht sonach beide vereint am besten dazu beitragen, die edelste aller Kenntnisse, nehmlich die Kenntniß des Menschen, von seiner edelsten Seite als denkendes Wesen betrachtet, zu vervollkommnen?

Da nun der Verfasser in der alten Geschichte der Weltweisheit so oft den richtigen Gesichtspunkt verfehlet, in der mittlern sich selbst, nach seinem eignen Geständnisse, lange nicht genug gethan, in der neuern, außer so manchen fehlerhaften Angaben oder schiefen Urtheilen, haupt-

sächlich sich damit begnügt, statt der Gedanken der Philosophen, ihre Bücher zu beschreiben, und noch dazu meistens in Form von Inhaltsanzeigen, woraus der Leser, etwa wie aus den Ueberschriften der Kapitel, oder aus dem Register die Gedanken des Autors errathen mag, zum Beispiel Seite 262, da er endlich die allerneuste Geschichte ganz wegläßt; so wollen wir zwar nicht leugnen, daß dieses Lehrbuch für Hrn. M. eigne Vorlesungen brauchbar genug seyn möge, sehen aber nicht ab, wie es andre Lehrer, oder gar Leser, die nicht bei ihm Kollegia hören, befriedigen, oder wie es der Erwartung, die man von des Verfassers Gelehrsamkeit und Belesenheit hat, entsprechen könnte *). In der neuen Geschichte, um nur Einiges anzuführen, gedenket er des Newton, der, zum Aergernisse aller Metaphysiker, zuerst eine actionem materiae in distans

*) Dem vorstehenden Perioden hat Kraus folgende Bemerkung beigeschrieben: aliena manu inserta. Mea quae fuerint nom memini.

Der Herausgeber.

annahm, und dadurch die ganze Naturlehre umschuf, mit keinem Worte. Und in Absicht auf Wolf, den letzten großen Dogmatiker, den er anführt, sagt er S. 300: „nach einigen Menschenaltern werden die Freunde der Philosophie sich „wahrscheinlich um die meisten Anhänger „Wolfens eben so wenig, als um seine „glücklichsten Widersacher bekümmern.“ — Und das wäre wohl gut? Auch wohl gut, wenn endlich die letzten noch lebenden, und größtentheils in der Wolfischen Schule gebildeten Stammhalter einer lästigen Philosophie, die auf nichts als Denken und Beweisen dringt, nachgerade den Freunden einer scilicet κατ' ἐξοχὴν sogenannten Philosophie, die vermuthlich keine andere ist, als jene gemächliche, welche lieset statt zu denken, und citirt statt zu beweisen, Platz machen wollten? Si l'homme est un animal raisonnable, (sagt der große Mann, an dessen Bildung Wolfs Schriften selbst einigen Antheil hatten, und der, durch die Grundsätze seiner Regierung, und durch den Einfluß seines Beispiels sowohl, als durch mehrere Werke seiner

Geiſtes unendlich viel zur Verbreitung allgemeiner Denkfreiheit und ächt philoſophiſchen Geſchmackes beigetragen hat;) les philosophes doivent être plus hommes, que les autres; aussi les a-t-on toujours considérés comme les précepteurs du genre humain; et leurs ouvrages, qui sont le catéchisme de la raison, ne sauroient assez se répandre pour l'avantage de l'humanité. Und ſo ſahe Er ſelbſt die Philoſophen an; mittlerweile, daß Manche, die mit dieſem Namen prangen, nachgerade nicht nur ihre ſtrengen Lehrer-Rechte, weil ſie ſie nicht behaupten können, gegen die artigen Hofmeiſterkünſte zu vertauſchen, ſondern auch Männer, die auf jene Rechte beſtehen und ſie geltend machen, als unnütz und gefährlich zu verrufen ſuchen. Und das ſagt er in dem Vorbericht zu dem Extrait du Dictionaire de Bayle p. VI., welchen er in der ausdrücklichen Abſicht herausgab, um die bewunderungswürdige Dialektik Baylens gemeiner zu machen (p. III.), und angehenden Denkern eine weiſe Schüchternheit einzuflößen (p. IV.), mittlerweile daß Andre, wenn ſie „ihren

jungen Weisheitsfreunden" kecken Dünkel beibringen, und ächte Dialektik vorenthalten und verleiden wollen, ihnen weiter nichts als die Lesung ihrer Schriften anzupreisen brauchen.

V.

Dissertation

über

die freiwilligen Handlungen,

welche

bei innerm Widerstreben dennoch vollzogen werden.

Vom Jahre 1781.

DE

PARADOXO:

EDI INTERDVM AB HOMINE ACTIONES VOLVNTARIAS, IPSO NON INVITO SOLVM, VERVM ADEO RELVCTANTE.

INTRODVCTIO.

Sentit in sese homo potentiam ordiundi aut omittendi, continuandi aut finiendi, varios, cum animi actus, tum motus corporis, per solam cogitationem mentis, hanc vel illam actionem singularem, fieri, aut non fieri, praecipientis. Determinatio mentis ista, qua cogitat quampiam actionem, atque exerit vim suam ad eam producendam, dicitur *volitio*;

et quae volitionem consequuntur actiones, *voluntariae* appellantur. Cum actio quaeque voluntaria ita pendere a volitione censeatur, vt necesse sit, hominem eam velle, priusquam edi possit, vtque haud fiat, nisi eam fieri velit; patet, si quid sit, quod impediat, quominus voluntariam quandam actionem velit homo, idem illud impedire quoque debere, quominus actio eiusmodi ab ipso exeratur. Et sensui communi arridet, et a philosophis, experientiae atque rationi consentaneum esse, asseritur *), et nullius fere non videtur assensu comprobari: hominem non velle, nisi quia ipsi placeat, quod velit; nec nolle, nisi quia ipsi displiceat, quod nolit; eumque adeo nec actionum voluntariarum, quippe quae propria sunt volitionis obiecta, vllam velle, nisi quae ipsi placeat; omnem, quae displiceat, nolle. Iam si verum est, actionum voluntariarum haud edi vllam ab homine posse, nisi quam velit; atque si pariter verum est, ipsum haud velle vllam, nisi quae ipsi placeat: sequitur, vt nec edi

*) Vide Wolfii Psychol. emp. §. 957 et sequ.

ab homine possit actio vlla voluntaria, nisi quae ipsi placeat, vtque proinde haud quicquam vnquam voluntario ab homine perficiatur, quod ipsi tum, cum illud perficit, displiceat. Inter velle quod placet, atque libenter velle, nihil interest; excitat enim continuo id, quod placet, animi lubitum: perinde igitur est, sive hominem neges velle actionem vllam, nisi quae ipsi placet; sive eum dicas, quamcunque velit actionem, eam libenter velle. Quare si verum est, haud fieri posse actionem vllam voluntariam, nisi eam homo velit; atque si pariter verum est, ipsum haud vllam velle, nisi lubenti animo: sequitur, vt nec fieri ab homine possit actio vlla voluntaria, nisi lubenti animo, vtque haud quicquam vnquam agatur voluntario, quod non simul agatur libenter.

Nihilo tamen minus euenit interdum, vt edantur ab homine actiones voluntariae, ipso, non solum haud libente, verum adeo inuito, quin, omni, qua potest, cum mentis contentione, reluctante.

Quae igitur res si facto vera est; id quod apertissime ostensum iri promit-

timus: duorum assertorum, haud edi posse actionem vllam voluntariam absque volitione, et haud esse posse in animo volitionem actionis vllius, nisi eius, quae placeat, vtrumque simul stare nequit; sed necesse est, vt statuatur alterutrum, nempe, aut, fieri interdum posse, vt edantur actiones voluntariae absque volitione, aut, esse interdum in animo posse volitionem actionum quarundam, etiamsi homini nullo modo placeant. Cuius quidem dilemmatis, cum non possit non admitti propositio alterutra; atque prior, fieri scilicet interdum posse, vt agantur ab homine quaedam voluntario et tamen absque volitione, prorsus absona videatur: reiecta illa, tuenda est posterior, euenire nimirum interdum posse, vt velit homo, non modo haud libenter, verum adeo sese inuito, quin reluctante: in istoque paradoxo explicando, constitutum nobis est, elaborare.

Ostendamus iam, id quod promisimus, esse rem facto veram, quod fiant interdum ab homine actiones voluntariae, ipso tum reluctante, tum invito, tum haud libente. Euenire hoc, experientia

teste, potest, primum, animo aegritudine quadam languente; tum, animo pathemate quodam vehementi concitato; deinde, ex inveterata consuetudine; postremo, distracta mentis attentione.

Est primo genus quoddam aegritudinis animi, qua qui languet, patrat nonnunquam, quae eodem, quo a se patrantur, momento abominatur atque perhorrescit. Norat SVLZER virum quendam admodum probum, perquam intelligentem et in philosophia insigniter exercitatum, qui variis curis diuturnoque moerore, talem sibi contraxerat animi aegritudinem. Is, quamuis pietatis amans, summum numen reuerentissime coleret, nomen diuinum, ab aliquo pronunciatum, audire, per aliquod tempus, non potuit, quin impias quasdam in Deum voces emitteret. Horrore arrecti ei stabant capilli, cum hoc faceret, omnemque dabat operam, blasphemiae commisso a se crimini, per preces atque supplicationes, vel occultando vel expiando. Spectauit SVLZER eum coram, mira haec patrantem, et saepius ex eo audiit, quod fere crederet, animam sibi esse duplicem, quarum altera laudet

Deum, eodem tempore, quo altera ei maledicat: vsque adeo omnem suum fugere conceptum, qui fieri possit, vt mens eadem, eodem temporis momento, tam agat contraria. Si quod vnquam phaenomenon psychologicum est et fide dignum et attentione; hoc censemus esse dignissimum. Narratur a SVLZERO *), viro,

*) In eius *vermischten philosophischen Schriften* p. 103. Cuius potissimum phaenomeni obseruatio adduxisse videtur sollertem hunc animi humani exploratorem, ad conscribendam commentationem: *Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes: daß der Mensch bisweilen nicht nur ohne Antriebe und Gründe, sondern selbst gegen dringende Antriebe, und überzeugende Gründe handelt und urtheilt:* vbi hoc phaenomeno aliisque obseruatis, probata paradoxi veritate, rationem illius reddere studet ex Leibnitiana theoria obscurarum idearum. Qua quidem commentatione lecta, fatemur, et rem in illa tractatam nobis visam fuisse tam grauem, et explicationem, quam illius dat auctor peracutus, tam parum luculentam, vt non potuerimus, quin identidem ea de re nobiscum meditaremur: indeque enatum est hoc, quidquid est, cogitatorum, quae lectori philosopho offerimus examinanda.

viro, et in obseruandis rebus cautissimo, et exacto in narrandis; ipsaque res, quae narratur, accidit, non vilioris notae cuidam homini, sed viro intelligenti atque philosopho, eique plus simplici vice accidit. Quare vel solum hoc phaenomenon satis probat, edi nonnunquam actiones voluntarias — quid enim magis est voluntarium, quam vocum quarundam elocutio? — ab homine, omni, qua potest, cum mentis contentione, reluctante. Quodsi vir iste animo aeger, minus fuisset intelligens et in philosophia versatus; veremur, ne ex eo quod sibi accidit, non tam animae duplicitatem suae, quam potius illatam sibi, a praepotenti quodam malo genio, vim fuisset suspicatus; quod ideo tantum monetur, vt commonefiat lector similium phaenomenorum, haud omnino infrequentium, vbi religiosa qui languent aegritudine, tentari, sollicitari, instigari, pelli, rapi nonnunquam se sentiunt, ad patrandum aliquid, a quo quam maxime abhorrent, et vbi menti eorum acerrime obluctanti, euelli quasi aut extorqueri actiones inuisissimae videntur, per vim quandam arcanam, eamque adeo

miram, vt aliunde, quam ab ipsa anima, eam proficisci, opinetur superstitio.

Vix quemquam arbitramur fore, qui sibi persuadeat, horum phaenomenorum rationem, ex sola animi aegritudine reddi posse: quis enim non videt, id ipsum quaeri, qui fiat, vt, animo tristitia, moerore, sollicitudine et quae sunt similia, afflicto, actiones sibi displicentes velit homo perficiatque.

Euenire, porro testatur experientia, posse, vt fiant ab homine actiones voluntariae, ipsi tum, cum eas perficit, minime placentes, siquando animus pathemate quodam vehementi concitatur. Quemadmodum quorundam pathematum ea est natura, vt, si iis afficitur animus, stupescat homo, atque impediatur, quominus actiones sibi alioquin facillimas, quatumcunque allaboret, edere possit; cuius generis sunt timiditas, pudor et similia: ita sunt pathemata alia, quibus si commouetur, fit homo alacer, et impetu quodam fertur, vt faciat id, quod intermittere, et a quo cohibere se, maximopere contendit. Terrore si percellitur animus, notum est, hominem

iam obtorpescere, iam vero acerrime incitari, atque adigi nonnunquam, vt in idem illud periculum, quod vitare conetur, sese praecipitet *). Quorum animos inuasit formido, eos, non solum inuisissima quaeque potius, quam nihil facere; sed vel adeo id ipsum, quod formident, ne sibi accidat, vltro nonnunquam patrare: tam multis, tamque variis comprobant exemplis, cum experientia communis, tum hostilium maxime incursionum, vrbiumque obsidione pressarum multifariae historiae, vt pigeat, singularia quaedam afferre:

— Formidine mortis
— sibi consciscunt moerenti pectore lethum

mortales pauidi, dataque opera moriuntur, vt ne moriantur. Anxietatem denique, iam ex opinione arcessitae sibi turpitudinis, iam ex dolore factae rerum quarundam grauium aut cararum iactu-

*) Notabilia duo exempla affert Montaigne in suis *Essais* l. I. cap. 17. ex historicis quibusdam grauibus, iisdemque, rerum, quae narrant, testibus fide dignis.

rae, iam ex alia quacunque vel satis leui interdum caussa, ortam, eum in modum torquere hominem posse, vt, sui impatiens, tum sibi aliine, vtut insonti, vim inferat, tum faciat, quae, qui fieri a se potuerint, post mirabundus animo comprehendere nequeat; non est, quod sigillatim persequamur. Sunt terroris, formidinis atque anxietatis pathemata ita similia, vt, quas homini invito nonnunquam eripiant, actiones, referri possint ad vnum quoddam genus: ad genus aliud poterunt reuocari, quas hominem, sese inuito, edere interdum adigunt, excandescentia, ira et indignatio *), similia pariter pathemata, qui-

*) Per excandescentiam significatum volumus id pathema, quod in familiari sermone dicimus *Aergernifs*. Excandescit homo non solum in alios homines, verum etiam, tum in semet ipsum, e. g. cum in sui damnum quidpiam imprudens ipse fecit, aut cum in re quadam conficienda saepe periclitatus, successu se destitutum sentit; tum in res inanimatas, e. g. eas, a quibus ex improuiso damnum accepit, aut in quibus reficiendis, operam pluries datam se perdidisse vidit: irasci vero homo nec sibi, nec rebus inanimatis videtur dici posse, sed tantum

bus, satis constat, vsque adeo interdum hominem concitari, vt vel innocentissimos quosque sibique carissimos, quid? quod semet ipsum, quin laedat, et quod ipsi inuisissimum est, quin faciat, continere se, quantopere conetur, haud valeat.

Negari non potest, concitato recensitis pathematibus animo, quas fieri contingit actiones, earum plurimas fere ita fieri, vt, quamvis alias homini inuisae sint, tamen tum, cum eas perficit, ipsi placeant: at vero omnes et singulas ita fieri, vt homini tum, cum eas edit, placeant, haud sane affirmari potest, nisi asserere velis, quod certe noles, ea quae homini maxime inuisa sunt, tum, cum ab iis maxime abhorret, ipsi placere posse: talia enim, animo pathema-

hominibus aliis. Est praeterea excandescentia, pariter ac terror, magis subitaneus et transitorius affectus, quam ira, quae pariter ac formido, tum minus subito exoritur, tum longius perdurat. Indignatio et anxietas in eo ab illis differre, et inter se convenire videntur, quod non tam a rebus externis, quam potius ab internis animi cogitatis et sensis cieantur.

tibus illis vehementius concitato, ab homine nonnunquam perfici, ex iis, quae innuimus, exemplis perspicuum est. Quare ambigi nequit, hominem istis, quos exposuimus, modis perturbatum, facere interdum aliqua, quae vel eodem, quo a se fiunt, momento ipsi minime placeant: quod tamen, si videatur adhuc minus palam esse, confirmari forsan et illustrari adhuc poterit alio modo. Praepara hominem formidolosum ad sustinendam firmiter rei cuiusdam insolito terribilis praesentiam; persuasissimum sibi habeat, nullum omnino adfore periculum, spondeatque et tibi et ipse sibi, haud cedere loco, reique iam appropinquante apparitione, continere se firmum, quantum poteſt, annitatur: si fuerit ad formidinem procliuior, vbi apparuerit res, cesserit loco perterritus. Exora fervidioris animi quenquam, qui in absentem quendam, a quo se putet offensum, exacerbatus sit, vt vindictam supprimat; promittat et tibi, et sibimet ipsi serio proponat, aut temperare ab omni obiurgatione, cum conspectum ipsius subierit offensor, aut carpere quidem dictis eum, at manus cohibere: vbi fuerint

congressi, vix data laeso fuerit offensionis vindicius recordandae insignis quaedam occasio, quin aut voces asperae ei exciderint in offensorem, aut manibus in eum inuolarit. Procurrerint pauidi pedes, vel eodem momento, quo currere eos piguerit pauidum, et quo sistere gradum contenderit; locuta fuerit irati lingua, extensa fuerit eius manus, vel eodem momento, quo loqui illam, hanc extendi, poenituerit iratum, et quo tacere atque cohibere se, maximopere allaborauerit. Experimentorum istorum descriptione ista lecta si efficitur, vt recordetur lector similium phaenomenorum, quae vel comperta ipse habeat, vel in aliis obseruata; sola haec descriptio lecta probat iam id, quod probatura forent, si actu instituerentur, descripta illa experimenta.

Addimus duo monita. Primum. Si quis existimat, necesse esse, vt actiones, vel quae maxime inuito homine editae videantur, ipsi tamen tum, cum ederentur, placuerint, quod, ni placuissent, nec fuissent editae: monemus, necesse quidem esse, vt eas tum, cum ederentur, voluerit homo, quod, ni eas

voluisset, nec editae fuissent: vt vero homo haud velit actiones, nisi cum ipsi placeant, hoc tantum abest, vt necesse sit, vt potius ex iis, quae adhuc allata sint, actionum phaenomenis manifestum sit, velle eum reuera interdum actiones, etiam si ipsi tum, cum eas velit, minime placeant. Alterum. Si quis opinetur, omnia haec actionum phaenomena, per solam pathematum naturam satis explicari posse; videat, quam parum satisfacturus sit iis, qui altius res rimari consueuerint. Certum est, actiones istas et voluntarias esse, et edi absque animi beneplacito: manet ergo soluendus nodus, qui fiat, vt eas velit homo, cum ipsi haud placeant: quod quidem, tantum abest, vt per solam pathematum naturam satis explicari possit, vt potius iam id ipsum quaeratur, cur, disposita hoc vel illo modo, per pathemata, mente, actiones sibi haud placentes velit edatque homo.

Progrediamur et perlustremus, quas homini haud placentes eliciat interdum actiones inueterata consuetudo. Nemini non compertum est, repetita aliquoties quapiam actione, fieri, tum, vt ipsa fa-

cilius edi possit, tum, vt redeunte, qua alias perficeretur, occasione, ad eam iterum perficiendam animus quodammodo sollicitetur; et quidem quo saepius repetitur actio, eo, tum ipsam faciliorem euadere editu, tum valdius, regressa solita occasione, ad eam iterum perficiendam, animum sollicitari: mirum in modum, creberrima tandem repetitione, crescere ista facilitas, et inualescere potest ista sollicitatio. Docet nimirum experientia, actionibus frequentissime iteratis, euenire, partim, vt ipsae interdum euadant adeo agiles, vt non solum fiant ab homine, cum eas fieri minime animaduertat; verum etiam ne intermittantur quidem, cum impensissime eas cupiat intermissas: partim, vt regressa solita occasione, ad eas iterum perficiendas tantopere sollicitetur homo, vt, quanquam ipsi parum, vel haud quaquam placeant, prae importuna, qua inquietetur, tentatione, non possit, quin eas iterum perficiat. Vtriusque generis actionum proferamus exempla. Quod ad prius attinet, sat erit innuisse hominum nonnullorum tum prauos gestus, sibi ipsis interdum non minus quam aliis,

iam ridiculos, iam odiosos; tum interiectiones in sermone vocum quarundam intercalarium, aut nihil significantium, aut sermonis sensum subinde prorsus immutantium: quos quidem actus, vt sint voluntarii, notum est, non solum identidem prodire, iis, qui eos edunt, minime animaduertentibus; verum adeo sollertissimam interdum, vt intermittantur, curam ludificari. Quod vero attinet ad genus alterum; referta est vita humana actionibus, quas, cum frequenter repetiuerint homines, postea, tametsi iis minus placeant, consueta occasione sollicitati, quin iterum perficiant, animo imperare non possunt. Introspicit nonnunquam eorum, qui lusui adeo assueuerunt, vt carere iam eo non possint, in sese aliquis; cumque et animum suum stupefieri atque efferari, et rem familiarem profundi, et infamiam tandem rerumque omnium inopiam se manere videt; sanctissime sibi fidem obligat, se temperaturum sibi inposterum ab actione ista perniciosa: at vbi venit destinatum lusui tempus; tentari, vrgeri, angi; domi se tenere non potest: versantur ipsi forte ante oculos, cum se

proripit foras, non solum, quae deliberata pridie secum habet omnia, verum etiam societatis cuiusdam honestae, in quam conferre se posset, delectamina, multo certe maiora iis, quae ex prauo collusorum sodalitio se capturum nouit; at plateam, quae ad hoc ducit, praeterire non potest, quin gressum in eam inflectat; praetergredi aedes, vbi illud est, vt certus sit, nequit, quin introeat: taedet forsan rerum, quae hic conspicit, omnium: at non potest non manere, seque immiscere cum lusoribus: vel inter ludendum forte de eo, quod facit, clanculum secum expostulat, et certe vltimo iam hoc a se fieri sibi spondet; at postridie multo etiam maiori vi adigitur ad idem illud, quod nunc facit, iterandum; ipsa enim repetitione altius animo insedit actio, et validius, vt iteretur, sollicitat. Supersedemus opera plura afferendi exempla, cum eorum affatim habiturus sit in promptu, quiuis non omnino socors sui aliorumque obseruator. Nulla actio, vtut indifferens, aliquoties iteratur, quin redeunte consueta edendae illius occasione, hominem tentet: vnde manifestum

est, vim istam tentatricem, non tam ex voluptate, actioni forte adiuncta, proficisci, quam potius, partim, ex iteratione; partim, ex regressa solita occasione: praeter haec duo enim et voluptatem, haud quicquam amplius adest. Nulla actio, cui aliquid annexum est voluptatis, aliquoties iteratur, quin, reuertente solita occasione, hominem sollicitet, vi multo maiori, quam quae adiunctae illi voluptati proportionalis sit: vnde pariter elucet, vim illam tentatricem separatas a voluptate causas habere. Generatim nulla actio, siue annexum ei sit quicquam iucundi, siue non sit, pluries iteratur, quin recurrente solita occasione, ab homine interdum repetatur, etiamsi, mutato animo, iam non solum ipsi minus placeat, verum adeo valde displiceat: et quidem quo pluries fuerit iterata actio quaedam, et quo regressa occasio fuerit integrior; eo crebrius fere accidit, vt, quamuis auersus ab ea sit animus, nihilo tamen minus perficiatur.

Huiuscemodi actionum phaenomena, per naturam consuetudinis, ne quis eat explicatum; tota enim consuetudinis na-

tura continetur ista, quam exposuimus, facilitate atque tentatione: iam vero id ipsum quaeritur, quae sit ratio istius facilitatis atque tentationis; et qui fiat, vt actiones, quibus frequenti vsu assueverimus, ab iis desuefieri tam raro possimus, quin adhuc aliquoties, regressa solita occasione, nobis inuitis vel excidant vel eripiantur.

De iis postremo actionibus, quas distracta mentis attentione fieri contingit, paucis dicendum. Euenit scilicet persaepe, vt, cum aliquid faciendum nobis proponimus, tumque mentis attentio pergit ad alia, faciamus, non id, quod nobis proposuerimus, sed aliud quidpiam diuersum et satis subinde iniucundum: ita fit, vt in scribendo interdum alia, ac quae placeant, verba ponamus; in eundo nonnunquam alio, ac quo propositum sit, diuertamus; in loquendo alias, ac quas velimus, voces pronunciemus: cuiusmodi quidem in agendo erroribus, etsi alius alio magis sit obnoxius, vix tamen quisquam omnino liber. Vt videantur leuia haec phaenomena, haud ducimus praetermittenda. Quemadmodum enim in externa

rerum natura, easdem secundum leg
et grana arenae, vento in altum subla
deorsum feruntur, et corpora coelest
in suis voluuntur orbitis: ita in natu
humana, in qua non minus, quam
illa, omnia ordinate confiunt, tam le
vulgariaque phaenomena, quam grauis
ma maximeque singularia, easdem
quuntur leges; istaeque leges facilius
illis, quam quidem in his videntur a
maduerti atque cognosci posse.

Subsistamus hic paullum, atque, pe
lustrando quae adhuc exposita sunt, re
tractandam vno quasi adspectu co
plectamur. Actiones voluntariae n
possunt edi, nisi eas homo velit: n
videtur velle vllas, nisi cum ipsi pl
ceant: inde sequeretur, vt nec edi
ipso vllae possent, nisi cum ipsi pl
ceant: at vero euenit interdum, vt edan
tur ab homine actiones voluntariae, qu
tum, cum eduntur, ipsi inuisae sunt; i
que euenit, vbi animus certis quibusda
modis dispositus est: ex varia ista anim
dispositione haud perspicuum est, q
fiat, vt perficiantur inuisae eiusmo
actiones: indagandum ergo est, quid s
ignotum illud, quod efficiat, vt displ

centes sibi actiones velit edatque homo; et qui fiat, vt eas tum potissimum velit atque perficiat, cum animus certis illis modis dispositus est. Si quid sit ignotum, illud disquirimus; vbiro occurrit, id esse debere ipsius displicentis cuiusque, quae edatur, actionis in animo ideam seu repraesentationem; nec enim quicquam, praeter hanc atque animi dispositionem, adhuc adesse cernitur. Explorandum igitur est, ideae actionum cuius sint naturae, et qui fiat, vt, mente vario modo disposita, in ipsas actiones transeant; hoc in prima sectione ostendimus: quo facto eorum, quae recensuimus, phaenomenorum accuratior explicatio tentanda; id quod propositum nobis est in sectione secunda: tandem paradoxon, quod phaenomenis istis innititur, enodandum, eiusque generatim reddenda est ratio; id quod sectioni tertiae reseruamus: addituri simul, si qua inde colligi possint, vtilia obseruata.

I.

ACTIONVM REPRAESENTATIONES.

Cum repraesentationes, quarum hic naturam explorare paramus, obscuriores esse videantur, cognituque difficiliores, quam quidem alia repraesentationum genera; commodissimam ad eas indagandas videmur ingressuri viam, si genera alia repraesentationum prius perlustremus: earum enim, quae luculentiores animadversionique magis obuiae sint, naturam si habuerimus perspectam; aditum nobis patefecerimus, ad explorandum, quales sint occultiores istae actionum repraesentationes. Quo vero consilio rem paullo altius repeti necesse est.

Comperit homo: seu, percipit sensibus externa; sentit semet ipsum interne mul-

multifariam validius affectum; et edit varias actiones: solet, quod sensibus percipitur, *sensatio* dici; liceat eadem voce insignire, tum id, quod percipitur, cum animus validiore quoquo modo affectus est; tum id, quod percipitur, cum eduntur actiones. *Cogitat* homo, seu percipit, quae, quondam comperta, varie ipsi, dum absunt, praesentia fiunt; eaque siue sint *externe sensa*, siue *interni affectus*, siue *actiones*, communi nomine *repraesentationum* seu idearum complectamur. Discrimen inter sensationes atque ideas, quarum vtraeque in tria, quae indicauimus, genera, commode videntur distribui posse, haud paruum esse, vltro apparet. Non parum interest, inter spectare rem coram, eamque sibi, cum absit, repraesentare; id est, meminisse spectatam, vel imaginari spectandam: similiter nec parum interest, inter sentire semet anxietate affectum, atque repraesentare sibi anxietatem, memoria vel phantasia reuocatam: permultum itidem interest, inter edere actionem, atque cogitare eam; id est, recordari actam, vel moliri agendam. At vero quantum inter haec in-

terest? Quantum est et quale discrimen, quod repraesentationes sensationesque intercedat? Accuratius hoc vt examinare possimus, vna antea praemittenda videtur cautela. Repraesentare sibi externe sensa, internos affectus, atque actiones, non est, repraesentare sibi voces, quibus illa significentur. Sensatio vocum est vel auditio sonorum quorundam, a nobis aliisue prolatorum, vel visio quorundam characterum; repraesentatio vocum pariter, est iterata in animo praesentia vel sonorum quorundam, vel characterum: haud semper sensatio vocum transfert mentem ad ideas iis annexas: vt plurimum audimus et legimus voces, intelligimus adeo illas, nec tamen ideae iis significatae animo obuersantur: pari modo nec repraesentatio vocum semper ducit mentem ad annexas iis ideas; verum vt plurimum cogitamus voces, intelligimus adeo illas, neque tamen ideas iis significatas consideramus. Perfacile hoc obseruare in sese quilibet potest; animaduertat vero etiam, quam procliuis soleat esse ad opinandum, sese, cum non nisi voces, quas intelligat, cogitet, iam tum ipsas ideas, vocibus

iis notatas, in animo praesentes habere *). Ista igitur procliuitas vt nos

*) *Fratum.* Hanc vocem cum legeret lector, nullam habuit in mente prati ideam, vt nec ipsemet habui cum scriberem. Si immoramur paullum; oritur quaedam quasi visio prati: intaque quasi visio est idea voci annexa. Sed nondum apparente in animo ista idea, iam intelleximus vocem: quid est igitur istud intelligere absque idea? Facillime id quidem animaduerti, quam dici potest. Euenit scilicet vsu et consuetudine, vt voces animum tam similiter afficiant, ac ipsae ideae iis notatae, tum promtum reddant, ad ideas illas considerandas. Ista qualicunque affectione et promtitudine continetur istud intelligere absque idea: fallit nos interdum ista promtitudo; videtur, intellecta tali modo quaquam voce, nobis obuersari annexa illi idea, nec tamen eam arripere possumus; perinde ac interdum habemus in animo ideam aliquam, cuius nomen, nobis in lingua natat, seu nobis videmur reuocare posse, nec tamen possumus. Egregia hac de re obseruata vide in *Burke's philosophical Enquiry into the origin of our Ideas of the sublime and beautiful, Lond.* 1757. p. 167 sequ. Non possumus, quin de idearum generalium seu abstractarum natura adhuc aliquid adiciamus. Ingeniose demonstrat *Hume* in *A Treatise of human nature Vol. I.*

in eo, quod instituimus, examine ne deludat: vocum per se vt sonos vel characteres spectatarum repraesentationes, referamus ad primum repraesentationum genus, quod externe sensa complectitur: quae vero vocibus annexae sunt omnium generum repraesentationes, eas, vt quales sint, explorare possimus,

p. 88., et laudat tanquam grauissimum quoddam in republica litteraria inuentum, Berkleii illud obseruatum: quod idea quaelibet generalis seu abstracta non sit, nisi idea quaedam individua seu particularis, annexa certo cuidam termino, qui efficit, vt idea illa individua significet quidpiam, pluribus aliis ideis individuis, quae per illam reuocari possunt, commune. Vti actu describere triangulum non possumus nis individuum, seu omnimode determinatum; ita nec cogitare: generalis trianguli idea non est nisi vox, et associata illi mentis promtitudo, successiue sibi repraesentandi plura triangula individua. Apparet exinde, quaecunque in mente, semotis vocibus, adsunt, non esse nisi individuas eorum, quae comperta habemus, reiterationes; quas si quis phantasmata, quam ideas dicere malit; haud repugnamus, modo concedat, praeter eas atque voces, nihil amplius remanere, quod ideas dicere possit.

discessu a vocibus facto, aut vltro in mente efformemus, tumque inspiciamus; aut — quoniam hoc minus succedere solet, siquidem ipsum cogitandi consilium cogitationem turbat — memoria reuocemus, tumque recognoscamus; aut, quod fere optimum factu est, sponte subortae in animo cum adsunt, capto antea eas obseruandi consilio, sollerter perspeculemur, necesse est. Quod quidem si facimus; patescit, discrimen illud, quod repraesentationes sensationesque intercedit, haud essentiali quadam earundem diuersitate, sed tantum vario, quo illae ab hisce distent, vigoris gradu contineri. Ea scilicet est repraesentationum cuiusque generis natura, vt suas quaeque sensationes referant, nec ab iis differant, nisi vigore et pendente inde integritate, adeo, vt auctae vigore, integriores fiant, atque, iam simulent suas, quas quaeque referunt, sensationes — tumque dicuntur phantasmata —; iam plane in eas conuertantur, ita vt nulla re ab iis dignosci possint.

Apertissima est, et obseruationi maxime obuia in primi generis repraesentationibus haec earum natura. Quemad-

modum cum coram spectamus obiecta, haud quicquam in animo, verum ipsa obiecta percipimus extra: ita cum eadem absentia nobis repraesentamus, similiter haud in animo, verum extra nobis apparent: si obiecta illa fuerint alta, lucida, minutula, eaque cogitemus oculis clausis; operti palpebris oculi se sursum mouent, se coarctant, se intendunt: est repraesentatio eorum, quae visu percipiuntur, iterata quaedam eorundem quasi visio. Pariter cum cantum aliquem aut sermonem memoria vel phantasia repetimus; subaudiri quodammodo melodiam et loquelam obseruamus: est repraesentatio auditu perceptorum, iterata quaedam eorundem quasi auditio. Similibus experimentis repraesentationem quamlibet aliam, eorum, quae alio quolibet sensu percipiuntur, deprehendimus, iteratam esse eorundem quasi sensationem. Vt obscurae plerumque sint et mancae, istae quasi visiones, quasi auditiones, et quasi sensationes; augescente repraesentationum vigore, non clarescunt solum et integriores fiunt; verum etiam, aucta maxime viuacitate, in veras visiones, auditiones, sensationes-

que tandem commutari, experientia docet. Euenire hoc solet, partim, vbi animus a sensationibus vacat; vt insomnia probant: partim, vbi animus vehementer est commotus; vt probant deliria.

Secundi quoque generis repraesentationes ad suas ita se habere sensationes, vt eas referant, crescenteque viuacitate in eas conuertantur, perspicuum apparet. Sicuti gaudium, vel quondam perceptum, vel aliquando percipiendum, cogitare cum instituimus, hilarescit animus, subsentiturque aliquid, quod et simulat gaudium, et, auctum magis magisque viuacitate, verum mox gaudium euadit: ita taedium, vel aliquo abhinc tempore perceptum cum meminimus, vel post aliquod tempus percipiendum cum imaginamur; aegrescit animus, percipimusque, crescente cogitati viuacitate, vero mox nos affici taedio. Similis est ratio repraesentationum aliorum quorumcunque animi affectuum. Augeri potissimum vigore, ita, vt in ipsos, quos referunt, affectus transeant, istae repraesentationes solent, tum, vbi subeunt mentem, aliis sensis cogitatisque minus

occupatam; tum, vbi eam intrant, affini quodam contactam affectu: manifestum est alterum exinde, quod solitudinem quaerere soleant, qui cogitando incalescere affectibus, aut iis indulgere velint; alterum exinde, quod nemo non cauere soleat, si prohibere ab aliquo quendam affectum velit, ne ei, affini quodam affectu forte correpto, suggerat alterius illius affectus cogitandi aliquam occasionem.

Vti est repraesentatio visorum ad eorundem intuitum; vti est repraesentatio affectuum ad eorundem sensationem: ita esse repraesentationem actionum, ad earundem productionem; tam clare comprobant experientia et observatio, vt ea de re nullum remanere possit dubium. Quando solitarii viuacius cogitamus, quid absenti cuidam dixerimus, aut dicturi simus; leniter mouentibus sese loquelae organis, pronunciari quodammodo, quae cogitantur, verba animaduertimus: quod vel inter scribendum fieri videtur, atque inter tacite legendum; vnde voces asperae pronunciatu, vel maxime silenter lectae, offendunt, delectant molles: si augetur viuacitate

actus loquendi repraesentatio; inualescunt loquendi molimina, euenitque, iam, vt verba sono orba proferamus, iam, vt clara voce proloqui nos audiamus aliqua, quae tantum dicta quondam, aut aliquando dicenda, non vero eo consilio, vt nunc dicerentur, cogitaremus. Pariter cum actionum, quas perficere vsu et exercitatione addidicimus, quarumcunque aliarum repraesentationes subeunt animum: vti eas, perfecisse nos aut perfecturos esse, ordine cogitamus; ita ordine promtiora quasi fieri membra, molliminibusque cieri videntur: crescente repraesentationum viuacitate, augescunt molimina, atque euenit, tum, vt excidant leues quidam gestus, tum, vt fieri a nobis videamus aliqua, quae facta quidem aut facienda quondam, non vero vt nunc fierent, meditaremur. Quod molimina ista, conamina atque agendi inchoamenta, quae viuidiorem actionum cogitationem comitari solent, ex sola vividiore actionum cogitatione, nec aliunde proficiscuntur; id, quamquam perspicue appariturum sit cuicunque, qui suam hac super re consuluerit experientiam: attamen facilius cum agnosci pos-

sit, obseruando, quae aliis vsu eueniunt, siquando viuacius actiones cogitant; consideremus aliqua eiusmodi obseruata. Si quis in intuendo nostro vultu, dum cum ipso colloquimur, totus est; labia eum identidem mouere similiter observamus, ac ea nosmet mouemus loquentes: quos quidem oris motus, cum haud consulto edantur, in aperto est, ex sola viuaciore eorundem cogitatione prouenire. Obuiam fieri nonnunquam in platea homines, meminimus, mussitantes, quin satis claro subinde loquentes, vt subaudiri quaedam possent: patefacere cuiuis praetereunti, quae secum in animo versant, ii certe non volunt; sola viuidior eorum, quae aut dicenda praeparant, aut dicta reminiscuntur, cogitatio, in caussa est, quod voces imprudenter pronuncient; nec enim praeterea adesse cernitur aliud quicquam, quod illud efficere possit. Videmus interdum homines, qui, cum res a se peractas narrant, perinde gesticulentur seque gerant, ac si eaedem res iis iam praesentanee denuo essent peragendae: risum subinde mouent, sibi parum iucundum: non nisi viuacior actionum, quas

narrant, repraesentatio immoderatos illos iis elicit gestus. Frequenter animaduertimus, homines, cum defixis oculis magnaque cum mentis attentione spectant singulares quasdam, quas quis perficit, actiones, gestire, actionumque earum quaedam prae se ferre imitamina: atque si forte iisdem, quas spectent, actionibus perficiendis sint habiliores, quam agens; aut si, simul ac desierit ille, ipsi easdem sint perfecturi: inquietes eos vrgeri interdum videmus, totoque corporis habitu ostendere iam, quae facturi sint, eoque nonnunquam procedere impatientiae, vt et vrbanitatis et ipsius adeo decori fines transeant: quod quidem, cum haud semper consulto ab ipsis fieri videatur, sola viuidiore actionum illarum repraesentatione effici, perspicuum est.

Si tam quae experientia, quam quae obseruatio de actionum repraesentationibus docent, debita cum attentione examinamus; elucescit, eas eiusdem omnino esse naturae, cuius amborum priorum generum repraesentationes, vidimus esse. Quaeuis repraesentatio actionis, refert ipsam actionem: comitantur ni-

mirum illam, vbi vinacior euadere coeperit, aliqua actionis eiusdem perficiendae molimina; quibus, si, aucta vigore, repraesentatio ad phantasma surgat, producuntur quaedam actionis illius incohamenta; vinacitateque repraesentationis magis magisque crescente, molimina in conatus conuersa efficiunt, ipsam agi actionem: perinde ac alias obseruauimus repraesentationes, vigore auctas, simulare suas quasque, quas referant, sensationes, tandemque integre in eas commutari: modo quod repraesentationes actionum, pariter atque affectuum, multo facilius in ipsas actiones et affectus transeant, quam quidem ideae externe sensorum in suas, quas referant, externas sensationes *).

*) Consulendus omnino hac super re est sagax et copiosus naturae humanae interpres ille, ex quo plurimum profecimus, *Tetens*, qui in egregio opere suo: *Philosophische Versuche über die menschliche Natur, Vol. I. inde a pag.* 627 *et sequ.* ideas actionum, quales sint, luculenter exposuit, atque ad explicanda phaenomena psychologica ingeniosissime applicauit. Quae in suis hac de re disquisitionibus explorarat, ea summatim ipse l. c. p. 645. ita effert: *Eine Vorstel-*

Explorauimus actionum repraesentationes *quales* sint: dispiciendum nunc

lung von einer Action enthält nicht blos Vorstellungen von den geschehenen Gegenständen, womit sich die Action beschäftigt; sondern auch Vorstellungen von den äußern und innern Gefühlsempfindungen, welche die Folgen der Action gewesen sind; und überdies auch Anfänge der Action selbst, oder Anwandlungen zu den vorherbewiesenen Kraftanwendungen, die sich auf die ehemaligen Actionen eben so beziehen, wie ihre leidentliche Folgen in der Wiedervorstellung, auf ihre Folgen in der ersten Empfindung. Eine volle anschauliche Wiedervorstellung einer Action ist ein schwaches Nachspiel — oder Vorspiel — der ganzen vormaligen Kraftäußerung. Dicit: *Eine volle anschauliche Wiedervorstellung einer Action.* Quando enim cogitantes actionem quandam, eolummodo consideramus externos, quos homo quisquam edit motus, et res ad quas illi motus applicantur: id, quod tum nobis in animo est, haud proprie est repraesentatio *actionis* illius, sed tantummodo externe sensorum, ad actionem illam relatorum repraesentatio; quae proinde referenda est ad repraesentationum genus primum; et quae molimimibus, actionis ideam comitantibus, vtque

est, vnde pendeat varia earundem viuacitas. Pendet tam harum, quam alia-

carere potest; perinde vt iis carere debet sola vocis, qua actio illa insignitur, cogitatio. Quod *Tetens* maxime dilucidare allaborat, id quidem est: molimina illa, quae actionum ideas comitantur, ex actis quondam aliis actionibus, acquisita aut residua esse: qua in re ei omnino assentimur. Vti haud quisquam efformare in animo potest ideas externarum rerum, nisi ex repraesentationibus eorum, quae sensibus quondam percepta habet, conflatas: ita nec cogitare quisquam potest tales, quales nondum perfecit actiones, quoad internam earum indolem et modum eas perficiendi, nisi ope earum actionum, quas quondam a se actas meminit. Vnum tantum adhuc monemus. Non solum actionum externarum, vtpote de quibus nobis in isto tractatu potissimum sermo est, ideas vitaciores comitantur quaedam earundem actionum perficiendarum molimina; verum adiuncta sunt talia molimina etiam repraesentationibus actionum internarum. Repraesentet sibi eadem poemata, atque eadem meditata, quae lector quidem vulgaris legit, ipse poeta, qui ea finxit; ipseque philosophus, qui ea excogitauit: non solum phantasmata, quae lector, lustrabit sensaque sentiet ille; non argumentorum seriem solum, quam lector, perspiciet assen-

rum quarumcunque repraesentationum vigor, partim ab animi dispositione; partim a modo, quo animum intrant; partim ab ipsarum repraesentationum certa quadam diuersitate. Singulatim haec persequamur.

Repraesentationum, in animo continua vicissitudine orientium atque euanescentium, varia viuacitas, pendet magnam partem a dispositione, qua animus est, tum, cum eum subeunt: prout scilicet in alias atque alias maiori cum attentione defigitur; vel prout ad alias atque alias maiori commotus affectu sese applicat: ita aliae aliis praeualescunt vi, ceterasque supereminent viuacitate. Monuimus supra, externe sensorum repraesentationes, summum vigoris gradum,

---

suque comprobabit is: verum, vbi viuidior euadit repraesentatio, exsultante imagination et commoto animo, denuo quasi confinget ille conficta iam poemata: inhiante attentione et crescente cum mentis contentione, denuo quasi excogitabit is excogitata iam philosophumena: erit huius repraesentatio iteratum meditandi studium; illius, repetita fingendi actio.

eum nempe, quo in ipsas, quas referant, sensationes conuertantur, nancisci, tum, quando animus vacat ab aliis sensationibus, vti patet ex insomniis; tum, quando vehementer permotus est, vti deliria manifestant. Alterius quoque generis ideas, affectuum scilicet, maxime inualescere diximus, cum animum ingrediuntur, aut solitarium, aut simili quodam affectu contactum. Ratio, quare dispositio duplex ista, quae tam contraria videtur, animi nimirum solitudo, atque animi commotio, potissimum ea sit, qua repraesentationum viuacitas capiat incrementa, facile perspicitur. Vbi enim animus est solitarius; attentio, aliis haud districta rebus, in eas, quae tunc forte succurrunt, repraesentationes, tota defixa atque incumbens, non potest non eas reddere viuidissimas: vbi vero animus affectu quodam commotus est; quae eum subeunt, repraesentationes, viuacitate affectus in eas se diffundente, non possunt non pariter euadere validissimae. Qua vero animi dispositione, repraesentationes externe sensorum atque internarum mentis affectionum viuacitate cre-

crescunt, eadem illa dispositione, quoque actionum repraesentationes vigore augeri: id quidem, tum, quae supra allata sunt, ad explorandam earundem repraesentationum naturam, exempla insinuant; tum vero luculentissime ea, quae in introductione recensita dedimus, phaenomena manifestant. Etenim aegritudinis, qua, vidimus, ideas actionum adeo inualescere, vt, vel acerrima reluctatione non obstante, in actiones interdum conuertantur, id proprium est, quod animi efficiat quandam solitudinem; pathemataque illa vehementia, quibus siquando affectus est animus, ideas actionum, pariter vidimus, adeo crescere vivacitate, vt in ipsas vel inuisissimas nonnunquam actiones transeant, talia sunt, vt magnam efficiant animi commotionem.

Alterum, a quo pendet repraesentationum viuacitas, est modus, quo mentem subeunt. Notum est, esse perceptionum omnium inter se quandam vim attractiuam, qua animus transferatur ab vna ad alteram, priori vel similem vel coniunctam. Perceptio, a qua mens transfertur ad quasdam repraesentationes,

potest aut sensatio esse aut idea. Iam experientia docet: si ad repraesentationes quasdam mentem transfert praesens aliqua sensatio, eas multo apparere viuidiores, quam si ad easdem mentem transfert sola sensationis illius idea *). Quod, qui fiat, facile est intellectu. Maiorem scilicet habet vigorem praesens sensatio, quam idea; repraesentationes igitur, ad quas illa animum ducit, vigore isto maiori in eas se diffundente, viuidiores euadere necesse est, quam ad quas animum ducit idea; quippe quae, tantundem vigoris iis communicare, cum ipsa non habeat, nequit. Siue sensatio sit externa, ducatque animum ad repraesentationes aut externe perceptorum, aut internorum animi affectuum; siue sensatio sit interna, ducatque ad repraesentationes alterutrius generis, siue tandem sensatio sit tum externa tum interna, transferatque mentem ad repraesen-

*) *Hume*, in *A Treatise of human nature* Vol. I. p. 175. hanc propositionem pro fundamentali in scientia naturae humanae regula se habere, profitetur; de eaque, quo solet acumine, copiose disserit.

fationes actionum: pari modo, deprehendimus, repraesentationes illas augeri viuacitate: id quod iam accuratius dispiciamus.

Sicubi subeat oculos effigies picta absentis amici; multo viuidiora videmus apparere nobis istius amici formam, loquelam, incessum, et alia, ad quae similitudo nos ducat, de eo cogitanda, quam si ad eadem cogitanda, transferremur, a sola picturae istius quondam spectatae idea: possumus quidem etiam ab ista idea profecti, cogitare eadem illa tam viuide, quam fit coram conspecta pictura: sed tunc opus est aliqua animi contentione; qua vero posita aequali, viuidiores apparent repraesentationes, per sensationem in mentem introductae; siquidem sensationis vigor vice contentionis animi est. Quando locorum, a quibus diu atque procul abfuimus, viciniam reduces oculis vsurpamus; omnium et rerum et hominum iis in locis frequentari a nobis olim solitorum, repraesentationes, ad quas animum transfert viciniae adspectus, tam viuide nobis apparent, ac si iam coram eadem spectaremus; tametsi illa haud adhuc cernimus

magis, quam tum, cum longissimo ab iis essemus spatio disiuncti. Sensatio praesens eiusque coniunctio cum repraesentationibus, quas in animum introducit, eximiam istam iis communicant vivacitatem. Similiter etiam affectuum repraesentationes videmus vi augeri. Quae amici ideam comitantur, gaudii vel luctus aliorumque affectuum repraesentationes, nouum nanciscuntur vigorem, conspectis coram aut ipsius simulacro, aut aliis rebus, cum ipso coniunctis, quibus propterea pretium affectionis, quod dicitur, tribui solet. Quae locorum, vbi iuuentutem transegimus, ideam sequuntur variarum animi affectionum repraesentationes, noua capiunt viuacitatis incrementa, locis iis, vtut iam mutata sint, aliquando reuisis. Et quantum solent animo commoueri, qui religiosis peregrinationibus operam dant, sicubi perueniunt, vt videant, loca, resque aliquo modo relatas ad certas quasdam, quibus assueuerint, animi affectiones; aut, qui historiarum lectione imbuti et varie affecti fuere, siquando oculis lustrant, campos strage notos, celebrium quondam orbium rudera, aut

populorum olim nobilium atque potentum relicta hinc inde, vtut vilia, monumenta.

Interna sensatio, quas in animum introducit, repraesentationes, eas pari modo adauget viuacitate. Est vt aliarum perceptionum, sic affectionum quoque animi, quaedam inter se associatio, qua ab altera mens transfertur ad alteram, priori similem. Tristitia ducit ad indignationem, haec ad inuidiam, haec ad odium, illud ad aegritudinem, ista ad formidinem, ista ad anxietatem, eaque iterum ad tristitiam: perinde vt animus, cum gaudio affectus est, facile transit ad misericordiam, amorem, magnanimitatem, superbiam aliaque similia. Animi scilicet ea est natura, vt in continua sit vicissitudine, nec permanere inuariabilis in vno affectu queat; qui vero variari facilius potest, quam transeundo ad affectus, similes ei, qui iam praeualescit. Vel sola affectus cuiusdam idea introducit in mentem repraesentationes affectuum similium: vbi vero praesens adest affectus cuiusdam sensatio, tam viuidae euadunt repraesentationes, ad quas ea mentem transfert, similium af-

fectuum, vt eos, quasi a rebus praesentibus excitatos, sentiamus. Pariter obseruamus, cum affectus cuiusdam sensatione ad similes quosdam, indeque ad externas res, quibus similes illi affectus cieri solent, cogitandas transfertur animus; rerum istarum repraesentationes perquam euadere viuidas. Cuius animus a tristitia ducitur ad timorem, aut odium; vndique illatas sibi iniurias, vndique imminentia sibi pericula clarissime videre sibi videtur; quae tamen simul atque affectu vacuefacta mens est, mera agnoscit fuisse phantasmata: perinde ac quem hilaritas transfert ad confisionem aut superbiam, honorifica sibi euentura esse, aut ardua perfectum a se iri, quam plurima, clarissime cernit, quae, simul atque deseratur affectu animus, vana fuisse somnia intelligat.

Sensatio denique tam externa, quam interna, viuacitatem communicant iis, quas in animum introducunt, repraesentationibus *actionum*. Nemo non compererit, quanta ad actionum cogitationem firmandam, atque augendam, sit vis *exempli*. Vbi quis coram spectat, ab aliis quasdam perfici actiones; adspectus

vivacitas, similitudine intercedente, in actionum istarum cogitationem sese diffundit, eamque adeo reddit validam, vt mox tentetur imitari eas spectator, mox actu imitetur: quae quidem exempli vis, vti maxime conspicua est in infantibus, quippe qui, haud interpellati deliberatione, vivacius cogitant, quidquid iis se offert vivacius cogitandum; ita et in alio quouis vitae tempore satis notabiles producit effectus. Par apparet esse, ad actionum cogitationem vivificandam, vis *praesentium circumstantiarum*. Vbi peruenitur ad loca, spectantur obiecta, audiuntur, sentiuntur aliqua, ad actiones quasdam, quibus assueuimus, vtcunque vel similitudine vel coniunctione, relata: adspectus, auditionis, sensationisque vivacitate in harum actionum repraesentationes sese diffundente, perquam euadunt viuidae atque inualescunt istae repraesentationes, ita, vt quamuis suboriens tum subito, ad actiones illas iterandas, sollicitatio et lubentia, inuisa sit; imperare animo interdum vix possimus, quin eas repetamus. Simili modo, vbi redit, redeunte solito tempore, certa quaedam animi dispositio aut affectio,

qua perficere quasdam actiones consuevimus: actionum istarum ideae, affectione ista iis vigorem communicante, tam crescunt viuacitate, vt prae moliminum, quae animum exercent, vi, interdum aegre possimus temperare nobis ab actionibus istis, vt iam displiceant, denuo iterandis. Apertus hic videtur fons, vnde manat vis illa tentatrix, quam supra *) significauimus inesse redeunti solitae, qua actiones quasdam perficere consueuimus, occasioni.

Tertium, a quo pendet repraesentationum vigor, earum certam quandam, diximus, esse diuersitatem: quam quidem summatim indicasse sufficiat. Quo scilicet sensationes quasdam *frequentius*, quo *superius*, et quo *attentius* fuere perceptae; eo, earum repraesentationes, tum *facilius* in animum reuertuntur, tum, redeuntes apparent *viuidiores*. Quae hodie vidimus et audiuimus; quas sensimus animi affectiones; quas perfecimus actiones: earum ideae, ceteris positis aequalibus, et promtius nobis succurrunt hodie, quam quidem cras suc-

*) P. 508.

current; et viuidiores vltro in animo apparent, quam quidem eras apparebunt: atque ex iis, quae hodie percepta habemus, omnibus, ea, quae attentius aut validius percepimus, facilius redire quam alia, et eminere videmus viuacitate. Sed vt diu intermissae fuerint sensationes quaedam; earum tamen et facilius et viuacius recurrere obseruamus repraesentationes, quam aliarum nuperiorum, si intermissae illae sensationes crebrius nobis quondam fuere, quam hae nuperiores: crebritas enim compensare potest et superare vim proximitatis temporis. Quod hac in re inprimis cupimus notatum, id quidem est: idearum actionum, similem omnino hoc respectu esse rationem, ac idearum reliquorum generum: desuetudo eadem prorsus res est, quae est obliuio; assuetudo eadem res, quae fortis atque recens recordatio.

Exposuimus leges, secundum quas ideae euadunt viuaces. Confirmatur harum legum certitudo, eo ipso, quod videmus, siquando aliquas ideas arbitrario reddere volumus viuidas, id effici non posse, nisi secundum leges easdem: nimirum, aut animum solitarium red-

dendo, attentionemque separatim figendo; aut, adhibita mentis contentione, internam commotionem excitando; aut quaerendo similes coniunctasque sensationes, quae nos transferant ad ideas, quas habere volumus viuidas; aut tandem frequenti, nupera et valida repetitione.

In ea, quam instituimus comparatione idearum aliorum generum cum actionum ideis, id quidem maxime propositum erat, vt harum, quales sint, explorationem, analogia iuuante, nobis redderemus faciliorem: aliud vero adhuc hac in re erat consilium, id scilicet, vt, facta ista comparatione, penitius perspicere possemus, quomodo se habeant, quae vulgo traduntur de obscuris ideis, quippe per quas in psychologia, perinde ac in physica per aetherem, difficiliora quaeque phaenomena solent explicari. In aperto est, ideas, si solum dicantur esse obscurae, eo ipso, non magis definiri, quales sint, quam res quaeuis aliae, quales sint, definiuntur, si solummodo dicantur obscurae esse vesperi et in crepusculo: omnium scilicet idearum similiter augeri et diminui potest

claritas. Verum enim vero id proprie ea in re est discrimen notandum, quod non omnes omnium generum ideae, si pari sint inter se gradu claraе, eodem etiam modo percipiantur. Tales enim cum sint repraesentationes seu ideae, quales sunt sensationes; vti differt variarum sensationum perceptio, ita non potest non differre etiam idearum, quae illas referunt, pari licet inter se gradu clararum, perceptio: siquidem sensationes considerare licet tanquam ideas, *summo*, quem nancisci possunt, ideoque eatenus *pari* gradu claras siue vivaces. Primi generis sensationes diuerse percipiuntur; alia est eorum, quae videmus, alia eorum, quae audimus, alia eorum, quae olfacimus, gustamus, contrectamus, perceptio; harum igitur sensationum ideae, si pari vivacitatis gradu a suis, quas quaeque referunt, sensationibus, distent, adeoque eatenus aeque claraе sint, similiter diuerse percipiantur necesse est. Aliter quam primi huius generis, percipiuntur sensationes generis secundi, seu affectus animi: quippe per quos, non extra nos aliud quidpiam, sed nosmet ipsos variatos,

nostrumue existendi modum mutatum, sentimus: eorum itaque ideae, etiamsi sint aeque viuaces ac externarum rerum quaedam ideae, haud tamen eodem modo quo hae, percipi possunt; sed necesse est, tam diuerse percipiantur, quam quidem respondentes quaeque hisce ideis sensationes percipiuntur. Tertii denique generis sensationum, seu actionum, singularis prorsus est perceptio. Actiones *non sunt*, *sed fiunt*; fugaciter itaque tantum possunt percipi; pariter earum ideae seu repraesentationes, vtpote quae illas referunt, fugaciter quoque tantum percipi possunt; adeoque etiamsi aeque sint viuidae aut clarae, ac aliorum generum quaedam ideae, aliter tamen quam istae, necesse est, percipiantur. Idearum, quod ad modum eas percipiendi attinet, diuersitas ista, quae ex earum natura oritur, perperam confunditur cum earum diuersitate, ex claritatis seu viuiditatis variis gradibus, oriunda.

Ad eos igitur, qui phaenomena psychologica per obscurarum idearum, nescio quarum, vim, nescio quam, explicare solent, eatenus accedimus, quod

explicanda eadem censeamus esse per secundi et tertii generis ideas, quarum, natura sua, alia est perceptio, quam aliarum quidem idearum; eatenus vero discedimus, quod phaenomena illa haud idearum illarum *obscuritate*, sed *vivacitate* effici arbitremur.

II.

PHAENOMENORVM EXPLICATIO.

Perspicuum factum est, actionum repraesentationes iis, quas referunt, actionibus ita esse homogeneas, vt sola si viuacitate augeantur, euadere possint ipsae illae actiones: augentur vero viuacitate, tum, quando animum intrant solitarium aut commotum; tum, quando per sensationem aliquam, intercedente similitudine aut coniunctione, menti suggeruntur; tum, quando, quas referunt, actiones frequenter aut nuper fuere perfectae: quarum itaque conditionum, vbi vel vna alteraue separatim interuenerit, vel aliquae iunctim concurrerint, ad vividandas in animo displicentium quarundam actionum ideas; fieri poterit, vt

ideae istae, summam nactae viuacitatem, transeant in actiones, quas referunt, displicentes. Quibus expositis, reddenda iam est ratio commemoratorum in introductione phaenomenorum; quae eodem, quo relata sunt, ordine explicaturi, a singulari illo, quod SVLZER coram obseruauerat, ordiamur.

Cum vir ille pius, qui nomen diuinum ab aliquo pronunciatum audire non potuit, quin dicta quaedam blasphema proloqueretur, plus vice simplici, occasione ista regressa, inuisum sibi hoc facinus patrarit; ponamus, ipsum iam semel illud commisisse, et exquiramus, quidnam sit futurum, vbi eadem iterum obuenerit occasio. Auditione pronunciati nominis diuini introducitur in mentem actus blasphemandi idea. Quoniam inter auditionem istam istumque actum, eo ipso, quod iam semel illam, vt supponimus, hic comitatus est, aliqua *coniunctio* intercedit; atque porro, inter actum pronunciandi nominis diuini et actum efferendorum in nomen diuinum maledictorum, quatenus locutione, eaque ad rem eandem directa, perficitur vterque, bifariam intercedit *simili-*

tudo: auditio illa vivacitatem, quae ipsi tanquam sensationi est, omnem diffundit in relatam dupliciter ideam actus blasphemandi idea *). Quae idea, cum contineatur molimninibus eloquendo blasphemio accommodatis, iisdemque magis magisque inualescentibus, pariter ac ipsa magis magisque clarescit **), non potest non, quanto in mente surgit vivacior, tanto vehementius virum pium consternare: cuius consternationis duplex est effectus; fugantur videlicet ideae omnes, praeter eam, quae consternat; simulque suscitatur interna commotio: qua coorta subito animi et solitudine et commotione, necesse est, augeri ideam vivacitate ***). Iam quo momento haec omnia concurrerint ad repraesentationem actus clarissimam, et proloquendorum molimina maledictorum validissima efficienda: transeuntibus in actum molimninibus, proloqui se audierit attonitus impia in Deum dicta vir ille, nescius, quid fuerit id, quod sibi acciderit.

Tali

*) Vide pag. 551 et seqq.

**) Conf. p. 520.

***) P. 529.

Tali quidem modo videtur euenire potuisse, vt actio ista, postquam edita semel fuerat, reuertente eadem occasione, pluries iteraretur. Verum enim vero qui poterat fieri, vt primum eam committeret vir religiosus? Animi, qua languit, aegrimonia ipsi aliquando suggesserat displicentis istius facinoris cogitationem, ipsumque ad illud patrandum sollicitarat: quod accidere primum poterat, vel audito forte nomine diuino a quodam pronunciato, ita, vt tunc simul ederetur actus; vel occasione quacunque alia, ita, vt tentationis tum superatae repraesentatio, post, audito casu nomine diuino, in mente resurgeret, eoque, quem exposuimus, modo inualescens, in ipsum actum conuerteretur. — Explanandum iam est, et qui fiat, vt aegritudine suggeri possint cogitata tam aduersa; et vnde, si ea sint ideae imitarum actionum, ad istas committendas oriri possit tentatio.

Elucet ex obseruatis minime dubiis, esse tam affectuum inter se, quam affectuum et, quibus cieri possunt, rerum quandam associationem, qua efficitur, vt transeat animus et ab affectu vno ad si-

milem alium, et a quolibet ad res ei conuenientes cogitandas *). Quod cum

*) Iam supra p. 333. hanc rem significauimus, quam nunc paullo accuratius exponamus. Affectiones animi, seu varios sui sentiendi modos (*diuersas manières d'être*, vti eas admodum scite definit BONNET) prorsus absolutas et a rerum externarum, quae illas efficiant, perceptionibus omnino diuersas esse perceptiones, planum est. Vti soni coloresque, quamuis efficiantur actis vibrationibus et vndulationibus aetheris, tamen non sunt ipsae vibrationes illae et vndulationes, verum aliquid ab iis diuersissimum: ita affectiones animi, quamquam ad eas gignendas faciant rerum externarum perceptiones, tamen ab iis sua natura penitus discrepant; ideoque separatim sunt considerandae; tanto magis, cum eaedem perceptiones externae neutiquam iisdem semper comitatae sint affectionibus, verum iam iis deserantur, iam plane aliis comitentur. Immensa est harum affectionum, vixque minor, quam externi sensorum, varietas; sed desunt iis, perinde vt odoribus aliisque externi sensis, sua cuique nomina; nec, nisi quae insigniter eminent et differunt, sermone significari possunt, inter quas maxime sunt, quae stricte dicuntur *affectus*; vt timor, odium, cetera. Iam affectiones istas, et eodem, quo aliae sensationes, modo repraesentari, patet; et, secundum statam associationis legem, non

videntur pendere ex ipsa mentis natura; ideoque, censendum sit, fieri lege gene-

solum ipsas sese mutuo, quoad similes sunt, verum etiam earum vnamquamque, talium, qualibuscum ipsi intercedit coniunctio, rerum ideas in animo producere, facile perspicitur. Etenim quod I. ad mutuam affectuum associationem attinet, quis non sentit, animum aliquo modo affectum, procliuiter similibus aliis continuo afflci modis? Gaudio inopinato exhilaratum efferri fiducia, superbia, propendere ad gratitudinem, amicitiam, amorem; contraque dolore contristatum vexari vicissim a metu, odio, angore, inuidia; et te memineris ipsum, et obseruaueris alios. Neque putes, hasce affectiones produci a succedentibus tibi in animo rerum ideis: inter ideas enim illas saepe nec coniunctio aliqua esse videtur, nec similitudo, praeterquam, quod ad modum, quo animus in iis cogitandis, est affectus: vi itaque patent, hasce affectiones, se vi similitudinis mutuo producere ipsas, non vero rerum ideas consequi. Quinimmo II. suscitantur in animo per ipsos affectus variae ideae, iisdem consentaneae. In summo, vbi sinistro incumbitur lateri, pressoque corde subsentitur dolor, surgunt anxifera metuendaque phantasmata, quae, cum haud quicquam antea cogitatum sit, a quo

rali: consentaneum est, etiam ab aegrimonia tanquam pathemate molesto, tum ferri identidem animum in molesta pathemata alia, velut in metum, aut terrorem, aut anxietatem; tum affectibus istis introduci in mentem anxiferarum, terribilium metuendarumque rerum cogitationes. Quas, si disquiritur, cuiusnam futurae generis sint, facile perspicitur, eius generis fore, cuius generis frequentissime validissimeque solet cogitare quisquam: quoniam nempe talium est expeditissima in mentem ingressio *).

produci potuissent, ipsa animi affectione prognata esse, apparet. Atque uti iisdem, quibus somniamus, mens paret legibus vigil: ita quauis suborta, per corporis alterationem quandam vel innoluntariam vel spontaneam, affectione, animum similiter videmus transferri ad congrua affectioni illi cogitanda. Cumque in eorundem hominum rerumque praesentia, alio atque alio tempore, prout diuersim affecti sumus, diuersas subire mentem experiamur ideas, easque semper affectioni homogeneas: vel ex eo patet, ipsas affectiones regere et efficere variarum in animo idearum ortum et apparitionem.

*) P. 556. 557.

Quae cum ita sint: si forte aegrimonia inuadat aliquem, qui voluere vt plurimum animo res religiosas consueuerit, eumque aliquando traiiciat in formidinem, horrorem aut alios similes affectus; non poterit fieri, quin in ipsius mente tunc surgant cogitata religiosi generis formidabilia, horrenda, et similia alia; quae, affectuum, a quibus progignuntur, vigore se ipsis communicante, quanto vehementius ingrauescunt, tanto, eam ipsam ob caussam, crebrius iterum iterumque in animum irrumpant, necesse est *).

*) Quo vinacius enim aliquid cogitatur, eo saepius recurrit: ideoque omnino assentior iis, quae ill. MICHAELIS *im Mosaischen Recht* §. 145. asserit, et quae rei illustrandae gratia afferre licet: *„Je mehr ich mich vor einem Gedanken hüte*, inquit, *den ich als sehr fürchterlich ansehe; desto mehr wird er mir beyfallen. Der wunderliche Schall Xalduipter ist mir sonst noch nie in meinem Leben in den Sinn gekommen, und ich erdichte ihn izt zuerst des Exempels wegen: wenn mir aber jemand weissagete und ich glaubte es, ich würde in der Stunde den Tirebi bekommen, in der mir fünfmal*

Vnde autem, si cogitata illa sint ideae actionum ad hasce patrandas subnasci tentatio possit, itidem non est quod longe quaeritetur. Namque actionum viuidiori cogitatione contineri videntur molimina, ipsis edendis accommodata, quae vti maxime clarescit cogitatio, ita maxime inualescunt. Quoniam igitur, quas aegrimonia forte suscitat, ideae actionum inuisarum, eo ipso, quod talium sunt et in animo exoriuntur commoto, non possunt non eundere perquam viuaces: consequens est, pariter admodum valida fieri, quae ideis hisce continentur, actionum earundem committendarum molimina *). Quibus vbi

der Schall Xaldnipter beyfiele; so würde ich wachend nichts anders denken als Xaldnipter, und schlafend Xaldnipter träumen: und eben so wird, wer glaubt, er habe eine Sünde begangen, wenn ihm ein gotteslästerlicher Gedanke einfällt, stets gotteslästerliche Gedanken haben.— Die Sache wird eine wahre Gemüthskrankheit werden.

*) Egregie haec illustrantur iis, quae de se narrat in sua autographia vir quidam, similis, ac SVLZERIANVS ille, aegritudine

coeperit animus moueri exercerique; entiet se homo ad actiones illas, a qui-

aliquando languefactus (citata leguntur *im Arzt* edit. 1767. T. I. p. 396.): „*Saß ich damals oder stand nahe bey einem; so mußte ich mir oft den Mund zuhalten, daß ich ihn nicht anspie; wenn er gleich mein Freund war und ich nicht wußte, warum ich ihn anspein sollte: denn das Anspeien kam mir so deutlich vor, als ob es geschähe. Oder ich schlug ihn in Gedanken mit der Hand ins Angesicht, so daß ich die eine Hand mit der andern halten mußte, damit es nur nicht würklich geschehen möchte. Zuweilen wenn ich betete, wurde mir das Angesicht wider meinen Willen in eine solche Gestalt gebracht, wie die haben, denen ein Ding lächerlich vorkommt; alles wegen des lebenden Bildes, welches ich von einem, der da lacht, hatte, und welches mir den Mund in solche Figur setzte.*“ Eodem modo certe SVLZERI amicus ille dixisset, sese blasphemasse, quoniam sibi actus blasphemandi tam vividus in animo apparuerit, ac si reapse fieret. Eluceat ex hisce: tantum abesse, vt in phaenomenis istis obscurarum idearum immensa vis supponi possit, quemadmodum SVLZERO placet; vt potius nihil idearum, praeter solam tenacitricem illam, eamque vinacissimam, tum in animo esse, exploratum sit.

bus abhorret, patrandas tentari et sollicitari insolita quadam vi; quam, cum e mentis natura prouenire haud cernat posse, a caussa quadam externa sibi inferri opinabitur imprudens superstitio *); ad eamque opinionem eo erit pronior, quoniam reluctando, vim tentatricem istam, non solum haud minui semper, verum adeo augeri subinde comperit. Quod quidem qui fiat, perfacile est intellectu.

Videlicet, si quis ad liberandum ab ingruentibus eiusmodi cogitatis animum, sola vtatur obluctatione, neque aliud, ad ea propulsanda, remedium adhibeat: vti luctatus fiet acerrimus; ita, tum vehementissimam oriri commotionem animi; tum maximam exstare, attentione a rebus aliis omnibus abducta, totaque in-

*) Tentationes a malenolo genio inferri creditae, non quid sint, sed quid esse credantur, considerandum; neque enim aliud quicquam esse possunt, quam quod eas esse, tentatus opinatur: illarum igitur aperta est natura, detecta opinionis istius origine, quae hic tantum e longinquo significata est, quoniam istiusmodi res, philosophiam decet, ουτε λεγειν, ουτε κρυπτειν, αλλα ενφαινειν.

tus defixa, mentis solitudinem, necesse est. Qua dispositione duplici, cum actionum ideae luciditate, et adiuncta iis molimina vigore crescant *): quae moliminibus hisce inest, vim tentatricem pariter augeri debere, perspicuum apparet.

Luctatione vero haud quicquam, vti videtur, proficiente, si sciscitere, quid adhibendum aliud sit remedium: in promtu quidem est, partim, intromissa in mentem nouarum sensationum idearumque varietate turbandam eius esse solitudinem illam, qua cogitatis singulis tenaciter incubat animi aeger; partim, inducta in mentem conuictione, quod, quae succurrunt, cogitata dira haud aliunde, quam ex ipsis iis, in quos animus identidem traiicitur, affectibus, secundum communes naturae humanae leges, enascantur, inhibendum esse, ne ob suborientia eiusmodi cogitata commoueatur. Quae remedia, ad caussam mali remouendam accommodata, ipsi sane malo tollendo haud forent inidonea; dumne ab iis abhorreret aegritudo. At,

*) P. 529.

sicuti hilaritate qui effertur, quam fit procliuis ad affectus quosque suaues, tam simul redditur a grauibus quibusque alienus, vt miretur interdum, qui fieri potuerit, vt alio atque alio tempore invisis hisce vel illis rebus tantopere deprimeretur: ita qui languescit aegrimonia, quantum propendet ad pathemata iniucunda quaeque et molesta; tantum abhorret a blandis quibusque et iucundis, vt auersetur quaecunque videantur interruptura tristem, cui indulget quaque se conficit, solitudinem. Neque vero, quod ad conuictionem illam attinet, facile adduci potest, vt mente capiat retineatque, non esse cur ob horrendas, quae animum ingruunt, ideas sese conturbet, cum reapse sentiat iis se conturbari, et quae sentiuntur non possint non haberi talia, qualia sentiuntur.

Atque haec quidem sufficere putamus ad intelligendum, qui fiat, vt aegrimonia languente animo, inuisissimae interdum actiones edi, non obstante vel acerrima reluctatione, possint. Quibus expeditis, gressu iam liberiori procedere licebit in dilucidandis phaenomenis actio-

num, quae inuite nonnunquam patrantur, siquando vel terrore, formidine et anxietate, vel excandescentia, ira et indignatione animus est concitatus.

Oritur in animo, vbi horum pathematum quodam vehementius afficitur ingens commotio: adiuncta est grauiori cuique commotioni aliqua mentis vacuitas: in mentem vacuam et commotam quae veniunt actionum ideae, maxime, si fuerint per aliquam siue externam siue internam sensationem introductae, viuaces fiunt: quo viuidiores euadunt eiusmodi ideae, eo magis, quae iis continentur, molimina actionibus edendis accommodata inualescunt: atque vbi ad summum augentur viuacitate, molimini-bus pariter ad summum increscentibus, conuertuntur in ipsas, quas referunt, actiones: quae ita poterunt fieri, etiamsi non soluni parum placeant, verum adeo prorsus inuisae sint. Qua generali explicatione proposita, paullo iam accuratius ipsa phaenomena perspeculemur.

Qui accidere possit, vt terrore perculsi faciant interdum idem illud facinus, cuius cogitatio ipsos perculsos tenet: veluti per ancipitis loci horrorem

insinuata animo actus sese praecipitandi idea consternati, vltro nonnunquam in, quod infra expauescebant, profundum se deiecisse; aut per summi alius periculi vtut tutum adspectum suggesta illius incurrendi cogitatione tremefacti, sponte in illud prorupisse visi sunt: facili adsequare coniectura. Scilicet terrore fugatis subito ideis omnibus, primum quod momento post, vbi e stupiditate se recipere homo infit, in vacuefactam mentem denuo reuertitur, est eiusdem illius actus, quo cogitato iamiam obtorpuit, idea: quae, tum quod desertum animum sola occupat, tum, quod ei communicatur internae, quam terror cieuit, commotionis vehementia, augeri viuacitate puncto temporis eum in modum potest, vt transeat in ipsum illum, quem simulat, actum. Pariterque planum est, qui, oppleto terrore animo, homines alia prorsus, quam quae ipsis proposita sunt, atque vel quae minime libet, facere interdum possint. Sola nempe actionis ab affectu suggestae idea, ceteris omnibus excussis, animi concitatissimi ita potitur, vt aditum in mentem praecludat, non cogitatis solum fami-

liarissimis, verum ipsis adeo sensationibus, vt itaque rerum circumstantium, ad quas actio accommodanda est, nec memores, nec considerantes, ferantur coeco impetu, inscii quo ferantur *).

Cum sentiamus, affectibus alis, et ad cogitationes ipsis conuenientes suscipiendas pronum reddi animum, et tales adeo cogitationes in mente vltro procreari: naturae humanae videtur consen-

*) Quae supra pag. 498. citauimus, relata a MONTANO exempla duo, congruere cum duobus, quos hic considerauimus, casibus videntur; expositionique huic pariter afferunt, ac ab ea recipiunt, lucem. Quod ipso terrore, vndecunque orto, producantur in mente actuum horrendorum ideae, non praeteriit perspicacissimum mentis speculatorem, *Shakespeare*:

„*The dreadful summit of the cliff,*
That beetles o'er his base into the sea,
— — — puts toys of desperation,
Without more motive, *into every brain,*
That looks so many fathoms to the sea,
And hears it roar beneath."
Hamlet Act. 1. Scen. 4.

taneum, etiam angore formidineque, ceu affectibus actuosis, tum ad actiones formidabiles anxiferasque meditandas hominem disponi; tum talium in ipso actionum vltro suscitari phantasmata: cumque vti affectus illi magis magisque augescunt, (quod per ipsas, quas suscitarunt, ideas fieri potest,) ita maior maiorque efficiatur animi et concitatio et vacuitas: vtraque fauente, phantasmata illa facile poterunt vsque adeo interdum viuidari, vt euadant ipsae, quas simulant, formidabiles anxiferaeque actiones. Atque ita quidem, qui fiat, vt, horum pathematum alterutro vehementius vexati, non solum inuisissima quaeque potius, quam nihil, faciant, verum adeo mortem sibi, moerenti nonnunquam pectore, consciscant, tam plane perspicitur, vt progredi ad alia, quam hisce immorari satius duceremus, nisi occurrerent singularia quaedam, digna, quibus paullum adhuc detineatur attentio. Nempe si accuratius considerantur atrocia illa, quae, tempore obsidionum incursionumque hostilium, formidine correptos hic illic in sui necem patrasse homines, narrat historia populorum in-

primis orientalium: insigniter conspicua subinde ceruitur efficax illa ad cogitationem vel inuisissimarum actionum vividandam vis *exempli* *). In tanta quidem multitudine Sinensium, qui, regno identidem hosti cedente, sese vel catervatim nquis suffocarunt, vel aliter certatim quisque interemerunt **), fuisse videntur haud pauci, qui, tum formidinem solo contagio contraxerant, nescii, quid formidarent, tum, aut mansissent in vita, aut eo speciatim modo sibi mortem non adfecissent, nisi, eo speciatim modo, dare se morti tam multos spectassent alios. Adspectu quae insinuabantur ipsorum animo, ad inuisa quaeque molienda iam ipsa formidine promto, metuendorum facinorum ideae, externae sensationis viuacitate, internaeque, quam affectus citarat, commotionis vehementia suscepta, adeo potuere augeri, vt, gravescentibus pariter moliminibus, ipsa illa facinora euadcrent. Quo numerosiora adsunt exempla; quoque itaque et

*) P. 336.

**) Vid. *Gaubii's Weltgeschichte*, T. VII. partem.

maior adspectus viuacitas, et multiplicior similitudo, qua intercedente ista se viuacitas communicare actionum, quae spectantur, ideis potest; eo illae facilius in ipsas conuertentur actiones *). Quam exempli vim suspicari licet efficacem vel respectu earum esse crudelium actionum, quas solitarii perpetrant nonnunquam homines, quando vel de arcessita sibi turpitudine, vel de facta rerum carārum iactura, vel alia vtut leui de caussa, valdius anguntur. Nempe disposito anxietate animo ad meditandum diras quasque actiones: vti earum alicui frequentissime nuperrimeque vel narrata vel spectata fuerint exempla: ita illarum tunc ipsi promtissime et viuacissime apparitura sunt phantasmata, quae fauente animi concitatione et vacuitate eum in modum poterunt clarescere, vt eorum in mente apparitio ipsum simulet adspectum,

*) Quantopere homines, vnum in coetum congregati, ad haec vel illa facienda, ducantur exemplo: ea de re multa afferri possent singularia; nisi satius foret ad tritam paroemiam: *quantum est, quod societatis causa facimus* — prouocare.

ctum, similemque ac ille vim habeat ad molimina patrandarum earundem actionum intendenda. Cuius quidem rei, in caussis permultis sane illis, quibus efficitur, vt autochiriae et infanticidia tum alio atque alio populo frequentiora sint, tum breui quandoque tempore insolito hic illic crebrescant, non sane nulla videtur habenda ratio. Vti exempli ita non minus praesentium circumstantiarum vis *) apparet in talium phaenomenis actionum quam plurimis. Videlicet vbi moliri infit quisquam, quas ipsi formido angorue suggerit inuisissimas actiones; si qua tum ipsi, maxime commoto et solitario, res occasioue, ad eas patrandas idonea, fit praesens: defixus astupet, adspectusque luciditate in, qua vrgetur, cogitationem sese diffundente, adeo tentatur, vt, quod facinus, occasione reque illa deficiente, haud fecisset, id, earundem praesentia sollicitatus, non possit intermittere. Sic narrare meminimus virum bonum et probum, sese, cum aliquando angore ingenti, quamuis ex perleui caussa enato, corriperetur, con-

*) F. 556

specto forte, vbi solus erat, instrumento quodam lethifero, adeo sollicitatum fuisse ad vim sibi inferendam, vt sui a quibus agitabatur moliminibus liberandi ergo, necesse haberet, instrumentum illud alium in locum deportare; quo facto acquieuit quidem: senserat vero, quam facile fieri potuisset, vt, si anxietas illa fuisset grauior, validioremque reddidisset inuisi cogitationem facinoris, illud ab ipso, quamuis repugnanter, patraretur. Quae conspicua hoc in casu est praesentis sensationis vis, ad actus ab affectu suggesti, vel maxime odiosi phantasma, relatum si sensationi illi sit, vividandum; eam etiam in iis, quae consulto nec inuite identidem committuntur, similibus diris actibus, nonnihil cooperari, et per se probabile, et ex relationibus interdum satis perspicuum est.

Quod iam attinet ad actiones, quas per excandescentiam, iram et indignationem inuite fieri contingit: earum ratio, ei, quam adhuc exposuimus, haud est dissimilis. Vti nimirum vehementissime excandescit, irascitur, indignatur quisquam: ita maximam patitur animi et

commotionem et vacuitatem; ita tum acerrime vrgetur, vt agat; tum difficillime reminiscitur, quid agat: feruet, non potest non facere quicquam; simulque stupet nec quid faciant nouit. Qua animi dispositione, quascunque aut ipse affectus aut rerum circumstantium praesentia forte menti suggerunt actionum qualiumcunque ideas, cum illico vehementer inualescere, necesse sit: intelligitur, tum qui fiat, vt sicubi quis excanduerit in semet ipsum, nonnunquam tundere caput, pectus vel quidquid praesto fuerit; aut sicubi exarserit in res quasdam, eas confringere, comminuere, proiicere soleat: manuum videlicet motus praesentissimi et res, membraque illa proxime ad manus sunt, puncto temporis eo, quo maxime et ad agendum concitatus, et in cogitando inhibitus est: tum, qui fiat, vt ira vel indignatione accensus, quidquid aut dicat faciatque alter, aut ipse simili occasione a se aliisue dictum factumque meminit, id quin retorqueat et iteret, cohibere se, quantumuis conetur, interdum non possit: actuum nempe istorum repraesentationes, obliteratis per affectum ideis

aliis, solae animum occupant, susceptaque internae commotionis vehementia valescentes, in ipsos conuertuntur actus: conatu contrario perturbationem animi, eoque ipso, idearum viuacitatem adaugente.

Pathematum istorum et aliud ad aliud mutuo transferre animum, et vnumquodque consentanea sibi cogitata suscitare, satis constat. Praesenti aliqua de causa exasperatus, quaecunque similiter ipsum aut affecere olim, aut aliquando possint esse affectura, vt iam longa videantur obliuione deleta illa, vt haec euentura esse improbabile sit, ea meminit, meditatur, nec effugere, quamuis velit, potest: et quicunque ipsius conspectum subeunt, vt alias cari et innocentes, si vel minima inter eos et affectus causam intercedat relatio, in iis animaduertere iam nil potest, nisi quod affectui, quo feruet, alendo augendoque inserviat: — ita patremfamilias, liberorum ab vno forte offensum, exaggerare veterrimas offensiones omnium et excandescere in eos, et quoscunque ad domum pertinent, omnes; ita accepta vndecunque iniuria incensum superiorem in

quosuis sibi subiectos, vel minime sontes, ferocire videmus: — atque eo ipso inducitur interdum, vt committat actus, quorum vel tum, cum eos patrat, iam praesentiscit, fore vt se pigeat poeniteatque.

Augeri ista pathemata videntur, quo maiori iis obuiam itur affectu tum simili, tum contrario: si prius, ad augenda illa facit vis exempli, intercedente similitudine: si posterius, oppositio. Etenim quando iratus excipitur vel animi frigore vel leuitate adeo et risione: tum adimitur ei occasio effundendi internam commotionem, quae inhibita crescit; tum insinuatur ipsi, non esse cur adeo perturbetur; quae cogitatio, affectui contraria, vti minuere eundem, si leuior fuerit, ita si grauior, augere debet, quoniam, eo ipso, quod contraria est, animum ingressa nimis aestuantem, quam vt pacare possit, valdius perturbet, necesse est. Quam ob caussam, vti quis maxime est pathematibus istis commotus, ita maxime (quamuis inuitus) nuersatur omne, quoquo coargui posset, sese aut temere aut inaniter esse commotum: eaque re abripitur nonnunquam, vt vel

in clarissime perspectam veritatem et innocentiam apertissime manifestatam, ceu Piso ille *), desaeuiat.

Generatim quod attinet ad actiones, istis, quos exposuimus, modis fieri solitas; cum earum plurimae et tales sint, vt placere haud quaquam videantur posse, et agens iis, vt ne fiant, interdum obluctetur, et tum vbi eas patrarit conqueratur, inuito sibi fuisse extortas, tum vbi eas intermiserit, fateatur, parum abfuisse, quin sibi eriperentur: eas qui-

*) De quo vide quae narrat *Seneca de ira L. I. Cap. XVI.*

Causa cur vehementer irati plerumque abhorrent a cogitatis quibuenis, ad minuendam iram idoneis, nulla alia est, quam quoniam ipse hic affectus continuo in mente suscitat ideas sibi conuenientes. Quare cum aliis affectibus idem illud similiter efficiatur; iis grauius correptum quemque, similiter videmus, auersari quaecunque ad eos facere possint tollendos. Etenim non solum qui suauiter vtcunque affectus est, respuit quaeuis iniucunda; verum etiam qui aegrimonia insigniter langue-cit, abnuit laetabilia quaeque; qui in magno luctu est, adspernatur solamina omnia; qui in graui timore est, diffidit, quibus eo leuari posset, vt sint certissima.

dem palam est, fieri ab homine, non quia libet, sed quia tentatur: quae tentatio, similem hic, ac alioquin, habet caussam, molimina quippe actionum ideis contenta, certasque secundum leges, vel animo repugnante, inualescentia.

Consuetudinis iam natura aperienda et ostendendum est, qui repetitio possit, partim, actiones reddere tam agiles, vt homini non inscio solum, sed vel invito nonnunquam euolent; partim, iterandarum desideria actionum ita augere, vt easdem intermittendi potentia identidem euaneat.

Quando sensibus occurrit aliquid omnino nouum; neque capi partiatim, neque iunctim comprehendi, nisi cunctanter et operose potest. Quod tamen vti iterum iterumque percipitur: ita postmodum, siue denuo cadat in sensus, siue absens mentem subeat, et promtius quod ad singula in ipso contenta, et, quod ad eorundem cohaerentiam, exactius sese videtur animo insinuare. Externarum itaque sensationum repetitione efficitur earundem repraesentandarum tum *facilitas*, qua, quae vel aegerrime primum percipiebantur, deinceps expe-

ditissime menti apparent: tum *consociatio*, qua eodem, quo iunctim vel continuatim percepta fuere, modo se vicissim in animum introducunt. Similis plane effectus sequitur actionum iterationem. Etenim non solum quae in noua qualiacunque agendi tentamine primo sentiri solent, modi, quo inchoandum sit, concipiendi inertia, membrorumque hunc ad modum regendorum ineptitudo, abeunt, facto aliquoties periculo, in alacritatem promtitudinemque, et creberrima tandem repetitione, in summam actionis cogitandae pariter ac edendae facilitatem: verum etiam quibus actio, quoties repetitur, coniuncta comitataue est, vel aliis actionibus vel sensationibus externis, iis, internascente paullatim vi attractrice, associatur: id quod breuissime comprobemus. Inter externe sensa et actiones, facta simul frequenti vtrorumque iteratione, quae internascitur consociatio, perspicua est, quandoquidem videmus ab vna parte, actiones, mentis alioquin consilium praestolantes, anteuertere illud consilium, prorumpereque vltro, sicubi, quibus frequenter iunctae fuere, aliqua externe

sensa obueniant; quo quidem modo tam multae fiunt ex genere earum, quae assuetudini et incogitantiae — vocibus, phaenomeni caussam haud sane declarantibus — tribui solent, vt earum admonuisse sufficiat: ab alteraque parte actiones, alioquin faciles, cunctari et haerere, sicubi deficiant aut aliter adsint aliqua, quibus vniformi quodam modo comitatae semper fuere, externe sensa; quippe notum est, quae perfici excellenter suetis in circumstantiis possunt, iisdem deficientibus aut variatis, non solum haud aeque succedere, ni solito maior adhibeatur contentio, verum omnem adeo datam interdum operam ludificari *). Neque vero minus euidens

*) Singulare huius rei exemplum vide in *Lockio de intell. hum. L. II. Cap. vlt.*

Quemadmodum si frequenter simul iteranter quaedam perceptiones atque actiones, efficitur, vt, prout illae desunt vel adsunt, hae facilius aut difficilius fiant: ita eodem similiter modo euenire, vt rerum quarundam perceptio facilior difficiliorue reddatur, prout, si qua semper cum ea coniuncta fuerit actio, ea vel simul editur vel intermittitur. Veluti e. g. il, qui associatum lectioni actum loquendi, dissociare peculiari

est. ipsas quoque actiones, prout alia alius vel comes vel assecla saepius fuerit, consociari: elucescit alterum exinde, quod, qui inter discendum quamcunque artem, interfacere simul forte consuescit, aliquos gestus aut actus quosuis additicios, eos post siquando cohibere vult, haesitare fere sentiat ipsam artificiosam, in qua edenda iamiam occupatus est, actionem; quam tamen protinus succedere iterum videt, simul vt iungere se illi solita sinit parerga: alterum ex eo, quod, longiori actiuncularum serie composita operatio quaecunque, cum perfici primo haud aliter possit, quam circumspectante praefinienteque vnamquamque seorsim actiunculam mente, pluries vbi fuerit iterata, post, simulac incipiatur, succedere vltro, etiamsi districtus aliis rebus sit animus, seque quasi sponte sua continuare videatur, singula actiuncula actiunculam sequentem attrahente, eam-

industria aut nondum curarunt aut neglexerunt, scripta, quae spectant, verba intelligere, nisi a vel clara voce vel mussitando saltim pronuncient, aegerrime videntur posse.

que non solum educente e memoria, sed vel ex obliuio interdum proliciente *).

*) Ita cum quis musici cuiusdam carminis posteriorem partem oblitus, iterum iterumque ab initio illud inchoet, fit interdum, vt ipsi digitorum motus, vi associationis, producant motus sequentes, atque partem illam, quae iam animo effluxerat, restituant. Equidem saltim mihi videor obseruasse, hoc in casu, non semper prius reuiuiscere in mente melodiam, eaque produci digitorum motus, verum subinde prius prodiisse ipsos, quorum oblitus fueram, motus, iisque melodiam in mente fuisse renouatam: quod vel propterea cuiuis videri debet verosimile, quod notum est, quanto incogitantius et velocius hoc in casu fit carminis repetitio, tanto felicius fere obtineri illius redintegrationem. Pariter in aliis quoque actionum (artificiosarum inprimis) generibus animadvertitur ista earum vis attractrix, generaleque remedium est, vbi in earum aliqua parte haeretis, eas iterum ab initio ordiri, (*von vorne anfangen, noch einmal ansetzen, probiren,*) quo sese ipsae, si fieri possit, reproducant. Sed vel ex notissima illa difficultate, si in qualibuscunque agendis nonnulla prane nec recte facere assueueris, praecauendi ne ea, quando dediscere vis, iterum iterumque facias, satis iam apparet ipsarum actionum, quam asserimus, illa consociatio.

Iam vero qui fit, vt ista et consociatio et facilitas actionum efficiatur repetitione? Effectus istius ita videtur reddi posse ratio:

Ab vnaquaque actione relinquitur aliquid, quo sicubi post veniat mens ad eam iterum cogitandam, suboriatur tale quid, quale sola si viuacitate augescat, euadere ipsa actio possit. Iam quoniam id, quod a singulo quoque actu remanet, per eiusdem actus iterationem, neque aliud fieri potest, siquidem actus semper sit idem, neque non aliquatenus mutari potest, siquidem non possit nullum habere effectum iteratio: intelligitur, necesse esse, vt illud, sicuti saepius saepiusque repetitur actus, ita magis magisque tum promte tum viuaciter suboriturum efficiatur. Atqui eo ipso continetur actus illius cogitandi pariter ac edendi *facilitas*: quae igitur qui consequatur repetitionem, in aperto est. Et quoniam, quod ad coniuncta actioni siue externe sensa siue acta alia attinet, similis repetendo effici debet facilitas: animi natura ita ferente, vt surgentibus continuo aliis post alia cogitatis occupetur, vbi succurrat idea alicuius actus,

non poterunt non, si qua cum eo frequentissime fuerint coniuncta, ea cooiri promtissime et viuacissime: idque cum sit id ipsum, quod tribuitur vi enatae ex repetitione *associationis*: istius itidem quae sit ratio, dilucide perspicitur.

Verum enim vero, qui concipiamus relinqui nonnihil ab actionibus, cum, nisi dum fiunt, non sint, neque, simul vt cessant, adhuc superesse earum quicquam videatur posse? — Eodem id modo concipiendum est, quo ab aliis sensationibus, tametsi nec diutius, quam dum percipiuntur, durent, in animo relinqui nonnihil intelligitur: quod iam luculentius exponamus.

Videlicet quoniam cogitatio, quae non cogitatur, sensatioue, quae non sentitur, nec quicquam nec vllo esse pacto potest: euidens est, vnoquoque temporis momento sola ea, quae reapse sentiuntur et cogitantur, in animo esse; omnium autem, percepta quae fuerint *antea*, *tunc* non magis, quam eorum, quae *tunc* percipiantur, momento *post* quam percipi desierint, adhuc quicquam superstitare: atque adeo rerum externa-

rum, dum haud percipiuntur, vt residere in memoria dicantur, non magis vspiam esse ideas, quam actiones, dum haud aguntur, vspiam sunt; neque magis fieri posse, vt illae, quam vt hae, vltra suam in mente praesentiam perpetuentur. Verum sicuti euidens hoc modo est, nec sensa nec acta in animo ipsa remanere: ita pariter et haec et illa nonnihil superstes suae praesentiae in animo relinquere, certe itidem cognoscitur. Etenim quamuis, quae mihi iam apparent, absentium variarum rerum hominumque sermones, habitus, formae aliaque, priusquam apparerent, haud quaquam in mente delituerint: attamen nec essent *iam* apparitura animo, ni sensibus *ante* fuissent obuersata: quod igitur possint repraesentari, id effectum est per, quas ea referunt, sensationes quondam perceptas: quem effectum, si a sensationibus illis remanserit nihil, qui concipiam? Pariter, quae artificiosas quascunque, longo vsu facillimas, actiones perficienti alicui promtissime suppetunt, molimina scitos in motus vel absque attentione transeuntia, licet priusquam alia post alia oriantur, neutiquam in agente lati-

tarint: profecto tamen, nec forent tam propere tamque ordinatim oritura *iam*, ni actiones illae *ante* fuissent actitatae: agendo itaque effectum est, vt tali modo ista oriantur: quem effectum, nisi relictum ab actionibus illis fuerit nonnihil, quo pacto comprehendas? Ex qua quidem argumentatione, quam facile ad quaecunque vel sensa repraesententur, vel acta repetantur, applicare possis, omnino intelligas: quemadmodum a visorum, auditorum, vniuersimque externe perceptorum quouis relinquitur longius breuius duratura dispositio, qua, veniente occasione, idem illud absens denuo quasi videatur, audiatur, percipiatur: ita, eodem plane modo, a motuum, gestuum, sermocinationum et cuiuscunque generis actorum quoquo relinqui citius serius interituram *dispositionem* ad idem illud, pro re nata, occasione redeunte, iterandum *). Quae

*) Veremur, vt assertum istud: *quod ab omni, quam quis agat, actione, perinde ac ab omni, quam percipiat, sensatione nonnihil in ipso remaneat*, etsi dilucide sit expositum, tamen adhuc obscurius videatur.

dispositiones, qui fiat, vt eorum, a quibus relinquuntur, repetitione augeantur; seu,

Vt igitur quantum fieri potest lucis huic rei afferamus, sequentia monemus. I. Quod facilius videatur conceptu, qui ab externis sensationibus remanere in memoria idrae, vel dum haud percipiuntur, possint, hoc inde venit, quoniam quae iis respondent, obiecta externa, etiam durante tempore eo, quo haud percipiantur, existere *creduntur*. Sed quamuis quae iam mihi repraesento absentia loca, res, homines, existant; attamen eorum ideae, antequam ea iam mihi repraesentarem, nusquam esse potuerunt, quoniam harum idearum existentia continetur in ipsa earundem cogitatione, ita, vt cum ea incipiat desinatque. II. Idea rei visae consistit in eiusdem rei quadam quasi visione. (vide p. 518.) Quemadmodum igitur ipsa visio efficitur quadam corporis mei mutatione qualicunque; ita rei visae repraesentatio simili quadam tali mutatione repetita efficiatur necesse est. Quod itidem de aliis externe sensorum ideis verum esse intelligitur. Quae vero cum ita sint; vbi est difficultas concipiendi, quod ab omni actione, quae pariter in corporis quadam mutatione posita est, remanere aliquid possit, quo iterum post oriatur eiusmodi quaedam quasi mutatio repetita? At III. quomodo redeunte quadam corporis

seu, quod, dispositionibus istis ita ferentibus, suo quidque tempore suboritur, actioni sensationiue homogeneum, id, qui fiat, vt, actione sensationeue illa saepissime iterata, reddatur maxime promte viuaciterque oriturum, et, qui inde enascatur illa tum facilitas tum associatio, iamiam explanatum est.

Analogiam inter effectum repetitionis, tam quod ad sensationes, quam quod ad actiones attinet, tali modo perspectam cum habeamus; facile quorum quaerimus phaenomenorum *) dare poterimus explicationem. Nempe, vti, si qua, rebus quibusuis coniuncta aut similia,

poris modificatione oriri possit, (id quod in externe sensorum ideis fit) rerum extra nos quaedam quasi praesentia, id certe multo difficilius concepiu est, quam qui, id quod in actionum repraesentationibus fit, oriri solummodo possit aliquid, ipsis hisce actionibus homogeneum. — Caeterum quod attinet ad modum, quo id quod a sensis pariter atque ab actis relinqui dicimus, proprie remaneat, duret, percari id fatemur nos nescire, neque, cum extra sphaeram experientiae sit, spem habere, fore vt illud vnquam rescicamus.

*) Vide p. 505.

frequentissime nuperrimeque percepisti, ea tibi, in earundem rerum praesentiam reuenienti, vltro promtissime et lucidissime, vi associationis, repraesentantur *): ita, si quis inter percipiendum quaeuis, vel inter qualiacunque agendum, iunctim vel continuatim, creberrime nouissimeque edidit quosdam motus, gestus, voces, generatimque qualeslibet actus; simulac iterum percipiat agatue illa, *pari associationis vi* promtissime et viuacissime oriuntur in ipso nonnulla, quae ad actus hosce aeque se habent, ac repraesentata externa ad externa sensa; id est, oriuntur actuum horum ideae, seu molimina iis edendis accommodata, soloque aucta vigore, in ipsos actus istos transitura. Iam externorum quidem ideae, neque adesse in mente, nisi percipiantur, quoniam et eorundem sensationum ea est ratio, neque conuerti in, quas referunt, sensationes, dum aliis veris obscurantur, possunt: ideas actionum vero, quum eiusdem cum actionibus ipsis naturae, fierique magis, quam esse,

*) P. 551.

dicendae sint *), patet, et oriri imperceptas, et absque impedimento euadere ipsas posse actiones. Quarum itaque qui nonnullae per consuetudinem edi ab homine, ipso *inscio*, possint, in aperto est. Qui autem fieri actus consueti possint agente adeo *inuito*, ita, vt vel sollertissimam, qua iis desuefieri laborat, interdum curam ludant, quinimmo, quo magis sibi ab iis cauet, eo crebrius nonnunquam ipsi excidant: neque id difficile perspicitur. Scilicet sunt suae animo statae leges, secundum quas et oriuntur ideae, et viuacitate augentur, nullo discrimine, siue placeant siue displiceant: non licet non cogitare, quae occurrente sensibus quapiam re in animo suscitantur, cogitata quamuis sint inuisissima; sic nec licet praepedire, quin suetorum actuum ideae, vtut molestae sint, suo quaeque modo, ferente ita mentis natura, *surgant* et *viuescant*. Quo autem magis quis praecauere huiusmodi actus contendit, eo viuaciorem efficit illorum cogitationem; atque eo, hac

*) P. 538.

ipsa de caussa necesse est, hanc eorundem cogitationem et crebrius recurrere et facilius in ipsos actus transire. Ex quibus simul intelligas, vnde sit, vt, si quis certis in circumstantiis, vbi placere potissimum studet, de hoc vel illo, quod alias facere solet, intermittendo maxime est sollicitus, id committi nonnunquam ab ipso tanto fere saepius accidat, vtque generatim nihil sit iis, qui placere volunt, tam aduersarium quam exspectatio.

Aperuimus naturam consuetudinis quod ad actiones eas, quas homo temere inconsultoque edit; in iis, quas sciens prudensque perficit, quid possit consuetudo, et qui harum iterandarum desideria nonnunquam adeo augescant, vt deficiat earundem intermittendarum potestas, id iam nunc explanemus.

In actionum continenter menti aut vltro, succurrentium aut vndeunde suggestarum aliis atque aliis cogitandis, homo tum ita affectus est, vt quanquam eas approbet, nec tamen earum intermissione inquietetur; tum vero ita, vt sentiat sollicitationem ad eas perficiendas, nec tolerare earum intermissionem absque irrequie

possit. Inquietudine ista, qua impatienter fertur actionis menti obuersantis intermissio, quaque cupide ad eam tenditur perficiendam, continetur id, quod *desiderium* dicimus. Quoniam eiusdem actionis ideam in aliis aliisque hominibus, aut vno in homine alio alioque tempore, haud idem comitatur desiderium; elucet, illud non tam ab actione, quae cogitetur, ipsa, quam a *certo* eius cogitandae *modo* pendere: super quo quidem modo si consulimus experientiam et obseruationem, edocemur, eum in vario cogitationis vigore positum esse, ita, vt iisdem conditionibus, quibus augetur actionum cogitandarum viuacitas *), desiderium quoque agendarum earundem augeatur. Etenim animaduertimus

I. Quae quis frequentissime aut nuperrime egerit, quorumque hanc ob caussam viuacissima ipsi succurrerit cogitatio, eorum iterandorum — ceteris paribus — maximo ipsum desiderio affici. Nullum est genus siue laborum siue negotiorum, quin, quo diutius et constantius actitentur, eo magis, vel si

*) P. 325 et sequ.

initio fuerint molesta, adamentur; tandemque vel eum in modum, vt, etiamsi apud animum statuatur identidem de iis intermittendis, non possint linqui, continuenturque nulla alia de caussa, quam quoniam eorum, vbi intermittuntur, nimis animum inquietat sollicitatque viuidissima cogitatio; adeo, vt haud raro reperiantur, qui, si quibus assueuerint occupationibus vtut aerumnosissimis, in iis tamen, quantumuis et sentiant earum noxietatem, et ad suauiorem vitae cursum inuitentur, quin perseuerent, prae nimio earum desiderio sibi imperare nequeunt. Quod ad ea, quae agi solent siue otii consumendi, siue sui aut recreandi aut oblectandi gratia; eorum aliquibus similiter vti quis multum tractimque vacat, ita magis magisque assuescit; atque persaepe tandem vsque adeo, vt quamuis iam illa vel vapida fiant diuturno vsu, vel dissuadeantur subsecuta forte dignitatis, aetatis, reiue familiaris mutatione, abstinere tamen ab iis ob lucidissimas eorundem ideas, indesinenter mentem exercentes, aegerrime possit *).

*) Maximum bonum actioni adiunctum nos

Si a suetis occupationibus delectationibusque ad alias quasuis diuersas tralati, in hisce aliquamdiu versamur, iamque veniant forte in mentem pristinae illae; fit interdum, vt grauiter ardenterque desiderentur, interdum vero etiam, vt considerentur frigide quin fastidiose, cum tamen, vbi reuersi ad easdem, solito rursus more iis vacamus, mox iterum afficiamur sueto earum desiderio, tumque nonnunquam adamatas paullisper illas simili cum frigore vel fastidio contemplemur. Varietas ista desiderii, qua iam quae frequentius etsi haud nuper, iam quae nuperius etsi haud frequenter acta sunt, valdius desiderantur, componere se videtur ad legem, secundum quam iam horum iam illorum viuacius

non mouet, donec carentia eius nos habeat sollicitos. Quod maxime demonstrat, inquietudinem, haud vero bonum summum nostras actiones determinare, est longa illa series actionum frivolarum, quae maximam vitae partem implent, et quas solum ob tollendam anxietatem committimus. Quamdiu in nobis est aliquod desiderium, nullum bonum simpliciter vt tale considerantem voluntatem afficit.

in animo exoriuntur ideae. Etenim cum quae ab actis omnibus remanent ad ea post aliquando rursus cogitanda dispositiones aliae aliis praepollere duplicem ob caussam possint, tum quod illa, a quibus remanserint, acta crebrius, tum quod nuperius fuere: relictarum a variis actis dispositionum prout aliae alias vel hac vel illa de caussa superant; actionum iam suetarum, tametsi aliquandiu fuerint praetermissae, iam nouiorum, quanquam necdum saepe repetitae sint, — occasione mentisque dispositione posita eadem — viuidior surgere debet cogitatio; atque ita similiter iam harum iam illarum maiori videtur desiderio animus incendi. At non solum habita crebritatis proximitatisque ratione, inter actionis cuiusque cogitandae viuacitatem, eiusdemque agendae desiderium perspicitur consensus; verum etiam respectu alterius modi, quo ideae clarantur per associatas iis aliquas sensationes, similis apparet conuenientia. Nempe

II. Vti augetur actus cuiusdam cogitatio relatarum quarundam aut rerum externarum aut internarum affectionum viuiditate in eam se diffundente: ita actus

ille impensius desideratur. Facile est intellectu, redeuntis ad aliqua agenda *occasionis*, id est, renascentis sensationum cum iis connexarum praesentiae vim, qua eorundem viuificatur in mente cogitatio, tanto maiorem esse debere, quanto vtriusque et occasionis et agendorum illorum nexus sit firmior et multiplicior. Quemadmodum vero hanc ob caussam ex actionibus omnibus, illarum, quae maxime vniformiter quodam vsu rerum, loco, tempore modoque iterantur, reuertente occasione, viuidissimas, necesse est, surgere ideas: sic earundem maximo etiam desiderio animum premi in comperto est; adeo, vt etiamsi illae per se spectatae subinde tantum non de nihilo sint, tamen vel ne summo quidem oblectamento interdum sedari possit earum intermissionis impatientia. Aeque facile perspicitur, actionum, vbi iamiam incipiuntur, viuidiorem esse debere cogitationem, quam priusquam inchoarentur, erat: pari vero modo earundem continuandarum vrgentius quoque solet esse desiderium, quam incipiendarum fuit. Difficilior profecto est *moderatio* quam *intermissio*; idque non so-

lum iis in actionibus, quae adiunctam habent aliquam voluptatem, quarum, vt facile quis tulerit abstinentiam, simulac degustationem sibi permiserit, plerumque longius vltra, quam mallet, non obstante vel animi repugnantia, prolectari solet illecebris: verum etiam ipsis in occupationibus; neque enim raro fit, vt si quis laborum negotiorumue cuicunque generi se paullo altius ingurgitat, iam aut finem ponere, quamuis consultum ipsi videatur, aliquando aegerrime possit, aut, sicubi ab iis se proripiat, eorundem iterandorum molimínibus vel obsideatur continuo, vel, quacunque obueniente occasione, protinus iterum inuadatur *). Denique obseruamus

*) Ex allatis exemplis elucescit sensationum vis ad actionum et cogitationem viuificandam et augendum desiderium, si inter vtrasque intercedat aliqua *continuitio*: idem illud animaduertitur sicubi similitudo intercedat. Etenim in comperto est, facile quemque deduci ad eius, quocum aliquamdiu conuersatur, morem consuetudinemque, et, quae alios, in quorum societate sumus, agere continuo videmus, ea, quamuis initio fere sint indifferentia, sensim sensimque itidem a nobis adamari et desiderari.

III. Eandem animi dispositionem, quae facit ad illuminandas ideas actionum, facere etiam ad earum desideria augenda. Statu illo mentis solitario et vacuo, quo vivescere subeuntes forte ideas exploratum est, quantis quamque miris simul animus inflammari aut languefieri solet desideriis, si compertum ipse haud habes, facile cognoscas, vbi paullo accuratius observes iuuenum virorumque, nullis certis negotiis occupatorum, vitam aut potius temporis temere traducendi modum. Similiter vero etiam animo commoto, vti augescit idearum viuacitas, ita actionum crescit desiderium; idque non solum si illa, quacum actiones cogitentur, commotio oriatur ex aliquo affectu, verum etiam si oriatur ex ipsarum actionum illarum quadam *difficultate*. Etenim quando actionis cuiusdam viuacius surgente in animo idea, enascenteque pariter illius perficiendae desiderio, aliqua simul apparent explendi desiderii impedimenta: si haud sunt insuperabilia, fluctuat animus inter eorum atque actionis cogitationem; atque, prout hoc temporis momento illa repraesentantur viuidius, actio-

nis et obfuscatur idea et minuitur desiderium; prout momento post actionis idea valdius animum occupat, ipsa, quae per talem animi fluctuationem effecta est, commotione augetur actionis illius et cogitandae vigor et committendae desiderium longius vltra, quam alioquin euenisset. Idque simili modo fieri videtur, siue impedimenta illa naturalia sint, siue moralia, veluti posita aut in interdicti violandi, propositiue perfringendi pudore, aut in cuiusuis boni amittendi, malique arcessendi periculo. Vnde est illud:

Nitimur in vetitum, cupimusque negata;

quod, vti mirifice conspicuum est in tenella aetate, quippe quae legibus psychologicis simpliciter paret, ita satis etiam obseruatur aetate adultiore, et quidem non modo quod ad actiones, sua se voluptate commendantes, sed etiam quod ad alias, vtut indifferentes: veluti persaepe videmus homines, quodam in munere constitutos, sicubi forte horis subseciuis agere aliqua ab eo,

quod officii est, diuersa consuescunt, ea post tam impensa desiderare, vt vel explendo muneri detrahant tempus, quod in iis actitandis consumant, quanquam illa per se subinde nec vtilitate nec iucunditate praestent, adeo vt fere non nisi eo ipso, quod impermissa sint, nacta videantur vim illam praestigiatricem, qua trahitur animus ad furtiuam eorundem perfunctionem *).

Cognitum quum tali modo habeamus nexum inter actionis repraesentandae vigorem repetendaeque desiderium, facile est intellectu, quemadmodum, pro ratione recensitarum modo conditionum, occupare mentem interdum potest cogitatio viuacissima etiam actuum haud placentium: ita eorum quoque perficiendorum simul importunissimum cooriri desiderium, fierique adeo posse, vt, prae irrequiei sollicitationisque sic enatae impatientia vel perficiantur actus illi haud placentes. Qua data generali actionum,

*) Cum actionum omnium fere frequentissima et communissima sit loquutio: quae hic sub tribus hisce capitibus generaliter de actionibus dicta sunt, etiamnum nanciscentur lucem, si ea specialim ad loquutionem applices.

in quibus patrandis agens *videt meliora probatque, deteriora sequitur*, explicatione, non est, quod singula horum phaenomenorum genera perscrutemur. Vnum vero genus illud, vbi actiones, longo vsu consuetae, reuertente solita occasione, animo vel repugnanti per niniam desiderii vim quasi extorquentur, et vbi itaque allatarum trium conditionum vnaquaeque concurrit, accuratius meretur examen. Haud raro videris vel bonae alioquin indolis homines, si quam forte veniant in consuetudinem vitiosam, corruptam, dissolutam, veluti lusum, ebrietatem, aut, quae verecundia vetat nominare, id genus alia, fieri tandem suorummet ipsorum mancipia desideriorum, ita, vt ab iis dominatrice et fere irresistibili quadam vi trudantur ad quae saepius fecere, solito semper modo iteranda. Ipsos quidem interdum, vbi introspiciunt in sese, suae conditionis et taedet et commiserescit, tumque recedere e prauo more suo sibi firmissime proponunt. At vbi redit solita occasio, sentiunt se vincendae tentationis impotentes. Cuius impotentiae caussam, non tam positam in eo esse, quod assueti

illa nimiopere placeant, quam potius in eo, quod illa nimis viuaciter — idque secundum leges arbitrio exemtas — cogitentur, facile perspicias. Namque *primo* in comperto est, iucundissima quaeque pariter ac molestissima, per ipsam consuetudinem, amittere suam vti molestiam ita et iucunditatem, tandemque reddi fere indifferentia: *tum* vero, videt etiam interdum homo, cum repetere praua, quibus assueuit, desiderat, imminere sibi mala, qualia iam aut ipse aliquando sensit, aut in aliis cognouit, grauissima: *denique* vel obuersantur simul ipsi quam plurima eaque maxima bona, quae, assuetis illis intermissis, ipsum manent. Verum vero actionum illarum, quae in ipso assurgit, cogitatio, ob frequentem nuperamque repetitionem viuida, vti per connexarum sensationum praesentiam viuidior viuidiorque redditur, perque mentis forte repugnantis commotionem et solitudinem fit quam viuacissima, adeo vt, plenus moliminum, perficere se illas iamiam quasi videat et sentiat: ita, siue adhuc animo obuersentur bonorum malorumque ideae illae, siue iam cesserint sophismatibus, a desi-

derio suggestis, sui ab importuna, qua torquetur, irrequie et sollicitatione liberandi caussa, proripit se ad iterandas illas actiones, non quia commissio earum placet, sed quia angit earum intermissio *).

Quemadmodum augetur actionum desiderium aucta earundem cogitationis vivacitate: ita iisdem modis, quibus impeditur, ne viuescat ista cogitatio, desiderii quoque tollitur vis. Quod itaque fiet, primo si animi illa vacuitas commotioque praecaueatur vel declinetur; tum si vitetur vel subtrahatur *occasio*; deinde si intermittantur, aut, loci rerumque mutatione efficiatur, vt iterari non possint, actiones: denique vero potissimum, si deuincantur ipsa, vtut summa, aliquando desideria; quandoquidem, hoc facto, non solum obscurior post redit actionis idea, verum etiam sese renouat simul comperta iam dispositio ad denuo vincendum, si quod emergat, desi-

*) Idem dici potest de iis, vt plurimum valetudinariis, qui labore consueto carere adeo non possunt, vt ei quasi immoriantur.

siderium: quamobrem postquam superaris vnum, fortior iam eo ipso eris non modo ad idem illud, sed ad alia quoque compescenda; perinde ac, sicubi vni succubueris, ob redeuntem similiter impotentem hanc dispositionem, minus iam par eris et eidem post, et aliis quibusque opprimendis.

Perspicua hoc modo facta consuetudinis natura, decurrimus iam ad explicandum, quod restat, genus id phaenomenorum, vbi, distracta mentis attentione, aguntur interdum ab homine pro iis, quae agere sibi proponit, alia quaevis diuersa.

Vt simplicissima loculentissimaque fiat huius rei expositio, liceat mihi primum exponere istiusmodi errores in agendo aliquos, qui mihi in hoc tractatu conscribendo acciderunt. Scribere aliquando volui vocem *repetitio*; scripsit vero manus vocem *repraesentatio*. Cum inquirerem in istius erroris caussam, deprehendi, posteriorem hanc vocem paullo ante antiquoties a me scriptam fuisse, erroremque hunc ita euenisse: dum inter exarandum litteras initiales *rep* mentis attentio, vti solet, ad alia per-

geret consideranda, ita, vt iam neutram harum vocum cogitarem, adspectus litterarum *rep* produxit in animo ideam vocis posterioris, quae sic protinus fuit exarata. At vero cur adspectus litterarum *rep* non rectam illam, sed hanc prauam vocem in mente suscitauit? — Quoniam illam semel tantummodo cogitaram; contraque hanc aliquoties et cogitaram, et cogitatam scripseram, et scriptam videram: istas ob caussas haec illi praepolluit reproducibilitate, tamenetsi illa *nuperius* quam haec fuerat in animo praesens. Alius, quem persaepe a me commissum memini, error huius fuit generis: quando cogitabam scribendarum vocum vnam, dein alteram, tumque sequentem, inter cogitandum tertiam, quum iam priores vtraeque ex animo effluxissent, pro prima earum, scripsit manus secundam. Quod qui factum fuerit, in perspicuo est: videlicet quoniam secunda vox aliquo temporis momentillo *nuperius* cogitata fuit, quam prima; istam ob caussam tantillo maior illius, quam huius, esse debuit reproducibilitas; ideoque tantillo promtius illam, quam hanc, rursus in animum recur-

rere, necesse fuit *). Quam horum vides errorum esse rationem; eandem, quod ad alias cuiuscunque generis in agendo allucinationes, locum habere animaduertes. Sic in aperto est, qui fiat, vt inter loquendum subinde alia pro aliis proferantur, aut, quod inprimis frequenter vsu venit, vt, si qua nomina in sermone saepius fuerint iterata, ea post permutentur. Scilicet attentione vlterius progressa, succurrit, pro intercedente enunciationis siue soni similitudine, aut id nomen, quod *nuperius*, aut id quod *pluries* prolatum fuerit, quod vtique poterit subinde esse praeposterum. Pari modo varii, qui in eundo committi indentidem solent errores: veluti, si diu habitaris cubiculum, e scala adscendenti ad dextram situm, mutata habitatione, vbi ad sinistram intrandum est, subinde tamen pergere adhuc soles ad dextram, etiamsi vel iam

*) Confer. p. 535. sequ. Iiecepta communiter *associationis* lex, quae tam indeterminata est, vt fere non possit *lex* dici, quam nouas ab hisce observatis determinationes acceperit, infra apparebit.

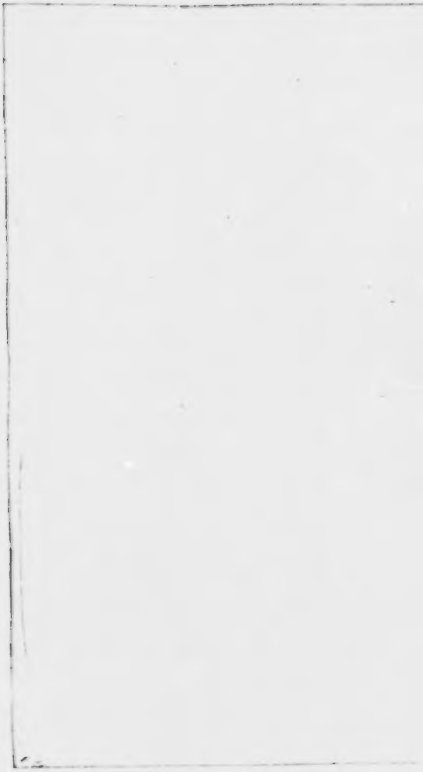
aliquoties recte intraris; et quae sunt permultae istiusmodi allucinationes aliae, hominum vni magis quam alteri sollemnes: ea omnia, qui fiant, facile iam perspicitur.

Generatim, si actionem aliquam pluries certo quodam modo perfecisti, postque tibi proponas alio eam agere modo; ni attentio propositum hoc comitetur, sed alio pergat: perfici abs te videbis actionem illam eodem, quo alias perfecta fuit, modo: praepollebit nempe ei, quod solum cogitatum semel fuit, id quod pluries et cogitatum et actum; etiamsi *nuperius* illud, quam hoc, animo praesens fuerit. Atque si ordine edendas aliam post aliam cogites aliquot actiones; vbi attentio ad sequentes procedat, nec respiciat priores: harum praepostere secundam pro prima edi abs te videbis; quoniam ei, quod anterius cogitatum est, — vigore cogitationis, ceterisque positis iisdem, — praepollet id, quod nuperius est cogitatum.

Absoluimus, quam nobis proposueramus, commemoratorum in introductione phaenomenorum explicationem. Quod attinet ad methodum, hac in re serua-

tam, continue in animo habuimus illud NEWTONI effatum *): *Quidquid ex phaenomenis non deducitur*, hypothesis *vocanda est, et hypotheses seu metaphysicae, seu physicae, seu qualitatum occultarum, seu mechanicae in* philosophia experimentali *locum non habent. In hac philosophia propositiones deducuntur ex phaenomenis et redduntur generales per inductionem.*

*) In *phil. nat. princ. math.* scholio generali versus finem.



Beilage.

Bemerkungen über die Urſachen,

welche

das Einverſtändniß über die erſten Gründe der praktiſchen Philoſophie erſchweren.

Von Herbart.

Bemerkungen

über

die Urſachen, welche das Einverſtändniß über die erſten Gründe der praktiſchen Philoſophie erſchweren.

Quaerendi defatigatio turpis est, cum id, quod quaeritur, sit pulcherrimum.

Dieſes treffliche Wort des Cicero, womit unlängſt ein geiſtreicher Schriftſteller ſein Werk über die praktiſche Philoſophie eröffnete, möchte man dahin ergänzen, daß eine Unterſuchung, deren Gegenſtand zu den klärſten, ja zu den unmittelbar-Gewiſſen gehören muß, das Gefühl der Ermüdung gar nicht ſollte entſtehn laſſen, und daß, wenn dieß gleichwohl geſchieht,

es nur schwierig ist zu begreifen, worin die Schwierigkeiten liegen mögen. Den Anspruch macht Jeder, und es ergeht auch an Jeden der Anspruch, daß ihm die Beurtheilung des Löblichen und Schändlichen nicht fehle; und wenn im Leben, im Handeln, diese Beurtheilung durch Begierden und Affekten verdunkelt wird, so gehört doch nur die Herstellung der Besonnenheit dazu, damit vernommen werde, wie ein reines Gemüth, ein edler Charakter, sich aussprechen. Wenn aber dennoch das Sittliche in den Menschen nicht dazu kommt, eine so deutliche Sprache zu gewinnen, die Alle für die richtige erkennen; wenn seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden, ein offenbarer Zwiespalt der Meinungen hierüber besteht und fortdauert: so wird man erinnert an das radikale Böse, das, wie es nach Einigen den Willen ursprünglich verdirbt, so auch die Einsicht zu verfinstern, oder die Vernunft träge zu machen scheint.

Soviel Wahres wenigstens möchte daran seyn, daß irgend ein positives Princip im Spiel seyn muß, welches den an sich leichten Gegenstand herabdrückt in die Dunkelheit, und ihn in demselben Maaße tie-

ser verbirgt, wie die Anstalten und Zurüstungen weitläuftiger werden, durch welche man ihn ans Licht ziehen will.

Manche schon haben geklagt, man forsche zu tief. Die Klagenden hatten zwar nicht durch Erfindungen des Tiefsinns sich ausgezeichnet, aber ein richtiger sittlicher Blick wurde ihnen im Ganzen zugestanden. Und so möchte die, in jeder andern Beziehung thörichte Klage, in diesem Einen Punkte Grund haben, daß man dem Sittlichen Gründe unterlegen will, deren es nicht bedarf, von denen es nicht getragen wird, aus denen es sich nicht entwickeln läßt, aus denen hingegen, wenn Jemand durchaus das Entwickeln nicht lassen will, allerlei Bastarde hervorgehn, um die man sich ewig streiten kann, ohne der Wahrheit näher zu kommen.

Seit alten Zeiten hat man die Natur des Menschen, seit Spinoza sogar die Natur des Universums durchforschen wollen, um die Bestimmung des Menschen, das höchste Gut, den Ursprung der Tugend, die Regel der Pflicht zu finden. Hat die höchst bewegliche Natur des Menschen sich zur Bestätigung aller, auch der entgegengesetztesten, Meinungen gebrauchen lassen: so

iſt in der Spekulation über das Univerſum der moraliſche Sinn ganz und gar untergegangen, ſo daß Spinoza eben ſo naiv und ehrlich, als konſequent, bei dem Satze anlangt, die Gewalt ſey das Recht, und jeder dürfe, was er könne. Man ſollte meinen, ein ſolches Reſultat müſſe ein für allemal die Täuſchung, nach welcher das Reale mit dem Guten verwechſelt, und das Böſe als das Widerſpiel des Realen angeſehn wird, völlig aufdecken und vernichten. Aber Spinoza war in dem Zeitalter der „Aufklärung", oder vielmehr der Aufklärerei, zu Ehren gekommen; und man iſt inkonſequent genug, jenes Zeitalter zwar zu verdammen, aber dem Spinoza dennoch eine Auktorität einzuräumen, die er ſelbſt damals nicht hatte, und die er bei jedem Leſer ſeiner Ethik ſchon durch die erſten falſchen Axiomen und grundloſen Definitionen ſollte verſcherzt haben.

Der ehrwürdige Mann, deſſen Schriften dieſer Aufſatz wird beigelegt werden, beſchäftigt ſeine Leſer fortdauernd mit den Thatſachen der Billigung und Mißbilligung; und er kann dadurch denjenigen, die ſich aufmerkſam dieſer Beſchäftigung hingeben wollen, trefflich helfen, um ſich

von jener, allzusehr gangbar gewordenen, unrichtigen Vorstellungsart zu entwöhnen. Dennoch ist auch bei ihm jenes positiv hindernde Princip nicht ganz unwürksam. Auch er wendet sich wiederholt zu der Frage: was eigentlich das Billigen und Mißbilligen in uns seyn möge, und bemerkt nicht genug, daß, einerseits, in der Moralphilosophie alles darauf ankommt, das Gebilligte und Gemißbilligte genau zu bestimmen; andrerseits, der Aktus des Billigens und Mißbilligens seine Erklärung, die rein theoretisch seyn muß, nimmermehr außer dem Zusammenhange der ganzen Metaphysik finden kann; weil er die eigne Natur unsres Gemüths betrifft, in welcher er keinesweges allein steht, und aus welcher er nur durch eine Abstraktion herausgehoben werden kann, die gar keine reale Gültigkeit hat.

Hieraus entspringt eine doppelte Vorschnelligkeit; die leider! seit langer Zeit ganz gemein geworden ist. Erstlich die Unachtsamkeit auf die mannichfaltige Verschiedenheit der billigenden und mißbilligenden Betrachtung; wobei man sich mit der Aussonderung des, noch dazu übel-bestimmten, Rechtsbegriffes begnügt; anstatt daß, wenn

man einmal sondern will, der Glieder viel mehrere werden; auch der Rechtsbegriff selbst völlig unabhängig auftreten muß, und gar nicht mit der übrigen sogenannten Moral auf ein einziges Princip zurückgeführt werden kann. Zweitens, das vorschnelle Zerhauen aller Knoten durch die transscendentale Freiheit, mit der man gleichwohl die Unwissenheit in theoretischer Hinsicht weder eingesteht, noch bedeckt. Ein reines Geständniß der Unwissenheit würde so lauten: „Wir wissen gar nicht zu erklären, wie es zugeht, daß wir billigen und mißbilligen; wir wissen eben so wenig die Kraft oder die Schwäche unsres Willens, der jener Beurtheilung Folge leisten soll, zu ermessen, und sie weder als eine endliche, noch als eine unendliche Kraft zu bestimmen; wir wissen lediglich dieses, daß es sich gebührt, jederzeit die ganze Aufmerksamkeit, der wir mächtig werden können, der Beachtung des Gebilligten und Gemißbilligten zu widmen." Um aber diese Unwissenheit zu bedecken und zu bemänteln, müßte man wenigstens mit einigem Schein von Präcision angeben, wie denn die Freiheit in der Mitte der übrigen, psychologisch zu bestimmenden, Gemüthszu-

stände hervortrete; eine Angabe, deren geringster Versuch schon eine Inkonsequenz in dem Kantischen System seyn würde, durch welches das Vorurtheil von der transscendentalen Freiheit wieder in Gang gekommen ist.

In meinem Versuch über die allgemeine praktische Philosophie habe ich die erstere Art der Vorschnelligkeit zu verbessern gesucht. Es scheint noch nicht Zeit, dem, was dort ohnehin deutlich genug entwickelt ist, schon jetzt Erläuterungen nachsenden zu wollen. In einer neuern, mit Beifall aufgenommenen, Schrift, den Ideen über die Rechtslehre, von Henrici, welche eine Fülle von Literaturkenntnissen überreichlich dokumentirt, stehen die vollkommnen und unvollkommnen Pflichten, die unveräußerlichen Menschengüter u. dergl. noch so nahe an ihrer alten Stelle, daß für mich nichts übrig bleibt, als diese Schrift wie eine vor der meinigen herausgegebene anzusehn. Ueberdem, der Satz: „Wenn ein gewisser Zweck nach einem absoluten Gebote der Vernunft erreicht werden soll, so muß er auch erreicht werden können; das Gegentheil wäre ein offenbarer Widerspruch:" — die-

ſer Satz beweiſt, daß der Verfaſſer auf einem Standpunkte ſteht, wo zwar viel Geſellſchaft iſt, wo er aber, nach meinen Grundſätzen, nicht hätte ſtehen ſollen, indem die praktiſche Philoſophie überall nicht von abſoluten Geboten anfängt; und daher auch um das Können ſich urſprünglich gar nicht bekümmert. Schleiermachers Kritik der Sittenlehre hätte ſchon warnen ſollen, ſich in der Wahl des Standpunkts nicht zu übereilen. — Eine andre, der meinigen gleichzeitige, Schrift, das Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, von Herrn v. Haller, trägt an der Spitze das prächtige Motto: Quod manet infectum, nisi tu confeceris, ipse mandatum a summo tu tibi crede deo. Ich überſetze mir dieß in: noli me tangere; und das um ſo lieber, da der Verfaſſer ſo ſtark im Behaupten iſt, daß er zum Unterſuchen nicht kommt; daher die Philoſophie ſich wohl kaum die Ehre wird anmaaßen dürfen, dieſes Werk zu ihrer Literatur zu zählen.

Einiger andern, mir bekannt gewordenen neuern Schriften, erwähne ich um ſo weniger, weil die Vermengung der Ethik mit der theoretiſchen Unterſuchung über die Mög-

Möglichkeit des ſittlichen Bewußtſeyns ihnen gemein iſt, ſo daß die Erinnerungen dagegen vielmehr gegen die älteren Hauptſchriftſteller müſſen gerichtet werden, von denen dieſe Vermengung herſtammt.

Aber vor allem tiefern Eingehn auf die Lehre von der transſcendentalen Freiheit, dieſem Mittelpunkte der mannichfaltigſten Verblendungen, finde hier eine vortreffliche Stelle von Schleiermacher Platz, welche eindringender vielleicht und konzentrirter, als ich es vermöchte, die Leſer warnen wird, bei der Unterſuchung über die Grundlage der praktiſchen Philoſophie ſich nicht ihrer Anhänglichkeit an den Freiheitsbegriff hinzugeben. „Es liegt dieſer Begriff gar nicht innerhalb des abgeſteckten „Gebiets. Denn Keiner, er bejahe ihn „nun oder verneine, wird behaupten, daß, „wenn ſeine Ueberzeugung hievon ſich änderte, er dann Anderes für gut und Anderes für böſe halten würde, als zuvor. „Wofern nicht Jemand im Eifer ſagen „möchte, er würde dann gar keinen Unterſchied annehmen zwiſchen böſe und gut; „welches jedoch hieße, die menſchliche Natur weniger dem Ideal unterwerfen, als „irgend einen Theil der körperlichen. Denn

„von dieser sind wir überzeugt, daß Alles „in ihr nothwendig erfolgt; wer aber „macht nicht, den Begriff des Ideals an„wendend, dennoch einen Unterschied der „Vollkommenheit und Unvollkommenheit, „oder Schönheit und Häßlichkeit zwischen „den verschiedenen Naturen sowohl, als „auch den einzelnen von gleicher Natur? „So auch giebt es über die künstlerischen „Handlungen des Menschen und das Ge„lingen derselben ein System der Beur„theilung nach dem Ideale, ohne daß Je„mals die Frage in Anregung käme, ob „auch der Künstler Freiheit gehabt, an„ders und besser zu können." *)

Diese Stelle sey zugleich meine Aegide, wenn selbst Hr. Schleiermacher es mir verdenken sollte, die praktische Philosophie auf einen Boden gebaut zu haben, von dem ich behaupte, er liege in dem Gebiet der Aesthetik. Zwar könnte ich, nachgiebiger als ich es war gegen die Vorurtheile der Zeit, diesen Ort meines Bodens ganz verschwiegen haben. Denn auf der Nachbarschaft dessen, was den schönen Künsten ihren Gehalt und ihre Natur bestimmt,

*) Kritik der Sittenlehre, S. 10.

beruht nicht im geringſten die Gewißheit der urſprünglichen ſittlichen Urtheile; vielmehr liegen auf dem ganzen äſthetiſchen Gebiete die Principien nur neben einander, ohne alle tranſcendentale Deduktion von einem gemeinſamen Princip; und zu einem „Syſtem der Beurtheilung nach dem Ideale", ſind ſie keinesweges von ſelbſt verbunden, ſondern erſt die hinzutretende Reflexion, indem ſie den mehrern Ausſprüchen des Beifalls und Mißfallens die, allen zugleich entſprechende, praktiſche Weiſung abzugewinnen ſucht, bildet zuförderſt, aus der Zuſammenfaſſung der Ideen, das Ideal; und hält alsdann das Ideal an die Werke und Thaten der Menſchen. So läßt ſich das Ideal der Tugend oder des Weiſen in ſeinen weſentlichen Zügen durch die praktiſchen Ideen genau beſtimmen; und eben ſo würde das Ideal des Dichters, des Bildners, des Muſikers u. ſ. w. zu Stande kommen, wären nur die übrigen Theile des äſthetiſchen Bodens genugſam kultivirt, damit man die urſprünglichen poetiſchen, plaſtiſchen, muſikaliſchen Ideen (nicht Phantaſien und Einfälle, ſondern Muſterbegriffe, in Hinſicht deren ſelbſt die, am weiteſten gediehene, muſika-

liſche Grundlehre nicht vollſtändig iſt) deutlich und beſtimmt angeben könnte. Dieſe Analogie noch weiter verfolgend, würden wir auch finden, daß, wie zwar die Tugend, aber nicht die Pflichtenlehre ſich genau und ſcharf beſtimmen läßt, alſo und aus ähnlichen Gründen zwar die Ideale der verſchiedenen Künſtler, aber dennoch keine präciſe Kunſtlehren möglich ſeyen, ſondern, wie im Leben, ſo im Dichten, — oder, wenn man lieber will, wie im Dichten, ſo im Leben und ſeinem Handeln und Leiden, dem Kunſtſinne mehr als der Lehre müſſe vertraut werden, jedoch erſt, nachdem dieſer Kunſtſinn ſelbſt, durch die völlig feſten und ſcharf bezeichneten Grundideen, gehörig ſey gebildet worden. Das Letztgeſagte bewährt ſich nicht bloß durch das vergebliche Regeln des Geſchmacks in einer ſteifen Poetik; nicht bloß durch das vergebliche Moraliſiren in Gemeinſprüchen, die bei der Anwendung immer zu weit oder zu eng befunden werden: es bewährt ſich eben ſo in den vergeblichen Verſuchen der Naturrechte und der ſogenannten reinen Staats- und Verfaſſungs-Lehren, nach denen niemals auch der wohlmeinendſte Politiker und Geſetzgeber ſich beſtimmt wird richten

können. Auch in dieser Sphäre läßt sich zwar das Ideal der Tugend, das heißt hier, der Gesellschaft, sofern sie, als Eine moralische Person, den Weisen darstellt, genau verzeichnen; ja ich halte dieß für einen der leichtesten Theile der praktischen Philosophie (nehmlich nachdem die Grund-Ideen schon gewonnen sind), und ich glaube, die sämmtlichen Grundzüge dieser Gesellschafts-Tugend in meiner praktischen Philosophie, unter dem Namen der abgeleiteten Ideen, deutlich hingestellt zu haben. Aber die Pflichtenlehre des Staats, wie des Menschen, wie des Dichters als solchen, wie jedes Künstlers, — geht ins Unendliche und ins Unbestimmte, wegen der im Allgemeinen durchaus nicht erst aufzufassenden, sondern der Empirie und ihren Wahrscheinlichkeiten und Veränderungen zu überlassenden, Subsumtionen, welche jede Pflichtenlehre und jede Kunstlehre nur in komparativer Allgemeinheit, und um die Anwendung der Principien durch eine Vorarbeit einigermaaßen zu erleichtern, wird behandeln können.

Der natur- und staatsrechtlichen Gegenstände in der Reihe dieser Analogien gelegentlich zu erwähnen, habe ich um so

weniger unterlassen wollen, da selbst Herr Schelling, in einer Sprache, wie man sie sonst von sorglichen Alten zu hören pflegt, die sich in das befremdliche Aussehen einer Neuerung gar nicht zu finden wissen, — die wohlbekannten und wohlbeherzigten Klagen Kants über das „lieber edel als gerecht seyn", gemeint hat gegen mich erneuern zu müssen *). In die Vorwürfe dieses Mannes, die ich weiter gar nicht zu beantworten nöthig finde, werde ich übrigens wohl unvermeidlich immer tiefer hineingerathen müssen. Seine Abhandlung über die Freiheit liegt dießmal so geradezu in meinem Wege, daß man wenigstens die Kenntniß und die Erwähnung derselben von mir fordern wird. Daher bin ich genöthigt, zuförderst zu bekennen, daß der schlangenförmige, oft apokalyptische Styl, welcher mehr behaglich als kunstreich sich nach allen Seiten dehnt, einen geduldigern Leser voraussetzt, als derjenige seyn möchte, der, mit eignen Untersuchungen beschäftigt, wenn er sich auf fremde Gedanken einläßt, wenigstens gerade zum

* Schelling's philosoph. Schriften. 1ter Band, S. 479.

Ziel geführt seyn will. Dessen ungeachtet habe ich die ermähnte Abhandlung in so weit mit Aufmerksamkeit gelesen, daß ich mich überzeugen konnte, das Gute des Hrn. Schelling sey nicht gut, das Böse nicht bös *), das Seyn kein Seyn, und

*) Das Wiederlassen des Grundes (S. 474) ist, nach Hrn. Sch., die Zulassung des Böse. Ich sehe hieraus, wie sehr ich unrecht hatte, in meiner Abhandlung über philosoph. Studium (S. 62), in der angenommenen Person des Schellingianers, das Gute aus dem Mark, das Böse aus der Rinde kommen zu lassen. Aber wer konnte auch denken, daß das Innerste und Tiefste, der Grund der Existenz, Böses stiften, daß die Welt in Grund und Boden verdorben seyn solle! Jedoch, dem sey alles so! Nur mit dieser Umkehrung wird ungekehrt auch meine Frage sich nun so stellen: „warum „denn, warum und worin ist das Wasen aus „der Rinde besser, als das aus dem Mark?“ Da ich auf die Antwort des Herrn Schelling zu lange würde warten müssen, so setze ich den ganz offenbaren Aufschluß gleich selbst her. Schelling faßt seine Gottheit gleich Anfangs, unverständlich und unsystematisch, in einer nicht bloß theoretischen, sondern zugleich, wiewohl auf höchst fehlerhafte Weise, in einer ästhetischen Ansicht. Er ahndet die Idee des Wohlwollens; nennt das Geahndete Liebe; hält diese Ahndung einer einzigen unter den prakti-

der Grund kein Grund. An dem Ungrunde würde ich mich halten: dieser tritt wenigstens Anfangs wie ein tüchtiges Wesen auf, das eine absolute Position vertrage, und nicht, wie das vermeinte Seyn und der vermeinte Grund, durch eine Zirkel-Bedingtheit zu Nichts werde. Aber es offenbart sich nur zu bald, daß auch in diesem Ungrunde das radikale Böse aller falschen Metaphysik, — welches Hr. Schelling, wenn er die Eleaten und Platon verstanden hätte, würde vermieden haben, — nehmlich das Davonlaufen und sich selbst nicht gleich seyn, — tief darin steckt; und das genannte Wesen zum Tragen der Erscheinungen eben so unfähig macht, als das Erste Beste unter den sinnlichen Dingen. Denn dieser Ungrund kann kein ταυτον seyn, ohne ein ἑτερον, er

schen Ideen für das Ganze des Sittlichen; legt dieses vermeinte Ganze in die Bestimmung der Gottheit, als des Urwesens; und so kommt durch die erschlichenen äußerlichen Prädikate ein praktischer Sinn in die, an sich rein theoretischen, übrigens metaphysisch unerreichlichen, Gegensätze von dem Erklärenden und dem Grunde. Aehnlicher Unterschleif ist in allen ähnlichen Täuschungen.

kann, nach Hrn. Schellings eigner Beichte, nicht anders seyn, als indem er (S. 499) in zwei gleich ewige Anfänge aus einander geht, — der Ungrund theilt sich, nur damit die Zwei durch Liebe Eins werden. Aus einander! Theilung! Absicht! Seltsam, daß Hr. Sch., sonst Meister der Worte, hier nicht einmal in den Ausdrücken dieses ἕτερον zu verstecken weiß; welches jene braven Alten so vollkommen als das Widerspiel des reinen Denkens erkannten, daß sie, um nur diesem zu entgehen, die ganze Natur zum Opfer brachten. Aber freilich, Hr. Sch. studirt Platons Lehre noch immer im Timäus, diesem Angebäude der Republik, dessen luftige Komposition sich im mythischen Spiel, so wie in ernsten und offenen Bekenntnissen — für die Ausleger vergebens zu Tage legt! So steht denn auch derselbe Philosoph noch immer zwischen Platon, Spinoza, Leibnitz, Kant, Fichte; diesen so, jenen anders zurechtrückend, anstatt aus den Durchgängen ihrer Systeme hervorzutreten, und neues Land zu gewinnen; ja wir finden sogar Hrn. Niethammers Karrikatur des Philanthropinismus neben dem, durch Fichte's Fehlschluß aus

dem Ich erzeugten, realen Selbstbestimmen und Urwollen, und neben Kants intelligibler That; welche letztere eigentlich den Hauptinhalt der ganzen Abhandlung hergeliehen hat.

Suchen wir demnach die intelligible That bei Kant auf. Dort steht sie an ihrer ursprünglichen Stelle, und man kann begreifen, aus welchem philosophischen Bedürfniß die Annahme derselben hervorging.

Ehe ich aber gegen Kant ein Wort weiter vorbringe: gebührt sichs, anzuerkennen, daß der wichtigste Theil der Reform, welche die Sittenlehre treffen mußte, durch ihn vollbracht ist. Die Aufhebung der Glückseligkeitslehre war ein unendlich größeres Verdienst, als daß der Nachtheil, welchen die transscendentale Freiheitslehre gestiftet hat, dagegen in Rechnung kommen könnte. Jenes war im eigentlichsten Sinne ein Verdienst um die Welt; dieses ist nur eine Zögerung, wodurch die Metaphysik und einige specielle Theile der praktischen Philosophie aufgehalten werden können. Da aber Kant das größte Verdienst vorweggenommen hat, wird die nachkommende Zeit doch wenigstens nicht zu träge seyn

müſſen, den Reſt der Arbeit mit Ernſt anzugreifen.

Die Kritik der praktiſchen Vernunft beginnt mit der Definition: „Praktiſche Grundſätze ſind Sätze, welche eine allgemeine Beſtimmung des Willens enthalten, die mehrere praktiſche Regeln unter ſich hat.“ Obgleich dergleichen Nominal-Definitionen nicht eher etwas bedeuten, bis ſie durch Nachweiſung der Erkenntnißquelle, aus der ihre Gültigkeit ſich ergiebt, realiſirt werden: ſo ſind ſie doch ſehr charakteriſtiſch für die erſten Vorausſetzungen, welche der Autor nicht nur ſelbſt gemacht hat, ſondern welche er auch ſeinen Leſern unmittelbar zumuthet. Kant ging ſtillſchweigend von der Annahme aus, die Moral müſſe auf den Pflichtbegriff gebaut werden. Es ſcheint nach allem, daß er hierin unfreiwillig zu Werke ging. Freilich war damals Schleiermachers Kritik der Sittenlehre noch nicht geſchrieben, die ſo trefflich beiträgt, ihrem Leſer eine *freie* Wahl (ich bediene mich abſichtlich dieſes Ausdrucks) in Hinſicht des Standpunkts der praktiſchen Philoſophie zu eröffnen.

Nun kann der Pflichtbegriff gar nicht als der Erſte hervortreten, auf welchen

dieſe Wiſſenſchaft ſich ſtütze. Sollte er es, ſo müßte eine unmittelbare Gewißheit von der Gültigkeit eines urſprünglichen Gebots vorhanden ſeyn. Eine ſolche kann es nicht geben. Denn Gebieten iſt Wollen; und ſollte ein Gebot, als ſolches, urſprüngliche Gültigkeit beſitzen, ſo müßte ein Wollen, als ſolches, einen Vorrang vor anderem Wollen haben, das jenem unterworfen werden ſoll. Aber als Wollen iſt jedes Wollen dem andern gleich. Folglich als Wollen hat kein Wollen irgend einen Vorrang vor anderem Wollen. Folglich als Gebot kann kein Gebot urſprünglich gültig gebieten. Folglich als Gebotenes kann kein Gebotenes urſprünglich Pflicht ſeyn. Und deshalb iſt der Pflichtbegriff ein abgeleiteter, der in die eigentliche Grundlegung der praktiſchen Philoſophie gar nicht gehört.

Daraus folgt nun zwar ſogleich — wenn man ſich nicht etwa einbildet, aus theoretiſchen Sätzen praktiſche machen zu können — daß ein willenloſes Vorziehn und Verwerfen dasjenige ſeyn muß, von welchem die Autorität über allem Wollen herrühre; welches eben der wahre Begriff der äſthetiſchen Urtheile iſt. Indeſſen gehn

wir an dieſem Punkte hier vorbei, weil es nicht nöthig iſt, zu wiederholen, was ſchon anderwärts ſo geſagt iſt, wie es geſagt werden ſollte.

Wir haben hier zu überlegen, was daraus entſtehn müſſe, wenn Jemand den Pflichtbegriff als Grundgedanken der Ethik genau verfolge.

Ein ſolcher muß ein urſprüngliches Gebot, — einen kategoriſchen Imperativ — annehmen. Demnach ein urſprüngliches Gebieten. Den Vorrang dieſes Gebietens vor allem andern Wollen kann er nun zwar gar nicht nachweiſen, ſondern hier muß ein richtiges Gefühl, das im Syſtem keinen Platz hat, unbewußt hinzutreten, um die Auktorität, die in den Begriffen nicht liegt, zu ergänzen. Eben damit wird denn aber die Unrichtigkeit verdeckt. Und nun kommt noch alles darauf an, das Faktum eines ſolchen urſprünglichen Gebietens über allen Zweifel zu erheben.

Es iſt alſo nun ein, zwar nicht natürliches, aber gemachtes philoſophiſches Bedürfniß vorhanden, ein uranfängliches Wollen, das die Feſtigkeit eines Princips habe, keineswegs aber, wie alle Begierden, von zufälligen Aufregungen durch zeitliche

Erscheinungen abhänge, zu behaupten und zu rechtfertigen. Ein solches Wollen muß aus allen Zeitverhältnissen hinausgerückt werden. Insofern ist es frei von aller Kausalität in der Sinnenwelt. Ist nun ein solches Wollen rein; so haben wir das ursprüngliche Gute; woraus in der Sinnenwelt nur lauter richtige Erscheinungen entspringen könnten. Zeigt sich aber in der Sinnenwelt das Gewissen mit den Handlungen im Streit: so kann nur eine ursprüngliche Verunreinigung des uranfänglichen Wollens angenommen werden. Da dieses Wollen, über alle Kausalität in der Sinnenwelt hinausgerückt, (indem von intelligibler Kausalität in der Kantischen Lehre keine Rede seyn darf,) nur von sich selbst abhängt, so muß jene Verunreinigung, sowohl insofern sie geschieht, als insofern sie unterlassen wird, eine intelligible That seyn, von der das Sinnenleben nur Ein Phänomen seyn kann. (Kritik der pract. V. S. 177.)

So hängt die transscendentale Freiheitslehre an dem Pflichtbegriff, als Princip der Ethik betrachtet. Wird nun mit Kantischem Ernst und Kantischer Auktorität für diese Lehre gestritten: so ists kein

Wunder; wenn man bald nicht mehr begreift, wie doch ein Leibnitz — der sonst nicht als ein ruchloser Läugner des Sittlichen bekannt ist, — sich mit einer andern Freiheit habe behelfen können, die, nach Kants derbem Ausdruck, nicht besser als die Freiheit eines Bratenwenders seyn würde. — Um diese Täuschung zu vollenden, war es nicht nöthig, daß eben zu der Zeit, wo die transscendentale Freiheitslehre sich in den Köpfen festsetzte, auch eine politische Revolution im Umschwunge seyn mußte, wodurch Freiheit das Losungswort der Menge wurde. —

Damit aber die transscendentale Freiheitslehre wieder falle: sollte billig auch nichts anders nöthig seyn, als die wenigen Worte, welche hinreichen können zu der Nachweisung, daß der Pflichtbegriff nicht der Erste seyn kann, und daß nicht durch ihn das unmittelbar-Gewisse der Ethik bestehe.

Hat man einmal eingesehn, daß die Auktorität über allem Wollen nur von einem willenlosen Vorziehn und Verwerfen herrühren könne (wobei der für Viele so anstößige Name der ästhetischen Urtheile immerhin bei Seite gesetzt werden mag):

so kommt auf ein uranfängliches Wollen gar nichts mehr an. Das uranfängliche Wollen würde jener Auktorität eben so gut unterworfen seyn, als jedes andre Wollen. Man würde auch bei ihm fragen, ist es ein gutes, ist es ein böses Wollen? — Findet sich würklich ein, über unserer Sinnenwelt erhabenes, gutes Wollen; so ist dieß die Gottheit, und wir haben das Princip der Religion. Aber dieß Princip der Religion kann von uns als solches nur erst anerkannt werden, unter Voraussetzung jenes willenlosen Vorziehens und Verwerfens; welches zum Maaßstabe dient, ob wir uns Gott, oder den Teufel, oder ein solches gleichgültiges Mittelwesen, wie Spinoza's absolute Substanz und Schelling's Ungrund sammt dem Grunde und dem Existirenden, vorgestellt haben.

Indem nun jenes gemachte philosophische Bedürfniß verschwindet, tritt dagegen ein anderes hervor; dieses, dem willenlosen Vorziehn und Verwerfen seine Auktorität zu sichern. Dieses ist zwar an sich sehr leicht; denn die Auktorität ist in jedes Menschen Brust vorhanden, die sämmtlichen praktischen Urtheile werden alle Tage unzähligemal würklich gefället; und

es

es braucht nur ein bischen Besonnenheit, und Fähigkeit, eine Gedankenmasse aus einander zu legen, um sie systematisch aufzustellen. Ich hatte Jahre gebraucht, um den Standpunkt der sittlichen Beurtheilung im Allgemeinen zu finden; da ich aber im Jahre 1803 die Untersuchung auf diesem Standpunkte würklich angriff, reichten ein paar Wochen hin, um gleichsam zu finden, was vor mir lag, und den ganzen Umriß der Wissenschaft so weit zu verzeichnen, daß in der Folge nur einzelne Berichtigungen und Ausführungen nöthig und möglich gefunden wurden. — Soll aber dieses willenlose Vorziehn und Verwerfen sogleich auch als ästhetisches Urtheilen an seinen rechten Platz gestellt werden, so ists freilich ein übler Umstand, daß die bisherige Aesthetik, die sogar noch gemeinhin mit ihrem angewandten Theile, der Kunstlehre, pflegt verwechselt zu werden, keine Autorität hat, wenigstens keine solche, die sich mit der Festigkeit der moralischen und rechtlichen Grundsätze messen könnte. Wer nun eine praktische Philosophie, auf ästhetische Principien gebaut, für eine Einleitung der Rechts- und Sittenlehre in die Form heutiger sogenannter Aesthetik hielte: der

wäre freilich in dem allerseltsamsten, und gar sehr zu bedauernden Mißverständnisse befangen. —

Aber der eigentliche Boden, in welchem alle Mißverständnisse sich befestigen, ist der der Metaphysik. Diese Wissenschaft muß von allen Irrthümern leiden, die in irgend einem Fache ausgesonnen werden, damit dieselben systematisch auftreten, und Principien zu besitzen vorgeben können. Die bittersten Verächter der Metaphysik haben gewöhnlich eine doppelte falsche Metaphysik im Kopfe, neben einer, die sie bestreiten, noch eine andre, von der sie zum Streite die Waffen holen. Wenn nun leicht Jeder sich zu jedem Lieblingsvorurtheil etwas Metaphysisches aussinnt, woran er es lehnen könne: wie sollte nicht die ganze Metaphysik es empfinden müssen, wenn die Pflicht selbst, nachdem sie als Grundgedanke der Sittenlehre ist aufgestellt worden, mit ihren Forderungen zu der Metaphysik hintritt, nichts anders fordernd, als das ohnehin so theure Kleinod, die Freiheit! — Leider, die Metaphysik war bisher nicht stark genug, um einer solchen Forderung mit irgend einem Erfolge wi-derstehen zu können. Um die schwere Ar-

heit, der ächten Metaphyſik mehr Kraft zu geben, einigermaaßen zu erleichtern, dazu hat es räthlich geſchienen, mit der Berichtigung der praktiſchen Philoſophie zu beginnen, damit die, auf jener drückende, Laſt der falſchen Freiheitslehre, um etwas gelichtet werden möchte. Gleichwohl kann es nicht verkannt werden, daß die größten Anſtrengungen auf die Metaphyſik ſelbſt gerichtet werden müſſen, nicht bloß um ſie zu finden, ſondern auch um ſie darzuſtellen; und nicht bloß um in ihr ſelbſt Licht zu ſchaffen, ſondern auch um die Irrthümer andrer Wiſſenſchaften, welche in ihrem Lande gewurzelt haben, hinwegzuſchaffen. Mögen alſo die praktiſchen Urtheile für ſich ſelbſt ſprechen oder nicht; mögen ſie früh oder ſpät ihren äſthetiſchen Charakter jedem Auge offenbaren: wir wenden uns jetzt vorzugsweiſe zu den metaphyſiſchen Beſtimmungen der Freiheit, und ſuchen dieſelben kürzlich auf bei Kant, Fichte, Kraus, Jakobi, und Leibnitz; mit denen des letztern aber werde ich die meinigen am leichteſten vergleichen können.

Sowohl bei Kant, als bei Fichte, trafen ſpekulative Bedürfniſſe, nach der beſondern Richtung, die ſie bei jedem dieſer

Männer angenommen hatten, mit dem praktiſchen Bedürfniß der Freiheit zuſammen. Kant mußte auf ſeinem Wege die Antinomie des Mechanismus auflöſen, die ihm, nach ſeiner einmal gefaßten Anſicht, nur in dem Begriff der Zeitreihe dieſes Mechanismus zu liegen ſchien, ſo daß der eigentliche nexus causalis, das Eingreifen von A in B, dabei kaum in Betracht kam. So ſchien denn auch alles gelöſ't, nachdem nur die Zeitbedingungen fortgeſchafft waren; und wie vorhin der Akt des Würkens, ſo blieb auch jetzt der Akt der Selbſtbeſtimmung, in jener intelligibeln That der Freiheit, faſt unbeachtet. Ja wir leſen oft bei Kant, die Freiheit ſey unbegreiflich, und es fehlt nicht viel, ſo möchte es uns gar verboten werden, dieſe Unbegreiflichkeit näher zu beleuchten. Gleichwohl gehört es zu den allererſten Anfängen und Vorbereitungen auf alle Metaphyſik, zu überlegen, daß dieſelbe Antinomie, welche uns zwiſchen einem erſten Beweger und einer unendlichen Kauſalreihe in die Klemme bringt, ſich in dem Begriff der transſcendentalen Freiheit wiederfindet. Denn wie ſollen wir ſagen von dem abſoluten Akt der Selbſt-

bestimmung: er geschehe ohne Grund? oder er habe seinen Grund in einer vorauszusetzenden Selbstbestimmung? — In jenem Falle ist dieser grundlose Aktus ein reines absolutes Werden; eine Begebenheit, von der sich gerade auch das Gegentheil hätte zutragen können; und das Vernunftwesen, welches, man weiß schlechthin nicht wie, zu einem solchen Aktus kommt, da es eben so gut in jede entgegengesetzte intelligible That hätte hineingerathen können, ist gewiß, wenn diese That böse ist, nicht minder wegen dieses Unfalls ein Gegenstand des Bedauerns, als es beim strengsten Determinismus nur immer so scheinen mag. Hoffentlich also hat, damit für die Zurechnung doch etwas Scheinbares gewonnen werde, die intelligible That allerdings ihren Grund, und zwar einen rein-innern, in einer vorauszusetzenden Selbstbestimmung. Da wiederholt sich die Frage. Und die unaufhörlich erneuerte Wiederholung zeigt, daß der ganze Begriff der transscendentalen Freiheit sich vollständig in das Dilemma auflöst, welches auf der einen Seite durch absolutes Werden schreckt, das nicht besser ist als absoluter Zufall; auf der andern Seite aber nur den (von Zeit-

bedingungen nicht afficirten) Unbegriff unendlich vieler in einander enthaltener intelligibler Thaten übrig läßt, die, gleich Schatten, noch darauf warten, durch die, nimmer zu findende, erste Selbstbestimmung realisirt zu werden.

Die einzige Frage hiebei ist, wie diese so leicht zu machende Bemerkung sich scharfsinnigen Männern entweder verbergen? oder warum sie ihnen nicht gelten konnte? Kant scheint sie würklich nicht gesehen zu haben. Die allerwenigsten Menschen sind innerlich frei, wenn sie von der Freiheit sprechen; und wir thun wahrscheinlich auch den großen Kant nicht zu viel, wenn wir annehmen, er sey froh gewesen, sich durch die Antinomie des Mechanismus durchgearbeitet, und den Begriff, der ihm für die Sittlichkeit unentbehrlich schien, gerettet zu haben. Sagt uns doch auch Fichte in der Sittenlehre (S. 19) geradezu: ich will selbstständig seyn; darum halte ich mich dafür.

Aber bei Fichte'n ist noch ein andrer Grund im Spiele, der es nicht dazu kommen läßt, jenes Problem genau zu untersuchen. Es ist zwar nicht richtig, daß der Idealismus nothwendig mit der Freiheits-

lehre verbunden ſey. Vielmehr iſt es ein greiflicher logiſcher Fehler, wenn Fichte (S. 14 der Sittenlehre) erſt vom Ich, der Identität des Denkenden und Gedachten, übergeht zu dem weiteren Begriffe einer Identität des Handelnden und Behandelten, dann aber von dieſem zu einem andern, ihm untergeordneten, und jenem beigeordneten, dem der Identität eines realen Handelnden und Behandelten, oder der Selbſtbeſtimmung, des abſoluten Wollens. Hier werden ein paar coordinirte Begriffe verwechſelt, weil ſie einen gemeinſchaftlichen höhern haben; und bei der Gelegenheit bekommt zwar das Ich das ihm höchſt nöthige erſte Objekt, aber auf einem Schleifwege, der die ganze Unterſuchung von Anfang an verdirbt. — Obgleich es demnach nur eine Uebereilung iſt, welche die Freiheit in den Idealismus als einen Lehrſatz hineinträgt: ſo iſt dennoch eben ſo gewiß, daß es dem Idealiſten nicht einfallen kann, gegen die transſcendentale Freiheit aus der Schwierigkeit ihres Begriffs zu disputiren. Denn die Ichheit, das Palladium des Idealismus, iſt ſelbſt eine abſolute That, mit unendlichem Kreislauf des Seyn durchs Setzen,

und das Setzen durchs Seyn; und wer den größern Fehler begeht, dieses Ich für ein Absolutum, und für die zugleich reale und ideale Basis der Philosophie zu halten, der darf den kleinern, die transscendentale Freiheitslehre, nicht ahnden. Kein Wunder daher, wenn auch Schelling die Freiheitslehre als den Triumph des Idealismus ansieht. Die Dreistigkeit des Idealismus macht dreist für die Annahme der Freiheit; — die Widerlegung des Idealismus nimmt eben so dieselbe Freiheitslehre mit sich hinweg; und setzt den Verstand wieder in seine Rechte, welche beim Idealismus, und allem was ihm anhängt, nicht bestehen können, sondern den Ansprüchen einer hyperlogischen Vernunft unterliegen müssen.

Ueber die Widerlegung des Idealismus kann ich hier nur auf meine Metaphysik verweisen. Es ist Zeit, zurückzukehren zu der Lehre von Kraus, und zwar zu den eigensten Aeußerungen des Mannes, mit Hinweglassung dessen, was offenbar in Kants Geiste, und gleichsam in desselben Namen ist geschrieben worden.

„Wir vermögen," sagt Kraus, „unsre Begierden zu ändern, sie zu suspendiren

und zu prüfen. — Es giebt eine Nothwendigkeit, die mit der Selbstthätigkeit besteht, die ihr sogar beiwohnt. Denn das Selbstthätige braucht nicht das Gegentheil zu können, um selbstthätig zu seyn. Die mathematische und physische Nothwendigkeit hebt nicht die Selbstthätigkeit auf."

Vergleichen wir damit sogleich die Aussage des ehrwürdigen Jakobi. (Ueber die Lehre des Spinoza. S. XXXV.) „Ein durchaus vermitteltes Daseyn, eine ganz mechanische Handlung ist undenkbar. Eine reine Selbstthätigkeit muß dem Mechanismus überall zum Grunde liegen. Eine solche stellt sich unmittelbar im Bewußtseyn dar; und sie wird Freiheit genannt, sofern sie sich dem Mechanismus der Begierden entgegensetzen und ihn überwiegen kann."

Wer möchte diesen vortrefflichen Lehren, die im Wesentlichen vollkommen richtig sind, widerstreiten wollen? Nur ein wenig aufklären muß man sie vielleicht; und zu dem Ende zuerst bemerken, daß an transscendentale Freiheit in Kants Sinne bei diesen Aeußerungen von Kraus und Jakobi gar nicht gedacht werden kann.

Wer würde die Selbstthätigkeit läugnen? Jakobi sagt mit vollem Recht, sie liege dem Mechanismus überall zum Grunde. Aber dieser Satz ist denn auch so allgemein wahr, daß er alles Lebendige, Organische, Bewegliche, unter sich befaßt; und daß er namentlich, worauf es hier ankommt, auch von allen Begehrungen gilt, die eben auch nichts anders sind, als ächte Selbstthätigkeit der Seele; denn es ist rein unmöglich, daß irgend ein äußerer Gegenstand in die Seele dringen könne, um darin einen Sturm zu erregen, der fremd wäre, ja dessen Gewalt und Ungestüm nicht ganz und gar das eigne Leben der Seele selbst enthielte. Wir selbst sind in allem unserm Thun und Streben, in dem niedrigsten wie in dem höchsten; ja metaphysisch genommen, sind wir in jedem ganz; eben so ganz in dem schlechtesten, wie in dem besten, das wir vollbringen; und dieses bloß darum, weil gar keine Trennung und Theilung und Entfremdung unseres Wesens von sich selbst möglich ist. Der gesuchte Unterschied also zwischen der Thätigkeit im Sittlichen und der im Sinnlichen, ist hier gar nicht zu finden. Dennoch hat das Faktum, daß wir unsre Be-

gierden zu suspendiren, zu prüfen, und zu ändern vermögen, seine unbezweifelte Richtigkeit: und wenn zugegeben wird, das Selbstthätige, welches auf diese Weise wider seine eignen Begierden würkt, „brauche nicht das Gegentheil zu können, um selbstthätig zu seyn," wenn selbst die mathematische Nothwendigkeit in der jedesmaligen Richtung dieser Selbstthätigkeit eingeräumt wird: wogegen wäre dann noch zu streiten? Jedoch bleibt es uns dann noch überlassen, alle die Gegensätze aufzuklären, welche offenbar zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen bestehen. Wir werden zu diesem Ende allerdings einer ganz neuen Theorie der sogenannten bewegenden Kräfte bedürfen, um zuvörderst diese von aller höhern chemischen, organischen, vorstellenden Thätigkeit zu unterscheiden; wir werden alsdann suchen müssen, die Ausbildungsstufen, wodurch die vorstellenden Thätigkeiten sich über alle andre, so weit wir wahrnehmen können, erheben, in der Psychologie zu verzeichnen; wir werden auf diese Weise die Scheidung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen, dem Bewußtseyn gemäß, groß und weit genug machen; aber die Nothwendigkeit wird uns

nirgends verlassen, und ohne Selbstthätigkeit können wir das Werk nicht beginnen.

Verum quidem est, sagt Leibnitz *), animam hac dote materiae praestare, quod sit — αὐτοκίνητον; at si anima se ipsa activa est, ob id ipsum in se aliquid reperiat necesse est, per quod se ipsa determinet. Et quidem, secundum harmoniae praestabilitae systema, — ab omni aeternitate determinata erat ad agendum libere id ipsum, quod actura est in tempore, quo existet. — Hoc ipsum systema palam facit, veram et genuinam esse spontaneitatem nostram, nec tantum adparentem **).

Mit Uebergehung des Unterschiedes, den Leibnitz an andern Stellen zwischen Determination und Nothwendigkeit macht, um dem letztern hart klingenden Worte auszuweichen: können wir sogleich überlegen, was er unter Spontaneität verstehe, und was er zur Behauptung derselben durch das System der prästabilirten Harmonie gewonnen glaube?

*) op. Tom. I. pag. 353. ed. Dutens.

**) Ibid. p. 344.

Dieſes Syſtem ruht auf dem Hauptgedanken, deſſen nie eine geſunde Metaphyſik wird entbehren können, daß diejenige Entfremdung eines Weſens von ſich ſelbſt, vermöge deren es aus ſich ſelbſt eine Kraft *heraus* ſenden, oder auch, eine *äußere* Kraft *in ſich* nehmen ſoll, wie der rohe Mechanismus vorausſetzt, ſchlechterdings als undenkbar verworfen werden muß: woraus denn ſogleich folgt, daß jedes Weſen nur in ſich ſelbſt ſeyn und bleiben kann, was es iſt. Wie nun durch dieſen Gedanken die Annahme der Immanenz der Welt in Gott, oder idealiſtiſch, der Erſcheinungen im Ich, begünſtigt wird; und wie von den Meiſten in der Freude, *einer* Schwierigkeit entronnen zu ſeyn (der des influxus physicus), die neuen, eben ſo großen Schwierigkeiten, in die ſie ſich ſtürzen, überſehen zu werden pflegen: ſo meinte auch Leibnitz, er ſey berechtigt, der Seele ein principium mutationum internum beizulegen, vermöge deſſen ſie alle ihre Vorſtellungen aus ſich ſelbſt entwickele, und in der Tendenz zu dieſer Entwickelung zugleich ſtrebe und wolle. Er merkte nicht, ſo wenig wie die Gönner der Immanenz, daß die Syntheſis des ab-

ſoluten Seyn und abſoluten Werden, die hiebei unvermeidlich iſt, die allerärgſte Entfremdung eines Weſens von ſich ſelbſt in ſich ſchließt, und daß gerade im Gefäh! der Nothwendigkeit, dieſe zu vermeiden, der Cauſalbegriff zuerſt entſpringt, der, indem er die Schuld der Veränderung auf eine äußere Urſache ſchiebt, das Veränderte gleichſam reinigen will von der Selbſtentfremdung, und hiemit nur nicht völlig zu Stande kommt, ſo lange er nicht in der Metaphyſik gehörig ausgebildet wird. Wiewohl nun dieſes überſehen war: ſo kam doch der richtige Gedanke zu Stande: die Seele ſelbſt iſt in allen ihren Strebungen; entgegengeſetzt dem falſchen, als ob fremde Eindrücke in der Seele, wie eine Behauſung, ſich anſiedeln könnten. Und was glaubte nun Leibnitz hiemit für die Freiheitslehre gewonnen? Was konnte er gewinnen? Nichts anders, als daß man die Geſinnungen eines Menſchen zu ihm ſelbſt zählen, ſie ihm zurechnen müſſe, indem man ſie unmöglich als etwas von außen Hereingedrungenes anſehn könne. Keinesweges aber dieß, daß der Menſch habe anders wollen können; da vielmehr das innere Princip unſrer ſelbſt

ſich durchaus geſetzmäßig entwickelt; und eine Unbeſtimmtheit, die erſt durch intelligible That aufgehoben werden müßte, gar nicht vorhanden iſt. Alſo Leibnitz hatte genug in der Zurechnung zu uns ſelbſt: daran, daß wir ſelbſt in unſerm Wollen leben, und daß dieß Wollen, folglich wir ſelbſt, es ſind, worauf die ſittliche Beurtheilung trifft. Was kann man denn mehr verlangen? — Dieſes ohne Zweifel, daß nicht bloß wir ſelbſt, wie wir ſind, ſondern wir, wie wir uns machen, (durch die intelligible That) der ſittlichen Beurtheilung den Gegenſtand darbieten. Es iſt zwar ein wenig ſchwer, abzuſehn, was dabei die Zurechnung gewinne. Denn auch auf Leibnitzens Weiſe muß vollſtändig zu uns gerechnet werden, was wir fehlen, was wir rechtthun. Aber man will lieber zu einer That, die auch hätte anders geſchehn können, folglich zu uns, die wir auch hätten anders ſeyn können, das heißt, zu uns, die wir durch unſre That nicht einmal vollſtändig charakteriſirt ſind, unſre Thaten rechnen. Dabei verliert ſogar die Zurechnung, ſtatt zu gewinnen; denn es iſt nun nicht unſer ganzes Weſen, welches davon getroffen wird, ſondern nur die

Würklichkeit, welche wir aus unserer gesammten Möglichkeit hervorgenommen haben. Und eine Kleinigkeit vielleicht wird es scheinen, daß hier der metaphysische Unsinn entsteht, wir seyen selbst die Summa dessen, wozu wir durch unsre That uns machten, und dessen, was wir nicht sind, aber seyn konnten, indem auch die entgegenstehende That und Würklichkeit möglich war und ist (wegen der Abwesenheit aller Zeitverhältnisse). Endlich aber, warum will man lieber auf unser Thun, als geradehin auf uns selbst, das sittliche Urtheil beziehn? Um sagen zu können: es ist Eure Schuld, denn ihr konntet anders. Wessen Schuld denn eigentlich? denn wir sind nun einmal getheilt in Mögliches und Würkliches. Die Schuld des Schöpfungsaktes ohne Zweifel, durch welchen wir unsre eigne sittliche Würklichkeit erzeugen. Aber es ist vorhin nachgewiesen, daß man die Wahl hat, entweder diesen Schöpfungsakt als absolutes Werden, das heißt, als Zufall, der um so blinder seyn wird, je weniger bestimmende Kraft in den eingesehenen Motiven liegt, — oder als eine unendliche Reihe von in einander enthaltenen

neuen Schöpfungen, deren keine anfängt, folglich keine würklich erfolgt, anzusehn.

Wenn man nun dennoch nicht begreifen will, daß sich das vermeinte ursprüngliche Thun zuletzt doch wieder in ein bloßes Geschehen auflöst; wenn man dieß darum nicht begreifen will, um nicht das Entstehen des Sittlichen und Unsittlichen selbst als reinen Zufall ansehn zu müssen; — so giebt es dafür zwar keinen metaphysischen Grund, aber das ästhetische Princip, welches sich hier anmaaßt, eine theoretische Entscheidung abzugeben, liegt sonnenklar am Tage. Es ist nehmlich das erste unter den Grundverhältnissen der praktischen Philosophie, das der Harmonie zwischen Einsicht und Wille, welches ursprünglich gefällt, so wie sein Gegentheil mißfälle. Man hypostasirt dieses Verhältniß in der praktischen Vernunft, der man zugleich das Gesetz und die Freiheit beilegt, so daß, dem Gesetz gegenüber, die That sich entweder für, oder wider dasselbe entscheide. Hier genügt allerdings dem ästhetischen Verhältniß kein bloßes Seyn, sondern nur ein Thun; denn dasselbe besteht zwischen dem Wol-

ſen und der Einſicht. Wer nun nachweiſt, daß, ſelbſt wenn die transſcendentale Freiheit zugegeben würde, dennoch die intelligible That, eben ihrer reinen Zufälligkeit wegen, als bloßes Ereigniß, als Glück oder Unglück anzuſehen ſey, der ſcheint zu frevеln und zu läſtern, bloß darum, weil er die Elemente des äſthetiſchen Verhältniſſes aus einander rückt; da nun in derſelben Perſon die Einſicht und ihre Befolgung nur zufällig einander begegnen, aber auch getrennt ſeyn könnten, ohne daß die Perſon eine andre wäre.

Nein, wird man ſagen, die Perſönlichkeit, von der wir reden, hebt erſt an mit der intelligibeln That. Man muß dieſelbe denken als ſchon vollzogen, um die ſittliche Perſon zu haben. Da nun dieſe That der Zeit nicht unterworfen iſt, ſo laſſen ſich auch die Elemente jenes Verhältniſſes nicht mehr trennen; ſondern ſo wie Einſicht und Beſchluß einander nur gegenüber ſtehn, ſo bilden ſie die beſtändige Grundlage in der Sinnenwelt; und auf dieſe, ſo vorhandne Perſon beziehn wir das ganze ſinnliche Leben und Wandeln,

nicht aber auf jenes Unbeſtimmte, aus welchem die That ſich losriß, und das freilich, ſo wie das zufällige Losreißen und Hervortreten ſelbſt, keinen ſittlichen Charakter an ſich trägt.

Wer ſo ſpräche, der käme der Wahrheit nahe. Denn er geſtünde nun, daß nicht in dem Herausgehn aus der Unbeſtimmtheit, — jenem zufälligen Ereigniß, — nicht in uns, ſofern wir jener Unbeſtimmtheit, folglich der Zufälligkeit des Hervortretens aus ihr, noch unterworfen ſind, — demnach nicht in dem Anders-ſeyn-können, das heißt, nicht in der Freiheit, das Sittliche zu ſuchen iſt: ſondern in dem lebendigen Wollen ſelbſt, dem würklichen, ſchon vorhandnen, nach deſſen Urſprung nicht mehr gefragt wird, das aber für ſich ſelbſt, indem es unſrer Einſicht gemäß iſt oder nicht, unſre ſittliche Perſönlichkeit bezeichnet.

Wer nun ſo weit gekommen iſt: der gebe nur geradehin die transſcendentale Freiheit auf. Er verliert nichts mehr an ihr; ſobald er nur eine Theorie behaupten kann, die das Wollen als das eigne Leben

und Thun, in welchem wir ſelbſt uns offenbaren — desgleichen die Einſicht als das eigne Leben und Thun, in welchem wir ſelbſt leben und handeln, nachzuweiſen und zu bekräftigen vermag. Eine ſolche Theorie iſt nun die Leibnitziſche allerdings. Sie bleibt es aber noch, nachdem man ihren großen metaphyſiſchen Fehler verbeſſert, den der abſoluten Selbſtentwickelung.

Ich habe in der Metaphyſik die Theorie der zufälligen Anſichten aufgeſtellt. Von derſelben kann ich hier nur das Reſultat erwähnen, daß, wie bei Leibnitz, alle einfachen Weſen dem fremden Einfluß gleich unzugänglich ſind, daß aber, wider Leibnitzen, ſich auch kein Weſen von ſelbſt aus ſeiner einfachen Qualität zu einer innern Mannigfaltigkeit von Beſtimmungen entwickeln würde; daß vielmehr auf dem Zuſammen der mehrern und verſchiedenen Weſen die inneren Selbſtoffenbarungen, oder nach der genaueren Benennung, der Selbſterhaltungen beruhen, in deren jeder, das Weſen ſich ſelbſt völlig gleich, aber auf beſondre Art ſich gleich iſt, und durch deren fortlaufende Reihe die in-

nere Bildung erhalten wird, welche, wie in jedem organischen Element, so ganz vorzüglich in der Seele muß angenommen werden. Der Nerv dieser Theorie ist die Sorgfalt, das strengste Sich-Selbst-Gleichseyn (das Platonische ταυτον ohne ἑτερον) zu verbinden mit der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel, worauf die Erfahrung hinweist; also die Sorgfalt, reines Denken, wie die alten Eleaten es forderten, mit der Naturerklärung zu verbinden. Ich muß erwarten, ob man diese Theorie wird studiren wollen. Hier ist nicht der Ort, sie zu erläutern; man wird aber den gegenwärtigen Aufsatz gebrauchen können, um sich zu dem Studium derselben, von einigen Seiten wenigstens, vorzubereiten.

Hier sollen nun noch einige, mehr praktische, Bemerkungen folgen, von denen man nur beklagen könnte, wenn sie unserm, von dem pädagogischen Eifer so sehr ergriffenen Zeitalter noch nicht deutlich seyn sollten. Fichte, der beredte Verfechter der Freiheit, hat wenigstens in seinen Reden an die Deutsche Nation, da er an die Erziehung kam, den strengsten Determinismus gepredigt. Wie übrigens

Fichte einen Standpunkt finden konnte, der den Determinismus gestattete, gehört nicht hieher zu untersuchen: wohl aber lasset uns den höchsten Standpunkt alles pädagogischen Denkens ersteigen, und überlegen, unter welcher Bedingung man von der Erziehung des Menschengeschlechts sprechen könne? —

Die Kantische Freiheitslehre verträgt sich damit schlechterdings gar nicht. Es wäre die allergrößte Inkonsequenz von der Welt, erst eine durchaus unabhängige intelligible Wahl des Guten oder des Bösen anzunehmen, die jede Person für sich vollziehe; und dann noch irgend einer Erwartung Raum zu geben, wohin wohl diese Wahl sich neigen werde? Wer ist so unbesonnen, nicht zu begreifen, daß, nach Aufhebung der Zeitverhältnisse, alle Wahl aller Personen, die jemals in die Sinnenwelt eintreten werden, als vollzogen angesehen werden muß, ohne die allergeringste Spur des Einflusses der früher lebenden Menschen auf die späteren? Wer ist so unbesonnen, sich mit der Hoffnung zu tragen, die Personen, welche später in die Sinnensphäre eintreten, würden

eine beſſere Wahl treffen, ſich mehr dem Guten zuneigen, als die bisherigen? Nicht der mindeſte Grund iſt vorhanden, zu meinen, daß nach einer Million von Jahren beſſere Menſchen dieſe Erde bewohnen werden, als heute, und als ſeit Jahrtauſenden! Das iſt die, durch keine Künſtelei und Sophiſterei zu bemäntelnde Folge der tranſcendentalen Freiheitslehre! Wofern dieſe beſteht: ſo fallen alle Bemühungen, beſſere Zeiten durch innerlich-beſſere Menſchen herbeizuführen, gerade ins Gebiet der Narrheit. Aber nicht genug hieran! Auch an die Beſſerung einzelner Menſchen, an die Bekehrung der Sünder, — nicht bloß auf dieſer Erde, ſondern in alle Ewigkeit hinaus, iſt gar nicht zu denken. Keine Zeit, keine Belehrung, kein Beiſpiel, keine Züchtigung vermag an der zeitloſen That, die unſere Schuld wie unſer Verdienſt beſtimmt, das geringſte zu rücken und zu rühren. Wer ſich ſelbſt zu beſſern trachtet, der ſchöpft ins Faß der Danaiden; wer da glaubt, ſich gebeſſert zu haben, der hat eine Reiſe im Traum gemacht. Wer gläubig ſeinen Blick gen Himmel richtet, hoffend, der höchſte Er-

zieher werde auf unbekannten Wegen den Einzelnen wie das Ganze zum Beſſern und zum Beſten lenken, der vergißt, daß die That der Freiheit das Künftig ſo wie das Ehemals und das Jetzt verſchmäht. —

Hier gilt es, eine Metaphyſik zu haben, die uns erlaube, zu handeln. Um ſie zu erlangen, müſſen wir einräumen, daß auch wir behandelt werden. Behandelt in den inwendigen Wurzeln unſers Wollens. Behandelt, und ein Werk Anderer an eben der Stelle, die von unſerm eignen, perſönlichen Werth das Gepräge tragen ſoll. Hier gilt es, eine Philoſophie zu haben, welche erkläre, wie unſer eigner Werth das Verdienſt Anderer ſeyn könne, vermöge einer doppelten Zurechnung, die uns nicht nehme, was ſie Andern giebt. So werden wir lernen, dankbar gegen die Vorzeit, den Dank der Nachwelt anzuſtreben, über uns ſelbſt aber zu wachen, und zu gleicher Sorgfalt unſre Freunde und Mitbürger anzuregen.

Soll ich noch hinzufügen, daß die Wenigſten, welche von Freiheit reden, ſich mit der tranſcendentalen Freiheitslehre,

wenn ſie ſie würklich kennten, vertragen würden? Diejenigen, welche ſich auf ihr Bewußtſeyn berufen, auf ihre Fähigkeit, Solches oder Anderes zu beſchließen, re-den von etwas ganz Anderem, obgleich keinesweges von etwas Beſſerem. Sie meinen eine Freiheit, die in jedem Augenblicke neu anfange, die Zeitreihe, wo ſie wolle, mit fremdartigen Begebenheiten anfülle, ohne Zuſammenhang in dem Charakter der handelnden Perſon. Dieſe Freiheit gleicht dem abſoluten Zufalle, wie jene dem eiſernen Schickſal. Geſtattet die transſcendentale Freiheit der Zeit gar nichts: ſo läßt dieſe gemeine, ſpringende Freiheit den Augenblick über alles herrſchen, alles hervorrufen, alles zerſtören. Nun haben wir keinen Freund, denn Jeder iſt unzuverläſſig, Jeder kann ſich umherwerfen zwiſchen den Extremen des Guten und Böſen. Nun kann kein ſtrafender Richter drauf rechnen, die Bosheit, die er züchtigen wollte, noch anzutreffen; der Verbrecher iſt frei, mitten in Ketten; ſein Gemüth kann ſich plötzlich gereinigt haben von jeder Spur des frühern Verderbens; eine andre moraliſche Perſon

kann durch vollkommne Wiedergeburt den Leib der alten angezogen haben.

„Aber so ist es nicht gemeint! Solcher plötzlichen Uebergänge sind wir uns „keinesweges bewußt.“ Freilich nicht! Und eben darum war es voreilig, die höchst beweglichen, immer schwebenden Thatsachen des Bewußtseyns, in denen, außer den einfachsten Geschmacksurtheilen, gar nichts durchaus Bestimmtes, und in Begriffen leicht zu Fixirendes, angetroffen wird, zur Entscheidung einer metaphysischen Frage herbeizurufen. Desto ernsthafter aber ist die, für alle bisherigen Systeme so unrühmliche, Betrachtung, daß die Voraussetzung des psychologischen Zusammenhangs sowohl, als der psychologischen Lenkbarkeit menschlicher Gesinnungen und Entschließungen, allen klugen Männern im Leben gemein ist; daß eben nur den Philosophen, zum Dank für ihre Arbeit, die irrigen Meinungen scheinen zugetheilt zu seyn; daß der alte Vorwurf, den alle Verächter der Philosophie geltend zu machen lieben, hier eine Bestätigung findet. Das einfache Heilmittel, was andre Wissenschaften, die ehemals einer ähnlichen Schmach unterlagen,

davon erlöst hat, ist Präcision des Denkens und der Beobachtung; dadurch ist aus der Astrologie eine Astronomie, aus der Alchymie eine Chemie hervorgegangen. Höchst traurig sind die Zeichen der Zeit, welche fortdauernd eine entgegengesetzte Richtung in dem Philosophiren so vieler Deutschen, beurkunden. Darum ist Zwist und Streit das Loos der Deutschen Philosophen, während Eintracht und gegenseitige Belehrung diejenigen erfreut, die aus ihren Sphären alles zu verbannen pflegen, was nicht bis zur Genauigkeit des Denkens und des Anschauens sich erhebt. Wann wird die Zeit anbrechen, da nur dasjenige mit dem Namen der Philosophie sich wird schmücken dürfen, worin, nach Ablegung aller Willkühr, der Geist sich gebunden findet, und hingegeben einer ruhigen, nicht zu versagenden Anerkennung.

Vermischte Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andre wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Hans von Auerswald,

Landhofmeister des Königreichs Preußen, Geheimen Staatsrathe, Oberrechnungs-Regierungs-Präsidenten, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens erster Classe.

Siebenter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius.

1813.

David Hume's
politische Versuche.

Von neuem aus dem Englischen übersetzt
nebst
einer Zugabe
von
Christian Jacob Kraus.

Rerum civilium, patens eis educatrixque sapientia.

CICERO.

Neue nach den hinterlassenen Papieren des Uebersetzers vermehrte Auflage.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius.
1813.

Bibl. Univ. Lund.

Universit... Bibliothek

Vorbericht
des Ueberſetzers.

Unter David Hume's Verſuchen und Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände *) finden ſich drey und zwanzig politiſche Verſuche **); vier davon betreffen eigenthümlich brittiſche

*) Eſſays and Treatiſes on ſeveral ſubjects, by David Hume; in England vielmals aufgelegt, und auch bey Tourneiſſen zu Baſel abgedruckt.

**) Vorausgeſetzt, daß der Verſuch über die Volksmenge im Alterthum zu den litterariſchen, und der über Polygamie und Eheſcheidung zu den moraliſchen gezählt werden.

Sachen *); die übrigen neunzehn ſind von allgemeinerm Inhalt; und dieſe erſcheinen hier neu überſetzt und in zwey Abtheilungen geordnet beyſammen.

Es iſt befremdlich, daß nicht ſchon längſt für eine neue Ueberſetzung jener ſämmtlichen vermiſchten Schriften, oder wenigſtens der darin enthaltenen moraliſchen und politiſchen Aufſätze geſorgt worden iſt. Die alte, noch immer einzige Ueberſetzung aller jener Schriften ſcheint ſeit geraumer Zeit vergriffen zu ſeyn; überdem iſt ſie nach einer der frühern Ausgaben gemacht, von welcher ſich diejenige,

*) Sie handeln nemlich 1) von der Unabhängigkeit des Parlaments; 2) von der Frage: Ob die brittiſche Regierung ſich mehr zu einer unumſchränkten Monarchie, oder zu einer Republik neige; 3) von der proteſtantiſchen Thronfolge, und 4) von der Vereinbarkeit der Staatspartheyen in Großbritannien.

die des Auctors letzte Hand erfahren hat, durch manche wesentliche Verbesserungen unterscheidet: nicht zu gedenken, daß sie, wenigstens in den politischen Versuchen, die bey der gegenwärtigen Arbeit mit dem Original verglichen worden, eine Menge mißgefaßter, zum Theil ganz sinnloser Stellen enthält; und daß sie kaum eine Spur von jener attischen Nettigkeit an sich hat, die dem Leser der Urschrift das Auffassen der tiefsten Ideen und das Durchschauen der feinsten Argumentationen so sehr erleichtert. Auch wird man nicht sagen können, daß durch den Tourneisenschen Abdruck der Urschrift für Deutschland eine Uebersetzung entbehrlich geworden sey. Denn selbst der Theil von den Humeschen Schriften, welcher sich auf speculative Philosophie bezieht, und durch seinen Inhalt bloß für den esoterischen Zirkel eigentlicher Gelehrten geeignet zu

seyn scheint, kann nicht fehlen, durch die bewundernswürdige Faßlichkeit des Vortrags, auch für eine Menge von solchen exoterischen Lesern, denen das Englische fremd ist, anziehend und lehrreich zu seyn. Vollends aber was den andern auf moralische und politische Gegenstände sich beziehenden Theil betrift; so ist derselbe, dem Inhalt sowohl als der Einkleidung nach, von dem Verfasser selbst ganz sichtbar für gebildete Leser aus allen Klassen berechnet.

Bey diesem Mangel an einer guten Uebersetzung aller, oder auch nur der gemein interessantesten Schriften eines der originalsten Denker, die je geschrieben haben, schien einem Freunde des Uebersetzers eine solche Sammlung wie diese, welche hier an das Licht tritt, einem wahren Zeitbedürfniß entgegen zu kommen. Die staatswirthschaftlichen Versuche, welche vollständig in der ersten Abtheilung enthalten sind,

würden, glaubte er, unter andern Lesern, besonders der Klasse von angehenden Geschäftsmännern lieb seyn, die, bey dem immer mehr sich veredelnden Studio der sogenannten Cameralwissenschaften, das Bedürfniß fühlen, mit den philosophischen Schriften über Staatswirthschaft sich genauer bekannt zu machen; unter welchen Schriften diese klassischen von Hume, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch, weil fast alle nahmhafte Schriftsteller, welche nach ihm dieselben Gegenstände behandelt haben, sich auf Erläuterungen oder Widerlegungen seiner originalen Ideen einlassen, vorzüglich studiert zu werden verdienen. Die in der zweyten Abtheilung vorkommenden Aufsätze staatsrechtlichen Inhalts aber, könnten, seiner Meynung nach, bey der jetzt auf Speculationen der Art, durch die neuern Zeitereignisse, so mächtig hingezogenen Aufmerksamkeit, für einen

großen Theil des gebildetern Publici gewiß nicht ohne Interesse, und, da selbige recht dazu gemacht sind, phantastische Visionen und luftige Theorien auf gesunde Ansichten und gründliche Forschungen zurückzuführen, in sofern wohl auch nicht ohne Nutzen seyn.

Wegen einiger in diesen Aufsätzen vorkommenden Anspielungen auf Zeitumstände ist es gut sich zu erinnern, daß die acht Versuche der ersten, und die drey, von dem sechsten bis neunten, der andern Abtheilung schon im Jahre 1752, die übrigen aber noch zehn Jahre früher zum erstenmal an das Licht getreten sind.

Inhalt.

I. Staatswirthschaftliche Versuche.

I. Vom Handel . . . . . Seite 3
II. Vom Luxus . . . . . — 32
III. Vom Gelde . . . . . — 57
IV. Von Zinsen . . . . . — 84
V. Von der Handelsballanz . . . . — 109
VI. Von der Handelseifersucht . . . — 144
VII. Von Auflagen . . . . . — 153
VIII. Vom Staatscredit . . . . . — 163

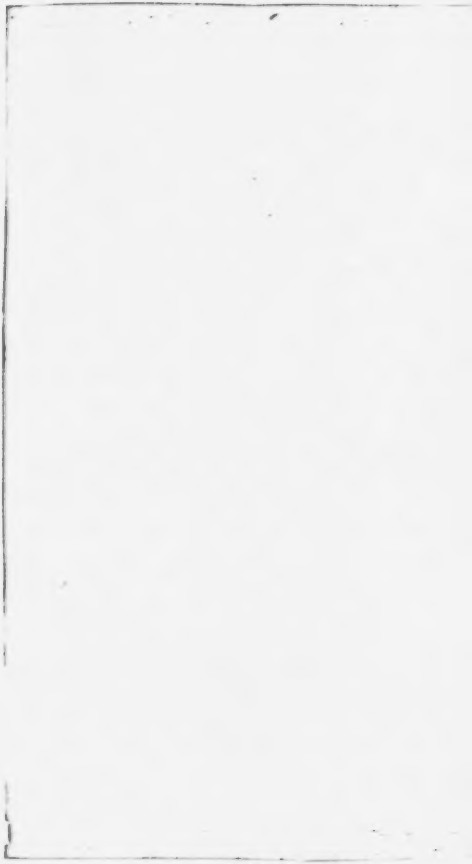
II. Staatsrechtliche und andere politische Versuche.

I. Daß Politik sich zu einer Wissenschaft erheben lasse . . . . . — 195
II. Vom Ursprunge der Regierung . . — 221

III. Von den ersten Grundlagen der Regierung . . . . . Seite 230
IV. Von bürgerlicher Freyheit . . — 239
V. Von der Preßfreyheit . . . . — 257
VI. Vom Urvertrage . . . . . — 263
VII. Vom unbedingten Gehorsam . — 304
VIII. Ideal eines vollkommnen Gemeinwesens . . . . . — 311
IX. Vom politischen Gleichgewicht . — 341
X. Von Parteyen überhaupt . . . — 356
XI. Von Nationalcharakteren . . . — 372

Staatswirthschaftliche

Versuche.



I.

Vom Handel.

Man kann den gröſsten Theil der Menſchen in zwey Klaſſen theilen; zu der einen gehören die ſeichten Denker, welche die Wahrheit nicht erreichen; und zu der andern die Grübler, welche über die Wahrheit hinausgehen. Die letzteren ſind bey weitem die ſeltenſten, und ich darf hinzuſetzen, die nützlichſten und ſchätzbarſten. Sie geben wenigſtens Winke an die Hand, und treiben Schwierigkeiten auf, die ſie vielleicht ſelbſt nicht zu verfolgen wiſſen, die aber, wenn Männer von einer richtigeren Denkart ſich damit befaſſen, zu ſchönen Entdeckungen führen können. Im ſchlimmſten Fall, iſt was ſie ſagen doch nichts Alltägliches; und wenn man, um es zu begreifen, einige

Mühe anwenden müßte; so hat man dafür auch das Vergnügen etwas Neues zu hören. Ein Schriftsteller ist wenig zu schätzen, der uns nichts sagt, als was man aus jedem Kaffehaus-Gespräche lernen kann.

Alle *seichtdenkende* Leute sind geneigt, Männer von noch so *gründlichem* Verstande für *Grübler*, und Vernünftler, und Metaphysiker auszugeben; und wollen niemals einräumen, daß etwas richtig sey, was ihre eigenen schwachen Begriffe übersteigt. Es giebt, ich gestehe es, manche Fälle, wo außerordentliche Feinheit des Denkens einen starken Verdacht von Falschheit darbietet, und wo keinen Schlüssen zu trauen ist, wenn sie nicht natürlich und leicht sind. Ueberlegt jemand, wie er sich in einer *besondern* Angelegenheit zu verhalten habe, und macht er Entwürfe in Staatssachen, im Handel, in der Wirthschaft oder irgend einem Geschäfte des Lebens; so sollte er seine Gründe nie zu fein ausspinnen, oder eine allzulange Kette von Folgerungen an einander reihen. Zuverläßig wird sich irgend etwas ereignen, was seine Schlüsse durchkreuzt, und einen ganz andern Ausgang herbeyführt, als den er erwartet hatte. Aber wenn wir über *allgemeine* Gegenstände nachdenken; so läßt sich mit Recht

behaupten, daß unſere Speculationen, wofern ſie nur richtig ſind, kaum jemals zu fein ſeyn können; und daß der Unterſchied zwiſchen einem gemeinem Kopfe und einem Manne von Genie vornehmlich an der Seichtigkeit oder Tiefe der Grundſätze, von welchen beyde ausgehen, zu erkennen iſt. Allgemeine Räſonnements ſcheinen verfänglich, bloß darum weil ſie allgemein ſind; und es iſt für einen gewöhnlichen Menſchen keine leichte Sache, unter einer großen Menge von beſonderen Fällen, den gemeinſamen Umſtand, in welchem ſie alle übereinkommen, zu unterſcheiden, oder denſelben, rein und unvermiſcht, aus den andern Nebenumſtänden herauszuziehen. Jedes Urtheil, jeder Schluß gehet bey ihm auf das Einzelne. Bis zu jenen allgemeinen Sätzen, die eine zahlloſe Menge von beſondern Fällen umfaſſen, und eine ganze Wiſſenſchaft in einem einzigen Theorem enthalten, kann er ſeinen Blick nicht erweitern. Sein Auge verwirrt ſich bey einer ſo weiten Ausſicht; und die von ſolchen Sätzen abgeleiteten Folgerungen, wenn ſie auch noch ſo deutlich ausgedrückt ſind, kommen ihm dunkel und verfänglich vor. Aber ſo verfänglich ſie auch ſcheinen; ſo iſt doch gewiß, daß allgemeine Grundſätze, wenn ſie wahr und echt ſind, in

dem allgemeinen Gange der Dinge allemal vorwalten (prevail) müſſen, ob ſie gleich, in beſondern Fällen, nicht zutreffen mögen; und es iſt das Hauptgeſchäft der Philoſophen, auf den allgemeinen Gang der Dinge zu ſehen. Ich kann hinzufügen, daß es auch das Hauptgeſchäft der Staatsmänner iſt; zumal bey der inneren Staatsregierung, wo das öffentliche Wohl, welches der Gegenſtand ihrer Arbeiten iſt, oder ſeyn ſollte, von einem Zuſammenfluſſe ſehr vieler Urſachen, und nicht, wie in der auswärtigen Staatskunſt, von Zufällen und Glückswechſeln und den Launen einiger wenigen Perſonen abhängt. Dies iſt es alſo, was den Unterſchied zwiſchen beſonderen Ueberlegungen und allgemeinen Räſonnements ausmacht, und warum Feinheit und Schärfe ſich zu den letzteren weit beſſer, als zu den erſteren ſchickt.

Ich hielt es für nöthig, dieſe Einleitung voranzuſchicken, weil in den folgenden Aufſätzen über Handel, Geld, Zinſen u. ſ. w. vielleicht manche Grundſätze vorkommen werden, die ungewöhnlich ſind, und die für ſolche alltägliche Gegenſtände allzu grübelhaft und ſpitzfindig ſcheinen mögen. Sind ſie falſch, ſo verwerfe man ſie: aber niemand ſollte bloß

darum, weil sie nicht von gemeinem Schlage sind, ein Vorurtheil dawider hegen.

Es wird gemeiniglich zugestanden, daß die Größe eines Staats und das Glück seiner Unterthanen, so wenig beyde auch sonst in manchem andern Betracht zusammenhängen mögen, gleichwohl in Hinsicht auf den Handel unzertrennlich mit einander verknüpft sey, und so wie die Privatpersonen eine größere Sicherheit in dem Besitze ihrer Gewerbe und Reichthümer von der Macht des Gemeinwesens erhalten; so werde das Gemeinwesen nach Maaßgabe des zunehmenden Vermögens und Handels der Privatpersonen mächtiger. Diese Maxime ist, im Allgemeinen, richtig; obschon ich nicht umhin kann zu denken, daß sie wohl Ausnahmen zulassen mag, und daß man sie oft mit zu wenig Bedachtsamkeit und Einschränkung behaupte. Es kann manche Umstände geben, wo Handel, und Reichthum und Wohlleben der Privatleute, anstatt dem Gemeinwesen mehr Stärke zu gewähren, bloß dazu dienen, die Kriegsmacht desselben zu vermindern, und sein Ansehen unter den benachbarten Nationen zu schwächen. Der Mensch ist ein sehr veränderliches Wesen, und fähig sehr viele verschiedene Meynungen, Grundsätze und Regeln des Verhaltens anzunehmen.

Was wahr seyn mag, so lange er bey einer Art zu denken bleibt, wird falsch befunden werden, wann er entgegengesetzte Sitten und Meynungen angenommen hat.

Die Volksmasse eines jeden Staats kann in Landwirthe und Handwerker abgetheilt werden. Die ersteren beschäftigen sich mit dem Landbau; die letzteren verarbeiten die Materialien, welche ihnen von jenen geliefert werden, zu allen den Waaren, welche zur Unterhaltung oder Verschönerung des menschlichen Lebens dienen. Sobald die Menschen aus dem wilden Zustande herausgehen, wo sie hauptsächlich von der Jagd und Fischerey leben; müssen sie sich in diese zwey Klassen scheiden; obzwar Anfangs die Künste des Landbaues den zahlreichsten Theil der Gesellschaft beschäftigen werden. *) Zeit und Erfahrung verbessern diese Künste so sehr, daß

*) H. Melon behauptet, in seinem politischen Versuche über den Handel, daß selbst jetzt, wann man Frankreich in 20 Theile theilt, 16 davon auf Ackersleute, nur 2 auf Künstler, 1 Theil auf Justiz, Kirche und Kriegswesen, und 1 Theil auf Kaufleute, Finanzbediente und Bürger zu rechnen seyn. Diese Rechnung ist gewiß sehr irrig. In Frankreich, England und wohl in den meisten Gegenden von Europa, lebt die Hälfte der Einwohner in Städten, und selbst von denen, die auf dem Lande leben, besteht ein großer Theil, vielleicht aber ein Drittheil, aus Handwerksleuten.

das Land leicht eine viel größere Anzahl von Menſchen unterhalten kann, als blos diejenigen, welche mit ſeinem Anbau beſchäftigt ſind, oder welche den damit Beſchäftigten die unentbehrlichſten Manufacturen liefern.

Wenn dieſe überzähligen Hände ſich auf die feineren Künſte legen, die man gemeiniglich Künſte des Luxus (Wohllebens) nennt; ſo vermehren ſie das Glück der Nation, indem ſie Vielen eine Mannigfaltigkeit von Genüſſen darbieten, die ihnen ſonſt unbekannt würden geblieben ſeyn. Läßt ſich aber nicht ein anderer Plan zur Beſchäftigung dieſer überzähligen Hände vorſchlagen? Kann nicht der Oberherr ſie in Anſpruch nehmen, und auf Flotten und in Kriegesheeren gebrauchen, um die Gebiete des Staats zu vergrößern, und den Ruhm deſſelben über entfernte Nationen zu verbreiten? Es iſt gewiß, daß die Eigner und Anbauer der Ländereyen, je geringer ihre Bedürfniſſe und Begierden ſind, deſto wenigeren Händen Beſchäftigung geben; und folglich kann der überſchüßige Ertrag des Bodens, anſtatt Manufacturiſten und Handelsleute zu ernähren, Flotten und Heere von einer viel anſehnlicheren Größe unterhalten, als wenn eine Menge von Künſten erfodert werden, das Wohlleben der Privatperſonen zu bedienen.

Hier alſo ſcheint eine Art von Widerſtreit zwiſchen der Größe des Staats und dem Glücke des Unterthans zu ſeyn. Ein Staat iſt nie größer, als wann alle ſeine überflüßigen Hände zum Dienſte des Gemeinweſens angewandt werden. Der Wohlſtand und die Gemächlichkeit der Privatperſonen erfodern, daß dieſe Hände ſich ihrem Dienſte widmen ſollen. Das eine kann nur auf Koſten des andern geſchehen. So wie der Ehrgeitz des Oberherrn dem Wohlleben der Unterthanen Eintrag thun muß; ſo muß das Wohlleben der Unterthanen die Stärke des Oberherrn vermindern und ſeinen Ehrgeitz hemmen.

Was ich hier ſage, iſt keine leere Grübeley, ſondern gründet ſich auf Erfahrung und Geſchichte. Die Republik Sparta war gewiß viel mächtiger, als, bey einer gleichen Volksmenge, jetzt irgend ein Staat in der Welt iſt; und dies rührte lediglich von dem Mangel an Handel und Wohlleben her. Die Heloten waren die Bauern: die Spartaner waren die Soldaten oder die Herren. Offenbar würde die Arbeit der Heloten eine ſo große Anzahl von Spartanern nicht haben unterhalten können, wenn dieſe letzteren in Gemächlichkeit und Ueppigkeit gelebt, und einer Menge von Gewerben und Manufacturen Beſchäf-

tigung gegeben hätten. Eine ähnliche Verfaſſung bemerkt man in Rom. Und überhaupt wird man in der ganzen alten Geſchichte gewahr, daß die kleinſten Republiken größere Kriegsheere aufbrachten und unterhielten, als gegenwärtig Staaten von einer dreymal ſo ſtarken Volksmenge kaum zu ertragen im Stande ſind. Man rechnet, daß bey allen europäiſchen Nationen das Verhältniß zwiſchen den Soldaten und dem Volk nicht über Eins zu hundert gehe. Aber wir leſen, daß die Stadt Rom allein, mit ihrem kleinen Gebiet, in frühen Zeiten, zehn Legionen gegen die Lateiner aufbrachte und unterhielt. Der Staat von Athen, deſſen geſammtes Gebiet nicht größer war, als Yorkſhire, ſandte in den ſicilianiſchen Krieg nahe an vierzig tauſend Mann. *) Dionys der ältere, heißt es, habe eine ſtehende Armee von hundert tauſend zu Fuß, und zehn tauſend zu Pferde, neben einer großen Flotte von vier hundert Seegeln, gehalten; **) obſchon ſein Gebiet weiter nichts, als die Stadt Syracus, etwa ein Drittheil von Sicilien und einige Seeſtäd-

*) Thucyd. l. VII.

**) Diod. Sic. l. VII. Ich geſtehe, dieſe Angabe iſt, um nichts ſchlimmeres zu ſagen, etwas verdächtig; zumal da dieſes Heer nicht aus Bürgern, ſondern aus Miethstruppen beſtand.

te und Waffenplätze an der Küste von Italien und Illyrien begriff. Es iſt wahr, die alten Heere lebten zur Kriegszeit mehrentheils vom Plündern: aber plünderten die Feinde ihrerſeits nicht auch? welches eine verderblichere Art Auflagen zu erheben war, als irgend eine erſonnen werden kann. Kurz, es läßt ſich kein anderer wahrſcheinlicher Grund angeben, warum die alten Staaten an Macht ſo ſehr den neueren überlegen waren, als ihr Mangel an Handel und Wohlleben. Es wurden von der Arbeit des Landvolks wenige Handwerker und Künſtler unterhalten; und folglich konnten mehr Soldaten davon leben. Livius ſagt, daß, zu ſeiner Zeit, die Stadt Rom viel Schwierigkeit finden würde, eine ſo große Armee aufzubringen, als ſie, in ihren frühen Tagen, gegen die Gallier und Lateiner ausſandte. *) An die Stelle jener Soldaten, die, zu Camill's Zeiten, um Freyheit und Oberherrſchaft fochten, waren, in den Tagen des Auguſtus, Tonkünſtler, Mahler, Köche, Schauſpieler, und Schneider getreten: und wenn in beyden Zeitaltern das Land gleich gut angebaut war; ſo konnte daſſelbe gewiß

*) Tit. Livii l. VII. cap. 25. „Adeo in quae laboramus, ſagt er, ſola crevimus, divitias luxuriemque.“

eine gleiche Anzahl von Menſchen, bey dem einen Beruf eben ſo wie bey dem andern, ernähren. Zu den bloßen Lebensbedürfniſſen verſchaften ſie eben ſo wenig einen Zuſatz in dem einen Zeitlauf, wie in dem andern.

Es iſt natürlich, bey dieſer Gelegenheit, zu fragen, ob es nicht angienge, daß regierende Mächte zu den Staatsmaximen der Alten zurückkehrten und ihren eigenen Vortheil, in dieſem Betracht, dem Glücke ihrer Unterthanen vorzögen? Ich antworte, daß mir dies beynahe unmöglich zu ſeyn ſcheint; und zwar, weil die Staatseinrichtung der Alten gewaltſam, und dem natürlichern und gewöhnlichern Gange der Dinge entgegen war. Man weiß wohl, nach welchen ſonderbaren Geſetzen Sparta regiert ward, und was für ein Wunder dieſer Staat mit Recht in den Augen eines jeden iſt, der die menſchliche Natur, ſo wie ſie ſich bey andern Völkern und zu andern Zeiten entfaltet hat, genauer kennt. Wäre das Zeugniß der Geſchichte minder umſtändlich und ausgemacht; ſo würde uns eine ſolche Regierung als eine philoſophiſche Grille oder Erdichtung vorkommen, die ſich unmöglich jemals zur Ausführung bringen ließe. Und wenn gleich die römiſche und andere Republiken auf Grundſätzen beruheten, die etwas

weniger unnatürlich waren; ſo gehörte doch ein außerordentliches Zuſammentreffen von Umſtänden dazu, daß ſie ſich ſo beſchwerliche Laſten gefallen ließen. Sie waren freye, ſie waren kleine Staaten; und, bey der kriegeriſchen Geſinnung des Zeitalters, waren alle ihre Nachbaren beſtändig in den Waffen. Aus Freyheit entſpringt natürlicher Weiſe Gemeingeiſt, zumal in kleinen Staaten; und dieſer Gemeingeiſt, dieſe Vaterlandsliebe muß zunehmen, wenn das Publikum faſt unaufhörlich bedroht iſt, und die Menſchen genöthigt ſind, zur Vertheidigung deſſelben ſich jeden Augenblick den größten Gefahren auszuſetzen. Eine unaufhörliche Folge von Kriegen macht jeden Bürger zum Soldaten; er zieht, wenn ihn die Reihe trift, zu Felde, und verſchaft ſich, während ſeines Dienſtes, den Unterhalt ſelbſt. Dieſer Dienſt iſt freylich einer harten Auflage gleich zu ſchätzen; aber für Leute, die den Waffen ergeben ſind, die um Ehre und Rache mehr als um Sold fechten, und die weder Gewinn und Kunſtfleiß, noch Vergnügen kennen, iſt derſelbe weniger beſchwerlich.*) Da-

*) Die älteſten Römer lebten in immerwährendem Kriege mit allen ihren Nachbarn: und in dem alten Latein bedeutet das Wort hoſtis beydes einen Fremden und einen Feind. Cicero, der dies

zu kommt noch die große Gleichheit des Vermögens unter den Einwohnern der alten Republiken, wo jedes Grundstück einen verschiedenen Eigner hatte, und zum Unterhalt einer Familie hinreichte; welches die Zahl der Bürger, selbst bey dem Mangel an Manufacturen und Handel, sehr beträchtlich machte.

Aber wenn gleich der Mangel an Handel und Manufacturen, bey einem freyen und kriegerischen Volke, bisweilen keine andere Wirkung haben mag, als das Gemeinwesen desto mächtiger zu machen; so ist es doch ge-

anmerkt, schreibt es der Menschlichkeit seiner Vorfahren zu, die so viel möglich die Benennung eines Feindes gemildert hätten, indem sie denselben mit eben dem Nahmen belegten, der einen Fremden bedeutete. De off. libr. II. Indessen ist es aus den Sitten der Zeit viel wahrscheinlicher, daß jene Leute so wild gewesen, alle Fremden als Feinde zu betrachten, und sie mit demselben Nahmen zu nennen. Ueberdem reimt es sich nicht mit den gemeinsten Regeln der Politik oder der Natur, daß irgend ein Staat seine öffentlichen Feinde mit einem freundlichen Auge ansehen, oder irgend solche Gesinnungen gegen sie hegen sollte, als der römische Redner seinen Vorfahren zuschreiben will. Nicht zu gedenken, daß die frühen Römer in der That Seeräuberey trieben, wie wir aus ihren ersten Verträgen mit Carthago ersehen, die uns Polybius libr. III. aufbewahrt hat; woraus folgt, daß sie, wie die Corsaren von Tunis und Algier, wirklich im Kriege mit fast allen Nationen standen, und daß ein Fremder und ein Feind bey ihnen fast gleichbedeutende Ausdrücke waren.

wiß, daß derſelbe, in dem gewöhnlichen Gange der menſchlichen Dinge eine ganz entgegengeſetzte Folge nach ſich ziehen wird. Der Oberherr muß die Menſchen nehmen, wie er ſie findet, und kann nicht verlangen, irgend eine gewaltſame Aenderung in ihrer Denkart und in ihren Geſinnungen durchzuſetzen. Es wird ein langer Verlauf von Zeit, ſammt einer Mannigfaltigkeit von Zufällen und Umſtänden, erfodert, um jene großen Umwälzungen zu bewirken, die den menſchlichen Angelegenheiten ſo verſchiedene Geſtalten geben. Und je minder natürlich ein Syſtem von Grundſätzen iſt, auf welchen eine gewiſſe Geſellſchaft beruhet, deſto mehr Schwierigkeit wird ein Geſetzgeber antreffen, ſolche Grundſätze empor zu bringen und aufrecht zu halten. Die beſte Politik für ihn iſt, dem herrſchenden Hange der Menſchen nachzugeben, und denſelben auf alle mögliche Art zu verbeſſern und zu benutzen. Nun bringt es der natürlichſte Gang der Dinge mit ſich, daß Gewerbfleiß und Künſte und Handel die Macht des Oberherrn ſowohl als das Glück der Unterthanen vermehren; und es iſt eine gewaltſame Politik, welche das Gemeinweſen durch die Armuth der Privatperſonen vergrößert. Dies wird man aus einigen wenigen Betrachtungen

über die Folgen des Unfleißes und der Unkultur deutlich abnehmen können.

Wo Manufacturen und mechanische Künste nicht getrieben werden, da müssen fast alle Leute sich auf den Landbau legen; und wenn ihre Geschicklichkeit und Betriebsamkeit zunimmt, so muß ein großer Ueberschuß über dasjenige, was zu ihrem Unterhalt hinreicht, aus ihrer Arbeit erwachsen. Sie haben also keine Versuchung, ihre Kunst und ihren Fleiß zu vermehren, da sie nicht im Stande sind, jenen Ueberschuß gegen irgend welche Waaren umzusetzen, die ihnen entweder einen Genuß von Vergnügen oder eine Befriedigung der Eitelkeit gewähren können. Natürlich nimmt eine Gewöhnung an Unthätigkeit überhand. Der größere Theil des Landes liegt unangebaut; derjenige, welcher angebaut wird, giebt, weil es den Anbauern an Geschicklichkeit und Sorgfalt mangelt, bey weitem nicht seinen höchsten Ertrag. Ereignet sich nun irgend einmal ein öffentlicher Nothfall, daß eine große Menge Menschen zum öffentlichen Dienst gebraucht werden muß; so schafft alsdann die Arbeit des Volks zur Unterhaltung jener Menge keinen Ueberschuß. Der Landmann kann nicht plötzlich seine Geschicklichkeit und Betriebsamkeit vermehren. Unangebaute Ländereyen

laſſen ſich unter einigen Jahren nicht in urbaren Stand ſetzen. Mittlerweile müſſen die Kriegsheere entweder ſchleunige und gewaltſame Eroberungen machen, oder aus Mangel an Unterhalt aus einander laufen. Ein regelmäßiger Angriff, oder eine regelmäßige Vertheidigung iſt alſo von einem ſolchen Volk nicht zu erwarten; und ſeine Soldaten müſſen eben ſo unwiſſend und ungeſchickt ſeyn, als ſeine Landwirthe und Manufacturiſten.

Alles in der Welt wird durch Arbeit erkauft; und unſere Leidenſchaften ſind die einzigen Triebfedern der Arbeit. Wann eine Nation einen Ueberfluß an Manufacturen und mechaniſchen Künſten hat; ſo ſtudieren die Landeigner ſowohl, als die Pächter, den Ackerbau als eine Wiſſenſchaft, und verdoppeln ihren Fleiß und ihre Sorgfalt. Der aus ihrer Arbeit erwachſende Ueberfluß geht nicht verlohren, ſondern wird an Manufacturiſten gegen ſolche Waaren abgeſetzt, nach welchen die Menſchen nunmehr, aus Geſchmack an Wohlleben, lüſtern ſind. Dadurch geſchieht es, daß der Boden eine viel größere Menge von Lebensbedürfniſſen liefert, als für diejenigen, die ihn bauen, erfoderlich iſt. In Zeiten des Friedens und der Ruhe, komme dieſer Ueberfluß den Manufacturiſten und denen, die ſich in

freyen Künsten auszeichnen, zu gut. Aber es ist dem Staat leicht, viele dieser Manufacturisten in Soldaten zu verwandeln, und sie von dem Ueberflusse, der aus der Arbeit des Landvolks erwächst, zu unterhalten. Auch ist das wirklich der Fall bey allen gesitteten Regierungen. Wann der Oberherr eine Armee aufbringt, was ist die Folge? Er macht Auflagen. Diese Auflagen nöthigen einen jeden, sich in Ansehung der zu seinem Auskommen minder nothwendigen Sachen einzuschränken. Diejenigen, welche an dergleichen Sachen arbeiten, müssen entweder Kriegsdienste nehmen, oder sich zu dem Ackerbau wenden, und dadurch einige Landarbeiter nöthigen, aus Mangel an Beschäftigung, Soldaten zu werden. Und, um die Sache in einem allgemeinen Satze auszudrücken, Manufacturen vermehren die Macht des Staats nur dadurch, daß sie großen Vorrath von Arbeit aufhäufen, und zwar Arbeit von einer solchen Gattung, auf welche das Gemeinwesen, ohne irgend jemanden der Lebensbedürfnisse zu berauben, Anspruch machen kann. Je mehr Arbeit also, über die bloßen Nothwendigkeiten hinaus, auf andere Sachen verwandt wird, desto mächtiger ist der Staat; indem die mit solcher Arbeit beschäftigten Personen leicht zum öffentli-

chen Dienſte angewandt werden können. In einem Staat ohne Manufacturen kann die Anzahl der Hände eben dieſelbe ſeyn; aber es iſt da nicht dieſelbe Quantität von Arbeit, noch Arbeit von derſelben Gattung vorhanden. Alle Arbeit wird dort auf Nothwendigkeiten verwandt, von denen ſich wenig oder nichts abbrechen läßt.

Sonach ſind, in Hinſicht auf Handel und Manufacturen, die Größe des Oberherrn und das Glück des Volkes in großem Maaße vereint. Es iſt ein gewaltſames, und in den meiſten Fällen unthunliches Verfahren, den Landmann zu zwingen, daß er ſich plagen ſoll, mehr aus dem Boden zu ziehen, als er für ſich und ſeine Familie nöthig hat. Verſchaft ihm Waaren und Bequemlichkeiten, und er wird es von ſelbſt thun. Hernach wird es leicht ſeyn, einen Theil ſeiner überflüſſigen Arbeit in Beſchlag zu nehmen, und davon zum öffentlichen Dienſte Gebrauch zu machen, ohne ihm den gewöhnlichen Erſatz dafür zu geben. An Emſigkeit gewöhnt, wird er das für weniger drückend halten, als wenn ihr ihn auf einmal zwänget, mehr Arbeit, ohne alle Vergeltung, zu übernehmen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den andern Gliedern des Staats. Je größer der Vorrath von Arbeit

aller Art iſt, eine deſto größere Menge kann von dem Haufen genommen werden, ohne irgend eine merkliche Aenderung darin zu machen.

Ein Kornmagazin, eine Montirungskammer, ein Zeughaus; alle ſolche Vorräthe, muß man geſtehen, ſind wahrer Reichthum und wahre Stärke in einem Staat. Handel und Kunſtfleiß ſind in der That nichts anderes, als ein Vorrath (ſtock) von Arbeit, der, in Zeiten des Friedens und der Ruhe, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Privatperſonen angewandt wird, aber in Bedrängniſſen des Staats ſich, einem Theile nach, zum öffentlichen Dienſte benutzen läßt. Könnte man eine Stadt in eine Art von befeſtigtem Lager verwandeln, und jeder Bruſt einen ſo kriegeriſchen Geiſt, und einen ſolchen Eifer für das Gemeinwohl einflößen, daß jedermann willig die größten Beſchwerlichkeiten, dem Staate zu Liebe, übernähme; ſo würden anjetzt, wie in den alten Zeiten, dieſe Geſinnungen allein hinreichen, Betriebſamkeit zu erzeugen, und das Gemeinweſen aufrecht zu halten. Es würde dann, wie in Feldlägern, vortheilhaft ſeyn, alle Künſte und alles Wohlleben zu verbannen, und Tafeln und Angeſpann ſo zu beſchränken, daß der Proviant

und die Fourage länger vorhielten, als wenn die Armee mit einem überflüßigem Troß beladen wäre. Aber da dieſe Maximen allzu unzeitig nützig und allzu ſchwer durchzuſetzen ſind; ſo muß man die Menſchen mittelſt anderer Leidenſchaften regieren, und ſie mit einem Geiſte der Habgier und Gewerbſamkeit, der Kunſt und des Wohllebens beſeelen. Das Lager iſt, in dieſem Fall, mit einem entbehrlichen Gefolge beſchwert; aber der Proviant fließt, in eben dem Verhältniſſe, reichlicher zu. Die Harmonie des Ganzen hat noch immer Beſtand, und indem der natürlichen Neigung der Menſchen mehr gefugt wird, finden, bey der Beobachtung dieſer Maximen, Privatperſonen ſowohl als das Gemeinweſen ihre Rechnung.

Derſelbe Gang der Unterſuchung läßt uns den Vortheil einſehn, welchen der auswärtige Handel gewährt, die Macht des Staats ſowohl, als den Reichthum und das Glück des Unterthans zu vermehren. Er vergrößert den Vorrath von Arbeit in der Nation; und der Oberherr kann, ſo viel er davon nöthig erachtet, zum öffentlichen Dienſte anwenden. Durch die Einfuhr verſchaft der auswärtige Handel Materialien zu neuen Manufacturen; und durch die Ausfuhr erzeugt er Arbeit in

besondern Waaren, welche daheim nicht verbraucht werden könnten. Kurz in einem Reiche, das eine starke Ein- und Ausfuhr hat, muß weit mehr Industrie, und zwar angewandt auf Gegenstände des feineren und höheren Wohllebens, vorhanden seyn, als in einem Reiche, das sich mit seinen ursprünglichen Landeswaaren begnügt. Jenes ist demnach mächtiger sowohl als glücklicher und reicher. Die Privatpersonen befinden sich bey diesen Waaren in so fern wohl, als selbige ihren Sinnen und ihrem Geschmack Befriedigung gewähren; und das Gemeinwesen gewinnt ebenfalls dabey, indem ein größerer Vorrath von Arbeit für alle öffentliche Bedürfnisse aufgesammelt, das heißt, eine größere Anzahl von arbeitsamen Menschen unterhalten wird, die zum Dienste des Staats abgerufen werden können, ohne der Nothwendigkeiten, oder auch nur der Hauptbequemlichkeiten des Lebens irgend jemanden zu berauben.

Befragen wir die Geschichte, so finden wir, daß, bey den meisten Nationen, der auswärtige Handel vor aller Verfeinerung inländischer Manufacturen vorangegangen ist, und das einheimische Wohlleben erzeugt hat. Die Versuchung ist viel stärker, fremde Waaren zu

gebrauchen, die schon ganz fertig zum Gebrauch, und durchaus neu für uns sind, als an einer einheimischen Waare Verbesserungen anzubringen, die nur langsam von Statten gehen, und keinen Reiz der Neuheit haben. Auch ist der Profit sehr groß, welchen die Ausfuhr dessen, was daheim überflüssig ist, und in keinem Preiße steht, nach fremden Ländern, deren Boden oder Clima zur Hervorbringung jener Waaren nicht taugt, abwerfen muß. So lernen Menschen die Ergetzungen des Wohllebens und die Presse des Handels kennen; und sind einmal in ihnen Lüsternheit und Betriebsamkeit erweckt; so werden sie dadurch zu immer weiteren Verbesserungen in jedem Zweige des einheimischen sowohl, als auswärtigen Gewerbes fortgeführt. Und vielleicht ist das der Hauptvortheil, den ein Handel mit Fremden gewährt. Er ermuntert die Menschen aus ihrer Unthätigkeit; und indem er dem vornehmeren und vermögendern Theile der Nation Gegenstände des Wohllebens, woran sie ehedem nicht im Traume gedachten, vorhält, erregt er in ihnen ein Verlangen nach einer glänzendern Lebensart, als ihre Vorfahren geführt hatten. Zu gleicher Zeit machen die wenigen Kaufleute, welche das Geheimniß je-

ner Einfuhr und Ausfuhr besitzen, großen Profit; sie werden an Reichthum Nebenbuhler des alten Adels, und lassen andere Unterthanen an, ihre Nebenbuhler im Handel zu werden. Nachahmung verbreitet bald alle diese Künste so, daß die einheimischen Manufacturisten den fremden in allen Verbesserungen nacheifern, und jede inländische Waare zu der äußersten Vollkommenheit, deren sie fähig ist, empor bringen. Stahl und Eisen werden in solchen arbeitsamen Händen dem Golde und den Rubinen Indiens gleich.

Wann die Sachen der Gesellschaft einmal in diese Lage gekommen sind; so kann eine Nation ihren auswärtigen Handel fast ganz verlieren, und dennoch ein großes und mächtiges Volk bleiben. Wollen uns Ausländer eine von unsern Waaren nicht abnehmen; so müssen wir aufhören, darin zu arbeiten. Dieselben Hände werden sich dann nach irgend einer Erfindung in andern Waaren für den inländischen Bedarf hinwenden. Und an Materialien zur Verarbeitung kann es ihnen nicht eher fehlen, bis jedermann im Lande, der Vermögen besitzt, eine so große Fülle von einheimischen Waaren, und zwar in so großer Vollkommenheit genießt, als er begehrt; welches wohl niemals eintreffen kann. China

wird als eins der blühendsten Reiche der Welt beschrieben; und doch hat es sehr wenig auswärtigen Handel.

Es wird, hoffe ich, für keine unnütze Abschweifung angesehen werden, wenn ich hier bemerke, daß, so wie die Vielheit mechanischer Künste vortheilhaft ist, eben so vortheilhaft auch die große Anzahl von Personen sey, denen die Erzeugnisse dieser Künste zu Theil werden. Ein zu großes Mißverhältniß unter den Bürgern schwächt allemal den Staat. Es sollte, wo möglich, jedermann, die Früchte seiner Arbeit wenigstens so weit zu genießen bekommen, daß er sich in dem vollen Besitz aller Nothwendigkeiten, und mancher Bequemlichkeiten des Lebens befände. Niemand kann zweifeln, daß eine solche Gleichheit höchst schicklich für die menschliche Natur sey, und weit weniger das Glück der Reichen vermindere, als sie das Glück der Armen vermehrt. Auch vergrößert sie die Macht des Staats, und hat die Folge, daß alle außerordentliche Abgaben mit mehr Bereitwilligkeit entrichtet werden. Wo die Reichthümer in den Händen weniger Personen zusammengeschlagen sind; da müssen diese Wenigen, zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse, sehr starke Beyträge liefern. Sind aber die Reichthümer unter

Vielen zerſtreut; ſo wird die Bürde leicht von jeder Schulter getragen, und aus den Auflagen entſteht in eines jeden Art zu leben nicht ein ſehr merklicher Unterſchied.

Dazu kommt, daß wo die Reichthümer in wenigen Händen ſind, auch alle Macht dieſen Wenigen gehören muß; welche ſich gern unter einander einverſtehen werden, die geſammte Laſt auf die Armen zu wälzen, und ihnen je länger je mehr aufzubürden, bis zur gänzlichen Vernichtung aller Betriebſamkeit.

In dieſem Umſtande liegt der große Vortheil Englands über alle Nationen, die jetzt in der Welt ſind, oder deren irgend eine Geſchichte gedenkt. Freylich in dem auswärtigen Handel empfinden die Engländer einige Nachtheile, wegen des hohen Preiſes der Arbeit, welcher zum Theil eine Folge von der Wohlhabenheit ihrer Handwerker ſowohl, als von dem Ueberfluſſe des Geldes iſt: aber der auswärtige Handel macht nicht die Hauptſache aus, und iſt mit dem Glücke ſo vieler Millionen gar nicht in Vergleichung zu ſtellen. Und wenn ſonſt nichts wäre, was den Britten jene freye Regierung, unter welcher ſie leben, lieb und werth machen könnte; ſo würde dieſer einzige Umſtand dazu ſchon hinreichen. Die Armuth des gemeinen Volks iſt

eine natürliche, wo nicht gar unfehlbare Folge von einer unumschränkten Monarchie; obschon ich zweifle, daß auf der andern Seite, der Wohlstand desselben eine unfehlbare Folge von der Freyheit sey. Es müssen besondere Zufälle und eine gewisse Denkungsart mit der Freyheit zusammentreffen, wenn sie diese Wirkung hervorbringen soll. Lord Bacon schreibt die Ursache von den großen Vortheilen, welche England in seinen Kriegen mit Frankreich erhielt, hauptsächlich dem größeren Wohlstande des gemeinen Volks in England zu; und doch war die Regierung der beyden Königreiche damals einander beynahe gleich. Wo die Landleute und die Handwerker gewohnt sind, um niedrigen Lohn zu arbeiten, und nur einen kleinen Theil von den Früchten ihrer Arbeit zu behalten; da fällt es ihnen, selbst unter einer freyen Regierung schwer, ihre Umstände zu verbessern, oder sich unter einander zur Steigerung ihres Lohnes einzuverstehen. Aber selbst wo sie einer besseren Lebensart gewohnt sind, ist es den Begüterten unter einer willkührlichen Regierung leicht, sich wider sie zu vereinigen, und ihnen die gesammte Last der Abgaben aufzubürden.

Man wird es vielleicht für eine wunderliche Behauptung halten, wenn ich sage, daß

die Armuth des gemeinen Volks in Frankreich, Italien und Spanien, gewissermaaßen von der vorzüglichen Güte des Bodens, und von der Vortreflichkeit des Klima herrühre; und doch fehlt es nicht an Gründen, die Richtigkeit dieses paraboren Satzes darzuthun. Bey einem so schönen Boden, als die südlicheren Länder haben, ist der Ackerbau eine leichte Kunst; und ein einzelner Mann, mit einem Paar schlechter Pferde vermag in einem Sommer so viel Land zu bauen, daß er dem Eigner eine ziemlich beträchtliche Rente abgeben kann. Die ganze Kunst der Wirthschaft besteht darin, ein Feld, sobald es erschöpft ist, ein Jahr brach liegen zu lassen; da dann die bloße Wärme der Sonne und die Wirksamkeit des Clima dasselbe wieder fruchtbar machen. Solchen armen Bauern wird daher für ihre Arbeit nichts als der bloße Unterhalt zu Theil. Sie haben keinen eigenen Besitz oder Verlag, um auf mehreres Anspruch zu machen; und zugleich sind sie für immer abhängig von ihrem Gutsherrn, der keine Pachtcontracte zugesteht, und gar nicht zu fürchten hat, daß sein Land durch schlechte Beackerung verderben werden wird. In England ist der Boden ergiebig, aber streng; er muß mit großen Kosten gebaut werden,

und bringt schwache Ernden, wenn er nicht mit Sorgfalt, und nach einer Ordnung, bey welcher der volle Profit erst in einer Folge von etlichen Jahren herauskommt, bauert wird. Ein Landwirth in England muß daher einen ansehnlichen Verlag und einen langzeitigen Pachtbrief haben; und daraus erwächst für ihn ein verhältnißmäßiger Profit. Die schönen Weinberge in Champagne und Bourgogne, die oft dem Eigner über fünf Pfund Sterling vom Morgen einbringen, werden von Landleuten gebaut, die kaum ihr Brodt haben; die Ursache davon ist, daß diese Leute keinen andern Verlag zu haben brauchen, als ihre Eßwaaren, nebst ihren Instrumenten, die sie für zwanzig (englische) Schillinge kaufen können. Die Ackerwirthe in jenen Gegenden befinden sich gemeiniglich in etwas besseren Umständen, als die Winzer. Unter allen aber, die sich mit dem Landwesen abgeben, stehen sich diejenigen, welche Viehzucht und Viehmast treiben, am besten. Die Ursache ist noch immer dieselbe. Der Profit, welcher aus einem Gewerbe gezogen wird, muß mit den Kosten und der Mißlichkeit des Gewerbes in Verhältniß stehen. — Wo nun eine so beträchtliche Anzahl von der arbeitenden Klasse, wie die Bauern und Landarbeiter, in

ſehr ſchlechten Umſtänden ſind, da müſſen auch alle übrigen an der Armuth derſelben theilnehmen; die Regierung der Nation mag monarchiſch oder republicaniſch ſeyn.

Eine ähnliche Bemerkung läßt ſich in Abſicht auf die allgemeine Geſchichte des Menſchengeſchlechts machen. Was iſt der Grund davon, daß noch kein Volk unter den Wendecirkeln jemals zu irgend einer Kunſt oder Verfeinerung, oder auch nur zu irgend einer ordentlichen Regierungsart, oder Militärverfaſſung hat gelangen können? Wahrſcheinlich iſt eine von den Urſachen dieſes Phänomens die Wärme und Gleichheit der Witterung in dem heißen Erdſtrich, welche den Einwohnern Kleider und Häuſer minder unentbehrlich macht, und dadurch zum Theil jene Nothwendigkeit aufhebt, die ein ſo mächtiger Antrieb zum Fleiße und zur Erfindung iſt. Curis acuens mortalia corda. Nicht zu gedenken, daß, je weniger Habe und Güter von dieſer Art ein Volk beſitzt, deſto weniger Streitigkeiten unter ihnen entſtehen können, und folglich auch deſto weniger eine veſte Policeyeinrichtung oder ein regelmäßiges Machtanſehen vonnöthen ſeyn wird, um ſie wider auswärtige Feinde, oder gegen einander zu beſchützen und zu vertheidigen.

II.

Vom Luxus.

Luxus ist ein Wort von einer ungewissen Bedeutung und kann in einem guten sowohl als bösen Sinne genommen werden. Ueberhaupt ist große Verfeinerung in den sinnlichen Ergetzungen damit gemeynt; und jeder Grad davon kann, nach Maaßgabe des Zeitalters, oder Landes, oder Ranges der Personen unschuldig oder tadelhaft seyn. Die Gränzen zwischen der Tugend und dem Laster lassen sich hier so wenig, als in andern moralischen Materien, genau abstecken. Sich einzubilden, daß die Ergetzung eines Sinnes, oder die Befriedigung irgend einer Lüsternheit im Essen, Trinken oder Anzuge schon an sich ein Laster sey, kann niemals in einen Kopf kommen, der nicht von schwärmerischem Wahnsinn angegriffen ist. Man hat mir scherzweis von einem Mönche erzählt, der, weil vor den Fenstern seiner Celle eine herrliche Aussicht lag, einen Bund mit seinen Augen machte, sie nie dahin zu richten, oder eine so sinnliche Ergetzlichkeit sich zu erlauben. Und nicht anders ist es mit

dem Verbrechen bewandt lieber Champagner und Burgunder, als Porter oder Ale zu trinken. Dergleichen Genüsse sind nur dann Laster, wenn man ihnen auf Kosten einer gewissen Tugend, wie der Freygebigkeit oder Mildthätigkeit, nachhängt; so wie sie Thorheiten sind, wenn man ihrentwegen sich um sein Vermögen bringt, oder in Noth und Elend versetzt. Wo sie keiner Tugend Eintrag thun, sondern noch genug übrig lassen, um damit für Freunde, Familie und jeden schicklichen Gegenstand des Edelmuths oder Mitleids zu sorgen; da sind sie ganz unschuldig, und auch, in jedem Zeitalter, von fast allen Moralisten dafür erkannt worden. So ist, zum Beyspiel, lediglich mit dem Wohlleben der Tafel beschäftigt zu seyn, ohne den geringsten Geschmack an den Vergnügen der Ehrliebe, des Studirens, oder Gesprächs, ein Merkmal von Stumpfsinn, und ganz unverträglich mit Stärke des Characters oder irgend einem Geistesschwunge. Seinen Aufwand gänzlich auf eine solche Ergetzung zu beschränken, ohne Rücksicht auf Freunde oder Familie, verräth ein Herz, das von Menschlichkeit oder Wohlwollen nichts weiß. Behält aber ein Mann noch Zeit genug zu allen löblichen Bestrebungen, und Geld genug zu

allen edelmüthigen Absichten, so ist er von jedem Schatten von Tadel oder Vorwurf frey.

Da Luxus entweder als unschuldig, oder als tadelhaft angesehen werden kann; so muß man sich über die verkehrten Meinungen wundern, die darüber im Schwange gehen; indem Männer von loseren Grundsätzen sogar lasterhaften Luxus hochpreisen, und als überaus vortheilhaft für die Gesellschaft vorstellen; während, auf der andern Seite, Männer von einer strengen Moral selbst den unschuldigsten Luxus tadeln, und für die Quelle von allen der bürgerlichen Gesellschaft zustoßenden Verderbnissen, Unordnungen und Mentthereyen ausgeben. Wir wollen uns hier bemühen diese beyden Extreme zu berichtigen, indem wir beweisen, erstens, daß die Zeiten der Verfeinerung die glücklichsten sowohl als tugendhaftesten sind; zweytens, daß, wo Luxus aufhört unschuldig zu seyn, er auch wohlthätig zu seyn aufhört, und, noch einen Grad weiter getrieben, ein Verderben, obschon vielleicht nicht das höchste, für die Staatsgesellschaft ist.

Um den ersten Punkt zu beweisen, dürfen wir nur betrachten, was die Verfeinerung für Folgen in dem privaten sowohl als öffentlichen Leben nach sich zieht. Die mensch-

liche Glückſeligkeit ſcheint, nach den gangbarſten Vorſtellungen, aus drey Beſtandtheilen zuſammengeſetzt zu ſeyn; aus Thätigkeit, Vergnügen und Ruhe (indolence); und wenn gleich dieſe Beſtandtheile in verſchiednen Verhältniſſen, nach Maaßgabe der beſondern Gemüthsart des Menſchen gemiſcht werden müſſen; ſo darf doch keiner gänzlich fehlen, ohne daß der Wohlgeſchmack der ganzen Zuſammenſetzung einigermaßen verlohren geht. Ruhe oder Nachlaſſung ſcheint an ſich zu unſerm Genuſſe nicht viel beyzutragen; aber ſie iſt, gleich dem Schlafe, nöthig, als eine Erquikkung für die Schwachheit der menſchlichen Natur, die einen ununterbrochenen Lauf von Geſchäften oder Vergnügen nicht aushalten kann. Jener ſchnelle Umlauf der Lebensgeiſter, der einen Menſchen außer ſich ſetzt, und hauptſächlich Vergnügen gewährt, erſchöpft am Ende das Gemüth, und fodert einige Pauſen von Ruhe, die, obſchon angenehm für einen Augenblick, doch, wenn ſie verlängert werden, eine Mattigkeit und Schlafſucht nach ſich ziehn, welche allen Genuß verderbt. Erziehung, Gewohnheit und Exempel haben einen mächtigen Einfluß, das Gemüth zu einer oder der andern von dieſen Neigungen hinzulenken; und man muß geſtehen, daß, wenn ſie

den Geschmack an Thätigkeit und Vergnügen befördern, sie in so fern der menschlichen Glückseligkeit günstig sind. In Zeiten, wo Gewerbfleiß und Künste blühen, werden die Menschen in beständiger Beschäftigung erhalten, und genießen, zu ihrem Lohn, die Beschäftigung selbst sowohl, als die Annehmlichkeiten, welche die Früchte ihrer Arbeit sind. Der Geist bekommt neues Leben; erweitert seine Kräfte und Fähigkeiten; und, durch anhaltenden Fleiß in anständigen Beschäftigungen, befriedigt er nicht nur seine natürlichen Begierden, sondern hemmt auch den Wuchs der unnatürlichen, die gemeiniglich ausschießen, wann Gemächlichkeit und Müßiggang ihnen Nahrung geben. Verbanne jene Künste aus der Gesellschaft, und du raubest den Menschen beydes, Thätigkeit sowohl als Vergnügen; und indem du nichts als Ruhe an deren Stelle setzest, zerstörst du sogar den Geschmack an Ruhe, die niemals angenehm ist, außer wann sie auf Arbeit folgt, und zur Erquickung der Lebensgeister dient, die durch zuviel Anstrengung und Bemühung erschöpft waren. Ein anderer Vortheil von Gewerbfleiß und von Verfeinerungen in den mechanischen Künsten ist, daß sie gemeiniglich einige Verfeinerungen in den liberalen Künsten nach sich ziehen; auch

können die einen nicht zur Vollkommenheit gelangen, ohne von den anderen, in einigem Grade, begleitet zu seyn. Dasselbe Zeitalter, welches große Philosophen und Staatsmänner, berühmte Feldherren und Dichter hervorbringt, hat gewöhnlich einen Ueberfluß an geschickten Webern und Schifszimmerleuten. Es läßt sich vernünftiger Weise nicht erwarten, daß ein Stück Wollenzeug von hoher Vollkommenheit in einer Nation verfertigt werden wird, in welcher man von Astronomie nichts weiß, oder die Sittenlehre vernachläßiget. Der Geist des Zeitalters wirkt auf alle Künste; und die Menschen, einmal aus ihrem Geistesschlaf ermuntert, und in Schwung gesetzt, wenden sich nach allen Seiten, und bringen in jeder Kunst und Wissenschaft Verbesserungen an. Diese Unwissenheit wird gänzlich verbannt, und man genießt des Vorrechts vernünftiger Geschöpfe, zu denken sowohl als zu handeln, und die Vergnügen des Geistes sowohl als des Körpers auszubilden.

Je mehr diese verfeinerten Künste emporkommen, desto geselliger werden die Menschen; auch ist es nicht möglich, daß sie, bereichert mit Wissenschaft und im Besitz eines Fonds von Geisteunterhaltung, sich begnügen sollten, in der Einsamkeit zu bleiben, oder mit

ihren Mitbürgern auf die abſtehende Art, welche rohen und barbariſchen Nationen eigen iſt, zu leben. Sie ziehen ſchaarweiſe zuſammen in Städte; freuen ſich Kenntniſſe zu empfangen und mitzutheilen; ihren Geſchmack und Witz in dem Umgange, oder in der Lebensart, in Kleidern oder Möbeln zu zeigen. Neugierde lockt den Weiſen an; Eitelkeit den Thoren; Vergnügen alle beyde. Ueberall werden beſondere Clubs und Geſellſchaften errichtet; beyde Geſchlechter gehen auf einem leichten und geſelligen Fuß mit einander um; und es verfeinern ſich allmählig die Menſchen an Gemüthsart ſowohl als an Betragen; ſo daß ſie außer der Verbeſſerung, die ſie von den Wiſſenſchaften und den freyen Künſten erhalten, nothwendiger Weiſe ſchon dadurch, daß ſie ſich gewöhnen, mit einander umzugehen und einer zu des andern Vergnügen und Unterhaltung wechſelſeitig beyzutragen, eine Zunahme an Menſchlichkeit fühlen müſſen. Auf ſolche Weiſe ſind Gewerbfleiß, Wiſſenſchaft und Menſchlichkeit durch ein unauflösliches Band mit einander verknüpft, und ſind, wie Vernunft ſowohl als Erfahrung zeigt, nur in den geſchliffenern und ſogenannten üppigeren Zeitaltern anzutreffen.

Auch hängen diesen Vortheilen keine Nachtheile an, die gegen sie in einige Vergleichung kämen. Je mehr man das Vergnügen ausstudirt, desto weniger wird man sich Ausschweifungen von irgend einer Art überlassen. Wir können sicher behaupten, daß die Tartarn sich öfter einer viehischen Gefräßigkeit schuldig machen, wann sie an ihren todten Pferden zehren, als europäische Höflinge bey allen ihren Verfeinerungen der Kochkunst. Und ist unerlaubte Liebe, oder sogar Verletzung ehelicher Treue häufiger in geschliffenen Zeiten, wo sie öfters nur als eine Art von Galanterie angesehen wird; so ist auf der andern Seite Trunkenheit viel weniger gemein: ein Laster, das weit abscheulicher und für den Leib sowohl, als für die Seele verderblicher ist. Und über diesen Punkt möchte ich mich nicht allein auf einen Ovid oder Petron berufen, sondern auf einen Seneca oder Cato selbst. Man weiß, daß, als Cäsar, während der Verschwörung des Catilina, sich genöthigt sah, dem Cato ein Liebesbriefchen einzuhändigen, aus welchem ein Verständniß mit der Servilia, Catos eigner Schwester, erhellte, dieser strenge Philosoph es ihm mit Unwillen zurück warf, und in der Bitterkeit seines Grimmes ihm den Nahmen eines Trun-

kenbolds gab, als eine Benennung, die schimpflicher war, denn diejenige, womit er ihn viel treffender hätte schelten können.

Aber Gewerbfleiß, Wissenschaft und Menschlichkeit sind nicht bloß im Privatleben vortheilhaft; sie verbreiten ihren wohlthätigen Einfluß auch auf das öffentliche Leben, und machen eben sowohl den Staat groß und blühend, als sie die einzelnen Glieder desselben wohlhabend und glücklich machen. Der Anwachs und Verbrauch aller der Güter, welche zur Zierde und Annehmlichkeit des Lebens dienen, sind der Gesellschaft vortheilhaft, weil sie, zu gleicher Zeit, da sie jene unschuldigen Ergetzungen der einzelnen Personen vervielfältigen, eine Art Niederlage (storehouse) von Arbeit sind, welche in Nothfällen des Staats zum öffentlichen Dienste benutzt werden kann. Bey einem Volke, wo keine Nachfrage nach solchen Ueberflüßigkeiten ist, sinken die Menschen in Lässigkeit, verlieren allen Lebensgenuß, und sind für das Gemeinwesen unnütz, welches nicht im Stand ist, seine Flotten und Kriegsheere von der Gewerbsamkeit solcher faulen Glieder zu unterhalten.

Alle europäischen Königreiche haben gegenwärtig noch beynahe dieselben Gränzen, die sie vor zwey Jahrhunderten hatten: aber wie

groß iſt der Unterſchied zwiſchen der damaligen und jetzigen Macht und innern Größe dieſer Reiche? und doch kann derſelbe keiner andern Urſache, als dem Anwachs von Kunſt und Gewerbſamkeit, zugeſchrieben werden. Als Carl VIII. König von Frankreich, Italien angriff, führte er etwa 20,000 Mann mit ſich: gleichwohl erſchöpfte dieſe Kriegsrüſtung, wie uns Guicciardini erzählt, das Volk ſo ſehr, daß es für mehrere Jahre nicht im Stande war eine ſo große Anſtrengung zu machen. Ludwig XIV hielt zu Kriegszeiten über 400,000 Mann im Solde;*) obſchon er, von Mazarini's Tode an bis zu ſeinem eigenen, in eine Reihe von Kriegen verwickelt war, die nahe an dreyßig Jahre dauerten.

Dieſe Gewerbſamkeit wird ſehr befördert durch die von jedem Zeitalter der Künſte und Verfeinerung unzertrennliche Wiſſenſchaft; ſo wie, von der andern Seite, dieſe Wiſſenſchaft das Gemeinweſen in den Stand ſetzt, die Gewerbſamkeit der Unterthanen auf das vortheilhafteſte zu benutzen. Geſetz-, Ordnung, Policey, Erziehung, das alles kann niemals zu einiger Vollkommenheit gebracht werden, be-

*) Die Inſtruft auf dem Place de Vendome ſagt 440000 Mann.

vor die menschliche Vernunft sich, durch Uebung und Beflissenheit auf die gemeineren Künste, wenigstens des Handels und der Manufacturen, verfeinert hat. Kann man erwarten, daß von einem Volke eine Regierung gut werde eingerichtet werden, wenn es nicht einmal ein Spinnrad zu verfertigen, oder einen Weberstuhl vortheilhaft zu gebrauchen versteht? Nicht zu gedenken, daß alle unwissende Zeitalter mit Aberglauben angesteckt sind, der die Regierung aus ihren Fugen bringt, und die Menschen in ihrem Streben nach Wohlstand und Glückseligkeit störet.

Wissenschaft in der Regierungskunst erzeugt natürlicher Weise Mäßigung und Milde, indem die Machthaber einsehen lernen, welchen Vorzug menschenfreundliche Maximen vor der Härte und Strenge haben, die den Unterthan zur Empörung treiben, und ihm, durch die abgeschnittne Hofnung der Begnadigung, die Wiederkehr zum Gehorsam unmöglich machen. Wann die Gemüther der Menschen sanfter, und ihre Einsichten besser geworden sind, so zeigt sich diese Menschlichkeit in einem noch hellern Lichte, und wird zum Hauptmerkmal, wodurch ein gesittetes Zeitalter sich von Zeiten der Barbarey und Unwissenheit unterscheidet. Partheyen sind dann minder erbit-

tert, Staatsveränderungen minder tragisch, die Auctorität minder strenge, und Aufstände minder häufig. Selbst auswärtige Kriege lassen allmählig von ihrer Grausamkeit ab; und nach der Schlacht, wo Ehre und Eigennutz den Menschen gegen Mitleid sowohl als gegen Furcht verhärten, ziehen die Streiter das Thier aus, und nehmen wieder den Menschen an.

Es ist auch nicht zu besorgen, daß Menschen mit der Wildheit zugleich ihren kriegerischen Geist verlieren, oder minder unerschrokken und muthig in der Vertheidigung ihres Vaterlandes oder ihrer Freyheit sich beweisen werden. Die Künste thun eine solche Wirkung nicht, daß sie den Geist oder den Körper entkräften sollten. Im Gegentheil giebt Betriebsamkeit, ihre beständige Begleiterin, beyden neue Stärke. Und wenn der Zorn, den man den Wetzstein des Muths nennt, etwas von seiner Rauhigkeit, durch Verfeinerung und Geschliffenheit verliert; so gewinnt dafür das Gefühl von Ehre, welches ein stärkeres, beständigeres und lenksameres Princip ist, frische Kraft durch jene Erhebung des Geistes, die eine Folge von Wissenschaft und einer guten Erziehung ist. Man rechne noch dazu, daß der Muth weder von einiger Dauer,

noch von Nutzen seyn kann, wenn ihm nicht Kriegszucht und Kriegskunst zur Seite gehen, die selten unter einem barbarischen Volke gefunden werden. Das Alterthum bemerkt, daß Datames der einzige Barbar gewesen, der jemals die Kriegskunst verstanden habe. Und Pyrrhus, als er die Römer ihr Heer mit einiger Kunst und Geschicklichkeit stellen sahe, rief voll Verwunderung aus: diese Barbaren haben in ihrer Kriegszucht nichts Barbarisches. Es ist merkwürdig, daß, so wie die alten Römer, weil sie Krieg zu ihrem alleinigen Beruf machten, das einzige uncivilisirte Volk waren, das jemals Kriegszucht besaß, so die heutigen Italiener, unter Europäern, das einzige civilisirte Volk sind, dem es jemals an Muth und kriegerischem Geist gebrach. Diejenigen, welche diese Unmännlichkeit der Italiener, ihrem Luxus, oder ihrer Geschliffenheit, oder ihrem Eifer für die Künste zuschreiben, dürfen nur die Franzosen und Engländer betrachten, deren Tapferkeit eben so ausgemacht ist, als ihre Liebe für die Künste oder ihre Emsigkeit im Handel. Die italienischen Geschichtschreiber geben einen bessern Grund von dieser Ausartung ihrer Landsleute an. Sie zeigen uns, wie das Schwerdt auf

einmal allen italienischen Oberherren entnahm, indem die Venetianische Aristokratie gegen ihre Unterthanen Eifersucht faßte, die Florentinische Democratie sich gänzlich dem Handel ergab, Rom von Priestern regiert ward, und Neapel von Weibern. Der Krieg wurde darauf das Geschäfte von Abentheurern, genannt Soldaten, die einander schonten, und, zum Erstaunen der Welt, im Stande waren, einen ganzen Tag hindurch das, was sie eine Schlacht nannten, zu liefern, und am Abende ohne das mindeste Blutvergießen in ihr Lager zurückzukehren.

Was strenge Moralisten hauptsächlich verleitet hat, wider die Verfeinerung der Künste zu eifern, ist wohl das Exempel der alten Römer, die, so lange sie mit ihrer Armuth und Uncultur Tugend und Gemeingeist verbanden, zu einer so erstaunlichen Höhe von Macht und Freyheit emporstiegen; aber nachdem sie von ihren eroberten Provinzen das asiatische Wohlleben gelernt hatten, auf jede Art von Verderbniß verfielen; woraus Aufruhr und Bürgerkriege entstanden, die zuletzt den gänzlichen Verlust der Freyheit nach sich zogen. Alle die lateinischen Classiker, welche wir in unserer Kindheit lesen, sind voll von diesen Gesinnungen, und schreiben insge-

sammt den Untergang ihres Staats den aus dem Orient eingeführten Künsten und Reichthümern zu. Dieses geht so weit, daß Sallust einen Geschmack an Gemählden für ein nicht geringeres Laster ansieht, als Liederlichkeit und Trunkenheit. Und so bekehrt waren dergleichen Gesinnungen in den spätern Zeiten der Republik, daß dieser Autor sich in Hochpreisungen der alten strengen Römertugend ergießt, obschon er selbst das ausbündigste Beyspiel von neumodischer Ueppigkeit und Unsittlichkeit war; daß er verächtlich von der griechischen Beredsamkeit spricht, obschon er zu den elegantesten Schriftstellern der Welt gehört; ja daß er unzeitige Abschweifungen und leeres Wortgepränge zu diesem Zweck sich erlaubt, obschon er sonst ein Muster von Geschmack und Correktheit ist.

Aber es würde leicht seyn zu beweisen, daß diese Schriftsteller die Ursache von den Unordnungen in dem römischen Staate mißkannten, und dem Luxus und den Künsten zuschrieben, was eigentlich von einer schlechtverfaßten Regierung, und von dem unbeschränkten Umfange der Eroberungen herrührte. Die Verfeinerung der Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens steht in keinem natürlichen Zusammenhange mit Freiheit und Verfech-

sichkeit so, daß jene von selbst diese letztern nach sich zieht. Der Werth, den jedermann auf irgend ein besonderes Vergnügen setzt, beruht auf Verleidung und Erfahrung; und es ist ein Sachverständiger nicht minder gierig nach Gelde, welches er auf Spiel und Brantewein verwendet, als ein Hofmann, der Champagner und Ortolanen kauft. Reichthum ist für alle Menschen, und zu allen Zeiten schätzbar, weil er immer solche Vergnügen verschafft, als jedermann aus Gewohnheit kennt und begehrt: es kann auch nichts die Liebe zum Gelde vermindern oder regieren, als ein Gefühl von Ehre und Tugend, welche, wenn sie nicht in allen Zeiten beynahe gleich sind, natürlicher Weise am häufigsten in Zeitalten der Wissenschaft und Verfeinerung vorkommen werden.

Unter allen europäischen Reichen scheint Polen an den kriegerischen sowohl als friedlichen, mechanischen sowohl als liberalen Künsten den größten Mangel zu haben; und doch sind Tollheit und Bestechlichkeit gerade dort am herrschendsten. Die Edelleute scheinen das Recht der Klimawahl aus keinem andern Grunde beyzubehalten, als um ihre Krone regelmäßig an den Meistbietenden zu verkaufen. Das ist beynahe die einzige Art von Handel, worauf sich diese Menschen verstehen.

Die Freyheiten von England, weit gesetzt für der Aufnahme und Verfeinerung der Künste gelitten zu haben, sind nie in größerem Flor gewesen, als während dieses Zeitlaufs. Und wenn schon Bestechlichkeit in den letztern Jahren zugenommen zu haben scheint; so ist das hauptsächlich unsrer festgestellten Freyheit zuzuschreiben, bey welcher unsere Könige keine Möglichkeit vor sich sehen, ohne Parlamente zu regieren, oder die Parlamente durch das Phantom der Kronrechte (prerogative) zu schrecken. Nicht zu gedenken, daß diese Bestechlichkeit und Feilheit ungleich mehr unter den Wählern, als unter den Gewählten, herrsche; und daher nicht füglich Verfeinerungen im Luxus zugeschrieben werden kann.

Betrachten wir die Sache in ihrem gehörigen Lichte, so werden wir gewahr, daß ein Fortschritt in den Künsten vielmehr vortheilhaft für die Freyheit ist, und die natürliche Wirkung hat eine freye Regierung, wenn nicht hervorzubringen, doch zu erhalten. Bey rohen ungeschliffenen Nationen, wo die Künste verabsäumt werden, wird alle Arbeit auf den Landbau verwandt; und die ganze Gesellschaft theilt sich in zwey Classen, Landeigner, und deren Vasallen oder Unterthanen. Die letztern sind nothwendiger Weise abhängig, und

zur Unterthänigkeit und Sclaverey geeignet; insonderheit, wo sie weder Vermögen besitzen, noch um ihrer Landwirthschaftlichen Kenntnisse willen in Achtung stehen; wie es allemal der Fall seyn muß, wo die Künste verabsäumt werden. Die ersteren werfen sich natürlich zu kleinen Tyrannen auf, und müssen entweder, des Friedens und der Ordnung halber, einem unumschränkten Herrn sich unterwerfen; oder sie müssen, wenn sie ihre Unabhängigkeit, gleich den Baronen des Mittelalters, bewahren wollen, in Zehden und Streitigkeiten unter einander verfallen, und die ganze Gesellschaft in eine solche Verwirrung stürzen, die vielleicht ärger ist, als die despotische Regierung. Wo aber Luxus den Handel und den Kunstfleiß belebt, da gelangen die Bauern durch eine tüchtige Wirthschaft zu Vermögen und Unabhängigkeit; während die Manufacturisten und Handelsleute einen Antheil an dem Eigenthum erlangen, und Ansehn und Achtung jenem Mittelstande von Menschen zuwenden, der die beste und festeste Grundlage der öffentlichen Freyheit ist. Diese bequemen sich nicht zu Sklaverey, wie die Bauern aus Armuth und Geistesverniedrigung thun; und da sie keine Hofnung haben, wie die Baronen, über andere zu tyranniſiren; so sind sie in kei-

ner Versuchung, um eines solchen Vortheils willen, sich die Tyranney ihres Oberherrn gefallen zu lassen. Sie streben nach gleichen Einsehen, die ihnen ihr Eigenthum sichern, und sie vor der monarchischen sowohl, als aristokratischen Eigenmacht beschützen sollen.

Das Unterhaus ist die Stütze unserer popularen Regierung; und alle Welt erkennt, daß selbiges den vornehmsten Theil seines Einflusses und Ansehens dem Anwachse des Handels verdankt, der ein so grosses Uebergewicht an Eigenthum in die Hände der Gemeinen geworfen hat. Wie widersinnig ist es demnach, eine Verfeinerung in den Künsten so heftig zu tadeln, und als das Gift der Freyheit und des Gemeingeistes vorzustellen!

Der Hang wider die gegenwärtigen Zeiten zu eifern, und die Tugend der entfernten Vorfahren zu erheben, ist der menschlichen Natur wie angeboren: und da nur die Gesinnungen und Meinungen civilisirter Zeitalter allein der Nachwelt überliefert werden, so ist begreiflich, woher so viele harte Urtheilssprüche wider den Luxus, und selbst wider die Wissenschaft im Schwange gehen, und warum man selbigen anjetzt so bereitwillig Beyfall giebt. Aber die Täuschung wird leicht entdeckt, wenn wir verschiedene Nationen, welche Zeitgenossen sind,

mit einander vergleichen; da wir dann sowohl unpartheyischer urtheilen, als auch diejenigen Satzen, welche uns genugsam bekannt sind, besser einander entgegen stellen können. Verrätherey und Grausamkeit, die schädlichsten und entsetzlichsten von allen Lastern, scheinen den ungebildeten Zeitaltern eigen zu seyn; und wurden von den verfeinerten Griechen und Römern allen barbarischen Völkern, von denen sie umringt waren, vorgerückt. Mit Recht hätten sie daher vermuthen sollen, daß ihre eigene so hoch gepriesene Vorfahren wohl keine größere Tugenden besaßen, und gegen ihre Nachkommenschaft eben so weit an Ehre und Menschlichkeit, als an Geschmack und Wissenschaft, zurückstanden. Man erhebe einen alten Franken oder Sachsen noch so hoch; so glaube ich doch, daß jedermann sein Leben oder Vermögen nicht so sicher in den Händen eines Mohren oder Tartars erachten wird, als in den Händen eines französischen oder englischen Herrn, einer Classe der cultivirtesten Menschen bey den civilisirtesten Nationen.

Wir kommen nun zu dem zweyten Satze, den wir erläutern wollen, nehmlich, daß, wie vortheilhaft auch dem Gemeinwesen unschuldiger Luxus, oder eine Verfeinerung in den

Künsten und Gemächlichkeiten ist, gleichwohl sobald Luxus aufhört unschuldig zu seyn, er auch wohlthätig zu seyn aufhöre, und, noch einen Grad weiter getrieben, anfange ein Verderben, obzwar vielleicht nicht das allergrößte Verderben, für die Staatsgesellschaft zu werden.

Laßt uns näher betrachten, was man lasterhaften Luxus nennt. Keine Ergetzung, wie sinnlich sie auch sey, kann an sich selbst für lasterhaft erachtet werden. Eine Ergetzung ist nur dann lasterhaft, wenn sie jemandes ganze Ausgabe wegnimmt und kein Vermögen zu solchen Handlungen der Pflicht und des Edelmuths übrig läßt, wozu seine Lage und seine Glücksumstände ihn auffordern. Gesetzt nun, er besserte sich von dem Laster, und wende einen Theil seiner Ausgaben auf die Erziehung seiner Kinder, auf die Unterstützung seiner Freunde, und auf die Erleichterung der Armen, wird daraus ein Nachtheil für die Gesellschaft entstehen? Gewiß nicht; es wird eben derselbe Verbrauch Statt haben; und jene Arbeit, die sonst angewandt wurde, einem einzigen Manne eine unbedeutende Ergetzung zu verschaffen, wird Nothleidende erleichtern und Zufriedenheit unter Hunderte verbreiten. Dieselbe Sorge und Arbeit, die ein Gericht

Scheern um Weynachten schaft, würde eine ganze Familie auf ein halbes Jahr mit Brot versehen. Sagen, daß ohne ein lasterhaftes Weltleben die Arbeit gar nicht würde angewandt worden seyn, heißt weiter nichts sagen, als daß in der menschlichen Natur ein gewisser anderer Fehler liegt, wie Unthätigkeit, Selbstsucht, Kaltsinn; gegen welche Fehler Luxus gewissermaaßen ein Heilmittel abgiebt; so wie ein Gift das Gegengift von einem andern seyn kann. Aber Tugend, gleich gesunder Nahrung, ist besser als Gifte, mögen sie auch noch so gemildert werden.

Man denke sich dieselbe Anzahl von Menschen, die gegenwärtig in Großbritannien sind, mit demselben Boden und Clima; ich frage: könnten sie nicht glücklicher seyn, wenn sie das tugendhafteste Leben führten, das sich erdenken läßt, und wenn die größte Besserung in ihrer Sinnes- und Gemüthsart vorgienge, die von der Allmacht selbst bewürkt werden kann. Zu behaupten, daß sie es nicht seyn könnten, ist offenbar lächerlich. Da das Land im Stande ist mehr als alle seine jetzigen Einwohner zu ernähren; so könnten sie, in einem solchen Utopischen Zustande, keine andere Uebel empfinden, als die aus körperlicher Krankheit entsprängen; und diese machen

nicht die Hälfte von dem menschlichen Elende aus. Alle andere Uebel entstehen aus irgend einem Laster, das entweder in uns, oder in andern liegt; und selbst viele unserer Krankheiten kommen aus derselben Quelle her. Schafft die Laster weg, und es werden ihnen die Uebel nachfolgen. Nur müßt ihr Sorge tragen, die Laster alle wegzuschaffen. Schafft ihr nur einen Theil fort, so kann die Sache noch ärger werden. Verbannet ihr lasterhaften Luxus, ohne zugleich der Faulheit und dem Kaltsinn gegen andere abzuhelfen, so vermindert ihr die Betriebsamkeit in dem Staat, und vermehrt um nichts die Mildthätigkeit der Menschen oder ihren Edelmuth. Laßt uns also bey der Behauptung stehen bleiben, daß zwey entgegengesetzte Laster in einem Staate vortheilhafter seyn können, als eins derselben allein; aber laßt uns nie Laster an sich selbst für vortheilhaft erklären. Ist es nicht sehr inconsequent für einen Schriftsteller auf einem Blatte zu versichern, moralische Unterscheidungen seyen Erfindungen von Staatsklugen, zum Behuf des öffentlichen Wohls; und auf dem nächsten Blatte zu behaupten, Laster sey dem Staate vortheilhaft?*) Und

*) Mandeville in seiner bekannten Schrift: Die Fabel von den Bienen.

in der That scheint es nach jedem Moralsystem nichts Geringeres als ein buchstäblicher Widerspruch zu seyn, von einem Laster zu reden, das im Allgemeinen wohlthätig für die Gesellschaft sey.

Ich hielt diese Erörterung für nöthig, um einiges Licht auf eine philosophische Frage zu werfen, über welche in England viel gestritten worden. Ich nenne sie eine philosophische Frage, und nicht eine politische. Denn was auch für Folgen eine solche wunderbare Umbildung, wodurch die Menschen mit jeder Art von Tugend begabt, und von jeder Art des Lasters befreyt würden, immer haben möchte; so geht das die Obrigkeit nichts an, die bloß mit Möglichkeiten zu schaffen hat. Sie kann nicht jedem Laster dadurch abhelfen, daß sie eine Tugend an dessen Stelle setzt. Sehr oft kann sie ein Laster nur durch ein anderes heilen; und in solchem Fall, sollte sie das vorziehen, was der Gesellschaft am wenigsten schädlich ist. Luxus, wenn er zum Uebermaaße geht, ist die Quelle von vielen Uebeln; aber im Ganzen ist er der Faulheit und Müßigkeit vorzuziehen, die gemeiniglich an seine Stelle treten würden, und die den Privatpersonen sowohl, als dem Staat weit schädlicher sind. Wo Faulheit

die Oberhand hat, da herrscht unter den Menschen eine niedrige und ungebildete Lebensart, ohne Gesellschaft, ohne Annehmlichkeit. Und sodert, bey einer solchen Lage, der Oberherr den Dienst von seinen Unterthanen; so reicht die Arbeit der Nation blos hin, die Arbeiter selbst mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu versorgen, und kann für diejenigen, welche zum Dienste des Staats gebraucht werden, nichts erübrigen.

III.

Vom Gelde.

Geld iſt eigentlich zu reden keine Handelswaare, ſondern nur das allgemein beliebte Mittel, den Umtauſch einer Waare gegen eine andre zu erleichtern. Es iſt keines von den Handelsrädern; es iſt das Oehl, welches die Bewegung der Räder ſanfter und williger macht. Betrachten wir ein Reich für ſich allein; ſo ſehen wir offenbar, daß die größere oder geringere Geldmenge von keinem Belang iſt; weil die Preiſe der Waaren allemal mit der Geldmenge in Proportion ſtehen, und eine Krone zu Heinrichs VII. Zeit eben ſo weit reichte, als jetzt ein Pfund Sterling. Nur der Staat hat von der größeren Geldmenge einigen Vortheil; und zwar bloß in ſeinen Kriegen und Verhandlungen mit fremden Mächten. Und das iſt der Grund, warum alle reiche und handelnde Staaten, von Carthago bis auf Großbrittannien und Holland, ſich gedungener Truppen bedient haben, die ſie von ihren ärmeren Nachbarn miethe-ten. Wären ſie genöthigt ſich ihrer einge-

bohrnen Unterthanen zu bedienen; so würden sie von ihrem überlegenen Reichthum und von ihrer großen Menge Goldes und Silbers weniger Vortheil haben; weil der Sold aller ihrer Bedienten, im Verhältniß zu dem öffentlichen Vermögen steigen muß. Die kleine britische Armee von 20,000 Mann kostet so viel, als eine zweymal so zahlreiche französische. Und die englischen Flotten erforderten, in dem letzten Kriege, zu ihrer Unterhaltung, so viel Geld, als alle römische Legionen, welche zur Zeit der Kayser die ganze Welt in Unterwürfigkeit erhielten. *)

*) Ein gemeiner Soldat bey der römischen Infanterie hatte täglich einen Denarius, das ist 7½ Pence englisch, oder ½ Thaler preußisch. Die römischen Kayser hatten gewöhnlich 25 Legionen im Solde, welches, wenn man 5000 Mann auf eine Legion rechnet, 125000 Mann ausmacht. (Tac. Annal. lib. IV.) Freylich befanden sich auch Hülfstruppen bey den Legionen; aber ihre Anzahl ist so ungewiß, als ihr Sold. Nehmen wir blos die Legionarsoldaten; so konnte der Sold der Gemeinen nicht über 1650000 Pfund Sterling, (siebzehn Millionen Thaler preußisch) betragen. Nun bewilligte das Parlament in dem letzten Kriege für die Flotte gewöhnlich 2,500000 Pfund. Wir haben also noch 900,000 Pfund für die Officiere und zu andern Kosten der römischen Legionen übrig. Es scheinen in den römischen Armeen nur wenige Officiere gewesen zu seyn, in Vergleichung gegen die Anzahl, welche sich bey allen neuern Truppen, einer Compagnietrupp aufgenommen, findet. Und diese Officiere hatten einen sehr geringen Sold; ein Cen-

Die gröſsere Anzahl des Volks und seine gröſsere Betriebsamkeit sind in allen Fällen dienlich; daheim und auswärts, für jeden einzeln und für alle zusammengenommen. Aber die gröſsere Geldmenge ist von einer sehr beschränkten Nutzbarkeit, und kann sogar bisweilen einer Nation in ihrem Handel mit Fremden zum Nachtheil gereichen.

Es scheint in den menschlichen Angelegenheiten ein glücklicher Zusammenfluß von Ursachen Statt zu haben, der den Anwachs des Reichthums und Handels hemmt, und nicht zuläßt, daß beydes sich gänzlich auf Ein Volk beschränke; wie man beym ersten Anblick, wegen der Vortheile eines eingerichteten Handels wohl befürchten möchte. Hat eine Nation den Vorsprung vor einer andern im Handel gewonnen; so fällt es der letzteren sehr

turie, zum Beyspiel, hatte mit den doppelten Sold eines gemeinen Soldaten. Und da die Soldaten sich von ihrem Solde (Tacit. Ann. lib. I.) ihre Kinder, Mahlen, Zelte und Bagage selbst anschaffen; so mußte dieses auch die andern Ausgaben bey der Armee beträchtlich vermindern. So wenig kostete diese mächtige Regierung, und so leicht lag ihr Joch auf der Welt. Und in der That ist dieser Gedanke aus den obigen Berechnungen desto natürlicher, da der Sold, nach der Eroberung von Aegypten, beynahe eben so dürftig in Rom scheint gewesen zu seyn, als er anjetzt in den reichsten Staaten von Europa ist.

schwer, die verlohrne Strecke wieder einzuholen; theils wegen der überlegenen Betriebsamkeit und Geschicklichkeit der ersteren, theils wegen der größeren Kapitalien, in deren Besitz ihre Kaufleute, und bey denen sie im Stande sind, mit desto geringerem Profit zu handeln. Aber diese Vortheile werden gewissermaßen aufgewogen durch den niedrigen Arbeitslohn bey jedem Volke, das weder einen ausgebreiteten Handel, noch eine sonderliche Fülle von Gold und Silber besitzt. Daher verändern Manufacturen allmälich ihre Wohnplätze; verlassen die Länder und Provinzen, die sie schon bereichert haben, und ziehen nach andern hin, wo sie durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel und der Arbeit angelockt werden; bis sie auch diese bereichert haben, und durch eben dieselben Ursachen wieder vertrieben werden. Und überhaupt, können wir sagen, ist die von der Geldmenge herrührende Vertheurung aller Dinge ein Nachtheil, der jeden eingerichteten Handel begleitet, und ihm in jedem Lande Schranken setzt, weil sie die ärmeren Nationen fähig macht, den reicheren auf allen fremden Märkten, durch wohlfeilere Preise, Abbruch zu thun.

Aus diesem Grunde kommt mir das Wohlthätige der Banken und des Papierkre-

dite, die ſo allgemein als vortheilhaft für jede Nation angeſehen werden, ſehr zweifelhaft vor. Daß Lebensmittel und Arbeit durch den Anwachs des Handels ſich vertheuren, iſt in vielen Rückſichten eine Unbequemlichkeit; aber ſie iſt unvermeidlich, und eine Folge von jenem öffentlichen Reichthum und Wohlſtande, welche das Ziel aller unſrer Wünſche ſind. Sie wird durch die Vortheile vergütet, die wir aus dem Beſitz der edeln Metalle ziehen, und durch das Gewicht, welches dieſe dem Staat in allen auswärtigen Kriegen und Verhandlungen geben. Aber es zeigt ſich kein Grund, dieſe Unbequemlichkeit durch ein Aftergeld zu vermehren, welches die Fremden in keiner Zahlung annehmen wollen, und welches irgend ein großer Unfall im Staat zu nichte machen wird. Es iſt wahr, in jedem reichen Staat giebt es viele Leute, die große Geldſummen haben, ſtatt deren ihnen Papier von guter Sicherheit lieber wäre; weil ſich dieſes leichter verſenden und bequemer verwahren läßt. Sorgt nun das Gemeinweſen nicht für eine öffentliche Bank; ſo werden Privatbanker ſich dieſen Umſtand zu Nutze machen; wie es vormals die Goldſchmiede in London thaten, oder wie es die Banker in Dublin noch jetzt thun. Man möchte alſo wohl denken, es wä-

re besser, daß eine öffentliche Gesellschaft den Gewinn von jenem Papierkredit, welcher doch immer in jedem reichen Lande Statt finden wird, zu genießen bekäme. Aber einen solchen Kredit mittelst künstlicher Anstalten vermehren zu wollen, kann niemals dem Interesse einer handelnden Nation gemäß seyn, sondern muß ihr Nachtheile zuziehen, indem dadurch Geld über seine natürliche Proportion gegen Waaren und Arbeit vermehret wird, und sonach dem Kaufmann und Manufacturisten die Preise verheuert werden. Und in diesem Betracht muß man gesehen, daß von allen Banken keine vortheilhafter seyn könnte, als eine solche, die alles Geld, was sie empfienge, verschlösse, *) und niemals, durch Wiederanlegung eines Theils von ihrem Schatze auf Handel, wie gewöhnlich geschieht, die umlaufende Baarschaft vermehrte. Eine öffentliche Bank würde durch ein solches Verfahren, dem Gewerbe der Privatbanker und Geldwechsler sehr Abbruch thun; und wenn gleich der Staat die Kosten von den Besoldungen der Direktoren und der Zähler bey dieser Bank trüge; (denn nach der vorhergehenden Annahme zöge sie von ihren Ge-

*) Dies ist der Fall mit der Amsterdammer Bank.

schäften keinen Profit;) so würde doch der aus dem niedrigen Preise der Arbeit und aus der Zerstörung des Papierkredits entstehende Nationalvortheil eine hinlängliche Vergütung seyn. Nicht zu gedenken, daß eine so starke Summe, die immer zum Gebrauch bereit läge, in Zeiten einer großen öffentlichen Gefahr oder Noth, ein bequemes Hülfsmittel abgeben würde; indem der Theil, den man davon genommen hätte, nach wiederhergestellter Ruhe und Ordnung, ganz gemächlich wieder ersetzt werden könnte.

Aber von dem Papierkredit wollen wir hernach ausführlicher handeln; und ich werde diesen Versuch über das Geld damit beschließen, daß ich zwey Bemerkungen vortrage und erläutere, die unsern theoretischen Staatswirthen vielleicht Stoff zum Nachdenken geben werden.

I. Es war eine schlaue Bemerkung des Scythen Anacharsis, *) der in seinem Vaterlande niemals Geld gesehen hatte, daß ihm vorkäme, als ob Geld und Silber den Griechen zu weiter nichts nütze, als ihnen das Zählen und Rechnen zu erleichtern. Es ist allerdings offenbar, daß Geld weiter nichts

*) Plutarch. Quomodo quis suos profectus in virtute sentire possit.

als der Stellvertreter von Waaren und Arbeit ist, und bloß ein Mittel abgiebt selbige zu schätzen und zu vergleichen. Wo Münze (coin) in größerer Menge vorhanden ist, da wird auch eine größere Menge davon erfordert, um eben dieselbe Quantität von Gütern vorzustellen; und es kann also die größere Geldmenge, wenn man ein Volk für sich allein nimmt, von keinen Folgen, weder guten noch schlimmen seyn; eben so wenig als es eine Aenderung in den Büchern eines Kaufmanns machen würde, wenn er, anstatt der arabischen Ziffern, die nur wenige Züge erfordern, sich der römischen Zahlzeichen, die deren viele erfordern, bedienen wollte. Ja die größere Geldmenge ist, gleich der römischen Zahlschrift, unbequemer, und macht bey dem Verwahren sowohl als bey dem Versenden mehr Beschwerde. Aber ungeachtet dieses Schlusses, dessen Richtigkeit man einräumen muß, ist es gewiß, daß, seit der Entdeckung der amerikanischen Bergwerke, die Betriebsamkeit bey allen europäischen Nationen, nur nicht bey den Besitzern jener Bergwerke, zugenommen hat; und mit Recht kann dies, unter andern Ursachen, vornehmlich der Zunahme von Gold und Silber zugeschrieben werden. Auch finden wir dem gemäß, daß in

jedem Reiche, welchem Geld in größerer Menge als vormals zuzufließen anfängt, alles eine neue Gestalt bekommt; Arbeit und Betriebsamkeit leben auf; der Kaufmann wird unternehmender; der Manufacturist emsiger und geschickter; und selbst der Bauer folgt seinem Pfluge mit größerer Munterkeit und Aufmerksamkeit. Von dieser Erscheinung ist es nicht leicht den Grund einzusehen, wenn man bloß jene Wirkung betrachtet, die ein größerer Geldvorrath in dem Lande selbst hat, den Preis der Waaren zu erhöhen, und einen jeden zu nöthigen, eine größere Anzahl von jenen gelben und weißen Stücken für alles, was er einkauft, zu bezahlen. Und was den ausländischen Handel betrift; so zeigt sich eine größere Geldmenge, da sie den Preis aller Arten von Arbeit steigert, eher nachtheilig.

Um also diese Erscheinung zu erklären, müssen wir bedenken, daß der hohe Preis von Waaren, obschon er eine nothwendige Folge von der Zunahme des Goldes und Silbers ist, dennoch nicht gleich unmittelbar nach dieser Zunahme eintritt, sondern daß einige Zeit dazu gehört, bis das Geld durch den ganzen Staat umläuft, und seine Wirkung allen Klassen des Volks fühlbar macht. Anfänglich wird keine Veränderung gespürt; nach und

nach steigt der Preis erst von einer Waare, dann von der andern, bis zuletzt alles sich in ein richtiges Verhältniß zu der im Lande vorhandenen neuen Quantität von [illegible]schaft (ispecie) stellt. Bloß in dieser Zwischenzeit oder mittleren Lage, zwischen der Erwerbung des Geldes und dem Steigen der Preise, ist, meines Erachtens, die Zunahme von Gold und Silber für die Betriebsamkeit günstig. Wenn irgend eine Quantität Geldes in ein Land eingeführet wird, so ist es Anfangs nicht in vielen Händen zerstreut; sondern liegt in den Kisten einiger weniger Personen, die es unverzüglich auf das vortheilhafteste anzuwenden suchen. Hier sind, wollen wir annehmen, einige Manufacturisten oder Kaufleute, die für ihre nach Cadix gesandten Güter den Werth in Gold und Silber zurück erhalten haben. Sie sind dadurch in den Stand gesetzt, mehr Arbeiter als vorher zu beschäftigen, die es sich nicht einfallen lassen, höhern Lohn zu verlangen, sondern froh sind, bey so guten Zahlern untergekommen zu seyn. Werden die Arbeiter knapp; so giebt der Manufacturist höhern Lohn, fordert aber auch Anfangs dafür mehr Arbeit; und dazu bequemt sich der Werkmann gern, der nun, zum Ersatz für seine vermehrte Mühe und Plage, besser essen und trinken

kann. Er geht mit seinem Gelde auf den Markt, wo er alles zu demselben Preise, wie vormals, findet; aber er kehrt nun mit mehrern und besseren Sachen zum Gebrauch für seine Familie nach Hause. Der Landwirth und Gärtner, da sie finden, daß alle ihre Waaren Abgang haben, befleißigen sich mit Eifer, größere Vorräthe zu schaffen; und zugleich sind sie im Stande, bessere und mehrere Zeuge von ihren Kaufleuten zu nehmen, die ihnen alles für denselben Preis, wie vorher, lassen, und durch so vielen neuen Verdienst nur desto betriebsamer in ihrem Gewerbe werden. Es ist leicht das Geld in seinem Gange durch die ganze Gesellschaft zu verfolgen; wo man immer finden wird, daß es erst die Emsigkeit eines jeden beleben muß, bevor es den Preis der Arbeit erhöhen kann.

Und daß die Baarschaft bis zu einem ansehnlichen Betrage zunehmen kann, ehe sie diese letztere Wirkung hervorbringt, erhellt, unter andern Beyspielen, aus den häufigen Münzveränderungen der Könige von Frankreich; wo sich immer fand, daß die Erhöhung des Zahlwerths keinen verhältnißmäßigen Aufschlag in den Preisen, wenigstens einige Zeit lang, nach sich zog. In dem letzten Jahre Ludwigs XIV. wurde das Geld um drey Sie-

bentheile erhöhet, aber die Preise stiegen nur um Ein Siebentheil. Korn wird jetzt in Frankreich zu demselben Preise, oder für dieselbe Anzahl von Livres verkauft, wie im Jahr 1683; obschon Silber damals zu 30 Livres die Mark ausgeprägt ward, und jetzt zu 50. *) Nicht zu gedenken der großen Zufuhr

*) Die hier angegebenen Thatsachen beruhen auf dem Zeugnisse des Herrn du Tot (in seinen Reflexions politiques), eines Schriftstellers von Ruf; obwohl ich bekennen muß, daß die Thatsachen, die er bey andern Gelegenheiten anführt, oft so verdächtig sind, daß sie sein Ansehen in dieser Sache vermindern. Indessen ist der allgemeine Satz, daß die Vermehrung der Münze in Frankreich anfänglich keinen verhältnißmäßigen Aufschlag der Preise nach sich zieht, von ausgemachter Richtigkeit.

Beyläufig zu sagen, scheint mir dieses einer der besten Gründe zu seyn, der sich für eine allmälige und durchgängige Vermehrung des Zahlwerths der Münzen angeben läßt; obgleich desselben in keinem der vielen Werke gedacht ist, welche über diese Materie von Meyon, du Tot, und Paris de Verney geschrieben worden. Würde, zum Beyspiel, alles brittische Geld umgemünzt, und eines Pfennings Werth Silber von jedem Schilling abgenommen; so möchte der neue Schilling vermuthlich alles erkaufen, was mit dem alten erkauft werden konnte; die Preise aller Dinge möchten dadurch allmälig vermindert, der auswärtige Handel belebt, und die einheimische Betriebsamkeit durch den Umlauf einer größern Menge von Pfunden und Schillingen einigermaaßen vermehrt und aufgemuntert werden. Bey der Ausführung eines solchen Plans würde es besser seyn, den neuen Schilling für 24 halbe Pfennige gelten zu lassen, damit die Täuschung bliebe, und ihn für denselben gelten ließe,

von Gold und Silber, die seit der ersteren Periode in jenem Reiche Statt gefunden haben mag.

Aus diesem ganzen Räsonnement können wir den Schluß ziehen, daß es, in Hinsicht auf die häusliche Glückseligkeit, keinesweges von einigem Belang sey, ob Geld in größerer oder geringerer Menge vorhanden ist. Die gute Staatswirthschaft des Regenten besteht bloß darin, dasselbe, wo möglich, immer im Zunehmen zu erhalten; weil er dadurch einen Geist der Betriebsamkeit in der Nation lebendig erhält, und die Masse von Arbeit vermehrt, in welcher alle wahre Macht und aller wahre Reichthum besteht. Eine Nation, deren Geld abnimmt, ist wirklich, um die Zeit, schwächer und elender, als eine andere Nation, deren Baarschaft nicht größer, aber im Zunehmen ist. Der Grund davon ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, daß auf die Aenderungen in der Geldmenge die verhältnißmäßigen Aenderungen in dem Preise der Waaren

Und da wegen der unaufhörlichen Abnutzung unsrer Schillinge und Sechspfennigstücke, die Umprägung unsres Silbergeldes anfänglich nothwendig zu werden; so ist es eine Frage, ob wir es eben so machen sollten, wie es unter der Regierung des königs Wilhelm geschah, da man das unvollwichtige Geld nach dem alten Fuß umprägte.

nicht unmittelbar erfolgen. Immer geht eine Zwischenzeit hin, bevor die Sachen sich in ihre neue Lage fügen; und diese Zwischenzeit ist der Betriebsamkeit eben so schädlich, wenn Gold und Silber im Abnehmen, als sie ihr vortheilhaft ist, wenn diese Metalle im Zunehmen sind. Der Arbeiter bekommt von dem Manufacturisten und Kaufmann nicht mehr so viele Beschäftigung, obgleich er denselben Preis für jede Sache, die er einkauft, bezahlen muß. Der Pächter kann sein Korn und Vieh nicht los werden; obgleich er seinem Herrn dieselbe Rente bezahlen soll. Die Armuth, und Betteley, und Faulheit, welche daraus erfolgen müssen, sind leicht vorauszusehen.

II. Die zweyte Bemerkung, welche ich in Absicht des Geldes machen wollte, läßt sich auf folgende Art ins Licht setzen. Es giebt einige Königreiche und viele Provinzen in Europa, (und einst hatte es mit ihnen allen dieselbe Bewandtniß,) wo das Geld so knapp ist, daß der Landeigner gar keines von seinen Unterthanen bekommen kann; sondern genöthigt ist, seine Rente in Naturalien zu nehmen, die er entweder selbst verbraucht, oder nach Oertern verschickt, wo er sie absetzen könne. In diesen Ländern kann der Fürst wenige oder gar keine Abgaben anders, als auf

eben diese Art, erheben; und da er von Abgaben, die so entrichtet werden, geringen Nutzen ziehen wird; so ist offenbar, daß ein solches Reich, selbst in seinem Innern, wenig Stärke hat; und nicht so große Flotten und Armeen unterhalten kann, als wenn jeder Theil desselben vollauf mit Gold und Silber versehen wäre. Der Unterschied zwischen der Macht, welche Deutschland jetzt besitzt, und welche es vor drey Jahrhunderten besaß, ist zuverläßig nicht so groß, als der Unterschied zwischen der Betriebsamkeit, der Volksmenge und den Manufacturen, die es jetzt hat, und die es damals hatte. *) Die östreichschen Gebiete im Reich sind im Ganzen wohl bevölkert und gut angebaut, und von großem Umfange; haben aber keine verhältnißmäßige Wichtigkeit in der Balanz von Europa; welches, wie man gemeiniglich annimmt, von der Seltenheit des Geldes herrührt. Wie stimmen nun alle diese Thatsachen mit dem Grundsatze der Vernunft überein, daß die Quantität von Gold und Silber an sich selbst ganz gleichgültig sey? Nach diesem Grundsatze müßte, wofern nur

*) Die Italiener gaben dem Kayser Maximilian den Spitznamen Pochi - danari. Keine Unternehmung ist jemals diesem Fürsten gelungen, weil es ihm immer an Geld fehlte.

ein Oberherr eine große Anzahl von Unterthanen hat, und dieſe einen Ueberfluß von Waaren beſitzen, er ſchon darum groß und mächtig, und ſie reich und glücklich ſeyn, unabhängig von dem größern oder geringern Vorrath der edeln Metalle. Dieſe ſind aller möglichen Eintheilungen und Unter-Eintheilungen fähig; und ſollten die Stücke ſo klein ausfallen, daß ſie in Gefahr wären verlohren zu werden; ſo iſt es leicht das Gold und Silber mit einem ſchlechtern Metall zu miſchen, (wie in vielen europäiſchen Ländern geſchieht),*) und dadurch die Stücke zu einer anſehnlichern und bequemeren Größe zu bringen. Sie ſind immer zu denſelben Zwecken des Umtauſches brauchbar, ihre Anzahl oder ihre Farbe mag ſeyn, welche ſie wolle.

Auf dieſe Schwierigkeiten antworte ich, daß die Wirkung, welche man hier der Seltenheit des Geldes zuſchreiben will, eigentlich

*) Bekanntlich werden in England alle Sorten des Silbergeldes, die kleinſte ſo wie die größte, der penny ſo wie die crown, aus Silber von einerley Feine, nehmlich, nach dem Geſetz, ohne Remedium, $\frac{1}{12}$, das iſt, 11 Loth 14$\frac{2}{3}$ Gran, fein ausgemünzt: gegen den Gebrauch anderer Staaten, welche zu den kleinern Geldſorten minder feines Silber nehmen, als zu den großen. In dem Betracht kann man ſagen: England habe keine Scheidemünze; das reine Kupfergeld ausgenommen.

A. d. U.

von den Sitten und Gewohnheiten des Volks berührt; und daß man, wie nur allzu oft geschiehet, eine Nebenwirkung für eine Ursache verkennt. Der Widerspruch ist nur anscheinend; aber es wird einiges Nachdenken erfodert, die Grundsätze zu entdecken, durch welche wir Vernunft mit Erfahrung wieder vereinigen können.

Es scheint ein beynahe für sich selbst einleuchtender Satz zu seyn, daß die Preise aller Dinge von der Proportion zwischen Waaren und Geld abhängen, und daß jede beträchtliche Aenderung auf der einen oder andern Seite einerley Wirkung hat, den Preis entweder zu erhöhen oder zu erniedrigen. Vermehre die Waaren, und sie werden wohlfeiler; vermehre das Geld, und sie steigen in ihrem Werth: so wie, auf der andern Seite, eine Verminderung der Waaren, und eine Verminderung des Geldes, entgegengesetzte Folgen nach sich ziehen.

Auch ist es einleuchtend, daß die Preise nicht sowohl von der absoluten Menge der Waaren und des Geldes, welche bey einer Nation vorhanden sind, als vielmehr von der Menge derjenigen Waaren, welche zu Markt kommen oder kommen können, und desjenigen Geldes, welches umläuft, abhängen. Wird

die Münze in Kisten eingeschlossen; so ist es, in Absicht auf die Preise, dasselbe, als ob sie vernichtet wäre. Und werden die Waaren in Magazinen und Vorrathshäusern aufbewahrt; so haben sie eben so wenig auf die Preise den geringsten Einfluß. Da in diesen Fällen das Geld und die Waaren nie zusammenkommen; so können sie auch nicht auf einander wirken. Bey allen Muthmaaßungen, betreffend den Getreydepreis, ist das Korn, welches der Landmann zur Saat und zu seinem und seiner Familie Unterhalt zurückbehalten muß, niemals mit in Anschlag zu bringen. Nur der Ueberschuß, verglichen mit der Nachfrage, ist es, was den Werth bestimmt.

Um diese Grundsätze anzuwenden, muß man bedenken, daß in den ersten und rohen Zeiten eines jeden Staats, ehe die Phantasie ihre Bedürfnisse mit den Bedürfnissen der Natur vermengt hat, die Menschen, zufrieden mit den Erzeugnissen ihres eignen Bodens, oder mit der rohen Zubereitung, die sie denselben zu geben wissen, wenig Anlaß zum Tausch haben, zumal gegen Geld, welches durch Uebereinkunft das gemeine Tauschmaaß ist. Die Wolle von des Landmanns eigner Heerde, gesponnen von seiner eignen Familie, und gewirkt von einem benachbarten Weber, der seine

Bezahlung in Korn oder Wolle bekommt, ist zur Kleidung und zum Hauswesen hinreichend. Der Zimmermann, der Schmidt, der Maurer, der Schneider werden um Lohn von derselben Art gedungen; und der in der Nachbarschaft wohnende Landeigner selbst, ist zufrieden, seine Arrende in Naturalien zu erhalten, die der Pächter erzielt hat. Den größeren Theil derselben verbraucht er selbst daheim, in ländlicher Gastfreyheit; den Rest setzt er vielleicht gegen Geld in der benachbarten Stadt ab, aus welcher er die wenigen Artikel seines Aufwandes und Wohllebens zieht.

Aber nachdem die Menschen anfangen über alle diese Genüsse zu raffiniren, und nicht immer zu Hause leben, noch sich mit dem, was in ihrer Nachbarschaft aufzutreiben ist, begnügen; entsteht mehr Umsatz und Handel von aller Art, und bey dem Umsatze tritt mehr Geld ein. Die Handwerker wollen nicht in Korn bezahlt seyn, weil sie etwas mehreres brauchen, als bloß zu essen. Der Landmann geht nach den Waaren, die er verlangt, über die Grenzen seines Kirchspiels hinaus, und kann nun seine Waaren nicht immer dem Kaufmann zubringen, bey dem er seinen Einkauf macht. Der Gutsherr wohnt in der Hauptstadt, oder in der Fremde, und fodert

seine Arrende in Gold und Silber, welches ihm leichter übermacht werden kann. Es stehen große Unternehmer und Manufacturisten und Kaufleute in allen Arten von Waaren auf; und diese können ihre Geschäfte nicht füglich anders als mit baarem Gelde betreiben. Bey dieser Lage der Gesellschaft also tritt Münze in viel mehrere Kontrakte ein, und wird sonach weit häufiger angewandt, als bey der vorigen.

Die nothwendige Folge davon ist, daß, wofern der Geldvorrath in der Nation nicht zunimmt, alles viel wohlfeiler in Zeiten der Betriebsamkeit und Verfeinerung werden muß, als in rohen unausgebildeten Zeiten. Das Verhältniß zwischen dem umlaufenden Gelde und den zu Markt kommenden Waaren ist es, was die Preise bestimmt. Güter, die daheim verbraucht, oder gegen andre Güter in der Nachbarschaft vertauscht werden, kommen nie zu Markt; sie wirken nicht im mindesten auf das umlaufende Geld, in Ansehung dessen sie so gut wie gar nicht vorhanden sind; und folglich senkt diese Verwendungsart derselben das Verhältniß auf Seiten der Waaren, und erhöhet die Preise. Aber nachdem Geld in alle Kontrakte und Umsätze eintritt, und überall das Tauschmaaß abgiebt; bekommt eben

dieſelbe Nationalbaarſchaft weit mehr zu beſtreiten; dann werden alle Waaren feilgeboten; die Sphäre des Umlaufs wird erweitert; es iſt nicht anders, als ob dieſelbe Summe einem größeren Reiche dienen ſollte: und da ſonach das Verhältniß auf Seiten des Geldes vermindert wird; ſo müſſen alle Dinge wohlfeiler werden, und die Preiſe allmälich fallen.

Aus den genauſten Berechnungen, die man in Europa überall angeſtellt hat, ergiebt ſich, wenn man die Münzveränderungen gehörig mit in Anſchlag bringt, daß, ſeit der Entdekkung von Amerika, die Preiſe aller Dinge nur dreymal, höchſtens viermal höher geſtiegen ſind, als ſie vordem ſtanden. Aber wird wohl jemand behaupten, daß jetzt nicht mehr denn viermal ſo viel Geld in Europa vorhanden ſey, als in dem funfzehnten und den vorhergehenden Jahrhunderten? Die Spanier und Portugieſen bringen aus ihren Bergwerken, die Engländer, Franzoſen und Holländer durch ihren afrikaniſchen Handel und durch ihre weſtindiſchen Schleichhändler, jährlich ohngefehr ſechs Millionen Pfund Sterling nach Hauſe, wovon nicht ein Drittheil nach Oſtindien geht. Schon dieſe Summe allein würde, in zehn

Jahren, den alten Geldvorrath in Europa verdoppeln. Und es läßt sich kein andrer bedeutender Grund angeben, warum alle Preise nicht zu einer viel übermäßigern Höhe gestiegen sind, außer diesem, der von einer Aenderung an Sitten und Gebräuchen hergenommen ist. Nachdem die Menschen von ihrer alten Lebenseinfalt abgehen, kommen, außerdem daß mehr Waaren durch frische Betriebsamkeit hervorgebracht werden, die nämlichen Waaren auch mehr zu Markt. Und obschon diese Zunahme nicht so stark gewesen ist, als die Zunahme des Geldes; so ist sie doch beträchtlich gewesen, und hat dem Verhältnisse zwischen Waaren und Münze gewehrt, sich zu weit von dem alten Satze zu entfernen.

Würde die Frage vorgelegt, welche von diesen Lebensarten eines Volks, die einfache oder verfeinerte, dem Gemeinwesen oder Staat am vortheilhaftesten sey; so würde ich, ohne viel Bedenken, die letztere, wenigstens in Hinsicht auf Politik, vorziehen; und möchte dies als einen neuen Grund zur Aufmunterung des Handels und der Manufacturen aufstellen.

So lange Menschen auf die alte einfache Art leben, und sich mit allem, was sie brauchen, durch häuslichen Kunstfleiß, oder aus der Nachbarschaft, versehen, kann der Oberherr

von einem beträchtlichen Theile seiner Unterthanen keine Auflagen in Geld erheben; und will er von ihnen doch etwas ziehen, so muß er Waaren, wovon allein sie etwas Uebriges haben, an Zahlungsstatt nehmen; eine Erhebungsart, die mit so großen und handgreiflichen Unbequemlichkeiten verknüpft ist, daß ich nicht nöthig habe, mich hier darüber auszulassen. Alles Geld, was er aufzubringen vermag, muß aus seinen vornehmsten Städten kommen, wo allein es Umlauf hat; und offenbar können ihm diese nicht soviel schaffen, als der ganze Staat könnte, wenn Gold und Silber darin durchgängig umliefen. Aber außer dieser augenscheinlichen Verminderung des Einkommens, giebt es noch eine andre Ursache von der Armuth des Gemeinwesens bey einer solchen Lage. Nicht genung, daß der Oberherr weniger Geld empfängt; sondern es reicht auch dasselbe Geld nicht so weit, als in Zeiten der Gewerbsamkeit und des allgemeinen Handels. Alle Dinge sind theurer, wenn man die Menge Goldes und Silbers in beyden Fällen gleich groß voraussetzt; und zwar darum theurer, weil weniger Waaren zu Markt kommen, und mithin die gesammte Baarschaft gegen alles, was damit erkauft werden soll, ein höheres Verhältniß hat; welches Verhält-

niß allein die Preise aller Dinge bestimmt und festsetzt.

Hieraus kennen wir den Fehlschluß einsehen, der in der Bemerkung liegt, welche häufig bey den Geschichtschreibern, und selbst im gemeinen Umgange, vorkommt, daß dieser oder jener Staat zwar fruchtbar, volkreich und wohlangebaut, aber doch schwach sey, bloß weil es ihm am Gelde mangele. Es ist klar, daß der Mangel am Gelde einem Staat, in seinem Innern, niemals schaden kann; denn Menschen und Waaren machen die eigentliche Stärke jeder bürgerlichen Gesellschaft aus. Die einfache Lebensart ist es, was hier dem Gemeinwesen schadet, indem sie das Gold und Silber auf wenige Hände beschränkt, und den durchgängigen Vertrieb und Umlauf desselben hindert. Gewerbsamkeit und Verfeinerungen aller Art hingegen verbreiten es, so gering sein Vorrath seyn mag, durch den ganzen Staatskörper; sie führen es, so zu sagen, jeder Ader zu, und machen, daß es in alle Verhandlungen und Verträge eintritt. Keine Hand ist davon ganz leer; und indem solchergestalt die Preise aller Dinge fallen, hat der Oberherr einen doppelten Vortheil: er kann durch seine Auflagen Geld aus jedem Theile des Staats ziehen; und was er empfängt,

reicht bey jedem Kauf und jeder Zahlung weiter.

Es läßt sich aus einer Vergleichung der Preise schließen, daß in China Geld nicht häufiger ist, als es in Europa vor dreyhundert Jahren war: aber was für eine unermeßliche Macht besitzt jenes Reich, wenn man nach seinem Civil- und Militär-Etat darüber urtheilen darf. Polyb erzählt *), die Lebensmittel wären zu seiner Zeit in Italien so wohlfeil gewesen, daß, in manchen Plätzen, der ordentliche Preis von einer Mahlzeit in den Wirthshäusern für den Mann nur einen Semis, **) noch nicht einen vollen Dreyer,

*) Libr. II. cap. 3.

**) D. i. $2\frac{1}{2}$ Pfennig Brandenburgisch. Polyb setzt selbst hinzu, dieser Semis (ἡμιτριτημόριον) wäre der vierte Theil des Obolus; und führt kurz vorher an, der Sicilianische Medimnus Weizen hätte damals vier Obolen gegolten. Also kostete dieses Maaß Weizen sechszehnmal so viel, als eine gemeine Wirthshaus-Mahlzeit. Wollte man dieses Maaß, worüber sich in Arbuthnots bekanntem Werk (tabulae antiquorum nummorum, mensurarum et ponderum) nichts findet, dem attischen, oder dem ländlichen (georgicus) Medimnus, wovon der erstere etwa $\frac{1}{2}$, der andere $\frac{2}{3}$ eines Berliner Scheffels beträgt, gleichsetzen; so würde jene Mahlzeit im ersten Fall meist $2\frac{1}{2}$, im andern meist $\frac{1}{12}$ eines Berliner Scheffels Weizen gekostet haben: welche Preise selbst jetzt noch zutreffen mögen. Kein Wunder: denn sie beruhen auf dem Verhältnisse zwischen den zwey Quantitäten Ar-

betragen habe! Und doch hatte die römische Macht eben damals die ganze bekannte Welt bezwungen. Ohngefehr ein Jahrhundert vor diesem Zeitpunkt, sagten die Carthagischen Gesandten spottweise: geselliger, als in Rom, lebe man doch in der Welt nicht; denn, an allen Tafeln, zu denen sie als fremde Minister gezogen worden, hätten sie immer von ebendemselben Silber gespeist *). — Die ab-

heit, die zur Hervorbringung einer solchen Mahlzeit und eines solchen Maaßes Weihen gehörten, und die natürlich noch jetzt, im Ganzen, dieselben seyn werden, welche sie in Polybs Zeiten waren. Dagegen war die, zur Hervorbringung eines bestimmten Gewichts Silber aus den damals reichsten Gruben, erfoderliche Quantität Arbeit viel größer, als diejenige, welche dazu, bey den jetzt bekannten reichsten Gruben, erfoderlich ist: und es ist natürlich, daß, wenn um ein Pfund Silber, zu Polybs Zeit, fertig zu stehen, in der Regel, sechsmal so viel Mahlzeiten nöthig waren, als jetzt, dies Pfund Silber damals auch wieder sechsmal so viel Mahlzeiten, als jetzt, erkaufen mußte. Wenn nun gleich die Mahlzeit dann sechsmal wohlfeiler, wie jetzt, gewesen zu seyn scheint, so war doch eigentlich das Silber, mit Mahlzeiten gemessen, sechsmal theurer. Und daß eine solche Theurung, so wie die jetzige Wohlfeilheit des Silbers, für den wahren Reichthum, der in der Fülle von Befriedigungsmitteln menschlicher Bedürfnisse besteht, weiter von keinem Belang sey, als daß man im letztern Fall mehrere und massivere Geräthe und Zierraten von Silber besitzen kann, als im erstern, ist leicht einzusehen.

A. d. H.

*) Plin. libr. XXXIII. cap. 11.

solute Quantität der edeln Metalle ist eine Sache von großer Gleichgültigkeit. Nur zwey Umstände sind von einigem Gewicht, nehmlich, ihre allmälige Zunahme, und ihr durchgängiger Vertrieb und Umlauf durch den Staatskörper; und den Einfluß dieser beyden Umstände habe ich hier zu erklären gesucht.

In dem folgenden Versuche werden wir ein Beyspiel von einem ähnlichen Fehlschlusse sehen, wie der oben erwähnte war; da nämlich eine Nebenwirkung für eine Ursache verkannt, und der Geldmenge eine Folge zugeschrieben wird, die eigentlich von einer Veränderung in den Sitten und Gewohnheiten des Volks herrührt.

IV.

Von Zinſen.

Nichts wird für ein gewiſſeres Zeichen von dem blühenden Zuſtande einer Nation gehalten, als die Niedrigkeit der Zinſen: und mit Recht; obwohl ich glaube, daß die wahre Urſache etwas verſchieden von derjenigen iſt, die man ſich gewöhnlich vorſtellt. Niedrige Zinſen werden gemeiniglich dem häufigen Gelde zugeſchrieben. Aber wie häufig auch Geld ſeyn mag, ſo bringt es doch, wenn es fixirt iſt,*) keine andere Wirkung hervor, als daß es den Preis der Arbeit ſteigert. Silber iſt gemeiner als Gold; und daher empfängt man eine größere Quantität davon für eben dieſelben Waaren. Aber zahlt man weniger Zinſen dafür? In Batavia und Jamaica

*) Das heißt, wenn es mittelſt des Umlaufs durchgängig in der Nation verbreitet, und in alle Umſätze eingedrungen, oder, nach dem Ausdruck, den Adam Smith für dieſe Idee braucht, von der Landescirculation völlig eingezogen iſt; im Gegenſatz auf den Zuſtand des Geldes, da es entweder aufgehäuft in Schätzen ſtill liegt, oder erſt anfängt in die Circulation einzuſtrömen, ohne noch von ihr recht eingeſogen zu ſeyn.

A. d. U.

ſteht der Geldzins auf zehn, in Portugal auf ſechs vom Hundert, obgleich dieſe Plätze, wie ſich aus dem hohen Stande der dortigen Preiſe aller Dinge abnehmen läßt, eine größere Fülle von Gold und Silber haben, als London oder Amſterdam.

Wenn alles Gold in England auf einmal verſchwände und ein und zwanzig Schillinge an die Stelle jeder Guinee zum Vorſchein kämen, würden wir mehr Geld, oder niedrigere Zinſen haben? Gewiß nicht; wir würden bloß ſtatt des Goldes Silber gebrauchen. Wenn Gold ſo gemein würde, wie Silber, und Silber ſo gemein, wie Kupfer, würden wir mehr Geld, oder niedrigere Zinſen haben? Wir können zuverſichtlich dieſelbe Antwort geben. Unſere Schillinge würden dann gelb, und unſere Halbpfennige weiß ſeyn; und wir hätten keine Guineen. Kein anderer Unterſchied würde je bemerkt werden; keine Aenderung im Handel, in Manufacturen, in Schiffahrt, oder Zinſen; wofern man ſich nicht einbildet, daß die Farbe des Metalls etwas auf ſich habe.

Was nun von dieſen größeren Abwechſelungen der Seltenheit oder Häufigkeit der edeln Metalle ſo augenſcheinlich gilt, das muß auch von allen geringern Veränderungen gel-

ten. Macht die funfzehnmalige Vermehrung des Goldes und Silbers keinen Unterschied; so kann noch weniger die Verdoppelung oder Verdreyfachung einigen machen. Aller Anwachs wirkt weiter nichts, als daß er den Preis der Arbeit und der Waaren erhöht; und selbst diese Veränderung ist wenig mehr als ein Nahmenwechsel. Während des Ueberganges zu diesen Veränderungen hin, kann der Anwachs von einigem Einfluß seyn, die Betriebsamkeit zu ermuntern; haben sich aber einmal die Preise, nach Maaßgabe der neuen Fülle von Gold und Silber, vestgestellt; so hat er weiter keine Art von Einfluß.

Eine Wirkung steht allemal mit ihrer Ursache in Proportion. Die Preise sind, seit der Entdeckung von Amerika, beynahe viermal höher gestiegen; und die edeln Metalle haben sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in einem noch viel größern Verhältnisse vervielfältigt. Aber die Zinsen sind nicht viel unter die Hälfte gefallen. Also hängt der Zinssatz nicht von der Quantität der edeln Metalle ab.

Da Geld hauptsächlich einen eingebildeten Werth hat; so ist die größere oder geringere Menge desselben, für eine Nation in ihrem Innern betrachtet, von keinem Belang; und das Quantum von Baarschaft, wenn sie ein-

mal fixirt iſt, bringt, wie groß es auch immer ſeyn mag, keine andere Wirkung hervor, als daß es einen jeden nöthigt, eine größere Anzahl von jenen glänzenden Metallſtückchen für Kleider, Möbel oder Angespann hinzuzählen, ohne daß es irgend eine Bequemlichkeit des Lebens vermehrte. Borgt jemand Geld, um ein Haus zu bauen; ſo trägt er dann eine größere Ladung heim; weil die Baumaterialien, ſamt der Arbeit der Zimmerleute und Maurer, durch eine größere Quantität Goldes oder Silbers vertreten werden. Aber ſofern man dieſe Metalle in Hinſicht auf ihre Hauptbeſtimmung, daß ſie Sachen und Arbeit vorſtellen ſollen, betrachtet; kann offenbar aus ihrer Maſſe oder Größe, ihrem Gewicht oder ihrer Farbe keine Aenderung weder in ihrem reellen Werth, noch in ihren Zinſen entſtehen. Einerley Zinſen haben in allen Fällen einerley Verhältniß zu der Summe. Und wenn du mir ſo viel Arbeit und ſo viel Waaren leiheſt; ſo empfängſt du, wenn ich dir fünf Procent gebe, immer denſelben Proportionaltheil jener Arbeit und Waaren, ſie mögen vorgeſtellt werden wie ſie wollen, es ſey durch gelbe oder weiße Münze, durch ein Pfund oder ein Loth. Vergebens ſucht man alſo die Urſache von dem Fallen oder Steigen der

Zinſen in der größeren oder geringeren Quantität des bey einer Nation fixirten Geldes und Silbers.

Hohe Zinſen entſtehen aus drey Umſtänden; aus ſtarker Nachfrage nach Anleihen; aus wenigem Vermögen jene Nachfrage zu befriedigen; und aus großem Handelsprofit: und dieſe Umſtände ſind ein klarer Beweis von dem ſchlechten Fortgange des Handels und der Betriebſamkeit, nicht von der Seltenheit des Goldes und Silbers. Niedrige Zinſen, auf der andern Seite, rühren von den drey entgegengeſetzten Umſtänden her; von geringer Nachfrage nach Anleihen; von großem Vermögen jene Nachfrage zu befriedigen; und von geringem Handelsprofit: Und dieſe Umſtände hängen alle mit einander zuſammen, und ſind eine Folge von der Zunahme des Handels und der Gewerbſamkeit, nicht des Goldes und Silbers. Wir wollen uns bemühen, dieſe Puncte zu beweiſen, und nehmen zuerſt die Urſachen und Wirkungen einer großen oder geringen Nachfrage nach Anleihen vor.

Wenn ein Volk ſich nur im geringſten aus einem wilden Zuſtande erhoben, und ſeine Menge ſich über die urſprüngliche Anzahl vermehrt hat; muß auf der Stelle eine Ungleichheit des Eigenthums entſtehen; und während

einige ſich im Beſitze großer Landſtriche befinden, ſind andere in engen Gränzen eingeſchloſſen, und manche haben gar kein Bodeneigenthum. Diejenigen, welche mehr Land beſitzen, als ſie bearbeiten können, bedienen ſich derjenigen, welche keines beſitzen, und vergleichen ſich mit ihnen über die Entrichtung eines beſtimmten Theils vom Ertrage. So wird unverzüglich das Landgewerbe (landed-intereſt)*) eingeführt; und es kann auch keine Regierung, wäre ſie noch ſo roh, Beſtand haben, in welcher die Sachen nicht auf dieſem Fuße ſtehen. Von dieſen Landeignern müſſen ſich gar bald einige ſehr verſchieden von andern in Anſehung ihrer Gemüthsart zeigen; und während einer den Ertrag ſeines Bodens für die

*) Dieſer Ausdruck, der, wie ſchon Garve irgendwo bemerkt hat, aus den Parlaments-Debatten in die Bücher und in das gemeine Leben gekommen iſt, bedeutet theils die Klaſſe der Gutsbeſitzer in dem Staat, theils ihr beſonderes Intereſſe; im Gegenſatz auf trading- und monied-intereſt, womit man die Klaſſe und das Intereſſe einerſeits der Werk- und Handelsleute, und andererſeits der Kapitaliſten und derer, die Geldgeſchäfte treiben, bezeichnet. Statt daß ſonſt die beyden letztern Ausdrücke meiſt gleichbedeutend waren, ſcheiden ſie ſich jetzt, bey dem unermeßlichen Anwachs der Nationalſchuld, immer mehr, ſo daß monied-intereſt oft ganz eigentlich die Staatsgläubiger und deren Intereſſe andeutet.

Zukunft aufzusparen geneigt ist, wünscht ein anderer gleich jetzt zu verzehren, was auf viele Jahre hinreichen könnte. Aber das Aufwenden eines bestimmten Einkommens ist ein Leben ganz ohne alle Geschäfte; und Menschen haben so sehr etwas nöthig, was sie anziehe und festhalte, daß daher Belustigungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, das Hauptbestreben der meisten Landeigner ausmachen werden; und immer werden unter ihnen die Verschwender zahlreicher als die Knicker seyn. Da sonach in einem Staat, der kein anderes als das Landgewerbe kennt, wenig Wirthlichkeit anzutreffen ist; so müssen darin die Borger sehr zahlreich seyn, und der Zinssatz muß damit in Verhältniß stehen. Der Unterschied hängt nicht von der Quantität des Geldes, sondern von den herrschenden Sitten und Gewohnheiten ab. Durch diese allein wird die Nachfrage nach Anleihen vermehrt oder vermindert. Wäre auch Geld so häufig, daß ein Ey einen Gulden gölte, so müßten doch, so lange bloß Gutsherren und Bauern in dem Staat vorhanden wären, die Borger zahlreich, und die Zinsen hoch seyn. Die Pacht für dasselbe Gut würde dann massiver und schwerer ausfallen; aber dieselbe Geschäftlosigkeit des Landeigners würde, bey dem hö-

heren Preiſe aller Waaren, dieſe Pacht in derſelben Zeit verthun, und dieſelbe Noth und Verlegenheit zu borgen hervorbringen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem zweyten Umſtande, welchen ich betrachten wollte, nemlich dem größeren oder geringeren Vermögen, die Nachfrage zu befriedigen. Auch das iſt eine Wirkung, die nicht von der Quantität des Goldes und Silbers, ſondern von den Gewohnheiten und der Lebensart des Volks abhängt. Um in einem Staat eine große Anzahl von Leihern zu haben, iſt es nicht hinlänglich, auch nicht erfoderlich, daß ein großer Ueberfluß von den edeln Metallen vorhanden ſey. Es iſt dazu bloß erfoderlich, daß das Eigenthum oder der Beſitz über die im Staat vorhandene Quantität, ſie ſey groß oder klein, ſich in beſondern Händen zu anſehnlichen Summen anhäufe oder ein ſtarkes Geldgewerbe begründe. Dieſes erzeugt eine Menge von Leihern, und ſenkt den Zinsfaß; und dieſes, getraue ich mir zu behaupten, hängt nicht von der Quantität der Baarſchaft ab, ſondern von beſondern Sitten und Gewohnheiten, welche machen, daß die Baarſchaft ſich in getrennte Summen oder Maſſen von anſehnlichem Werthe ſammelt.

Denn gesetzt, es bekäme jeder Mensch in Großbritannien durch ein Wunder in einer Nacht fünf Pfund Sterling in seine Tasche; dadurch würde das gesammte Geld, welches jetzt in dem Königreich ist, mehr als verdoppelt werden; gleichwohl würde sich an dem nächsten Tage, und einige Zeit hindurch, weder eine größere Anzahl von Leihern, noch in den Zinsen irgend eine Aenderung zeigen. Und gäbe es nichts als Gutsherren und Bauern in dem Staat; so könnte dieses Geld, so häufig es auch wäre, sich nie in große Summen sammeln, und würde bloß dienen, die Preise aller Dinge zu erhöhen, ohne daß es weiter die geringste Folge hätte. Der verschwenderische Gutsherr verthut es so geschwinde, als er es empfängt, und der bettelarme Bauer hat weder Mittel, noch Aussicht, noch Antrieb mehr als den bloßen Lebensunterhalt zu erlangen. Indem der Ueberschuß der Borger über die Leiher noch immer derselbe bleibt; wird kein Abschlagen der Zinsen erfolgen. Letzteres beruht auf einem andern Princip, und muß von einer Zunahme der Betriebsamkeit und Sparsamkeit, der Künste und des Handels herkommen.

Alles, was zum menschlichen Leben brauchbar ist, entspringt aus dem Boden; aber wo-

nige Dinge sind schon ursprünglich von der zu ihrem Gebrauch erfoderlichen Beschaffenheit. Daher muß neben den Bauern und Landeignern eine andere Klasse von Menschen vorhanden seyn, welche die rohen Stoffe, die sie von den erstern bekommt, in eine schickliche Form verarbeitet, und einen Theil zu ihrem eigenen Gebrauch und Unterhalt für sich behält. In der Kindheit der Gesellschaft werden diese Contracte zwischen den Werkleuten und den Bauern sonst [illegible] als zwischen einer Gattung von Werkleuten und einer andern gemeiniglich von den Partheyen selbst unmittelbar geschlossen, die, da sie Nachbarn sind, leicht ihre gegenseitige Bedürfnisse erfahren, und zur Befriedigung derselben einander Beystand leisten können. Aber so wie die Betriebsamkeit der Menschen zunimmt und ihre Aussichten sich erweitern, werden sie gewahr, daß die entferntesten Gegenden des Staats einander eben sowohl, als die näher gelegenen, aushelfen können, und daß dieser Wechsel gegenseitiger Dienstleistungen sich zur größten Weite und Mannigfaltigkeit treiben läßt. Daher der Ursprung der Kaufleute, einer der nützlichsten Menschenklassen, die zwischen solchen Theilen des Staats, welche mit einander ganz unbekannt sind und von ihren wech-

seitigen Bedürfnissen nichts wissen, als Vermittler (agents) auftreten. Hier sind in einer Stadt funfzig Seiden- und Leinenfabricanten, und ein tausend Kunden; und diese zwey Klassen von Menschen, die einander so nöthig haben, können nimmer recht zusammentreffen, bis ein Mann einen Laden aufschlägt, wo sich alle die Fabricanten und alle die Kunden hin verfügen. In dieser Provinz wächst Gras im Ueberfluß; die Einwohner haben Käse, Butter und Vieh vollauf; aber es fehlt ihnen an Brot und Korn, wovon in einer benachbarten Provinz ein für den Bedarf der Einwohner allzu großer Ueberfluß ist. Ein Mann entdeckt dieses. Er bringt Korn aus der einen Provinz, und kehrt mit Vieh zurück; und indem er den Bedürfnissen beyder abhilft, ist er, in so fern, ein gemeinschaftlicher Wohlthäter. So wie die Menschen an Menge und Betriebsamkeit zunehmen, nimt auch die Schwierigkeit ihres Verkehrs zu. Das Geschäft der Vermittlung oder des Umsatzes wird verwickelter; und theilt, untertheilt, verbindet und mischt sich auf die mannigfaltigste Weise. Bey allen diesen Verhandlungen ist es nothwendig und billig, daß ein beträchtlicher Theil von den Waaren und der Arbeit dem Kaufmann anheimfalle, welchem sie in

großem Maaße zu verdanken ſind. Und dieſe Waaren wird er bisweilen in Natur behalten, oder, was gewöhnlicher iſt, in Geld, welches ihr gemeinſamer Stellvertreter iſt, umſetzen. Haben Gold und Silber in dem Staat ſich mit der Betriebſamkeit zugleich vermehrt; ſo wird es eine große Quantität von dieſen Metallen erfordern, eine große Quantität von Waaren und Arbeit zu vertreten. Hat Betriebſamkeit allein ſich vermehrt; ſo müſſen die Preiſe aller Dinge ſinken, und eine kleine Quantität von Münze wird die Stellvertretung verrichten.

Kein Verlangen des menſchlichen Gemüths iſt anhaltender und unerſättlicher, als das nach Beſchäftigung; und dieſer Trieb ſcheint die Grundlage von unſern meiſten Leidenſchaften und Beſtrebungen zu ſeyn. Entziehe einem Manne alle Berufsarbeit und ernſtliche Beſchäftigung; ſo läuft er unruhig von einem Zeitvertreibe zum andern, und fühlt die Laſt, womit ihn der Müſſiggang drückt, ſo ſchwer, daß er vergißt an den Untergang zu denken, den er ſich durch ſeine unmäßigen Ausgaben bereitet. Gieb ihm ein harmloſeres Mittel ſeinen Geiſt oder Körper zu beſchäftigen; und er iſt beruhigt, und fühlt nicht länger jenen unauslöſchlichen Durſt nach Vergnügen. Iſt

aber die Beſchäftigung, die du ihm giebſt, mit Gewinn verbunden, und vollends ſo, Profit, daß an jeder beſondern Aeußerung von Betriebſamkeit Gewinn hängt; ſo hat er dieſen ſo oft vor ſeinen Augen, daß er allmälig eine Leidenſchaft dafür bekommt, und kein Vergnügen kennt, was dem gliche, den täglichen Anwachs ſeines Vermögens zu ſehen. Und das iſt der Grund, warum Handel Wirthlichkeit vermehrt, und warum unter Kaufleuten ſich eine eben ſo große Ueberzahl von Knickern über Verſchwender, als unter Landbeſitzern das Widerſpiel findet.

Handel vermehrt Betriebſamkeit dadurch, daß er die Erzeugniſſe des Fleißes und der Kunſt behende von einem Gliede des Staats zum andern bringt, und keine Frucht der Arbeit verlohren gehen oder ungenutzt bleiben läßt. Er vermehrt Sparſamkeit dadurch, daß er den Menſchen Beſchäftigung giebt, und ſie mit den Künſten des Gewinns bekannt macht, die bald ihre Zuneigung anziehen, und allen Geſchmack an Beluſtigungen und Aufwand verdrängen. Alle gewerbſame Berufsarten haben die unfehlbare Folge, Wirthlichkeit zu erzeugen, und der Liebe zum Gewinn die Oberhand über die Liebe zum Vergnügen zu verſchaffen. Unter Sachwaltern und Aerzten, die

einige Praxis haben, giebt es weit mehrere, die innerhalb ihres Einkommens leben, als die daſſelbe überſchreiten, oder auch nur gerade aufgehen laſſen. Aber Sachwalter und Aerzte erzeugen keine Betriebſamkeit; ſie erwerben ihren Reichthum ſogar auf Koſten Anderer, ſo daß ſie gewiß das Vermögen mancher ihrer Mitbürger eben ſo ſchnell vermindern, als ſie das ihrige vermehren. Kaufleute dagegen erzeugen Betriebſamkeit, indem ſie wie Kanäle dienen, ſelbige durch alle Winkel des Staats zu leiten: und zu gleicher Zeit erwerben ſie, durch ihre Wirthlichkeit, eine große Gewalt über jene Betriebſamkeit, und ſammeln ein ſtarkes Eigenthum an der Arbeit und den Waaren, zu deren Hervorbringung ſie die Haupttriebfedern ſind. Demnach giebt es, außer der Handelſchaft, keinen andern Beruf, der das Geldgewerbe anſehnlich machen, oder, mit andern Worten, Betriebſamkeit vermehren und zugleich durch Vermehrung der Wirthlichkeit eine große Macht über jene Betriebſamkeit einigen beſondern Gliedern der Geſellſchaft zuwenden kann. Ohne Handel muß der Staat hauptſächlich aus Gutsherren, deren Verſchwendung und Aufwand eine immerwährende Nachfrage nach Anleihen verurſacht, und aus Bauern beſtehen, die keine Summen ha-

ben, jene Nachfrage zu befriedigen. Das Geld sammelt sich nie in große Vorräthe oder Kapitalien, die auf Zinsen ausgethan werden können. Es ist zerstreut in zahllosen Händen, die es entweder in müssiger Staatlichkeit und Großthuerey verschwenden, oder es zum Ankauf der gemeinen Lebensbedürfnisse gebrauchen. Handel allein bringt es in beträchtliche Summen zusammen; und das thut er bloß durch die Betriebsamkeit, die er erzeugt, und durch die Wirthlichkeit, die er einflößt, ohne daß dabey auf jene besondere Quantität von edeln Metallen, welche im Staat umlaufen mag, das geringste ankommt.

Auf solche Weise hat eine Handelszunahme die unausbleibliche Folge, eine große Anzahl von Leihern hervorzubringen, und dadurch eine Zins-Erniedrigung zu bewirken. Wir müssen nun untersuchen, in wie fern diese Handelszunahme den kaufmännischen Profit vermindert, und den zur Zins-Erniedrigung erfoderlichen dritten Umstand herbeyführt.

Es wird dienlich seyn, in dieser Hinsicht zu bemerken, daß niedrige Zinsen und niedriger Handelsprofit zwey Erfolge sind, die einander wechselseitig befördern, und die ursprünglich beyde von jenem ausgebreiteten Verkehr herrühren, welcher wohlhabende Kaufleute her-

vorbringt und das Geldgewerbe anſehnlich macht. Wo Kaufleute großen Verlag beſitzen, es mag derſelbe durch viele oder wenige Metallſtücke vorgeſtellt ſeyn, muß es ſich häufig treffen, daß, wenn ſie entweder ihres Berufs überdrüßig werden, oder Erben hinterlaſſen, die nicht geneigt, oder nicht geſchickt ſind, den Handel fortzuſetzen, ein großer Theil von dieſen Reichthümern natürlicher Weiſe ein ſicheres jährliches Einkommen ſucht. Der Ueberfluß mindert den Preis, und macht, daß die Leiher ſich geringe Zinſen gefallen laſſen. Dieſer Umſtand nöthigt nun viele ihren Verlag im Handel zu behalten, und lieber mit geringem Profit zufrieden zu ſeyn, als ihr Geld unter ſeinem Werth auszuthun. Auf der andern Seite müſſen, wenn der Handel ſich ausgebreitet hat, und mit ſtarkem Verlage betrieben wird, unter den Kaufleuten Nebenbuhlereyen entſtehen, die den Profit verringern, mittlerweile ſie den Handel ſelbſt vermehren. Der geringe Handelsprofit bewegt die Kaufleute, wenn ſie ihre Geſchäfte aufgeben, und ſich in Ruhe und Unthätigkeit gütlich thun, williger mit niedrigen Zinſen vorlieb zu nehmen. Es iſt demnach unnöthig zu unterſuchen, welcher von dieſen Umſtänden, nehmlich die niedrigen Zinſen oder der niedri-

ge Profit die Ursache, und welcher die Wirkung sey. Sie kommen beyde von einem ausgebreiteten Handel her, und befördern einander wechselseitig. Niemand wird geringen Profit nehmen, wenn er hohe Zinsen haben kann; und niemand wird niedrige Zinsen nehmen, wenn er hohen Profit haben kann. Ein ausgebreiteter Handel, indem er große Kapitalien zusammenbringt, vermindert beydes den Zins und den Profit; und allemal wirkt zu der Verminderung des einen das verhältnißmäßige Sinken des andern mit. Ich kann noch hinzusetzen, daß geringer Profit, so wie er einerseits von der Vermehrung des Handels und der Betriebsamkeit herrührt, so andererseits zur fernerweitigen Vermehrung derselben dadurch beyträgt, daß er die Waaren wohlfeiler macht, den Absatz befördert und die Betriebsamkeit erhöht. Und so erhellt, wenn man den ganzen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen betrachtet, daß die Zinsen das Barometer des Staats sind, und daß ihre Niedrigkeit ein fast unfehlbares Zeichen von dem Flor eines Volks ist. Sie beweiset den Anwachs der Betriebsamkeit, und den raschen Umlauf derselben durch den ganzen Staat, mit einer Gewißheit, die der mathematischen nahe kommt. Und obschon es vielleicht nicht un-

möglich iſt, daß eine plötzliche und große Hemmung des Handels einen Erfolg von derſelben Art auf einen Augenblick dadurch hervorbringen kann, daß ſie ſehr viele Kapitalien aus dem Handel hinausſtößt; ſo muß ein ſolcher Zuſtand doch mit ſo viel Noth und Mangel an Beſchäftigung für die Armen verknüpft ſeyn, daß, auch ohne Rückſicht auf ſeine kurze Dauer, es nicht möglich ſeyn wird, den einen Fall mit dem andern zu verwechſeln.

Diejenigen, welche behauptet haben, die Geldmenge ſey die Urſache von niedrigen Zinſen, ſcheinen eine Nebenwirkung für eine Urſache verkannt zu haben; weil dieſelbe Betriebſamkeit, welche die Zinſen ſenkt, gemeiniglich einen großen Ueberfluß von den edeln Metallen verſchaft. Eine Mannigfaltigkeit von ſchönen Manufacturen ſammt wachſamen unternehmenden Kaufleuten werden Geld, wenn es irgend wo unter Menſchen zu finden iſt, bald in den Staat ziehen. Dieſelbe Urſache, indem ſie die Gemächlichkeiten des Lebens vervielfältigt, und Betriebſamkeit vermehrt, häuft in die Hände von Perſonen, die nicht Landeigner ſind, große Reichthümer zuſammen, und bringt dadurch eine Erniedrigung der Zinſen hervor. Aber wenn gleich dieſe beyden Wirkungen, Fülle von Geld und niedrige Zinſen,

natürlich aus Handel und Betriebsamkeit entspringen; so sind sie doch ganz unabhängig von einander. Denn man denke sich eine Nation in die stille See hinversetzt, ohne allen auswärtigen Handel, und ohne alle Kenntniß von Schiffahrt; man denke sich diese Nation beständig in dem Besitze desselben Geldvorraths, aber immerfort zunehmend an Menschenzahl und Betriebsamkeit; es ist augenscheinlich, daß in einem solchen Staat die Preise aller Dinge stufenweise fallen müssen; weil das Verhältniß zwischen Geld und Waaren ihren gegenseitigen Werth bestimmt, und weil, bey der angenommenen Voraussetzung, die Bequemlichkeiten des Lebens alle Tage häufiger werden; während die umlaufende Baarschaft unverändert bleibt. Es wird demnach unter diesem Volk, in Zeiten der Betriebsamkeit eine kleinere Quantität Geldes einen Mann reich machen, als in Zeiten der Unwissenheit und Faulheit dazu gehören würde. Weniger Geld wird ein Haus bauen, eine Tochter ausstatten, ein Landgut kaufen, eine Fabrik betreiben, oder eine Familie und Equipage unterhalten. Das sind die Zwecke, wozu man Geld borgt; und folglich hat dessen größere oder geringere Quantität keinen Einfluß auf die Zinsen. Augenscheinlich aber muß

der größere oder geringere Vorrath von Arbeit und Waaren einen ſtarken Einfluß auf ſelbige haben; weil man eigentlich und in der That dieſe borgt, wenn man Geld auf Zinſen nimmt. Bey der Verbreitung des Handels über den ganzen Erdkreis, ſind nun freylich die betriebſamſten Nationen allemal am reichlichſten mit Gold und Silber verſehen; ſo daß niedrige Zinſen und Fülle von Gold in der That faſt unzertrennlich beyſammen ſind. Aber immer iſt es doch von Wichtigkeit den Grund, woraus irgend eine Erſcheinung entſpringt, zu kennen, und den Unterſchied zwiſchen einer Urſache und einer Nebenwirkung einzuſehen. Zu geſchweigen, daß die Speculation an ſich intereſſant iſt, kann ſie bey der Verwaltung von Staatsgeſchäften häufig von Nutzen ſeyn. Wenigſtens muß man geſtehen, daß nichts nützlicher ſeyn kann, als, die Methode des Räſonnirens über dieſe Materien, welche vor allen andern die wichtigſten ſind, obgleich ſie gemeiniglich auf die ſeichteſte und fahrläßigſte Art behandelt werden, durch Anwendung zu verbeſſern.

Ein anderer Grund von dieſem gemeinen Irrthum in Abſicht auf die Urſache der niedrigen Zinſen, ſcheint von dem Exempel einiger Nationen hergenommen zu ſeyn; da, nach

einer plötzlichen Besitznahme von Geld oder von den edeln Metallen durch auswärtige Eroberung, die Zinsen nicht nur unter ihnen, sondern auch bey allen benachbarten Staaten, sobald nur das Geld sich zerstreut und in alle Winkel eingeschlichen hatte, heruntergegangen sind. So fielen die Zinsen in Spanien, gleich nach der Entdeckung von America, wie Garcilasso de la Vega berichtet, fast um die Hälfte; und sie sind von der Zeit an, in allen europäischen Reichen, immer allmälig im Sinken gewesen. Die Zinsen in Rom fielen, nach der Eroberung von Aegypten, wie wir aus dem Dion *) sehen, von sechs auf vier vom Hundert.

Das Sinken der Zinsen, nach einem solchen Vorfall, scheint in dem erobernden Staate aus ganz andern Ursachen, als in den benachbarten Ländern zu entstehen; aber weder in diesen noch in jenem läßt sich dieser Erfolg lediglich der Vermehrung von Gold und Silber zuschreiben.

In dem erobernden Lande, ist es natürlich zu denken, daß dieses neu gewonnene Geld in wenige Hände fallen, und zu starken Summen sich anhäufen wird, die entweder durch

*) Libro II.

Ankauf von Land, oder durch Zinſen, ein ſicheres Einkommen ſuchen; und folglich tritt hier, auf eine kurze Zeit, dieſelbe Wirkung ein, als wenn ein großer Zuwachs von Betriebſamkeit und Handel Statt gefunden hätte. Die Vermehrung von Leihern über die Borger ſenkt die Zinſen; und deſto ſchneller, wenn diejenigen, in deren Händen jene ſtarke Summen ſind, keinen Gewerbfleiß oder Handel in dem Staat, und kein Mittel finden ihr Geld anders zu benutzen, als es auf Zinſen auszuthun. Aber nachdem dieſe neue Maſſe Goldes und Silbers verdaut iſt, und durch den ganzen Staat circulirt hat, wird alles bald wieder zurück in ſeine vorige Lage kommen; indem die Landeigner ſo wohl als die Rentenirer, bey müßigem Leben, über ihr Einkommen verthun; und die erſteren täglich Schulden machen, und die letztern ihr Kapital bis zu ſeiner endlichen Erſchöpfung angreifen. Das geſammte Geld kann noch immer in dem Staat vorhanden ſeyn, und ſich durch Erhöhung der Preiſe fühlbar machen: da es aber nunmehr in keinen großen Maſſen oder Kapitalien aufgehäuft iſt; ſo tritt das vormalige Mißverhältniß zwiſchen Borgern und Leihern wieder ein; und folglich kehren auch die hohen Zinſen zurück.

Dem zufolge finden wir auch, daß in Rom, so früh als zu Tiberius Zeit, die Zinsen schon wieder auf sechs von Hundert gestiegen waren; *) obgleich kein Unfall sich ereignet hatte, das Reich von Geld zu entblößen. Zu Trajan's Zeit trug Geld, auf Hypotheken in Italien ausgethan, sechs von Hundert; **) auf gemeine Sicherheiten in Bithynien, zwölf. ***) Und wenn die Zinsen in Spanien ihre alte Standhöhe nicht wieder erreicht haben; so kann das von nichts herrühren, als von der Fortdauer eben derselben Ursache, welche die Zinsen gesenkt hat, nemlich von den in Indien unaufhörlich gesammelten starken Summen, die von Zeit zu Zeit nach Spanien herüberkommen, und die Nachfrage der Borger befriedigen. Aus dieser zufälligen und äußeren Ursache giebt es mehr Geld in Spanien auszuleihen, das heißt, häuft sich mehr Geld zu großen Kapitalien an, als sonst in einem Lande, das so wenig Betriebsamkeit und Handel hat, gefunden werden würde.

Was die Zins-Erniedrigung betrift, welche in England, Frankreich und andern europäi-

*) Columella lib. III. cap. 3.
**) Plinii epist. lib. VII. ep. 18.
***) Idem libr. X. ep. 62.

ſchen Reichen, die keine Bergwerke beſitzen, erfolgt iſt, ſo hat ſie ſich allmälig ereignet; und iſt nicht von dem Anwachs des Geldes, bloß an ſich betrachtet, ſondern von dem Anwachs der Betriebſamkeit hergekommen, welcher durch den erſteren Anwachs in jener Zwiſchenzeit, bevor er den Preis der Lebensmittel und der Arbeit erhöht, natürlicher Weiſe bewirkt wird. Denn, um zu der vorhergehenden Annahme zurückzukehren, wäre aus andern Urſachen England's Betriebſamkeit eben ſo ſehr geſtiegen, (und jenes Steigen hätte leicht ſich ereignen können, wenn auch der Geldvorrath derſelbe geblieben wäre); müßten nicht alle dieſelbe Folgen eingetreten ſeyn, die wir gegenwärtig wahrnehmen? Dieſelbe Volksmenge würde in jenem Fall in dem Königreich gefunden werden, dieſelben Waaren, dieſelbe Betriebſamkeit, Manufacturen und Handel; und folglich dieſelben Kaufleute, mit denſelben Verlagſchaften oder Kapitalien, das iſt, mit demſelben Befehl über Arbeit und Waaren, nur vorgeſtellt durch eine kleinere Anzahl von weißen oder gelben Metallſtücken; welches ein unerheblicher Umſtand iſt, der bloß den Fuhrmann, Geldträger und Kiſtenmacher angehen würde. Alſo Wohlleben, Manufacturen, Kün-

ſte, Betriebſamkeit, Wirthlichkeit würden geblüht haben wie jetzt; und folglich würden offenbar auch die Zinſen ſo niedrig wie jetzt geweſen ſeyn; weil der Zinsſatz das nothwendige Reſultat von allen dieſen Umſtänden iſt; ſofern ſie den Handelsprofit und das Verhältniß zwiſchen den Borgern und Leihern in jedem Staat beſtimmen.

V.

Von der Handelsbalanz.

Es iſt bey Nationen, welche die Natur des Handels nicht einſehen, ſehr gebräuchlich, die Ausfuhr von Waaren zu verbiethen, und was ihnen irgend von beſonderem Werth und Nutzen zu ſeyn dünkt, für ſich ſelbſt zu behalten. Sie bedenken nicht, daß dieſes Verboth gerade ihrer Abſicht entgegen wirkt, und daß je mehr von einer Waare in die Fremde geht, deſto mehr daheim erzielt werden wird, wovon ihnen ſelbſt allemal das erſte Angeboth verbleibt.

Es iſt den Gelehrten ſehr bekannt, daß die alten Geſetze von Athen die Ausfuhr der Feigen zum Verbrechen machten; weil die Athener meynten, dieſe Gattung von Frucht geriethe in Attica ſo vortreflich, daß ſie ein gar zu köſtlicher Leckerbiſſen für den Gaumen der Fremden wäre. Und mit dieſem lächerlichen Verboth war es ihnen dermaaßen Ernſt, daß Angeber deshalb bey ihnen Sycophanten hießen, von zwey griechiſchen Wör-

tern, welche Feigen und Entdecker bedeuten. *) Proben von gleicher Unwiſſenheit in Abſicht auf die Natur des Handels finden ſich in vielen alten Parlamentsacten, vornehmlich unter der Regierung Eduard's III. Und bis auf den heutigen Tag iſt in Frankreich die Ausfuhr des Korns faſt immer verbothen; um, wie man ſagt, Theurung zu verhüten, obſchon es einleuchtend iſt, daß zu der Theurung, welche dies fruchtbare Land ſo vielfältig heimſucht, nichts mehr beyträgt, als jenes Verboth.

Auch in Abſicht des Geldes hat unter vielen Nationen dieſelbe neidiſche Furcht obgewaltet; und es gehörte beydes Vernunft und Erfahrung dazu, bis ein Volk ſich überzeugte, daß dieſe Veröthe zu nichts dienen, als den Wechſel zu ihrem Schaden zu erhöhen, und eine noch ſtärkere Geldausfuhr zu verurſachen.

Dieſe Irrthümer, möchte mancher ſagen, ſind grob und handgreiflich; aber noch immer herrſcht, ſelbſt bey Nationen, die ſich auf den Handel ſehr wohl verſtehen, eine ſtarke Eiferſucht in Anſehung der Handelsbalanz, und eine Furcht, daß ſie um all ihr Gold und Silber kommen könnten. Dieſe Beſorgniß

*) Plutarch. de curiositate.

ſcheint mir, faſt in jedem Fall, grundlos zu ſeyn; und ich möchte eben ſo bald fürchten, daß alle unſere Quellen und Ströhme ſich erſchöpfen ließen, als daß ein Reich, welches Menſchen und Betriebſamkeit hat, von Geld entblößt werden könnte. Laßt uns ſorgfältig dieſe letztern Vortheile bewahren; und wir brauchen nie beſorgt zu ſeyn, daß wir den erſtern verlieren werden.

Es iſt leicht einzuſehen, daß alle Berechnungen, betreffend die Handelsbalanz, auf ſehr ungewiſſen Thatſachen und Annahmen beruhen. Die Zollhausbücher, geſteht man ein, ſind ein ſehr unzulänglicher Grund, um etwas daraus zu ſchließen; auch iſt es mit dem Wechſelcours nicht viel beſſer bewandt, man müßte ihn denn, ſo wie er auf alle Nationen ſteht, betrachten, und zugleich die Verhältniſſe der verſchiedenen remittirten Summen wiſſen; welches man mit Zuverſicht für eine Unmöglichkeit erklären kann. Ich kenne von allen, die jemals über dieſe Materie räſonnirt haben, niemanden, der ſeine Theorie, was es auch für eine ſeyn mochte, anders als durch Thatſachen und Berechnungen und durch eine Aufzählung aller in das geſammte Ausland verſendeten Waaren zu beweiſen geſucht hätte.

Die Schriften des Herrn Gee ſetzten die Nation in eine allgemeine Beſtürzung, als man es klar, durch eine umſtändliche Darlegung von Thatſachen bewieſen ſahe, daß die Handelsbalanz um eine ſo beträchtliche Summe wider uns wäre, daß wir, nach Verlauf von fünf oder ſechs Jahren, keinen Schilling mehr haben könnten. Aber glücklicher Weiſe haben wir zwanzig Jahre, und dabey einen koſtbaren Krieg ſeitdem überſtanden; und doch wird gemeiniglich angenommen, daß anjetzt Geld häufiger unter uns ſey, als in irgend einem vorigen Zeitlaufe.

Univ. Bibl. München

Nichts kann unterhaltender über dieſen Punct ſeyn, als Doctor Swift; ein Schriftſteller, der ſo außerordentlich ſcharfſichtig in Wahrnehmung der Mißgriffe und Ungereimtheiten anderer iſt. Irlands geſammte Baarſchaft, ſagt er in ſeiner „kurzen Ueberſicht über den Zuſtand dieſes Königreichs,“ belief ſich vormals nur auf 500000 Pfund Sterling; davon remittirten die Irländer jedes Jahr netto eine Million nach England, und hatten kaum ſonſt irgend eine Quelle, woraus ſie ſich erholen könnten, und wenig andern auswärtigen Handel, außer der Einfuhr von franzöſiſchen Weinen, die ſie mit baarem Gelde bezahlten. Die Folge von

dieſer, man muß es geſtehen, nachtheiligen Lage war, ſagt er, daß im Verlauf von drey Jahren, Irlands Baarſchaft von 500000 Pfund Sterling auf weniger als 200000 herunter gieng. Und jetzt, ſollte ich denken, nach Verlauf von dreyßig Jahren, ſey ſie ſchlechterdings null. Gleichwohl ſcheint jene Meynung von dem Anwachs des Reichthums in Irland, die dem Doctor ſo viel Aergerniß machte, ich weiß nicht wie, ſich immer noch zu erhalten, und bey jedermann Eingang zu finden.

Kurz, mit dieſer Beſorgniß wegen der nachtheiligen Handelsbalanz iſt es ſo eigen bewandt, daß ſie jeden anwandelt, ſo bald er irgend mißvergnügt über das Miniſterium oder in muthloſer Geiſtesſtimmung iſt; und da ſie durch eine pünctliche Aufzählung aller Ausfuhren, die den Einfuhren die Waage halten, ſich niemals widerlegen läßt; ſo wird es dienlich ſeyn, ein allgemeines Argument aufzuſtellen, welches beweiſen mag, daß jenes Ereigniß, ſo lange wir unſere Volksmenge und unſere Betriebſamkeit behalten, unmöglich iſt.

Geſetzt, vier Fünftheile von allem Gelde in Großbrittanien verſchwänden in Einer Nacht, und die Nation käme, was Baarſchaft betrift, in denſelben Stand zurück, worin ſie

ſich unter den Regierungen der Heinriche und Eduarde befand; was würde die Folge davon ſeyn? Müßten nicht die Preiſe aller Arbeit und Waaren verhältnißmäßig fallen, und alles eben ſo wohlfeil werden, als es in jenen Zeiten war? Welche Nation könnte dann auf irgend einem fremden Markt gegen uns aufkommen, oder in dem Betriebe der Schiffahrt und in dem Verkauf der Manufacturen bey dem nämlichen Preiſe beſtehen, bey welchem wir noch einen hinlänglichen Profit haben würden? In wie kurzer Zeit alſo müßte dieſes den Geldvorrath, welchen wir verlohren hätten, wieder zurückbringen, und uns zu dem Richtſtande (level) mit den ſämmtlichen benachbarten Nationen *) erheben? Wo nachdem wir angelangt ſind, der Vortheil von der Wohlfeilheit der Waaren und Arbeit auf der Stelle für uns verlohren geht; und das fernere Einfließen des Geldes, durch unſere Anfüllung und Sättigung gehemmt wird.

Wiederum, geſetzt, alles Geld von Großbrittanien werde in einer Nacht fünfmal vervielfältigt; müßte nicht die entgegengeſetzte

*) Was unter dieſem Richtſtande zu verſtehen ſey, ſiehe in der zweyten von den folgenden Anmerkungen.

A. d. U.

Wirkung erfolgen? Müßten nicht alle Arbeit und Waaren zu einer so übermäßigen Höhe steigen, daß keine der benachbarten Nationen im Stande wäre von uns zu kaufen; während ihre Waaren, in Vergleichung gegen die unsrigen, so wohlfeil geworden wären, daß sie, trotz aller Gesetze, die man dagegen machen möchte, uns überschwemmen würden, und unser Geld ausfließen müßte, bis wir zu einem Richtstande mit den Feinden herabfallen, und jene große Ueberlegenheit an Baarschaft verliehren, die uns solche Nachtheile zugezogen hatte.

Nun ist es einleuchtend, daß die nämliche Ursache, welche diesen übermäßigen Ungleichheiten, falls sie durch ein Wunder entständen, abhelfen würde, selbigen auch, so fern sie nach dem gemeinen Lauf der Natur entstehen könnten, vorbeugen, und Geld unter allen Völkern nahe in Proportion zu jedes Volkes Kunst und Betriebsamkeit auf immer erhalten muß. Alles Wasser, wo es nur irgend Gemeinschaft hat, bleibt allemal in einem Richtstande. Man frage Naturforscher um die Ursache; sie werden sagen, daß, wenn es an irgend einer Stelle erhöhet würde, dieser Theil, der nun kein Gegengewicht hätte, durch die Schwere niedergedrückt werden würde, bis er ein Ge-

gewicht fände; und daß dieselbe Ursache, welche der Ungleichheit, wann sie sich ereignet, abhilft, auf immer die Ungleichheit verhütet, ohne daß es einer gewaltsamen äußern Einwirkung bedarf. *)

Kann man sich einbilden, daß es jemals möglich gewesen wäre, durch Gesetze, oder selbst durch alle Kunst und Gewerbsamkeit, das gesammte Geld, welches die Gallionen aus America nach Spanien gebracht haben, in Spanien zu behalten? Oder daß alle Waaren in Frankreich um ein Zehntheil des Preises feil seyn könnten, den sie auf der andern Seite der Pyrenäen gölten, ohne einen Weg dorthin zu finden und von jenem unermeßlichen Schatze etwas abzuzapfen? Was für eine andere Ursache giebt es denn in der That, warum alle Nationen gegenwärtig in ihrem Handel mit Spanien und Portugal gewinnen, als, weil es eben

*) Es giebt noch eine andere, obgleich in ihrer Wirkung viel beschränktere Ursache, welche der nachtheiligen Handelsbalanz Einhalt thut. Führen wir mehr Waaren ein, als wir ausführen; so wendet sich der Wechselcours gegen uns, und dadurch entsteht eine neue Aufmunterung zur Ausfuhr. Innerhalb kann der Wechselcours niemals höher steigen, als ein wenig über die Summe, auf welche sich die Kosten der Fracht und Assecuranz des Geldes, welches zu bezahlen ist, belaufen würden.

ſo unmöglich iſt Geld, als irgend eine Flüßigkeit, über ihren gehörigen Richtſtand aufzuthürmen? Die Beherrſcher dieſer Länder haben gezeigt, daß es ihnen nicht an Neigung gefehlt habe, ihr Gold und Silber für ſich zu behalten, wäre es nur auf irgend eine Weiſe thunlich geweſen.

Aber wie eine Waſſermaſſe über den Richtſtand des Elements, wovon ſie umgeben iſt, erhoben werden kann, wenn ſie keine Gemeinſchaft mit dieſem letztern hat; ſo iſt es auch mit dem Gelde, wenn durch irgend ein phyſiſches Hinderniß, (denn Geſetze allein ſind dazu niemals wirkſam genug,) die Gemeinſchaft zwiſchen verſchiedenen Völkern abgeſchnitten iſt; es kann in ſolchem Fall unter ihnen eine große Ungleichheit an Gelde Statt haben. So werden, indem der unermeßliche Abſtand von China, ſammt den Monopolien unſerer Indiſchen Compagnien, die Gemeinſchaft hemmt, in Europa das Gold und Silber, zumal das letztere, in viel größerer Fülle bewahrt, als ſie in jenem Reich angetroffen werden. Aber, ungeachtet dieſer großen Hemmung, zeigt ſich doch augenſcheinlich die Stärke der vorher erwähnten Urſachen. In Hinſicht auf Handkünſte und Manufacturen iſt Europa überhaupt an Geſchicklichkeit und Erfindſamkeit

den Chineſen wohl überlegen; gleichwohl ſind wir nicht im Stande ohne großen Nachtheil mit ihnen zu handeln. Und dauerten nicht die Zuflüſſe, welche wir von America bekommen, beſtändig fort; ſo würde Geld bald in Europa ſinken und in China ſteigen, bis es zu einem Richtſtande an beyden Orten käme. Auch kann kein vernünftiger Menſch zweifeln, daß nicht dieſe betriebſame Nation, wenn ſie ſo nahe an England wie Polen oder Marocco wäre, uns den Ueberſchuß unſerer Baarſchaft abzapfen, und einen ſtärkeren Theil von den americaniſchen Schätzen an ſich ziehen würde. Man braucht keine phyſiſche Anziehung anzunehmen, um die Nothwendigkeit dieſes Erfolgs zu erklären. Es giebt eine von dem Eigennutze und den Leidenſchaften der Menſchen herrührende moraliſche Anziehung, die völlig eben ſo mächtig und unfehlbar iſt.

Wodurch erhält ſich die Balanz in den Provinzen jedes Reichs unter einander, als durch die Macht dieſes Princips, vermöge deſſen es dem Gelde unmöglich iſt, ſeinen Richtſtand zu verliehren, und über oder unter die Proportion der Arbeit und Waaren, welche in jeder Provinz vorhanden ſind, zu ſteigen oder zu ſinken? Beruhigte lange Erfahrung die Men-

schen nicht über diesen Punct; auf was für einen Haufen von finstern Gedanken müßte ein schwermüthiger Yorkschirer bey Berechnungen gerathen, wenn er die Summen, welche durch Auflagen, durch Waaren, und durch Reisen nach London gezogen werden, überschlüge, und in Vergleichung damit die entgegengesetzten Artikel so überaus viel geringer fände? Und ohne Zweifel würde, wenn die Heptarchie in England fortgedauert hätte, die Gesetzgebung eines jeden dieser Staaten sich unaufhörlich von der Furcht vor einer schlimmen Handelsbalanz haben beunruhigen lassen; und da vermuthlich der gegenseitige Haß dieser Staaten ausnehmend heftig, wegen ihrer engen Nachbarschaft, gewesen wäre; so würden sie durch eifersüchtige und überflüßige Vorsichtsmaaßregeln allen Handel unterdrückt und vernichtet haben. Seitdem die Union alle Schranken zwischen Schottland und England aufgehoben hat, welches dieser beyden Völker gewinnt von dem andern bey diesem freyen Handel? Oder, wenn das erstere Königreich irgend einen Zuwachs von Baarschaft erlangt hat, kann man ihn wohl vernünftiger Weise irgend einer andern Ursache zuschreiben, als der Zunahme von Kunst und Betriebsamkeit in demselben? Unter den

Engländern herrschte, vor der Union, wie der Abbé du Bos *) erzählt, eine allgemeine Besorgniß, daß ihnen Schottland, wenn ein offener Handelsverkehr gestattet würde, bald ihren Schatz abzapfen möchte; und auf der andern Seite der Tweed unter den Schotten hegte man eine entgegengesetzte Besorgniß: mit welchem Recht auf beyden Seiten, hat die Zeit gelehrt.

Was bey kleinen Abtheilungen des Menschengeschlechts eintrift, muß auch bey größeren Statt haben. Ohne Zweifel hielten die Provinzen des römischen Reichs ihre Balanz mit einander und mit Italien, ohne Beystand der gesetzgebenden Macht, eben so gut wie die verschiedenen Grafschaften von Großbrittanien, oder wie die verschiedenen Kirchspiele dieser Grafschaften. Und wer heut zu Tage Europa durchreiset, kann an den Preisen von Waaren sehen, daß, trotz der ungereimten Eifersucht der Fürsten und Staaten, Geld sich nahe zu einem Richtstande gestellt hat, und daß der Unterschied zwischen einem Königreich und einem andern nicht größer in diesem Betracht ist, als er öfters zwischen verschiedenen Provinzen desselben

*) Les interets d'Angleterre mal - entendus.

Staats angetroffen wird. Menſchen drängen ſich natürlicher Weiſe nach den Hauptſtädten, Seehäfen und ſchiffbaren Ströhmen. Da findet man mehr Menſchen, mehr Betriebſamkeit, mehr Waaren, und folglich mehr Geld; wobey aber doch immer der letztere Umſtand Proportion mit dem erſtern hält, und der Nichtſtand fortdauert. *)

Unſere Eiferſucht und unſer Haß gegen Frankreich ſind ohne Gränzen; und wenigſtens die erſtere von dieſen Geſinnungen, muß man geſtehen, iſt vernünftig und wohlgegrün-

*) Man muß es ſich aufs ſorgfältigſte merken, daß in dieſer ganzen Abhandlung, ſo oft von dem Nichtſtande des Geldes geſprochen wird, allemal derjenige Nichtſtand deſſelben, welcher den in den verſchiedenen Staaten befindlichen Waaren, Arbeit, Betriebſamkeit, und Geſchicklichkeit proportional iſt, gemeynt ſey. Und ich behaupte, wo dieſe Vortheile zwey- drey- viermal ſo groß ſind, als in den benachbarten Staaten, da werde auch zwey- drey- viermal ſo viel Geld vorhanden ſeyn. Der einzige Umſtand, der die Genauigkeit dieſer Proportionen ſtören kann, ſind die Koſten des Transports der Waaren von einem Ort zum andern; welche Koſten bisweilen ungleich ſind. Zum Beyſpiel, die Naturerzeugniſſe von Derbyſhire, Korn, Vieh, Butter und Käſe, können das Geld von London ſo ſtark nicht anziehen, wie die Londoner Manufacturen das Geld von Derbyſhire anziehen. Indeſſen iſt dieſer Einwand nur anſcheinend: denn ſo fern der Waarentransport koſtbar iſt, ſo fern iſt die Gemeinſchaft oder der Verkehr zwiſchen den Plätzen gehemmt und unvollkommen.

det. Diese Leidenschaften haben unzählige Beschränkungen und Hinderniſſe des Handels veranlaßt, wobey wir beſchuldigt werden, gemeiniglich der angreifende Theil zu ſeyn. Aber was haben wir dadurch gewonnen? Wir verlohren den franzöſiſchen Markt für unſere Wollenwaaren, und verlegten den Weinhandel nach Spanien und Portugal, wo wir ſchlechteres Getränk zu einem höheren Preiſe kaufen. Es giebt wohl wenige Engländer, die nicht meynten, ihr Land müßte durchaus zu Grunde gehen, wenn franzöſiſche Weine ſo wohlfeil und häufig in England verkauft würden, daß dadurch allen einheimiſchen Brauereyen gewiſſermaaßen Eintrag geſchähe. Wollte man aber das Vorurtheil ablegen, ſo würde es nicht ſchwer halten, zu beweiſen, daß nichts unſchuldiger, vielleicht nichts vortheilhafter ſeyn könnte. Jeder neue Morgen Weinland, der in Frankreich angepflanzt werden würde, um Großbrittanien mit Wein zu verſehen, würde die Franzoſen in die Nothwendigkeit ſetzen, den Ertrag von einem engliſchen Morgen Weitzen- und Gerſtland, zu ihrem Lebensunterhalt zu nehmen; und es iſt einleuchtend, daß wir dabey die beſſere Waare in unſere Gewalt bekommen würden.

Es sind in Frankreich viele Edicte ergangen, welche die Anpflanzung neuer Weinberge verbieten, und die Ausrottung aller, die erst seit kurzem gepflanzt worden, anbefehlen: so überzeugt ist man in jenem Lande von dem überlegenen Werth des Korns über jedes andere Erzeugniß.

Der Marschall Vauban klagt öfters, und mit Recht, über die ungereimten Zölle, womit die Einfuhr derjenigen Weine von Languedoc, Guienne und andern südlichen Provinzen, beschwert ist, welche nach Bretagne und der Normandie gehen. Er hegte keinen Zweifel, daß diese letztere Provinzen, ungeachtet des freyen Handels, welchen er empfiehlt, ihre Balanz behaupten könnten. Und offenbar würde eine Fahrt von etlichen Meilen weiter zur See nach England keinen Unterschied machen können, oder, falls sie einen machte, auf die Waaren beyder Reiche gleichmäßig wirken müssen.

Allerdings giebt es Ein Mittel, wodurch Geld unter seinen natürlichen Richtstand in einem Staat erniedrigt werden kann; so wie es auch ein anderes giebt, wodurch Geld sich über jenen Richtstand erheben läßt; bey genauerer Untersuchung aber wird man finden, daß diese Fälle sich in unsere allgemeine Theo-

rie auflösen, und derselben ein neues Ansehen zuwenden.

Ich kenne nicht wohl eine andere Methode, Geld unter seinen Nichtstand zu erniedrigen, als jene Anstalten von Banken, Staatsfonds und Papiercredit, welche in unserm Engl a n d e so weit getrieben werden. Diese machen, daß Papier dem Gelde gleich gilt, daß es in dem ganzen Staat umläuft, daß es die Stelle von Gold und Silber vertritt, daß es die Preise der Arbeit und Waaren verhältnißmäßig erhöht, und daß es sonach entweder einen großen Theil jener edeln Metalle vertreibt, oder den fernern Anwachs derselben hindert. Was kann kurzsichtiger seyn, als die Urtheile, welche hierüber im Schwange gehen. Man bildet sich ein, weil ein einzelner Mensch viel reicher werden würde, wenn sein Geldvorrath sich verdoppelte, so müßte dieselbe gute Wirkung erfolgen, wenn eines jeden Menschen Geld sich vermehrte; und man bedenkt nicht, daß dadurch die Preise aller Waaren erhöht, und jedermann in dieselbe Lage, worin er sich vorher befand, zurück gebracht werden würde. Nur bey unsern öffentlichen Verhandlungen und Geschäften mit dem Auslande ist ein größerer Geldvorrath vortheilhaft; und da unser Papier dabey durchaus nichts gilt; so

empfinden wir, mittelst desselben, alle die schlimmen Wirkungen, welche aus einer großen Geldfülle entstehen, ohne daß uns irgend einer von den Vortheilen zu gut käme. *)

Gesetzt, das Papier, welches in unserm Königreich als Geld umläuft, mache zwölf Millionen aus; (denn man muß sich nicht einbilden, daß alle unsere ungeheure Stocks wie Papiergeld gebraucht werden;) gesetzt ferner, die wirkliche Baarschaft des Königreichs betrage achtzehn Millionen: so ist hier ein Staat, der, wie Erfahrung zeigt, im Stande ist, eine Summe von dreyßig Millionen zu fassen. Nun sage ich, wenn er diese Summe zu fassen im Stande ist; so müßte er sie, hätten wir nur den Eingang der edeln Metalle nicht, durch diese neue Erfindung von Papier, gehindert, nothwendig auch in Gold und Silber erlangt haben. „Von wo würde er diese Summe erlangt haben?" Von

*) Wir haben in dem dritten Versuch angemerkt, Geld, wenn es im Zunehmen ist, befördere während des Zeitraums zwischen der Geldzunahme und dem Steigen der Preise die Betriebsamkeit. Eine ähnliche gute Wirkung kann auch der Papiercredit hervorbringen; aber es ist mißlich die Sachen zu übereilen; weil man Gefahr läuft alles zu verlieren, wenn jener Credit fehlschlagen sollte; wie bey jeder heftigen Erschütterung der öffentlichen Angelegenheiten es sich ereignen muß.

allen Staaten der Welt. „Aber warum?“ Weil, wenn man dieſe zwölf Millionen wegnimmt, Geld in dieſem Staat unter ſeinem Richtſtande, in Vergleichung mit unſern Nachbarn, iſt, und wir ſogleich von ihnen allen ziehen müſſen, bis wir, ſo zu ſagen, voll und geſättigt ſind, und nicht mehr faſſen können. Bey unſern jetzigen Regierungsmaximen tragen wir ſo viel Sorge dafür, die Nation mit dieſem ſchönen Zeuge von Banknoten und Schatzkammerſcheinen auszuſtaffiren, als ob wir fürchteten, ſie möchte mit dem edeln Metalle überladen werden.

Es iſt nicht zu zweifeln, daß die große Fülle von edelm Metall in Frankreich großen Theils dem Mangel an Papiercredit beyzumeſſen iſt. Die Franzoſen haben keine Banken; Hand-Noten von Kaufleuten ſind da nicht ſo, wie bey uns, im Umlauf; das Ausleihen auf Zinſen iſt dort nicht geradezu erlaubt; ſo daß viele Perſonen ſtarke Summen in ihren Koffern haben: in Privathäuſern giebt es große Quantitäten von Silberzeug, und alle Kirchen ſind damit angefüllt. Die Folge davon iſt, daß Lebensmittel und Arbeitslohn immer wohlfeiler unter ihnen bleiben, als bey Nationen, die nicht halb ſo reich an Gold und Silber ſind. Die Vortheile

dieser Lage, in Hinsicht auf Handel sowohl als bey großen öffentlichen Bedrängnissen, sind zu einleuchtend, als daß sich darüber streiten ließe.

Dieselbe Mode, welche noch immer in England und Holland herrscht, Tafelservice von Porcellan statt von Silber zu gebrauchen, nahm vor einigen Jahren in Genua überhand; aber der Senat, der die Folgen vorhersahe, verboth den Gebrauch jener zerbrechlichen Waare über eine bestimmte Quantität hinaus, wogegen der Gebrauch des Silberzeuges unbeschränkt gelassen wurde. Und ich glaube, die Genueser werden, in ihren neulichen Bedrängnissen, die guten Folgen von dieser Anordnung gefühlt haben. Unsere Auflage auf Silbergeschirr ist, in diesem Betracht, vielleicht etwas unpolitisch.

Vor der Einführung des Papiergeldes bey unsern Kolonien, hatten sie zu ihrer Circulation Gold und Silber genug. Die Einführung des Papiers hat ihnen, außer vielen andern Ungemächlichkeiten, den gänzlichen Verlust der edeln Metalle zugezogen, und es läßt sich gar nicht zweifeln, daß, nach der Abschaffung des Papiers, Geld wieder zurückkehren werde; da diese Kolonien Manufacturen und Waaren besitzen; das Einzige, was im Han-

del schätzbar ist, und um dessentwillen allein Menschen Geld begehren.

Schade, daß Lycurg, als er Gold und Silber aus Sparta zu verbannen wünschte, nicht auf Papiergeld verfiel. Das würde zu seinem Vorhaben besser gedient haben, als die Klumpen Eisen, die er zu Gelde gebrauchte; auch würde es, da es so gut wie von gar keinem wirklichen und innern Werth ist, allen Handel mit Fremden wirksamer abgewehrt haben.

Indessen muß man gestehen, daß, so wie alle diese Fragen über Handel und Geld äusserst vielseitig sind, auch der Papiercredit und das Bankwesen sich von einer gewissen Seite betrachten lassen, von welcher die Vortheile derselben größer als ihre Nachtheile erscheinen. Daß sie Baarschaft und Münzenmetall (bullion) aus einem Staate vertreiben, ist ganz ausgemacht; und wer nicht weiter als auf diesen Umstand sieht, thut wohl daran, sie zu verdammen: aber Baarschaft und Metall sind nicht von so großem Belange, daß sie nicht durch den Anwachs von Betriebsamkeit und von Credit, welchen der rechte Gebrauch des Papiergeldes befördern kann, vergütet und überwogen werden könnten. Man weiß wohl wie vortheilhaft es für einen Kauf-

mann ist, seine Wechsel gelegentlich disconti-ren lassen zu können; und alles, was dazu dient diese Art von Umsatz zu erleichtern, ist dem allgemeinen Handel eines Staats förderlich. Aber solchen Credit zu geben, werden Privatbankleute dadurch in den Stand gesetzt, daß sie auf die in ihren Läden niedergelegten Gelder Handnoten ausstellen; so wie die Bank von England gleicher Weise dadurch, daß sie die Freyheit hat, ihre Noten bey allen Zahlungen anzubringen. Vor einigen Jahren verfielen die Banken von Edinburg auf eine Erfindung von dieser Art, welche zu den sinnreichsten Ideen gehört, die man jemals im Handel realisirt hat, und welche zugleich als sehr vortheilhaft für Schottland angesehen worden ist. Man nennt sie dort Bankcredit, und es hat damit folgende Bewandtniß. Ein Mann geht auf die Bank, und stellt Sicherheit bis zu dem Belauf, wir wollen setzen, von tausend Pfund Sterling. Dies Geld oder jeden Theil davon, hat er nun die Freyheit, nach Belieben herauszuziehen, und er bezahlt bloß die gewöhnlichen Zinsen für die Zeit, so lange es in seinen Händen ist. Er darf, wann es ihm gefällt, jede beliebige Summe, nur nicht unter zwanzig Pfund Sterling, abbezahlen, und es werden die Zinsen,

von dem Tage der Zahlung an, in Abschlag gebracht. Die aus dieser Erfindung entspringenden Vortheile sind mannigfaltig. Da ein jeder wohl Sicherheit bis nahe zu dem vollen Betrage seines Vermögens finden mag, und da sein Bankcredit dem baaren Gelde gleich gilt; so kann ein Kaufmann dadurch seine Gebäude, seine Möbel, die Güter in seinem Waarenlager, seine Schiffe zur See, und die fremden Schulden, welche er ausstehen hat, gleichsam in Münze verwandeln, und sie gelegentlich bey allen Zahlungen gebrauchen, als ob sie das gangbare Geld des Landes wären. Borgt jemand tausend Pfund von einer Privatperson; so hat er, außer dem, daß ein solches Anlehn nicht immer gleich, wenn es verlangt wird, zu finden ist, Zinsen dafür zu zahlen, er mag Gebrauch davon machen oder nicht: dagegen kostet ihm sein Bankcredit nichts, außer gerade während des Augenblicks, in welchem er davon Nutzen zieht: und dieser Umstand ist eben so vortheilhaft, als ob er das Geld zu weit niedrigern Zinsen geborgt hätte. Auf gleiche Weise gewährt diese Erfindung Kaufleuten eine große Leichtigkeit, wechselseitig einer des andern Credit zu unterstützen; welches eine beträchtliche Sicherheit gegen Bankrotte schafft. Ist jemandes Bank-

credit erschöpft, so geht er zu einem seiner Nachbarn, der sich nicht in derselben Lage befindet; und er bekommt das Geld, welches er nach seiner Bequemlichkeit wieder erstattet.

Nachdem diese Anstalt schon mehrere Jahre in Edinburg bestanden hatte, trieben verschiedene Compagnien von Kaufleuten in Glasgow die Sache noch weiter. Sie thaten sich in verschiedene Banken zusammen, und gaben Noten aus bis zu zehn Schillingen herab, welche sie bey allen Zahlungen für Güter, Manufacturen, Handwerksarbeit von allen Arten gebrauchten; und diese Noten giengen, kraft des vesten Credits der Compagnien, bey allen Zahlungen durch das ganze Land, wie baares Geld. Auf solche Weise konnte ein Verlag von fünf tausend Pfunden dieselben Operationen bestreiten, wozu sonst einer von sechs oder sieben tausend gehört hätte; und Kaufleute kamen dadurch in den Stand, ihren Handel mehr auszudehnen, und einen geringeren Profit bey allen ihren Geschäften nöthig zu haben. Aber was auch für andere Vortheile aus diesen Erfindungen entspringen mögen; so muß man doch immer einräumen, daß sie nicht nur dem Credit eine gar zu große Leichtigkeit geben, welches gefährlich ist, sondern auch die kostbaren Metalle verdrängen:

und nichts kann einen klärern Beweis davon abgeben, als eine Vergleichung des vormaligen und des jetzigen Zustandes von Schottland in Absicht auf diesen Punct. Bey der Ummünzung, welche nach der Union vorgenommen wurde, fand man, daß beynahe eine Million Pfund Sterling an Baarschaft in diesem Lande vorhanden war: aber ungeachtet des starken Anwachses von Reichthum, Handel und Manufacturen aller Arten, hält man dafür, daß gegenwärtig, selbst dann, wann kein außerordentlicher Abfluß nach England Statt gehabt hat, die umlaufende Baarschaft nicht ein Drittheil von jener Summe betragen mag.

So wie unsere Anstalten von Papiercredit wohl das einzige Mittel sind, durch welches wir Geld unter seinen Richtstand erniedrigen können; so ist, meines Erachtens, das einzige Mittel, wodurch Geld sich über seinen Richtstand erhöhen läßt, ein Verfahren, über welches wir alle, als über etwas höchst verderbliches schreyen würden, nehmlich starke Summen zu einem öffentlichen Schatze aufzusammeln, sie zu verschließen, und ihren Umlauf schlechterdings zu verhüten. Die außer aller Gemeinschaft mit dem benachbarten Element gesetzte Flüßigkeit kann, durch einen solchen Kunstgriff, so hoch man will, gehoben wer-

den. Um dieſes zu beweiſen, brauchen wir nur zu unſerer erſten Vorausſetzung zurück zu kehren, wo wir annahmen, daß die Hälfte oder irgend ein Theil unſerer Baarſchaft vernichtet würde; und wo wir fanden, daß unmittelbar auf einen ſolchen Vorfall, die Anziehung einer gleichen Summe aus allen benachbarten Ländern erfolgen müßte. Auch ſcheinen keine nothwendige Schranken, durch die Natur der Dinge, dieſem Schatzſammeln geſetzt zu ſeyn. Eine kleine Stadt, wie Genf, könnte, wenn ſie dieſe Staatsmaxime auf Jahrhunderte befolgte, neun Zehntheile des Geldes von Europa in Beſchlag nehmen. In der menſchlichen Natur freylich ſcheint ein unüberwindliches Hinderniß gegen einen ſolchen unermeßlichen Anwachs von Reichthum zu ſeyn. Ein ſchwacher Staat, mit einem übergroßen Schatze, würde bald einem ſeiner ärmeren Nachbarn zur Beute werden. Ein großer Staat würde ſeinen Reichthum in gefährlichen und unbeſonnenen Entwürfen verſchleudern, und wahrſcheinlich damit zugleich, was weit ſchätzbarer iſt, die Betriebſamkeit, Moralität und Menge ſeines Volks zerſtören. Die Flüßigkeit, in dieſem Fall, zu einer allzugroßen Höhe erhoben, ſprengt und zerbricht das Gefäß, worin ſie enthalten iſt, und mit

dem umgebenden Elemente sich vermischend fälle sie bald auf ihren eigentlichen Richtstand herab.

So wenig sind wir überhaupt mit diesem Princip bekannt, daß obgleich alle Geschichtschreiber in der Angabe einer so neuen Thatsache, wie der von Heinrich VII gesammelte unermeßliche Schatz ist (den sie auf 2,700,000 Pfund angeben), einhellig übereinstimmen, wir lieber ihr zusammentreffendes Zeugniß verwerfen, als eine Thatsache einräumen, die zu unsern eingewurzelten Vorurtheilen so übel paßt. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß diese Summe wohl drey Viertheile von allem Gelde in England mag betragen haben. Aber warum sollte es denn so schwer zu begreifen seyn, daß von einem schlauen, habsüchtigen, kargen und beynahe unumschränkten Monarchen, in zwanzig Jahren, eine solche Summe hat gesammelt werden können? Vermuthlich wird auch die Verminderung des Geldes nicht einmal merklich von dem Volke empfunden worden seyn, oder ihm irgend einen Nachtheil verursacht haben. Das Sinken der Preise aller Waaren, welches den Engländern in ihrem Handel mit allen benachbarten Staaten ein Uebergewicht gab, mochte die in den Schatz

fließenden Geldsummen unverzüglich wieder erstatten.

Haben wir nicht ein Exempel an der kleinen Republik Athen samt ihren Bundesgenossen, welche, in ohngefehr funfzig Jahren, zwischen dem Persischen und Peloponnesischen Kriege, eine Summe sammelten, die nicht viel geringer war, als der Schatz Heinrichs VII? Denn alle griechische Geschichtschreiber*) und Redner**) kommen darin überein, daß die Athener in ihrer Citadelle mehr als 10,000 Talente aufgehäuft hatten, die sie hernach, zu ihrem eigenen Verderben, in raschen und thörichten Unternehmungen verschleuderten. Aber was war die Folge, als dieses Geld abgelassen und mit der umgebenden Flüßigkeit in Gemeinschaft gesetzt wurde? Blieb es in dem Staat? Nein. Denn aus dem merkwürdigen Census, dessen Demosthenes †) und Polyb ††) gedenken, ersieht man, daß, ohngefehr funfzig Jahre hernach, der gesammte Werth der Republik, mit Inbegriff aller Ländereyen, Häu-

*) Thucydides libr. II, und Diodor. Sic. libr. XII.

**) Vide Aeschinis et Demosthenis epist.

†) Περι Συμμοριων.

††) libr. II. cap. 62.

ser, Waaren, Sclaven und Baarschaften, sich auf weniger als 6000 Talente belief.

Was für ein ruhmsüchtiges, hochherziges Volk war das, in seinem Schatze, aus Eroberungsabsichten, eine Summe zu sammeln und aufzubewahren, welche die Bürger alle Tage, durch den Ausschlag einer einzigen Stimme, unter sich vertheilen durften, und welche den Reichthum eines jeden mehr als verdoppelt haben würde! Denn man muß bemerken, daß die Anzahl und das Privatvermögen der Athener, nach der Versicherung der alten Schriftsteller, nicht größer zu Anfange des peloponnesischen Krieges waren, als zu Anfange des macedonischen.

Geld war wohl nicht viel häufiger in Griechenland während Philipps und Perseus Regierungen, als in England zur Zeit Heinrichs VII; gleichwohl sammelten jene beyde Monarchen, in dreyßig Jahren, *) aus dem kleinen Königreich Macedonien, einen größern Schatz, als des englischen Monarchen seiner war. Paul Aemil brachte nach Rom ohngefehr 1,700000 Pfund Sterling. **) Plinius sagt 2,400000. ***) Und das war

*) Titi Livii lib. XIV. cap. 40.
**) Vellej. Paterc. lib. I. cap. 9.
***) Lib. XXXIII. cap. 3.

nur ein Theil von dem macedoniſchen Schatze. Der Reſt wurde durch den Widerſtand und durch die Flucht des Perſeus zerſtreut. *)

Stanian belehrt uns, daß der Canton Bern 300,000 Pfund Sterling auf Zinſen ausſtehen hatte, und über ſechsmal ſo viel in der Schatzkammer vorräthig beſaß. Hier iſt nun eine geſammelte Summe von 1,800000 Pfund Sterling, welche wenigſtens das Vierfache von dem iſt, was natürlich in einem ſo kleinen Staat circuliren würde. Und doch bemerkt niemand, der im Waatlande oder in ſonſt einer andern Gegend jenes Cantons reiſet, irgend einen Mangel an der für ein Land, von ſolchem Umfange, Boden und Zuſtande, erfoderlichen Baarſchaft. Im Gegentheil möchte man ſchwerlich irgend einige inländiſche Provinzen in Frankreich oder Deutſchland finden, wo die Einwohner zu jetziger Zeit ſo wohlhabend wären; obgleich dieſer Canton ſeinen Schatz ſeit dem Jahre 1714, da Stanian ſeine mit vieler Beurtheilungskraft geſchriebene Nachricht von der Schweitz herausgab, gewaltig vermehrt hat. **)

*) Titi Livii ibidem.

**) Die Armuth, wovon Stanian ſpricht, iſt nur in den gebirgichſten Cantonen zu ſehen, wo es kei-

Appian's Angabe *) von dem Schatze der Ptolomäer ist so ungeheuer, daß man sie nicht gelten lassen kann: und zwar um so weniger, da der Geschichtschreiber sagt, die andern Nachfolger Alexanders wären ebenfalls Sparer gewesen, und manche von ihnen hätten nicht viel geringere Schätze gehabt. Denn diese Sparsucht der benachbarten Fürsten müßte der Wirthlichkeit der ägyptischen Monarchen nothwendig Eintrag gethan haben; wenn unsere vorhergehende Theorie ihre Richtigkeit hat. Die Summe, welche Appian angiebt, ist 740,000 Talente, oder 191,166,666 Pfund Sterling, 13 Schillinge und 4 Pfennige, nach Arbuthnots Berechnung. Und doch versichert Appian, seine Nachricht aus dem Staatsarchiv gezogen zu haben; und er selbst war ein gebohrner Alexandriner.

Aus diesen Grundsätzen können wir lernen, was wir von jenen unzähligen Hemmungen, Beschränkungen und Auflagen urtheilen sollen, mit welchen alle Nationen Europens,

ne Waare giebt, die Geld bringen könnte. Und selbst da sind die Leute nicht ärmer, als in dem Bezirk von Salzburg auf der einen, und von Savoyen auf der andern Seite.

*) Prooem.

und keine mehr als die Engländer, den Handel belästigt haben; aus einer unbändigen Begierde Geld aufzuhäufen, welches doch, so lange es umläuft, niemals seinen Richtstand übersteigen kann; oder aus einer grundlosen Besorgniß ihre Baarschaft zu verliehren, welche doch niemals unter denselben herabsinken wird. Wenn irgend etwas unsern Reichthum zerstreuen könnte, so würden es dergleichen unpolitische Veranstaltungen seyn. Aber wie es auch damit sey; so entsteht gleichwohl immer daraus diese allgemeine schlimme Wirkung, daß benachbarten Nationen jener freye Verkehr und Umtausch entrissen wird, welchen der Urheber der Natur beabsichtigte, als er ihnen so sehr von einander verschiedene Erdreiche, Himmelsstriche und Geisteranlagen gab.

Unsere neueren Politiker lieben das einzige Mittel Geld zu verbannen, den Gebrauch des Papiercredits; sie verwerfen das einzige Mittel Geld zu häufen, das Schatzsammeln; und sie ersinnen hundert Anstalten, die zu nichts dienen, als Betriebsamkeit zu hemmen, und uns selbst, sowohl als unsere Nachbarn, um die gemeinsamen Wohlthaten der Natur und Kunst zu bringen.

Indessen müssen nicht alle Auflagen auf fremde Waaren als nachtheilig oder unnütz an-

gesehen werden, sondern nur diejenigen, welche auf die oben erwähnte Eifersucht gegründet sind. Eine Auflage auf deutsches Linnen befördert einheimische Manufacturen, und vermehrt dadurch unsere Volksmenge und unsere Betriebsamkeit. Eine Auflage auf Brantwein vergrößert den Absatz auf Rum, und unterstützt unsere südliche Kolonien. Und da es nothwendig ist, daß zur Aufrechthaltung des Staats Auflagen erhoben werden: so kann man es wohl für mehr schicklich erachten, fremde Waaren damit zu belegen, die leicht im Hafen angehalten und der Abgabe unterworfen werden können. Indessen sollte man sich immer an die Maxime des D. Swift erinnern, daß, in der Arithmetik des Zollwesens, zwey und zwey nicht vier, sondern oft nur eins machen. Es kann schwerlich bezweifelt werden, daß nicht die Weinzölle, wenn sie auf ein Drittheil herabgesetzt würden, der Regierung weit mehr einbringen würden, als anjetzt: unsere Leute wären dann im Stande für gewöhnlich ein besseres und gesunderes Getränk zu trinken; und der Handelsbalanz, auf welche wir so eifersüchtig sind, würde daraus auch kein Schaden erwachsen. Die Brauerey des Ale ist, außer dem, daß sie dem Ackerbau nützt, eine unbedeutende Art von Fabrik, die

wenigen Händen Beschäftigung giebt. Der Transport des Weins und Korns würde nicht viel weniger zu thun geben.

Aber haben wir denn nicht häufige Exempel, wird man sagen, von Staaten und Königreichen, die vormals begütert und wohlhabend waren, und jetzt arm und bettelhaft sind? Sind sie nicht um das Geld gekommen, welches sie vormals im Ueberfluß hatten? Ich antworte, wenn sie ihren Handel, ihre Betriebsamkeit und ihre Volksmenge verlieren, so können sie nicht erwarten, ihr Gold und Silber zu behalten: denn diese kostbaren Metalle werden den ersteren Vortheilen allemal proportional seyn. Als der ostindische Handel von Venedig und Genua nach Lissabon und Amsterdam übergieng, giengen auch die daraus entspringenden Profite und Kapitalien dahin über. Wo der Sitz der Regierung weg verlegt wird; wo kostbare Kriegsheere, fern von den Gränzen, unterhalten werden; wo große Fonds im Besitze von Fremden sind; da erfolgt natürlicher Weise aus diesen Ursachen eine Verminderung der Baarschaft. Aber diese Methoden Geld wegzubringen sind, wie man sieht, gewaltsam und erzwungen; auch haben sie gemeiniglich die

Folge, daß mit der Zeit Menſchen und Gewerbe fortziehen. Wo aber dieſe bleiben, und der Geldabfluß nicht fortdauernd iſt; da findet das Geld durch hundert Kanäle, von denen man keinen Begrif oder Verdacht hat, ſeinen Weg wieder zurück. Was für unermeßliche Schätze ſind von ſo vielen Nationen, ſeit der engliſchen Revolution, in dem Laufe dreyer langen Kriege, in Flandern ausgegeben worden? Mehr Geld vielleicht, als die Hälfte von alle dem, was in Europa zu finden iſt. Aber was iſt anjetzt daraus geworden? Iſt es noch in dem engen Bezirk der öſtreichſchen Niederlande vorhanden? Nein, gewiß nicht. Es iſt gröſtentheils in die verſchiedenen Länder zurückgekehrt, aus denen es kam, und iſt der Kunſt und dem Fleiße nachgefolgt, durch welche es zuerſt erworben wurde. Seit mehr als tauſend Jahren floß Europens Geld nach Rom in einem offenen und merklichen Strohme; aber durch viele geheime und unmerkliche Kanäle iſt es wieder abgeleitet worden; und der Mangel an Betriebſamkeit und Handel macht gegenwärtig den Kirchenſtaat zu dem ärmſten Landſtrich in ganz Italien.

Kurz, eine Regierung hat große Urſache mit Sorgfalt ihre Volksmenge und ihre Manufacturen zu bewahren. Ihr Geld darf ſie, ohne Furcht oder Eiferſucht, ſicher dem Laufe der menſchlichen Dinge anvertrauen. Oder, wenn ſie jemals Acht auf dieſen letztern Umſtand giebt; ſo ſollte ſie es nur in ſo fern thun, als derſelbe auf die erſteren wirkt.

VI.

Von der Handelseifersucht.

Nachdem wir uns bemüht haben, die eine Gattung von ungegründeter Eifersucht, welche unter handelnden Nationen so herrschend ist, zu entfernen; so wird es nicht undienlich seyn, eine andre zu prüfen, die nicht weniger grundlos zu seyn scheint. Nichts ist unter Staaten, die schon einige Fortschritte im Handel gemacht haben, gewöhnlicher, als den zunehmenden Wohlstand ihrer Nachbarn mit argwöhnischen Augen anzusehen, alle handelnde Staaten für ihre Nebenbuhler zu halten, und vorauszusetzen, daß unmöglich einer derselben anders blühen könne, als auf ihre Kosten. Im Gegensatz auf diese engherzige und schadenfrohe Gesinnung getraue ich mir zu behaupten, daß die Zunahme des Reichthums und Handels bey einer jeden Nation, dem Reichthum und Handel aller ihrer Nachbarn, anstatt zu schaden, gemeiniglich aufhilft; und daß schwerlich ein Staat seinen Handel und seine Betriebsamkeit sehr weit treiben kann, wenn alle

ihn umgebenden Staaten in Unwissenheit und Barbarey versunken sind.

Die einheimische Industrie eines Volks kann offenbar, selbst durch den größten Wohlstand seiner Nachbarn, keinen Schaden nehmen; und da dieser Handelszweig unstreitig der allerwichtigste in jedem Staat von einigem Umfange ist, so ist uns in sofern alle Ursache zur Eifersucht benommen. Aber ich gehe weiter und behaupte, wo ein freyer Verkehr zwischen Nationen beybehalten wird, da sey es unmöglich, daß nicht die einheimische Industrie einer jeden, durch die zunehmende Kultur aller andern, einen Zuwachs gewinnen sollte. Man vergleiche den gegenwärtigen Zustand Großbritanniens mit dem, worin es sich vor zwey Jahrhunderten befand. Aeußerst roh und mangelhaft waren damals alle Künste des Landbaues sowohl als der Manufacturen. Jede Verbesserung, die wir seitdem gemacht haben, entstand daher, daß wir Fremden nachahmten; und wir sollten es in sofern als ein Glück ansehen, daß jene uns in Künsten und Erfindungen vorgeeilt waren. Aber noch immer gereicht dieser Verkehr zu unserm großen Vortheile. Ungeachtet der hohen Vollkommenheit unsrer Manufacturen, nehmen

wir täglich in jeder Kunst die Erfindungen und Verbesserungen unsrer Nachbarn an. Erst kommt die Waare von auswärts herein, zu unserm großen Mißvergnügen, weil wir uns einbilden, daß sie uns Geld entziehe; in der Folge kommt, zu unserm sichtbaren Vortheil, nach und nach die Kunst selbst zu uns herüber; dennoch fahren wir fort uns zu grämen und zu ärgern, daß unsre Nachbarn irgend eine Kunst, Gewerbe und Erfindung besitzen; uneingedenk, daß, wenn sie uns nicht erst unterrichtet hätten, wir gegenwärtig Barbaren seyn würden; und daß, wenn sie ihren Unterricht nicht immer fortsetzten, die Künste in einen Zustand von Erschlaffung versinken und jenes Wetteifers und Neuerungstriebes, der soviel zu ihrer Aufnahme beyträgt, ermangeln würden.

Die Zunahme der einheimischen Industrie legt den Grund zum auswärtigen Handel. Wo man eine große Menge von Waaren für den inländischen Markt erzeugt und veredelt; da wird man immer einige darunter finden, die sich mit Vortheil ausführen lassen. Aber wenn unsre Nachbarn ohne alle Kunst und Ausbildung sind, so können sie uns nichts davon abnehmen; weil sie nichts dafür zu geben ha-

ben. In diesem Betracht hat es mit Staaten dieselbe Bewandtniß, wie mit Privatpersonen. Ein einzelner Mensch kann nicht wohl da betriebsam seyn, wo alle seine Mitbürger unthätig sind. Der Reichthum der mancherley Glieder einer Gesellschaft trägt zur Vermehrung meines Reichthums bey, was für einen Beruf ich auch haben mag. Sie verbrauchen das Erzeugniß meiner Industrie und liefern mir dagegen das Erzeugniß der ihrigen.

Auch darf kein Staat Besorgnisse hegen, daß seine Nachbarn sich in jeder Kunst und Manufactur dermaaßen aufnehmen werden, daß weiter keine Nachfrage von ihrer Seite zu erwarten stehe. Die Natur hat dadurch, daß sie verschiedenen Nationen so ungleiche Geistesgaben, Himmelsstriche und Boden gegeben hat, ihren wechselseitigen Verkehr und Handel auf so lange gesichert, als sie alle betriebsam und civilisirt bleiben. Ja, je mehr die Künste in einem Staat zunehmen, desto mehr vergrößert sich seine Nachfrage nach allem, was seine betriebsamen Nachbarn hervorbringen. Nach Maaßgabe, wie die Einwohner wohlhabender und geschickter werden, verlangen sie jede Waare in größerer Vollkom-

menheit; und da sie einen Ueberfluß von käuflichen Dingen abzulassen haben, so holen sie aus jedem fremden Lande starke Einfuhren. Die Betriebsamkeit der Nationen, von denen sie einführen, bekommt Aufmunterung; ihre eigne Betriebsamkeit wird durch den Absatz der Waaren, womit sie ihren Einkauf machen, ebenfalls vermehrt.

Wie aber, wenn eine Nation eine Stapelwaare hat, dergleichen die Wollenmanufactur in England ist? Muß nicht, wenn die Nachbarn uns mit einer solchen Manufactur in die Queere kommen, ein Verlust für uns entstehen? Ich antworte, wann irgend eine Feilschaft die Stapelwaare eines Reichs heißt, so wird vorausgesetzt, dieses Reich habe gewisse eigenthümliche Vortheile bey der Erzielung jener Feilschaft; und wenn ungeachtet dieser Vortheile eine solche Manufactur dennoch verlohren geht, so sollten die Einwohner ihre eigne Trägheit oder schlechte Regierung, nicht aber die Betriebsamkeit ihrer Nachbarn tadeln. Auch ist zu bedenken, daß mit der Zunahme der Betriebsamkeit unter den benachbarten Nationen, zugleich der Verbrauch aller Gattungen von Waaren bey ihnen zunimt; und wenn sich gleich fremde Manufacturen ne-

den denen, die wir ihnen zuführen, auf dem Markt eindrängen; so kann doch die Nachfrage nach den unsrigen noch immer anhalten, oder sogar zunehmen. Und sollte sie sich auch vermindern, würde denn die Folge davon für ein so großes Unglück zu erachten seyn? Wird der Geist der Betriebsamkeit lebendig erhalten, so wendet er sich leicht von einem Gewerbzweige zu einem andern; und die Wollenfabrikanten, zum Exempel, können bey Seiden-, Leinen-, Eisen- und andern Waaren, nach welchen sich eine Nachfrage hervorthut, angestellt werden. Wir dürfen nicht fürchten, daß alle Gegenstände der Industrie sich erschöpfen, oder daß unsere Manufacturisten, so lange sie auf gleichem Fuße mit denen bey unsern Nachbarn bleiben, in Gefahr gerathen werden, keine Beschäftigung zu finden. Der Wetteifer unter nebenbuhlenden Nationen dient vielmehr dazu, Betriebsamkeit bey ihnen allen lebendig zu erhalten. Und ein Volk ist allemal glücklicher, wenn es einer Mannigfaltigkeit von Manufacturen sich zu erfreuen hat, als wenn es eine einzige große Manufactur besäße, mit welcher alle Hände beschäftigt wären. Seine Lage ist minder unzuverläßig, und es werden ihm jene Umwälzungen und Ungewißheiten, denen jeder einzelne Handelszweig immer aus-

gesetzt bleiben wird, weniger empfindlich fallen.

Der einzige Handelsstaat, welcher die Verbesserungen und die Betriebsamkeit seiner Nachbarn zu fürchten hätte, wäre ein solcher, wie der Holländische, der ohne ein beträchtliches Landgebiet und ohne eine bedeutende Anzahl von einheimischen Erzeugnissen zu haben, blos dadurch blühet, daß seine Einwohner die Mäkler, Faktore und Frachtführer andrer Staaten sind. Ein solches Volk hat natürlich zu fürchten, daß, so bald die benachbarten Staaten ihr eigenes Interesse einzusehen und zu befolgen anfangen, sie den Betrieb ihrer Geschäfte in ihre eigenen Hände nehmen, und ihren Mäklern den Profit, den sie ihnen vormals zukommen ließen, entziehen werden. Aber so natürlich auch diese Ereignisse zu befürchten seyn mögen; so dauert es doch lange, ehe sie Platz greifen; und durch Kunst und Betriebsamkeit können sie auf viele Zeitalter abgewehrt, wo nicht gänzlich vereitelt werden. Der Vortheil, den Ueberlegenheit an Kapitalien und ausgebreitete Korrespondenz gewähren, ist so groß, daß er sich nicht leicht abgewinnen läßt; und da mit der zunehmenden Betriebsamkeit in den benachbarten Staaten zugleich alle Handelsgeschäfte zunehmen; so

kann selbst ein Volk, dessen Handel auf dieser unsichern Basis ruht, aus dem aufblühenden Wohlstande seiner Nachbarn Anfangs einen ansehnlichen Profit ziehen. Die Holländer, seitdem sie alle ihre Staatseinkünfte verpfändet haben, spielen nicht mehr eine solche Figur bey politischen Verhandlungen, als ehemals; aber ihr Handel ist sicher noch eben so wichtig, wie er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war, als sie unter die großen Mächte von Europa gerechnet wurden.

Sollte uns unsre kurzsichtige und tückische Politik nach Wunsch gelingen, wir brächten alle unsre Nachbarn in denselben Zustand von Faulheit und Unwissenheit zurück, welcher in Marocco und auf der Küste der Barbaresken herrscht. Aber was würde der Erfolg seyn? Sie könnten uns keine Waaren zusenden; sie könnten uns keine abnehmen: unser inländisches Gewerbe sogar würde, aus Mangel an Wetteifer, Beyspiel und Unterricht, erschlaffen; und wir selbst würden bald in denselben niedrigen Zustand hinabsinken, in welchen wir Andre versetzt hätten. Freymüthig will ich daher gestehen, daß ich nicht nur als Mensch, sondern auch als ein brittischer Unterthan, den blühenden Handel von Deutsch-

land, Spanien, Italien und sogar von Frankreich selbst, wünschte. Wenigstens bin ich gewiß, daß Großbritannien und alle jene Nationen blühender seyn würden, wenn ihre Beherrscher und Minister solche erweiterte und wohlwollende Gesinnungen gegen einander annehmen wollten.

VII.

Von Auflagen.

Es ist eine herrschende Maxime unter einigen Speculanten, daß jede neue Auflage dem Unterthan eine neue Fähigkeit gebe, selbige zu tragen; und daß mit jeder Zunahme der öffentlichen Lasten verhältnißmäßig auch die Betriebsamkeit des Volks zunehme. Diese Maxime ist recht dazu gemacht, aufs leichteste gemißbraucht zu werden; und sie ist desto gefährlicher, da man ihr nicht schlechterdings alle Wahrheit absprechen kann; sondern gestehen muß, daß sie, innerhalb gewisser Gränzen, einigen Grund in der Vernunft sowohl als Erfahrung habe.

Wenn auf Waaren, die von dem gemeinen Mann verbraucht werden, eine Auflage gelegt wird; so scheint die nothwendige Folge davon zu seyn, daß der Arme entweder von seinem Lebensaufwande etwas abbrechen, oder seinen Lohn so weit erhöhen müsse, als nöthig ist, um die Last der Auflagen gänzlich auf die Reichen fallen zu lassen. Aber es giebt noch eine

dritte Folge, die oftmals bey Auflagen eintritt, nämlich, daß der Arme seine Betriebsamkeit verstärkt, mehr Arbeit verrichtet, und eben so gut wie vorher lebt, ohne für seine Arbeit mehr zu fordern. Wo die Abgaben mäßig sind, stufenweise aufgelegt werden, und nicht die Nothwendigkeiten des Lebens treffen, tritt natürlicher Weise diese Folge ein; und es ist gewiß, daß dergleichen Erschwerungen oft dazu dienen, die Betriebsamkeit der Leute zu beleben, und sie arbeitsamer und wohlhabender zu machen, als Andere, welche die größten Vortheile genießen. Denn man kann als ein paralleles Beyspiel anführen, daß die Nationen, welche den stärksten Handel trieben, nicht allemal den größten Umfang von fruchtbarem Boden besaßen, sondern im Gegentheil mit vielen natürlichen Nachtheilen zu kämpfen hatten. Tyrus, Athen, Carthago, Rhodus, Genua, Venedig, Holland sind starke Belege zu dieser Behauptung. Und in der ganzen Geschichte findet man nur drey Beyspiele von großen und fruchtbaren Ländern, welche viel Handel besaßen, nämlich die Niederlande, England und Frankreich. Die beyden ersten scheinen durch die Vortheile ihrer Lage an der See und durch die Nothwendigkeit, worin sie waren, fremde

Häfen zu besuchen, um sich das zu verschaffen, was ihnen ihr eigner Himmelsstrich versagte, zum Handel angelockt worden zu seyn. Und was Frankreich betrift; so ist der Handel spät in dieses Reich gekommen, und scheint die Frucht des Nachdenkens und der Achtsamkeit gewesen zu seyn, womit ein geistreiches und unternehmendes Volk den von jenen benachbarten Nationen, welche sich auf Schiffahrt und Handel legten, erworbenen Reichthum betrachtete.

Die Plätze, von denen Cicero *) sagt, daß sie den größten Handel zu seiner Zeit besessen haben, sind, Alexandrien, Colchus, Tyrus, Sidon, Andros, Cypern, Pamphilien, Lycien, Rhodus, Chios, Byzanz, Lesbos, Smyrna, Milet, Coos. Und diese waren insgesammt entweder kleine Inseln oder enge Gebiete, Alexandrien ausgenommen, welche Stadt ihren Handel ganz ihrer glücklichen Lage zu verdanken hatte.

Da es sich demnach gar wohl denken läßt, daß manche natürliche Nothstände oder Nachtheile wirklich der Betriebsamkeit günstig seyen, warum sollten nicht künstliche Bürden dieselbe Wirkung haben? Wilhelm Temple**)

*) Epist. ad Att. lib. IX. ep. 11.

**) In seiner Schrift über die Niederlande Kap. 6.

schreibt die Betriebsamkeit der Holländer gänzlich der Noth zu, die aus ihren natürlichen Nachtheilen entspringt, und erläutert seinen Satz durch eine auffallende Vergleichung mit Irland; „wo," sagt er, „durch die Größe und „Fruchtbarkeit des Bodens und durch den „Mangel an Menschen, alle Nothwendigkeiten des Lebens so wohlfeil sind, daß ein emsiger Mann durch zweytägige Arbeit genung „verdienen kann, um davon den Rest der „Woche hindurch zu bestehen; welches ich für „einen sehr natürlichen Grund von der diesem „Volke schuld gegebenen Lässigkeit halte. Denn „Menschen ziehen natürlich der Arbeit die „Ruhe vor, und werden sich nicht anstrengen, „wenn sie müssig leben können; obgleich, wenn „sie aus Noth sich daran gewöhnt haben, die „Arbeit für sie ein zu ihrer Gesundheit und „selbst zu ihrem Zeitvertreibe so unentbehrliches Bedürfniß wird, daß sie nicht davon „lassen können. Auch ist der Uebergang von „beständiger Ruhe zur Arbeit vielleicht nicht „schwerer, als der von beständiger Arbeit zur „Ruhe." Worauf der Schriftsteller fortfährt seine Lehre durch Aufzählung der vorher erwähnten Plätze zu bestätigen, in welchen der Handel in alten und neuen Zeiten vorzüglich geblüht hat, und welche meistens solche eng-

begränzte Gebiete sind, wo die Noth Betriebsamkeit erzeugt.

Die besten Auflagen sind solche, die von der Consumtion, insonderheit der Gegenstände des Wohllebens, erhoben werden; weil solche Auflagen das Volk am wenigsten drücken. Sie scheinen gewissermaaßen freywillig zu seyn; indem ein jeder die Wahl hat, wiefern er die impostirte Waare gebrauchen will: sie werden allmählich und unmerklich bezahlt: sie führen, wenn sie vernünftig angelegt werden, natürlicher Weise zu Nüchternheit und Wirthlichkeit: und da sie mit dem natürlichen Preise der Waaren sich vermischen, werden sie von dem Consumenten kaum wahrgenommen. Ihr einziger Nachtheil ist, daß ihre Erhebung große Kosten macht.

Auflagen auf Besitzungen werden fast ohne alle Kosten eingehoben; aber sie haben jeden andern Nachtheil. Indessen sehen sich die meisten Staaten genöthigt zu denselben ihre Zuflucht zu nehmen, um die Unzulänglichkeit der andern zu decken.

Die verderblichsten aber von allen Auflagen sind die willkührlichen. Gemeiniglich arten sie, durch das Verfahren, wie sie erhoben werden, in Strafen für die Betriebsamkeit aus; und sind zugleich durch ihre unvermeidliche

Ungleichheit drückender, als durch die wirkliche Last, die sie aufbürden. Es ist daher zum Erstaunen, dergleichen noch unter irgend einem civilisirten Volke Statt haben zu sehen.

Ueberhaupt sind alle Kopfsteuren, selbst wenn sie nicht willkührlich sind, welchen Fehler sie gemeinhin haben, für gefährlich zu achten; weil es dem Oberherrn so leicht ist, um ein Weniges und noch um ein Weniges die verlangte Summe zu vergrößern, so daß diese Auflagen recht dazu geeignet sind, ganz unterdrückend und unerträglich zu werden. Auf der andern Seite setzt eine Abgabe von käuflichen Dingen sich selbst Schranken; und ein Fürst wird bald finden, daß eine Vermehrung des Imposts keine Vermehrung seines Einkommens sey. Es geht daher nicht wohl an, daß durch solche Abgaben ein Volk gänzlich zu Grunde gerichtet werde.

Geschichtschreiber belehren uns, daß eine von den Hauptursachen der Zerstörung des römischen Reichs, in der Aenderung lag, die Constantin bey dem Finanzwesen einführte, da er an die Stelle von fast allen den Zehnten, Zöllen und Accisen, welche vormals das Einkommen des Reichs ausmachten, eine allgemeine Kopfsteuer setzte. Das Volk in allen Provinzen wurde von den Steuer-Ein-

nehmern (publicans) dermaaßen gequält und unterdrückt, daß es mit Freuden seine Zuflucht unter den erobernden Waffen der Barbaren nahm, deren Herrschaft, bey ihren wenigern Bedürfnissen und ihrer geringern Kunst, der ausstudierten Tyranney der Römer weit vorzuziehen war.

Es ist eine von verschiedenen politischen Schriftstellern eifrig verbreitete Meynung, daß, weil alle Abgaben, wie sie vorgeben, zuletzt auf das platte Land fallen, es besser wäre, sie ursprünglich dort aufzulegen, und alle Consumtionssteuern abzuschaffen. Aber man darf geradezu leugnen, daß alle Abgaben am Ende aufs platte Land fallen. Wird eine Abgabe auf eine Waare gelegt, die zur Consumtion eines Handwerkers gehört; so stehen ihm zwey Auswege offen die Abgabe zu bezahlen; er kann entweder von seinem Aufwande etwas abbrechen, oder er kann seine Arbeit vermehren. Diese beyden Hülfsmittel sind leichter und natürlicher, als das Dritte, seinen Lohn zu erhöhen. Wir sehen, daß in theuren Jahren der Weber entweder weniger verzehrt, oder mehr arbeitet, oder diese beyden Umschläge von mehr Wirthlichkeit und Betriebsamkeit zusammen anwendet, wodurch er in den Stand kommt, das Jahr hindurch auszulangen. Es

iſt nicht mehr als recht, daß er, um des Staats willen, der ihm Schutz giebt, ſich denſelben Beſchwerden, wofern ſie den Nahmen verdienen, unterwerfe. Wie will er es anfangen, den Preis ſeiner Arbeit zu erhöhen? Der Manufacturiſt, der ihn beſchäftigt, will ihm nicht mehr geben; kann auch nicht; weil der Kaufmann, der die gewebten Waaren ausführt, ihren Preis nicht erhöhen kann, indem er an den Preis, den ſie auf fremden Märkten gilt, gebunden iſt. Allerdings iſt es jedermans Wunſch die Laſt aller Abgaben von ſich abzuwälzen, und ſie andern aufzubürden; aber da jederman denſelben Wunſch hat, und auf ſeiner Huth ſtehet; ſo läßt ſich nicht abſehen, woher irgend eine Klaſſe von Menſchen gänzlich die Oberhand in dieſem Streit gewinnen ſollte. Und warum der Landeigner das Opfer des Ganzen werden, und nicht im Stande ſeyn ſollte, ſich eben ſo gut, wie die Andern zu wehren, das iſt mir nicht wohl begreiflich. Alle Gewerbsleute freylich möchten gern über ihn herfallen, und ihn unter ſich theilen, wenn ſie könnten: aber dieſe Neigung haben ſie immer, wann auch keine Auflagen erhoben würden; und dieſelben Methoden, wodurch er, bevor Auflagen gemacht ſind, die Kunſtgriffe der Gewerbsleute, die ihn beſchatzen wollen,

vereitelt, werden ihm auch nachgehends zu Statten kommen, und ſie nöthigen die Laſt mit ihm zu theilen. Das müſſen in der That ſehr ſchwere und ſehr unvernünftig eingerichtete Auflagen ſeyn, die der Handwerker nicht für ſich ſelbſt, durch vermehrte Betriebſamkeit und Wirthlichkeit, ohne Steigerung des Preiſes ſeiner Arbeit, im Stande ſeyn ſollte zu entrichten.

Ich beſchließe dieſe Materie mit der Bemerkung, daß wir am Steuerweſen eine Probe von dem haben, was ſich häufig bey politiſchen Einrichtungen trift, daß nämlich die wirklichen Folgen von Dingen dem, was man beym erſten Anblick erwarten ſollte, ſchnurgerade entgegen ſind. Es iſt ein Hauptgrundſatz der türkiſchen Regierung, daß der Großherr, obgleich unumſchränkter Gebieter über das Leben und Vermögen eines jeden Unterthans, doch keine Macht habe, eine neue Steuer aufzulegen; und jeder ottomaniſche Prinz, der einen ſolchen Verſuch gewagt hat, iſt entweder genöthigt worden, davon abzuſtehen, oder hat die unglücklichen Wirkungen ſeiner Beharrlichkeit empfunden. Man ſollte denken, dieſes Vorurtheil oder Herkommen müßte das ſtärkſte Bollwerk von der Welt gegen Unterdrückung abgeben; gleichwohl zeigt

die Erfahrung, daß die Folge davon ganz anders ausfällt. Der Kaiser, da er kein regelmäßiges Mittel in seiner Gewalt hat sein Einkommen zu vermehren, muß zugeben, daß alle Bassen und Statthalter die Unterthanen bedrücken und mißhandeln: und diesen nimt er dann, nach ihrer Wiederkehr von ihren Provinzen, den Raub wieder ab. Dürfte er hingegen, gleich unsern europäischen Fürsten, neue Auflagen einführen; so würde sein Interesse mit dem Interesse seines Volks in so fern vereinigt seyn, daß er die schlimmen Folgen dieser unordentlichen Geld-Erpressungen augenblicklich empfände, und einsähe, daß ein Thaler, durch eine allgemeine Besteuerung erhoben, minder schädliche Wirkungen hervorbringe, als ein Groschen, der auf eine so ungleichmäßige und willkührliche Art genommen wird.

VIII.

Vom Staatscredit.

Es scheint der gemeine Gebrauch des Alterthums gewesen zu seyn, während des Friedens für die Anschaffung der Kriegsbedürfnisse zu sorgen, und Schätze, als Werkzeuge der Eroberung und Vertheidigung, zum voraus zu sammeln; ohne sich auf außerordentliche Auflagen, und noch viel weniger auf das Borgen, in Zeiten der Verlegenheit und Verwirrung, zu verlassen. Außer den oben erwähnten *) unermeßlichen Summen, welche die Athener, und die Ptolomäer, und die andern Nachfolger Alexanders aufgehäuft hatten, lernen wir von Plato, **) daß die genügsamen Lacedämonier ebenfalls einen Schatz besaßen; und Arrian †) und Plutarch ††) erwähnen der Reichthümer, welche

*) Versuch V.
**) Alcibiad. I.
†) Libr. III.
††) Plut. in vita Alex. Er läßt diese Schätze an 80000 Talente, oder ohngefehr 15 Millionen Pfund Sterling (95 Millionen Thaler) betragen. Quintus Curtius (libr. V. cap. 2.) sagt, Alexander habe in Susa über 50000 Talente gefunden.

Alexander bey der Eroberung von Susa und Ecbatana in Besitz nahm, und welche zum Theil noch von Cyrus Zeit her waren aufgehoben worden. Wenn ich mich recht erinnere, gedenkt auch die Schrift der Schätze des Hizkias und anderer jüdischen Fürsten; so wie die Profangeschichte von den Schätzen der macedonischen Könige Philipp und Perseus spricht. Die alten Republiken Galliens hatten gemeiniglich starke Summen in Vorrath. *) Jederman kennt den Schatz in Rom, dessen sich Julius Cäsar bemächtigte; und man findet nachher, daß die bedachtsameren Kaiser, August, Tiberius, Vespasian, Sever, u. s. w. allemal die kluge Vorsicht bewiesen, große Summen gegen etwannige Staatsnothfälle aufzusparen.

Dagegen ist in den neueren Zeiten sehr allgemein der Gebrauch aufgekommen, die Staatseinkünfte zu verpfänden, und sich darauf zu verlassen, daß die Nachkommenschaft die von ihren Vorfahren gemachten Schulden bezahlen werde; und die Nachkommenschaft, da sie ein so gutes Exempel von ihren weisen Vätern vor Augen hat, verläßt sich mit derselben Klugheit auf ihre Nachkommenschaft;

*) Strabo libr. IV.

welche zuletzt, mehr aus Nothwendigkeit, als aus Wahl, dasselbe Vertrauen auf eine neue Nachkommenschaft setzt. Aber, um nicht mit Rügen eines Gebrauchs, dessen Verderblichkeit am Tage liegt und unbestreitbar ist, Zeit zu verschwenden, scheint es wohl ziemlich einleuchtend, daß die alten Maximen, in diesem Betracht, klüger waren, als die neuen; auch sogar, wenn die letztern in vernünftige Gränzen eingeschränkt worden, oder, in irgend einem Fall, jemals mit einer solchen Sparsamkeit zu Friedenszeiten verknüpft gewesen wären, daß man die durch einen kostspilligen Krieg aufgehäuften Schulden wieder abgetragen hätte. Denn woher sollte zwischen einem Staat und einem Privatmann, in Absicht des Schuldenwesens, ein so großer Unterschied seyn, daß man ganz andere Verhaltungsregeln für den einen, als für den andern vestsetzen müßte? Wenn die Fonds des ersteren größer sind; so sind auch seine nothwendigen Ausgaben verhältnißmäßig stärker: wenn seine Hülfsquellen zahlreicher sind; so sind sie nicht unendlich; und da seine Verfassung auf einen viel längern Bestand, als die Dauer eines einzelnen Lebens oder selbst einer Familie berechnet werden sollte; so sollte er Maximen befolgen, die dauerhaft, weit umfassend und

edelmüthig wären, wie es sich zu der vorausgesetzten Ausdehnung seines Daseyns schickt. Freylich macht es die Nothwendigkeit der menschlichen Sachen oft unvermeidlich, daß man sich auf gutes Glück und einstweilige Umschläge verlassen muß; aber wer sich vorsätzlich von solchen Hülfsmitteln abhängig macht, der hat, wegen seiner Unfälle, wenn ihm welche zustoßen, nicht die Nothwendigkeit, sondern seine eigene Thorheit anzuklagen.

Wenn die Mißbräuche von Schätzen gefährlich sind, indem dadurch der Staat entweder zu raschen Unternehmungen verleitet, oder zur Vernachläßigung der Kriegszucht, im Vertrauen auf seinen Reichthum, veranlaßt wird; so sind die Mißbräuche von dem Verpfänden der Staatseinkünfte noch gewisser und unvermeidlicher; die Folgen davon sind Armuth, Ohnmacht und Unterwerfung unter fremde Mächte.

Bey der neuern Staatskunst führt der Krieg jeden verderblichen Umstand mit sich; Verlust an Menschen, Anwachs der Auflagen, Handelsverfall, Geldverschleuderung, Verheerungen zu Wasser und zu Lande. Bey den Maximen der Alten diente das Aufschließen des Staatsschatzes, wodurch ein ungewöhnlicher Zufluß von Gold und Silber hervorge-

bracht ward, der Betriebsamkeit auf eine Weile zur Aufmunterung, und vergütete gewissermaaßen die unvermeidlichen Plagen des Krieges.

Es ist für einen Minister sehr verführerisch, ein solches Hülfsmittel zu gebrauchen, durch welches er eine große Figur während seiner Verwaltung zu machen im Stande ist, ohne das Volk mit Steuern zu überladen, oder ein frühzeitiges Murren wider sich zu erregen. Die Practik des Schuldenmachens wird daher ganz unfehlbar in jeder Regierung gemißbraucht werden. Es würde kaum unvorsichtiger seyn, einem verschwenderischen Sohne Credit bey allen Bankleuten in London auszumachen, als einen Staatsmann zu berechtigen, daß er solchergestalt Wechsel auf die Nachkommenschaft ziehen dürfe.

Was sollen wir denn nun zu dem neuen Paradoxon sagen, nach welchem Staatsschulden, ohne Hinsicht auf die Nothwendigkeit sie zu machen, an sich selbst vortheilhaft seyn, und jeder Staat, auch sogar wenn er von keinem auswärtigen Feinde gedrängt würde, unmöglich ein weiseres Mittel zur Beförderung des Reichthums und Handels ergreifen könnte, als, ohne Einschränkung, Stocks (funds) und Schulden und Auflagen zu erschaffen? Rä-

sonnements von solcher Art, wie diese, möchten natürlich für Witzesübungen unter Kunstrednern, gleich den Lobreden auf die Thorheit, auf das Fieber, auf den Nero und Busiris, gegolten haben, wenn wir nicht unter uns große Minister und eine ganze Parthey solche ungereimte Maximen hätten in Schutz nehmen sehen.

Laßt uns untersuchen, was Staatsschulden für Folgen nach sich ziehen, sowohl in Hinsicht auf die innere Reichsverwaltung, durch den Einfluß, den sie auf Handel und Betriebsamkeit haben, als in Hinsicht auf unsere auswärtigen Angelegenheiten, durch ihre Wirkung auf Kriege und Unterhandlungen.

Oeffentliche Schuldscheine sind bey uns zu einer Art von Gelde geworden, und gehen, nach dem jedesmaligen Cours, eben so leicht von Hand zu Hand, wie Gold und Silber. Wo sich nur irgend eine gewinnvolle Unternehmung darbietet, wie große Auslagen sie auch erfodern mag; da sind sogleich Hände genug bereit sich damit zu befassen; auch darf ein Gewerbsmann, welcher Summen in den öffentlichen Stocks stehen hat, ohne Bedenken, sich in das weitläuftigste Geschäft einlassen; weil er mit den Fonds, die er besitzt, den plötzlichsten Anfoderungen, welche an ihn

gemacht werden mögen, Einige leisten kann. Kein Kaufmann findet es nöthig, eine beträchtliche Kasse im Hause zu behalten. Bankstocks und Schuldscheine der ostindischen Compagnie, insonderheit die letztern, dienen zu allem Behuf eben so gut; weil er sie in einer Viertelstunde bey einem Banker verpfänden, oder zu Gelde machen kann; und zu gleicher Zeit sind sie, selbst wann sie in seinem Schreibepult liegen, nicht todt, sondern bringen ihm ein beständiges Einkommen. Kurz unsere Nationalschulden verschaffen den Kaufleuten eine Art von Geld, das sich beständig in ihren Händen vervielfältigt, und sichern Gewinn, neben den Profiten ihres Handels, hervorbringt. Das muß sie in den Stand setzen auf geringeren Profit zu handeln. Der geringere Kaufmannsprofit macht die Waare wohlfeiler, verursacht einen größeren Absatz, belebt die Arbeit des gemeinen Volks, und hilft Betriebsamkeit und Künste durch die ganze Gesellschaft verbreiten.

Auch giebt es, können wir bemerken, in England und in allen Staaten, welche Handel und öffentliche Schulden haben, eine Gattung von Personen, die halb Kaufleute und halb Stockhalter, und, wie man wohl annehmen kann, mit geringen Profiten vorlieb zu neh-

men geneigt sind; weil der Handel nicht ihre vornehmste oder einzige Stütze ist, sondern sie an ihren Einkünften aus den Stocks eine sichere Beyhülfe für sich und ihre Familien haben. Gäbe es keine Stocks; so hätten große Kaufleute keinen Ausweg, irgend einen Theil ihres Profits zu realisiren oder zu sichern, als durch Ankauf von Ländereyen; und Ländereyen haben, in Vergleichung mit Stocks, mancherley Nachtheile. Durch die mehrere Sorge und Aufsicht, welche sie erfodern, theilen sie die Zeit und Aufmerksamkeit des Kaufmanns; bey irgend einem lockenden Angeboth oder einer außerordentlichen Conjunctur im Handel, lassen sie sich nicht so leicht in Geld umsetzen; und wegen der vielen natürlichen Vergnügen, die sie darbiethen sowohl, als wegen des Ansehens, welches sie verschaffen, sind sie gar zu anziehend, als daß sie nicht den Städter bald in den Landmann verwandeln sollten. Es läßt sich also natürlich annehmen, daß da, wo es Staatsschulden giebt, mehrere Menschen, mit starken Kapitalien und Einkünften, beym Handel verbleiben werden; und dies, muß man gestehen, gereicht dem Handel zu einigem Vortheil, indem dadurch der Profit vermindert, Umsatz (circulation) befördert und Betriebsamkeit aufgemuntert wird.

Aber im Gegensatz auf diese zwey günstigen Umstände, welche vielleicht von keiner sehr großen Wichtigkeit sind, erwäge man die vielen Nachtheile, welche für die ganze innere Staatswirthschaft mit unsern öffentlichen Schulden verknüpft sind; man wird finden, daß zwischen den daraus entspringenden Vortheilen und Uebeln gar keine Vergleichung Statt finde.

Erstens ist es gewiß, daß Nationalschulden einen mächtigen Zusammenfluß von Menschen und Reichthümern nach der Hauptstadt verursachen, weil daselbst die in den Provinzen zur Abtragung der Zinsen erhobenen großen Summen an die Staatsgläubiger ausgezahlt werden; und, vielleicht auch, weil daselbst der Kaufmann besser, als an jedem andern Ort in dem Königreich, die vorher erwähnten Vortheile aus den Stocks ziehen kann. Ob es, in unserm Fall, dem öffentlichen Interesse gemäß sey, daß der Stadt London, die bereits zu einer so ungeheuern Größe gediehen ist, und noch immer im Wachsen zu seyn scheint, so viele Vorrechte zugewandt werden sollen, das ist die Frage. Einige Personen sind wegen der Folgen besorgt. Ich, für mein Theil, kann nicht umhin zu denken, daß, obschon der Kopf allzu groß für den Körper ist, diese gewaltige Stadt gleichwohl eine so glückliche La-

ge hat, daß ihr übermäßiger Umfang weniger Ungemach verursacht, als selbst manche kleinere Hauptstadt einem größeren Königreiche. Es findet sich ein stärkerer Unterschied zwischen den Preisen aller Lebensmittel in Paris und Languedoc, als zwischen denen in London und Yorkshire. Freylich die unermeßliche Größe von London, unter einer Regierung, welche keiner unbedingten Gewalt Raum giebt, macht das Volk partheysüchtig, meuterisch, aufsätzig und sogar vielleicht rebellisch. Aber gegen dieses Uebel strebt die Nationalschuld selbst ein Heilmittel abzugeben. Der erste sichtbare Ausbruch, oder auch nur eine dringende Gefahr von öffentlichen Unordnungen muß sämmtliche Stockhalter, deren Eigenthum das unzuverläßigste (precarious) von der Welt ist, in Alarm setzen, und wird sie treiben der Regierung beyzuspringen, es mag dieselbe von jacobitischer Gewaltthätigkeit, oder von democratischer Schwärmerey bedroht werden.

Zweytens. Oeffentliche Stocks, da sie eine Gattung von Papiercredit sind, haben alle die Nachtheile, welche das Papiergeld mit sich führt. Sie verdrängen Gold und Silber aus dem ansehnlichsten Handel des Staats, bringen es auf die gemeine Circulation zu-

rück, und machen dadurch, daß alle Lebensmittel und Arbeit theurer werden, als sie sonst seyn würden.

Drittens. Die Auflagen, welche erhoben werden, um die Zinsen dieser Schulden zu bezahlen, müssen entweder den Preis der Arbeit erhöhen, oder die Klasse der Armen bedrücken.

Viertens. Da die Fremden einen großen Antheil an unsern Nationalfonds besitzen; so machen sie den Staat sich gewissermaaßen zinsbar, und können Anlaß geben, daß mit der Zeit unsere Leute und unsere Gewerbe zu ihnen übergehen.

Fünftens. Da der größte Theil der öffentlichen Stocks immer in den Händen müßiger Leute ist, die von ihrem Einkommen leben; so giebt unsere Nationalschuld, in dem Betracht, dem unthätigen und unnützen Leben großen Vorschub.

Aber so bedeutend sich auch der Schaden im Ganzen genommen zeigt, welcher für den Handel und die Betriebsamkeit aus unsern öffentlichen Fonds erwächst; so ist er doch eine Kleinigkeit, in Vergleichung gegen das Unheil, welches dem Staat, als einem politischen Körper, der sich in der Gemeinschaft mit allen Nationen aufrecht erhalten muß, und man-

cherley Angelegenheiten mit andern Staaten in Kriegen und Unterhandlungen abzumachen hat, daraus bevorſteht. Hier iſt das Uebel rein und unvermiſcht, ohne irgend einen günſtigen Umſtand, der daſſelbe vergütete; und es iſt zugleich ein Uebel von der höchſten und wichtigſten Art.

Man hat uns freylich geſagt, daß der Staat um nichts ſchwächer wegen ſeiner Schulden ſey, weil ſie größtentheils uns ſelbſt gehören, und dem einen eben ſo viel Eigenthum bringen, als ſie dem andern nehmen. Es habe damit eben die Bewandtniß, als wenn man Geld aus der rechten Hand in die linke legt; wodurch man weder reicher noch ärmer wird. Solche loſe Räſonnements und ſcheinbare Vergleichungen werden immer im Schwange gehen, wenn man nicht nach Grundſätzen urtheilt. Ich frage: iſt es, nach der Natur der Dinge, möglich, eine Nation mit Auflagen zu überladen; ſelbſt wenn der Oberherr unter ihnen reſidirt? Schon der bloße Zweifel ſcheint albern zu ſeyn, da nothwendig in jedem Staat ein gewiſſes Verhältniß zwiſchen dem müßigen und dem arbeitſamen Theile deſſelben erhalten werden muß. Müſſen wir aber nicht, wenn alle unſere gegenwärtigen Auflagen verpfändet ſind, immer

neue erfinden? Und kann dieſe Sache nicht ſo weit getrieben werden, daß ſie am Ende zum Verderben und Untergange führt?

Bey einer jeden Nation giebt es immer gewiſſe Methoden Geld zu erheben, die leichter, als andere ſind, zufolge der Art, wie die Leute leben, und der künſtlichen Dinge, welche ſie gebrauchen. In Großbrittanien bringt die Acciſe von Malz und Bier ſehr viel ein; weil das Mälzen und das Brauen langwierige und unverhehlbare Operationen ſind; und zu gleicher Zeit gehören dieſe Waaren nicht ſo unumgänglich nothwendig zum Leben, daß, durch die Vertheuerung derſelben, die ärmere Klaſſe ſonderlich leiden ſollte. Wenn nun alle dieſe Taxen verpfändet ſind, wie ſchwer muß es halten, neue zu finden! Welche Plagerey und welches Verderben für die Armen!

Conſumtionsauflagen ſind gleichmäßiger und leichter, als Vermögensſteuern. Was für ein Verluſt für das Publicum, wenn die erſteren alle erſchöpft ſind, und man zu der drückendern Beſchatzungsart unſere Zuflucht nehmen muß.

Wenn alle Landeigner bloß Verwalter für Rechnung des Staats wären; würde die Noth ſie nicht zwingen, alle die Unterdrückungskünſte auszuüben, welche Verwaltern eigen

sind, wo die Abwesenheit oder Nachläßigkeit des Eigners sie gegen alle Untersuchung sicher stellt.

Schwerlich wird man behaupten, daß keine Gränzen jemals den Nationalschulden gesetzt werden sollten, und daß der Staat um nichts schwächer seyn würde, wenn auch drey Fünftheile oder drey Viertheile des Einkommens vom Boden an Landsteuer, sammt allen jetzigen Accisen und Zöllen verpfändet wären. Es findet also in dem Fall noch sonst etwas Statt, außer dem bloßen Uebertragen des Eigenthums aus der einen Hand in die andere. In fünfhundert Jahren werden die Nachkommen derer, die jetzt in den Kutschen fahren, und derer, die auf dem Bock sitzen, vermuthlich die Plätze gewechselt haben, ohne daß diese Veränderungen im geringsten auf den Staat wirken.

Gesetzt, es sey der Staat einmal förmlich in den Zustand gebracht, zu welchem er mit so entsetzlicher Schnelligkeit hineilt; gesetzt, die Ländereyen seyen mit einer Steuer von $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{9}$ des Ertrages belastet, denn den ganzen Ertrag von $\frac{1}{3}$ können sie nicht steuern; gesetzt, alle Accisen und Zölle seyen bis auf das äußerste, was die Nation, ohne gänzlichen Verlust ihres Handels und ihrer Betrieb-

samkeit, tragen kann, in die Höhe geschroben; und gesetzt, alle jene Fonds seyen auf ewig verpfändet, und der erfinderische Witz aller unserer Projectmacher könne keine neue Auflage, die einer neuen Anleihe zur Grundlage dienen soll, weiter ausfindig machen: und laßt uns nun die nothwendigen Folgen dieser Lage betrachten. Obgleich der unvollkommene Zustand unserer politischen Kenntnisse und die begränzten Fähigkeiten des menschlichen Geistes es schwer machen, vorauszusagen, was für Wirkungen aus irgend einer unprobirten Maaßregel entspringen werden; so ist doch hier der Saame des Verderbens mit solcher Verschwendung ausgestreut, daß er selbst dem Auge des unachtsamsten Beobachters nicht entwischen kann.

In diesem unnatürlichen Zustande der Gesellschaft sind die einzigen Personen, welche einiges Einkommen, außer den unmittelbaren Erzeugnissen ihrer Industrie, genießen, die Stockhalter, welche fast die ganze Rente von den Ländereyen und Häusern, und überdem den Ertrag von den sämmtlichen Accisen und Zöllen beziehen. Diese sind Leute, welche keine Verbindungen mit dem Staat haben; welche ihr Einkommen an jedem Ort der Erde, wo es ihnen beliebt sich aufzuhalten, genießen

können; welche natürlich in der Hauptstadt oder andern großen Städten sich begraben, und welche in die Schlafsucht eines dämischen und schwelgenden Wohllebens versinken werden. Lebt wohl alle Ideen von Adel, von Stand, von Familie! Die Stocks lassen sich in einem Augenblick übertragen; und, da sie von einer so schwankenden Natur sind, werden sie selten durch drey Geschlechter von Vater zu Sohn forterben. Oder blieben sie auch noch so lange bey einer Familie; so wenden sie dem Besitzer kein erbliches Ansehn, keinen erblichen Credit zu; und auf solche Weise gehn die mancherley Rangordnungen, welche eine Art von unabhängiger, durch die Hand der Natur bestallter Obrigkeit in einem Staat ausmachen, gänzlich verlohren; und jeder Mensch, der im Ansehn steht, leitet seinen Einfluß lediglich von der Bestallung des Oberherrn ab. Zur Verhütung und Unterdrückung von Aufständen giebt es kein anderes Mittel, als gedungene Armeen; zum Widerstande gegen Tyranney bleibt überall kein Mittel übrig. Wahlen werden allein durch Bestechung und Verderbniß regiert; und indem die mittlere Macht zwischen dem Könige und dem Volk gänzlich aufgehoben ist, nimt nothwendig ein heilloser Despotismus überhand. Die Land-

inhaber, verachtet wegen ihrer Armuth und gehaßt wegen ihrer Unterdrückungen, werden schlechterdings unvermögend seyn, einigen Widerstand dagegen zu leisten.

Wenn auch von der Gesetzgebung ein Entschluß gefaßt werden sollte, niemals eine Auflage einzuführen, die dem Handel schadet, oder den Gewerbsfleiß niederschlägt; so wird es doch für Menschen eine Unmöglichkeit seyn, in Dingen von solcher äußersten Zartheit immer so richtig zu urtheilen, daß niemals ein Versehen unterlaufe; oder, mitten in so dringenden Schwierigkeiten, sich niemals von ihrem Entschluß abwendig machen zu lassen. Die unablässigen Schwankungen im Handel erfodern unabläßige Aenderungen in der Beschaffenheit der Auflagen; wobey die Gesetzgebung jeden Augenblick in Gefahr ist, wissentlich sowohl als unwillkührlich zu irren. Und irgend ein starker Schlag, der dem Handel, es sey durch unvernünftige Auflagen oder durch andere Unfälle versetzt worden, wirft das ganze Regierungssystem in Verwirrung.

Aber was bleibt nun dem Staat, sogar wenn man annimt, daß der Handel sich fortwährend in dem blühendsten Zustande erhalte, für ein Hülfsmittel übrig, seine auswärtigen Kriege und Unternehmungen durchzusetzen, und

seine eigene oder seiner Alliirten Ehre und Interesse zu vertheidigen? Ich frage nicht, wo der Staat eine solche wunderbare Macht hernehmen soll, als er während unserer letzten Kriege geäußert hat, wo wir uns so sehr nicht nur über unsere eigene, sondern selbst über der größesten Staaten natürliche Kräfte angestrengt haben. Diese Uebertreibung ist es eben, was man als die Quelle aller Gefahren, denen wir gegenwärtig ausgesetzt sind, beklagt. Aber da man annehmen muß, daß, selbst nachdem jeder Fonds verpfändet ist, noch immer großer Handel und Wohlstand übrig bleiben mögen; so muß dieser Reichthum durch verhältnißmäßige Macht vertheidigt werden; und woher soll der Staat das zur Unterhaltung dieser Macht erfoderliche Einkommen ziehen? Offenbar aus einer beständigen Beschatzung der Annuitanten, oder mit andern Worten daraus, daß er bey jedem Nothfall, einen gewissen Theil ihrer Annuitäten von neuem verpfändet, und sie auf solche Weise nöthigt, zu ihrer eigenen sowohl, als zu des Staates Vertheidigung beyzutragen. Was für Schwierigkeiten aber dies Finanzsystem mit sich führe, wird leicht erhellen, wir mögen annehmen, daß der König ein unumschränkter Herr geworden sey, oder daß er noch immer durch Nationalver-

sammlungen, in welchen die Annuitäten selbst nothwendig das hohe Wort führen müssen, controllirt werde.

Ist der Fürst unumschränkter Herr geworden, wie es sich natürlich bey dieser Lage der Sachen erwarten läßt; so kann er die Erpressungen, welche er an den Annuitäten ausüben will, und welche bloß darauf hinauslaufen, daß er das eingenommene Geld in seinen eigenen Händen zurückbehalte, so leicht immer weiter treiben, daß diese Gattung von Eigenthum bald allen ihren Credit verliehren würde: und sonach wäre das gesammte Einkommen jedes Menschen im Staat gänzlich des Oberherrn Gnade überlassen: ein Grad von Despotismus, welchen noch keine orientalische Monarchie jemals erreicht hat. Ist im Gegentheil, die Einwilligung der Annuitanten zu jeder Besteuerung erfoderlich; so werden sie nie dahin zu bringen seyn, daß sie hinlänglich auch nur zur Aufrechthaltung der Regierung beytragen; weil in diesem Fall die Verminderung ihres Einkommens sich nicht unter der Hülle eines Zweiges von Accisen oder Zöllen verstecken ließe, auch von keiner andern Klasse des Staats, die, der Annahme zufolge, bereits alle aufs äußerste beschatzt sind, mitgetragen werden würde, und ihnen daher äußerst

empfindlich fallen müßte. Man hat Exempel, daß in manchen Republiken der hundertste und manchmal der funfzigste Pfennig zur Rettung des Staats entrichtet worden sind; aber das ist immer eine außerordentliche Anstrengung, und kann niemals die Grundlage zu einer beständigen Nationalvertheidigung abgeben. Man hat allemal gefunden, daß eine Regierung, wenn sie alle ihre Einkünfte verpfändet hat, unaufhaltsamer Weise in einen Zustand der Erschlaffung, Unthätigkeit und Ohnmacht herabsank.

So sind die Ungemächlichkeiten beschaffen, welche man von dieser Lage, zu welcher Großbrittanien sichtbar sich hinneigt, vernünftiger Weise voraussehen kann. Nicht zu gedenken der zahllosen Ungemächlichkeiten, die sich gar nicht voraussehen lassen, und die aus einer so widernatürlichen Lage entspringen müssen, wie diese, in welcher der Staat zum alleinigen oder vornehmsten Landeigner geworden, und mit voller Gewalt über alle Zweige von Accisen und Zöllen, die der fruchtbare Witz der Minister und Projectmacher nur ersinnen kann, bekleidet ist.

Ich muß gestehen, es hat sich, durch lange Gewöhnung, eine seltsame Sorglosigkeit in Absicht der Nationalschulden bey allen Klassen

von Menschen eingeschlichen, nicht unähnlich derjenigen, worüber sich die Geistlichen in Absicht ihrer Religionslehren so heftig beklagen. Man räumt durchgängig ein, es könne die feurigste Einbildungskraft nicht hoffen, weder daß dem jetzigen oder irgend einem künftigen Ministerio eine so strenge und standhafte Sparsamkeit, als nöthig ist, um einen beträchtlichen Fortschritt in der Bezahlung unserer Schulden zu machen, eigen seyn, noch daß die Lage der auswärtigen Angelegenheiten ihnen, zu einer solchen Unternehmung, Muße und Ruhe auf irgend eine geraume Zeit verstatten werde. Was soll denn aus uns werden? Wären wir noch so gute Christen, und noch so entschlossen alles der Vorsehung anheim zu stellen; so bliebe doch immer, dünkt mich, selbst von der speculativen Seite betrachtet, dies Problem überaus interessant; und es möchte wohl nicht ganz unmöglich seyn, eine muthmaßliche Auflösung davon zu finden. Bey den Begebenheiten hier wird auf die Zufälle von Schlachten, Unterhandlungen, Factionen und Ränke wenig ankommen. Es scheint einen natürlichen Gang der Dinge zu geben, der unsere Schlüsse leiten kann. So wie es nur eines mäßigen Antheils von Klugheit bedurft hätte, schon damals, als zuerst diese Pra-

rts des Verpfändens der Staatseinkünfte angefangen ward, aus der Natur der Menschen und der Minister vorauszusagen, daß die Dinge nothwendig so weit würden getrieben werden, wie wir nun sehen; so kann es jetzt, nachdem sie glücklich den Punct erreicht haben, nicht schwer seyn, die Folgen zu errathen. Es muß in der That eine von diesen zwey Begebenheiten eintreten, entweder die Nation muß den Staatscredit oder der Staatscredit wird die Nation zerstören. Es ist unmöglich, daß beyde, nach der Art, wie sie bisher, in diesem sowohl als in einigen andern Ländern, behandelt worden sind, bestehen können.

Zwar haben wir einen Plan zur Bezahlung unserer Nationalschulden, welcher von einem vortreflichen Bürger, Herrn Hutchinson, vor mehr als dreyßig Jahren, vorgeschlagen, und von manchen verständigen Leuten gebilligt ward, aber gar nicht darnach aussieht, jemals zur Wirklichkeit zu kommen. Hutchinson behauptet, es wäre eine Täuschung sich einzubilden, daß diese Schuld der Staat schuldig wäre, sondern in der That sey jede einzelne Person einen verhältnißmäßigen Theil davon schuldig, und bezahle in ihren Abgaben, einen verhältnißmäßigen Theil der

Zinsen, sammt den Kosten, welche die Erhebung dieser Auflagen verursacht. Thäten wir also nicht besser, sagt er, wenn wir die Schuld unter uns vertheilten, und jeder unter uns eine seinem Vermögen angemessene Summe beyträge, um auf solche Weise mit einem Male alle unsere Fonds und Staatsverpfändungen einzulösen? Er scheint nicht bedacht zu haben, daß die arbeitenden Armen, durch ihre jährliche Consumtion, einen ansehnlichen Theil der Auflagen bezahlen, obgleich sie nicht im Stande seyn würden, einen verhältnißmäßigen Theil der erfoderten Summe auf einmal zu erlegen. Nicht zu gedenken, daß das in Baarschaft und in Handelskapital bestehende Vermögen leicht verhehlt oder versteckt werden könnte, und daß sonach am Ende das sichtbare Eigenthum an Ländereyen und Gebäuden wirklich für das Ganze würde aufkommen müssen: eine Ungleichheit und Bedrückung, die man sich nimmermehr gefallen lassen würde. Aber wenn gleich dieser Plan nicht den Anschein hat jemals zur Ausführung zu kommen; so ist es doch nicht ganz unwahrscheinlich, daß, wenn einmal die Nation herzlich überdrüßig ihrer Schulden wird, und sich grausam davon bedrückt fühlt, irgend ein verwegener Projectmacher mit phantastischen Entwürfen zur Be-

zahlung derselben auftreten werde. Und da der Staatscredit, um jene Zeit, anfangen wird etwas schwächlich zu seyn; so wird er, wie es in Frankreich unter der Regentschaft geschahe, bey der geringsten Antastung sein Ende nehmen; und auf diese Weise wird er an dem Doctor sterben.

Aber es ist glaublicher, daß der Bruch der Nationaltreue die nothwendige Wirkung von Kriegen, Niederlagen, Unglücksfällen und Landplagen, oder auch selbst von Siegen und Eroberungen seyn werde. Ich muß gestehen, wenn ich Fürsten und Staaten, mitten unter ihren Schulden, Stocks und öffentlichen Verpfändungen, fechten und streiten sehe, so bringt mich das immer auf die Vorstellung von einer Partie von Raufern, die sich mit Prügeln in einem Porcellanladen herumbalgen. Wie kann man erwarten, daß die Oberherren eine Gattung von Eigenthum, welche für sie selbst und für den Staat verderblich ist, schonen werden, wenn sie mit dem für beyde so nützlichen Leben und Eigenthum so wenig Mitleiden haben? Laß die Zeit kommen (und sie kommt gewiß), wo die neuen Fonds, welche für die Erfoderniße des laufenden Jahres errichtet werden, nicht Subscribenten finden, und das projectirte Geld nicht schaffen. Gesetzt entwe-

der, daß die Kasse der Nation erschöpft sey, oder daß unser Credit, der bisher so groß war, uns zu fehlen anfange. Gesetzt, daß, in dieser Bedrängniß, die Nation mit einem Angriff bedroht werde; eine Rebellion im Innern zu befürchten, oder schon ausgebrochen sey; ein Corps Truppen, aus Mangel an Sold, Proviant und Ausrüstung, nicht ins Feld gestellt, oder selbst eine auswärtige Subsidie nicht entrichtet werden könne; was muß ein Fürst oder Minister in dieser Noth thun? Des Rechts der Selbsterhaltung kann keine Privatperson, vielweniger eine bürgerliche Gesellschaft sich begeben. Und die Thorheit unserer Staatsmänner müßte dann größer seyn, als die Thorheit derer, welche zuerst Schulden machten, oder, was noch mehr ist, als die Thorheit derer, welche traueten und noch fortfahren zu trauen; wenn diese Staatsmänner das Rettungsmittel, welches sie in ihren Händen haben, nicht gebrauchen sollten. Die errichteten und verpfändeten Fonds werden, um jene Zeit, ein starkes, zur Vertheidigung und Sicherung der Nation hinlängliches, Jahreseinkommen einbringen; Geld liegt vielleicht in der Schatzkammer zur Abtragung der vierteljährigen Zinsen bereit: Noth ruft, Furcht drängt, Vernunft ermahnt; Mitleid allein schreyt dagegen: das Geld wird

sofort zu dem laufenden Dienst angegriffen, unter den feyerlichsten Betheurungen, vielleicht, daß es sofort wieder erstattet werden soll. Aber weiter ist nichts nöthig. Das ganze bereits schwankende Gebäude stürzt zu Boden, und begräbt Tausende unter seinen Ruinen. Und dies könnte man, denke ich, den natürlichen Tod des Staatscredits nennen; denn diesem Ende nähert er sich so natürlich, wie ein thierischer Körper seiner Auflösung und Zerstörung.

So leicht lassen sich die meisten Menschen äffen, daß, trotz einem so gewaltsamen Umsturze des Staatscredits, als ein vorsätzlicher Bankrott in England verursachen würde, es vermuthlich doch nicht lange anstehen möchte, bis der Credit sich zu einem eben so hohen Flor, wie vorher, wieder erhöbe. In dem letzten Kriege borgte der König von Frankreich, Ludwig XV, Geld zu niedrigern Zinsen, als jemals sein Großvater, und zu eben so niedrigen, als das brittische Parlament, wenn man den natürlichen Zinssatz in beyden Reichen vergleicht. Und obzwar die Menschen sich gemeiniglich mehr nach dem richten, was sie gesehen haben, als nach dem, was sie, wäre es auch mit noch so großer Gewißheit, voraussehen; so haben doch Betheurungen, Versprechen, schöne Vor-

spiegelungen, sammt dem Reitze gegenwärtigen Vortheils, einen so mächtigen Einfluß, welchem Wenige zu widerstehen fähig sind. Menschen lassen sich zu allen Zeiten mit denselben Lockspeisen fangen; dieselben Kniffe, die immer wieder gebraucht werden, gelingen immer wieder. Noch immer führen die Höhen der Popularität und des Patriotismus gerades Weges zu Macht und Tyranney; Einschmeichelungen zu Verrath, stehende Heere zu willkührlicher Regierung, und die Ehre Gottes zu dem zeitlichen Interesse der Geistlichkeit. Das Schreckbild von einer immerwährenden Creditvernichtung, welche ich für ein Uebel gelten lasse, ist ein unnützer Popanz. Ein kluger Mann wird gewiß dem Staat weit lieber, gleich nachdem wir mit einem Schwamm über unsere Schulden daher gefahren wären, Geld leihen wollen, als jetzt; gerade wie man einen reichen Schelm, selbst wenn man ihm die Bezahlung nicht abzwingen kann, doch lieber zum Schuldner hat, als einen ehrlichen Bankrottirer: denn der erstere findet es, in Hinsicht auf den Betrieb von Geschäften, vielleicht doch seinem Interesse gemäß, seine Schulden, wenn sie nicht übermäßig sind, zu entrichten; der letztere hat es nicht in seiner Gewalt. Was Tacitus *) an einer Stelle sagt, ist ewig wahr, und schickt sich

*) Histor. libr. III.

recht gut hieher: Sed vulgus ad magnitudinem beneficiorum aderat: ſtultiſſimus quisque pecuniis mercabatur: apud ſapientes caſſa habebantur, quae neque dari, neque accipi, ſalua republica, poterant. Der Staat iſt ein ſolcher Schuldner, den niemand zur Bezahlung zwingen kann. Der einzige Halt, welchen die Creditoren an ihm haben, iſt das Intereſſe was er hat, den Credit zu bewahren; ein Intereſſe, welches leicht von einer großen Schuld, und von einer drückenden und außerordentlichen Verlegenheit überwogen werden kann, ſo gar unter der Vorausſetzung, daß der Credit ſich niemals wieder herſtellen laſſe. Nicht zu gedenken, daß eine gegenwärtige Noth oftmals Staaten zu Maaßregeln treibt, die, ganz eigentlich zu reden, ihrem Intereſſe entgegen ſind.

Dieſe zwey Begebenheiten, welche wir oben annahmen, ſind kläglich, aber noch nicht das kläglichſte. Tauſende werden dadurch der Rettung von Millionen aufgeopfert. Allein wir ſind nicht ſicher vor der Gefahr, daß die entgegengeſetzte Begebenheit eintreten, und daß Millionen auf immer der einſtweiligen Rettung von Tauſenden aufgeopfert werden können. *)

*) Ich habe mir ſagen laſſen, man habe berechnet, daß alle Staatsgläubiger, eingebohrne ſowohl als fremde, nur 17000 ausmachen. Dieſe leben jetzt von ihrem Einkommen ſehr vornehm; aber, im Fall eines öf-

Unsere populäre Verfassung wird es vielleicht schwer oder gefährlich für einen Minister machen, sich an ein so verzweifeltes Mittel, wie das eines vorsätzlichen Bankrotts ist, zu wagen. Und obzwar das Haus der Lords gänzlich, und das Haus der Gemeinen größtentheils aus Landeignern besteht, und folglich weder von den einen noch von den andern sich annehmen läßt, daß sie großes Vermögen in den Fonds stehen haben: so können doch die Parlamentsglieder mit denen, deren Vermögen in den Fonds steckt, in so großen Verbindungen stehen, daß sie beharrlicher auf öffentliche Treue halten, als Klugheit, Staatskunst und selbst Gerechtigkeit, genau zu reden, erfodern. Und vielleicht werden auch unsere Feinde so politisch seyn, zu ent-

sentlichen Bankrotts, würden sie, in einem Augenblick, die niedrigsten und elendesten unter dem Volke werden. Die Würde und das Ansehn des Gutsherrenstandes und Adels ist viel besser gegründet, und würde den Kampf, wenn es jemals mit uns zu jenem äußersten käme, sehr ungleich machen. Man möchte in Versuchung seyn, dieser Begebenheit einen sehr nahen Zeitpunct, wie etwa von einem halben Jahrhundert zu bestimmen, wären nicht ähnliche Prophezeyungen unserer Väter bereits fehlgeschlagen, und hätte nicht unser Staatscredit sich so weit über alle vernünftige Erwartung hinaus erhalten. Als die Sterndeuter in Frankreich alle Jahr den Tod Heinrichs IV prophezeyten, sagte der König: „Diese Leute müssen am Ende Recht haben.“ Wir wollen also vorsichtiger seyn, und keinen genauen Zeitpunct bestimmen, sondern uns begnügen den Ausgang im Allgemeinen vor Augen gestellt zu haben.

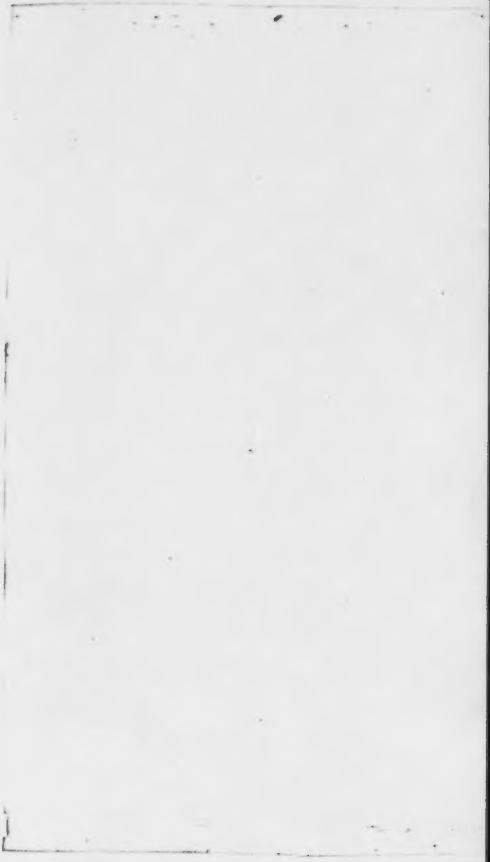
decken, daß unſere Rettung im Verzweifeln beſteht, und uns darum die Gefahr nicht eher offenbar und in ihrer ganzen Geſtalt erblicken laſſen, bis ſie unvermeidlich iſt. Von dem Gleichgewicht der politiſchen Macht in Europa haben unſere Großväter, unſere Väter und wir geurtheilt, daß es nicht ohne unſere Sorgfalt und ohne unſern Beyſtand bewahrt werden könne. Aber unſere Kinder, überdrüßig des Kampfs und von Schulden gefeſſelt, legen vielleicht einſt die Hände in den Schooß, und ſehen ruhig zu, wie ihre Nachbarn unterdrückt und erobert werden; bis zuletzt ſie ſelbſt und ihre Creditoren insgeſammt dem Eroberer zu Füßen liegen. Und das kann treffend genug der gewaltſame Tod unſeres Staatscredits genannt werden.

Dies ſcheinen die Begebenheiten zu ſeyn, welche nicht mehr weit entfernt ſind, und welche die Vernunft ſo klar vorausſieht, als ſie nur irgend etwas, das im Schooße der Zeit liegt, vorausſehen kann. Und obgleich die Alten behaupteten, daß eine gewiſſe göttliche Wuth oder Verrückung erfoderlich wäre, um die Gabe der Prophezeyung zu erlangen; ſo kann man doch ſicher behaupten, daß zu ſolchen Prophezeyungen, wie dieſe hier, weiter nichts nöthig iſt, als bey Verſtande zu ſeyn, und ſich von dem Einfluſſe nationaler Verrükkung und Täuſchung frey zu erhalten.

Staatsrechtliche

und andere

politiſche Verſuche.



I.

Daß Politik ſich zu einer Wiſſenſchaft erheben laſſe.

Es iſt bey Manchen eine Frage, ob es einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen einer Regierungsform und einer andern gebe? und ob nicht jede Form gut oder ſchlecht werde, je nachdem ſie wohl oder übel verwaltet wird?*) Wäre es einmal ausgemacht, daß alle Regierungen einerley ſind, und daß aller Unterſchied bloß in dem Character und Betragen der Regierer beſteht; ſo hätten die meiſten politiſchen Streitigkeiten ein Ende, und aller Eifer für die eine Verfaſſung vor der andern müßte als lauter Thorheit und Aberglauben angeſehen

*) Laß Thoren um Regierungsformen zanken;
Die beſtverwaltete iſt allemal die beſte.
Pope.

werden. Aber, so sehr ich Mäßigung liebe, kann ich doch nicht umhin, diese Meynung zu verwerfen; und es würde mir wehe thun, wenn ich denken müßte, daß die menschlichen Sachen keine größere Vestigkeit zulassen, als die sie von den zufälligen Launen und Characteren einzelner Menschen erhalten.

Es ist wahr, diejenigen, welche behaupten, daß die Güte aller Regierung in der Güte der Verwaltung bestehe, können sich auf viele besondere Exempel in der Geschichte berufen, wo eine und eben dieselbe Regierung in verschiedenen Händen plötzlich zwischen den zwey entgegengesetzten Extremen von gut und schlimm gewechselt hat. Man vergleiche die französische Regierung unter Heinrich III. und unter Heinrich IV. Unterdrückung, Wankelmuth, Argliſt auf Seiten der Regierer; Meuterey, Aufruhr, Verrath, Empörung, Treulosigkeit auf Seiten der Unterthanen: aus allen diesen Zügen ist der Character des erstern elenden Zeitraums zusammengesetzt. Sobald aber der patriotische und heldenmüthige Prinz, welcher nachfolgte, einmal vest auf dem Throne saß, schienen die Regierung, das Volk, jeder Umstand gänzlich verändert zu seyn; und das alles wegen der Verschiedenheit in der Denkart und dem Betragen dieser beyden Ober-

herren. Von Beyſpielen dieſer Art iſt eine faſt unzählige Menge in der alten ſowohl als neuen, auswärtigen ſowohl als einheimiſchen Geſchichte anzutreffen.

Aber hier wird es ſchicklich ſeyn, eine Unterſcheidung zu machen. Bey allen unumſchränkten Regierungen muß ſehr viel auf die Verwaltung ankommen; und das iſt eine der größten Unbequemlichkeiten, welche dieſer Regierungsform anhängt. Dagegen würde eine republicaniſche und freye Regierung eine offenbare Ungereimtheit ſeyn, wenn die beſondern Einſchränkungen und Controllen, für welche die Conſtitution geſorgt hätte, wirklich von keinem Einfluſſe wären, und nicht, ſelbſt ſchlechten Menſchen, es zum Intereſſe machten, dem allgemeinen Beſten gemäß zu handeln. Das iſt die Abſicht dieſer Regierungsformen; und eine ſolche Wirkung haben ſie in der That, wenn ſie weislich verfaßt ſind; ſo wie ſie, auf der andern Seite, die Quelle alles Unfugs und der ſchwärzeſten Verbrechen ſind, wenn, bey ihrer urſprünglichen Entwerfung und Einrichtung, es entweder an Geſchicklichkeit oder an Rechtſchaffenheit gefehlt hat.

So ſtark ſind Geſetze und beſondere Regierungsformen, und ſo wenig hängen ſie von den Launen und Gemüthern der Menſchen ab,

daß sich zum Theil Folgen daraus herleiten lassen, die beynahe so allgemein und gewiß sind, als uns irgend die mathematischen Wissenschaften welche darbiethen mögen.

Die Constitution der römischen Republik wandte die ganze gesetzgebende Macht dem Volk zu, ohne eine verneinende Stimme entweder dem Adel oder den Consuln einzuräumen. Diese ungebundene Gewalt übten die Bürger in einer persönlichen Gesammtheit, nicht durch einen stellvertretenden Körper aus. Was waren die Folgen davon? Als das Volk, durch Gedeihen und Eroberung sehr zahlreich geworden war, und sich in eine große Weite von der Hauptstadt ab verbreitet hatte, bekamen die Stadt-Tribus, obschon die verächtlichsten, fast die ganze Stimmgebung allein in ihre Hände: sie wurden daher von jedem, der nach Popularität strebte, am meisten gehätschelt: wurden durch die allgemeine Korn-Vertheilung und durch besondere Spendirungen, welche sie beynahe von jedem Candidaten empfiengen, im Müßiggange erhalten: dadurch wurden sie mit jedem Tage ausgelassener, und der Campus Martius war eine beständige Scene von Tumult und Aufruhr: am Ende wurden bewafnete Sclaven unter diese nichtswürdigen Bürger aufgestellt; so daß die ge-

sammte Regierung in Anarchie verfiel, und das größte Glück, wornach die Römer sich sehnen konnten, die despotische Gewalt der Cäsarn war. Das sind die Folgen von einer Democratie ohne Stellvertreter.

Ein Adel kann das Ganze oder einen Theil der gesetzgebenden Macht in einem Staat auf zwey verschiedene Arten besitzen. Entweder jeder Edelmann nimt als ein Glied des Gesammtkörpers Theil an der Macht; oder es genießt die Macht der Gesammtkörper in so fern er zusammengesetzt aus Theilen ist, die jeder für sich eine absonderliche Macht und Auctorität besitzen. Die venetianische Aristocratie ist ein Exempel von der ersten Regierungsart, die polnische von der zweyten. In der venetianischen Regierung besitzt der Gesammtkörper des Adels die gesammte Macht; und kein Edelmann hat irgend eine Auctorität, die er nicht von dem Ganzen bekommt. In der polnischen Regierung hat jeder Edelmann, vermittelst seiner Lehne, eine absonderliche Erbgewalt über seine Vasallen; und der Gesammtkörper hat keine Auctorität, als die er aus dem Zusammenlauf seiner Theile bekommt. Die Verschiedenheit in dem Wirken und Streben dieser zwey Regierungsarten ließe sich sogar a priori darstellen. Ein ve-

netianischer Adel ist einem polnischen vorzuziehen, wie sehr auch die Launen und die Erziehung der Menschen immer wechseln mögen. Ein Adel, der seine Macht gemeinschaftlich besitzt, wird Frieden und Ordnung unter sich selbst sowohl, als unter seinen Unterthanen bewahren, und kein Glied kann Auctorität genug haben, den Gesetzen auf einen Augenblick Einhalt zu thun. Die Adelichen werden ihre Auctorität über das Volk behaupten, aber ohne sich irgend eine drückende Tyranney oder einen Eingriff in das Privateigenthum zu erlauben; weil solche Ungerechtigkeiten, obgleich sie einigen Individuen nützen mögen, dem Interesse des Gesammtkörpers nicht zuträglich sind. Es wird eine Rang-Scheide zwischen dem Adel und dem Volk Statt haben; aber das wird auch die einzige Ungleichheit in dem Staat seyn. Der gesammte Adel wird Einen Körper ausmachen, und das gesammte Volk einen andern, ohne alle jene Privatfehden und Erbitterungen, die allenthalben Verwüstung und Untergang verbreiten. Es ist leicht, die Nachtheile zu sehen, die ein polnischer Adel, in Hinsicht auf jedes dieser Stücke, mit sich führt.

Es ist möglich eine freye Regierung so zu verfassen, daß eine einzelne Person, sie heiße

Doge, Fürst oder König, einen hohen Grad von Macht besitze, und einen schicklichen Widerhalt oder Gegengewicht für die andern Theile der Legislatur abgebe. Dieses obrigkeitliche Haupt kann entweder wählbar oder erblich seyn; und wenn die erstere Einrichtung gleich, bey einem oberflächlichen Anblick, als die vortheilhafteste erscheint, so entdecken sich gleichwohl darin, bey genauerer Besichtigung, größere Unbequemlichkeiten, als in der letztern, und zwar solche, die von ewigen und unabänderlichen Ursachen und Triebfedern herrühren. Die Besetzung des Throns in einem solchen Staat ist ein Punct von gar zu großem und allgemeinem Interesse, um nicht das Volk in Parteyen zu spalten: daher ein Bürgerkrieg, das größte aller Uebel, fast mit Gewißheit, bey jeder Thronerledigung, zu befürchten steht. Der erwählte Fürst muß entweder ein Fremder oder ein Eingebohrner seyn: der erstere wird das Volk, welches er regieren soll, nicht kennen; wird argwöhnisch auf seine Unterthanen, und ihnen verdächtig seyn; wird sein Zutrauen gänzlich Ausländern geben, denen weiter nichts am Herzen liegen wird, als sich auf die schnellste Art zu bereichern, so lange sie von ihres Herrn Gunst und Macht sich Schutz versprechen können. Ein Eingebohrner wird

alle seine Privatfeindschaften und Freundschaften mit auf den Thron nehmen; und nie werden ihn, in seiner Hoheit, diejenigen ohne Mißgunst ansehen, die ihn vordem als ihres Gleichen betrachteten. Nicht zu gedenken, daß eine Krone ein allzu hoher Lohn ist, um jemals dem Verdienst allein gegeben zu werden, und daher immer die Kandidaten verführen wird, Gewalt, oder Geld oder Ränke anzuwenden, um sich die Stimmen der Wähler zu verschaffen; so daß bey einer solchen Wahl, kein besserer Anschein ist, einen Mann von überlegenem Verdienst zum Fürsten zu bekommen, als wenn der Staat lediglich der Geburt die Bestimmung seines Oberherrn überlassen hätte.

Es kann demnach für ein allgemeines Axiom in der Politik erklärt werden, daß ein erblicher Fürst, ein Adel ohne Vasallen, und ein durch seine Stellvertreter votirendes Volk, die beste Monarchie, Aristocratie und Democratie abgeben. Aber um ausführlicher zu beweisen, daß Politik allgemeine Wahrheiten zuläßt, die, bey aller Veränderlichkeit der Denkart oder Erziehung, es sey der Unterthanen, oder des Oberherrn, unwandelbar sind, wird es schicklich seyn, einige andere Principien dieser Wis-

ſenſchaft aufzuſtellen, die jenen Character zu verdienen ſcheinen.

Es iſt leicht zu bemerken, daß freye Regierungen zwar gemeinhin die glücklichſten für diejenigen, welche an der Freyheit derſelben Theil haben, aber dagegen die verderblichſten und unterdrückendſten für ihre Provinzen ſind: und dieſe Bemerkung kann, glaube ich, als ein Satz der Art, wovon wir hier ſprechen, aufgeſtellt werden. Wenn ein Monarch ſein Gebiet durch Eroberung erweitert; ſo lernt er bald, ſeine alten und neuen Unterthanen auf gleichen Fuß behandeln; weil, in der That, die wenigen Freunde und Günſtlinge ausgenommen, mit welchen er perſönlich bekannt iſt, alle ſeine Unterthanen für ihn einerley ſind. Er macht daher zwiſchen ihnen, in ſeinen allgemeinen Geſetzen, keinen Unterſchied; und zugleich iſt er darauf bedacht, allem beſondern Verfahren von bedrückender Art gegen die einen ſowohl als gegen die andern vorzubeugen. Aber ein freyer Staat macht nothwendig einen großen Unterſchied, und muß es immer thun, ſo lange der Menſch nicht aufhört, ſich ſelbſt mehr als ſeinen Nächſten zu lieben. Die Eroberer ſind, in einer ſolchen Regierung, insgeſammt Geſetzgeber, und werden es unfehlbar durch Steuern

und durch Handelsbeschränkungen darauf anlegen, einigen privaten sowohl als öffentlichen Vortheil aus ihren Eroberungen zu ziehen. Ein Verweser einer Provinz kann auch besser darauf rechnen, in einer Republik durch Bestechung und Ränke, mit seinem Raube durchzuschlüpfen; und seine Mitbürger, die ihren eigenen Staat durch die Erpressungen aus den unterthänigen Provinzen sich bereichern sehen, werden nicht abgeneigt seyn, solchen Unfug zu dulden. Nicht zu gedenken, daß es eine nothwendige Vorsichtsregel bey einem freyen Staat ist, die Statthalter öfters zu verändern; welches diese kurzzeitigen Tyrannen veranlaßt, desto hurtiger in ihren Räubereyen zu verfahren, um noch, bevor sie ihren Nachfolgern Platz machen, ein hinlängliches Vermögen aufzuhäufen. Was für grausame Tyrannen der Welt waren die Römer während der Zeit ihrer Republik! Freylich hatten sie Gesetze, um der Unterdrückung von Seiten ihrer Provinzial-Obern zu steuren; aber Cicero belehrt uns, daß die Römer für das Interesse der Provinzen nicht besser hätten sorgen können, als gerade durch Widerrufung eben dieser Gesetze. Denn in dem Fall, sagt er, würden unsere Obern, bey ihrer gänzlichen Straflosigkeit, nur so viel rauben, als zur Be-

friedigung ihrer eigenen Habſucht gehörte; wogegen ſie jetzt auch die Habſucht ihrer Richter, und aller der großen Männer in Rom, deren Schutz ihnen vonnöthen iſt, befriedigen müſſen. Wer kann von den Grauſamkeiten und Unterdrückungen des Verres ohne Grauſen und Erſtaunen leſen? Und wer wird nicht von Unwillen bewegt, wenn er hört, daß nachdem Cicero allen Donner ſeiner Beredſamkeit an dem verruchten Miſſethäter erſchöpft, und es endlich dahin gebracht hatte, ihn nach der äußerſten Strenge der Geſetze verurtheilen zu laſſen, gleichwohl dieſer grauſame Tyrann ruhig bis zu einem hohen Alter in Ueberfluß und Gemächlichkeit lebte, und dreyßig Jahre nachher, ſeines übermäßigen Reichthums wegen, vom Markus Antonius geächtet ward; wo er dann mit Cicero ſelbſt, und allen den tugendhafteſten Männern von Rom fiel? Nach dem Untergange der Republik, ward, wie uns Tacitus berichtet, *) das römiſche Joch über den Provinzen leichter; und man ſieht, daß viele der ſchlechteſten Kaiſer, Domitian **) zum Exempel, Sorge trugen, aller Unterdrückung in den Provinzen zu ſteu-

*) Annal. lib. I. cap. 2.

**) Suet. in vita Domit.

ren. Zu Tiberius Zeit *) ward Gallien für reicher geachtet, als Italien ſelbſt; auch finde ich nicht, daß, während der ganzen Zeit der römiſchen Monarchie, das Reich an Wohlhabenheit oder Volksmenge in irgend einer ſeiner Provinzen abgenommen hätte; obſchon freylich die Tapferkeit und Kriegszucht immer im Abnehmen waren. Die Unterdrükkung und Tyranney der Carthager über ihre unterthänigen Staaten in Africa gieng, wie uns Polyb **) erzählt, ſo weit, daß, nicht zufrieden die Hälfte von dem ganzen Ertrage des Landes einzufodern, welches an ſich ſelbſt ſchon eine ſehr hohe Rente war, ſie ihnen noch viele andere Abgaben auflegten. Gehen wir von den alten Zeiten zu den neuen, ſo werden wir finden, daß die Bemerkung noch immer Stand hält. Die Provinzen unumſchränkter Monarchien werden allemal beſſer behandelt, als die Provinzen freyer Staaten. Man vergleiche die eroberten Länder (Pais conquis) von Frankreich mit Irland, und man wird von dieſer Wahrheit

*) Egregium reſumendae libertati tempus, ſi ipſi florentes, quam inops Italia, quam imbellis vrbana plebs, nihil validum in exercitibus, niſi quod externum cogitarent. Tacit. Ann. lib. 3.

**) Lib. I. cap. 72.

überzeugt werden; obgleich dies letztere Königreich, da es gutentheils von England aus bevölkert worden iſt, ſo viele Rechte und Privilegien beſitzt, daß es wohl auf eine beſſere Behandlung, als auf die gewöhnliche einer eroberten Provinz, Anſpruch ſollte machen können. Corſica iſt ebenfalls ein ſprechender Beweis von dieſer Wahrheit.

Es findet ſich eine Bemerkung im Machiavel, betreffend die Eroberungen Alexanders des Großen, welche, meines Erachtens, als eine von jenen ewigen politiſchen Wahrheiten, die weder Zeit noch Zufall ändern kann, anzuſehen iſt. Es mag befremdlich ſcheinen, ſagt jener Politiker, daß ſolche ſchnelle Eroberungen, wie Alexander's ſeine, ſo friedlich von deſſen Nachfolgern beſeſſen worden ſind, und daß die Perſer, während aller der Verwirrungen und Bürgerkriege unter den Griechen, niemals den geringſten Verſuch zur Wiedererlangung ihrer vormaligen unabhängigen Regierung gewagt haben. Um uns über die Urſachen dieſes merkwürdigen Umſtandes zu befriedigen, müſſen wir bedenken, daß ein Monarch ſeine Unterthanen auf zwey verſchiedenen Wegen regieren kann. Er kann entweder die Maximen der morgenländiſchen Fürſten befolgen, und ſein Machtanſehn ſo

weit ausdehnen, daß er keinen Rang, Unterſchied, der nicht unmittelbar von ihm ſelbſt herrührt, bey ſeinen Unterthanen zuläßt; keine Geburtsvorzüge, keine Erbwürden und Erbbeſitzungen, und mit Einem Wort, keinen Credit unter dem Volk, ausgenommen den, der auf ſeinem Befehl allein beruht. Oder ein Monarch kann ſeine Macht auf eine mildere Weiſe, gleich andern europäiſchen Fürſten, äußern, und andere Quellen von Ehre, neben ſeiner Huld und Gunſt, geſtatten: Geburt, Titel, Güter, Tapferkeit, Rechtſchaffenheit, Wiſſenſchaft, oder groſe und glückliche Thaten. Bey der erſtern Art von Regierung iſt es, nach einer Eroberung, unmöglich, jemals das Joch abzuſchütteln; weil niemand ſoviel perſönlichen Credit und eigene Auctorität unter dem Volk beſitzt, um eine ſolche Unternehmung zu beginnen; wogegen in der letztern, das geringſte Mißgeſchick, oder eine Uneinigkeit unter den Siegern, die Ueberwundenen aufmuntern wird, die Waffen zu ergreifen, weil ſie Führer haben, die bereit ſind, ſie zu jeder Unternehmung anzuſtiften und ſich an ihre Spitze zu ſtellen.

So lautet Machiavel's Räſonnement, welches mir gründlich und ſchlußveſt vorkommt; wiewohl ich wünſche, er hätte nicht Falſches

mit Wahrem vermiſcht, indem er behauptet, daß Monarchien, nach orientaliſcher Verfaſſung regiert, zwar leichter zu behalten, wenn ſie einmal überwältigt ſind, aber deſto ſchwerer zu überwältigen ſeyen; weil ſie keinen mächtigen Unterthan haben können, deſſen Mißvergnügen und Abtrünnigkeit den Unternehmungen eines Feindes Vorſchub thun möchten. Denn abgeſehen, daß eine ſolche tyranniſche Regierung den Muth der Menſchen entnervt, und ſie gleichgültig gegen die Schickſale ihres Oberherrn macht, abgeſehen davon, ſage ich, findet man durch Erfahrung, daß ſelbſt das temporäre und delegirte Machtanſehn der Generale und Beamten, weil es allemal, bey ſolchen Regierungen, eben ſo unumſchränkt innerhalb ſeiner Sphäre, als die Auctorität des Fürſten ſelbſt iſt, gar wohl unter Barbaren, die an eine blinde Unterwerfung gewohnt ſind, die gefährlichſten und heilloſeſten Revolutionen hervorbringen kann. So daß, in allem Betracht, eine ſanfte Regierung vorzuziehen iſt, und die größte Sicherheit dem Oberherrn ſowohl als dem Unterthan gewährt.

Geſetzgeber ſollten daher die künftige Regierung eines Staats nicht dem bloßen Zufall überlaſſen, ſondern ſie ſollten für ein Syſtem von Geſetzen ſorgen, durch welches die Ver-

waltung der öffentlichen Angelegenheiten bis auf die spätste Nachkommenschaft regulirt würde. Allemal werden sich Wirkungen wie ihre Ursachen verhalten; und weise Regulative in Absicht eines Gemeinwesens sind das schätzbarste Vermächtniß, das künftigen Zeitaltern hinterlassen werden kann. Bey dem geringsten Amt oder Dienst sind die vestgesetzten Formalien und Verfahrungsarten, nach welchen die Geschäfte betrieben werden müssen, als ein sehr dienlicher Zaum für die natürliche Schlechtigkeit der Menschen bewährt gefunden worden. Warum sollte es nicht mit öffentlichen Angelegenheiten eben dieselbe Bewandtniß haben? Können wir die Vestigkeit und Weisheit der so viel Zeitalter hindurch bestandenen Regierung von Venedig irgend etwas anderm zuschreiben, als der Regierungsform? Und ist es nicht leicht jene Fehler in der ursprünglichen Constitution anzugeben, aus denen die tumultuarischen Regierungen von Athen und Rom entsprangen, und zuletzt der Untergang dieser zwey berufenen Republiken erfolgte? Und so wenig kommt es bey dieser Sache auf die Denkart und Erziehung einzelner Menschen an, daß ein Stück der nämlichen Republik weise, das andere schlecht von gerade den nämlichen Menschen verwaltet werden wird, bloß

wegen der Verſchiedenheit in den Formen und Einrichtungen, welche bey dieſen Stücken obwalten. Geſchichtſchreiber belehren uns, daß dieſes wirklich mit Genua der Fall geweſen iſt. Denn während der Staat ſich immer voll Meuterey, Tumult und Unordnung befand, wurde die St. George-Bank, deren Intereſſenten zu einem beträchtlichen Theile des Volks angewachſen waren, viele Zeitalter hindurch, mit der äußerſten Rechtſchaffenheit und Weisheit verwaltet. *)

Die Zeitalter des größten Gemeingeiſtes ſind nicht immer die glänzendſten von Seiten der Privattugend. Gute Geſetze können Ordnung und Mäßigung in den Staatsgeſchäften erzeugen ſelbſt da, wo die Sitten und Gebräuche den Gemüthern der Menſchen noch

*) „Wahrhaft ſiehet, und von Philoſophen in ſo vielen ihrer aufgedachten und beobachteten Republiken nie gefundenes Exempel, in einem nämlichen Bezirk, unter den nämlichen Bürgern, die Freyheit und die Tyranney, das geſetzmäßige und das verdorbene Leben, die Gerechtigkeit und die Frevelhaftigkeit zu finden; weil durch jene Anſtalt allein dieſe Stadt, voll alter und ehrwürdiger Gebräuche, ſich anfrecht hält. Und wenn es ſich ereignete, (was mit der Zeit auf alle Weiſe ſich ereignen wird) daß die St. George-Anſtalt ſich dieſer ganzen Stadt bemächtigte: ſo würde ſie eine Republik ſeyn, denkwürdiger als die Venetianiſche ſelbſt.“ Machiavelli Iſtorie Fiorentine l. 5.

wenig Humanität oder Gerechtigkeit eingeflößt haben. Die glorreichſte Periode der römiſchen Geſchichte, aus einem politiſchen Geſichtspunkte betrachtet, iſt die zwiſchen dem Anfange des erſten und dem Ende des letzten puniſchen Krieges; als das gehörige Gleichgewicht zwiſchen dem Adel und Volk, durch die Kämpfe der Tribunen, veſtgeſtellt, und durch den Umfang der Eroberungen noch nicht verlohren worden war. Gleichwohl war gerade zu dieſer Zeit das gräßliche Verbrechen des Vergiftens ſo gemein, daß während noch nicht einem Jahre ein Prätor über drey tauſend *) Perſonen, in einem Theile von Italien, wegen dieſes Verbrechens, am Leben ſtrafte; und dabey noch immer mit Anklagen dieſer Art vollauf zu thun hatte. Ein ähnliches oder vielmehr ärgeres Exempel findet ſich in den früheren Zeiten der Republik. **) So verderbt im Privatleben waren jene Leute, welche wir in ihren Geſchichten ſo ſehr bewundern. Ich zweifle nicht, daß die Römer wirklich tugendhafter während der Zeit der zwey Triumvirate waren; als ſie ihr Vaterland in Stücken riſſen und Tod und

*) Tit. Livii lib. 40. c. 43.

**) Idem lib. 3. c. 18.

Verwüſtung über den Erdboden verbreiteten, bloß um ſich Tyrannen zu wählen. *)

Hier iſt demnach ein hinlänglicher Bewegungsgrund mit dem größten Eifer, in jedem freyen Staat diejenigen Formen und Einrichtungen zu behaupten, durch welche die Freyheit geſichert, das Gemeinwohl berathen, und die Habgier und Herrſchſucht einzelner Menſchen gehemmt und beſtraft wird. Nichts macht der menſchlichen Natur mehr Ehre, als ſie einer ſo edeln Leidenſchaft empfänglich zu ſehen; ſo wie nichts eine ſtärkere Anzeige von Herzens-Niederträchtigkeit an einem Menſchen ſeyn kann, als wenn man ſieht, daß er dafür keinen Sinn hat. Ein Menſch, der nur ſich liebt, ſonder Achtung für Freundſchaft und Verdienſt, kann nicht hart genung getadelt werden; und einem Menſchen, der nur für Freundſchaft empfänglich iſt, ohne Gemeingeiſt oder Achtung für das Geſammtwohl, fehlt es an dem weſentlichſten Stücke der Tugend.

Aber das iſt eine Materie, auf welche man jetzt nicht weiter zu dringen braucht. Es giebt

*) L'aigle contre l'aigle, Romains contre Romains,
Combattant ſeulement pour le choix de tyrans.

Cornei..e.

Eiferer genung auf beyden Seiten, welche die Leidenschaft ihrer Parteygänger entzünden, und, unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls, das Interesse und den Endzweck ihrer besondern Faction verfolgen. Ich, für mein Theil, werde allemal lieber suchen Mäßigung als Eifer zu befördern; wiewohl es vielleicht keinen sichrern Weg giebt, Mäßigung in jeder Partey zu schaffen, als wenn wir unsern Eifer für das Publicum vermehren. Laßt uns also versuchen, ob es möglich ist, aus der vorhergehenden Lehre eine Lection der Mäßigung für die Parteyen, in welche unser Land gegenwärtig getheilt ist, zu ziehen; ohne dabey zuzulassen, daß diese Mäßigung jene Betriebsamkeit und Leidenschaft schwäche, womit jeder Mensch verbunden ist nach dem Wohl seines Landes zu streben.

Diejenigen, welche einen Minister, bey einer solchen Staatsverfassung, wie die unsrige, wo die äußerste Freyheit verstattet ist, entweder angreifen oder vertheidigen, gerathen immer auf ein Extrem, und übertreiben sein Verdienst oder Mißverdienst in Hinsicht auf das Publicum. Seine Feinde beschuldigen ihn unfehlbar der größten Ausgelassenheiten in der innern sowohl als auswärtigen Geschäftsführung; und es ist keine Niederträchtigkeit und

kein Verbrechen, deſſen er, nach ihrer Angabe, nicht fähig ſey. Unnöthige Kriege, ſchimpfliche Tractaten, Verſchwendung des öffentlichen Schatzes, drückende Abgaben, jede Art von Mißverwaltung wird ihm zugeſchrieben. Um die Anklage härter zu machen, wird geſagt, ſeine heilloſe Amtsführung werde ihren giftigen Einfluß ſelbſt auf die Nachkommenſchaft erſtrecken, indem er die beſte Staatsverfaſſung von der Welt untergrabe, und jenes weiſe Syſtem von Geſetzen, Anſtalten und Gebräuchen, durch welches unſere Vorfahren ſo viele Jahrhunderte hindurch ſo glücklich regiert worden ſind, in Unordnung bringe. Er ſey nicht nur ſelbſt ein arger Miniſter, ſondern habe auch jede Sicherungsanſtalt, die gegen arge Miniſter getroffen war, für die Zukunft hinweggeſchafft.

Auf der andern Seite laſſen die Parteygänger des Miniſters ſein Lob eben ſo hoch ertönen, als die Anklage wider ihn tönte; und preiſen ſein weiſes, ſtandhaftes und mäßiges Benehmen in allen Stücken ſeiner Verwaltung. Daß die Ehre und das Intereſſe der Nation auswärts behauptet, der Staatscredit daheim emporgehalten, Verfolgungen gehemmt, Parteyen gezähmt worden; das Verdienſt von allen dieſen Seegnungen wird le-

diglich dem Minister zugeschrieben. Dabey krône er zugleich alle seine andern Verdienste, durch eine gewissenhafte Sorge für die beste Staatsverfassung von der Welt, welche unversehrt in allen ihren Theilen von ihm bewahrt und überliefert worden sey, damit sie das Glück und die Sicherheit der spätesten Nachkommenschaft ausmache.

Es ist kein Wunder, daß diese Anklage und Lobrede, wenn sie sich unter den Anhängern jeder Partey verbreiten, eine außerordentliche Gährung auf beyden Seiten hervorbringen, und die Nation mit heftigen Erbitterungen erfüllen. Dagegen möchte ich gern diese Partey-Zeloten überzeugen, daß ein plumper Widerspruch in beydem, der Anklage sowohl als Lobrede, liegt, und daß, ohne diesen Widerspruch, unmöglich weder die eine noch die andere so weit getrieben werden könnte. Ist unsere Constitution wirklich jenes edele Gebäude, der Stolz Brittanniens, der Neid unserer Nachbarn, errichtet durch die Mühe so vieler Jahrhunderte, verbessert durch den Aufwand so vieler Millionen, und bevestigt durch eine solche Verschwendung von Blut; *) verdient, sage ich, unsere Constitu-

*) Dissertation on parties, Letter 10.

tion in einigem Grade dieſe Hochpreiſungen; ſo würde ſie nie zugelaſſen haben, daß ein arger und ſchwacher Miniſter triumphirend eine Reihe von zwanzig Jahren hindurch, während er die größten Köpfe in der Nation wider ſich hatte, welche die äuſſerſte Freyheit der Zunge und Feder im Parlament und in ihren häufigen Aufrufungen an das Volk ausübten, hätte regieren können. Sondern wenn der Miniſter arg und ſchwach bis zu dem ſo ſteif und veſt behaupteten Grade iſt; ſo muß die Staatsverfaſſung in ihren urſprünglichen Principien fehlerhaft ſeyn, und er kann bündiger Weiſe nicht beſchuldigt werden, daß er die beſte Regierungsform von der Welt untergrabe. Eine Staatsverfaſſung iſt nur in ſo fern gut, als ſie ein Mittel gegen Amtsverwahrloſung verſchafft; und wenn die Brittiſche, zur Zeit ihrer größten Jugendſtärke, und ausgebeſſert durch zwey ſo merkwürdige Erfolge, wie die Revolution und Acceſſion, wodurch ihr unſere alte königliche Familie aufgeopfert ward; wenn unſere Conſtitution, ſage ich, bey ſo großen Vortheilen, nicht in der That, irgend ein ſolches Hülfsmittel verſchafft; ſo ſollten wir einem Miniſter eher dafür verbunden ſeyn, daß er ſie untergräbt, und uns einen

Anlaß darbietet, eine beſſere an ihrer Stelle zu errichten.

Ich möchte dieſelben Argumente anwenden, den Eifer derer zu mäßigen, die den Miniſter vertheidigen. Iſt unſere Conſtitution ſo vortreflich? dann kann eine Veränderung des Miniſterthums keine ſo fürchterliche Begebenheit ſeyn, weil es eine weſentliche Eigenſchaft einer ſolchen Conſtitution iſt, ſowohl ſich ſelbſt vor jeder Verletzung zu bewahren, als allen Ausgelaſſenheiten in der Verwaltung vorzubeugen. Iſt unſere Conſtitution ſehr ſchlecht? dann iſt eine ſo außerordentliche Eiferſucht und Beſorgniß, wegen Miniſterialveränderungen, übel angebracht, und man ſollte in dieſem Fall eben ſo wenig ängſtlich ſeyn, als ein Ehemann, der eine Frau aus einem Bordel geheyrather hat, wachſam ſeyn ſollte, ihre Untreue zu verhüten. Die öffentlichen Angelegenheiten müſſen, bey einer ſolchen Verfaſſung, von was für Händen ſie auch geführt werden mögen, nothwendig in Verwirrung gerathen; und es iſt in ſolchem Fall patriotiſcher Eifer bey weitem nicht ſo ſehr vonnöthen, als philoſophiſche Geduld und Unterwerfung. Die Tugend und die guten Abſichten des Cato und Brutus verdienen das höchſte Lob; aber wozu nützte

ihr Eifer? Bloß die fatale Periode des römischen Staats zu beschleunigen, und seine Zuckungen und Todeskämpfe noch heftiger und peinvoller zu machen.

Ich möchte nicht so verstanden werden, als meynte ich, Staatssachen verdienten überall keine Sorge und Aufmerksamkeit. Verführe jedermann glimpflich und consequent; so möchten seine Foderungen Eingang, oder wenigstens Prüfung finden. Die Landespartey möchte dann immer behaupten, daß unsere Constitution, bey aller ihrer Vortreflichkeit, eine Mißverwaltung bis zu einem gewissen Grade zulasse; und daß es daher, wenn der Minister schlecht ist, schicklich sey, sich ihm mit einem angemessenen Grade von Eifer zu widersetzen. Und auf der andern Seite könnte es der Hofpartey verstattet seyn, unter der Voraussetzung, daß der Minister gut wäre, seine Verwaltung, und zwar ebenfalls mit einem gewissen Eifer zu vertheidigen. Ich wollte nur gern die Menschen überreden, sich nicht zu erhitzen, als ob sie pro aris et focis föchten, und durch die Heftigkeit ihrer Parteyen eine gute Constitution in eine schlechte zu verwandeln.

Ich habe hier nichts in Betracht gezogen, was bey dem gegenwärtigen Zwiste persönlich

ist. Bey der besten Staatsverfassung, wo die unbiegsamsten Gesetze einen jeden binden, ist es leicht, die guten oder schlechten Absichten eines Ministers zu entdecken, und zu urtheilen, ob sein persönlicher Character Liebe oder Haß verdiene. Aber solche Fragen sind von geringer Erheblichkeit für das Publicum, und ziehen denen, welche ihre Federn dazu anwenden, den gerechten Verdacht entweder der Schmeicheley, oder der Feindseligkeit zu.

II.

Vom Urſprunge der Regierung.

Der Menſch, gebohren in einer Familie, wird durch Noth, durch natürliche Neigung und durch Gewohnheit vermocht, Geſellſchaft zu halten. Dieſelben Geſchöpfe finden ſich, bey ihrem weitern Fortſchritt bewogen, politiſche Geſellſchaften zu errichten, damit Gerechtigkeit gehandhabt werde; ohne welche kein Friede, keine Sicherheit, kein wechſelſeitiger Verkehr unter ihnen Statt haben kann. Wir müſſen daher das ganze gewaltige Gerüſte unſerer Regierung ſo anſehn, als habe es am Ende keinen andern Zweck oder Gegenſtand, als die Rechtspflege, oder, mit andern Worten die Unterſtützung der zwölf Richter. Könige und Parlamente, Flotten und Armeen, Hof- und Finanzbeamten, Geſandten, Miniſter, und Geheimeräthe ſind, in Hinſicht auf ihren letzten Zweck, insgeſammt dieſem Theile der Verwaltung untergeordnet. Sogar von der Geiſtlichkeit, da ihre Pflicht es mit ſich bringt, Moralität einzuſchärfen, kann man mit Recht be-

haupten, sie habe, so viel diese Welt betrift, keinen andern nützlichen Gegenstand ihres Berufs.

Alle Menschen erkennen die Nothwendigkeit der Gerechtigkeit zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung; und alle Menschen erkennen die Nothwendigkeit des Friedens und der Ordnung zur Erhaltung der Gesellschaft. Und doch, ungeachtet dieser starken und einleuchtenden Nothwendigkeit, — so gebrechlich und verkehrt ist unsere Natur, — läßt es sich schlechterdings nicht dahin bringen, daß Menschen treulich und unabweichlich auf den Pfaden der Gerechtigkeit verbleiben. Vielerley außerordentliche Umstände können sich treffen, bey welchen ein Mensch findet, daß sein Interesse mehr durch Betrug oder Raub befördert, als durch den Riß, welchen seine Ungerechtigkeit in dem gesellschaftlichen Verein macht, gefährdet wird. Aber noch weit häufiger wird er von seinem großen und wichtigen Interesse, weil es entfernt ist, durch den Reiz gegenwärtiger, wenn schon oft sehr kleinfügiger Versuchungen abgelenkt. Diese große Schwachheit der menschlichen Natur ist unheilbar.

Menschen müssen daher gegen ein Uebel, welches sich durch keine Cur heben läßt, ein Palliativ zu gebrauchen suchen. Sie müssen

gewisse Personen unter der Benennung von Obrigkeiten anstellen, deren eigenthümliches Amt es sey, die Regeln der Billigkeit vestzusetzen, Uebertreter zu bestrafen, Betrug und Gewaltthätigkeit abzustellen, und Menschen, trotz allem Widerstreben, zu nöthigen, daß sie ihr eignes wahres und dauerndes Interesse zu Rathe ziehen. Mit einem Wort, Gehorsam ist eine neue Pflicht, die erfunden werden muß, um die Pflicht der Gerechtigkeit zu unterstützen; und das Band der Billigkeit muß durch das Band der Unterthänigkeit bevestigt werden.

Aber, die Sachen in einem abstracten Licht betrachtet, mag es noch immer scheinen, daß durch diese Verknüpfung nichts gewonnen werde, und daß die erkünstelte Pflicht des Gehorsams, gerade ihrer Natur wegen, bey dem menschlichen Gemüth eben so wenig verfange, als die ursprüngliche und natürliche Pflicht der Gerechtigkeit. Absonderliches Interesse und gegenwärtige Versuchungen können die eine so gut überwältigen, als die andere. Sie sind beyde gleichmäßig derselben Unbequemlichkeit ausgesetzt. Und der Mensch, der geneigt ist, ein schlechter Nachbar zu seyn, muß, durch dieselben wohl oder übel verstandenen Bewegungsgründe geleitet, auch einen schlechten Bür-

ger und Unterthan abgeben. Nicht zu gedenken, daß die Obrigkeit selbst oft nachläßig, oder parteyisch, oder ungerecht in ihrer Verwaltung seyn kann.

Indessen beweiset Erfahrung, daß zwischen den Fällen ein großer Unterschied ist. Ordnung in der Gesellschaft wird vermittelst der Regierung, wie wir sehen, weit besser behauptet; und unsere Pflicht gegen die Obrigkeit wird durch die Triebfedern der menschlichen Natur weit genauer im Gange erhalten, als unsere Pflicht gegen unsere Mitbürger. Die Lust zu herrschen ist in dem Busen des Menschen so stark, daß Viele sich allen Gefahren, Beschwerden und Sorgen der Regierung nicht nur unterziehen, sondern sich darum bewerben; und Menschen, einmal zu jenem Posten erhoben, finden, wenn gleich oft durch Privatleidenschaft irre geführt, bey gewöhnlichen Fällen, ein sichtliches Interesse darin, Gerechtigkeit unparteyisch zu verwalten. Die Personen, welche zuerst zu dieser Auszeichnung durch die ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft des Volks gelangen, müssen mit persönlichen Eigenschaften der Tapferkeit, Stärke, Redlichkeit oder Klugheit, welche Vertrauen und Ehrfurcht gebieten, in höherem Grade begabt seyn; und nach errichteter Regierung, hat eine Ach-

tung für Geburt, Rang und Stand einen mächtigen Einfluß auf Menſchen, und giebt den Beſchlüſſen der Obrigkeit Nachdruck. Der Fürſt oder Anführer eifert wider jede Unordnung, die ſeine Geſellſchaft ſtört. Er fodert alle ſeine Anhänger und alle Menſchen von Rechtſchaffenheit auf, ihm bey Abſtellung und Ahndung jedes Unfugs behülflich zu ſeyn; und alle gleichgültige Perſonen gehen ihm willig bey der Vollziehung ſeines Amts zur Hand. Bald verſchaft er ſich das Vermögen ſolche Dienſte zu belohnen; und in dem Fortſchritt der Geſellſchaft, errichtet er untergeordnete Beamten, und oft eine Kriegsmacht, welche einen unmittelbaren und augenſcheinlichen Vortheil darin finden, ſeine Auctorität zu unterſtützen. Im Kurzen beveſtigt Gewöhnung, was andere Principien der menſchlichen Natur unvollkommen gegründet hatten; und Menſchen, einmal zu Gehorſam abgerichtet, denken nie daran ſich von dem Pfade zu entfernen, auf welchem ſie und ihre Vorfahren beſtändig einhergegangen ſind, und auf welchem zu bleiben ſie ſo viele dringende und einleuchtende Beweggründe haben.

Aber ſo gewiß und unvermeidlich auch dieſer Fortſchritt menſchlicher Dinge ſeyn mag, und obgleich die Principien der menſchlichen

Natur, welche den Gehorſam zur Stütze der Gerechtigkeit machen, nichts Geheimnißvolles an ſich haben; ſo läßt ſich doch nicht erwarten, daß Menſchen ſelbige zum voraus zu entdecken, oder die Wirkungsart derſelben vorherzuſehen im Stande ſeyn ſollten. Regierung hat einen mehr zufälligen und unvollkommneren Anfang. Vermuthlich begann das Ober-Anſehn Eines Menſchen über ganze Haufen zuerſt während eines Kriegsſtandes, wo die Ueberlegenheit an Muth und Genie ſich am ſichtbarſten zeigt, wo Uebereinſtimmung und Eintracht am nöthigſten ſind, und wo die verderblichen Folgen von Unordnung am empfindlichſten gefühlt werden. Das lange Anhalten jenes Zuſtandes, ein unter wilden Stämmen gewöhnliches Ereigniß, richtete die Leute zum Gehorſam ab; und wenn der Anführer eben ſoviel Billigkeit beſaß, als Klugheit und Tapferkeit, ſo wurde er, ſelbſt während des Friedens, der Schlichter aller Streitigkeiten, und konnte ſtufenweiſe, durch ein Gemiſche von Zwang und Einwilligung, ſeine Auctorität veſtſtellen. Das auffallend Wohlthätige ſeines Einfluſſes machte, daß die Leute, oder wenigſtens die friedlichen und wohlgeſinnten unter ihnen, denſelben liebgewannen: und wenn ſein Sohn die nämlichen guten Eigenſchaften an

ſich hatte; ſo gelangte die Regierung deſto ſchneller zur Reife und Vollkommenheit; hatte jedoch immer keinen veſten Beſtand, bis der weitere Fortſchritt der Cultur dem Obern ein Einkommen verſchafte, und ihn in den Stand ſetzte, Belohnungen den verſchiedenen Werkzeugen ſeiner Verwaltung zuzuwenden, und Strafen über die Widerſpenſtigen und Ungehorſamen zu verhängen. Vor jener Periode muß jede Aeußerung ſeines Einfluſſes particular, und gegründet auf die eigenthümlichen Umſtände des Falles geweſen ſeyn. Nach derſelben war Gehorſam bey dem Ganzen der Geſellſchaft nicht länger eine Sache der Wahl, ſondern ward durch die Auctorität der höchſten Obrigkeit ſtrenge abgenöthigt.

In allen Regierungen giebt es einen immerwährenden innerlichen, offenen oder geheimen Kampf zwiſchen Auctorität und Freyheit; und keine von beyden kann jemals in dem Streit durchaus die Oberhand behalten. Ein großes Opfer von Freyheit muß nothwendig einer jeden Regierung gebracht werden; doch ſelbſt die Auctorität, welche der Freyheit Ketten anlegt, kann nie und ſollte vielleicht auch nie, bey irgend einer Verfaſſung, ganz vollſtändig und bandenlos werden. Der Sultan iſt Herr über das Leben und Vermö-

gen jedes Menſchen; aber es wird ihm nicht geſtattet, Steuern nach Belieben aufzulegen: ein franzöſiſcher Monarch kann Steuern nach Belieben auflegen, würde es aber gefährlich finden, Leben und Vermögen einzelner Perſonen anzutaſten. Auch findet man, daß Religion in den meiſten Ländern gemeinhin ein ſehr unlenkſames Princip iſt; und andere Principien oder Vorurtheile widerſtehen öfters der ganzen Auctorität des Civiloberhaupts; deſſen Macht, da ſie auf Meynung gegründet iſt, niemals andere Meynungen umſtürzen kann, die eben ſo tief gewurzelt ſind, als ſein Anrecht auf Herrſchaft. Der gemeinen Benennung nach, heißt diejenige Regierung frey, in welcher die Macht unter mehrere Glieder getheilt iſt, die, vereint, eine nicht geringere, oder gemeinhin größere Auctorität beſitzen, als ein Monarch; die aber, bey dem gewöhnlichen Gange der Verwaltung, nach allgemeinen und gleichen Geſetzen, welche den ſämmtlichen Gliedern und allen ihren Unterthanen bekannt ſind, verfahren müſſen. In dieſem Sinn gehört Freyheit unleugbar zur Vervollkommnung der bürgerlichen Geſellſchaft, aber immer muß man doch bekennen, daß Auctorität weſentlich ſogar zum Daſeyn derſelben gehört; und in jenen Zwiſtigkeiten,

welche ſo oft zwiſchen der einen und der andern eintreten, darf aus dieſem Grunde die letztere den Vorzug fodern. Wofern man nicht etwa ſagen will, (und es läßt ſich mit einigem Grunde ſagen,) daß ein Umſtand, der weſentlich zum Daſeyn bürgerlicher Geſellſchaft gehört, ſich allemal ſelbſt aufrecht halten müſſe, und nicht nöthig habe mit ſoviel Eiferſucht gehütet zu werden, als einer, der bloß zu ihrer Vervollkommnung gehört, welche man ſo leicht aus Läßigkeit zu verabſäumen, oder aus Unwiſſenheit zu überſehen pflegt.

III.

Von den ersten Grundlagen der Regierung.

Nichts kommt dem, der die menschlichen Dinge mit einem philosophischen Auge betrachtet, erstaunlicher vor, als die Leichtigkeit, womit die Vielen von den Wenigen regiert werden; und die blinde Hingebung, womit Menschen ihren eigenen Sinn und Willen dem Sinne und Willen ihrer Beherrscher überlassen. Untersucht man, durch welche Mittel dieses Wunder bewirkt werde, so wird man finden, daß, da Stärke allemal auf der Seite der Regierten ist, die Regierer nichts haben, worauf sie sich stützen können, als Meynung. Auf Meynung allein also gründet sich Regierung; und dieser Satz gilt von den im höchsten Grade despotischen und militärischen Regierungen sowohl, als von den freysten und popularsten. Der Sultan von Aegypten, oder der Kaiser von Rom, mochte seine harmlosen Unterthanen, wider ihren Sinn und Wunsch, als Thiere vor sich her treiben: aber, wenigstens seine Mamlucken, oder prätorianische

Garde muß er, als Menſchen, durch ihre Meynung geleitet haben.

Meynung iſt zwiefacher Art, nämlich Meynung von **Intereſſe**, und Meynung von **Recht**. Unter Meynung von Intereſſe verſtehe ich das Gefühl des allgemeinen Vortheils, welchen Regierung gewährt, ſammt dem Glauben, daß die beſondere, nun einmal beſtehende Regierung eben ſo vortheilhaft ſey, als jede andere, die ſich füglich errichten ließe. Iſt dieſe Meynung unter dem großen Haufen eines Staats, oder unter denen, welche die Gewalt in ihren Händen haben, herrſchend, ſo giebt ſie jeder Regierung große Sicherheit.

Recht iſt von zwiefacher Art, Recht auf **Macht**, und Recht auf **Eigenthum**. Wie viel die Meynung von Recht der erſtern Art über Menſchen vermöge, läßt ſich leicht einſehen, wenn man die Anhänglichkeit betrachtet, womit alle Nationen ihrer alten Regierung, und ſelbſt jenen Nahmen, welche die Sanction des Alterthums erhalten haben, zugethan ſind. Alterthum erzeugt immer die Meynung von Recht; und was für nachtheilige Begriffe man ſich auch von unſerm Geſchlecht machen mag; ſo findet man doch allemal, daß der Menſch willig Blut und Schätze verſchwendet, wenn es um Behauptung öf-

sentlicher Gerechtigkeit gilt. Freylich ist es gerade in diesem Stücke, wo, beym ersten Anblick, der gröste Widerspruch in der Natur des menschlichen Gemüths zum Vorschein kommt. Handelt der Mensch in einer Faction; so ist er im Stande, ohne Schaam und Gewissen, alle Bande der Ehre und Sittlichkeit zu zerreißen, um seiner Partey zu dienen: und doch, wenn eine Faction über einen Rechtspunct oder sittlichen Grundsatz errichtet ist, giebt es keine Gelegenheit, wo der Mensch einen beharrlichern Muth, oder einen entschiedenern Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit bewiese. Dieselbe Anlage des Menschen zur Geselligkeit ist die Ursache von diesen widersprechenden Erscheinungen.

Daß die Meynung von Recht auf Eigenthum ein großes Gewicht in allen Regierungssachen habe, ist hinlänglich bekannt. Ein nahmhafter Schriftsteller *) hat gar das Eigenthum zum Grunde aller Regierung gemacht; und die meisten unserer politischen Schriftsteller scheinen geneigt, ihm in diesem Stücke zu folgen. Das heißt die Sache zu weit treiben; aber immer muß man gestehen, daß die Meynung von Recht auf Eigenthum einen starken Einfluß in Ansehung dieses Gegenstandes hat.

*) Harrington. A. d. U.

Auf dieſe drey Meynungen, alſo, von öffentlichem Intereſſe, von Recht auf Macht, und von Recht auf Eigenthum, iſt alle Regierung und alle Auctorität der Wenigen über die Viele gegründet. Zwar ſind noch andere Principien vorhanden, welche dieſen mehr Stärke geben, und die Wirkungsart derſelben beſtimmen, einſchränken oder abändern; wie Eigennutz, Furcht und Zuneigung: aber gleichwohl dürfen wir behaupten, daß dieſe andern Principien, für ſich allein, keinen Einfluß haben können, ſondern den vorgängigen Einfluß jener oben erwähnten Meynungen vorausſetzen. Sie ſind alſo nur für die Nebenſtützen, nicht für die urſprünglichen Grundlagen der Regierung zu achten.

Denn was, erſtens, den Eigennutz betrift, wodurch ich die Erwartung beſonderer, von dem allgemeinen Schutze, den die Regierung gewährt, unterſchiedener Belohnungen verſtehe; ſo iſt klar, daß die Auctorität des Oberhaupts erſt veſtgeſtellt, wenigſtens eingeleitet ſeyn muß, um dieſe Erwartung hervorzubringen. Die Ausſicht auf Belohnung kann ſeiner Auctorität, bey manchen beſondern Perſonen, mehr Gewicht, kann ihr aber niemals in Anſehung des Publici das Daſeyn geben. Die größten Gefälligkeiten erwartet man na-

türlich von ſeinen Freunden und Bekannten; und daher würden die Hofnungen einer beträchtlichen Anzahl des Staats niemals auf irgend eine beſondere Schicht von Männern zuſammentreffen, wenn dieſe Männer keinen anderweitigen Anſpruch auf Magiſtratur, und keinen eigenthümlichen Einfluß über die Meynungen der Menſchen hätten. Die nämliche Bemerkung läßt ſich auf die zwey übrigen Principien der Furcht und Zuneigung ausdehnen. Niemand würde Grund haben, die Wuth eines Tyrannen zu fürchten, wenn deſſen Auctorität über jemanden bloß auf Furcht beruhte; denn, als einzelner Mann, reicht ſeine körperliche Stärke nicht weit, und die geſammte übrige Macht, die er beſitzt, muß ſich entweder auf unſere eigene Meynung, oder auf die vermuthete Meynung anderer gründen. Und obgleich Zuneigung gegen Weisheit und Tugend an einem Oberherrn weit um ſich greift, und große Folgen hat; ſo muß doch von ihm erſt vorausgeſetzt werden, daß er bereits mit einem öffentlichen Character bekleidet ſey; ſonſt wird ihm die öffentliche Hochachtung zu nichts verhelfen, noch wird ſeine Tugend, über eine enge Sphäre hinaus, einigen Einfluß haben.

Es kann eine Regierung viele Zeitalter fortdauern, obschon das Gewicht an Macht und das Gewicht an Eigenthum einander nicht zusagen. Hauptsächlich trift sich das, wo irgend ein Stand oder Rang im Staat einen starken Antheil an dem Eigenthum erworben hat, aber, vermöge der ursprünglichen Verfassung des Staats, keinen Antheil an der Macht besitzt. Unter welchem Vorwande wollte irgend ein Privatmann jenes Standes sich Auctorität in öffentlichen Sachen herausnehmen? Da Menschen gemeiniglich für ihre alte Regierung sehr eingenommen sind; so läßt sich nicht erwarten, daß das Publicum jemals dergleichen Anmaaßungen begünstigen werde. Aber wo die ursprüngliche Verfassung irgend einen, wenn auch geringen, Antheil an Macht einem Stande von Menschen, die einen starken Antheil an dem Eigenthum besitzen, einräumt, da fällt es ihnen leicht, ihre Auctorität allmälig zu erweitern, und es dahin zu bringen, daß das Macht-Gewicht dem Eigenthums-Gewicht entspreche. Dies ist mit dem Hause der Gemeinen in England der Fall gewesen.

Die meisten Schriftsteller, welche von der brittischen Regierung gehandelt haben, neh-

men an, daß, da das Unterhaus die sämmtlichen Gemeinen von Großbritannien vorstellt, seine Auctorität im Staat dem Eigenthum und der Macht aller derer, die es repräsentirt, angemessen sey. Aber diesen Grundsatz kann man nicht als unbedingt wahr gelten lassen. Denn obwohl die Leute geneigt sind, sich mehr an das Haus der Gemeinen, als an irgend einen andern Theil der Verfassung anzuschließen; indem dieses Haus von ihnen selbst zu ihren Stellvertretern und zu öffentlichen Wächtern ihrer Freyheit gewählt wird; so hat man doch Exempel, wo dem Hause, sogar wann es sich der Krone widersetzte, das Volk nicht beytrat, wie man besonders an dem Tory-Hause der Gemeinen, unter der Regierung des Königs Wilhelm sehen kann. Wären die Mitglieder verbunden, gleich den Holländischen Deputirten, Instructionen von ihren Constituenten anzunehmen; so würde das den Fall gänzlich ändern: und wenn eine solche unermeßliche Masse von Macht und Reichthum, als die sämmtlichen Gemeinen von Großbritannien besitzen, in die Wagschale gelegt würde; so ist nicht leicht abzusehen, wie die Krone entweder jene Volksmenge durch Einfluß lenken, oder jene Ueberwucht des Ei-

genthums aufhalten könnte. Zwar hat die Krone auf den Gesammtkörper des Volks, bey den Wahlen der Parlamentsglieder, großen Einfluß: müßte sie aber diesen Einfluß, den sie gegenwärtig nur Einmal in sieben Jahren ausübt, dazu anwenden, das Volk bey jeder Stimmgebung zu gewinnen; so würde sie ihn bald erschöpft finden, und sich durch keine Geschicklichkeit, keine Popularität, kein Einkommen aufrecht halten können. Ich kann daher nicht umhin zu glauben, daß eine Aenderung in diesem Stücke eine gänzliche Aenderung in der Constitution unseres Staats nach sich ziehen, und ihn bald in eine reine Republik verwandeln würde; und vielleicht in eine Republik von keiner unbequemen Form. Denn ist gleich das Volk, wenn es in seiner Gesammtheit, wie die römischen Tribus, als Ein großer Körper, handelt, zur Regierung ganz ungeschickt; so ist es doch, wenn es in kleinen Körperschaften zerstreut auftritt, weit mehr für Vernunft sowohl als Ordnung empfänglich; die Stärke der demagogischen Ströhmungen und Fluthen wird dann guten Theils gebrochen, und das öffentliche Interesse kann mit Beständigkeit und Methode besorgt werden. Aber es ist unnöthig noch weiter

über eine Regierungsart zu sprechen, die gar nicht den Anschein hat, jemals in Großbritannien Statt zu finden, und die das Ziel von keiner unserer Parteyen zu seyn scheint. Laßt uns unsere alte Regierung lieb behalten, und soviel möglich verbessern, ohne eine Begierde nach solchen gefährlichen Neuerungen aufzuregen.

IV.

Von bürgerlicher Freyheit.

Diejenigen, welche, frey von Parteywuth und Parteyvorurtheilen ihr Schriftſtellertalent auf politiſche Materien anwenden, bearbeiten eine Wiſſenſchaft, die vor allen andern am meiſten zum öffentlichen Nutzen ſowohl als ſelbſt zum Privatvergnügen derer, die ſich ihr widmen, beyträgt. Mich pflegt indeß ein Verdacht anzuwandeln, daß die Welt noch zu jung ſey, um über Politik viele allgemeine Wahrheiten feſtzuſetzen, welche ſich bis auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft als richtig bewähren möchten. Wir haben für jetzt noch keine Erfahrung von drey tauſend Jahren vor uns; ſo daß nicht allein die Kunſt zu denken noch unvollkommen in dieſer Wiſſenſchaft, wie in allen andern, iſt, ſondern daß es uns ſogar an hinlänglichem Stoff gebricht, worüber wir denken können. Wir wiſſen nicht genug, welches Grades von Verfeinerung an Tugend oder an Laſter die menſchliche Natur empfänglich ſey; noch was ſich vom Menſchengeſchlecht, nach irgend einer in der Erziehung, den Gebräu-

chen oder Grundsätzen vorgegangenen großen Revolution, erwarten lasse. Macchiavel war gewiß ein großer Geist; aber da er sein Studium auf die wüthigen und tyrannischen Regierungen aller Zeiten, oder auf die kleinen unordentlichen Fürstenthümer Italiens beschränkt hatte; so sind seine Gedanken, insonderheit über monarchische Regierung, äußerst fehlerhaft befunden worden; und kaum giebt es irgend eine Maxime in seinem Prinzen, die nicht von der nachfolgenden Erfahrung gänzlich widerlegt worden wäre. Ein schwacher Fürst, sagt er, ist unfähig guten Rath anzunehmen; denn rathfragt er mehrere, so wird er nicht im Stande seyn, unter ihren verschiedenen Vorschlägen zu wählen: überläßt er sich Einem; so mag dieser Minister vielleicht ein Mann von Kopf seyn, aber Minister wird er nicht lange bleiben: zuverläßig wird er seinen Herrn absetzen, und sich und seine Familie auf den Thron erheben. Ich führe dies an als eine unter vielen Proben von den Irrthümern jenes Staatskundigen, die großen Theils daher rührten, daß er in einem allzufrühen Zeitalter der Welt lebte, um ein guter Richter politischer Wahrheit zu seyn. Fast

alle Fürſten Europens werden gegenwärtig von ihren Miniſtern regiert; und ſo iſt es beynahe ſchon an zwey Jahrhunderte gegangen; gleichwohl hat ſich eine ſolche Begebenheit niemals ereignet, und kann ſich auch möglicher Weiſe nicht ereignen. Sejan mochte den Anſchlag faſſen, die Cäſarn zu entthronen; aber Fleury, wäre er noch ſo laſterhaft geweſen, konnte, ſo lange er bey Sinnen war, nicht die geringſte Hofnung hegen, die Bourbons abzuſetzen.

Handel ward, bis zum letzten Jahrhundert niemals für eine Staatsſache geachtet; und kaum giebt es einen alten Schriftſteller über Politik, der deſſelben Erwähnung gethan hätte.*) Selbſt die Italiener haben ein tiefes Schweigen darüber beobachtet; da doch derſelbe anjetzt die ſtärkſte Aufmerkſamkeit der Staatsminiſter ſowohl, als der ſpeculativen Denker auf ſich gezogen hat. Der hohe Wohlſtand, die Großmacht und die kriegeriſchen Unternehmungen der beyden Seeſtaaten ſcheinen das Menſchengeſchlecht zuerſt von der Wich-

*) Xenophon gedenkt des Handels, aber mit einem Zweifel, ob derſelbe von einigem Vortheil für einen Staat ſey. Εἰ δέ καὶ ἐμπορίαν ὠφέλιμόν τι πόλει, etcet. Xenoph. Hiero. Plato ſchließt ihn von ſeiner idealiſchen Republik gänzlich aus. De legibus, lib. IV.

tigkeit eines ausgebreiteten Handels unterrichtet zu haben.

Als ich mir daher vorsetzte, in diesem Versuch eine vollständige Vergleichung der bürgerlichen Freyheit und der unumschränkten Regierung anzustellen, und die großen Vortheile der erstern über die letztere zu zeigen; begann ich einen Verdacht zu fassen, daß wohl kein Mensch in diesem Zeitalter hinlänglich zu einer solchen Untersuchung geeignet seyn, und daß, was auch irgend jemand über diesen Gegenstand vorzubringen wagte, durch fernerweitige Erfahrung widerlegt, und von der Nachkommenschaft verworfen werden möchte. Die mächtigen Revolutionen, welche in menschlichen Dingen vorgegangen, und die vielen Begebenheiten, welche wider alle Erwartung der Alten eingetreten sind, rechtfertigen den Verdacht wegen noch fernerweitiger Abwechselungen.

Es war von den Alten bemerkt worden, daß alle Künste und Wissenschaften ihren Ursprung unter freyen Nationen nahmen; und daß bey den Persern und Aegyptern, ungeachtet ihres Ruhestandes, Reichthums und Wohllebens, sich nur ein schwacher Anfang von einem Geschmack an jenen feineren Geisteswerken zeigte, welche zu einer solchen Voll-

kommenheit durch die Griechen, mitten unter beſtändigen Kriegen, begleitet von Armuth und der größten Lebens- und Sitteneinfalt, erhoben wurden. Auch war bemerkt worden, daß, als die Griechen ihre Freyheit verlohren, obſchon ſie ſich an Reichthum, durch Alexanders Eroberungen ungemein aufnahmen, dennoch die Künſte, von dem Augenblick an, unter ihnen verfielen, und ſeitdem niemals ihr Haupt in jenem Himmelsſtrich erheben konnten. Gelehrſamkeit ward nach Rom verpflanzt, dem einzigen freyen Volke damals in der Welt; und auf einem ſo günſtigen Boden, als ſie hier antraf, trieb ſie faſt ein Jahrhundert hindurch erſtaunliche Schoſſen; bis der Verfall der Freyheit auch hier, den Verfall der Litteratur nach ſich zog, und mit einer gänzlichen Barbarey die Welt bedeckte. Durch dieſe zwey Erfahrungen, deren jede doppelt in ihrer Art war, und eben ſowohl den Fall der Gelehrſamkeit in unumſchränkten Staaten, als ihren Flor in republicaniſchen bewies, hielt Longin ſich für hinlänglich berechtigt zu behaupten, daß die Künſte und Wiſſenſchaften nirgend blühen könnten, als in freyen Staaten: und in dieſer Meynung hat er mehrere ausgezeichnete

Schriftſteller *) in unſerm Lande zu Nachfolgern gehabt, die entweder ihre Blicke bloß auf Thatſachen des Alterthums beſchränkten, oder eine zu große Parteylichkeit zu Gunſten der unter uns eingeführten Regierungsform hegten.

Aber was würden dieſe Schriftſteller zu den Exempeln von Neu-Rom und von Florenz geſagt haben? Von welchen Staaten der erſtere, obgleich er unter Tyranney und vollends unter Prieſter-Tyranney ſeufzte, alle die feineren Künſte der Sculptur, Mahlerey und Muſik ſowohl als Poeſie zur Vollkommenheit erhob; während der letztere, nachdem er ſeine Freyheit durch die Uſurpationen der Familie der Medici zu verliehren begann, ſeinen Hauptfortſchritt in den Künſten und Wiſſenſchaften machte. Arioſt, Taſſo, Galilei waren ſo wenig, als Raphael und Michael Angelo, in Republiken gebohren. Und wenn gleich die Lombardiſche Schule nicht weniger berühmt, als die Römiſche war; ſo hatten doch an der Ehre derſelben die Venetianer den kleinſten Antheil; die, von Seiten ihres Genies zu den Künſten und Wiſſenſchaften, den andern Italienern eher

*) Addiſon und Lord Schaftesbury.

unterlegen zu seyn scheinen. Rubens errichtete seine Schule in Antwerpen, nicht in Amsterdam: Dresden, nicht Hamburg, ist der Mittelpunct der Geschliffenheit in Deutschland.

Aber das hervorragendste Beyspiel von dem Flor der Gelehrsamkeit in unumschränkten Regierungen ist das von Frankreich, einem Volke, welches kaum jemals einer verfassungsmäßigen Freyheit genoß, und doch die Künste und Wissenschaften so nahe der Vollkommenheit brachte, als irgend eine andere Nation. Die Engländer sind vielleicht größere Philosophen; die Italiener bessere Mahler und Musiker; die Römer waren größere Redner: aber die Franzosen sind, wenn man die Griechen ausnimt, das einzige Volk, welches zugleich Philosophen, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Mahler, Architecten, Bildhauer und Tonkünstler gehabt hat. In Betracht des Theaters haben sie sich selbst über die Griechen emporgeschwungen, welche weit über die Engländer hervorragen. Und in dem gemeinen Leben, haben sie in hohem Grade jene Kunst vervollkommnet, die nützlichste und angenehmste von allen, l'art de vivre, die Kunst des Umgangs und der Geselligkeit.

Betrachten wir den Zuſtand der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in unſerm eigenen Lande; ſo läßt ſich Horazens Bemerkung in Abſicht der Römer gutentheils auf die Britten anwenden:

— Sed in longum tamen ævum
Manſerunt, hodieque manent *veſtigia ruris.*

Das Schöne und Treffende des Stils iſt gar ſehr unter uns verabſäumt worden. Wir haben kein Wörterbuch über unſere Sprache, und kaum eine erträgliche Grammatik. Die erſte geſchliffene Proſe, die wir haben, ſchrieb ein Mann, der noch am Leben iſt. *) Sprat, Locke und ſelbſt Temple verſtanden zu wenig von den Regeln der Kunſt, um für elegante Schriftſteller zu gelten. Baco's, Harringtons und Miltons Proſe iſt überaus ſteif und pedantiſch, obgleich ihre Gedanken vortreflich ſind. Man iſt in dieſem Lande mit den großen Streitigkeiten über Religion, Politik und Philoſophie ſo ſehr beſchäftigt geweſen, daß man für die anſcheinend geringfügigen Bemerkungen der Grammatik und Kritik keinen Sinn hatte. Und wenn ſchon, bey dieſer Denkungsart, unſer Verſtand und unſer Räſonnirtalent beträchtlich müſſen

*) Doctor Swift.

gewonnen haben; ſo iſt doch unleugbar, daß wir ſelbſt in jenen oben erwähnten Wiſſenſchaften kein Werk beſitzen, welches wir den Nachkommen als Muſter überliefern könnten: und das höchſte, weſſen wir uns rühmen können, ſind etliche wenige Verſuche zu einer richtigern Philoſophie; welche freylich gute Hofnung geben, aber vorjetzt noch keinen Grad von Vollkommenheit erreicht haben.

Es iſt zu einer veſtgeſetzten Meynung geworden, daß der Handel nirgend anders, als unter einer freyen Regierung, blühen könne; und dieſe Meynung ſcheint ſich auf eine längere und häufigere Erfahrung zu gründen, als die vorhergehende in Abſicht der Künſte und Wiſſenſchaften. Verfolgen wir den Handel in ſeinem Fortgange durch Tyrus, Athen, Syracus, Carthago, Venedig, Florenz, Genua, Antwerpen, Holland, England u. ſ. w; ſo finden wir, daß er allemal ſeinen Sitz in freyen Regierungen aufgeſchlagen hat. Die drey größten Handelsſtädte jetzt in Europa ſind London, Amſterdam und Hamburg; ſämmtlich freye Städte, und proteſtantiſche dazu; das heißt, im Genuß einer doppelten Freyheit. Indeſſen ſcheint die große Eiferſucht, welche über den Handel Frankreichs ſeit kurzem bey uns obwaltet, zu be-

weiſen, daß dieſe Maxime wohl eben ſo wenig ausgemacht und unfehlbar iſt, als die vorhergehende, und daß die Unterthanen eines unumſchränkten Fürſten unſere Nebenbuhler im Handel eben ſowohl, als in der Gelehrſamkeit, werden können.

Dürfte ich meine Meynung über eine Sache von ſo vieler Ungewißheit äußern, ſo würde ich behaupten, daß, ungeachtet alles Beſtrebens der Franzoſen, in der Natur einer unumſchränkten Regierung ſelbſt, und untrennbar von ihr, etwas für den Handel ſchädliches liegt: obwohl der Grund, welchen ich für dieſe Meynung angeben würde, von demjenigen, auf welchen man gemeiniglich dringt, etwas verſchieden iſt. Privateigenthum ſcheint mir ſo ſicher in einer civiliſirten europäiſchen Monarchie, als in einer Republik, zu ſeyn; auch wird in einem ſolchen Staat an Gefahr, die von der Gewaltthätigkeit des Beherrſchers bevorſtehen ſollte, eben ſo wenig gedacht, als etwa Schaden vom Donner, Erdbeben, oder irgend einem der ungewöhnlichſten und außerordentlichſten Unfälle gefürchtet zu werden pflegt. Habſucht, der Sporn der Induſtrie, iſt eine ſo hartnäckige Leidenſchaft, und arbeitet ihren Weg durch ſo viel wirkliche Gefahren und Schwierigkeiten durch,

daß ſie nicht leicht von einer eingebildeten Gefahr, die ſo klein iſt, daß ſie ſich kaum berechnen läßt, verſcheucht werden kann. Handel alſo pflegt, meines Erachtens, unter unumſchränkten Regierungen zu verfallen, nicht weil er da minder ſicher, ſondern weil er da minder geehrt iſt. Eine Rang-Unterordnung iſt zur Aufrechthaltung einer Monarchie durchaus nothwendig. Geburt, Titel, und Amt müſſen, mehr als Gewerbſamkeit und Reichthum, geehrt werden. Und ſo lange dieſe Begriffe vorwalten, werden alle anſehnliche Handelsleute in Verſuchung gerathen, ihren Handel aufzugeben, um ſich einige von jenen Aemtern und Würden zu verſchaffen, mit welchen Vorrechte und Ehrenbezeugungen verknüpft ſind.

Da ich hier von den Abwechſelungen ſpreche, welche der Lauf der Zeit in politiſchen Dingen hervorgebracht hat, oder noch hervorbringen mag; ſo muß ich bemerken, daß mit allen Regierungsarten, freyen nicht nur, ſondern auch unumſchränkten, in neuen Zeiten eine große Aenderung zu ihrem Vortheil, in Betracht der auswärtigen ſowohl als einheimiſchen Staatsverwaltung, vorgegangen zu ſeyn ſcheint. Das Gleichgewicht der Staaten

ist ein Geheimniß der Politik, welches sich nur dem gegenwärtigen Zeitalter völlig enthüllt hat; und ich muß hinzufügen, daß in der innern Policey der Staaten gleichfalls große Verbesserungen, während des letzten Jahrhunderts, erfolgt sind. Wir lesen im Sallust, daß Catilina's Armee sehr durch den Beytritt der Straßenräuber um Rom verstärkt worden sey; da doch, meines Erachtens, wenn man alle gegenwärtig über ganz Europa zerstreute Menschen von dieser Lebensart zusammen brächte, noch kein Regiment herauskommen würde. In Cicero's Schutzrede für den Milo finde ich, unter andern Argumenten, um zu beweisen, daß sein Client nicht durch Meuchelmord den Clodius umgebracht habe, auch dies gebraucht. Hätte Milo, sagte er, den Vorsatz gehabt, den Clodius zu tödten; so würde er ihn nicht bey Tagszeit, und in solcher Entfernung von der Stadt angegriffen; er würde ihm, bey Nacht, nahe an den Vorstädten, aufgelauert haben, wo dann vorgewendet werden konnte, daß ihn Räuber getödtet hätten; und die Häufigkeit solcher Unfälle würde das Blendwerk begünstigt haben. Dies ist eine überraschende Probe von der losen Policey in Rom, und von der Anzahl und Stärke dieser Räuber; indem Clo-

dius, *) um jene Zeit, dreyßig Sclaven zu seinem Gefolge hatte, die vollständig bewaffnet, und an Blut und Gefahr, bey den häufigen von diesem aufrührerischen Tribun erregten Tumulten, genugsam gewöhnt waren.

Aber obgleich alle Regierungsarten in neuen Zeiten verbessert sind; so scheint doch die monarchische Regierung die größten Fortschritte zur Vollkommenheit gemacht zu haben. Es läßt sich jetzt von civilisirten Monarchien behaupten, was vormals zum Lobe der Republiken allein gesagt ward: daß in ihnen nicht Menschen, sondern Gesetze regieren. Man findet, daß sie der Ordnung, Methode und Beständigkeit bis zu einem erstaunlichen Grade empfänglich sind. Eigenthum ist da sicher; Betriebsamkeit wird befördert; die Künste blühen; und der Fürst lebt unbesorgt unter seinen Unterthanen, wie ein Vater unter seinen Kindern. Es sind jetzt vielleicht nahe an zweyhundert unumschränkte Fürsten, große und kleine zusammen, in Europa vorhanden; und eben so viele hat es seit zwey Jahrhunderten immer gegeben: rechnen wir also zwanzig Jahre auf jede Regierung; so können wir annehmen, daß, in Allem, zwey

*) Vide Ascon. Ped. in Oratione pro Milone.

tausend Monarchen, oder, wie die Griechen sie genannt hätten, Tyrannen regiert haben: gleichwohl ist unter diesen kein einziger, selbst Philipp II von Spanien nicht, so böse gewesen, als Tiberius, Caligula, Nero oder Domitian, das heißt, vier aus zwölfen unter den römischen Cäsarn. Indessen muß man gestehen, daß, wenn schon monarchische Regierungen sich den republicanischen (popular) an Sanftheit und an Vestigkeit genähert haben, sie gleichwohl ihnen noch nicht gleich kommen. Unsere neue Erziehung und Gebräuche flößen mehr Leutseligkeit und Mäßigung ein, als die alten; sind aber vorjetzt noch nicht vermögend gewesen, gänzlich die Nachtheile jener Regierungsform zu überwinden.

Aber hier muß ich um Erlaubniß bitten, eine Muthmaßung zu äußern, die mir glaublich vorkommt, wovon aber die Nachwelt allein völlig urtheilen kann. Ich bin geneigt, mir vorzustellen, daß es in monarchischen Regierungen eine Quelle von Verbesserung, und in republicanischen eine Quelle von Verschlimmerung giebt, die mit der Zeit diese bürgerlichen Verfassungsarten noch näher der Gleichheit bringen werden. Die größten Mißbräuche, welche in Frankreich, dem vollkommensten Mu-

ſter einer reinen Monarchie, vorgehen, beruhen nicht auf der, Alles, was man in freyen Ländern antrift, überſteigenden Menge und Schwere der Abgaben; ſondern auf der koſtſpilligen, ungleichen, willkührlichen und verwickelten Erhebungsart derſelben; durch welche der Gewerbfleiß der Armen, beſonders der Bauern und Pächter, in großem Maaße niedergeſchlagen, und der Landbau in einen bettelhaften und ſclaviſchen Beruf verwandelt wird. Aber zu weſſen Vortheil zwecken dieſe Mißbräuche ab? Wenn zum Vortheil des Adels, ſo möchten ſie für untrennbar von dieſer Regierungsform zu halten ſeyn; weil der Adel für die wahre Stütze der Monarchie gilt, und natürlich ſein Intereſſe, bey einer ſolchen Verfaſſung, mehr in Betracht kommen muß, als das Intereſſe des Volks. Aber der Adel leidet in der That den Hauptverluſt bey dieſer Unterdrückung; indem ſie ſeine Güter zu Grunde richtet, und ſeine Landſaaßen zu Bettlern macht. Die einzigen, welche dabey gewinnen, ſind die Finanzherren (financiers); ein Schlag von Menſchen, die dem Adel und dem ganzen Reich nicht wenig verhaßt ſind. Stände daher ein Fürſt, oder ein Miniſter auf, begabt mit genugſamer Scharfſichtigkeit, um ſein eigenes und das öffentliche Intereſſe

einzusehen, und mit hinlänglicher Geistesstärke, um durch altes Herkommen durchzugreifen; so könnte man hoffen, diesen Mißbräuchen abgeholfen zu sehen; in welchem Fall der Unterschied zwischen jener unumschränkten Regierung und unserer freyen nicht so beträchtlich, wie anjetzt, sich zeigen würde.

Die Quelle von Verschlimmerung, welche sich in freyen Staaten wahrnehmen läßt, besteht in der Practik Schulden zu machen, und das öffentliche Einkommen zu verpfänden; wodurch die Last der Abgaben mit der Zeit ganz unerträglich werden, und alles Eigenthum des Volks in die Hände der Regierung übergehen kann. Diese Practik schreibt sich von neuen Zeiten her. Die Athener, obgleich republicanisch regiert, zahlten für die Summen Geldes, welche sie bey irgend einer Bedrängniß sich genöthigt fanden zu borgen, nahe an zweyhundert Procent; wie uns Xenophon sagt.*)

*) Κτησιν δε ἀπ' ὑδενος ἀν ὑτω καλην κτησαιντο, ὥσπερ ἀφ' ἡ ἀν προτελεσωσιν εἰς την ἀφορμην. — οἱ δε γε πλειστοι Ἀθηναιων πλειονα ληψονται κατ' ἐνιαυτον ἡ ὁσα ἀν εἰσενεγκοσιν. οἱ γαρ μναν προτελεσαντες, ἐγγυς δυοιν μναιν προσοδον ἑξουσι· και ταυτα ἐν πολει· ὁ δοκει των ἀνθρωπινων ἀσφαλεστατον τε και πολυχρονιωτατον εἰναι. ΞΕΝ. ΠΟΡΟΙ.

„Mit nichts aber könnten sie einen so schönen Gewinn machen, als mit dem, was sie zu den Un-

Unter den neuern brachten die Holländer zuerſt die Practik auf, große Summen zu niedrigen Zinſen zu borgen; und ſie haben ſich dadurch beynahe zu Grunde gerichtet. Auch unumſchränkte Fürſten haben Schulden gemacht; aber da ein unumſchränkter Fürſt, nach Belieben, einen Bankrott ſpielen darf; ſo kann ſein Volk niemals durch ſeine Schulden unterdrückt werden. In republicaniſchen Staaten, weil daſelbſt das Volk, und hauptſächlich diejenigen, welche die höchſten Aemter bekleiden, gemeinhin die Staatsgläubiger ſind, hält es für die Regierung ſchwer, Gebrauch von dieſem Hülfsmittel zu machen, welches, wie nothwendig es auch manchmal ſeyn mag, immer grauſam und barbariſch iſt. Dies

koſten vorſchöſſen. — Die meiſten Athener werden jährlich mehr empfangen, als ſie dargelehnt haben. Denn wer eine Mine (etwa 20 Rthlr.) vorgeſchoſſen hat, wird ein Einkommen von beynahe zwey Minen ziehen; und vollends in der Stadt ſelbſt: welches das ſicherſte und dauerhafteſte von der Welt zu ſeyn ſcheint."

[Xenophon empfiehlt der Stadt Athen, zur Verbeſſerung ihres Finanzweſens, allerley Gebäude zu errichten, und andere Anſtalten zu treffen, welche, wie er verſpricht, ſo einträglich ſeyn würden, daß die darauf gewandten Koſten ſich wohl mit 200 Procent verzinſen dürften. Man ſieht, daß die Stelle nicht ganz eigentlich beweiſt, was ſie beweiſen ſoll.

A. d. U.]

ſcheint demnach ein Ungemach zu ſeyn, welches faſt alle freye Regierungen, inſonderheit unſere eigene, bey der jetzigen Lage der Dinge, bedroht. Und was für ein ſtarker Beweggrund iſt dies, unſere Sparſamkeit in Abſicht des öffentlichen Geldes zu vermehren, damit wir nicht aus Mangel daran, durch die Vielfachheit von Auflagen, oder, was ärger iſt, durch unſer öffentliches Unvermögen zur Vertheidigung, dahin gebracht werden, unſerer Freyheit ſelbſt zu fluchen, und uns den nämlichen Zuſtand von Knechtſchaft mit allen Nationen rings um uns her zu wünſchen.

V.

Von der Preßfreyheit.

Nichts vermag einen Fremden mehr in Erſtaunen zu ſetzen, als die Freyheit, welche wir in dieſem Lande genießen, dem Publico alles, was uns beliebt, mitzutheilen, und jede Maaßregel, die der König oder ſeine Miniſter ergreifen mögen, unverholen zu tadeln. Beſchließt die Regierung Krieg; ſo wird behauptet, daß ſie entweder vorſätzlich, oder aus Unwiſſenheit, das Intereſſe der Nation mißkenne, und daß Friede, bey der gegenwärtigen Lage der Sachen unendlich vorzuziehen ſey. Neigt ſich der Sinn der Miniſter zum Frieden; ſo athmen unſere politiſchen Schriftſteller nichts als Krieg und Verheerung, und ſchildern das friedfertige Verhalten der Regierung als unedel und kleinmüthig. Da kein anderer Staat, er mag republicaniſch oder monarchiſch ſeyn, dieſe Freyheit geſtattet; Holland und Venedig eben ſo wenig, als Frankreich und Spanien; ſo bietet ſich ſehr natürlich die Frage dar: Wie geht es zu, daß Großbritannien

allein dieses besondern Vorrechts genießt?

Der Grund, warum die Gesetze uns in einer solchen Freyheit fügen, scheint von unserer gemischten Regierungsform, die weder ganz monarchisch, noch ganz republicanisch ist, herzurühren. Es wird, wenn ich nicht irre, die politische Bemerkung richtig befunden werden, daß die zwey Regierungsextreme, Freyheit und Sclaverey, sich gemeiniglich einander am meisten nähern; und daß, so wie man von den Extremen abgeht, und ein wenig Monarchie mit Freyheit mischt, der Staat allemal desto freyer; und auf der andern Seite, wenn man ein wenig Freyheit mit Monarchie mischt, das Joch allemal desto drückender und unerträglicher wird. In einem Staat, wie der von Frankreich, welcher unumschränkt ist, und wo Gesetz, Herkommen und Religion sich zusammen vereinigen, das Volk völlig zufrieden mit seiner Lage zu machen, kann der Monarch keine Eifersucht gegen seine Unterthanen hegen; und ist daher im Stande, ihnen große Freyheiten im Sprechen und Handel zu vergönnen. In einem ganz republicanischen Staat, wie der von Holland, wo kein Oberer dermaaßen hervorragt, daß er dem Volk Eifersucht verursachen könnte, hat

es keine Gefahr, den Obern ungemeſſene Vollmachten anzuvertrauen; und wenn gleich ſolche Vollmachten viele Vortheile in Erhaltung des Friedens und der Ordnung gewähren; ſo legen ſie doch jedermans Handlungen einen beträchtlichen Zwang auf, und machen, daß jeder Privatbürger, eine große Ehrfurcht gegen die Regierung bezeigt. So ſcheint es einleuchtend, daß die zwey Extreme einer unumſchränkten Monarchie und einer Republik einander in manchen weſentlichen Umſtänden nahe kommen. In der erſtern hat die Obrigkeit keine Eiferſucht gegen das Volk; in der andern hat das Volk keine gegen die Obrigkeit: und dieſer Mangel an Eiferſucht erzeugt ein wechſelſeitiges Zutrauen in beyden Fällen, und bringt eine Art von Freyheit in Monarchien, und von willkührlicher Gewalt in Republiken hervor.

Um den zweyten Theil der vorhergehenden Bemerkung zu rechtfertigen, daß nämlich unter allen Regierungen die mittleren am weiteſten von einander abſtehen, und daß die Miſchungen von Monarchie und Freyheit das Joch entweder leichter oder ſchwerer machen, muß ich einen Gedanken des Tacitus, die Römer unter den Kaiſern betreffend, anführen, daß ſie weder gänzliche Sclaverey, noch

gänzliche Freyheit ertragen konnten: nec totam servitutem, nec totam libertatem pati possunt. Diesen Gedanken hat ein berühmter Dichter in seiner lebhaften Schilderung der Policey und Regierung der Königin Elisabeth auf die Engländer angewandt:

Et fit aimer son joug à l'Anglois indompté,
Qui ne peut ni servir, ni vivre en liberté.
Henriade liv. I.

Diesen Gedanken zufolge haben wir die römische Regierung unter den Kaisern als ein Gemische von Despotismus und Freyheit anzusehn, worin der Despotismus vorwaltete; und die englische Regierung als ein Gemische von derselben Art, worin die Freyheit überwiegt. Die Folgen sind der vorhergehenden Bemerkung gemäß, und so beschaffen, wie sie sich von jenen gemischten Regierungsformen, die eine wechselseitige Wachsamkeit und Eifersucht hervorbringen, erwarten lassen. Die römischen Kaiser waren, einem großen Theile nach, die schrecklichsten Tyrannen, die jemals der Menschennatur Schande gemacht haben; und es ist einleuchtend, daß ihre Grausamkeit vornehmlich aus ihrer Eifersucht entsprang, und aus ihrem Bewußtseyn, daß alle große Männer Rom's, mit Ungeduld die Herrschaft ei-

ner Familie ertrugen, die, nur kurz vorher, ihrer eigenen in nichts überlegen war. Auf der andern Seite, da in England der republicaniſche Theil der Regierung, obgleich bey einer ſtarken Miſchung von Monarchie, die Oberhand hat; ſo muß er, ſeiner eigenen Erhaltung wegen, eine wachſame Eiferſucht gegen die Obern (magiſtrates) unterhalten, alle ungemeſſene Vollmachten entfernen, und jedermans Leben und Vermögen durch allgemeine und unabänderliche Geſetze ſichern. Keine Handlung muß für ein Verbrechen erachtet werden, als die durch das Geſetz deutlich dafür erklärt worden iſt: kein Verbrechen muß jemanden zugerechnet werden, als kraft einer geſetzmäßigen Ueberweiſung vor dem Angeſicht ſeiner Richter; und ſogar dieſe Richter müſſen ſeine Mitunterthanen ſeyn, die durch ihr eigenes Intereſſe verbunden ſind, ein wachſames Auge über die Eingriffe und Gewaltthätigkeit der Miniſter zu halten. Von dieſen Urſachen rührt es her, daß eben ſo viel Freyheit und vielleicht ſelbſt Ausgelaſſenheit in Großbritannien iſt, als vormals Sclaverey und Tyranney in Rom war.

Dieſe Grundſätze machen es begreiflich, warum die Preßfreyheit in dieſen Königreichen ſo weit über Alles geht, was davon in

irgend einer andern Regierung verkannt wird. Wir fürchten, es möchte sich willkührliche Gewalt bey uns einschleichen, wenn wir nicht wachsam wären, ihrem Fortschritt Einhalt zu thun; und wenn wir nicht eine leichte Methode zur Hand hätten, den Alarm von einem Ende des Königreichs zum andern zu verbreiten. Der Geist des Volks muß oftmals aufgeregt werden, um die Ehrsucht des Hofes zu hemmen; und die Furcht vor der Aufregung dieses Geistes muß angewandt werden jener Ehrsucht vorzubeugen. Nichts wirkt so kräftig zu diesem Zweck, als die Preßfreyheit, wodurch alle Gelehrsamkeit, aller Witz, alles Genie der Nation auf Seiten der Freyheit benutzt, und jederman zur Vertheidigung derselben angefeuert werden kann. So lange also der republicanische Theil unserer Regierung sich gegen den monarchischen zu behaupten vermag, wird er natürlich die Preßfreyheit, da sie zu seiner eigenen Erhaltung so wichtig ist, zu bewahren aufs äußerste bestrebt seyn.

Indeß kann nicht geleugnet werden, daß die ungebundene Freyheit der Presse, obgleich es schwer, vielleicht unmöglich ist, ein passendes Hülfsmittel dagegen vorzuschlagen, eins von den Uebeln sey, die jenen gemischten Regierungsformen eigenthümlich sind.

VI.

Vom Urvertrage.

Da keine Partey ſich in dem gegenwärtigen Zeitalter füglich aufrecht halten kann, wenn ſie nicht ein philoſophiſches und ſpeculatives Syſtem von Grundſätzen an ihr politiſches und practiſches anknüpft; ſo finden wir denn auch, daß jede der Parteyen, in welche die Brittiſche Nation getheilt iſt, *) ein Gebäude der erſtern Art aufgeführt hat, um den Plan von Handlungen, den ſie befolgt, zu beſchüzzen und zu verdecken. Das Volk iſt gemeiniglich ein ſehr plumper Baumeiſter, zumal in dieſer ſpeculativen Manier, und vollends, wenn es von Parteyeifer getrieben wird; man kann ſich alſo leicht denken, daß ſein Machwerk ein wenig ungeſtalt ſeyn, und ſichtliche Merkmaale der Heftigkeit und Uebereilung, womit es zuſammengeſetzt worden, an ſich tragen muß. Die eine Partey führt Regierung bis zur Gottheit hinauf, und iſt bemüht,

*) Nämlich die Whigs und die Tories, oder die Hof- und die Landes-Parey.

ſie ſo heilig und unverletzlich zu machen, daß es nicht viel weniger als Religionsfrevel ſeyn muß, ſie, wie tyranniſch ſie auch werden mag, in dem geringſten Punct anzutaſten oder zu beſtreiten. Die andere Partey, indem ſie Regierung gänzlich auf die Einwilligung des Volks gründet, nimt an, daß es eine Art von Urvertrag gebe, in welchem die Unterthanen ſtillſchweigend ſich die Befugniß vorbehalten haben, ihrem Oberherrn zu widerſtehen, ſo oft ſie ſich durch diejenige Auctorität bedrückt finden, mit welcher ſie ihn zu gewiſſen Zwecken, freywillig bekleidet haben. Dies ſind die ſpeculativen Grundſätze der zwey Parteyen; und dies ſind auch die daraus abgeleiteten practiſchen Folgerungen.

Ich unterfange mich zu behaupten, daß dieſe beyden Syſteme ſpeculativer Grundſätze richtig ſind; obzwar nicht in dem von den Parteyen beabſichtigten Sinne; und daß die beyden Plane practiſcher Folgerungen vernünftig ſind; obzwar nicht in den Extremen, bis zu welchen jede Partey, bey Beſtreitung der andern, ſich gemeiniglich bemüht hat ſie zu treiben.

Daß die Gottheit am Ende die Urheberin aller Regierung sey, wird niemand jemals leugnen, der eine allgemeine Vorsehung annimt, und einräumt, daß alle Begebenheiten in der Welt nach einem übereinstimmenden Plan geleitet, und auf weise Zwecke hingelenkt werden. Weil ohne den Schutz der Regierung das Menschengeschlecht unmöglich bestehen, wenigstens in keinem behaglichen oder sichern Zustande leben kann; so gehört diese Anstalt gewiß zu den Absichten jenes allgütigen Wesens, welches das Wohl aller seiner Geschöpfe will; und weil dieselbe durchgängig in allen Ländern und Zeitaltern, der That nach, Statt gefunden hat; so können wir mit noch größerer Gewißheit schließen, daß sie zu den Absichten jenes allwissenden Wesens gehöre, welches sich in keiner Begebenheit oder Wirkung irren kann. Aber da der Höchste Regierungen nicht durch irgend eine besondere oder wunderthätige Darzwischenkunft gestiftet hat, sondern nur durch seine verborgene und durchgängige Wirksamkeit hat entstehen lassen; so können Oberherren, eigentlich zu reden, seine Stellvertreter in keinem andern Sinne heißen, als in welchem sich von jeder Kraft oder Macht, weil sie von ihm herrührt, sagen läßt, daß sie vermöge sei-

nes Auftrages wirke. Alles was wirklich geschieht, ist in dem allgemeinen Plan oder Zweck der Vorsehung einbegriffen; und es hat der größte und rechtmäßigste Fürst nicht mehr Grund, darum eine besondere Heiligkeit oder unverletzliche Auctorität geltend zu machen, als jede Unterobrigkeit, oder selbst ein Usurpator, oder sogar ein Räuber und ein Corsar. Derselbe göttliche Oberaufseher, der aus weisen Absichten einen Titus oder einen Trajan mit Auctorität bekleidete, verlieh aus Absichten, die sender Zweifel gleich weise, obzwar unbekannt sind, auch einem Borgia oder Angria Gewalt. Dieselben Ursachen, welche der Oberherrschaft in jedem Staat den Ursprung gaben, errichteten darin auch jede kleine Gerichtsbarkeit und jede beschränkte Amtsbefugniß. Ein Policeybeamter also handelt nicht minder kraft einer göttlichen Bestallung, und besitzt nicht minder ein unverwirkbares Recht, als ein König.

Wenn man erwägt, wie ziemlich gleich alle Menschen an körperlicher Stärke, und, bis sie durch Erziehung gebildet worden, selbst an Seelenkräften sind; so muß man nothwendig zugeben, daß nichts als ihre eigene Einwilligung sie zuerst habe zusammengesellen, und irgend einer Auctorität unterwerfen können.

Das Volk, wenn wir der Regierung bis zu ihrem erſten Urſprunge in den Wäldern und Wüſten nachſpüren, iſt die Quelle aller Macht und Gerichtsbarkeit; und gutwillig, aus Liebe zum Frieden und zur Ordnung, gaben Menſchen ihre angebohrne Freyheit auf, und ließen ſich von einem ihres Gleichen und ihrer Genoſſen Geſetze gefallen. Die Bedingungen, auf welche ſie geſonnen waren ſich zu unterwerfen, wurden entweder ausgedrückt, oder waren ſo klar und handgreiflich, daß es wohl für überflüßig erachtet werden mochte, ſie auszudrücken. Iſt nun dies unter dem Urvertrage gemeynt; ſo iſt gar nicht zu leugnen, daß alle Regierung zuerſt auf einen Vertrag gegründet wird, und daß die älteſten rohen Verbindungen der Menſchen hauptſächlich durch dieſes Princip zu Stande gekommen ſind. Umſonſt fragt man uns, in welchen Archiven dieſe Urkunde unſerer Freyheiten niedergelegt ſey. Sie wurde nicht auf Pergament noch auf Blätter oder Rinden von Bäumen geſchrieben. Sie gieng allem Gebrauch von Schrift und allen andern Künſten des civiliſirten Lebens voran. Aber wir leſen ſie deutlich in der Natur des Menſchen, und in der Gleichheit, oder in etwas der Gleichheit nahekommendem, was wir an jedem Einzelweſen

unſerer Gattung finden. Die jetzt vorwaltende, und auf Flotten und Armeen beruhende Macht iſt offenbar politiſch und abgeleitet von der Auctorität, die aus errichteter Regierung entſprungen iſt. Eines Menſchen natürliche Macht beſteht bloß in der Stärke ſeiner Gliedmaaßen, und in der Veſtigkeit ſeines Muths; wodurch niemals Viele dem Befehl Eines einzigen unterworfen werden konnten. Nichts als ihre eigene Einwilligung und ihr Gefühl der Vortheile, die aus Friede und Ordnung entſpringen, hat jenen Erfolg bewirken können.

Doch ſelbſt dieſe Einwilligung war lange Zeit ſehr unvollkommen, und konnte nicht die Grundlage zu einer regelmäßigen Verwaltung abgeben. Der Häuptling, der ſeinen Einfluß vermuthlich während eines anhaltenden Krieges erworben hatte, regierte mehr durch Ueberredung, als durch Befehl; und bis er Gewalt brauchen durfte, den Widerſpenſtigen und Ungehorſamen herum zu bringen, ließ ſich von der Geſellſchaft ſchwerlich ſagen, daß ſie einen Zuſtand bürgerlicher Regierung erreicht habe. Keine Verabredung oder Uebereinkunft, ſo viel iſt offenbar, ward ausdrücklich darüber getroffen, daß eine allgemeine Unterwerfung Statt haben ſollte; eine Idee, die weit über die Faſſung der Wilden hinausgeht: jede Machtäuße-

rung von Seiten des Häuptlings muß bloß auf einzelne Stücke ſich bezogen haben, und durch die gegenwärtigen Erfoderniſſe des Falles hervorgerufen worden ſeyn. Der ſichtliche Nutzen, welcher aus ſeiner Darzwiſchenkunft entſprang, machte, daß dieſe Aeußerungen täglich häufiger wurden; und ihre Häufigkeit brachte nach und nach ein gewohnheitliches, und, wenn man es ſo zu nennen beliebt, freywilliges, und daher unzuverläßiges Gutſeynlaſſen (acquieſcence) auf Seiten des Volks hervor.

Aber Philoſophen, die eine Partey ergriffen haben (wenn das nicht ein buchſtäblicher Widerſpruch iſt), begnügen ſich an dieſen Einräumungen nicht. Sie behaupten, nicht nur daß Oberherrſchaft in ihrer früheſten Kindheit durch Einwilligung, oder vielmehr beliebiges Gutſeynlaſſen des Volks entſtanden ſey, ſondern auch, daß ſie ſelbſt gegenwärtig, nachdem ſie ihre volle Reife erlangt hat, auf keiner andern Grundlage beruhe. Nach ihrer Lehre werden alle Menſchen noch immer einander gleich gebohren, und ſind keinem Fürſten oder Staat Unterthänigkeit (allegiance) ſchuldig, wofern ſie nicht durch die Verpflichtung und Sanction eines Verſprechens ſich dazu verbindlich gemacht. Und da kein Menſch, ohne

einigen Ersatz, die Vortheile seiner angebohrnen Freyheit aufgeben wird; so versteht sich von selbst, daß dieses Versprechen allemal bedingt sey, und ihm keine Verbindlichkeit auflege, wofern er nicht Gerechtigkeit und Schutz von seinem Oberherrn erhalte. Diese Vortheile verspreche ihm der Oberherr seinerseits; und läßt er es in der Ausführung daran ermangeln, so habe er, an seinem Theile, die Vertragsartikel gebrochen, und dadurch seinen Unterthan von aller Verpflichtung zur Treue entbunden. So ist es, nach diesen Philosophen, mit der Grundlage der Auctorität in jedem Staat, und so ist es mit dem, einem jeden Unterthan beywohnenden Rechte des Widerstandes bewandt.

Wollten aber diese Grübler sich in der Welt umsehen; so würden sie nichts antreffen, was im mindesten ihren Ideen entspricht, oder ein so rafinirtes und philosophisches System verbürgen kann. Im Gegentheil finden wir überall Fürsten, die auf ihre Unterthanen, wie auf ihr Eigenthum, Anspruch machen, und ihr unabhängiges Oberherrschaftsrecht aus Eroberung oder Erbfolge herzuhaben behaupten. Auch finden wir überall Unterthanen, welche dies Recht an ihrem Fürsten anerkennen, und glauben, daß ihnen Obliegenheiten des Gehorsams

gegen einen gewiſſen Oberherrn eben ſo gut, als die Pflichten der Ehrfurcht und kindlichen Liebe gegen gewiſſe Eltern, angeboren ſeyen. Dieſe Verknüpfungen denkt jeder ſich als unabhängig von ſeiner Einwilligung, in Perſien und China; in Frankreich und Spanien; und ſelbſt in Holland und England, wo nur irgend die oben erwähnten Lehren nicht ſorgfältig eingeſchärft werden ſind. Gehorſam oder Unterthänigkeit wird ſo geläufig, daß es den meiſten Menſchen eben ſo wenig einfällt, über den Urſprung oder die Urſache davon eine Unterſuchung anzuſtellen, als über das Princip der Schwere, des Widerſtandes oder eines der allgemeinſten Naturgeſetze. Oder wenn Wißbegierde ſie jemals dazu reißt; ſo brauchen ſie nur zu lernen, daß ihre Vorfahren, ſeit etlichen Menſchen-Altern oder ſeit undenklicher Zeit, einer ſolchen Regierungsform oder einer ſolchen Familie unterthan geweſen; und ſogleich laſſen ſie es dabey bewenden, und erkennen ihre Verpflichtung zur Unterthänigkeit an. Wolltet ihr, in den meiſten Gegenden der Welt, laut predigen, daß politiſche Verknüpfungen gänzlich auf freyer Einwilligung oder einem wechſelſeitigen Verſprechen beruhen; ſo würde die Obrigkeit euch bald, als einen Aufwiegler, der die Bande des Ge-

horſams losmache, zur Haft ziehen; falls euch eure Freunde nicht vorher ſchon als einen Wahnſinnigen, wegen Vorbringung ſolcher Ungereimtheiten, eingeſperrt hätten. Es iſt ſonderbar, daß eine Geiſtes-Handlung, von welcher angenommen wird, es habe ſie jeder einzelne Menſch verrichtet, und vollends nachdem er zum Gebrauch ſeiner Vernunft gekommen, denn ſonſt könnte ſie keine Gültigkeit haben; daß dieſe Handlung, ſage ich, ihnen allen ſo unbekannt ſeyn ſollte, daß auf der ganzen weiten Erde, kaum irgend eine Spur oder Andenken davon vorhanden iſt.

Aber von dem Vertrage, auf welchen ſich Regierung gründen ſoll, wird geſagt, er ſey der Urvertrag, und folglich laſſe ſich wohl annehmen, er ſey zu alt, als daß er zur Wiſſenſchaft der jetzigen Generation habe gelangen können. Iſt hier das Uebereinkommen gemeynt, wodurch wilde Menſchen zuerſt ſich zuſammen geſellten, und ihre Kräfte verbanden; ſo iſt dieſes von anerkannter Richtigkeit: aber da es ſo alt, und durch tauſend Wechſel von Regierung und Fürſten verlöſcht iſt; ſo läßt ſich nicht annehmen, daß es noch jetzt einige Gültigkeit habe. Um etwas zur Sache gehöriges zu ſagen, müßte man behaupten, daß eine jede beſondere Regierung, welche

rechtmäßig iſt, und befugtermaaßen von ihrem Volk die Pflicht der Unterthänigkeit fodert, zuerſt auf Einwilligung oder freywillige Abrede gegründet ſey. Aber außerdem, daß dabey vorausgeſetzt wird, die Einwilligung der Väter binde die Kinder, ſelbſt bis zu den entfernteſten Generationen (welches republicaniſche Schriftſteller nimmer einräumen werden), außerdem, ſage ich, läßt ſich eine ſolche Behauptung durch keine Geſchichte oder Erfahrung in irgend einem Zeitalter oder Lande der Welt bewähren.

Faſt alle die Regierungen, welche anjetzt beſtehen, oder von welchen irgend eine Nachricht in der Geſchichte ſich erhalten hat, ſind urſprünglich entweder auf Uſurpation, oder Eroberung, oder auf beydes gegründet, ohne daß dabey eine wahrhafte Zuſtimmung oder freywillige Unterwerfung von dem Volke verlangt worden wäre. Wenn ein ſchlauer und kühner Mann an der Spitze einer Armee oder Partey ſteht; ſo fällt es ihm oftmals leicht, durch Anwendung bald von Gewalt, bald von Vorſpiegelungen, ſeine Herrſchaft über eine Menge, die hundertmal zahlreicher iſt, als ſeine Parteygänger, veſtzuſtellen. Er ſchneidet alle ſolche Gemeinſchaft ab, wodurch ſeine Gegner mit Gewißheit ihre Anzahl und Stärke

erfahren könnten. Er läßt ihnen keine Zeit, ſich mit geſammter Macht ihm entgegen zu ſtellen. Selbſt diejenigen, welche die Werkzeuge ſeiner Uſurpation ſind, mögen insgeſammt ſeinen Fall wünſchen; aber die Unwiſſenheit, worin ein jeder in Abſicht der Geſinnungen aller übrigen ſchwebt, hält ſie in Reſpect, und iſt die alleinige Urſache ſeiner Sicherheit. Durch ſolche Künſte, wie dieſe, ſind viele Regierungen errichtet worden, und das iſt der ganze Urvertrag, deſſen ſie ſich zu rühmen haben.

Die Anſicht der Erde wechſelt unaufhörlich, durch den Anwachs kleiner Staaten zu mächtigen Reichen, durch die Auflöſung mächtiger Reiche in kleinere Staaten, durch das Pflanzen von Kolonien, durch die Wanderung von Völkerſchaften. Iſt bey allen dieſen Begebenheiten irgend was zu entdecken, außer Zwang und Gewaltthätigkeit? Wo iſt die wechſelſeitige Uebereinkunft oder freywillige Vergeſellſchaftung, wovon ſoviel geredet wird?

Selbſt der ſanfteſte Weg, wie eine Nation einen fremden Herrn bekommen kann, durch Vermählung oder durch ein Teſtament, iſt für das Volk nicht ſonderlich ehrenvoll; ſondern ſetzt voraus, daß über daſſelbe, wie über einen Brautſchatz oder ein Vermächtniß, nach dem

Belieben oder Interesse seiner Beherrscher verfügt wird.

Aber auch wo keine Gewalt unterläuft, und wirklich Wahl eintritt; was ist diese so hoch gepriesene Wahl? Sie ist entweder das Einverständniß von etlichen wenigen großen Männern, welche für die Gesammtheit zu entscheiden, und keinen Widerspruch zu gestatten pflegen; oder sie ist die Wuth eines Haufens, welcher einem aufrührerischen Rädelsführer folgt, den vielleicht nicht ein Dutzend unter ihnen kennen, und der seine Erhebung lediglich seiner eigenen Unverschämtheit oder dem augenblicklichen Einfall seiner Cameraden verdankt.

Sind diese unordentlichen Wahlen, die noch dazu selten vorkommen, von so mächtiger Auctorität, daß man sie für die einzige rechtmäßige Grundlage aller Regierung und Unterthänigkeit halten soll?

In der That, es giebt kein schrecklicheres Ereigniß, als eine gänzliche Staatsauflösung, welche den großen Haufen in Freyheit setzt, und die Bestimmung oder Wahl einer neuen Verfassung abhängig von einer Anzahl Menschen macht, die der Anzahl des gesammten Volks nahe kommt; denn ganz gleicht sie derselben niemals. Jeder weise Mann muß dann

wünschen, einen General an der Spitze einer mächtigen und folgsamen Armee zu sehen, der durtig den Preis erhasche, und dem Volk einen Herrn gebe, welchen es selbst zu wählen so ungeschickt ist. So wenig entsprechen Thatsache und Wirklichkeit jenen philosophischen Ideen.

Man lasse sich durch das, was bey unserer Revolution vorfiel, nicht täuschen, oder für einen philosophischen Ursprung der Regierung so sehr einnehmen, daß man darüber jeden andern für unnatürlich und regellos ansehe. Selbst jene Begebenheit war diesen verfeinerten Ideen bey weitem nicht entsprechend. Nur die Erbfolge, und zwar nur in dem königlichen Theile der Regierung war es, was damals verändert ward; und nur die Mehrheit von sieben hundert war es, die jene Veränderung für beynahe zehn Millionen beschloß. Zwar zweifle ich nicht, daß nicht die Gesammtheit jener zehn Millionen sich gutwillig in diesen Schluß ergeben habe: aber war die Sache im mindesten ihrer Wahl überlassen? Ward sie nicht mit Recht, von dem Augenblick an, als entschieden betrachtet, und jederman bestraft, der den neuen Oberherrn anzuerkennen sich weigerte? Wie hätte auch sonst die Sache

jemals zu einem Ausgange oder Abschluß gebracht werden können?

Die Republik Athen war, glaube ich, die am weitesten getriebene Democratie, von welcher man in der Geschichte lieset; gleichwohl, wenn man die Weiber, die Sclaven und die Fremden gehörig in Abschlag bringt, wird man finden, daß nicht von einem Zehntheile derer, welche verbunden waren zu gehorchen, weder jene Verfassung anfänglich errichtet, noch jemals irgend ein Gesetz beschlossen worden sey; nicht zu gedenken der Inseln und fremden Gebiete, welche die Athener, nach dem Rechte der Eroberung, als ihr Eigenthum behandelten. Und da bekanntlich die Volksversammlungen in jener Stadt immer voll von Unfug und Unordnung waren, ungeachtet der Anstalten und Gesetze, welche dem Allen steuren sollten: wie weit unordentlicher müssen sie da ausschlagen, wo sie nicht zu der bestehenden Staatsverfassung gehören, sondern tumultnarisch, bey dem Untergange der alten Regierung, zu Hause kommen, um einer neuen den Ursprung zu geben? Wie chimärisch muß es seyn, von einer Wahl unter solchen Umständen zu reden!

Die Achäer genossen der freysten und vollkommensten Democratie des Alterthums; den-

noch zwangen sie mit Gewalt einige Städte zum Eintritt in ihren Bund; wie uns Polyb erzählt. *)

Heinrich IV. und Heinrich VII. von England hatten wirklich, außer einer parlamentarischen Erwählung, weiter kein Anrecht auf den Thron; dennoch wollten sie das nimmer wahr haben, um nicht dadurch ihre Auctorität zu schwächen. Sonderbar, wenn der einzige wirkliche Grund von aller Auctorität Einwilligung und Versprechen ist!

Es ist umsonst zu sagen, daß alle Regierungen zuerst auf Volkseinwilligung in so weit gegründet werden, oder werden sollten, als es die Nothwendigkeit menschlicher Dinge zulassen will. Dies kommt gänzlich meinem Satz zu Statten. Ich behaupte, daß die menschlichen Dinge niemals diese Einwilligung, selten den Anschein davon zulassen wollen, sondern daß Eroberung oder Usurpation, das heißt in klaren Worten Gewalt, indem sie die alten Regierungen zerstört, der Ursprung fast aller der neuen ist, die jemals in der Welt errichtet worden sind; und daß in den wenigen Fällen, wo Einwilligung scheinen mag Statt gehabt zu haben, sie gemeinhin so unregel-

*) Lib. II. cap. 38.

mäßig, ſo beſchränkt oder ſo ſehr vermiſcht mit Betrug oder Gewalt war, daß ſie keine große Gültigkeit haben kann.

Ich bin hier gar nicht geſonnen in Abrede zu ſtellen, daß die Einwilligung des Volks, wo ſie Statt findet, Ein richtiges Fundament der Regierung abgebe. Sie iſt gewiß das beſte und heiligſte von allen. Ich behaupte nur, daß ſie ſelten in einigem Grade, und faſt nie in ihrem vollen Umfange, Statt gefunden habe: und daß daher irgend ein anderer Grund der Regierung gleichfalls zugelaſſen werden müſſe.

Beſäßen alle Menſchen eine ſo unwandelbare Achtung für Gerechtigkeit, daß ſie von ſelbſt ſich gänzlich des Eigenthums Anderer enthielten; ſo wären ſie für immer in einem Zuſtande unbedingter Freyheit geblieben, ohne ſich irgend einer Obrigkeit oder politiſchen Geſellſchaft zu unterwerfen: aber das iſt ein Zuſtand von Vollkommenheit, deren man die menſchliche Natur mit Recht für unfähig hält. Wiederum: beſäßen alle Menſchen einen ſo erleuchteten Verſtand, daß ſie ihr eigenes Beſtes allemal einſähen; ſo würden ſie ſich keiner Regierungsform jemals unterworfen haben, die nicht auf Einwilligung errichtet, und vollſtändig von jedem Gliede der Geſellſchaft vorher

geprüft worden wäre: aber dieser Zustand von Vollkommenheit ist ebenfalls über die menschliche Natur erhaben. Vernunft, Geschichte und Erfahrung zeigen uns, daß alle politische Gesellschaften einen weit minder abgemessenen und regelmäßigen Ursprung gehabt haben; und sollte man eine Zeitperiode angeben, in welcher auf den Willen des Volks bey öffentlichen Verhandlungen am wenigsten geachtet ward; so würde es gerade die Zeit während Errichtung einer neuen Regierung seyn. In einer bestehenden Verfassung wird auf die Volksneigungen vielfältig Rücksicht genommen; aber während der Wuth von Revolutionen, Eroberungen und öffentlichen Erschütterungen entscheidet den Streit gewöhnlich militärische Gewalt oder politische List.

Wenn eine neue Regierung, es sey durch was für Mittel es wolle, errichtet ist; so sind die Leute gemeiniglich mit ihr unzufrieden, und gehorchen mehr aus Furcht und Noth, als aus irgend einer Vorstellung von Unterthänigkeit oder moralischer Pflicht. Der Fürst ist wachsam und eifersüchtig, und muß gegen jeden Anfang oder Anschein von Aufstand auf seiner Hut stehen. Die Zeit räumt allmälig diese Schwierigkeiten weg, und gewöhnt das Volk, diejenige Familie, die Anfangs als Usur-

pateren oder fremde Eroberer angesehen wurden, für ihre rechtmäßigen oder angebohrnen Fürsten zu halten. Um diese Meynung zu gründen, nehmen sie niemals ihre Zuflucht zu irgend einem Begriff von freywilligem Uebereinkommen oder Versprechen, welches, wie sie wissen, in diesem Fall eben so wenig jemals erwartet, als verlangt worden ist. Die ursprüngliche Einrichtung ward durch Gewalt zu Stande gebracht, und aus Noth angenommen. Auch die darauf folgende Verwaltung wird durch Macht aufrecht erhalten, und vom Volk gut geheißen, nicht als eine Sache der Wahl, sondern der Pflicht. Die Leute stellen sich nicht vor, daß ihre Einwilligung ihrem Fürsten ein Anrecht gebe: sondern sie willigen ein, weil sie denken, er habe durch langen Besitz, unabhängig von ihrer Wahl oder Neigung, ein Anrecht erworben.

Wollte man sagen, jede Privatperson habe dadurch, daß sie auf eines Fürsten Gebieth lebe, welches sie verlassen könne, eine stille Einwilligung zu seiner Auctorität gegeben, und ihm Gehorsam versprochen; so ließe sich antworten, daß eine solche stille Einwilligung nur da Statt haben kann, wo ein Mensch sich vorstellt, daß die Sache in seiner Wahl stehe. Aber wo er denkt, (wie alle Menschen den-

ken, die unter bestehenden Regierungen leben), daß er durch seine Geburt einem gewissen Fürsten oder einer gewissen Regierungsform Unterthänigkeit schuldig sey; da würde es ungereimt seyn, auf eine Einwilligung oder Wahl zu schließen, welche er ausdrücklich in diesem Fall aufgiebt und ablehnt.

Kann man im Ernst sagen, daß ein armer Bauer oder Handwerker eine freye Wahl habe sein Land zu verlassen, wann er keine fremde Sprache oder Sitten kennt, und aus der Hand in den Mund von dem geringen Verdienst seiner Arbeit lebt? Man könnte eben so gut behaupten, daß ein Mann darum, weil er auf einem Schiffe bleibt, in die Befehlshaberschaft des Kapitäns einwillige; obgleich er im Schlaf an Bord gebracht worden, und in den Ocean springen und umkommen müßte, wenn er das Schiff verlassen wollte.

Wie wenn der Fürst seinen Unterthanen untersagt, sein Gebiet zu verlassen; wie es zu Tiberius Zeit als ein Verbrechen an einem römischen Ritter betrachtet wurde, daß er, um der Tyranney jenes Kaisers zu entwischen, versucht hatte zu den Parthern zu fliehen? Oder wie die alten Russen alles Reisen unter Todesstrafe verbothen? Und fände ein Fürst, daß viele seiner Unterthanen auf den

Einfall geriethen, nach fremden Ländern auszuwandern; so würde er ohne Zweifel, mit gutem Fug und Recht, sie zurückhalten, um die Entvölkerung seines eigenen Reichs zu verhüten. Würde er, durch ein so weises und vernünftiges Gesetz, sein oberherrliches Recht auf alle seine Unterthanen verwirken? Gleichwohl ist ihnen, in diesem Fall, gewiß die Freyheit ihrer Wahl entrissen.

Eine Gesellschaft von Menschen, die ihr Geburtsland verließen, um eine unbewohnte Gegend zu bevölkern, möchte sich wohl träumen lassen, daß sie nun ihre angebohrne Unabhängigkeit wieder bekämen; aber sie würden bald finden, daß ihr Fürst noch Anspruch auf sie machte, und sie, selbst in ihrer neuen Niederlassung, seine Unterthanen hieße. Und hierin würde er nur den gemeinen Begriffen der Menschen gemäß verfahren.

Die richtigste stille Einwilligung, die jemals bemerkt wird, ist, wenn ein Fremder sich in irgend einem Lande aufhält, und vorläufig schon den Fürsten, die Regierung und die Gesetze kennt, denen er sich unterwerfen muß; gleichwohl pflegt man auf seine Unterthänigkeit, obschon sie mehr freywillig ist, viel weniger zu rechnen und sich zu verlassen, als auf die eines natürlichen, gebohrnen Unter-

thans. Im Gegentheil, behauptet sein angebohrner Fürst noch immer ein Anrecht auf ihn. Und wenn er den Abtrünnigen, falls er ihn im Dienste seines neuen Oberherrn kriegsgefangen bekommt, nicht straft; so ist diese Gnade nicht auf die Landesgesetze gegründet, welche in allen Staaten den Gefangenen verurtheilen, sondern auf die Uebereinkunft der Fürsten, welche sich zu dieser Nachsicht einverstanden haben, um Repressalien zu verhüten.

Träte eine Menschen-Generation auf einmal von der Bühne ab, und eine andere folgte nach, wie es der Fall mit Seidenwürmern und Schmetterlingen ist; so könnte das neue Geschlecht, falls es Verstand genug hätte, sich seine Regierung auszuwählen, was gewiß niemals der Fall bey Menschen ist, freywillig und durch eine allgemeine Uebereinkunft seine eigene Form von bürgerlicher Verfassung errichten, ohne auf das Herkommen oder die Gesetze, welche unter seinen Vorfahren obgewaltet hätten, Rücksicht zu nehmen. Aber da die menschliche Gesellschaft in immerwährendem Fluß ist, stündlich ein Mensch aus der Welt geht, ein anderer hereinkommt; so ist es, um Festigkeit in der Regierung zu erhalten, nothwendig, daß die neue Zucht sich in die bestehende Verfassung füge, und ziemlich

nahe bey dem Pfade bleibe, welchen ihre Väter, die in die Fußſtapfen der ihrigen traten, ihnen gebahnt haben. Einige Neuerungen müſſen nothwendig in jeder menſchlichen Anſtalt Statt finden, und es iſt ein Glück, wenn der aufgeklärte Genius der Zeit dieſen eine Richtung nach der Seite der Vernunft, Freyheit und Gerechtigkeit hin giebt: aber gewaltſame Neuerungen iſt kein Privatmann berechtigt zu unternehmen; ſogar die Geſetzgebung verſucht dergleichen nicht ohne Gefahr: immer iſt mehr Böſes als Gutes davon zu erwarten: und wenn Geſchichte Belege für das Gegentheil liefert; ſo ſind ſie nicht als Muſter aufzuſtellen, ſondern bloß als Beweiſe zu betrachten, daß die Wiſſenſchaft der Politik wenige Regeln darbietet, die nicht einige Ausnahmen zulaſſen, und denen nicht bisweilen durch Schickſal und Zufall Abbruch geſchehen kann. Die gewaltſamen Neuerungen unter der Regierung Heinrichs VIII. rührten von einem gebieteriſchen Monarchen her, dem der Anſchein geſetzgebender Auctorität zu Statten kam: die unter der Regierung Carl's I. entſprangen aus Parteyſucht und Schwärmerey; und beyde gewannen einen glücklichen Ausgang: aber ſelbſt die erſtern waren lange Zeit die Quelle vieler Unordnungen und noch mehrerer

Gefahren; und wenn die letztern zum Maaßstabe der Unterthänigkeit angenommen werden sollten; so müßte eine gänzliche Anarchie in der menschlichen Gesellschaft einreißen, und alle Regierung auf einmal ein Ende nehmen.

Gesetzt, ein Usurpator habe, nachdem es ihm gelungen, seinen rechtmäßigen Fürsten und die Königliche Familie zu verbannen, seine Herrschaft an zehn oder zwölf Jahre lang in einem Lande behauptet, und habe eine so genaue Kriegszucht unter seinen Truppen, und eine so planmäßige Einrichtung in seinen Garnisonen gehalten, daß wider seine Verwaltung kein Aufstand jemals erregt, oder auch nur ein Murren gehört worden wäre: kann man sagen, das Volk, welches in seinem Herzen den Verräther verabscheut, habe schweigend seine Zustimmung zu dessen Auctorität gegeben, und ihm Treue versprochen, bloß weil es, aus Noth, unter seiner Herrschaft lebt? Gesetzt abermals, der angeborne Fürst werde mittelst einer Armee, die er in fremden Ländern aufbringt, wieder eingesetzt: mit Freude und Jubel empfange ihn das Volk, und zeige deutlich, mit welchem Widerwillen es sich jedem andern Joch unterworfen hatte. Nun möchte ich fragen, auf was für einem Grunde beruht des Fürsten Recht? Auf der Einwilli-

gung des Volks gewiß nicht; denn obwar die Leute ſich gern ſeine Auctorität gefallen laſſen; ſo ſtellen ſie ſich doch nimmer vor, daß ihre Einwilligung ihn zum Oberherrn gemacht habe: Sie willigen ein, weil er, ihren Begriffen nach, ſchon durch Geburt, ihr rechtmäßiger Oberherr war. Und was jene ſtille Einwilligung betrift, die nun daraus, daß ſie unter ſeiner Herrſchaft leben, gefolgert werden mag, ſo iſt dieſe durchaus keine andere, als die ſie vormals dem Tyrannen und Uſurpator gaben.

Wenn wir behaupten, alle rechtmäßige Oberherrſchaft entſpringe aus der Einwilligung des Volks; ſo thun wir ihm mehr Ehre an, als es verdient, oder ſogar von uns erwartet und verlangt. Nachdem die römiſchen Gebiethe allzu weitläuftig geworden waren, als daß die Republik ſie hätte regieren können; wußten die Völker in der ganzen bekannten Welt dem Auguſtus ausnehmenden Dank für die Oberherrſchaft, die er durch Gewalt über ſie errichtet hatte; und ſie bezeigten eine gleiche Bereitwilligkeit ſich dem Nachfolger zu unterwerfen, den er ihnen durch ſeinen letzten Willen und ſein Teſtament hinterlaſſen hatte. Es war hernach ihr Unglück, daß niemals irgend eine lange regelmäßige Folge von Fürſten aus Ei-

ner Familie Statt fand, sondern die Regentenlinie unabläßig entweder durch private Meuchelmorde oder öffentliche Rebellionen unterbrochen ward. Die Prätorianer-Garden stellten, wenn eine Familie ausgegangen war, einen Kaiser auf; die Legionen im Orient einen zweyten, die in Germanien vielleicht einen dritten: und das Schwerdt allein konnte den Streit entscheiden. Der Zustand des Volks in dieser mächtigen Monarchie war zu beklagen, nicht weil die Wahl des Kaisers ihnen nie gelassen war; denn das war unthunlich: sondern weil sie niemals unter eine Reihe von Herren fielen, die regelmäßig auf einander hätten folgen können. Was die Gewaltthätigkeit und die Kriege und das Blutvergießen betrift, die durch jede neue Thronbesetzung verursacht wurden; so waren diese nicht zu tadeln, weil sie nicht zu vermeiden waren.

Das Haus Lancaster regierte in England über sechzig Jahre: dennoch schienen die Partengänger der weißen Rose sich täglich in dieser Insel zu vermehren. Die jetzige Einrichtung *) hat einen noch längern Zeitraum hindurch bestanden. Sind darum alle Spuren

*) Nehmlich die seit der Revolution vom 1689 eingeführte protestantische Erbfolge.

A. d. U.

von Recht auf Seiten einer andern Familie schon gänzlich vertilgt; selbst obgleich, zur Zeit ihrer Vertreibung, kaum einer der jetzt lebenden Menschen die Jahre der Mündigkeit erreicht, oder in ihre Herrschaft eingewilligt oder ihr Unterthänigkeit versprochen haben konnte? Gewiß eine hinlängliche Anzeige von der allgemeinen Gesinnung der Menschen über diesen Punct. Denn man tadelt die Anhänger der abgesetzten Familie nicht eben wegen der langen Zeit, während welcher sie ihre phantastische Treue gehalten haben: man tadelt sie wegen ihrer Anhänglichkeit an eine Familie, die, wie man behauptet, mit Recht vertrieben worden sey, und die, von dem Augenblick an, da die neue Thronbesetzung vor sich gieng, alles Anrecht auf Auctorität verwirkt habe.

Wünscht man aber eine regelmäßigere, wenigstens philosophischere Widerlegung dieses Grundsatzes von einem Urvertrage oder einer Volkseinwilligung zu haben; so werden vielleicht die folgenden Bemerkungen dazu hinreichen.

Alle moralische Pflichten lassen sich in zwey Gattungen eintheilen. Die erstere befaßt diejenigen, zu denen wir durch einen natürlichen Trieb oder unmittelbaren Hang, der unabhängig von allen Pflichtbegriffen und von allen

Rücksichten auf öffentlichen oder privaten Nutzen, in uns wirksam ist, getrieben werden. Von dieser Art sind die Liebe zu den Kindern, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, Mitleid gegen Unglückliche. Wenn wir an die Vortheile gedenken, welche für die Gesellschaft aus solchen menschenfreundlichen Trieben entspringen; so entrichten wir ihnen den gerechten Tribut moralischer Billigung und Achtung: aber derjenige, in welchem sie sich regen, fühlt ihre Macht und ihren Einfluß, vorgängig vor allen solchen Gedanken.

Die zweyte Gattung moralischer Pflichten sind solche, die von keinem ursprünglichen Naturtriebe unterstützt werden, sondern gänzlich auf einer Vorstellung von Verbindlichkeit beruhen, so fern wir die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft betrachten, und einsehen, daß sie unmöglich Bestand haben könnte, wenn diese Pflichten verabsäumt würden. So geschiehet es, daß Gerechtigkeit oder eine Achtung für das Eigenthum anderer, Treue oder die Haltung der Versprechen zu Pflichten werden, und eine Auctorität über die Menschen erlangen. Denn da offenbar jeder Mensch sich selbst mehr als jede andere Person liebt, so ist er geneigt, seine Erwerbungen so weit als möglich auszudehnen; und nichts kann ihn

in dieſer Neigung zurückhalten, als Nachdenken und Erfahrung, wodurch er die verderblichen Folgen jener Regelloſigkeit, und den gänzlichen Untergang der Geſellſchaft, der daraus entſtehen muß, einſehen lernt. Sein urſprünglicher Hang oder Inſtinct wird alſo hier durch eine nachfolgende Beurtheilung oder Ueberlegung gehemmt und beſchränkt.

Mit der politiſchen oder bürgerlichen Pflicht der Unterthänigkeit hat es genau dieſelbe Bewandtniß, wie mit den natürlichen Pflichten der Gerechtigkeit und Treue. Unſere unerlaubten Triebe reitzen uns, entweder einer völligen Ungebundenheit nachzuhängen, oder nach einer Herrſchaft über Andere zu ſtreben: und Nachdenken allein iſt es, was uns beſtimmen kann, ſolche ſtarke Leidenſchaften dem Intereſſe des Friedens und der Ordnung aufzuopfern. Ein kleiner Grad von Erfahrung und Beobachtung reicht hin, uns zu lehren, daß Geſellſchaft ohne die Auctorität von Obrigkeiten unmöglich aufrecht erhalten werden kann; und daß dieſe Auctorität bald in Verachtung fallen muß, wenn ihr nicht pünctlicher Gehorſam geleiſtet wird. Die Wahrnehmung dieſes allgemeinen und handgreiflichen Intereſſe iſt die Quelle aller Unterthänigkeit und jener moraliſchen Verpflichtung, die man ihr beylegt.

Was hat man also nöthig, die Pflicht der Unterthänigkeit oder des Gehorsams gegen Obrigkeiten auf die Pflicht der Treue oder der Achtung für Versprechen zu gründen, und anzunehmen, daß es die Einwilligung jedes Einzelnen sey, was ihn der Regierung unterwerfe; da offenbar beyde Unterthänigkeit und Treue genau auf eben derselben Grundlage fußen, und beyde, wegen der sichtbaren Vortheile und Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft für Pflichten anerkannt werden. Wir sind verbunden, unserm Oberherrn zu gehorchen, heißt es; weil wir uns dazu durch stillschweigendes Versprechen antheischig gemacht haben. Aber warum sind wir verbunden unser Versprechen zu halten? Hier muß man behaupten, daß der Handel und Verkehr des Menschengeschlechts, die von so mächtigem Vortheil sind, keine Sicherheit haben können, wenn nicht Wort gehalten wird. Auf gleiche Weise läßt sich nun sagen, daß Menschen überall nicht in Gesellschaft, wenigstens nicht in einer civilisirten Gesellschaft leben könnten, ohne Gesetze und Richter und Obrigkeiten, um den Beeinträchtigungen der Starken gegen die Schwachen, der Gewaltthätigen gegen die Gerechten und Billigen zu steuren. Da die Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen den

Staat, von gleicher Kraft und Auctorität mit der Verbindlichkeit zum Worthalten ist; so gewinnt man nichts, wenn man die eine in die andere auflöset. Das allgemeine Interesse oder Bedürfniß der Gesellschaft ist hinreichend, beyde festzustellen.

Wird nach dem Grunde jenes Gehorsams gefragt, den wir der Regierung zu leisten schuldig sind; so antworte ich unbedenklich: weil Gesellschaft sonst nicht bestehen könnte: und diese Antwort ist klar und verständlich für jederman. Eure Antwort ist: weil wir unser Wort halten sollen. Aber außer dem daß niemand, bis er sich in ein philosophisches System einstudirt hat, eure Antwort begreifen, oder daran Geschmack finden kann: außer dem, sage ich, gerathet ihr in Verlegenheit, wenn gefragt wird: warum wir verbunden seyen unser Wort zu halten? Und ihr könnt nichts anderes darauf antworten, als was unmittelbar, ohne allen Umschweif, den Beweisgrund für unsere Verpflichtung zur Unterthänigkeit angegeben haben würde.

Aber wem sind wir Unterthänigkeit schuldig? Und wer ist unser rechtmäßiger Oberherr? Diese Frage ist oft

die schwierigste von allen, und unendlichen Erörterungen ausgesetzt. Wenn ein Volk so glücklich ist, sagen zu können: unser jetzige Oberherr, der in gerader Linie von Vorfahren abstammt, die schon Jahrhunderte lang über uns regiert haben; so läßt sich gegen diese Antwort nichts einwenden; selbst wenn auch Geschichtschreiber, indem sie dem Ursprunge jener königlichen Familie bis in das entfernteste Alterthum nachspüren, finden sollten, wie es sich gemeiniglich trift, daß die erste Auctorität derselben sich von Usurpation und Gewaltthätigkeit herschreibt. Privatgerechtigkeit oder die Enthaltung vom Eigenthum Anderer ist unstreitig eine der Haupttugenden: gleichwohl sagt uns Vernunft, daß es kein Eigenthum an dauerhaften Dingen, wie Ländereyen oder Häusern, gebe, was nicht, wenn man sorgfältig untersucht, wie es aus Hand in Hand gegangen, zu irgend einer Zeit auf Betrug und Ungerechtigkeit müßte gegründet worden seyn. Die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft verstatten weder im öffentlichen noch Privatleben eine so genaue Untersuchung: und es giebt keine Tugend oder moralische Pflicht, die sich nicht mit Leichtigkeit wegvernünfteln läßt, wenn man einer falschen Philosophie nachhängt, sie,

nach allen verfänglichen Regeln der Logik, zu sichten und zu zerklauben.

Die Fragen, betreffend das Privateigenthum, haben unendliche Bände von Rechtslehre und Philosophie angefüllt, wenn man in beyden die Ausleger zu dem ursprünglichen Text hinzufügt: und am Ende können wir sicher den Ausspruch thun, daß viele von den darin festgestellten Regeln ungewiß, zweydeutig und willkührlich sind. Eben dasselbe läßt sich in Absicht der Thronfolge und Fürstenrechte und Regierungsformen sagen. Ohne Zweifel kommen, zumal in der Kindheit jeder Verfassung, mancherley Fälle vor, die keine Entscheidung nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und Billigkeit gestatten: und unser Geschichtschreiber Rapin versichert, daß der Streit zwischen Eduard dem Dritten und Philipp von Valois von solcher Natur gewesen sey, und bloß durch eine Appellation an den Himmel, das ist, durch Krieg und Gewalt habe entschieden werden können.

Wer wird mir sagen, ob Germanicus oder Drusus auf den Tibertus hätte folgen sollen, wenn dieser, bey Lebzeiten jener beyden, gestorben wäre, ohne einen von ihnen zu seinem Nachfolger zu ernennen? Sollte das Recht der Aeltern für gleichgeltend mit

dem Rechte des Bluts bey einem Volk angenommen werden, wo sie den nämlichen Effect in Privatfamilien hatte, und bereits zweymal bey der Regierung eingetreten war? Sollte Germanicus für den ältern Sohn gehalten werden, weil er vor dem Drusus gebohren; oder für den jüngern, weil er nach der Geburt seines Bruders adoptirt worden war? Sollte auf das Recht des ältern geachtet werden, bey einer Nation, wo der ältere keinen Vortheil in der Erbfolge der Privatfamilien hatte? Sollte das Römische Reich nur die Zeit für erblich, zweyer Exempel wegen, gehalten, oder sollte es, selbst so früh schon, als dem Stärksten, oder dem gegenwärtigen Besitzer zugehörig darum angesehen werden, weil es auf eine so frische Usurpation gegründet war?

Commodus bestieg den Thron, nach einer ziemlich langen Reihe vortreflicher Kaiser, die ihr Recht nicht durch Geburt, oder öffentliche Wahl, sondern durch den erdichteten Adoptions-Ritus erlangt hatten. Als jener blutgierige Schwelger durch eine plötzlich zwischen seiner Buhlerin und ihrem Liebhaber, dem damaligen Präfect der Prätorianer, angezettelte Verschwörung ermordet worden war; rathschlagten diese sogleich über die Erwählung

eines Herrn der Welt, im Stil jener Zeiten zu sprechen; und sie warfen ihre Augen auf Pertinax. Bevor des Tyrannen Tod bekannt ward, gieng der Präfect heimlich zu diesem Senator, der, beym Eintritt der Soldaten, sich einbildete, seine Hinrichtung wäre vom Commodus anbefohlen. Er ward von dem Officier und seinen Begleitern auf der Stelle als Kaiser begrüßt; mit Freuden von dem Pöbel ausgerufen, ungern von den Garden anerkannt, förmlich von dem Senat bestätigt, und leidentlich von den Provinzen und Armeen des Reichs angenommen.

Das Mißvergnügen der Prätorianer-Garden brach in einen plötzlichen Aufruhr aus, der die Ermordung jenes vortreflichen Fürsten nach sich zog: und da nun die Welt ohne einen Herrn und ohne Regierung war; so befanden die Garden für gut, das Reich förmlich zum Verkauf zu stellen. Julian der Käufer ward von den Soldaten ausgerufen, vom Senat bestätigt und ihm huldigte das Volk; und es hätten ihm auch die Provinzen huldigen müssen, wenn nicht der Neid der Legionen Widerstand und Auflehnung erzeugt hätte. Pescennius Niger in Syrien wählte sich selbst zum Kaiser, gewann die tumultuarische Einwilligung seiner Armee, und hatte die ge-

heime Gunſt des Senats und Volks von Rom auf ſeiner Seite. Albinus in Britannien fand ein gleiches Recht, ſeinen Anſpruch aufzuſtellen; aber Severus, der Pannonien regierte, behielt am Ende über beyde die Oberhand. Dieſer geſchickte Staatsmann und Krieger gab, da er ſeine eigene Geburt und Würde allzutief unter der Kaiſerkrone fand, anfänglich bloß die Abſicht vor, den Tod des Pertinax zu rächen. Er marſchirte als General nach Italien, ſchlug den Julian, und ohne daß wir im Stande wären genau den Anfang auch nur von der Einwilligung der Soldaten anzugeben, ward er aus Nothwendigkeit vom Senat und Volk als Kaiſer anerkannt; und durch Ueberwindung des Niger und Albinus ſetzte er ſich völlig veſt in ſeiner gewaltſamen Auctorität. *)

Inter haec Gordianus Caeſar (ſagt Capitolinus, indem er von einer andern Periode ſpricht) ſublatus a militibus imperator eſt appellatus, quia non erat alius in praeſenti. Es iſt zu bemerken, daß Gordian ein Knabe von vierzehn Jahren war.

Dergleichen Beyſpiele findet man häufig in der Geſchichte der Kaiſer; in der Geſchich-

*) Herodian. lib. II.

te von Alexanders Nachfolgern; und von vielen andern Ländern: und nichts kann unſeliger ſeyn, als eine despotiſche Regierung dieſer Art; wo die Thronfolge aus den Fugen kommt und unregelmäßig wird, und daher, bey jeder Erledigung, durch Gewalt oder Wahl beſtimmt werden muß. In einer freyen Regierung iſt oft die Sache unvermeidlich, und iſt auch viel weniger gefährlich. Das Intereſſe der Freyheit kann da vielmals das Volk leiten, zu ſeiner eigenen Vertheidigung die Thronfolge abzuändern. Und die Staatsverfaſſung, da ſie zuſammengeſetzt aus Theilen iſt, kann, ſo fern ſie auf den ariſtocratiſchen oder democratiſchen Gliedern ruhen bleibt, noch eine hinlängliche Veſtigkeit behalten, wenn auch das monarchiſche Glied von Zeit zu Zeit geändert wird, um es den erſteren anzupaſſen.

In einer unumſchränkten Regierung kann, wenn kein geſetzmäßiger Fürſt vorhanden iſt, der ein Anrecht zum Thron hat, ſicher angenommen werden, der Thron gehöre dem erſten, der ihn einnimt. Beyſpiele von dieſer Art ſind nur zu häufig, beſonders in den morgenländiſchen Monarchien. Geht ein Fürſtenſtamm aus, ſo pflegt das Teſtament oder die Ernennung des letzten Oberherrn als ein Rechtsgrund angeſehen zu werden. So würde das

Edict Ludwigs XIV, der die Bastard-Prinzen zur Erbfolge auf den Fall der Erlöschung aller rechtmäßigen Prinzen berief, bey einem solchen Ereigniß einige Gültigkeit haben. *) So verfügte das Testament Carls des Zweyten über die gesammte spanische Monarchie. Die Abtretung des alten Eigners, in-

*) Es ist merkwürdig, daß in der Demonstration des Duc de Bourbon und der rechtmäßigen Prinzen wider die Verfügung Ludwigs XIV. auf die Lehre von Urcontract selbst in jener absoluten Regierung gedrungen wird. Die französische Nation, heißt es darin, als sie den Hugo Capet und seine Nachkommen wählte, um über sie und ihre Nachkommen zu regieren, behielt sich ein stetes Recht vor, wenn diese Linie ausginge, eine neue königliche Familie zu wählen; und dies Recht werde dadurch, daß die Bastard-Prinzen zum Thron, ohne Einwilligung der Nation, berufen werden, angetastet. Aber der Graf Boulainvilliers, der zur Vertheidigung der Bastard-Prinzen schrieb, macht diese Idee von einem Urvertrage lächerlich, insonderheit bey der Anwendung auf Hugo Capet; der den Thron, sagt er, durch die nämlichen Künste bestieg, die von allen Eroberern und Usurpatoren von jeher angewandt worden sind. Freylich ließ er sein Anrecht, nachdem er sich in Besitz gesetzt hatte, von den Ständen bestätigen: aber ist das eine Wahl, oder ein Contract? Der Graf von Boulainvilliers, bemerken wir noch, war ein erklärter Republicaner; aber als ein Mann von Gelehrsamkeit und sehr bewandert in der Geschichte, wußte er, daß das Volk fast niemals bey diesen Revolutionen und neuen Verfassungen gerathfragt würde, und daß die Zeit allein dasjenige, was gemeiniglich zuerst auf Stärke und Gewalt gegründet ward, Recht und Gültigkeit verliehe. S. Etat de la France Vol. III.

sonderheit, wenn Eroberung dazu kommt, wird ebenfalls für einen guten Rechtsgrund erachtet. Die allgemeine Verbindlichkeit, die uns gegen Regierung überhaupt obliegt, beruht auf dem Interesse und den Bedürfnissen der Gesellschaft, und ist sehr stark. Die Bestimmung dieser Verbindlichkeit gegen diesen oder jenen besondern Fürsten oder besondere Regierungsform ist oft mehr ungewiß und zweifelhaft. Gegenwärtiger Besitz gilt in diesen Fällen sehr viel, und mehr als beym Privateigenthum; der Unordnungen wegen, welche mit allen Revolutionen und Regierungswechseln vertnüpft sind.

Wir wollen, ehe wir schließen, nur noch bemerken, daß, wenn gleich in den speculativen Wissenschaften der Metaphysik, Naturphilosophie oder Astronomie eine Berufung auf das, was alle Welt meynt, mit Recht für unschicklich und nichts beweisend erachtet wird, dennoch bey allen Fragen betreffend Moral sowohl als Kritik, wirklich keine andere Norm, nach welcher sich irgend eine Streitigkeit jemals entscheiden ließe, zu haben ist. Und nichts beweiset klärer, daß eine Theorie dieser Art irrig sey, als wenn man findet, daß sie auf Paradoxen führt, die den gemeinen Gesinnungen des Menschengeschlechts, und dem

Verfahren und Herkommen aller Nationen und aller Zeitalter widerstreiten. Die Lehre, nach welcher jede rechtmäßige Regierung sich auf einem Urvertrag, oder auf Einwilligung des Volks gründen soll, ist augenscheinlich von der Art; auch hat der nahmhafteste von ihren Verfechtern nicht Anstand genommen, zu behaupten: daß unumschränkte Monarchie sich mit bürgerlicher Gesellschaft nicht reimen lasse, und sonach überall keine Form bürgerlicher Regierung seyn könne; und daß die höchste Macht in einem Staat keinem Menschen, durch Steuern und Auflagen, irgend einen Theil seines Eigenthums, ohne seine eigene oder seiner Stellvertreter Bewilligung nehmen dürfe.*) Was für Gültigkeit irgend ein moralisches Räsonnement haben könne, welches zu Meynungen führt, die so weit von der allgemeinen Praxis des Menschengeschlechts an jedem Ort, außer diesem einzigen Königreich, abweichen, ist leicht zu bestimmen.

Die einzige Stelle, die ich im Alterthum antreffe, wo die Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen die Regierung einem Versprechen zuge-

*) Siehe Locke on government, chap. VII. §. 90. und chap. XI. §. 138, 139, 140.

ſchrieben wird, ſteht in Plato's Crito; wo Socrates ſich weigert aus dem Gefängniß zu entfliehen, weil er ſtillſchweigend verſprochen habe, den Geſetzen zu gehorchen. So gründet er auf eine Lehre unſerer Whigs von dem Urcontract eine Lehre unſerer Tories von dem leidenden Gehorſam.

Neue Entdeckungen ſind in dieſen Sachen nicht zu erwarten. Hat ſchwerlich irgend ein Mann, bis erſt ganz neulich, jemals daran gedacht, daß Regierung auf Vertrag gegründet wäre; ſo iſt es gewiß, daß ſie überhaupt genommen keine ſolche Grundlage haben kann.

Das Verbrechen der Empörung ward von den Alten gemeiniglich durch die Ausdrücke νεωτερίζειν, novas res moliri (Neuerungen beginnen), ausgedrückt.

VII.

Vom unbedingten Gehorsam.

Zu dem vorigen Versuch bemühten wir uns die von Politikern unter unserer Nation vorgebrachten speculativen Systeme zu widerlegen; das religiöse System der einen Partey sowohl, als das philosophische der andern. Wir kommen jetzt an die Prüfung der practischen Folgen, die eine jede Partey, in Hinsicht auf das Maaß der dem Oberherrn schuldigen Unterthänigkeit, daraus ableitet.

Da die Pflicht der Gerechtigkeit gänzlich auf dem Interesse der Gesellschaft gegründet ist, welches, um Frieden unter Menschen zu bewahren, wechselseitige Achtung für Eigenthum erfodert; so ist einleuchtend, daß, wenn die Vollziehung der Gerechtigkeit sehr verderbliche Folgen nach sich ziehen würde, diese Tugend aufgeschoben werden und dem öffentlichen Besten, in solchen außerordentlichen und dringenden Nothfällen, Platz machen müßte. Die Maxime: fiat iuſtitia et ruat coelum, es geschehe Gerechtigkeit, und wenn die Welt darüber zu Grunde gienge, ist offenbar falsch, und

zeigt dadurch, daß ſie den Endzweck den Mitteln aufopfert, einen verkehrten Begriff von der Unterordnung der Pflichten an. Welcher Befehlshaber einer Stadt macht ſich ein Bedenken daraus, die Vorſtädte wegzubrennen, wenn ſie die Annäherung des Feindes erleichtern? Oder welcher General enthält ſich der Plünderung in einer neutralen Gegend, wenn die Kriegsnothwendigkeiten es erfodern, und er ſeine Armee nicht anders unterhalten kann? Eben dieſe Bewandtniß hat es mit der Pflicht der Unterthänigkeit; und der Menſchenverſtand lehrt, daß, da die Regierung, bloß wegen ihrer Abzweckung auf den öffentlichen Nutzen, uns zum Gehorſam verbindet, jene Pflicht allemal, in außerordentlichen Fällen, wann öffentlicher Ruin augenſcheinlich aus dem Gehorſam entſtände, der allererſten und urſprünglichen Verbindlichkeit weichen müſſe. Salus populi ſuprema lex, das Heil des Volks iſt das oberſte Geſetz. Dieſe Maxime iſt den Geſinnungen der Menſchen in allen Zeiten gemäß; auch iſt niemand, wenn er von den Aufſtänden gegen Nero oder Philipp den Zweyten lieſet, ſo von Partey-Syſtemen bethört, daß er nicht dem Unternehmen Erfolg wünſchte, und die Unternehmer prieſe. Selbſt unſere hohe monarchiſche Partey muß, trotz ihrer erhabenen

Theorie, in solchen Fällen, übereinstimmend mit den übrigen Menschen urtheilen, und fühlen und billigen.

Da Widerstand sonach in außerordentlichen Nothfällen eingeräumt wird; so kann die Frage unter richtigen Denkern nur darauf gehen, den Grad von Noth zu bestimmen, welcher den Widerstand rechtfertigen, und ihn zulässig oder empfehlbar machen mag. Und hier muß ich bekennen, daß ich mich allemal auf die Seite derer hinneigen werde, welche das Band der Unterthänigkeit aufs festeste zusammenziehen, und einen Riß desselben als das letzte Rettungsmittel in verzweifelten Fällen, wenn das Publicum in höchster Gefahr vor Tyranney und Gewaltthätigkeit ist, betrachten. Denn außer dem Unheil eines Bürgerkrieges, den gemeiniglich ein Aufstand nach sich zieht, ist es gewiß, daß, wo eine Stimmung zur Rebellion sich unter dem Volke zeigt, diese zu einer Hauptursache von Tyranney auf Seiten des Regenten wird, und ihn zu manchen gewaltsamen Maaßregeln nöthigt, an die er niemals gedacht haben würde, wenn jederman zur Unterwürfigkeit und zum Gehorsam geneigt gewesen wäre. So machte der durch die Maximen der Alten gebilligte Tyrannenmord (tyrannicidium), anstatt Tyrannen und Usurpa-

toren in Scheu zu halten, ſie zehnmal grauſamer und unbarmherziger; und iſt nun mit Recht eben deswegen durch die Geſetze aller Völker aufgehoben, und wird durchgängig als eine niederträchtige und verrätheriſche Methode, Gerechtigkeit an dieſen Stöhrern der Geſellſchaft zu üben, verdammt.

Ueberdem muß man bedenken, daß, da Gehorſam unſere Pflicht bey dem gemeinen Gange der Dinge iſt, er hauptſächlich eingeſchärft werden ſollte; und nichts kann verkehrter ſeyn, als eine ängſtliche Sorgfalt und Mühe, alle die Fälle, in welchen Widerſtand zuläßig ſeyn mag, aufzuzählen und zu beſtimmen. Auf gleiche Weiſe, wenn auch ein Philoſoph, beym Verfolge eines Arguments vernünftig anerkennt, daß die Regeln der Gerechtigkeit in Fällen dringender Noth erlaſſen werden können; was ſollte man von einem Prediger oder Caſuiſten denken, der es zu ſeinem Hauptſtudium machte, dergleichen Fälle auszufinden, und ſie mit aller Stärke von Beweiſen und von Beredſamkeit darzuſtellen? Würde er ſich nicht beſſer beſchäftigen, die allgemeine Lehre einzuſchärfen, als die beſondern Ausnahmen zu entfalten, die wir vielleicht von ſelbſt nur allzugeneigt ſind, zu ergreifen und auszudehnen?

Indessen giebt es zwey Gründe, die sich zur Vertheidigung jener Partey unter uns, welche mit so viel Beflissenheit die Maximen des Widerstandes fortgepflanzt hat, anführen lassen; Maximen, die, man muß es gestehen, verderblich und zerstörend für die bürgerliche Gesellschaft sind. Der erste ist, daß, da ihre Antagonisten die Lehre vom Gehorsam zu einer so ausschweifenden Höhe trieben, daß sie nicht nur der Ausnahmen für außerordentliche Fälle nie erwähnten (welches sich vielleicht wohl noch entschuldigen läßt), sondern sogar selbige ausdrücklich ausschlossen, es nothwendig ward, auf diese Ausnahmen zu dringen, und die Rechte der gekränkten Wahrheit und Freyheit zu vertheidigen. Der zweyte, und vielleicht bessere Grund beruht auf der Natur der brittischen Verfassung und Regierungsform.

Es ist unserer Staatsverfassung fast eigenthümlich, einen ersten Obern anzustellen, mit so hoher Auszeichnung und Würde, daß er, obschon durch die Gesetze beschränkt, gleichwohl, was seine eigene Person betrift, gewissermaaßen über die Gesetze erhaben ist, und wegen keines Unrechts oder Frevels, die von ihm begangen werden mögen, weder verhört noch bestraft werden kann. Seine Minister

allein, oder diejenigen, welche auf ſeinen Befehl handeln, ſind der Juſtiz unterworfen; und während der Fürſt ſonach, durch die Ausſicht auf perſönliche Sicherheit angelockt wird, den Geſetzen ihren freyen Lauf zu laſſen, wird eine gleiche Sicherheit, dem Effect nach, durch die Beſtrafung der kleineren Sünder erlangt; und zugleich wird ein Bürgerkrieg vermieden, der die unfehlbare Folge ſeyn würde, wenn man ſich jedesmal geradezu an dem Oberherrn halten ſollte. Aber obgleich die Conſtitution dies heilſame Compliment dem Fürſten macht; ſo iſt ſie doch vernünftiger Weiſe nimmermehr ſo zu verſtehen, als habe ſie, durch jene Maxime, ihren eigenen Untergang beſtimmt, oder eine zahme Unterwerfung auch auf den Fall veſtgeſetzt, wann er ſeine Miniſter ſchützt, in Ungerechtigkeit beharrt und die geſammte Macht des Gemeinweſens an ſich reißt. Dieſer Fall iſt freylich nicht ausdrücklich in den Geſetzen aufgeſtellt, weil es für ſie unmöglich iſt, in ihrem ordentlichen Gange ein Hülfsmittel dagegen zu veranſtalten, oder irgend eine Magiſtratur mit noch höherer Gewalt zu errichten, um die Ausgelaſſenheiten des Fürſten zu ahnden. Weil aber ein Recht ohne ein Hülfsmittel eine Ungereimtheit wäre, ſo tritt in dieſem Fall jenes außerordentliche Hülfsmittel des

Widerstandes ein, wenn die Sachen zu dem Aeußersten kommen, daß die Verfassung nur dadurch allein gerettet werden kann. Widerstand muß folglich häufiger in der brittischen Regierung vorkommen, als in andern, die einfacher sind, und aus weniger Stücken und Triebwerken bestehen. Wo der König ein absoluter Oberherr ist, da hat er wenig Versuchung solche ausgelassene Tyranney zu begehen, als mit Recht zur Empörung auffordern kann: aber wo er beschränkt ist, da vermag seine unvorsichtige Ehrsucht, ohne alle große Laster, ihn in diese gefährliche Lage zu stürzen. Dies, hat man oft angenommen, war der Fall mit Carl dem Ersten, und, wenn wir nun, nachdem die Erbitterungen aufgehört haben, die Wahrheit sagen sollen, so war dies auch der Fall mit Jacob dem Zweyten. Beyde waren harmlose, wo nicht, in ihrem Privatcharacter gute Männer: aber da sie die Natur unserer Verfassung mißkannten, und die ganze gesetzgebende Gewalt in Beschlag nahmen, so ward es nothwendig sich ihnen mit einiger Heftigkeit zu widersetzen; und den letztern sogar förmlich jener Auctorität zu berauben, die er mit solcher Unklugheit und Unbedachtsamkeit gebraucht hatte.

VIII.

Ideal eines vollkommenen Gemeinwesens.

Es ist mit Regierungsformen nicht wie mit andern Kunstwerken bewandt, wo sich eine alte Maschiene verwerfen läßt, falls man eine andere genauere und bequemere entdecken kann, oder wo Proben sich unbedenklich anstellen lassen, selbst wenn auch der Erfolg zweifelhaft wäre. Eine bestehende Regierung hat einen unendlichen Vortheil, schon des bloßen Umstandes wegen, daß sie besteht; indem der große Hause der Menschen durch Auctorität, nicht durch Vernunft, regiert wird, und keinem Dinge Auctorität beymißt, das nicht die Empfehlung des Alterthums für sich hat. In dieser Angelegenheit zu pfuschen oder Experimente bloß auf den Credit angenommener Theorieen und Speculationen anzustellen, kann daher nie die Sache einer weisen Obrigkeit seyn, die für dasjenige, was den Stempel des Alters an sich trägt, Achtung hegen wird; und wenn sie auch manche Verbesserungen zum Gemeinbesten un-

ternimmt, so wird sie doch ihre Neuerungen, so viel möglich, dem alten Bauwerk anpassen, und die Haupt-Säulen und Träger der Constitution unversehrt bewahren.

Die Mathematiker in Europa sind über die zum Seegeln bequemste Figur eines Schiffs sehr uneins gewesen; und Huygen, der zuletzt den Streit entschied, wird mit Recht gerühmt, sich die gelehrte sowohl als die Handelswelt verpflichtet zu haben; obgleich, ohne alle solche Entdeckung, Columbus nach America seegelte, und Franz Drake die Reise um die Welt machte. Da zugestanden werden muß, daß, unabhängig von den Sitten und Launen einzelner Menschen, die eine Regierungsform vollkommner als die andere ist; warum soll man nicht untersuchen, welches die vollkommenste von allen sey; wenn die gemeinen zusammengeflickten und ungenauen Regierungen gleich zu den Zwecken der Gesellschaft nicht untauglich scheinen, und wenn es gleich nicht so leicht ist, ein neues Regierungssystem zu errichten, als ein Schiff nach einem neuen Modell zu bauen? Die Sache ist wahrlich unter allen, welche der Witz des Menschen nur irgend ersinnen kann, der Neugierde am würdigsten. Und wäre dieser Streit nur erst durch die allgemeine Uebereinkunft der Weisen und Ge-

lehrten abgemacht; wer weiß, ob dann nicht einmal in einem künftigen Zeitalter sich Gelegenheit darbieten möchte, die Theorie zur Ausführung zu bringen, es sey durch eine Auflösung irgend einer alten Regierung, oder durch das Einverständniß von Menschen eine neue in irgend einer entlegenen Gegend der Welt zu errichten? In allen Fällen, muß es vortheilhaft seyn zu wissen, was das vollkommenste in seiner Art sey, damit man in den Stand komme, irgend eine wirkliche Verfassung, durch solche gelinde Aenderungen und Neuerungen, welche der Gesellschaft keine zu große Störung verursachen, so nahe als möglich zu bringen.

Alles, wornach ich in dem gegenwärtigen Aufsatz strebe, ist, diesen Gegenstand der Speculation wieder in Schwung zu bringen; und daher werde ich meine Gedanken in so wenigen Worten als möglich vortragen. Eine lange Abhandlung über diese Sache würde, fürchte ich, dem Publicum, welches solche Erörterungen als unnütz und als chimärisch anzusehn geneigt ist, nicht sehr willkommen seyn.

Alle Staatsverfassungs-Pläne, die eine große Reform in den Sitten der Menschen voraussetzen, sind leere Phantasien. Von dieser Art sind Plato's Republik und Tho-

mas More's Utopia. Die Oceana iſt das einzige ſchätzbare Modell eines Staats, das noch dem Publico vorgelegt worden.

Die Hauptmängel der Oceana ſcheinen folgende zu ſeyn. Erſtens iſt ihre Aemter-Beſetzung unbequem, indem ſie Menſchen von noch ſo großen Geſchicklichkeiten, nach beſtimmten Terminen aus öffentlichen Aemtern ſtößt. Zweytens iſt ihre Ländereyen-Vertheilung unhaltbar. Man wird bald die Kunſt lernen, die von den Römern in alten Zeiten geſpielt ward, ſeine Beſitzungen unter anderer Leute Nahmen zu verheimlichen; bis am Ende der Mißbrauch ſo gemein wird, daß man ſelbſt den Schein von Zurückhaltung abwerfen wird. Drittens veranſtaltet die Oceana keine hinlängliche Bürgſchaft für Freyheit oder für die Abſtellung von Beſchwerden. Der Senat muß vorſchlagen, und das Volk bewilligen; wodurch der Senat nicht nur eine Negative gegen das Volk hat, ſondern was von weit größerem Belang iſt, ſeine Negative geht der Stimmgebung des Volks voran. Wäre des Königs Negative von derſelben Natur in der engliſchen Verfaſſung, und könnte er jeder Bill wehren in das Parlament zu kommen; ſo würde er ein abſoluter Monarch ſeyn. Da

ſeine Negative hinter den Stimmen der Häuſer folgt; ſo iſt ſie von wenig Belang: einen ſolchen Unterſchied macht die bloße Art daſſelbe Ding zu ſtellen. Wenn eine dem Volk willkommene Bill im Parlament erörtert, zur Reife gebracht, nach allen Vortheilen und Unbequemlichkeiten erwogen und geprüft iſt, und ſie wird darauf zur königlichen Genehmigung übergeben; ſo werden es wenig Prinzen wagen das einmüthige Verlangen des Volks zu verwerfen. Könnte aber der König eine unangenehme Bill in der Geburt erſticken (wie es der Fall eine Zeit lang im ſchottiſchen Parlament vermittelſt der Lords der Artikel war); ſo würde die brittiſche Regierung kein Gleichgewicht haben, noch würden Beſchwerden jemals abgeſtellt werden: und es iſt ausgemacht, daß bandenloſe Macht in einer Regierung nicht ſo ſehr von neuen Geſetzen, als davon herrührt, daß man verabſäumt den Mißbräuchen abzuhelfen, die häufig aus den alten entſpringen. Eine Regierung, ſagt Machavel, muß oftmals auf ihre urſprüngliche Principien zurückgeführt werden. So zeigt es ſich demnach, daß in der Oceana die geſammte Geſetzgebung eigentlich auf dem Senat beruhe; welches Harrington ſelbſt, für eine unbequeme Regierungsform, zumal nachdem die

Länderey-Vertheilung aufgehoben wäre, halten würde.

Hier iſt eine Regierungsform, gegen welche ich, in der Theorie, keinen erheblichen Einwand entdecken kann.

Man theile Großbritannien und Irland, oder irgend ein Gebiet von gleichem Umfange, in 100 Kreiſe (counties), und jeden Kreis in 100 Sprengel (pariſhes), deren es alſo 10000 geben wird. Iſt das Land, welches zu einem Gemeinweſen errichtet werden ſoll, von engerem Umfange; ſo vermindere man die Anzahl der Kreiſe; bringe ſie aber nie unter dreyßig. Iſt es von größerem Umfange; ſo wäre es beſſer die Sprengel zu erweitern, oder mehr Sprengel in Einen Kreis zu werfen, als die Anzahl der Kreiſe zu vermehren.

Alle Landeigner von zwanzig Pfund Sterling jährlichen Einkommens in dem Kreiſe, und alle Hauseigner von 500 Pfund Sterling Vermögen in den Stadtſprengeln kommen jährlich in der Kirche des Sprengels zuſammen, und erwählen durchs Loos einen Grundeigner des Kreiſes zu ihrem Gliede, den wir den Kreisrepräſentanten nennen werden.

Die 100 Kreisrepräſentanten kommen zwey Tage nachdem ſie erwählt worden, in der Kreisſtadt zuſammen, und erwählen durchs Loos, aus ihrem eigenen Körper zehn Kreisverweſer (county magiſtrates), und Einen Senator. Es ſind alſo in dem ganzen Gemeinweſen 100 Senatoren, 1100 Kreisverweſer und 10000 Kreisrepräſentanten. Denn wir bekleiden alle Senatoren mit der Auctorität von Kreisverweſern, und alle Kreisverweſer mit der Auctorität von Kreisrepräſentanten.

Die Senatoren kommen in der Hauptſtadt zuſammen, und ſeyen mit der geſammten vollziehenden Macht des Gemeinweſens betraut; mit der Macht über Krieg und Frieden, Befehle an Generale, Admirale und Geſandten zu erlaſſen, und kurz mit allen Vorrechten eines brittiſchen Königs, ausgenommen ſeine Negative.

Die Kreisrepräſentanten kommen in ihren jederſeitigen Kreiſen zuſammen, und beſitzen die ganze geſetzgebende Macht des Gemeinweſens; ſo daß die größere Anzahl von Kreiſen den Fragpunct entſcheidet; und wo dieſe gleich ſind, da gebe der Senat durch ſeine Stimme den Ausſchlag.

Jedes neue Gesetz muß erst im Senat erörtert werden; und wenn es auch von ihm verworfen wird, so muß es doch, wenn zehn Senatoren darauf bestehen und protestiren, an die Kreise verschickt werden. Der Senat mag, nach Belieben, der Copie des Gesetzes seine Gründe zur Annehmung oder Verwerfung desselben beyfügen.

Weil es lästig seyn würde, alle Kreisrepräsentanten um jedes geringfügigen Gesetzes willen, welches nöthig seyn mag, zu versammeln; so hat der Senat die Wahl, das Gesetz entweder an die Kreisverweser oder an die Kreisrepräsentanten einzuschicken.

Die Verweser können, wenn gleich das Gesetz bey ihnen angebracht worden, nach Belieben, die Repräsentanten berufen, und die Sache deren Bestimmung unterwerfen.

Es mag das Gesetz durch den Senat bey den Kreis-Verwesern oder Repräsentanten angebracht seyn, so muß eine Abschrift davon und von des Senats Gründen jedem Repräsentanten, acht Tage vor dem zur Versammlung, worin darüber deliberirt werden soll, anberaumten Tage zugeschickt werden. Und wenn auch der Senat die Entscheidung den Verwesern anheim gestellt hätte; so muß doch, sobald fünf Repräsentanten des Kreises den

Verwesern aufgeben, das ganze Personale der Repräsentanten zu versammeln, und die Sache deren Entscheidung zu unterwerfen, dieser Befehl befolgt werden.

Es können entweder die Kreis-Verweser oder Repräsentanten dem Senator des Kreises die Abschrift von einem Gesetze geben, welches dem Senat vorzutragen sey: und sobald fünf Kreise über demselben Befehl eins sind, so muß das Gesetz, wenn es auch vom Senat abgelehnt worden wäre, doch entweder an die Kreis-Verweser oder Repräsentanten, so wie der Befehl der fünf Kreise lautet, eingeschickt werden.

Jede zwanzig Kreise können, durch einen Schluß ihrer Verweser oder Repräsentanten, jeden Mann aus allen Aemtern auf ein Jahr ausstoßen. Dreyßig Kreise auf drey Jahre.

Der Senat hat Macht jedes Glied oder jede Anzahl von Gliedern aus seinem eigenen Körper auszustoßen, die für das Jahr nicht wieder erwählt werden können. Der Senat darf nicht zweymal in demselben Jahr den Senator desselben Kreises ausstoßen.

Die Macht des alten Senats dauert noch drey Wochen nach der jährlichen Erwählung der Kreisrepräsentanten fort. Dann werden alle die neuen Senatoren in ein Conclave, wie

die Cardinäle, eingeschlossen; und durch ein verwickeltes Ballotiren, gleich dem in Venedig oder Malta, erwählen sie die folgenden Beamten; einen Protector, der die Würde des Gemeinwesens repräsentirt, und im Senat den Vorsitz hat; zwey Staatssecretäre; diese sechs Collegien, nämlich einen Staatsrath, ein Kriegs-, ein Admiralitäts-, ein Handels-, ein Religions- und Unterrichts- und ein Gesetz-Collegium; jedes derselben aus fünf Personen bestehend; endlich sechs Commissarien des Schatzes sammt einem Ober-Commissar. Alle diese müssen Senatoren seyn. Auch ernennt der Senat alle Gesandten an fremde Höfe, die entweder Senatoren seyn mögen, oder nicht.

Der Senat kann alle diese Beamten oder einige derselben in ihren Stellen lassen, aber er muß sie jedes Jahr wieder wählen.

Der Protector und die zwey Secretäre haben Sitz und Stimme im Staatsrath. Das Geschäfte dieses Collegii ist alle auswärtige Politik. Der Staatsrath hat Sitz und Stimme in allen den andern Collegien.

Das Religions- und Unterrichts-Collegium führt die Aufsicht über die Universitäten und die Geistlichkeit. Das Handels-Collegium sieht auf alles, was den Handel betrift. Das Ge-

ſetz-Collegium wacht über alle Geſetz-Miß-bräuche bey den untern Obrigkeiten, und präft was für Verbeſſerungen an den Municipalge-ſetzen anzubringen ſeyen. Das Kriegscollegium ſieht auf die Militz und deren Disciplin, Ma-gazine, Vorräthe u. ſ. w. und wann die Re-publik im Kriege iſt, rathſchlagt es über die gehörigen Befehle an die Generale. Das Ad-miralitäts-Collegium hat dieſelbe Macht in An-ſehung der Flotte, ſammt der Ernennung der Capitäne und aller niedrigern See-Officiere.

Keines dieſer Collegien kann für ſich ſelbſt Befehle erlaſſen, ausgenommen wenn es Voll-macht dazu vom Senat erhalten. In andern Fällen müſſen ſie alles dem Senat vorlegen.

Wann der Senat ſich vertagt hat, kann jedes der Collegien ihn vor dem zu ſeiner Zu-ſammenkunft anberaumten Tage verſammeln.

Außer dieſen Collegien oder Höfen, giebt es einen andern, genannt der Mitbewer-ber-Hof; der folgende Einrichtung hat. Wenn irgend einige Candidaten zum Senator-Amt mehr als ein Drittheil Stimmen der Repräſentanten für ſich haben; ſo iſt der Candidat, welcher die meiſten Stimmen nächſt dem er-wählten Senator hat, unfähig auf ein Jahr lang zu allen öffentlichen Aemtern, ſogar ein Verweſer oder Repräſentant zu ſeyn; aber er

nimt ſeinen Sitz in dem Mitbewerber-Hofe. Hier iſt alſo ein Hof, der bisweilen aus hundert Gliedern beſtehen, bisweilen gar keine Glieder haben, und ſonach ein Jahr lang vacant ſeyn mag.

Der Mitbewerber-Hof hat keine Macht in dem Gemeinweſen. Er hat nur die Aufſicht über die Staatsrechnungen, und das Recht jeden Mann vor dem Senat anzuklagen. Spricht der Senat ihn los; ſo kann der Mitbewerber-Hof, nach Belieben, an das Volk, und zwar entweder an die Verweſer oder Repräſentanten, appelliren. Auf ſolche Appellation kommen die Verweſer oder Repräſentanten an dem vom Mitbewerber-Hofe anberaumten Tage zuſammen, und wählen in jedem Kreiſe drey Perſonen; von welcher Zahl jeder Senator ausgeſchloſſen iſt. Dieſe, 300 an der Zahl, verſammeln ſich in der Hauptſtadt, und bringen die angeklagte Perſon zu einem neuen Verhör.

Der Mitbewerber-Hof darf jedes Geſetz dem Senat vorſchlagen; und wenn daſſelbe verweigert wird, darf er an das Volk, das iſt, an die Verweſer oder Repräſentanten appelliren, die daſſelbe in ihren Kreiſen prüfen. Jeder Senator, der aus dem Senat durch einen

Beschluß desselben ausgestoßen wird, nimt seinen Sitz in dem Mitbewerber-Hofe.

Der Senat besitzt alle gerichtliche Auctorität des Hauses der Lords, das heißt, alle Appellationen von den niedern Gerichtshöfen gelangen an ihn. Er bestellt auch den Großkanzler und alle Justizbeamten.

Jeder Kreis ist eine Art von Republik in sich selbst, und die Repräsentanten können Nebengesetze machen; die, erst drey Monate nachdem sie beschlossen sind, Gültigkeit haben. Eine Abschrift des Gesetzes wird an den Senat und an jeden andern Kreis gesandt. Der Senat oder jeder einzelne Kreis darf, zu aller Zeit, jedes Nebengesetz eines andern Kreises vernichten.

Die Repräsentanten haben die ganze Auctorität der brittischen Friedensrichter in Absicht auf Verhöre, Verhaftungen u. s. w.

Die Verweser haben die Anstellung aller Finanzbeamten in jedem Kreise. Alle Streitsachen in Ansehung des Finanzwesens gelangen zuletzt durch Appellation vor die Verweser. Sie nehmen die Rechnungen aller der Officianten ab; müssen aber ihre eigene Rechnungen, am Ende des Jahres, den Repräsentanten zur Prüfung und Abnahme übergeben.

Die Verweſer ernennen die Geiſtlichkeit in allen Sprengeln.

Die presbyterianiſche Verfaſſung wird eingeführt; und die höchſte geiſtliche Behörde iſt eine Verſammlung oder Synode der ſämmtlichen Prediger (presbyters) des Kreiſes. Die Verweſer dürfen von dieſer Behörde jede Sache wegnehmen, und ſie ſelbſt abmachen.

Die Verweſer dürfen jeden Prediger verhören, und abſetzen oder ſuſpendiren.

Die Militz wird auf den Fuß der ſchweizeriſchen eingerichtet; welche ſo bekannt iſt, daß wir uns dabey nicht aufhalten dürfen. Nur wird es dienlich ſeyn, die Bemerkung beyzufügen, daß eine Armee von 20000 Mann jährlich nach einer Reihenfolge ausgezogen, beſoldet und ſechs Wochen lang des Sommers im Lager gehalten werden muß; damit der Dienſt im Lager nicht ganz unbekannt ſeyn möge.

Die Verweſer beſtellen alle Officiere vom Oberſten und drunter; der Senat alle aufwärts. Im Kriege beſtellt der General den Oberſten und drunter, und ſeine Beſtallung gilt auf ein Jahr. Aber nach dieſem muß ſie von den Verweſern des Kreiſes, zu welchem das Regiment gehört, beſtätigt werden. Die Verweſer können jeden Officier in dem Kreiſe

Regiment verabſchieden. Und der Senat kann daſſelbe mit jedem Officier in der Armee thun. Finden die Verweſer nicht für gut des Generals Wahl zu beſtätigen; ſo können ſie an die Stelle des Officiers, den ſie verwerfen, einen andern ernennen.

Alle Verbrechen werden innerhalb des Kreiſes von den Verweſern und einer Jury gerichtet. Aber der Senat kann jedem Verhör Einhalt thun und es vor ſich ziehen.

Jeder Kreis darf jeden Menſchen vor dem Senat wegen jedes Verbrechens anklagen.

Der Protector, die zwey Secretäre, der Staatsrath ſammt noch fünf oder mehr andern, die der Senat beſtellt, ſind in außerordentlichen Nothfällen auf ſechs Monate mit dictatoriſcher Gewalt bekleidet.

Der Protector kann jede von den niedern Gerichtshöfen verurtheilte Perſon begnadigen.

In Kriegszeiten kann kein Officier der Armee, der zu Felde iſt, irgend ein Civilamt in dem Gemeinweſen haben.

Der Hauptſtadt, welche wir London nennen wollen, mögen vier Glieder in dem Senat zugeſtanden werden. Sie werde demnach in vier Kreiſe getheilt. Die Repräſentanten von jedem derſelben wählen einen Senator und zehn Verweſer. Es ſind alſo in der Stadt

vier Senatoren, vier und vierzig Verweſer und vierhundert Repräſentanten. Die Verweſer haben die nämliche Auctorität, wie in den Kreiſen. Auch die Repräſentanten haben die nämliche Auctorität; aber ſie halten nie eine allgemeine Verſammlung: ſie geben ihre Stimmen in ihrem beſondern Kreiſe oder nach ihrer Abtheilung in Hunderte.

Wenn ſie irgend ein Nebengeſetz machen, wird die Sache durch die größere Anzahl der Kreiſe oder Abtheilungen entſchieden. Und wo dieſe gleich ſind, giebt die Stimme der Verweſer den Ausſchlag.

Die Verweſer erwählen den Mayor, Scherif, Syndicus und andere Beamten der Stadt.

In dem Gemeinweſen hat kein Repräſentant, Verweſer oder Senator, als ſolcher, irgend ein Gehalt. Der Protector, die Secretäre, die Glieder der Collegien und die Geſandten haben Gehalte.

Das erſte Jahr jedes Jahrhunderts iſt dazu ausgeſetzt, alle Ungleichheiten zu verbeſſern, welche die Zeit in der Repräſentation hervorgebracht haben mag. Dieſes muß durch die Legislatur geſchehen.

Die folgenden politiſchen Apherismen mögen den Grund von dieſen Einrichtungen erklären.

Die niedere Volksclaſſe und die kleinen Eigner wiſſen ziemlich gut einen zu beurtheilen, der von ihnen an Rang oder Wohnung nicht ſehr weit entfernt iſt; und daher werden ſie, in ihren Sprengelsverſammlungen, wahrſcheinlich den beſten, oder beynahe den beſten Repräſentanten erwählen: aber ſie ſind ganz untauglich zu Kreisverſammlungen und zu Erwählung der höheren Beamten der Republik. Ihre Unwiſſenheit giebt den Vornehmen ein leichtes Spiel ſie zu hintergehen.

Zehn tauſend, ſelbſt wenn ſie auch nicht jährlich erwählt würden, ſind eine genugſam breite Baſis für eine freye Regierung. Zwar ſind der Adelichen in Polen mehr als 10000, und doch unterdrücken dieſe das Volk. Aber weil da Gewalt immerfort bey denſelben Perſonen und Familien bleibt; ſo macht dies ſie in gewiſſer Art zu einer von dem Volke verſchiedenen Nation. Ueberdem ſind die Adelichen dort unter wenige Familienhäupter vereint.

Alle freye Regierungen müſſen aus zwey Collegien beſtehen, einem kleinern und größern; oder in andern Worten, aus einem Senat und Volk. Dem Volk ohne den Senat, würde es, wie Harrington bemerkt, an Weisheit:

dem Senat ohne das Volk würde es an Ehrlichkeit fehlen.

Eine starke Versammlung von tausend, zum Exempel, die das Volk repräsentirten, würde, wenn ihr das Debattiren frey stände, in Unordnung gerathen. Steht ihr das Debattiren nicht frey; so hat der Senat eine Negative gegen sie, und die ärgste Art von Negative, jene zuvor dem Beschluß.

Hier ist also eine Unbequemlichkeit, der noch keine Regierung völlig abgeholfen hat, aber der sich auf die leichteste Art von der Welt abhelfen läßt. Wenn das Volk rathschlagt, so ist lauter Verwirrung: rathschlagt es nicht, so kann es bloß beschließen; und dann schneidet der Senat ihm vor. Zertheile das Volk in viele getrennte Körper, und dann können sie mit Zuverläßigkeit rathschlagen und jedes Ungemach scheint verhütet zu seyn.

Der Cardinal de Retz sagt, daß alle zahlreiche Versammlungen, wie sie auch zusammengesetzt seyen, bloßer Pöbel sind, und sich durch den geringsten Antrieb in ihren Berathschlagungen regieren lassen. Dies finden wir durch tägliche Erfahrung bestätigt. Fährt eine Unreinigkeit einem Gliede in den Kopf; so bringt er sie seinem Nachbar bey, und so fort, bis das Ganze davon angesteckt ist. Trenne

dieſen großen Körper: und wäre auch jedes Glied nur von Mittelverſtand; ſo iſt doch nicht wahrſcheinlich, daß etwas anderes als Vernunft bey der Geſammtheit vorwalten könne. Nach wegegeſchaftem Einfluß und Exempel, wird guter Verſtand allemal die Oberhand über ſchlechten unter einer Menge von Leuten gewinnen.

Zwey Dinge giebt es in jedem Senat, die verhütet werden müſſen; ſein Einverſtändniß und ſeine Spaltung. Sein Einverſtändniß iſt am gefährlichſten. Und gegen dieſes Ungemach haben wir die folgenden Hülfsmittel veranſtaltet. 1. Die groſſe Abhängigkeit der Senatoren von dem Volk, vermöge der jährlichen Wahlen; und zwar Wahlen, die nicht durch ein ununterſcheidendes Geſindel, gleich den engliſchen Wählern, ſondern durch Männer von Vermögen und Erziehung geſchehen. 2. Die geringe Gewalt, die ihm eingeräumt iſt. Er hat wenig Aemter zu vergeben. Faſt alle werden durch die Verweſer in den Kreiſen beſetzt. 3. Den Mitbewerber-Hof, welcher, zuſammengeſetzt aus Männern, die ſeine Nebenbuhler, ihm an Intereſſe die nächſten, und unbehaglich in ihrer gegenwärtigen Lage ſind, zuverläßig alle Vortheile wider ihn wahrnehmen wird.

Die Spaltung des Senats wird verhütet, 1. durch die Kleinheit seiner Anzahl. 2. Da Faction ein Einverständniß zu einem absonderlichen Interesse voraussetzt; so wird sie, durch des Senats Abhängigkeit vom Volk, verhütet. 3. Er hat eine Macht jedes meuterische Glied auszustoßen. Freylich wenn ein anderes Glied von demselben Geist aus dem Kreise kommt; so kann dieses nicht ausgestoßen werden: aber es wäre auch nicht gut, wenn das geschehen könnte; denn jener Umstand zeigt, daß das Volk in übler Laune sey, und rührt vielleicht von irgend einem schlechten Verhalten in den öffentlichen Angelegenheiten her. 4. Faßt von jedem Manne in einem so regelmäßig durch das Volk gewählten Senat kann angenommen werden, daß er zu jedem Civilamt tauge. Es würde demnach für den Senat schicklich seyn, in Hinsicht auf die Vergebung der Aemter unter den Mitgliedern gewisse allgemeine Beschlüsse zu fassen: welche Beschlüsse ihn, in critischen Zeiten, wann außerordentliches Talent auf der einen Seite, oder außerordentliche Dummheit auf der andern sich an einem Senator zeigte, nicht binden würden; aber sie würden hinreichen Ränke und Meuterey zu verhüten, indem sie die Aemter-Vergebung zu einer Sache machten, die sich von selbst ver-

stände. So sey es, zum Beyspiel, ein Beschluß: daß niemand ein Amt genieße, bis er vier Jahre im Senat gesessen hat: daß, Gesandten ausgenommen, niemand ein Amt zwey Jahre hinter einander behalte: daß niemand zu den höheren Aemtern gelange, als durch die niedrigen: daß niemand zweymal Protector werde, u. d. g. Der Senat von **Venedig** regiert sich durch solche Beschlüsse.

In der auswärtigen Politik kann das Interesse des Senats kaum jemals von dem Interesse des Volks getrennt seyn; und daher ist es rathsam, den Senat in Ansehung derselben uneingeschränkt zu lassen; sonst könnte kein Geheimniß, keine verfeinerte Staatskunst Statt haben. Ueberdem kann, ohne Geld, keine Allianz zur Ausführung gebracht werden; und sonach ist der Senat noch immer abhängig genug. Nicht zu gedenken, daß, da die gesetzgebende Macht allemal der vollziehenden überlegen ist, die Verweser oder Repräsentanten sich, so oft sie es für dienlich erachten, dazwischen legen können.

Die Hauptstütze der **brittischen** Regierung ist der Widerstreit des mancherley Interesse; aber, obgleich im Ganzen dienlich, erzeugt er doch endlose Factionen. In dem vorhergehenden Plan thut derselbe alles das Gu-

te, ohne den geringſten Schaden. Die Mitbewerber haben keine Macht den Senat zu binden. Sie haben nur die Macht anzuklagen, und an das Volk zu appelliren.

Gleichermaaßen iſt es nothwendig, Einverſtändniß ſowohl als Spaltung unter den tauſend Verweſern zu verhüten. Dies wird hinlänglich durch die Trennung der Oerter und des Intereſſe bewirkt.

Aber ſo fern das etwa nicht hinreichend ſeyn ſollte, ſo dient ihre Abhängigkeit von den 10000 wegen ihrer Erwählungen, zu demſelben Zweck.

Auch iſt das noch nicht alles: denn die 10000 können die Macht, ſobald es ihnen beliebt, wieder zurücknehmen; und nicht nur, wenn es ihnen allen beliebt, ſondern ſobald es fünfen von einem Hundert beliebt; was bey dem allererſten Argwohn eines abgeſonderten Intereſſes unfehlbar ſich ereignen wird.

Die 10000 ſind ein zu großer Körper, um ſich entweder einzuverſtehen oder zu ſpalten, ausgenommen, wenn ſie an Einem Ort zuſammen kommen, und unter die Leitung ehrſüchtiger Führer gerathen. Nicht zu gedenken, daß ſie jährlich durch den geſammten Körper des Volks, ſo weit daſſelbe von einiger Bedeutung iſt, erwählt werden.

Eine kleine Republik iſt in ſich ſelbſt die glücklichſte Regierung von der Welt, weil alles unter den Augen der Regierer liegt: aber ſie kann durch groſſe Stärke von außen her überwältigt werden. Dieſer Entwurf hier ſcheint alle Vortheile von beyden einer groſſen ſowohl als einer kleinen Republik zu haben.

Jedes Kreis-Geſetz kann entweder vom Senat oder von einem andern Kreiſſe vernichtet werden, weil das einen Widerſtreit des Intereſſe anzeigt: in welchem Fall kein Theil für ſich ſelbſt zu entſcheiden befugt ſeyn ſollte. Die Sache muß dem Ganzen anheimgeſtellt werden, welches am beſten ausmachen wird, was mit dem allgemeinen Intereſſe übereinkommt.

Was die Geiſtlichkeit und die Militz betrift; ſo ſind die Gründe von dieſen Einrichtungen handgreiflich. Ohne die Abhängigkeit der Geiſtlichen von den Civil-Obern, und ohne eine Militz, iſt es umſonſt zu denken, daß irgend eine freye Regierung jemals Sicherheit oder Veſtigkeit haben werde.

In vielen Regierungen haben die untern Obrigkeiten keine Belohnungen, als die aus ihrer Ehrſucht, Eitelkeit oder Vaterlandsliebe entſpringen. Die Gehalte der franzöſiſchen Richter belaufen ſich nicht auf die Zinſen der Summen, die ſie für ihre Aemter bezahlen.

Die holländischen Burgemeister haben wenig mehr unmittelbaren Profit, als die englischen Friedensrichter, oder die Glieder des Hauses der Gemeinen vormals. Aber damit man nicht angewöhnt, daß daraus Fahrlässigkeit in der Verwaltung entstehen werde (welches in Betracht der natürlichen Ehrsucht des Menschen wenig zu fürchten ist); so sollen die Verweser gehörige Gehalte bekommen. Die Senatoren haben zu so vielen ehrenvollen und einträglichen Aemtern Zutritt, daß ihre Dienstgeschäfte nicht erkauft zu werden brauchen. Auf Seiten der Repräsentanten fallen wenig Dienstgeschäfte vor.

Daß der hier entworfene Regierungsplan ausführbar sey, kann niemand zweifeln, der die Aehnlichkeit betrachtet, welche derselbe mit dem Gemeinwesen der vereinigten Niederlande, einer weisen und berühmten Regierung hat. Die Aenderungen in dem gegenwärtigen Entwurf scheinen alle augenscheinlich auf das Bessere zu gehen. 1. Die Repräsentation ist gleicher. 2. Die unbeschränkte Gewalt der Burgemeister in den Städten, welche eine völlige Aristocratie in dem niederländischen Gemeinwesen bildet, wird durch eine wohl-abgemessene Democratie, sofern dem Volke die jährliche Erwählung der Kreisrepräsentanten zusteht,

verbessert. 3. Die Negative, die jede Provinz und Stadt gegen den ganzen Körper der Niederlandischen Republik, in Hinsicht auf Allianzen, Krieg und Frieden, und die Aufbringung von Steuern ausübt, ist hier weggeräumt. 4. Die Kreise, in dem gegenwartigen Plan, sind von einander nicht so unabhängig, machen auch nicht so sehr getrennte Körper aus, als die sieben Provinzen; wo die Mißgunst und Eifersucht der kleinern Provinzen und Städte gegen die größern, besonders Holland und Amsterdam, häufig die Regierung beunruhigt haben. 5. Dem Senat sind größere Vollmachten, obgleich von der sichersten Art, anvertraut, als die Generalstaaten besitzen; weshalb der erstere hurtiger und geheimer in seinen Beschlüssen verfahren kann, als es den letztern möglich ist.

Die Hauptänderungen, welche sich an der brittischen Regierung machen ließen, um sie dem vollkommensten Muster von beschränkter Monarchie näher zu bringen, scheinen folgende zu seyn. Erstens sollte der Plan von Cromwell's Parlament in sofern hergestellt werden, daß man die Repräsentation gleicher machte, und niemanden eine Stimme bey den Kreiswahlen einräumte, der nicht ein Eigenthum von 100 Pfund Sterling werth besäße. Zweyte

teus. Da ein solches Haus der Gemeinen ein allzu großes Gewicht gegen ein so gebrechliches Haus der Lords, wie das jetzige, haben würde; so sollte man die Bischöfe und schottischen Pairs entfernen: die Anzahl des Oberhauses sollte auf drey oder vier hundert erhöht werden: ihre Sitze sollten nicht erblich, sondern auf Lebenszeit seyn: sie sollten die Wahl ihrer eigenen Glieder haben; und keiner von den Gemeinen sollte einen Sitz, der ihm angetragen würde, ausschlagen dürfen. Durch diese Mittel würde das Haus der Lords gänzlich aus den ersten Männern von Credit, Talent und Interesse in der Nation bestehen; und jeder aufrührerische Führer in dem Hause der Gemeinen könnte von da weggenommen, und durch Interesse mit dem Hause der Pairs vereinigt werden. Eine solche Aristocratie würde ein vortreffliches Bollwerk für die Monarchie sowohl als wider sie seyn. Gegenwärtig beruht das Gleichgewicht unserer Regierung gewissermaaßen auf den Geschicklichkeiten und dem Benehmen des Oberherrn; welches veränderliche und ungewisse Umstände sind.

Dieser Plan von beschränkter Monarchie scheint, bey aller seiner Verbesserung, noch immer drey großen Unbequemlichkeiten ausgesetzt zu seyn. Erstens hebt er die Parteyen von

Hof und Land nicht gänzlich auf, obgleich er ſie mildern mag. Zweytens muß des Königs perſönlicher Character noch großen Einfluß auf die Regierung behalten. Drittens iſt das Schwerdt in den Händen einer einzelnen Perſon, die immer nachläßig ſeyn wird, die Miliz zu disciplinieren, um einen Vorwand zu Haltung einer ſtehenden Armee zu haben.

Wir wollen dieſe Materie damit beſchließen, daß wir die Falſchheit der gemeinen Meynung bemerken, als ob kein großer Staat, wie Frankreich oder Großbritannien, jemals zu einer Republik gemodelt werden, ſondern eine ſolche Regierungsform nur in einer Stadt oder einem kleinen Gebiet Platz nehmen könne. Das Gegentheil ſcheint ganz glaublich zu ſeyn. Hält es gleich ſchwerer, eine republicaniſche Regierung in einem weitläuftigen Lande, als in einer Stadt, zu errichten; ſo giebt es doch, wann ſie einmal errichtet iſt, dort mehr Thunlichkeit ſie ohne Tumult und Meuterey ſtandveſt und einförmig zu bewahren. Es iſt für die entlegenen Theile eines großen Staats nicht leicht, ſich zu irgend einem Plan freyer Regierung einzuverſtehen; aber leicht vereinigen ſie ſich in der Hochachtung und Ehrfurcht für eine einzelne Perſon, welche, mittelſt dieſer Volksgunſt, die Gewalt erhaſchen, und, indem ſie

den Widerspenstigen zur Unterwerfung zwingt, eine monarchische Regierung errichten kann. Auf der andern Seite kommt eine Stadt gern in denselben Begriffen von Regierung überein, die natürliche Gleichheit des Eigenthums ist der Freyheit günstig, und die Nähe der Wohnung setzt die Bürger in den Stand einander wechselseitig beyzustehen. Selbst unter absoluten Fürsten ist die untergeordnete Regierung der Städte gemeinhin republicanisch; während die von Provinzen und Kreisen monarchisch ist. Aber eben diese Umstände, welche die Errichtung von Gemeinwesen in Städten erleichtern, machen deren Verfassung gebrechlicher und ungewisser. Democratien sind stürmisch. Denn wie auch immer das Volk in kleine Theile zum Behuf ihrer Stimmengebung und Wahlen getrennt und abgesondert seyn mag; so wird doch das Zusammenwohnen in einer Stadt die demagogischen Fluthen und Strömungen immer sehr heftig machen. Aristocratien passen besser zu Friede und Ordnung, und deshalb wurden sie auch von den alten Schriftstellern am meisten bewundert; aber sie sind eifersüchtig und unterdrückend. In einem grossen Staat, der mit meisterhafter Geschicklichkeit gemodelt ist, giebt es ein weites Feld für alle Verfeinerungen der Democratie von dem

niedern Volk an, welches zu den erſten Wahlen, oder der erſten Verdauung des Gemeinweſens zugelaſſen werden mag, bis zu den höhern Obrigkeiten, von denen alle Bewegungen gelenkt werden. Zu gleicher Zeit ſind die Theile ſo weit abſtehend und entfernt, daß es ſehr ſchwer hält, entweder durch Ränke, Vorurtheil oder Leidenſchaft ſie zu Maasregeln wider das öffentliche Intereſſe fortzureißen.

Es iſt unnöthig zu unterſuchen, ob eine ſolche Regierung unſterblich ſeyn würde. Ich erkenne die Richtigkeit von des Dichters Ausruf über die endloſen Projecte unſeres Geſchlechts: Menſch und auf immer! Die Welt ſelbſt iſt allem Vermuthen nach nicht unſterblich. Solche verheerende Landplagen können eintreten, die ſelbſt einen vollkommenen Staat zu einer ſchwachen Beute für ſeine Nachbarn machen. Wir wiſſen nicht, wie weit Enthuſiasmus oder andere außerordentliche Gemüthsbewegungen das Volk zur Verachtung aller Ordnung und alles öffentlichen Guten fortreißen können. Wo eine Verſchiedenheit an Intereſſe weggeräumt iſt, da kommen oft grillenhafte und unerklärbare Factionen aus verſtändlicher Gunſt oder Feindſchaft zum Vorſchein. Vielleicht daß ſich auch Roſt an die Triebfedern der accurateſten Staatsmaſchine anſetzt, und

ihre Bewegungen ſtört. Endlich ausgebreitete Eroberungen, wenn ſie verfolgt werden, müſſen der Ruin von jeder freyen Regierung ſeyn; und von den vollkommneren Regierungen eher, als von den unvollkommnen, gerade der Vortheile wegen, welche den erſtern vor den letztern eigen ſind. Und wenn auch ein ſolcher Staat ein Grundgeſetz gegen Eroberungen veſtſetzen ſollte; ſo haben doch Republiken ſo gut Ehrſucht, wie Monarchen; und gegenwärtiger Vortheil macht, daß Menſchen ihrer Nachkommenſchaft vergeſſen. Es iſt ein hinlänglicher Anreitz zu menſchlichen Bemühungen, daß eine ſolche Regierung viele Zeitalter blühen würde; wenn man auch nicht hoffen darf, einem Menſchen-Werk jene Unſterblichkeit zu verleihen, die der Allmächtige ſeinen eigenen Schöpfungen verſagt zu haben ſcheint.

IX.

Von dem politiſchen Gleichgewicht.

Es iſt eine Frage, ob die Idee von dem politiſchen Gleichgewicht gänzlich der neuen Staatskunſt angehöre, oder ob nur der Nahme in dieſen letztern Zeitaltern erfunden worden? Gewiß iſt es, daß Xenophon, *) in ſeiner Unterweiſung des Cyrus, das Bündniß der aſiatiſchen Mächte ſo vorſtellt, als wäre es aus einer Eiferſucht über die anwachſende Stärke der Meder und Perſer entſtanden; und ſollte auch jene elegante Schrift ganz und gar für einen Roman zu halten ſeyn; ſo iſt dieſe von dem Verfaſſer den orientaliſchen Fürſten zugeſchriebene Geſinnung wenigſtens ein Beweis von dem herrſchenden Begriff der alten Zeiten.

Die Aengſtlichkeit der Griechen in Anſehung des Gleichgewichts leuchtet aus ihrer ganzen Politik hervor, und wird uns ausdrücklich ſelbſt von den alten Geſchichtſchreibern angedeutet. Thucydides **) ſtellt den Bund,

*) Lib. I.
**) Lib. I.

der gegen Athen geschlossen ward, und der dem peloponnesischen Krieg hervorbrachte, als lediglich aus diesem Princip entsprungen vor. Und nach dem Verfall von Athen, als die Thebaner und Lacedämonier um die Oberherrschaft stritten, findet man, daß die Athener (sowohl als viele andere Republiken) allemal sich in die leichtere Wagschale warfen, und das Gleichgewicht zu bewahren suchten. Sie unterstützten Theben gegen Sparta, bis auf den großen bey Leuctra durch Epaminondas gewonnenen Sieg; nach welchem sie unverzüglich auf die Seite der Ueberwundenen übertraten, aus Großmuth, wie sie vorgaben, aber in der That aus Eifersucht gegen die Ueberwinder. *)

Wer irgend des Demosthenes Rede für die Megalopolitaner lesen will, kann die äußersten Raffinements über dies Princip sehen, die jemals in den Kopf eines venetianischen oder englischen Speculanten gekommen seyn mögen. Und bey dem ersten Emporsteigen der macedonischen Macht entdeckte dieser Redner sogleich die Gefahr, dies Lerm durch ganz Griechenland, und brachte zuletzt unter den Fahnen von Athen jenes Ver-

*) Xenoph. Hist. Graec. lib. VI. et VII.

bündniß zuſammen, welches die groſse und entſcheidende Schlacht bey Chäronea lieferte.

Es iſt wahr, die griechiſchen Kriege werden von Geſchichtſchreibern mehr auf Rechnung des Wetteifers, als der Politik geſetzt; auch ſcheint wirklich jeder Staat dabey mehr die Ehre alle übrige zu leiten zur Abſicht gehabt, als irgend eine wohlgegründete Hofnung über ſie zu gebiethen und zu herrſchen gehegt zu haben. Und freylich wenn man bedenkt, wie gering, in Vergleichung gegen das Ganze, die Anzahl der Bewohner einer jedweden Republik, wie groß die Schwierigkeit Belagerungen in jenen Zeiten zu führen, und wie außerordentlich die Herzhaftigkeit und Kriegszucht jedes Freymanns unter jenem edeln Volke waren; ſo wird man den Schluß machen, daß ſchon von ſelbſt das Gleichgewicht in Griechenland hinlänglich geſichert war, und nicht mit jener Behutſamkeit, die in andern Zeiten nöthig ſeyn mag, bewacht zu werden brauchte. Aber man mag ſcheelſüchtigem Wetteifer oder behutſamer Politik das bey den ſämmtlichen griechiſchen Republiken übliche Allianzen-Wechſeln zuſchreiben; ſo waren die Wirkungen einerley, und gegen jede überwiegende Macht trat unfehlbar ein Verbündniß auf, und das

oft aus ihren vormaligen Freunden und Bundesgenoſſen zuſammengeſetzt.

Daſſelbe Princip, man nenne es Mißgunſt oder Klugheit, welches den Oſtracismus in Athen und den Peralismus in Syracus hervorbrachte, und jeden Bürger, deſſen Ruf oder Macht die andern überragte, vertrieb; daſſelbe Princip, ſage ich, entdeckte ſich natürlicher Weiſe auch in der auswärtigen Politik, und zog dem leitenden Staat, wie gemäßigt er auch in der Ausübung ſeiner Auctorität ſeyn mochte, bald Feinde zu.

Der perſiſche Monarch war, ſeiner Stärke nach, in Vergleichung mit den griechiſchen Republiken, ein kleiner Fürſt; und daher gebührte es ihm, mehr aus Bedacht auf Sicherheit als aus Wetteifer, an ihren Zänkereyen Antheil zu nehmen, und die ſchwächere Seite bey jedem Zwiſt zu unterſtützen. Das war der vom Alcibiades dem Tiſſaphernes*) gegebene Rath, welcher die Dauer des perſiſchen Reichs faſt um ein Jahrhundert verlängerte; bis die, auf einen Augenblick, nachdem Philipps emporſtrebendes Genie erſchienen war, eingetretene Verabſäumung dieſes Raths jenem luftigen und zerbrechlichen Gebäude den

*) Thucyd. lib. VIII.

Untergang mit einer Schnelligkeit zuzog, wovon man wenige Beyspiele in der Weltgeschichte findet.

Die Nachfolger Alexanders zeigten grosse Eifersucht über das Gleichgewicht; eine Eifersucht, welcher wahre Politik und Klugheit zum Grunde lag, und durch welche sich die nach dem Tode jenes berühmten Eroberers getroffene Theilung auf viele Zeitalter getrennt erhielt. Das Glück und die Ehrsucht des Antigonus *) drohetem ihnen von neuem mit einer Universalmonarchie; aber ihr Bund und ihr Sieg bey Ipsus retteten sie. Und in nachfolgenden Zeiten findet man, daß die morgenländischen Fürsten, da ihnen die Griechen und Macedonier die einzige reelle Militärmacht zu seyn schienen, mit welcher sie einigen Verkehr hatten, immer ein wachsames Auge über jenen Theil der Welt hielten. Die Ptolomäer, ins besondere, unterstützten erst den Aratus und die Achäer, und dann den Cleomenes, König von Sparta, in keiner andern Absicht, als um an ihnen ein Gegengewicht gegen die macedonischen Monarchen zu haben. Denn das ist der Grund, den Polyb von der ägyptischen Politik angiebt. **)

*) Diod. Sic. lib. XX.

**) Lib. II. cap. 51.

Der Grund, warum dafür gehalten wird, daß die Alten ganz und gar nichts von dem politischen Gleichgewicht verstanden hätten, scheint mehr von der römischen Geschichte, als von der griechischen hergenommen zu seyn; und weil wir mit den Verhandlungen der erstern gemeiniglich vertrauter bekannt sind, so haben wir daraus alle unsere Schlüsse gezogen. Es ist unleugbar, daß die Römer niemals irgend einen solchen allgemeinen Verein oder Bund wider sich angetroffen haben, als bey ihren reißenden Eroberungen und ihrer unverhohlnen Ehrsucht natürlicher Weise zu erwarten gewesen wäre; sondern daß ihnen friedlich gestattet ward, ihre Nachbarn einen nach dem andern zu unterjochen, bis sie ihre Herrschaft über die ganze bekannte Welt ausbreiteten. Der fabelhaften Geschichte ihrer italienischen Kriege nicht zu gedenken; so trat bey Hannibals Einfall in den römischen Staat, eine merkwürdige Crisis ein, welche die Aufmerksamkeit aller civilisirten Völker hätte rege machen sollen. Es wies sich hernach aus (was nicht schwer schon bey Zeiten zu bemerken war), *) daß es bey diesem Kampf um

*) Daß es von einigen bemerkt worden, erhellt aus der Rede des Agelaus von Naupactum, in dem allgemeinen Congreß von Griechenland. Siehe Polyb. Lib. V. cap. 104.

Universalherrschaft galt; gleichwohl scheint sich kein Fürst oder Staat über den Erfolg oder den Ausgang des Haders im mindesten beunruhigt zu haben. Philipp von Macedonien blieb neutral, bis er Hannibals Siege sah; und dann schloß er höchst unvorsichtiger Weise eine Allianz mit dem Sieger auf Bedingungen, die noch unvorsichtiger waren. Er machte sich anheischig den Carthagern in ihrer Eroberung von Italien beyzustehen; worauf sie sich verpflichteten, ihm zur Unterjochung der griechischen Republiken behülflich zu seyn. *)

Die rhodische und achäische Republiken werden wegen ihrer Weisheit und geiunden Politik von den alten Geschichtschreibern sehr gepriesen; gleichwohl standen sie beyde den Römern, in deren Kriegen gegen Philipp und Antiochus bey. Und, — was als ein noch stärkerer Beweis davon angesehen werden kann, daß diese Maxime in jenen Zeiten nicht allgemein bekannt gewesen, — kein alter Schriftsteller hat die Unklugheit dieser Maaßregeln gerügt, auch nicht einmal jenen vorher erwähnten ungereimten Tractat zwischen Philipp und den Carthagern getadelt. Fürsten und

*) Titi Livii lib. XXIII. cap. 33.

Staatsmänner aller Jahrhunderte mögen sich in ihren Räsonnements betreffend zukünftige Begebenheiten verblenden: aber es ist etwas außerordentlich, daß Geschichtschreiber, über vergangene hinterher nicht ein gesunderes Urtheil fällen sollten.

Massinissa, Attalus, Prusias wurden bey Befriedigung ihrer Privatleidenschaften insgesammt die Werkzeuge der römischen Größe; und scheinen nie gargewohnt zu haben, daß sie ihre eigenen Ketten schmiedeten, während sie zu den Eroberungen ihrer Alliirten Vorschub thaten. Ein schlichter Tractat und Verein zwischen Massinissa und den Carthagern, wozu ihr wechselseitiger Vortheil sie so sehr aufforderte, verschloß den Römern allen Zugang nach Africa, und bewahrte dem Menschengeschlecht die Freyheit.

Der einzige von allen in der römischen Geschichte vorkommenden Fürsten, der sich auf das politische Gleichgewicht verstanden zu haben scheint, ist Hiero, König von Syracus. Obgleich mit Rom alliirt, schickte er den Carthagern, während des Krieges, den sie mit ihren Hülfsvölkern hatten, Beystand: „weil er es," sagt Polyb, *) „sowohl um sein Gebiet

*) Lib. I. cap. 83.

„in Sicilien zu behalten, als die römiſche „Freundſchaft zu bewahren, für nöthig erach„tete, daß Carthago gerettet würde; damit „nicht, durch den Fall dieſes Staats, die übrig„bleibende Macht in den Stand käme, ſonder „Einſpruch oder Widerſtreit, jeden Anſchlag „und jede Unternehmung durchzuſetzen. Und „hierin verfuhr er mit großer Einſicht und „Klugheit. Denn ſo etwas iſt nie aus irgend „einem Grunde zu verabſäumen; noch ſollte „jemals eine ſolche Stärke in Eine Hand ge„worfen werden, daß die benachbarten Staa„ten unfähig würden, ihre Rechte gegen ſie „zu vertheidigen.“ Hier iſt das Ziel der neuern Politik mit ausdrücklichen Worten angegeben.

Kurz, die Maxime das politiſche Gleichgewicht zu bewahren gründet ſich ſo ſehr auf den gemeinen Verſtand und die ſchlichte Ueberlegung, daß ſie dem Alterthum, wo man in andern Stücken ſo viele Merkmale von tiefer Einſicht und Beurtheilungskraft findet, unmöglich konnte entgangen ſeyn. Ward ſie nicht ſo allgemein eingeſehen und anerkannt, wie gegenwärtig; ſo hatte ſie wenigſtens auf alle die weiſeren und erfahrneren Fürſten und Staatsmänner einen Einfluß. Und freylich, ſelbſt anjetzt, obgleich allgemein von ſpeculativen Köpfen

eingesehen und anerkannt, ist sie doch in der Praxis, unter denen, welche die Welt regieren, eben nicht von ausgedehnterem Ansehn.

Nach dem Falle des römischen Reichs setzte die von den nordlichen Eroberern eingeführte Regierungsform sie zu weitern Eroberungen größtentheils außer Stand, und erhielt lange Zeit jeden Staat in seinen gehörigen Gränzen. Als aber der Vasallendienst und die Feudalmiliz abgeschaft waren, wurde das Menschengeschlecht abermals mit der Gefahr von einer Universalmonarchie, durch die Vereinigung so vieler Königreiche und Fürstenthümer in der Person des Kaisers Carls, bedroht. Jedoch die auf weitläuftige aber zertrennte Gebiete gegründete Macht des Hauses Oestreich, und sein hauptsächlich von Gold- und Silbergruben herrührender Reichthum waren mehr dazu geeignet, innerer Gebrechen halber, von selbst zu verfallen, als alle gegen sie aufgerichtete Bollwerke zu überwältigen. In weniger als einem Jahrhundert, war die Stärke dieses gewaltigen und hochmüthigen Fürstenstammes zermalmt, ihre Opulenz zerronnen, ihr Glanz verdunkelt. Es folgte darauf eine neue Macht, furchtbarer für die Freyheiten von Europa, im Besitze aller Vortheile der erstern, und mit keinen Mängeln derselben behaftet, außer ei-

nem Antheil an jenem Geiſte der Bigotterie und Verfolgung, wovon das Haus Oeſtreich ſo lange bethört war und noch iſt.

In den allgemeinen Kriegen, welche wider dieſe ehrſüchtige Macht geführt wurden, ſtand Großbritannien an der Spitze; und noch jetzt behauptet es ſeinen Poſten. Außer den Vortheilen ſeines Reichthums und ſeiner Lage, ſind ſeine Bewohner von einem ſolchen Nationalgeiſte beſeelt, und von den Seegnungen ihrer Regierung ſo innig durchdrungen, daß wir hoffen, ihre Wackerheit werde in einer ſo nothwendigen und gerechten Sache nimmer ermatten. Im Gegentheil, wenn man nach dem Vergangenen urtheilen darf, ſcheint ihre leidenſchaftliche Hitze vielmehr einiger Mäßigung zu bedürfen; und ſie haben öfter aus einem löblichen Uebermaaße gefehlt, als aus einer tadelhaften Läßigkeit.

Erſtens, ſcheinen wir mehr von dem alten griechiſchen Geiſte mißgünſtigen Wetteifers beſeſſen geweſen zu ſeyn, als uns an die klugen Rückſichten neuerer Politik gekehrt zu haben. Unſere Kriege mit Frankreich ſind mit Gerechtigkeit, und ſelbſt vielleicht aus Nothwendigkeit angefangen; aber allemal ſind ſie aus Hartnäckigkeit und Leidenſchaft zu weit getrieben worden. Der nämliche Friede, welcher nachgehends zu Ryswyk im Jahr 1697

zu Stande kam, war uns ſchon im Jahr 1697 angebothen; der zu Utrecht im Jahr 1712 geſchloſſene, hätte, auf eben ſo gute Bedingungen, zu Gertruydenburg 1708 beendigt werden können; und wir hätten zu Frankfurt im Jahr 1743 dieſelben Bedingungen verſchreiben können, die wir froh waren zu Achen 1748 bewilligt zu bekommen. Hier ſehen wir alſo, daß über die Hälfte unſerer Kriege mit Frankreich, und alle unſere öffentliche Schulden mehr unſerer eigenen unbedachtſamen Heftigkeit, als der Ehrſucht unſerer Nachbarn, zuzuſchreiben ſind.

Zweytens ſind wir ſo erklärte Widerſacher der franzöſiſchen Macht, und ſo rüſtige Vertheidiger unſerer Alliirten, daß dieſe ſich immer auf unſere Stärke, wie auf ihre eigene verlaſſen; und indem ſie ſich Rechnung machen, Krieg auf unſere Koſten zu führen, alle billige Vergleichsanträge zurückweiſen. Habent ſubiectos, tanquam ſuos; viles, vt alienos. Alle Welt weiß, daß der parteyiſche Beſchluß des Hauſes der Gemeinen in dem Anfange des letzten Parlaments, ſammt der unverhohlnen Laune der Nation, die Königin von Ungarn unbeugſam in ihren Foderungen machte, und den Vertrag mit Preußen hintertrieb, welcher ſogleich die allgemeine Ruhe in Europa hergeſtellt haben würde.

Drittens sind wir solche echte Kämpfer, daß, wenn wir uns einmal eingelassen haben, wir alle Vorsorge für uns und unsere Nachkommen vergessen, und nur darauf sinnen, wie wir dem Feinde am besten schaden mögen. Unsere Einkünfte so tief zu verpfanden, in Kriegen, wo wir bloß Nebenstreiter vorstellten, war gewiß die fatalste Verblendung, die sich jemals ein Volk, das einigen Anspruch auf Staatsklugheit machte, hat zu Schulden kommen lassen. Jenes Hülfsmittel des Fundirens, wenn es ein Hülfsmittel, und nicht vielmehr ein Gift ist, sollte, nach aller Vernunft, auf den letzten Nothfall aufgespart werden; und kein Uebel, ausser dem größten und dringendsten, sollte uns jemals verleiten, einen so gefährlichen Ausweg einzuschlagen.

Diese Uebertreibungen, zu welchen wir uns haben hinreißen lassen, sind schadlich, und mögen vielleicht mit der Zeit noch schädlicher auf eine andere Weise dadurch werden, daß sie, wie gewöhnlich, zu dem entgegengesetzten Extrem führen, und uns ganz sorglos und fahrlässig in Hinsicht auf das Schicksal von Europa machen. Die Athener, einst die händelsüchtigsten, rankevollsten, kriegerischsten Leute von Griechenland, legten ihren Fehler, sich in alle Händel einzudrängen, ab, ließen alle Auf-

merksamkeit auf auswärtige Sachen fahren, und nahmen bey keinem Streit an der einen oder andern Seite jemals weiter Antheil, als durch ihre Schmeicheleyen und Gefälligkeiten gegen den Sieger.

Uebergroße Monarchieen *) sind erweisbarer Maaßen in ihrem Fortschritt, ihrer Dauer und selbst in ihrem Sturze, der nie sehr fern von ihrer Stiftung seyn kann, für die menschliche Natur verderblich. Bald verschwindet am Hofe, in der Hauptstadt, und in dem Mittelpunct einer solchen Regierung der militärische Genius, der die Monarchie vergrößerte; weil die Kriege in einer weiten Entfernung geführt werden, und einen so kleinen Theil des Staats interessiren. Die alten Adelichen, die mit Zuneigung an ihrem Oberherrn hangen, leben insgesammt bey Hofe, und werden nie Militärdienste annehmen, in denen sie an entlegenen und barbarischen Gränzen, fern von ihren Vergnügen und ihrem Vermögen, leben müßten. Die Waffen des Staats müssen demnach gedungenen Fremden anvertraut werden, die, ohne Eifer, ohne Anhänglichkeit, ohne Ehre, be-

*) Wenn das römische Reich irgend etwas Gutes gestiftet hat, so konnte das nur davon herkommen, daß vor Errichtung desselben, die Menschen allgemein in einem sehr unordentlichen uncivilisirten Zustande waren.

reit ſind bey aller Gelegenheit ſelbige wider den Fürſten zu kehren, und ſich an jeden verzweifelten Aufwiegler, der Sold und Beute verſpricht, anzuſchließen. Das iſt der nothwendige Gang menſchlicher Dinge: ſo thut die menſchliche Natur ſich ſelbſt in ihrer luſtigen Erhebung Einhalt: ſo arbeitet Ehrſucht blindlings an dem Untergange des Eroberers, ſeiner Familie, und alles deſſen, was ihm nahe und theuer iſt. Die Bourbons, im Vertrauen auf den Dienſt ihres tapfern, getreuen, anhänglichen Adels, mögen ihre Vortheile ohne Scheu oder Schranken immer weiter treiben. So lange ihn Ruhm und Wetteifer anfeuern, mag dieſer Adel die Beſchwerden und Gefahren des Krieges ſich gefallen laſſen; aber nimmer würde er ſich bequemen, in den Garniſonen von Ungarn und Littauen zu ſchmachten, vergeſſen bey Hofe, und den Ränken jedes Lieblings und jeder Mätreſſe, die um den Fürſten ſind, preisgegeben. Die Truppen füllen ſich mit Croaten und Tartarn, Huſaren und Coſaken an; untermiſcht vielleicht mit etlichen wenigen Glücksſoldaten, aus den beſſern Provinzen: und das melancholiſche Schickſal der römiſchen Kaiſer erneuert ſich, aus derſelben Urſache, wieder und abermals wieder, bis zur endlichen Auflöſung der Monarchie.

X.

Von Parteyen überhaupt.

Unter allen Menschen, die sich durch denkwürdige Thaten auszeichnen, gebührt die oberste Ehrenstelle Gesetzgebern und Stiftern von Staaten, die ein System von Gesetzen und Anstalten, zur Sicherung des Friedens, der Wohlfahrt und Freyheit künftiger Geschlechter hinterlassen. Nützliche Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften mögen vielleicht einen ausgedehntern Einfluß haben, als weise Gesetze, deren Wirkungen nach Ort und Zeit beschränkt sind; aber das aus den erstern entspringende Gute ist nicht so merklich, als das, welches von den letztern herrührt. Speculative Wissenschaften freylich vervollkommnen den Geist; aber diesen Vortheil erlangen nur wenige Personen, welche Muße haben, sich auf selbige zu legen. Und was practische Künste betrift, welche die Gemächlichkeiten und Genüße des Lebens vermehren; so besteht bekanntlich des Menschen Glückseligkeit nicht so sehr in der Fülle von diesen, als in der Ruhe und Sicherheit, womit er sie besitzt; und diese

Segnungen können nur aus einer guten Regierung erfolgen. Nicht zu gedenken, daß allgemeine Tugend und Sittlichkeit in einem Staat, die so nöthig zur Glückseligkeit sind, nimmermehr aus den feinsten Lehren der Philosophie oder selbst den strengsten Gebothen der Religion entspringen können, sondern gänzlich von der moralischen Jugend-Erziehung, die auf weisen Gesetzen und Einrichtungen beruht, herrühren müssen. Ich erdreiste mich daher, von Lord Baco in diesem Stück abzuweichen, und betrachte das Alterthum als ungerecht in seiner Vertheilung der Ehrenstellen, sofern es alle Erfinder von nützlichen Künsten, wie Ceres, Bachus, Aesculap zu Göttern erhob; und Gesetzgeber, wie Romulus und Theseus, nur des Titels von Halbgöttern und Heroen würdigte.

So sehr wie Gesetzgeber und Stifter von Staaten geehrt und hochgeachtet werden sollten; eben so sehr sollten die Stifter von Secten und Factionen gehaßt und verabscheut werden; weil der Einfluß von Parteyen dem Einflusse von Gesetzen gerade entgegen ist. Parteyen zerrütten die Regierung, machen die Gesetze kraftlos, und erzeugen die grimmigsten Erbitterungen unter Menschen desselben Staats, die einander wechselseitigen Schutz und Bey-

stand leisten sollten. Und was die Stifter von Parteyen noch verhaßter machen sollte, ist die Schwierigkeit dieses Unkraut auszurotten, wenn es einmal in irgend einem Staat Wurzel gefaßt hat. Es pflanzt sich von selbst Jahrhunderte lang fort, und hört selten anders auf, als mit dem gänzlichen Untergang der Regierung, in welcher es gesäet ward. Parteyen sind überdem Pflanzen, welche im reichsten Boden am üppigsten wuchern; und wenn schon unumschränkte Regierungen nicht gänzlich frey davon sind, so muß man doch gestehen, daß sie in freyen Regierungen leichter aufkommen und schneller sich fortpflanzen; weil sie da die Gesetzgebung selbst bestricken, die allein im Stande seyn könnte, sie durch die standhafte Anwendung von Belohnungen und Bestrafungen auszurotten.

Es lassen sich Personal- und Real-Parteyen von einander unterscheiden; das heißt, Parteyen, gegründet auf persönliche Freundschaft oder Erbitterung der gegenseitigen Anhänger; und Parteyen, gegründet auf eine gewisse reelle Verschiedenheit des Interesse oder der Denkungsart. Der Grund von dieser Eintheilung ist handgreiflich; wiewohl ich einräumen muß, daß selten Parteyen rein und unvermischt, es sey von der einen oder von der

andern Art, gefunden werden. Selten ſieht man einen Staat ſich in Parteyen ſpalten, ohne daß in den Abſichten ihrer Glieder eine, es ſey wirkliche (real) oder anſcheinende, geringfügige oder weſentliche Verſchiedenheit vorhanden wäre; und bey denen Parteyen, welche auf die reelſte und weſentlichſte Verſchiedenheit gegründet ſind, hat ſich allemal ein hoher Grad von perſönlicher Erbitterung oder Zuneigung gezeigt. Aber ungeachtet dieſer Miſchung kann eine Partey doch eine Perſonal- oder Real-Partey genannt werden, je nachdem in ihr das eine oder das andere Princip herrſchend iſt, und den ſtärkſten Einfluß hat.

Perſonal-Parteyen entſtehen am leichteſten in kleinen Republiken. Jede Hauszänkerey wird da zu einer Staatsſache. Liebe, Eiteleit, Mißgunſt und alle Leidenſchaften erzeugen da eben ſowohl, als Ehrſucht und Rachgier, eine öffentliche Spaltung. Die Neri und Bianchi von Florenz, die Fregoſi und Adorni von Genua, die Coloneſi und Orſini des neuern Roms waren Parteyen dieſer Art.

Menſchen haben einen ſolchen Hang auf Perſonal-Parteyen zu verfallen, daß der geringſte Anſchein eines wirklichen Unterſchiedes dergleichen hervorbringen wird. Was läßt ſich

geringfügigeres denken, als der Unterschied zwischen einer Livrey-Farbe und einer andern in Turnierspielen? Gleichwohl erzeugte dieser Unterschied zwey der hartnäckigsten Factionen in dem Griechischen Kaiserthum, die Prasini und Veneti, welche von ihren Erbitterungen niemals abließen, bis sie jene unselige Regierung zu Grunde richteten.

Wir finden in der römischen Geschichte einen merkwürdigen Zwiespalt zwischen zweyen Tribus, der Pollia und der Papiria, welcher beynahe dreyhundert Jahre lang fortwährte, und sich in ihrer Stimmgebung bey allen Wahlen der obrigkeitlichen Personen offenbarte. *) Diese Faction war desto merkwürdiger,

*) Da diese Thatsache eben nicht sehr von Alterthumsforschern oder Staatskundigen bemerkt worden ist; so werde ich sie mit den Worten des römischen Geschichtschreibers angeben: Populus Tusculanus cum coniugibus ac liberis Romam venit ea multitudo, veste mutata et specie reorum, tribus circuit, genibus se omnium advolvens. Plus itaque misericordia ad poenae veniam impetrandam, quam causa ad crimen purgandum valuit. Tribus omnes, praeter Pollian, antiquarunt legem. Polliae sententia fuit, puberes verberatos necari, liberos coniugesque sub corona, lege belli, venire. memoriamque eius irae Tusculanis in poenae tam atrocis auctores manusse ad patris aetatem constat; nec quemquam fere ex Pollia tribu candidatum Papiriam ferre solitam. Tit. Li-

da ſie, ſogar ohne weiter um ſich zu greifen, oder irgend eine Tribus zur Theilnahme an dem Zwiſt zu bewegen, einen ſo langen Zeitraum hindurch hat beſtehen können. Hätten Menſchen nicht einen ſtarken Hang zu ſolchen Spaltungen; ſo müßte die Gleichgültigkeit des ganzen übrigen Volks dieſen närriſchen Groll bald eingeſchläfert haben; zumal da er keine Nahrung in neuen Wohlthaten oder Beleidigungen, in allgemeiner Sympathie oder Antipathie fand, die niemals fehlen ſich einzuſtellen, wenn der geſammte Staat in zwey gleiche Parteyen geſpalten iſt.

Nichts iſt gewöhnlicher, als Parteyen, die eines reellen Unterſchiedes wegen angefangen haben, fortdauern zu ſehen, ſelbſt nachdem jener Unterſchied ſich verlohren hat. Sind Menſchen einmal von entgegengeſetzten Seiten wider einander aufgetreten, ſo bekommen ſie eine Zuneigung zu den Perſonen, mit denen ſie vereint ſind, und einen Groll wider ihre Gegner; und oft geben dieſe Leidenſchaften auf ihre Nachkommen über. Der Real-Unterſchied zwiſchen Guelfen und Ghibellinen hatte ſich längſt

vii lib. 8. Die Caſtellani und Nicolotti ſind zwey Pöbelparteyen in Venedig, die ſich oft zuſammen balgen, und dann augenblicklich ihre Händel bey Seite legen.

in Italien verlohren, ehe diese Parteyen erloschen. Die Guelfen waren Anhänger des Pabstes, die Ghibellinen des Kaisers; und gleichwohl, als die Familie der Sforza, die zwar Guelfen waren, aber im Bündniß mit dem Kaiser standen, aus Mayland, durch den König von Frankreich,*) unter dem Beystande des Jacomo Trivulzi und der Ghibellinen, vertrieben worden war; trat der Pabst diesen letztern bey, und schloß mit ihnen Bündnisse gegen den Kaiser.

Die Bürgerkriege, welche vor einigen Jahren in Marocco zwischen den Schwarzen und Weißen, bloß ihrer Leibesfarbe wegen, ausbrachen, gründen sich auf einen lustigen Streitpunct. Wir lachen über die Leute; aber, alles richtig geprüft, glaube ich, daß wir den Mohren weit mehr Stoff geben, über uns zu lachen. Denn was sind alle Religionskriege, welche in diesem geschliffenen und aufgeklärten Theile der Welt obgewaltet haben? Sie sind wahrlich absurder, als die mohrischen Bürgerkriege. Der Unterschied der Leibesfarbe ist ein sichtbarer und wirklicher Unterschied. Aber die Streitigkeit über einen schlechterdings ungereimten und unverständlichen Glaubensartikel ist

*) Ludwig XII.

nicht ein Unterschied in Gesinnungen, sondern in ein Paar Redensarten und Ausdrücken, welche die eine Partey, ohne sie zu verstehen, annimt, und die andre auf gleiche Art verwirft.

Real-Parteyen kann man eintheilen in Parteyen aus Interesse, aus Grundsatz und aus Zuneigung. Von allen Parteyen sind die ersten die vernünftigsten und entschuldbarsten. Wo zwey Stände von Menschen, wie die Adelichen und die Bürgerlichen, ein unterschiedenes, nicht sehr genau abgewogenes und gemodeltes, Ansehn in einer Regierung haben, da gehen sie natürlich einem unterschiedenen Interesse nach; auch läßt sich vernünftiger Weise kein anderes Betragen erwarten, wenn man jenen der menschlichen Natur eingepflanzten Grad von Selbstliebe betrachtet. Es gehört große Kunst auf Seiten des Gesetzgebers dazu, wenn er dergleichen Parteyen verhüten will; und viele Philosophen sind der Meynung, daß dieses Geheimniß, gleich der Universalarzeney oder der immerwährenden Bewegung, wohl in der Theorie ergehen mag, aber unmöglich jemals zur Ausführung gebracht werden kann. In despotischen Regierungen kommen zwar Parteyen oft gar nicht zum Vorschein; aber sie sind darum nicht weniger vorhanden; oder vielmehr sie sind

gerade darum desto reeller und verderblicher. Die unterschiedenen Stände der Menschen, Adeliche und Bürgerliche, Soldaten und Kaufleute haben alle ein unterschiedenes Interesse; aber der Mächtigere unterdrückt den Schwächern mit Ungestraftheit und ohne Widerstand; welches eine scheinbare Ruhe in solchen Regierungen erzeugt.

Man hatte es einst in England darauf angelegt, den Landmanns- und den Kaufmanns-Stand der Nation unter einander zu entzweyen, aber ohne Erfolg. Das Interesse dieser zwey Stände ist nicht wirklich unterschieden, und wird es nie seyn, bis unsere Nationalschuld zu einem solchen Grade anwächst, daß sie ganz und gar unterdrückend und unerträglich wird.

Parteyen aus Grundsatz, zumal in Hinsicht auf abstracte Speculationen, sind nur in neuen Zeiten erhört, und sind vielleicht das außerordentlichste und unerklärbarste Phänomen, das sich jemals in menschlichen Dingen gezeigt hat. Wo abweichende Grundsätze ein entgegenlaufendes Verhalten erzeugen, wie es der Fall mit allen verschiedenen politischen Grundsätzen ist, da läßt sich die Sache leichter verstehen. Ein Mann, der dafür hält, das eigentliche Recht zu regieren komme der einen

Perſon, oder der einen Familie zu, kann nicht wohl in gutem Vernehmen mit ſeinem Nebenbürger ſeyn, welcher denkt, daß eine andere Perſon, oder eine andere Familie dies Recht beſitze. Jedweder wünſcht natürlich, daß dasjenige, was nach ſeinen Begriffen recht iſt, Statt haben möge. Aber wo die Verſchiedenheit in Grundſätzen mit keinem Widerſtreit in Handlungen verknüpft iſt, ſondern ein jeder, ohne ſeinem Nachbarn in die Quere zu kommen, ſeinen Weg verfolgen kann, wie es in allen religiöſen Streitigkeiten der Fall iſt; welcher Wahnſinn, welche Raſerey kann ſolche unſelige und ſolche verderbliche Spaltungen erzeugen?

Zwey Menſchen, die auf der Landſtraße, der eine nach Oſten der andere nach Weſten reiſen, können, wenn der Weg breit genung iſt, einander leicht vorbey gehn: aber zwey Menſchen, welche nach entgegenſtehenden Religionsgrundſätzen räſonniren, können nicht ſo leicht vorbeykommen, ohne an einander zu gerathen; obgleich man denken ſollte, es wäre der Weg auch in dieſem Fall breit genung, und es könnte ein jeder, ohne Unterbrechung, ſeinen eignen Gang fortſetzen. Aber ſo iſt es mit der menſchlichen Seele bewandt; an jede Seele, die ihr nahe kommt, legt ſie Halt; und ſo

wie sie durch eine Einhelligkeit von Gesinnungen sich wundersam gestärkt fühlt, so wird sie durch jede Mißhelligkeit erschüttert und beunruhigt. Daher der Eifer, welchen die meisten Menschen bey einem Disput blicken lassen; und daher ihre Unleidsamkeit des Widerspruchs, selbst bey den speculativsten und gleichgültigsten Meynungen.

Dieser Grundtrieb, wie kleinfügig er auch aussehen mag, scheint der Ursprung aller religiösen Kriege und Spaltungen gewesen zu seyn. Aber da dieser Grundtrieb allgemein der menschlichen Natur beywohnt; so würden seine Wirkungen nicht auf Ein Zeitalter und auf Eine Religionssecte beschränkt geblieben seyn, wäre er nicht allda mit andern zufälligern Ursachen zusammengetroffen, die ihn zu einer solchen Höhe erheben, daß er das größte Elend und die schrecklichste Verwüstung hervorbringt. Die meisten Religionen der alten Welt entstanden in den unbekannten Zeiten des Anfanges der Regierungen, als Menschen noch barbarisch und ununterrichtet waren, und der Fürst, so gut wie der Bauer, jede fromme Mähre oder Erdichtung, mit blindem Glauben aufzunehmen sich getrieben fühlte. Die Obrigkeit ergriff die Religion des Volks, und indem sie von ganzem Herzen die Sorge für heilige Sachen

übernahm, erlangte sie natürlich eine Auctorität über dieselbe, und vereinte die kirchliche mit der politischen Gewalt. Aber die christliche Religion kam zu einer Zeit auf, als Grundsätze, die ihr geradezu widerstritten, in dem gebildeten Theile der Welt, der die Nation verachtete, von welcher zuerst diese Neuerung aufgebracht war, festen Bestand hatten; kein Wunder also, daß sie, unter solchen Umständen, nur wenig durch die Staatsobrigkeit unterstützt und daß der Priesterschaft, die ganze Auctorität bey dieser neuen Secte in Beschlag zu nehmen verstattet ward. Einen so schlimmen Gebrauch machten sie von dieser Gewalt, selbst schon in jenen frühen Zeiten, daß die ersten Verfolgungen sich vielleicht zum Theil *) wohl

*) Ich sage, zum Theil; denn es ist ein gemeiner Irrtum, sich einzubilden, als wären die Alten so große Freunde der Toleranz gewesen, wie die Engländer oder Holländer jetzt sind. Die Gesetze gegen fremden Aberglauben unter den Römern waren so alt, wie die zwölf Tafeln; und die Juden sowohl als Christen wurden bisweilen darnach bestraft; obgleich im Ganzen auf diese Gesetze nicht strenge gehalten wurde. Unmittelbar nach der Eroberung von Gallien ward allen, außer den Eingebohrnen, verboten, sich in die Religion der Druiden einweihen zu lassen; und dies war eine Art von Verfolgung. Ohngefähr ein Jahrhundert nach dieser Eroberung, hob der Kaiser Claudius jenen Aberglauben durch Strafgesetze gänzlich auf; woraus eine schwere Verfolgung würde entstanden seyn, hätte nicht die Nachahmung der Römischen

der Gewaltthätigkeit zuschreiben lassen, zu welcher sie ihre Anhänger anstifteten. Und da dieselben Grundsätze von Priester-Regierung fortwährten, nachdem das Christenthum zur herrschenden Religion geworden; so haben sie einen Verfolgungsgeist erzeugt, welcher seitdem immer das Gift menschlicher Gesellschaft und die Quelle der unversöhnlichsten Parteyen in jeder Regierung gewesen ist. Solche Spaltungen also können, auf Seiten des Volks mit Recht für Parteyen aus Grundsatz gehalten werden; aber auf Seiten der Priester, welche die ersten Triebfedern sind, sind sie in der That Parteyen aus Interesse.

Es giebt, außer dem Machtansehn der Priester, und der Absonderung der geistlichen und weltlichen Gewalten noch eine andere Ursache,

Sitten schon vorläufig die Gallier von ihren alten Vorurtheilen entwöhnt gehabt. Sueton. in vita Claudii. Plinius schreibt die Abschaffung der Druidischen Aberglauben dem Tiberius zu; vermuthlich weil dieser Kaiser einige Schritte zur Hemmung derselben gethan hatte (lib. XXX. cap. 1.). Dies ist eine Probe von der bey den Römern in solchen Fällen üblichen Behutsamkeit und Mäßigung; die gegen ihre gewaltthätige und blutdürstige Methode die Christen zu behandeln sehr absticht. Daraus geht der Verdacht hervor, daß an jenen wüthenden Verfolgungen der Christenheit, gewissermaaßen wohl der unkluge Eifer und Starrsinn der ersten Fortpflanzer jener Secte schuld gewesen; und die Kirchengeschichte liefert uns viele Gründe diesen Verdacht zu bestätigen.

die beygetragen hat, das Christenthum zu einer Scene von religiösen Kriegen und Spaltungen zu machen. Religionen, die in ganz unwissenden und barbarischen Zeitaltern aufkommen, bestehen meist aus überlieferten Sagen und Erdichtungen, die in jeder Secte anders seyn können, ohne einander entgegen zu seyn; und selbst wenn sie einander entgegen sind, hält sich jeder an die Ueberlieferung seiner eigenen Secte, ohne viel zu räsonniren oder zu disputiren. Aber da zu der Zeit, als das Christenthum aufkam, Philosophie weit über die Welt verbreitet war; so sahen sich die Lehrer jener neuen Secte genöthigt, ein System von speculativen Meynungen abzufassen; mit einiger Genauigkeit ihre Glaubensartikel abzutheilen; und im Erklären, Erläutern, Widerlegen und Vertheidigen mit aller wissenschaftlichen Beweisform und Spitzfindigkeit zu Werke zu gehen. Daraus entstand natürlicher Weise, als die christliche Religion nach und nach in neue Spaltungen und Ketzereyen zerfiel, heftige Disputirsucht; und diese Disputirsucht kam den Priestern in ihrer Politik, gegenseitigen Haß und Widerwillen unter ihren verblendeten Anhängern zu erzeugen, sehr zu Statten. In der alten Welt waren philosophische Secten eifriger, als Religionsparteyen; aber in neuen

Zeiten sind Religionsparteyen wüthender und rasender, als die grausamsten Factionen, die jemals aus Interesse und Ehrsucht entstanden.

Ich habe der Parteyen aus Zuneigung als einer Art von Real-Parteyen, neben denen aus Interesse und aus Grundsatz erwähnt. Unter Parteyen aus Zuneigung verstehe ich diejenigen, welche auf die verschiedenen Anhänglichkeiten der Menschen gegen besondere Familien und Personen, die sie gern zu Regenten über sich haben möchten, gegründet sind. Diese Parteyen sind oft sehr heftig, obschon ich gestehen muß, daß es unerklärbar scheint, wie ein Mensch sich so stark an eine Person anhängen sollte, die er nicht im geringsten kennt, die er vielleicht nie sahe, und von der er niemals weder irgend eine Gunstbezeigung empfieng noch je zu empfangen hoffen kann. Und doch finden wir oft, daß es sich in der That so verhält, und selbst bey Menschen, die in andern Fällen, eben nicht einen besondern Edelmuth des Geistes zeigen, oder sich leicht durch Freundschaft über ihr eigenes Interesse hinaus fortreißen lassen. Wir sind geneigt, die Beziehung zwischen uns und unserm Oberherrn für sehr enge und innig zu halten. Der Glanz der Majestät und Macht

wirft eine Wichtigkeit auf die Glücksumstände selbst einer Privatperson. Und wenn jemandes Gutmüthigkeit ihm dies eingebildete Interesse nicht giebt, so wird seine Bösartigkeit es ihm geben, aus Trotz und Widerspruch gegen Personen, deren Gesinnungen von seinen eigenen verschieden sind.

XI.

Von Nationalcharakteren.

Der gemeine Mann iſt geneigt, alle Nationalcharaktere zu übertreiben; und hat er es einmal als Grundſatz angenommen, daß ein gewiſſes Volk ſchelmiſch, oder feig, oder unwiſſend ſey, ſo will er von keiner Ausnahme hören, ſondern einen jeden unter eben derſelben Cenſur befaſſen. Männer von Verſtand mißbilligen dieſe ununterſcheidenden Urtheile: obſchon ſie zu gleicher Zeit einräumen, daß jede Nation einen eigenthümlichen Schlag von Sitten habe, und daß gewiſſe beſondere Eigenſchaften häufiger unter Einem Volk, als unter ſeinen Nachbarn, anzutreffen ſeyen. Die geringſten Leute in der Schweitz beſitzen vermuthlich mehr Rechtſchaffenheit, als Menſchen von derſelben Klaſſe in Irland; und jeder vorſichtige Mann wird, ſchon allein dieſes Umſtandes wegen, einen Unterſchied in dem Zutrauen machen, welches er auf jede ſetzt. Man hat Urſache mehr Witz und Luſtigkeit von einem Franzoſen zu erwarten, als von einem Spanier; obgleich Cervantes in Spa-

nien gebohren war. Ein Engländer, wird man natürlich voraussetzen, habe mehr Kenntniß, als ein Däne; obgleich Tycho Brahe ein gebohrner Däne war.

Von diesen Nationalcharakteren werden unterschiedene Gründe angegeben; indem Einige sie aus moralischen, andere aus physischen Ursachen erklären. Unter moralischen Ursachen meyne ich alle Umstände, die fähig sind, auf das Gemüth als Antriebe oder Bewegungsgründe zu wirken, und die uns einen besondern Schlag von Sitten geläufig machen. Von dieser Art sind die Natur der Regierung, die Umwälzungen von Staatssachen, die Wohlhabenheit oder Dürftigkeit, worin die Leute leben, die Lage der Nation in Hinsicht auf ihre Nachbarn, und andere dergleichen Umstände. Unter physischen Ursachen meyne ich diejenigen Beschaffenheiten der Luft und des Klima, welche, wie man annimt, unmerklich auf die Gemüthsart dadurch wirken, daß sie die Stimmung und den Gehalt des Körpers ändern, und eine besondere Complexion erzeugen, welche, obschon sie durch Vernunft und Nachdenken bisweilen übermocht werden mag, gleichwohl, unter den Menschen im Ganzen genommen, herrschend ist, und einen Einfluß auf ihre Sitten hat.

Daß der Charakter einer Nation sehr von moralischen Ursachen abhange, muß dem flüchtigsten Beobachter einleuchten; indem eine Nation nichts als eine Gesammtheit von einzelnen Personen ist, und die Sitten einzelner Personen häufig durch diese Ursachen bestimmt werden. So wie Armuth und harte Arbeit die Gemüther der gemeinen Leute herabwürdigen und sie untauglich zu irgend einer Wissenschaft und Geistesbeschäftigung machen; so muß auch eine Regierung, wenn sie sehr unterdrückend für alle ihre Unterthanen wird, einen verhältnißmäßigen Einfluß auf deren Gemüthsart und Geistesstimmung haben, und alle liberale Künste aus deren Mitte verbannen.

Eben dieses Princip moralischer Ursachen stiftet den Charakter verschiedener Berufsarten, und ändert selbst diejenigen Anlagen ab, welche die Hand der Natur den einzelnen Genossen zutheilt. Ein Soldat und ein Priester sind, bey allen Nationen und in allen Zeitaltern, unterschiedene Charaktere; und dieser Unterschied gründet sich auf Umstände, deren Wirkung ewig und unabänderlich ist.

Die Ungewißheit ihres Lebens macht Soldaten verschwenderisch und edelmüthig sowohl, als beherzt. Ihre Müssigkeit, verbunden mit der starken Gesellschaft, die sie in Lägern und

Garnisonen bilden, stimmt sie zu Vergnügen und Galanterie; durch den häufigen Wechsel ihres Umgangs gewinnen sie gute Lebensart und Offenheit des Betragens: da ihr Dienst nur gegen einen öffentlichen und erklärten Feind gerichtet ist; so werden sie wahrhaft, ehrlich und unverholen: und da sie mehr mit dem Körper, als mit der Seele zu arbeiten haben; so sind sie gemeiniglich unwissend und gedankenlos. *)

Es ist eine gemeine, aber nicht ganz falsche Maxime, daß Priester von allen Religionen einerley sind; und wenn schon der Charakter des Berufs nicht in jedem Fall den persönlichen Charakter überwältigen mag; so wird er doch zuverläßig immer bey der größten Anzahl die Oberhand haben. Denn wie die Chemiker bemerken, daß aller Spiritus, wenn er bis zu einer gewissen Höhe getrieben wird, immer von einerley Art ist, aus was für Gewächsen er auch abgezogen seyn mag; so erlangen auch diese Männer, über die Menschheit erhoben, einen gleichförmigen Charakter, der ganz ihnen eigen, und, meines Erachtens, überhaupt zu sprechen, eben nicht der liebenswürdigste ist, den man in der menschli-

*) Siehe Note A am Ende dieses Versuchs.

chen Gesellschaft antrift. Er ist, in den meisten Puncten, dem Charakter eines Soldaten entgegengesetzt; so wie es die Lebensart ist, von welcher er sich herschreibt. *)

Was physische Ursachen anlangt, so bin ich geneigt ihre Einwirkung in diesem Stücke durchaus zu bezweifeln; und ich denke nicht, daß Menschen irgend was von ihrem Temperament oder Genie dem Klima, der Luft oder der Nahrung zu verdanken haben. Ich bekenne, daß die gegenseitige Meynung, beym ersten Anblick, allerdings wahrscheinlich aussieht; da man findet, daß diese Umstände einen Einfluß auf jede andere Thierart haben, und daß selbst diejenigen Geschöpfe, welche im Stande sind in allen Klimaten auszudauern, wie Hunde, Pferde und dergleichen, nicht überall dieselbe Vollkommenheit erreichen. Der Muth der Bullenbeißer und Kampfhähne scheint unserm England eigen zu seyn. Flandern zeichnet sich durch schwere und starke, Spanien durch leichte und muthige Pferde aus. Und jede Zucht von diesen Geschöpfen, wenn sie aus einem Klima in das andere verpflanzt werden, pflegt bald die Eigenschaften zu verlieren, die sie von ihrem Stammlande her-

*) Siehe Note B.

hatte. Man möchte fragen, woher es nicht eben so mit Menschen bewandt seyn sollte? *)

Es mögen wohl wenige Fragen reitzender, als diese, für die Wißbegierde seyn, oder öfter in unsern Betrachtungen über menschliche Dinge vorkommen; es wird also der Mühe lohnen, eine vollständige Untersuchung darüber anzustellen.

Die menschliche Seele ist von Natur sehr nachahmend; und es kann unmöglich irgend eine Schicht (set) von Menschen viel mit einander umgehen, ohne eine Sitten-Aehnlichkeit zu gewinnen, und einander ihre Laster sowohl als ihre Tugenden mitzutheilen. Der Hang zu Gesellschaft und Umgang ist in allen vernünftigen Geschöpfen stark; und die nämliche Anlage, welche uns diesen Hang giebt, macht auch, daß wir tief einer in des andern Gesinnungen hineingehen, und daß einerley Gefühle und Begierden, gleichsam ansteckungsweise den ganzen Cirkel der Mitgenossen oder Gesellschafter durchlaufen. Wo eine Menge Menschen zu Einem politischen Körper vereint sind, da müssen die Gelegenheiten ihres Verkehrs unter einander in Hinsicht auf die Vertheidigung, Handel und Regierung, so häufig

*) Siehe Note C.

seyn, daß sie, mit der nämlichen Sprache oder Mundart, zugleich eine Aehnlichkeit in ihren Sitten erlangen, und einen gemeinsamen oder nationalen Charakter sowohl, als einen persönlichen, jedwedem eignen, haben müssen. Nun bringt zwar die Natur alle Arten von Temperament und Verstand in großem Ueberfluß hervor; aber es folgt doch nicht, daß sie selbige allemal in gleichen Proportionen hervorbringe, und daß in jeder Gesellschaft die Ingredienzen von Betriebsamkeit und Läßigkeit, Tapferkeit und Feigheit, Humanität und Brutalität, Weisheit und Thorheit immer nach der nämlichen Regel eingemischt seyn werden. Findet sich nun in der Kindheit der Gesellschaft irgend eine von diesen Anlagen in größerem Ueberfluß als die andern; so wird sie natürlich in der Zusammensetzung hervorstechen, und dem Nationalcharakter eine Farbe geben. Oder wollte man behaupten, es lasse sich nicht mit Fug annehmen, daß irgend eine der verschiedenen Gemüthsarten auch sogar nur in jenen engen Gesellschaften die Oberhand haben werde, und es hätten allemal dieselben Proportionen in dem Gemische Statt; so läßt sich doch gewiß nicht annehmen, daß die Personen von Credit und Ansehn, als welche einen noch engeren Cirkel ausmachen, allemal

von demſelben Charakter ſeyn werden; und der Einfluß, den dieſe auf die Sitten des Volks haben, muß zu allen Zeiten ſehr beträchtlich ſeyn. Kommt bey der erſten Stiftung einer Republik ein Brutus an die Spitze zu ſtehen, und wird er von einer ſolchen Begeiſterung für Freyheit und Gemeinwohl ergriffen, daß er alle Bande der Natur ſowohl, als des Privatvortheils hintanſetzt; ſo wird ein ſo glänzendes Exempel auf die ganze Geſellſchaft wirken, und dieſelbe Leidenſchaft in jedem Buſen entzünden. Was es auch ſey, das die Sitten der einen Generation beſtimmt, ſo muß die nächſte eine noch tiefere Schattirung derſelben Farbe einſaugen; weil Menſchen während der Kindheit empfänglicher für alle Eindrücke ſind, und dieſe Eindrücke Zeitlebens behalten. Ich behaupte demnach, daß alle Nationalcharaktere, wo ſie nicht auf bleibenden (fixed) moraliſchen Urſachen beruhen, von ſolchen Zufälligkeiten, wie dieſe, herrühren, und daß phyſiſche Urſachen keine wahrnehmbare Einwirkung auf das menſchliche Gemüth haben. Es iſt eine Maxime in der ganzen Philoſophie, Urſachen, die nicht zum Vorſchein kommen, als gar nicht vorhanden zu betrachten.

Man mag die ganze Welt durchwandern, oder die Annalen der Geſchichte nachſchlagen;

überall wird man Beweise von einer Sympathie oder Ansteckung der Sitten, keinen von dem Einflusse der Luft oder des Klima entdecken.

Erstens. Wo ein sehr weitläuftiger Staat seit vielen Jahrhunderten Bestand gehabt hat, da verbreitet sich ein Nationalcharakter über das ganze Reich, und alle Theile desselben gewinnen eine Sitten-Aehnlichkeit. So haben die Chinesen die größte Einförmigkeit des Charakters, die sich denken läßt: obschon die Luft und das Klima, in verschiedenen Gegenden jenes gewaltigen Gebiets sehr beträchtlich verschieden sind.

Zweytens. In kleinen Staaten, die an einander gränzen, hat jedes Volk dem ungeachtet einen verschiedenen Charakter; und sie weichen oft so stark in ihren Sitten von einander ab, als die entferntesten Nationen. Athen und Theben lagen nur eine kleine Tagreise von einander; obgleich die Athener sich eben so sehr durch Geist, Geschliffenheit und Munterkeit auszeichneten, als die Thebaner durch Stumpfsinn, Grobheit und phlegmatische Gemüthsart. Plutarch, indem er von den Wirkungen der Luft auf die Gemüther der Menschen spricht, macht die Bemerkung, daß die Einwohner des Piräeum von

ganz anderm Temperament wären, als die Bewohner der Oberſtadt in Athen, die noch nicht eine deutſche Meile davon entfernt lag: aber ich glaube, kein Menſch ſchreibt die Verſchiedenheit der Sitten in Wapping und St. James einem Unterſchiede der Luft oder des Klima zu.

Drittens. Der nämliche Nationalcharakter begleitet die Macht der Regierung gemeiniglich bis an eine ſcharfe Gränze; und ſobald man über einen Fluß ſetzt, oder ein Gebirge überſteigt, findet man mit einer neuen Regierung einen neuen Schlag von Sitten. Die Gaſconier und Languedocker ſind die fröhlichſten Leute in Frankreich; aber geht nur über die Pyrenäen, und ihr ſeyd unter Spaniern. Iſt es denkbar, daß die Eigenſchaften der Luft ſo genau mit den Gränzen eines Reichs wechſeln ſollten; da dieſe Gränzen ſo ſehr auf den Zufälligkeiten von Schlachten, Negociationen und Heyrathen beruhen?

Viertens. Wenn irgend ein Schlag von Menſchen, die unter entfernten Nationen zerſtreut ſind, eine enge Geſellſchaft oder Verbindung unter einander halten; ſo gewinnen ſie eine Sitten-Aehnlichkeit, und haben mit den Nationen, unter denen ſie leben, nur wenig

gemein. So haben die Juden in Europa und die Armenianer im Orient einen eigenthümlichen Charakter; und die erstern sind eben so berufen wegen Betrügerey, als die letztern wegen Rechtschaffenheit. *) Auch die Jesuiten in allen Römisch-catholischen Ländern, hat man bemerkt, zeichneten sich durch einen ihnen ganz eigenthümlichen Charakter aus.

Fünftens. Wo irgend ein zufälliger Umstand, wie ein Unterschied in Sprache oder Religion, zwey Nationen, die eben dasselbe Land bewohnen, abhält, sich mit einander zu vermischen, da werden sie, viele Jahrhunderte hindurch, einen unterschiedenen und selbst entgegengesetzten Schlag von Sitten behalten. Die Redlichkeit, Ernsthaftigkeit und Tapferkeit der Türken machen einen scharfen Abstich gegen die Falschheit, den Leichtsinn und die Feigheit der neuen Griechen.

Sechstens. Der nämliche Schlag von Sitten wird einer Nation auf der ganzen Erdkugel herum folgen und anhängen eben sowohl, als die nämlichen Gesetze und Sprache. Die spanischen, englischen, französischen und holländischen Kolonien sind alle, selbst unter den Wendecirkeln, leicht zu unterscheiden.

*) Siehe Note D.

Siebentens. Die Sitten eines Volks wechseln sehr beträchtlich von einem Zeitalter zum andern, entweder durch große Abänderungen in ihrer Regierung, durch die Einmischungen neuer Leute, oder durch jenen Unbestand, welchem alle menschliche Dinge unterworfen sind. Die Erfindsamkeit, der Kunstfleiß und die Thatkraft der alten Griechen haben mit der Dummheit und Indolenz der jetzigen Bewohner jener Gegenden nichts gemein. Redlichkeit, Herzhaftigkeit und Freyheitsliebe machten den Charakter der alten Römer aus; so wie Verschlagenheit, Feigheit und Sclavensinn den Charakter der neuen. Die alten Spanier waren rastlos, aufrührerisch und dem Kriege dermaaßen ergeben, daß viele von ihnen sich selbst umbrachten, wenn sie ihrer Waffen durch die Römer beraubt worden waren. *) Gegenwärtig würde man eben so viel Schwierigkeit finden (oder wenigstens vor funfzig Jahren gefunden haben), die neuen Spanier in die Waffen zu bringen. Die Bataver waren sämmtlich Freypartisten (soldiers of fortune), und vermietheten sich bey den römischen Armeen. Ihre Nachkommen bedienen sich der Fremden zu demselben Zweck, wozu ih-

*) Tit. Livii lib. XXXIV. cap. 17.

re Vorfahren den Römern dienten. Einige wenige Züge des französischen Charakters stimmen zwar noch mit denen überein, welche Cäsar den Galliern zuschreibt; aber was für eine Vergleichung zwischen der Höflichkeit, Humanität und Aufklärung der neuen Bewohner dieses Landes, und der Unwissenheit, Barbarey und Plumpheit der alten! Ohne bey dem großen Unterschiede zwischen den jetzigen Besitzern von Großbritannien und jenen vor der römischen Eroberung, zu verweilen, bemerken wir nur, daß unsere Vorfahren vor wenigen Jahrhunderten, in den verworfensten Aberglauben versunken waren, in vorigem Jahrhundert von dem wüthendsten Enthusiasmus glühten, und jetzt zur kältesten Gleichgültigkeit religiöse Dinge betreffend, die bey irgend einer Nation in der Welt zu finden ist, übergegangen sind.

Achtens. Wo mancherley benachbarte Nationen eine sehr enge Gemeinschaft unter einander haben, es sey durch Verfassung, Handel oder Reisen; da gewinnen sie nach Maaßgabe dieser Gemeinschaft eine verhältnißmäßige Sitten-Aehnlichkeit. So scheinen den orientalischen Nationen die Franken insgesammt einen einförmigen Charakter zu haben. Die Unterschiede unter ihnen gleichen den eigen-

thümlichen Accenten verſchiedener Provinzen, die nur ein geübtes Ohr zu unterſcheiden vermag, und die gemeiniglich einem Fremden entwiſchen.

Neuntens. In der nämlichen Nation, welche die nämliche Sprache ſpricht, und der nämlichen Regierung unterworfen iſt, kann man oft ein wunderſames Gemiſche von Sitten und Charakteren bemerken; und in dieſem Stück ſind die Engländer das ausgezeichnetſte Volk, das vielleicht jemals in der Welt geweſen iſt. Aber dieſes Phänomen läßt ſich nicht der Veränderlichkeit und Ungewißheit ihres Klima oder irgend welchen phyſiſchen Urſachen zuſchreiben, ſintemal alle dieſe Urſachen auch in der benachbarten Gegend von Schottland Statt haben, ohne die nämliche Wirkung hervorzubringen. Wo die Verfaſſung eines Volks ganz republicaniſch iſt, da vermag ſie einen eigenthümlichen Schlag von Sitten zu erzeugen. Wo ſie ganz monarchiſch iſt, vermag ſie noch eher dieſelbe Wirkung hervorzubringen; indem die Nachahmung der Vornehmen ſchneller die Nationalſitten unter dem Volke verbreitet. Beſteht das regierende Perſonale eines Staats ganzlich aus Kaufleuten, wie in Holland; ſo wird ihre einförmige Lebensweiſe ihren Charakter formen. Beſteht

es hauptsächlich aus Edelleuten und Gutsherren, wie in Deutschland, Frankreich und Spanien; so erfolgt dieselbe Wirkung. Der Genius einer besondern Secte oder Religion vermag ebenfalls die Sitten eines Volks zu modeln. Nun ist aber die englische Regierung ein Gemische von Monarchie, Aristocratie und Democratie. Die Männer, welche in Staatssachen mitzusprechen haben, sind zusammengesetzt aus Gutsherren und Kaufleuten. Alle Religionssecten sind unter dem Volk zu finden. Und die große Freyheit und Unabhängigkeit, deren jederman genießt, verstattet ihm, seine eigenthümlichen Sitten an den Tag zu legen. Daher haben die Engländer unter allen Nationen der Welt das Wenigste von einem Nationalcharakter; es müßte denn diese Besonderheit selbst dafür gelten können.

Hiengen von der Luft und dem Klima die Charaktere der Menschen ab; so müßte man natürlich erwarten, daß die Grade von Hitze und Kälte einen mächtigen Einfluß hatten; da nichts eine größere Wirkung auf alle Gewächse und Thiere äußert. Und freylich ist einiger Grund zu der Muthmaaßung vorhanden, daß alle die Nationen, welche jenseits der Polarkreise, oder zwischen den Wendecirkeln leben, dem übrigen Theile des Geschlechts un-

terlegen, und zu aller höheren Vervollkommnung der menſchlichen Seele unfähig ſind. Die Armuth und das Elend der nordlichen Erdbewohner und die Trägheit der ſüdlichen, welche aus ihren wenigen Bedürfniſſen entſpringt, klären vielleicht dieſen merkwürdigen Unterſchied hinlänglich auf, ohne daß wir uns nach phyſiſchen Urſachen umſehen dürfen. So viel iſt indeſſen gewiß, daß die Charaktere der Nationen in den gemäßigten Klimaten ſehr mannigfaltig ſind, und daß die allgemeinen Bemerkungen, welche man über die ſüdlichern oder nordlichern Bewohner dieſer Klimate gemacht hat, faſt insgeſammt unſicher und trüglich befunden werden. *)

Soll man ſagen, die Nachbarſchaft der Sonne entflamme die Einbildungskraft der Menſchen, und gebe ihr einen eigenthümlichen Geiſt und Schwung? Die Franzoſen, Griechen, Aegypter und Perſer ſind als aufgeräumte Leute bekannt; die Spanier, Türken und Chineſen ſind berufen wegen ihrer Gravität und ihres ernſten Benehmens: ohne allen ſolchen Unterſchied des Klima, der dieſen Unterſchied der Gemüthsart hervorbringen könnte.

Die Griechen und Römer, die alle andere Nationen Barbaren nannten, beſchränk-

*) Siehe Note L am Ende dieſes Verſuchs.

ten Genie und Scharfsinn auf die südlichern Klimate, und sprachen den nordlichen Nationen insgesammt die Fähigkeit zu aller Aufklärung und Ausbildung ab. Aber Britannien hat Männer so groß an That und Geist hervorgebracht, als irgend Griechenland oder Italien sich welcher rühmen können.

Man giebt vor, die Gefühle der Menschen würden zarter, je nachdem das Land sich mehr der Sonne nähert; und der Geschmack an Schönheit und Zierlichkeit nehme verhältnißmäßig zu, so wie die Polhöhe abnimt; welches man insonderheit an den Sprachen bemerken könne, von denen die südlichern glatt und melodisch, die nordlichern harsch und unsingbar seyen. Aber diese Bemerkung hält nicht durchgängig Stand. Das Arabische ist ungeschlacht und widerlich; das Russische sanft und musicalisch. Stärke, Nachdruck und Harschheit machen den Charakter der lateinischen Sprache aus; die italienische ist die fließendste, glätteste und unmännlichste Sprache, die sich irgend erdenken läßt. Jede Sprache wird zum Theil von den Sitten des Volks abhangen, aber weit mehr von jenem ursprünglichen Stamm von Wörtern und Lauten, die ihm seine Vorfahren überliefert haben, und die unveränderlich bleiben, selbst während in

den Sitten die größten Abänderungen vorgehen. Wer kann zweifeln, daß nicht die Engländer gegenwärtig ein geschliffneres und kenntnißreicheres Volk sind, als die Griechen, mehrere Jahrhunderte hindurch nach der Belagerung von Troja, waren? Und doch ist keine Vergleichung zwischen Milton's Sprache und der Sprache Homer's. Ja, je größer die Aenderungen und Verbesserungen sind, die sich in den Sitten eines Volks ereignen, desto weniger lassen sich dergleichen in seiner Sprache erwarten. Einige wenige erhabene und feine Genies werden ihren Geschmack und ihre Wissenschaft einem ganzen Volke mittheilen, und die größten Verbesserungen bewirken; aber sie fixiren durch ihre Schriften die Sprache, und hemmen in gewissem Grade deren weitere Veränderungen.

Lord Baco bemerkt, daß die Bewohner des Südens wohl überhaupt geistreicher, als die des Nordens seyen; daß aber, wann der Eingebohrne eines kalten Klima Genie hat, er zu einer größern Höhe sich emporschwinge, als die südlichen Köpfe erreichen können. Diese Bemerkung bestärkt ein neuerer Schriftsteller *) durch Vergleichung der südlichen Köpfe mit Kürbissen, die gemeiniglich alle gut in ihrer

*) Dr. Berkeley: Minute Philosopher.

Art, aber aufs beste doch immer eine schaale Frucht sind; indeß die nordlichen Genies den Melonen gleichen, von denen nicht Eine unter funfzig gut ist, aber auch, wenn sie es ist, einen ausnehmenden Wohlgeschmack hat. Ich glaube, man könne diese Bemerkung gelten lassen, wenn sie auf die europäischen Nationen, und auf das jetzige, oder vielmehr auf das vorhergehende, Zeitalter beschränkt wird: aber ich denke, sie läßt sich aus moralischen Ursachen erklären. Die Wissenschaften und freyen Künste sind insgesammt aus dem Süden zu uns herüber gebracht; und man kann sich leicht vorstellen, daß in dem ersten Schwunge der Anstrengung die Wenigen, die sich darauf legten, angefeuert durch Wetteifer und durch Ruhm, sie zur größten Höhe treiben, und jeden Nerven und jede Kraft anstrengen würden, den Gipfel der Vollkommenheit zu erreichen. Durch solche herrliche Exempel breitete sich Kenntniß überall aus, und entstand eine durchgängige Achtung für Wissenschaften: nach welcher Zeit es kein Wunder ist, daß Betriebsamkeit erschlafft, indem man nicht mehr eine angemessene Aufmunterung antrift, noch zu solcher Auszeichnung durch seine Geistesarbeiten gelangen kann. Der durchgängige Vertrieb von Kenntnissen unter einem Volk, und

die gänzliche Verbannung grober Unwiſſenheit und Uncultur (rusticity) bringen daher ſelten irgend eine hervorſtechende Vollkommenheit an beſondern Perſonen mit ſich. Es ſcheint für ausgemacht in dem Dialog de oratoribus angenommen zu werden, daß Kenntniß weit gemeiner in Veſpaſians Zeitalter geweſen ſey, als in dem Zeitalter des Cicero und Auguſts. Auch Quinctilian beklagt es als eine Entweihung der Gelehrſamkeit, daß man dieſe zu weit unter das Volk habe kommen laſſen. „Vormals," ſagt Juvenal, „war Wiſſenſchaft auf Griechenland und „Italien beſchränkt. Jetzt wetteifert die ganze Welt mit Rom und Athen. Das beredte Gallien bildet den rechtsgelehrten Britannier. Selbſt Thule ſpricht ſchon davon, zu ſeinem Unterricht Rhetorn kommen „zu laſſen." *) Dieſer Zuſtand der Gelehrſamkeit iſt merkwürdig; weil Juvenal ſelbſt der letzte von den römiſchen Schriftſtellern iſt, der in einigem Grade Genie beſaß. Diejenigen, welche hinter ihm folgten, werden bloß

*) — — Sed Cantaber unde
Stoicus? antiqui praeſertim aetate Metelli.
Nunc totus Graias, noſtraſque habet orbis Athenas.
Gallia cauſſidicos docuit facunda Britannos:
De conducendo loquitur iam rhetore Thule.
Sat. XV.

um der Thatsachen willen, von denen sie Nachricht geben, geschätzt. Ich hoffe, daß die neuliche Bekehrung Rußlands zum Studio der Wissenschaften nicht ein ähnliches Vorbedeutungszeichen für die jetzige Periode der Gelehrsamkeit abgeben werde.

Der Cardinal Bentivoglio giebt den nordlichen Nationen den Vorzug vor den südlichen in Hinsicht auf Treuherzigkeit und Redlichkeit; und nennt auf der einen Seite die Spanier und Italiener, und auf der andern die Niederländer und Deutschen. Aber ich bin geneigt zu glauben, dies habe sich durch Zufall ereignet. Die alten Römer scheinen ein treuherziges, aufrichtiges Volk gewesen zu seyn, wie es die heutigen Türken sind. Wofern man aber nothwendig annehmen müßte, daß dieser Umstand von vesten Ursachen herrühre; so ließe sich daraus weiter nichts schließen, als daß alle Extreme in einander zu laufen pflegen, und gemeiniglich einerley Folgen nach sich ziehen. Verrath ist der gewöhnliche Begleiter der Unwissenheit und Barbarey; und wenn civilisirte Nationen jemals eine listige und krumme Politik ergreifen; so geschieht es aus einem Uebermaaß von Verfeinerung, welche sie verführt, den ebenen und geraden Pfad zu Macht und Ruhm zu verschmähen.

Die meiſten Eroberungen ſind von Norden nach Süden gegangen; und man hat daraus den Schluß gezogen, daß die nordlichen Nationen einen überlegenen Grad von Muth und Grimmigkeit beſitzen. Aber es würde richtiger geweſen ſeyn, zu ſagen, daß die meiſten Eroberungen durch Armuth und Noth über Fülle und Reichthum gemacht worden ſeyen. Die Saracenen, welche aus Arabiens Wüſteneyen hervordrangen, trieben ihre Eroberungen nordwärts herauf über alle die fruchtbaren Provinzen des römiſchen Reichs; und begegneten auf halbem Wege den Türken, welche aus den Einöden der Tartarey ſüdwärts hinunter zogen.

Ein ausgezeichneter Schriftſteller *) hat angemerkt, daß alle muthigen Thiere zu der fleiſchfreſſenden Gattung gehören, und daß ſich größerer Muth von einem Volk erwarten laſſe, deſſen Nahrung, wie der Engländer ihre, derb und kräftig iſt, als von dem halbverhungerten gemeinen Manne anderer Länder. Aber die Schweden ſtehen, ungeachtet ihrer Nachtheile in dieſem Stück, keiner Nation, die jemals in der Welt geweſen, an kriegeriſchem Muthe nach.

Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß Muth unter allen National-Eigenſchaften die unzuverläßig-

*) William Temple's Account of the Netherlands.

ste ist; weil er nur von Zeit zu Zeit, und nur von Wenigen in jeder Nation geäußert wird; wogegen Betriebsamkeit, Einsicht, Höflichkeit einen beständigen und durchgängigen Gebrauch verstatten, und auf viele Zeitalter dem gesammten Volk zur Fertigkeit werden können. Soll Muth bewahrt werden; so muß es durch Kriegszucht, Exempel und Meynung geschehen. Cäsars zehnte Legion, und das Regiment von Picardie in Frankreich waren aus allerley Bürgern ohne Unterschied zusammengesetzt; da sie aber einmal den Begriff gefaßt hatten, daß sie die besten Truppen im Dienste wären; so machte gerade diese Meynung sie in der That dazu.

Zum Beweise, wie viel bey Muth auf Meynung ankomme, können wir bemerken, daß von den zwey Hauptstämmen der Griechen, den Doriern und Joniern, die erstern allezeit für braver und männlicher gehalten wurden, als die letztern, und sich auch so bewiesen; obgleich die Kolonien der beyden Stämme durch das ganze weite Griechenland, Kleinasien, Sicilien, Italien und die Inseln des Aegäischen Meeres verstreut und unter einander gemengt waren. Die Athener waren die einzigen Jonier, die jemals einigen Ruf an Tapferkeit und Kriegsthaten erwarben; obgleich

selbst diese den Lacedämoniern, als den tapfersten aller Dorier, nachgesetzt wurden.

Die einzige Bemerkung, betreffend den Unterschied von Menschen in verschiedenen Himmelsstrichen, der man noch einiges Gewicht zugestehen kann, ist die alltägliche, daß die Leute in den nordlichen Gegenden einen größern Hang zu starken Getränken, und in den südlichen zu Liebe und Weibern haben. Es läßt sich eine sehr wahrscheinliche physische Ursache von diesem Unterschiede angeben. Wein und gebrannte Wasser erwärmen das frierende Blut in den kältern Klimaten, und stärken den Menschen gegen die Unfreundlichkeit der Witterung; so wie die genialische Hitze der Sonne in den ihren Strahlen stärker ausgesetzten Ländern das Blut entflammt, und die Geschlechtsleidenschaft erhöht.

Vielleicht läßt sich auch die Sache aus moralischen Ursachen erklären. Alle starke Getränke sind seltner in Norden, und werden folglich heftiger begehrt. Diodor von Sicilien *) sagt uns, die Gallier zu seiner Zeit

*) Lib. V. Derselbe Autor schreibt diesem Volke Schweigsamkeit (taciturnity) zu; eine neue Probe, daß Nationalcharaktere sich sehr ändern können. Schwatzhaftigkeit, als ein Nationalcharakter, schließt Ungeselligkeit in sich. Aristoteles in seiner Politik B. II. Cap. 2 sagt, die Gallier seyn die einzige kriegerische Nation, die nicht auf Weiber hatte.

wären starke Trinker und dem Wein sehr ergeben gewesen, vornehmlich, glaube ich, seiner Seltenheit und Neuheit wegen. Auf der andern Seite, da die Hitze in den südlichen Klimaten Männer und Weiber nöthigt halbnackt zu gehen; so wird dadurch ihr Umgang gefährlicher und ihre wechselseitige Leidenschaft öfter entzündet. Dies macht Eltern und Ehemänner eifersüchtiger und eingezogener; welches noch weiter die Leidenschaft entflammt. Nicht zu gedenken, daß, da das Frauenzimmer früher in den südlichen Gegenden reift, nothwendig größere Sorgfalt und Eifersucht bey ihrer Erziehung angewandt werden muß; indem offenbar ein Mädchen von zwölf Jahren nicht eben so viel Besonnenheit haben kann, diese Leidenschaft zu regieren, als ein anderes, das die Gewalt derselben nicht vor dem siebzehnten oder achtzehnten Jahre empfindet. Nichts ermuntert die Leidenschaft der Liebe so sehr, als Behaglichkeit und Muße; oder ist zerstörender für sie, als Betriebsamkeit und harte Arbeit: und da die Bedürfnisse der Menschen augenscheinlich geringer in warmen Klimaten, als in kalten sind; so kann dieser Umstand allein einen beträchtlichen Unterschied zwischen ihnen hervorbringen.

Aber vielleicht ist die Thatsache selbst, daß die Natur, es sey mittelst moralischer oder phys-

ſcher Urſachen, jene Neigungen den verſchiedenen Himmelsſtrichen zugetheilt habe, zweifelhaft. Die alten Griechen, obgleich in einem warmen Klima gebohren, ſcheinen große Freunde vom Trunk geweſen zu ſeyn; auch waren ihre Luſtparticen nichts als Trinkgelage unter Mannsperſonen, die, ohne Zuziehung des ſchönen Geſchlechts, ſich die Zeit vertrieben. Gleichwohl als Alexander die Griechen nach Perſien, einem noch ſüdlichern Klima, führte, vervielfältigten ſie ihre Schwelgereyen dieſer Art, aus Nachahmung der perſiſchen Sitten. *) So ehrenhaft war der Charakter eines Trinkers unter den Perſern, daß der jüngere Cyrus, als er den nüchternen Lacedämoniern um Hülfe gegen ſeinen Bruder Artaxerxes anlag, den Anſpruch hauptſächlich auf ſeine höhern Gaben gründete, weil er tapferer, gütiger und ein beſſerer Trinker wäre. **) Darius Hyſtaspes ließ auf ſeinen Grabſtein unter ſeinen andern Tugenden und fürſtlichen Eigenſchaften auch dieſe ſetzen: daß niemand eine größere Menge von Wein habe vertragen können. Es läßt ſich von den Negern alles erhalten, wenn man ihnen ſtarke Getränke anbiethet; und man kann

*) Babylonii maxime in vinum, et quae ebrietatem ſequuntur, effuſi ſunt.
Quint. Curt. lib. V. cap. I.

**) Plutarch. Symp. lib. I. queſt. 4.

sie leicht vermögen, nicht nur ihre Kinder, sondern ihre Weiber und Geliebten für ein Faß Brantwein zu verkaufen. In Frankreich und Italien trinken wenige Menschen lauteren Wein, außer in der größten Sommerhitze; und freylich ist es dann fast eben so nöthig, die durch Hitze verdunstenden Lebensgeister zu ersetzen, als es in Schweden, während des Winters, nöthig ist, den durch die Strenge der Witterung erstarrenden Körper zu erwärmen.

Wenn Eifersucht als ein Beweis von einer verliebten Gemüthsart gelten soll; so gab es niemals ein eifersüchtigeres Volk, als die Russen, bevor ihr Verkehr mit Europa ihre Sitten in dem Stück etwas geändert hatte.

Aber angenommen, die Thatsache sey richtig, daß die Natur, kraft physischer Principien, diese zwey Leidenschaften regelmäßig, die eine den nördlichen, die andere den südlichen Gegenden zugetheilt habe; so folgt daraus nur, daß der Himmelsstrich auf die gröbern und körperlichern Organe unseres Baues, aber nicht, daß er auf jene feinern Organe wirken könne, von welchen die Verrichtungen des Geistes und des Verstandes abhangen. Und dies ist der Natur-Analogie gemäß. Die Racen von Thieren arten niemals aus, wenn sie sorgfältig gewartet werden; und Pferde, insbesondere, zeigen allemal ihre Ab-

stammung in ihrer Gestalt, ihrem Muth und ihrer Schnelligkeit: aber ein Geck kann einen Philosophen zeugen; wie ein Mann von Tugend eine Zucht von Taugenichtsen hinterlassen kann.

Ich will diese Materie mit der Anmerkung beschließen, daß, obschon die Leidenschaft zum Trunk brutaler und herabwürdigender ist, als Liebe, welche, wenn sie gehörig behandelt wird, die Quelle aller Geschliffenheit und Verfeinerung ist, dieses gleichwohl keinen so großen Vortheil den südlichen Klimaten giebt, als man, beym ersten Anblick, geneigt seyn möchte, sich vorzustellen. Wenn Liebe über einen gewissen Punct hinausgeht, so macht sie die Menschen eifersüchtig, und schneidet den freyen Umgang zwischen den Geschlechtern ab; auf welchem die Artigkeit einer Nation gemeiniglich sehr zu beruhen pflegt. Und wollten wir uns in feine und tiefe Betrachtungen über diesen Punct einlassen; so könnten wir anführen, daß die Menschen in recht gemäßigten Klimaten am besten geeignet sind, alle Arten der Veredlung zu erreichen; indem ihr Blut nicht so entflammt ist, sie eifersüchtig zu machen, und doch Wärme genung hat, sie einen gehörigen Werth auf die Reitze und Gaben des schönen Geschlechts setzen zu lassen.

Note A.

Es ist ein Ausspruch des Komikers Menander, Κομψὸς στρατιώτης, οὐδ' ἂν ἐν πλάττει Θεὸς Οὐθεὶς γένοιτ' ἄν. Menand. apud Stobaeum. „Artig kann ein Soldat, und wenn ein Gott ihn artig machen wollte, nimmer werden.“ Die entgegengesetzte Bemerkung in Absicht der Sitten des Militärs findet in unsern Tagen Statt. Dies, dünkt mich, ist ein Anzeichen, daß die Alten alle ihre Verfeinerung und Ausbildung Büchern und eignem Studieren verdankten; wozu freylich eines Soldaten Leben nicht so recht paßt. Gesellschaft und die Welt ist ihre Sphäre. Und wo es irgend einige Artigkeit aus Gesellschaft zu lernen giebt; da werden sie gewiß einen beträchtlichen Antheil davon besitzen.

Note B.

Obgleich alle Menschen zu gewissen Zeiten und in gewissen Gemüthslagen einen starken Hang zu Religion haben; so giebt es doch wenige oder keinen einzigen, der ihn so lebhaft und so anhaltend empfände, als erfoderlich ist, den Charakter dieses Berufs aufrecht zu halten. Es muß sich daher treffen, daß Geistliche, da sie aus der gemeinen Menschen-Masse, so wie jeder Andere zu seinem Beruf, durch die Absichten auf Gewinn herausgezogen sind, dem größeren Theile nach, selbst ohne Atheisten oder Freydenker zu seyn, für nöthig finden werden, bey besondern Gelegenheiten, sich andächtiger zu stellen, als sie zu der Zeit wirklich sind,

und den Anſchein von Inbrunſt und Ernſtlichkeit zu behalten, ſelbſt wenn ſie von den Uebungen ihrer Religion ganz abgetragen, oder ihre Gemüther mit den gemeinen Lebensgeſchäften befangen ſind. Sie müſſen nicht, gleich der übrigen Welt, ihren natürlichen Regungen und Empfindniſſen Raum geben; ſie müſſen über ihre Blicke, Worte und Handlungen wachen; und um die Verehrung, die ihnen von der Menge erwieſen wird, zu behaupten, müſſen ſie nicht nur eine angenehmende Zurückhaltung beobachten, ſondern müſſen den Geiſt des Aberglaubens durch eine anhaltende Grimaſſe und Heucheley befördern. Dieſe Verſtellung zerſtört oft die Lauterkeit und Offenheit ihrer Gemüthsart und macht einen unausbeſſerlichen Riß in ihrem Charakter.

Findet ſich durch Zufall einer unter ihnen von einer Gemüthsart, die für Andacht empfänglicher, als gewöhnlich iſt, ſo daß er, den Charakter ſeines Berufs aufrecht zu halten, der Heucheley nur wenig bedarf; ſo iſt es für ihn ſo natürlich, dieſen Vortheil zu überſchätzen, und ſich einzubilden, als ob derſelbe jede Verletzung der Sittlichkeit vergüte, daß oftmals er nicht tugendhafter iſt, als der Heuchler. Und wenngleich Wenige ſich unterſtehen, jene ausgeklatſchten Meynungen: **daß den Heiligen alles erlaubt ſey, und daß ſie allein Eigenthum an ihren Gütern haben**, unverholen zu bekennen; ſo kann man doch merken, daß dieſe Grundſätze in jedem Buſen lauern, und einen Eifer für Religionsmeynungen als ein ſo großes Verdienſt vorſtellen, daß er viele Laſter und Frevel vergüten könne. Dieſe Bemerkung iſt ſo gemein, daß alle vornehme Menſchen auf ihrer Hut ſind,

wenn ihnen irgend ein außerordentlicher Anschein von Religion aufstößt; obwohl sie zu gleicher Zeit gestehen, daß es viele Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel gebe, und daß Rechtschaffenheit und Aberglaube, oder selbst Rechtschaffenheit und Schwärmerey nicht schlechterdings und in jedem Fall unvereinbar seyen.

Die meisten Menschen sind ehrsüchtig; aber die Ehrsucht anderer Menschen kann gemeinhin dadurch befriedigt werden, daß sie in ihrem besondern Beruf sich hervorthun, und sonach das Interesse der Gesellschaft befördern. Die Ehrsucht der Geistlichkeit läßt sich oft nur dadurch befriedigen, daß Unwissenheit und Aberglaube und blindes Zutrauen und fromme Betrügereyen befördert werden. Und nachdem sie das erlangt haben, was dem Archimedes nur noch abgieng, (nehmlich eine andere Welt, wo er seine Maschienen anlegen könnte); so ist es kein Wunder, daß sie diese Welt nach ihrem Wohlgefallen bewegen.

Die meisten Menschen haben einen übertriebenen Dünkel von sich selbst; aber eine besondere Versuchung zu diesem Fehler müssen diejenigen haben, welche von der unwissenden Menge mit solcher Verehrung angesehen und sogar für heilig geachtet werden.

Die meisten Menschen pflegen eine besondere Vorliebe für Mitgenossen ihres eigenen Berufs zu haben; aber da von Juristen oder Aerzten oder Kaufleuten ein jeder für sich allein seinem Geschäfte nachgeht; so ist das Interesse der Menschen von diesen Berufsarten nicht so enge vereint, als das Interesse der Geistlichen von einerley Glauben; wo die gesammte Genossenschaft durch die Vereh-

rung, welche ihren gemeinschaftlichen Lehren erwiesen wird, und durch die Unterdrückung der Antagonisten gewinnt.

Wenige Menschen können Widerspruch mit Geduld ertragen; aber die Geistlichkeit wird gar oft bis zu einem Grade von Wuth darüber aufgebracht; weil aller ihr Kredit und Lebensunterhalt auf dem Glauben, den ihre Meynungen antreffen, beruht; und sie allein auf eine göttliche und übernatürliche Auctorität Anspruch machen, oder einen Vorwand haben, ihre Gegner als Gottesvergessene und Ruchlose zu schildern. Das odium theologicum, oder der theologische Haß, ist bis zum Sprüchwort berüchtigt, und bedeutet jenen Grad von Groll, welchen man für den wüthendsten und unversöhnlichsten hält.

Rache ist eine dem Menschen natürliche Leidenschaft; scheint aber mit der größten Stärke bey Priestern und Weibern zu herrschen: weil diese, da es ihnen benommen ist, ihren Zorn gleich auf der Stelle in Streit und Kampf auszulassen, sich einbilden, daß sie deshalb verachtet werden; und weil sonach ihr Stolz ihre rachsüchtige Gesinnung unterstützt.

So werden viele von den Lastern der menschlichen Natur durch bleibende (fixed) moralische Ursachen in jenem Beruf entzündet: und wenn auch manche Individuen der Ansteckung entrinnen; so werden doch alle weise Regierungen auf ihrer Hut gegen die Versuche einer Gesellschaft seyn, die für immer sich zu Einer Faktion einverleiben und, so lange sie als Gesellschaft handelt, für immer von Ehrsucht, Stolz, Rache und Verfolgungsgeist getrieben werden wird.

Die religiöse Gemüthsstimmung ist feyerlich und ernsthaft; und dies ist der für Priester erforderliche Charakter, der sie an strenge Regeln der Wohlanständigkeit bindet, und gemeinhin Unordentlichkeit und Unmäßigkeit unter ihnen verhütet. Lustigkeit und vollends Ausschweifungen in Vergnügen sind bey dem Stande nicht erlaubt; und diese Tugend ist vielleicht die einzige, die sie ihrem Beruf verdanken. In Religionen, die auf speculative Grundsätze gebaut sind, und wo öffentliche Reden einen Theil des Gottesdienstes ausmachen, läßt es sich freylich wohl auch vermuthen, daß die Geistlichkeit einen beträchtlichen Antheil an der Gelehrsamkeit des Zeitalters haben werde; obgleich gewiß ihr Geschmack an Beredtsamkeit allemal größer seyn wird, als ihr Fortschritt in Philosophie und Räsonnement. Aber wer irgend die andern edeln Tugenden der Menschlichkeit, Milde und Mäßigung besitzt — und Viele besitzen sie in der That — der verdankt sie der Natur oder dem Nachdenken, nicht dem Geiste seines Berufs.

Es war kein übler Ausweg bey den alten Römern, daß sie, um den starken Einfluß des priesterlichen Charakters abzuwenden, es zum Gesetz machten, es sollte niemand in ein priesterliches Amt aufgenommen werden, bis er über funfzig Jahre alt wäre. Dionys. Hal. lib. 1. Wer bis zu dem Alter als Laye gelebt hat, dessen Charakter, sollte man denken, mußte sich schon auf eine bleibende Art bestimmt haben.

Note C.

Cäsar (de bello gallico l. 1.) sagt, daß die gallischen Pferde sehr gut, die deutschen sehr schlecht wären. Wir finden (in libr. VII.), daß

er genöthigt war, eine gewisse deutsche Cavallerie mit gallischen Pferden beritten zu machen. Gegenwärtig hat kein Land in Europa so schlechte Pferde von allen Arten als Frankreich; aber Deutschland hat an trefflichen Kriegspferden einen Ueberfluß. Dies kann wohl einigen Verdacht erzeugen, daß selbst Thiere nicht vom Himmelsstrich abhängen, sondern von den verschiedenen Zuchten, und von der Geschicklichkeit und Sorgfalt, womit sie gepflegt werden. Der Norden von England hat einen Ueberfluß an den besten Pferden aller Art, die es vielleicht in der Welt giebt. In den angränzenden südschottländschen Grafschaften sind keine gute Pferde von irgend welcher Art anzutreffen. Strabo (lib. II.) verwirft gutentheils den Einfluß der Himmelsstriche auf den Menschen. Alles sey Gewohnheit und Erziehung, sagt er. Es rühre nicht von der Natur her, daß die Athener gelehrt, die Lacedämonier unwissend seyen, und die Thebaner gleichfalls, obschon sie noch nähere Nachbarn der erstern sind. Selbst der Unterschied der Thiere, setzt er hinzu, hänge nicht vom Himmelsstrich ab.

Note D.

Eine kleine Secte oder Gesellschaft mitten unter einer größern, ist gemeinhin überaus ordentlich in ihren Sitten; weil sie mehr bemerkt wird, und die Vergehungen der Einzelnen dem Ganzen Unehre zuziehen. Die einzige Ausnahme von dieser Regel ist, wenn der Aberglaube und die Vorurtheile der größern Gesellschaft so weit gehen, eine Ehrlosigkeit auf die kleinere Gesellschaft, unangesehen deren Sittlichkeit, zu werfen. Denn in diesem Fall werden die Glieder der letztern, da sie keinen Charak-

ter weder zu behaupten noch zu erlangen haben, sorglos in Absicht ihres Betragens, ausgenommen unter einander selbst.

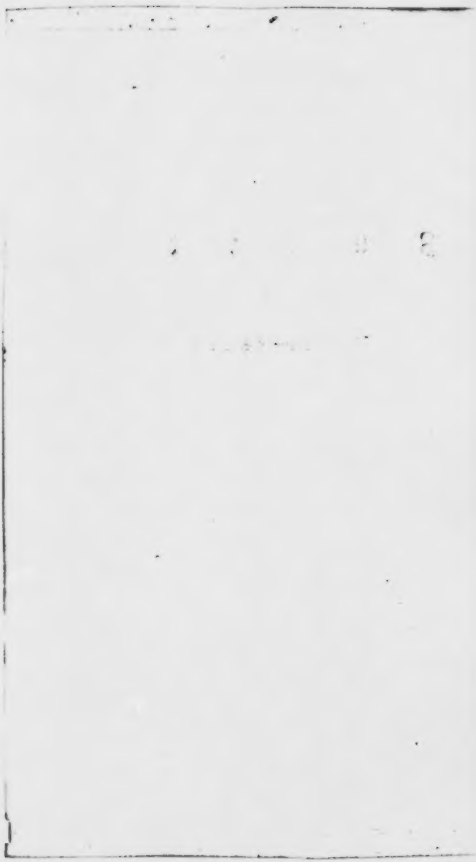
Note E.

Ich möchte fast argwöhnen, die Neger seyen von Natur den Weißen unterlegen. Schwerlich gab es jemals eine civilisirte Nation von Schwarzen, oder auch nur einen Mann unter ihnen, der an That oder Geist sich hervorgethan hätte. Nichts von sinnreichen Manufacturen findet man unter ihnen, nichts von Künsten, nichts von Wissenschaften. Auf der andern Seite haben selbst die rohesten und barbarischsten unter den Weißen, wie z. B. die alten Deutschen, die jetzigen Tartarn, doch etwas Hervorstechendes an sich in ihrer Tapferkeit, Regierungsform oder irgend einem andern Stücke. Ein solcher gleichförmiger und beständiger Unterschied in so vielen Ländern und Zeitaltern könnte nicht wohl Statt haben, wenn nicht die Natur selbst einen ursprünglichen Unterschied zwischen diesen Menschenstämmen gemacht hätte. Nichts von unsern Kolonien zu sagen, so giebt es Negersclaven zerstreut über ganz Europa, von denen keiner jemals irgend einige Symptome von Geistesstärke geäußert hat; da doch gemeine Leute, ohne Erziehung, unter uns sehr oft sich empor zu schwingen und in jedem Beruf auszuzeichnen pflegen. In Jamaica erzählt man sich zwar von Einem Neger, der ein Mann von Gaben und von Gelehrsamkeit seyn soll; aber vermuthlich bewundert man ihn wegen geringer Eigenschaften, wie einen Papagey, der etliche Worte deutlich spricht.

Zugabe

des

Ueberſetzers.



Bemerkungen

über

Hume's staatswirthschaftliche Verhältnisse.

I. *)

1) Was Hume in dem ersten Versuch erforschet, ist, ungeachtet der ganz anders lautenden Ueberschrift, hauptsächlich das Verhältniß der Nationalgewerbsamkeit zur Staatsmacht.

2) Wie vergrößern Manufacturen und Handel die Macht eines Staats? —

Statt zu sagen: „sie schaffen Geld, und Geld schaffe Soldaten," welches die Frage wiedergeben, nicht beantworten heißt, sagt Hume: der hier, wie überall, Großbritan-

*) Die römische Ziffer bezeichnet den Versuch, die arabische unterscheidet die verschiedenen Bemerkungen.

nien vor Augen hat, das im Frieden eine kleine Kriegsmacht neben einem großen stehenden Heere von Staatsgläubigern hält, und erst im Kriege seine Kräfte zusammennimmt, sie häufen einen Vorrath von solcher Arbeit auf, welche der Staat im Nothfall zu seinem Behuf, ohne Abbruch der Nationalbedürfnisse, verwenden kann. Wahr; auf welche Weise sie aber einen solchen Vorrath aufhäufen, das läßt sich vollständiger, als es von Hume dargestellt worden, im Allgemeinen so übersehen: 1) sie vermehren die Menge der bey einem Volk productiven Arbeit, und zwar thut das Fabrication, so fern sie theils die unnöthigen Esser vom Lande nimmt, und productiv beschäftigt, theils die Betriebsamkeit des Landwirths, durch Verfertigung von Gegenständen seines Bedarfs und Genusses unterstützt und reizt; Handel, so fern er den Werkleuten und Landwirthen für ihre Erzeugnisse den Gegenwerth, in welcher Art von Dingen sie ihn verlangen mögen, leicht und schnell verschafft; 2) sie verstärken die Arbeit, denn in einem Verhältnisse, welches bey den meisten Gewerben viel, und bey manchen erstaunlich viel höher ist, als dasjenige, in welchem die Arbeit, ihrer

Menge nach, vermehrt wird, verstärkt sich ihre Wirksamkeit, und vergrößert sich sonach ihr Ertrag. Ein dem Anschein nach wunderſames, aber durch Erfahrung auffallend bestätigtes Ereigniß, welches eine natürliche Folge davon ist, daß die Thätigkeit und Geschicklichkeit der Arbeiter, die Erfindung von Handgriffen, Werkzeugen und Maschienen, und die wechselseitige Benutzung der verschiedenen Künste unter einander in dem Maaße zunimmt, wie, bey der zunehmenden Anzahl von Arbeitern, die Geschäfte sich mehr unter ihnen vertheilen. In der That findet sich, daß die hervorbringende Kraft der Arbeit in den verschiedenen Gewerben desto mehr zunimmt, je mehr diese Gewerbe von der Art sind, daß sie bey zunehmender Menge von Arbeitern eine größre Theilung der Arbeit zulaſſen.

So bringt es die Natur der Dinge selbst mit sich, daß eine Nation nach Maaßgabe, wie sie durch Ersparnisse vom Einkommen ihren zur Unterhaltung und Beschäftigung productiver Arbeit bestimmten Verlag, und sonach die Anzahl ihrer Arbeiter und die Menge ihrer Arbeit vergrößert, über ihren Wirthschaftsbedarf einen

Ueberschuß an Einkommen hervorbringt, der in einem steigenden Verhältnisse zunimmt, abgesehen von allen Hindernissen. Also hat jede menschliche Gesellschaft, so fern sie durch Ersparnisse vom Einkommen ihren Verlag, und damit die Menge der Arbeit vermehrt hat, kraft der damit in steigendem Verhältniß zunehmenden Wirksamkeit der Arbeit eine natürliche Bestimmung und Tendenz gleichsam mit beschleunigter Bewegung zu einem immer größern Ertrage ihres Bodens und Gewerbes, d. i. zum Reichthum fortzuschreiten. — Wie unermeßlich auch das brittische Nationalvermögen angewachsen ist, es konnte nur aus dem, mittelst Arbeit erzeugten Einkommen erwachsen, und selbst die auswärtige Besitzungen konnten nur durch eine Macht errungen seyn, die aus dieser Quelle entsprang. Dieser Ueberschuß aber ist der Fonds, aus welchem alle Abgaben bezahlt werden, und von welchem also die Staatsmacht abhängt. Diese kann also nur in so fern zunehmen, als die Abgaben weder den Nationalverlag, oder National-Wirthschaftsbedarf, noch die nöthige Consumtion verkümmern. Und was ist der belebende Geist, der eine Nation zu solchem Fort-

schritt des Vermögens gleichsam motu continue accelerato führt? Die Aussicht, seinen Zustand zu verbessern, bey freyer Wahl jedes beliebigen Gewerbes. Nehmlich nur durch das Streben der Einzelnen, ihren Zustand zu verbessern, können Nationen, das ist, Aggregate von Einzelnen, zum Wohlstande gelangen. Und wirklich, wenn nur jenes Streben nicht gehemmt, wenn nur einem jeden die sichere Auskunft auf den Genuß der Früchte seines Fleißes gelassen, und die Anwendung seines Verlages und seiner Arbeit nach eigner Wahl gestattet wird; so schwingen sich Nationen, selbst trotz dem verschwenderischsten Aufwande ihrer Regierungen (wie England), und sogar im Kampfe mit den größten Schwierigkeiten von Seiten der Natur (wie Holland), zu Reichthum und Macht empor.

3) Ist hoher Lohn ein Hinderniß für den Anwachs des Nationalvermögens? — Gewiß nicht, wenn er das natürliche Mittel ist, die Menge der Arbeiter zu vermehren und ihre Wirksamkeit zu verstärken. Die von Hume mehrmals angeführte Klage, daß hoher Lohn Vertheurung der Waaren, zum Nachtheil des auswärtigen Absatzes nach sich ziehe, ist nicht unbedingt

wahr. Denn der Grundpreis der Waaren besteht nicht aus Arbeitslohn allein; ein anderes Hauptelement desselben ist der Profit von dem, auf den Vorschuß des Lohns, und auf die Verfertigung der Waare überhaupt angelegten Verlage. Und da dieser Verlagsprofit in weit stärkerem Grade auf den Stand des Preises wirkt, als der Lohn *); so kann, wenn kraft der zunehmenden Kapitalien, der Satz jenes Profits sinkt, dadurch der Aufschlag des Lohns mehr als vergütet werden, und der Waarenpreis nicht nur auf seinem alten Standpunct sich erhalten, sondern wohl gar unter denselben sinken. Nicht weniger kann auch, bey Erweiterung der Gewerbe, die Wirksamkeit der Arbeit sich verstärken, und eine so viel größere Masse von Waaren, durch dieselbe Quantität Arbeit geschafft werden, daß, obgleich der Lohn steigt, dennoch der Waarenpreis unverändert bleibt, oder gar sinkt. Und woher anders, als aus diesen Ursachen, sind, trotz des hohen Lohns in England, viele dort verfertigte Waaren, selbst solche, deren Material daselbst nicht viel weniger theurer als anderwärts sind, nach Verhältniß

*) Siehe Adam Smith vom Nationalreichthum, Buch 1. Cap. 9. gegen das Ende.

ihrer Güte so wohlfeil, daß sie in alle Länder, auch wo man sie mit der äußersten Strenge abzuwehren sucht, unaufhaltsam eindringen.

Aber gesetzt auch, der auswärtige Absatz mancher Waaren litte wirklich durch die von hohem Lohn herrührende Vertheurung; so nimmt sich dafür, kraft des mit hohem Lohn zunehmenden Wohlstandes der arbeitenden Volksclassen, desto mehr der innere Markt auf, den die Nation sich selber giebt. Und dieser ist nicht nur unverlierbar, sondern auch, bey jeder beträchtlichen Nation, viel größer und weit wichtiger, als der auswärtige. Er ist a) größer. Selbst in England hat man, bey Gelegenheit der Einkommensteuer, den innern Handel wohl viermal so groß, als den auswärtigen, gefunden, ob dieser gleich alle Welttheile umfaßt, und zu einer beyspiellosen Höhe gestiegen ist. Er ist b) wichtiger. Denn beym innern Verkehr gehört die Masse der Waaren sowohl, als der Werth, womit sie bezahlt werden, beydes der Nation *),

*) Wenn der süd- und neuostpreußische Landmann einst in den Stand kommt, seine Lumpen gegen anständige Kleider zu vertauschen, und dadurch Tausende von Webestühlen zu beschäftigen, so würden, der Ertrag dieser Stühle sowohl, als

ſtatt daß, beym auswärtigen Abſatz, allemal nur eine einfache Valuta, in Geſtalt von Waaren oder Metall, bey der Nation Statt findet.

Mit Recht preiſet daher Hume ſelbſt den Wohlſtand des gemeinen Volks in England, als die Haupturſache des überlegenen Reichthums ſowohl, als der hohen Macht dieſes Staats. Und an die Stelle der Klage, die er anführt, läßt ſich mit aller Wahrheit die Behauptung ſetzen, daß, ohne den hohen Lohn, nicht nur jener Wohlſtand gefehlt, ſondern, ohne beydes, auch ſogar ſelbſt der auswärtige, Handel der Britten nimmermehr ſich dermaaßen, als es wirklich geſchehen iſt, erweitert und vergrößert haben würde.

Ueberhaupt kann der ganz frey, durch das Verhältniß der Nachfrage von Seiten der Beſchäftiger zur Anerbietung von Seiten der Arbeiter, ſich beſtimmende Lohn nie zu hoch, das heißt, nie höher ſeyn, als es der ungehinderte Fortgang der National-

der Gegenwerth, womit er bezahlt wird, beyde dem preußiſchen Staat gehören, ſtatt daß, wenn dieſelbe Anzahl von Webeſtühlen für das Ausland arbeitete, mittlerweile jener Landmann in ſeinen Lumpen bliebe, blos der Ertrag der Webereyen allein, dem Staat zu gut kommen würde.

wirthschaft im Ganzen genommen erfodert: Der durch das gedachte Verhältniß sich bestimmende Lohn kann nicht anders steigen, als wenn das Verhältniß steigt, es sey α) durch Abnahme des zweyten Satzes gegen den ersten, oder β) durch Zunahme des ersten Satzes gegen den zweyten. So oft der Lohn steigt, wirken seinem Steigen allemal zwey Umstände entgegen: 1) auf Seiten der Beschäftiger ihr überlegenes Vermögen; 2) auf Seiten der Arbeiter ihre Vermehrung durch Zulauf und Nachwachs. Da nur durch Zunahme der zur Beschäftigung von Arbeitern bestimmten Verlagschaft die Nachfrage nach Arbeitern absolut zunehmen kann, so ist denn das Steigen des Lohns ein natürlicher Effekt und Beweis von dem Anwachs des Nationalvermögens. Und da nur durch steigenden Lohn die größre Menge und stärkre Kraft der Arbeit bewirkt werden kann, welche nöthig sind, wenn die vermehrte Verlagschaft ein vermehrtes Einkommen geben soll, so ist hoher Lohn eine natürliche Ursache von zunehmendem Nationaleinkommen.

Der Sachlohn kann gesunken seyn, selbst wenn der Geldlohn etwas gestiegen ist. Statt des Sachlohn bey irgend einer Ar-

beiterklasse unter das ihr eigenthümliche Minimum, so nimmt die Zahl solcher Arbeiter ab, entweder indem die Erwachsenen ihre Lage gegen eine leidlichere vertauschen, oder indem der Nachwachs aus Mangel an Pflege der Kinder und an Heyrathen stockt. Von ersterm geben die Frisörs ein Beyspiel ab; vom andern das Landvolk in Curland, von beyden, das Landvolk in Preußen, wo sie Grundstücke suchen troz des Mißverhältnisses der Kosten zum Ertrage bey kleinen Wirthschaften. Die Beschäftiger, weit gefehlt, jemals mehr für die Arbeit zu geben, als sie werth ist, werden, sofern sie, kraft ihres überlegenern Vermögens, minder abhängig von den Arbeitern, als diese von ihnen sind, es eher in ihrer Gewalt haben, weniger dafür zu geben. Und so wie der hohe Preis jeder andern Waare die Lieferung derselben vergrößert, und dann eben dadurch wieder sinkt, so zieht auch der hohe Preis der Arbeit eine Vermehrung der Arbeiter nach sich, und nimmt eben dadurch wieder ab. Das ist so wahr, daß, wenn wegen eines, von welcher Ursache es sey, herrührenden Mißverhältnisses der Anzahl von Arbeitern zu der Nachfrage der Lohn hoch

geht, und ſich lange genug hoch hält, in wenigen Geſchlechtsfolgen die Anzahl der Arbeiter bald ſo zunehmen wird, daß der Lohn auf ſein Minimum fällt, d. i. auf den Satz, unter den er nicht ſinken kann, wenn die Klaſſe von Arbeitern, die alle ſterblich ſind, ſich vollzählig erhalten oder im Beharrungsſtande bleiben ſoll. Selbſt in Nordamerika, wo jetzt der Lohn am höchſten, und eben darum die Vermehrung der Arbeiter durch Zulauf von Außen, und durch Zuwachs von Innen am ſtärkſten iſt, wird das einſt der Fall ſeyn. Eben daraus folgt, daß die Klagen über Mangel an Arbeitern, wenn ſie Geſchlechtsalter hindurch fortdauern, unbegreiflich ſind, falls von gehörig belohnten Arbeitern die Rede iſt.

Allemal iſt unter Lohn, auch wenn er in Geld ausgedrückt iſt (Geldlohn, eine gewiſſe für das Geld verkäufliche Quantität von Bedürfniſſen) Reallohn, Sachlohn zu verſtehen. Nicht das halbe Quentchen Silber = $9\frac{17}{72}$ Gr. Preußiſch genannt täglich, iſt es, was der Taglöhner haben muß, wenn er beſtehen, und zugleich dieſe Klaſſe von Arbeitern vollſtändig bleiben ſoll, ſondern Wohnung, Nahrung, Kleider, Feuerung für ſich, und wenigſtens zwey Kinder und

sein Weib. Der in irgend einem Zeitpunct (wie Ao. 1740) seinem Minimo nach bestimmte Geldlohn, wird in einem andern Zeitpunct (1800), wo die Preise alles Erkäuflichen um mehr als die Hälfte gestiegen sind, so lange er nicht auch um mehr als die Hälfte steigt, unter dem Minimo stehen. Es muß also dann die Arbeiterzahl abnehmen, so, daß entweder die Kinder wegsterben, oder die Arbeiter anderswo Unterkommen suchen (Grundstücke acquiriren, in die Städte gehen). Immer wird es an der Waare fehlen, die man nicht nach ihrem vollen Werth, d. i. einem Theile nach gar nicht bezahlt. Bey dem Mißverhältniß zwischen hohen Getreydepreisen und niederm Arbeitslohn ist natürlich die Nachfrage nach einer so wohlfeilen Waare wie Arbeit, um dadurch eine so theure Waare, wie Getreyde, zu bekommen, sehr groß. So erklärt sich die alte Klage über Mangel an Arbeitern; so die Wuth der kleinen Landleute, Grundstücke zu erwerben, d. i. durch ihre Arbeit theures Getreyde selbst zu bauen, und auf dem Wege mehreres zu bekommen, als sie für ihren Lohn bekommen könnten. Die Klage, daß hoher Lohn Trägheit und Verschwendung un-

ter der arbeitenden Volksklasse erzeugt, widerspricht der Erfahrung und Vernunft.

Wenn hoher Lohn, wie niemand zweifelt, die Anzahl der Arbeiter vermehrt, wenn er, wie Adam Smith *), aufs einleuchtendste gezeigt hat, ihre Betriebsamkeit verstärkt; so kann er wahrlich kein Hinderniß für den Anwachs des gesammten Nationaleinkommens seyn; wenn er gleich den Profit mancher Beschäftiger schmälert. Diese mögen immer glauben, was dem Arbeiter, vermeintlich über die Gebühr, gegeben wird, sey darum, weil es ihnen entgeht, auch für die Nation verloren; mögen immer glauben, ein Mann, der um einen gewissen Lohn für sie nicht arbeiten will, werde darum, weil er auf eigne Hand sich zu beschäftigen vorzieht, minder emßig seyn, oder einen geringern Werth erarbeiten: wer die menschliche Natur kennt, und den staatswirthschaftlichen Zusammenhang durchsieht, läßt sich durch solche Vorstellungen nicht irren.

4) War es, wie Hume meint, der Mangel an Manufacturen und Handel, was die alten Staaten in den Stand

*) Vom Nationalreichthum, Buch 1. Cap. 8.

setzte, nach Verhältniß ihrer Volksmenge zahlreichere Heere ins Feld zu schicken, als es neuern Staaten möglich wäre? —

Gewiß war es wohl eher der Mangel an andern unproductiven Volksklassen, der öffentlichen sowohl als privaten Art. Diese Staaten hatten kein stehendes Personale von öffentlichen Beamten für den Gottesdienst, für Justiz, Polizey, Finanzen, sondern diese Geschäfte wurden von denselben Staatsgliedern versehen, die zur Kriegszeit als Vaterlandsvertheidiger auftraten; und eben so wenig nährten sie, zumal in den schönern Tagen ihres Ruhms, zahlreiche Privatdienerschaften von der fruchtlosen Gattung, die blos zehrt, und nichts erwirbt, sondern zu productiven Arbeiten aller Art wurden von ihren Herren die Sclaven angehalten. Eine solche Einfalt des öffentlichen und privaten Lebens ist von Gewerblosigkeit, so ähnlich sie ihr auch sehen mag, durchaus unterschieden, denn sie kann mit vieler Betriebsamkeit zusammen bestehn; wie man in den neu aufblühenden Gegenden des Westgebiets der nordamerikanischen Freystaaten sieht: und sie kann bey Gewerblosigkeit fehlen; wie in Chili, wo

ſelbſt die Manufactur eines Beſens unbekannt iſt, und wo es an Officianten und Bedienten und kuppelnden Mönchen wimmelt. *) Von jener doppelten Art unproductiver Glieder einer Nation gilt Hume's Schluß, daß, je weniger ihrer ſind, deſto mehr Soldaten leben können; denn in der That würde es wenig Unterſchied machen, ob z. E. das Heer von 50,000 Ordensgeiſtlichen, und das vielleicht nicht kleinere Heer von Hausbedienten der Grandes in Spanien Kloſterkleider und Wappenliverey oder Militairuniform trügen; aber der Schluß gilt nicht von Manufacturiſten und Handelsleuten, die, ſofern ſie einen Ueberſchuß über ihren eignen Bedarf erzeugen, dadurch zur Vergrößerung der Kriegsmacht beytragen können. Auch war es nicht als gewerbloſe Ackerſtadt, ſondern, als Gebieterin des Archipels, als Beſitzerin des Staatsſchatzes, als Republik, welche Manufacturen, Schifffahrt und Handel trieb, daß Athen 40,000 Mann in den ſicilischen Krieg ſchickte; und das gewerbloſe Sparta konnte ſeiner Nebenbuhlerin nur dadurch mächtig werden, daß es ſie

*) Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen. Band XVI. S. 175. Berlin 1799.

mit ihren eigenen Waffen schlug. Unter allen historischen Angaben, auf die sich Hume, zum Beweise seines Satzes, beruft, ist dies das einzige wahre Factum; die übrigen sind unzuverlässige Legenden.

Ueberhaupt ist die Ueberlegenheit, die den alten Heeren zugeschrieben wird, nicht wenig unbestimmt und zweifelhaft. Milizen können immer sehr zahlreich seyn; und in jedem Zeitalter kann es geschehen, daß Ackerbürger, zu einzelnen Kriegsunternehmungen, vollends in der Zwischenzeit nach bestellter Saat und vor angehender Erndte, allenfalls bis auf den letzten Mann ausziehen, oder auch daß alle waffenfähige Einwohner solcher Städte, die nicht ohne Handel und Manufacturen sind, sich gelegentlich in Masse erheben. Vielleicht daß wirklich von echten Thatsachen, das Verhältniß der Milizstärke zur Volksmenge in dem klassischen Alterthum betreffend, sich kaum einige anführen lassen, zu denen nicht, in der Mittelalters-Geschichte der Schweiz, Lombardey und Niederlande, die zahlreiche Geistlichkeit abgerechnet, ziemlich treffende Parallelen aufzufinden wären. Und was in unsern Tagen jenseits und diesseits des atlantischen Oceans vorgegangen ist,

beweiſet, daß ähnliche Ereigniſſe, bis auf den von den Feuerwaffen herrührenden Unterſchied, ſelbſt ihr nicht unmöglich ſind. Das Verhältniß aber der ſtehenden Heere zur Volksmenge war im Alterthum ſicher ſo hoch nicht, als es in neuern Zeiten geſtiegen iſt. Betrug doch die ſtehende Kriegsmacht des römiſchen Reichs, zur Zeit ſeiner größten Stärke unter den Antoninen, nur etwa 450,000 Mann; *) kaum mehr als die Macht Ludwigs XIV, deſſen Gebiet ſich auf eine einzelne Provinz jenes Weltreichs beſchränkte. Und weit gefehlt, daß überall in Europa nur der hundertſte Theil der Volksmenge auf das ſtehende Heer zu rechnen wäre, wie Hume meint, wobey er hinzuſetzt, die Kriegsmacht, d. i. Miliz der alten Freyſtaaten, hätte ein mehr als dreymal höheres Verhältniß zur Volksmenge gehabt, ſo iſt ſelbſt dies über dreymal höhere Verhältniß, ſogar beym ſtehenden Heere, in manchen Ländern nicht unerhört. Denn bekanntlich machte die Armee in der preußiſchen Monarchie, vor den letzten Erwerbungen, mehr als den

*) Gibbon's history of the Roman empire. Basil. Vol. I. p. 24.

dreyßigſten Theil der Volksmenge aus; *) und in manchen deutſchen Fürſtenländern ſcheint ein nicht viel kleineres Verhältniß Statt zu haben.

III.

1. Steigen die Preiſe aller käuflichen Dinge nach Verhältniß, wie die Maſſe von Baarſchaft in einem Lande zunimmt? —

Dieſe berühmte Frage läßt ſich in zwey andere auflöſen:

A. Sinkt, nach Maaßgabe, wie die Menge des Goldes und Silbers in einem Lande zunimmt, der Tauſchwerth dieſer Metalle?

B. Wodurch beſtimmen ſich, abgeſehn von allem Gelde, die Tauſchwerthe der verſchiedenen Waaren?

A. Nicht von der Menge des Metalls hängt ſein Tauſchwerth ab, ſondern er beſtimmt ſich theils durch die Gewinnungskoſten, theils durch die Nachfrage; von

*) Huit dissertations du Comte de Herzberg. p. 207.

welchen zwey Momenten das erſtere den natürlichen; das letztere den Marktpreis des Metalls feſtſetzt. Nämlich:

a) Allemal muß das Metall auf dem Markt wenigſtens den Werth wiederfinden, den es ſelbſt gekoſtet hat: welcher Werth, am Ende genommen, in Nahrung, Kleidung, Wohnung, kurz dinglichem Einkommen derer beſteht, die ihre Arbeit und ihren Verlag anwenden, das Metall zu Markt zu bringen. Reicht dasjenige, was für eine Quantität Metall geboten wird, nicht wenigſtens hin, den Lohn der darauf verwendeten Berg- und Hüttenarbeit, und den Profit von dem, auf Darreichung dieſes Lohns ſowohl, als auf die zum Betriebe jener Arbeit nöthigen Anſtalten, angewandten Verlage, nach den bey andern Anwendungen von Verlag und von Arbeit üblichen Sätzen zu vergüten: ſo muß die Metallieferung aufhören. Durch die Natur der Dinge ſelbſt alſo beſtimmt ſich immer ein Minimum von Tauſchwerth, oder ein natürlicher Preis des Metalls, der nur in ſofern abnehmen kann, als ergiebigere Minen entdeckt, oder vortheilhaftere Methoden beym Berg- und Hüttenweſen eingeführt werden.

b) Ueber diesen natürlichen wird der wirkliche Marktpreis steigen, nach Maaßgabe wie die Nachfrage nach Metall zunimmt. Und sie nimmt zu, in eben dem Maaße, wie das reelle Einkommen, wie der Ertrag der Ländereyen, Werkstätten und productiven Geschäfte überhaupt bey den verschiedenen Nationen anwächst; denn in eben dem Maaße wächst das Vermögen Metall zu kaufen sowohl, als das Bedürfniß mehr davon zu haben; theils zu Münze, wovon eine größere Menge zum Umsatz jenes größeren Ertrages nöthig ist, theils zu Schmuck und Geräthe für die sich vermehrende Anzahl begüterter Leute.

In Hinsicht auf die angeführten Bestimmungsgründe ist zwischen den edeln und den unedeln Metallen kein Unterschied; auch findet bey den ersteren, obgleich in geringerem Verhältnisse, eben sowohl eine wirkliche Consumtion Statt, als bey den letztern; so daß, ohne beständige Zulieferung, der einmal vorhandene Vorrath von jenen eben so gewiß, als von diesen, obwohl langsamer, abnehmen würde. Nur darin unterscheiden sich die edeln Metalle, daß, da ihre Fracht bey der weitesten Verfuhr doch immer nur ein kleines Verhältniß zu

ihrem Tauschwerth hat, ihr natürlicher Preis sich durch die Productionskosten an den reichsten Minen der Welt, und ihr Marktpreis sich durch die Nachfrage aller in Handelsgemeinschaft stehenden Nationen der Erde bestimmt.

Gesetzt nun, daß, wegen größerer Ergiebigkeit und vortheilhafterer Benutzungsart der Minen, die Lieferung des Metalls zunähme, während der Vermögenszustand der verschiedenen in Handelsverkehr stehenden Nationen im Ganzen sich wenig oder gar nicht änderte; so würde in jedem Lande, wenn auch sein Wirthschaftsertrag eben derselbe bliebe, gleichwohl das Metall sich vermehren, und alles Erkäufliche sich vertheuren; aber nicht darum, weil das Metall in dem Lande sich vermehrt hätte, würde es wohlfeiler oder alles Erkäufliche theurer seyn, sondern umgekehrt, vermehren würde sich das Metall, weil es seinem natürlichen Tauschwerthe nach wohlfeiler, und sonach alles Erkäufliche theurer geworden wäre.

Gesetzt dagegen, daß, bey den verschiedenen in Handelsverkehr stehenden Nationen überhaupt, der Länderey- und Arbeitsertrag, oder der reelle Reichthum, und mit

ihm das Bedürfniß sowohl als Vermögen Metall zu kaufen, anwüchse, während der Zustand der Minen, welche die Welt mit Metall versorgen, sich wenig oder gar nicht änderte; so würde in jedem besondern Lande, nach Maaßgabe, wie dessen reeller Reichthum anwüchse, auch die Masse des vorhandenen Goldes und Silbers sich vermehren: aber die Preise alles Erkäuflichen würden, da der natürliche Preis des Metalls derselbe bliebe, durchaus nicht steigen können, sondern vielmehr, nach Verhältniß, wie die Nachfrage den Marktpreis des Metalls höbe, sinken müssen. Die zunehmende Menge von Silber und Gold könnte den Tauschwerth dieser Metalle eben so wenig erniedrigen, oder was einerley sagt, alles Erkäufliche dem Geldpreise nach vertheuern, als die bey einem begüterten Volk sich vermehrende Menge von Kupfer und Zinn den Tauschwerth dieser Metalle erniedrigen kann.

Nach Adam Smiths Untersuchungen ist, in den ersten zwey Drittheilen des abgelaufenen Jahrhunderts, der Marktpreis der edeln Metalle, sofern derselbe sich aus dem mittlern Geldpreise einer bestimmten Quantität von Getreide, z. E. eines Centners

Weitzen, erkennen läßt, nicht gesunken, vielmehr etwas gestiegen; obgleich eine beständige Vermehrung dieser Metalle Statt gefunden hat. Und sollte in dem letzten Drittheil dieses Jahrhunderts der Marktpreis des Goldes und Silbers wirklich gesunken seyn; wie es allerdings den Anschein hat: so konnte das nur davon herrühren, daß seitdem entweder ergiebigere Minen bearbeitet, oder (durch Einführung des sächsischen Bergbau-Betriebs, und der Born'schen Amalgamationsmethode in Mexico) die Gewinnungs- und Zugutmachungskosten der Metalle vermindert worden sind; während der Wohlstand der in Handelsgemeinschaft stehenden Völker im Ganzen genommen (z. B. die Verwüstung Ostindiens gegen das Aufblühen von Nordamerika aufgerechnet), nicht genug gewachsen ist, den Marktpreis der Metalle über ihren sinkenden Naturpreis zu heben. *)

*) Sollte einst der über alle Vorstellung kostspielige und schlechte Betrieb des Bergbaues in Peru auch nur eben so weit verbessert werden, als es mit dem in Mexico geschehen ist; so hätte man in Europa ganz einen hohen Aufschlag aller Geldpreise zu erwarten. Siehe des spanischen Hüttenvorstehers Helm's Tagebuch einer Reise durch Peru. 1702. S. 92 und 159.

B. Wodurch bestimmen sich, abgesehn von allem Gelde, die Tauschwerthe der verschiedenen Waaren?

Das seinem Werth nach unveränderlichste Ding, womit man alle anderen feilen Dinge vergleichen kann, um die Größe ihres Tauschwerths damit zu messen, ist gemeine Menschenarbeit; und die mit derselben, indem man irgend eine Quantität davon zum Maaß oder zur Einheit annimmt, gemessene Größe des Tauschwerths einer Waare mag ihr Sachpreis heißen.

Der Sachpreis aller Waaren hängt, eben so wie der Sachpreis der Metalle, die selbst in die Reihe aller Waaren gehören, theils von den Hervorbringungskosten, theils von der Nachfrage ab; durch die erste bestimmt sich sein natürlicher, durch die letztere sein Marktsatz.

Soll nehmlich irgend eine Gattung von Waare fortgehend zu Markt kommen; so muß dasjenige, was dafür geboten wird, wenigstens hinreichen, den Lohn von der auf die Verfertigung derselben angewandten Arbeit, und den Profit von dem, auf Darreichung dieses Lohns und auf die zum Betriebe jener Arbeit erforderlichen Anstalten angewandten, Verlage, nach den üb-

chen Sätzen, zu vergüten. Denn, kommt der Sachpreis dieser Waare nicht wenigstens auf dieses Minimum, auf diesen natürlichen Satz zu stehen; so wenden sich Verlag und Arbeit nach andern Beschäftigungen hin, und die Lieferung der Waare unterbleibt. Ueber diesen natürlichen wird der Marktsatz nicht nur steigen, sondern auch sich mehr oder weniger halten, nach Maaßgabe, wie die Nachfrage, ohne von der Lieferung sogleich oder überhaupt eingeholt zu werden, anwächst. Und nach fast allen Gattungen von Waaren wächst die Nachfrage bey einem Volke desto stärker, je weiter es in Benutzung seines Bodens und in dem Betriebe seiner Arbeit fortschreitet.

Aber nach Maaßgabe dieser Fortschritte kommt es dahin, daß manche Waaren wirklich mit weniger Arbeit, als vormals, andre hingegen nicht anders, denn mit viel mehr Arbeit gestellt oder verfertigt werden können, und daß also, ihrem natürlichen Sachpreise nach, jene wohlfeiler, diese theurer werden. Beyspiele von der erstern Art sind viele Gattungen von Webe- und fast alle Gattungen von künstlichern Metallwaaren, sofern in deren Verfertigung Menschenarbeit, durch Werkzeuge und Ma-

schienen, theils wirksamer gemacht, theils in großem Maaße ganz erspart wird; Beyspiele von der letztern Art sind Holz, sofern es aus entferntern Gegenden zugeführt, oder gar angepflanzt, und Fleisch, Leder, Talg, sofern das Vieh, wegen der bey zunehmender Landescultur abnehmenden Weiden, mehr mit eigens gebauter Nahrung unterhalten werden muß.

Gesetzt nun, daß, während eines Zeitraums, in welchem auf solche Weise manche Waaren ihrem natürlichen Sachpreise nach gesunken, andere gestiegen wären, der natürliche Sachpreis des edeln Metalls sich wenig oder gar nicht geändert hätte; so würden, auch ihrem Geldpreise nach, die erstern niedriger, die andern hingegen höher am Ende jenes Zeitraums stehn, als sie zu Anfange desselben gestanden hatten. Und selbst wenn das Metall mittlerweile seinem Sachpreise nach gesunken wäre, würde gleichwohl nicht nur derselbe Unterschied zwischen den Geldpreisen jener zwey Klassen von Waaren noch immer Statt haben; sondern es könnten auch manche Waaren aus der erstern Klasse, nach Gelde gerechnet, wohlfeiler am Ende jenes Zeitraums seyn, als sie zu Anfange desselben gewesen;

vorausgesetzt nehmlich, daß ihr Sachpreis noch mehr, als der Sachpreis des Metalls, vermindert worden wäre. In der That sind selbst jetzt, oder waren wenigstens noch vor kurzem, manche Waaren, zumal von den oben in den Beyspielen der ersten Art angeführten Gattungen, nicht nur wohlfeiler, als vor hundert Jahren, sondern sogar wohlfeiler, als vor der Entdeckung von Amerika. *)

Hier sind die Resultate der ganzen Untersuchung:

Erstens. Die Zunahme des edeln Metalls bey einer Nation kann wohl die Wirkung, aber keinesweges die Ursache von dem Sinken seines Tauschwerths seyn. Sie kann von zwey ganz verschiednen Ursachen herrühren: 1) von den verminderten Gewinnungskosten des Metalls, oder 2) von dem vermehrten Realvermögen der Nation. Die erste dieser Ursachen führt unmittelbar eine Erhöhung der Geldpreise alles Erkäuflichen mit sich. Die zweyte bewirkt natürlich eine Erniedrigung der Preise. Treffen beyde Ursachen zusammen, so äußert nur die stärkere nach Maaßgabe ihres

*) S. Adam Smith vom Nationalreichth. B. I. Cap. II. Abth. 3. gegen das Ende.

Uebergewichts einen Effekt. Und so beantwortet sich die Frage A.

Unabhängig von allen Veränderungen, die im Sachpreise des Metalls, und in sofern auch im Geldpreise alles Erkäuflichen vorgehen, bestimmen sich die Sachpreise der verschiednen Arten von Waaren durch den Lohn, der zu ihrer Erzeugung erforderlichen Arbeit, und den Profit des dazu nöthigen Verlages.

Aus diesen Ursachen kann es geschehen, daß nicht nur, während der Sachpreis des Metalls unverändert bleibt, gleichwohl manche Waare ihren Primkosten nach, abgesehen von allen Variationen des Metallpreises, wohlfeiler oder theurer werden, sondern daß selbst, während der Sachpreis des Metalls sinkt, manche Waaren am Geldpreise sinken, und während jener steigt; manche Waaren am Geldpreise steigen.

Zweytens. Daß die Geldpreise alles Erkäuflichen steigen, nach Verhältniß, wie der Tauschwerth des edeln Metalls sinkt, ist freylich ein Axiom, sofern es ein identischer Satz ist, der weiter nichts sagt, als daß, vorausgesetzt der Sachpreis irgend einer Waare sey dem Sachpreise einer Quantität Metalls gleich, ersterer doppelt so groß

als letzterer seyn werde, wenn, während dieser auf die Hälfte sinkt, jener unverändert bleibt; oder daß $2 : 1 = 1 : \frac{1}{2}$ sey. Und in dem Sinne allein ist er oben (bey A) genommen. Denkt man sich dagegen, unter dem Ausdruck alles Erkäuflichen, den Inbegriff aller feilen Dinge gleichsam als ein System von Tauschwerthen, die unveränderlich, und deren Verhältnisse gegen einander sonach ebenfalls unveränderlich seyen; so ist der Satz, wie aus dem (bey B) Angeführten erhellt, ganz falsch.

Drittens. Die Größe der Masse des bey einer Nation vorhandenen Metalls überhaupt sowohl, als des gemünzten insonderheit, hängt einerseits von dem Sachpreise desselben, und andrerseits theils von dem Vermögen, theil von dem Verlangen der Nation, Metall zu kaufen, ab. Sie richtet sich also, wenn man den ersten Umstand als constant annimmt, nach den zwey letztern, und wächst, wenn diese wachsen; obgleich das Verhältniß dieses beyderseitigen Wachsthums sich nicht genau bestimmen läßt, weil der dritte Umstand zum Theil auf Willkühr beruht, indem eine Nation nicht nur in ihrem Geschmack, was Gold- und Silbergeräthe betrifft, sich än-

dern, ſondern auch einen beträchtlichen Theil der Baarſchaft, deren ſie zu ihrem innern Verkehr bedarf, durch Papier erſetzen kann.

Wenn Hume, mit Montesquieu,*) es erſt als ein Axiom annimmt, daß die Preiſe aller käuflichen Dinge in eben dem Verhältniſſe, wie die Menge des Geldes ab- und zunimmt, ſinken und ſteigen; und hernach dieſen Satz doch wieder dahin beſchränkt, daß nur zwiſchen der wirklich in den Handel eintretenden Waarenmaſſe und der wirklich im Umlauf begriffenen Geldmaſſe jenes Verhältniß eigentlich Statt habe; ſo ſah er Anfangs auf das zweyte der hier angegebenen Reſultate hinaus; und indem er (durch ein parvum clinamen principiorum) alles Erkäufliche ſich als ein Syſtem von unveränderlichen Tauſchwerthen gedachte, und gleichwohl die Erfahrung (nach B) nicht einſtimmig mit dieſer Vorſtellung fand, ſuchte er beyde durch den beſchränkteren Sinn, den er ſeinem Axiom gab, zu vereinigen.

Es waren die erſten Blicke in die geheimnißvolle Theorie der Preiſe; eine Theorie, deren Enthüllung dem durchdringenden

*) Eſprit des loix l. XXII. chap. 7.

Geiste Adam Smiths vorbehalten blieb. Sein berühmtes Werk vom Nationalvermögen giebt darüber eben so originale als lichtvolle Aufschlüsse, *) und ist in diesem, wie in jedem andern Betracht, für die Staatswirthschaft eben das, was Newtons unsterbliches Werk (principia philosophiae naturalis) für die Naturwissenschaft ist. **)

2) Dem Staat, meint Hume, der hier, wie überall, Großbritannien vor Augen hat, gewähre in Kriegen und auswärtigen Verhandlungen die größere Menge des umlaufenden Geldes besondere Vortheile. Auf die einleuchtendste Art hat dagegen Adam Smith gezeigt, ***) daß es wahrlich weder die umlaufende Baarschaftsmasse, noch die Vorräthe von Gold und Silber der Privatpersonen sind, was Großbritannien in den Stand setzen könnte, im Auslande Subsidien zu geben, und Armeen und Flot-

*) Der ganze erste Band des Werkes ist in der That nichts anders, als eine Theorie der Preise.

**) Man vergleiche über die hier erörterte Frage Stewart in seinen principles of political economy (Vol. II. ch. 18.) und Busch in seinem Werk vom Geldumlauf (Buch II.).

***) Nationalreichthum, Buch IV. Cap. I.

ten zu unterhalten, sondern daß durch die Ausfuhr, zumal von solchen Fabricaten (und Colonialproducten), deren Preis sich nicht zu sehr durch die Fracht vertheuert, die Valuta in Metall sowohl, als in allen andern Erfodernissen zu jenem doppelten Zwecke, geschafft wird. Und einen auffallenden Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptung kann das Zeugniß eines sachkundigen Britten *) abgeben, welcher versichert, daß vom Anfange des jetzigen Krieges bis zu Ende des Jahrs 1796, von Großbritannien an außerordentlichen Zahlungen zum öffentlichen Dienst 37,438000, für Getraide 7,446000, zusammen 44,884000 Pf. Sterl. dem Auslande geleistet worden, und daß gleichwohl das aus Großbritannien während dieser Periode ausgeführte Geld, mit Einschluß alles dessen, was für die Kaiserliche Anleihe, für preußische Subsidien und für Privatrechnung weggeschickt worden ist, keine Million Pfund Sterling betragen habe. Wirklich ist jene Summe größer, als die ganze brittische Baarschaftsmasse, nach der übertrie-

*) G. Rose in seinem bekannten Pamphlet: A brief examination etc. 1799.

benen Schätzung desselben Schriftstellers, seyn soll. *)

3) Daß reiche Handelsstaaten sich fremder Miethstruppen zu bedienen pflegen, kommt nicht sowohl von ihrer überlegneren Geldmenge, als vielmehr theils von ihrer Verfassung her, welche den Zwang zum Kriegsdienst mehr oder weniger ausschließt, theils von der großen Gewerbsamkeit, bey welcher der Theil des Volks, den man von seinen gewöhnlichen Beschäftigungen abrufen wollte, in selbigen über allen Vergleich mehr hervorbringt, als er zur Besoldung einer gleichen Anzahl von Truppen aus Ländern, die minder gewerbsam sind, erforderlich ist. Zu geschweigen, daß solche Staaten ihre Kriegsflotten am liebsten mit Eingebohrnen bemannen.

4) Papiergeld kann den Lohn productiver Arbeit nur in sofern steigern und hoch erhalten, als es einen Theil von Metallgeld, auf Gewerbe angelegt, eine stärkere

*) Er berechnet sie auf 43.950.042 Pf. Sterl.; aber in dieser Berechnung nimmt er nicht nur 5.000000 „by eſtimation" an; sondern setzt auch voraus, daß von dem seit 1773 umgemünzten Gelde, obgleich kein Schlagschatz bey der brittischen Münze Statt findet, nichts eingeschmelzt worden sey.

Nachfrage nach Arbeitern hervorbringt und unterhält: ein Erfolg, der, sofern er unmittelbar einen Zuwachs von Einkommen mit sich führt, gewiß vortheilhaft für die Nation ist. Wird aber jener Theil des Metallgeldes nicht als Verlag benutzt, sondern zum Verbrauch angewandt, und, seinem Werth nach, ohne Wiedererſatz consumirt; so kann der Lohn, wenn er auch anfangs stiege, sich doch nicht in der Höhe, selbst nicht einmal auf seinem vorigen Standpunct erhalten, sondern muß so, wie mit dem abnehmenden Kapital die Nachfrage nach Arbeitern abnimmt, sinken. Auch wird man ihn dann wirklich tiefer finden, wenn er gleich in dem etwa noch tiefer gesunkenen Papier höher erschiene. Denn es verſteht sich von selbst, daß z. B. der Handlohn in der That um ein Viertheil, z. E. um 4 Gr., niedriger steht, wenn er gleich um die Hälfte höher, z. B. nehmlich auf 1 Thlr., lautet, aber mit Papier, welches um die Hälfte gegen Münze gesunken und also nur 12 Gr. werth ist, bezahlt wird.

5) Wie hängt der allmälige Anwachs des Goldes und Silbers bey einer Nation mit ihrer Betriebsamkeit zusammen?

a) Die edeln Metalle können sich in einem Lande vermehren, ohne daß Betriebsamkeit zunimmt, und diese kann zunehmen, ohne daß jene sich vermehren. Das Erstere ist bekannt genug. In allen Ländern hat, kraft des durch die Ergiebigkeit der amerikanischen Minen gesunkenen Sachpreises der edeln Metalle, die Quantität derselben anwachsen müssen: aber hat Industrie in allen zugenommen? In der Levante, den östlichen Donauländern, dem vormaligen Polen wohl nicht: in Portugal und Spanien hat sie sichtbar abgenommen; obgleich gerade dort der Zufluß der Metalle am anhaltendsten gewesen ist, und daher die ihm beygemessene Wirkung am auffallendsten hätte zeigen müssen. Und eben so wenig sieht man in den Gegenden, wo mächtige Subsidien hingegangen sind, oder der Krieg unermeßliche Geldmassen ausgegossen hat, immer Betriebsamkeit aufblühn. Das Andere ist, wie Adam Smith bewiesen hat, wirklich der Fall in den meisten Ländern Europens, während der zwey Jahrhunderte von 1350 bis 1550, gewesen. Industrie nahm sich auf; obgleich, während dieses Zeitraums, der Tauschwerth des Silbers, entweder wegen der vermehr-

ten Nachfrage, oder wegen des kostspieligern Bergbaues, oder aus beyden Ursachen, fast aufs Doppelte stieg, und sonach alles Erkäufliche, dem Geldpreise nach, fast auf die Hälfte sank. Und wenn auch einst nach Jahrtausenden der Vorrath der edeln Metalle auf dem ganzen Erdboden, durch die fortgehende Consumtion derselben und durch Erschöpfung der ergiebigen Minen, noch so sehr abnehmen sollte; so würde darum doch nicht weniger bey allen Nationen Betriebsamkeit zunehmen können. Also die von dem Sinken oder Steigen des Tauschwerths der edeln Metalle herrührende Vermehrung oder Verminderung derselben steht mit der Industrie unmittelbar in keinem nothwendigen Zusammenhange; obgleich wohl mittelbar, sofern es in jedem Staat eine Menge von Einrichtungen giebt, die auf die vorausgesetzte Unveränderlichkeit des Metallwerths gegründet sind, wie unveränderliche Landsteuern, Erbpachtzinsen, Renten, die in Geld fixirt sind, selbst Gehalte.

b) Aber in jedem Zeitalter wird allemal eine Nation, nach Maaßgabe wie sie, durch zunehmende Betriebsamkeit, den Ertrag ihrer Ländereyen, Werkstätten und productiven

Geschäfte überhaupt vergrößert, und folglich ihre Casse sowohl, als zu andern Zwekken, mehr Gold und Silber anzuschaffen vermag, auch wirklich mehr von diesen Metallen an sich ziehen, und sonach den Vorrath derselben bey sich — obwohl, sofern sie vielleicht ihre Casse zum Theil mit Papier füllt, und Schmuck und Geräthe von Metall nützlichern Sachen nachsetzt, in einem unbestimmten Verhältniß — vergrößern. Auch sind es wirklich immer die gewerbsamsten Nationen, welche das meiste Gold und Silber besitzen, oder zu Gebot haben. Und sonach ist also in jedem Zeitalter **der Anwachs des Goldes und Silbers bey einer Nation eine natürliche Folge von ihrer zunehmenden Betriebsamkeit.**

c) Dagegen scheint zwar, sofern alle Industrie, die nicht zum eigenen, sondern zu Anderer Bedarf Sachen verfertigt und erzeugt, nur in dem Maaße sich aufnehmen kann, als sie für ihre Waaren Absatz zu guten Preisen findet, und sofern gewöhnlich diese Preise in Metall bezahlt werden, der Anwachs des Goldes und Silbers eine **Ursache** von der emporkommenden Industrie zu seyn. Aber man sieht

doch leicht, daß es immer nicht die größere Quantität des als Bezahlung empfangenen Metalls an sich, sondern die größere Quantität der dafür zu erlangenden Bedürfnisse der Art ist, was den guten Preis ausmacht, und was der Gewerbsamkeit aufhilft.

Nur von dieser dritten Seite hat Hume die Frage betrachtet, ob allmäliger Anwachs des Geldes Ursache oder Folge von der zunehmenden Betriebsamkeit sey. Als Masse von Zahlungsmitteln wächst das Geld an 1) nach Maaßgabe, wie die Masse der umzusetzenden Güter zunimmt; 2) nach Maaßgabe, wie der Sachpreis des Metalls abnimmt. Auch die zweyte Ursache allein, ohne die erste, kann einen Anwachs des Geldes erzeugen. Die erste Ursache, ohne die zweyte, kann es nur dann, wenn der Sachpreis des Metalls constant bleibt, oder in einem kleinern Verhältnisse, wie die Masse der umzusetzenden Güter zunimmt. Aber Humens Resultat, daß der Anwachs des Metalls nicht an sich, sondern nur in sofern von Belange sey, als dadurch ein Geist der Betriebsamkeit rege erhalten, und der Vorrath von Arbeit, in welchem alles wahre Vermögen und alle wahre Macht

besteht, vergrößert wird, ist von unbezweifelter Richtigkeit. Nicht durch Vermehrung des Goldes und Silbers hat die neue Welt Europa wohlhabender und mächtiger gemacht, sondern dadurch, daß sie unserm Welttheile für seine Natur- und Kunst-Erzeugnisse eine erstaunliche Menge von Gegenständen des Genusses und Wohllebens, theils unmittelbar, zumal seitdem Westindien mit köstlichen Gewächsen bepflanzt ward, theils mittelbar in den zur Erlangung solcher Gegenstände auf der ganzen kultivirten Erde dienenden Metallen darbot. Erweckt durch diesen Reitz, hob in den verschiedenen Ländern Europens, nach Maaßgabe, wie sie von den Banden des Feudalismus befreyt ward, Betriebsamkeit ihr Haupt empor. Es vermehrte sich die Menge der Arbeit, es verstärkte sich ihre Wirksamkeit, und mit beyden nahm das Einkommen und Vermögen jener Länder zu.

6) Hume sucht nach seinen Principien die Erscheinung zu erklären, daß manche Länder und Provinzen, wo seit langen Zeiten die Volksmenge sowohl als die Quantität der jährlich verrichteten Arbeit im Zunehmen ist, doch keinen verhältniß-

mäßigen Anwachs an Vermögen und Macht gewinnen. Aber, abgesehn von vielen andern Ursachen, liegt gewöhnlich der Hauptgrund von diesem Phänomen darin, daß in solchen Gegenden die Arbeit theils durch erzwungene Anwendung einem großen Theile nach vernichtet, theils an Wirksamkeit zuzunehmen eben dadurch gehindert wird. Denn was die erste Gattung aller Volksarbeit, die landwirthschaftliche, betrifft; so mag, um bey Hume's Exempel zu bleiben, die Quantität der von den Landleuten, in Böhmen, Mähren und dem östreichischen Reichskreise zusammen, jährlich verrichteten Arbeit, nach Stunden und Kräften gerechnet, immerhin eben so groß als die Quantität der ähnlichen Arbeit in dem Königreich England seyn; wie sie es auch wohl wirklich ist. Dennoch muß, auch selbst wenn man alle andern Umstände gleich setzt, der landwirthschaftliche Gesammtertrag dort gegen den hier sehr abfallen, sofern dort eine gewaltige Masse von Arbeit, durch Verwendung auf Frohnen, theils unmittelbar verloren geht, theils einen Ertrag bringt, der gegen den, welchen sie bey freyer Anwendung brächte, in keinen Vergleich kommt; und sofern dort, wegen un-

zulänglichen Lohnes, das Landvolk von der geringeren Klasse zu seinem Unterhalt sich mit kleinen Felowirthschaften befassen muß, bey welchen das Mißverhältniß des Kräftenaufwandes zum Ertrage nicht weniger eine Vernichtung von Arbeit in sich schließt. Anderer Arten, wie Mühwaltung zum Unwerthe (non-valeur) wird, zu geschweigen. Was aber die zweyte Gattung von Arbeit, die nehmlich, welche sich mit Fabrication beschäftigt, anlangt; so muß sie allemal in einem Lande größer oder geringer seyn, nach Maaßgabe, wie das zahlreiche Landvolk mehr Sachen in Hinsicht auf Wohnung, Hausrath, Kleidungsstücke und Wirthschaftsgeräthe zu kaufen im Stande, oder theils selbst zu verfertigen, theils zu entbehren genöthiget ist. Wo aber die Fabricationsarbeit, darum, weil ihr die mächtige Kundschaft des Landvolks abgeht, ihrem Total nach klein ist; da ist ihre Wirksamkeit und folglich auch ihr Ertrag in noch höherem Verhältnisse kleiner. Und eben daraus begreift man deutlich, was H. sehr unbefriedigend erklärt, woher in solchen Ländern einheimische Fabrikwaaren, mit Ausschluß derjenigen, die das Landvolk in müßigen Stunden verfertigt, verhältniß-

mäßig theurer sind. Sie sind es, weil und sofern sie wirklich mehr Arbeit gekostet haben, und sonach ihr Sachpreis höher ist; des aus dem Mangel an Verlagschaften entspringenden höhern Profits nicht einmal zu gedenken: so wie von der andern Seite in Ländern, wo durchgängiger Wohlstand herrscht, Waaren nicht, wie Hume meint, darum wohlfeiler sind, weil sie häufiger zu Markte kommen, und sonach ihr Verhältniß zur Baarschaft steigt: denn nichts wird anhaltend zu Markte kommen, was nicht wenigstens den Preis, den es gekostet hat, wiederfindet: sondern weil dort wirklich manche Waaren mit weniger Arbeit verfertigt werden, sind diese wohlfeiler, so wie vielleicht auch noch andere darum, weil durch die Concurrenz der vielen Verlagschaften bey einem wohlhabenden Volke der Profitsatz sinket. Freylich, wenn die mit dem Wohlstande zunehmende Nachfrage nach Metall dessen Marktpreis höhe, würden alle Waaren gleichmäßig am Geldpreise sinken. Und wenn dann der Oberherr noch dieselbe Geldmasse (nach Metallgewicht gerechnet) von der Nation zöge, würde er damit allerdings weiter reichen; aber nicht, weil alles wohlfeiler, sondern weil das

Metall theurer wäre, und weil, was die-selbe Geldmasse hieße, in der That nicht dieselbe, sondern, in Betracht ihres höheren Werths, eine stärkere wäre. Bedenkt man, daß natürliche Preise sich durch die Arbeit und den Verlagsprofit bestimmen, so ist begreiflich, daß durch zunehmende Wirksamkeit der Arbeit, und durch vermehrte Verlagschaften, und dadurch geminderten Verlagsprofit manche Waaren wohlfeiler jetzt seyn können, als vor 300 Jahren. Um so mehr erklärt sich daraus Hume's Satz, daß die jetzigen Geldpreise, alles Erkäufliche, verglichen mit denen vor 300 Jahren, theils überhaupt so hoch nicht stehen, als man nach dem Metallzufluß aus Amerika denken sollte, theils auch, wenn man die verschiedenen Waaren unter einander vergleicht, manche fast gar nicht, andre sehr ungleich gestiegen sind.

Hume's Satz: daß in Ansehung des Geldes der Staat auf zwey Hauptpuncte sehen müsse, 1) das Geld beständig im Anwachsen zu erhalten, und 2) es lebhaft umlaufen zu machen, sind als Maximen unanwendbar, denn wie soll 1) der Staat das Geld anwachsend erhalten? Nicht durch die Künste des Merkantilsysteme, die, wie

Hume selbst sagt, nichts leisten, was nicht durch bloße Gewerbsfreyheit noch viel besser zu erlangen wäre. Wie soll der Staat 2) Circulation befördern? Aus Auflagen erhobenes Geld durch Staatskostgänger wieder ausgeben zu lassen, meint Hume nicht, sondern er will einen Umlauf, Kraft dessen eben der Staat in den Stand kommen soll, mehr Geld durch Auflagen zu erheben, und eine größre Macht zu unterhalten. Es giebt kein besseres Mittel, als, daß das Streben jedes Einzelnen, seinen Zustand zu verbessern, ungehemmt gelassen oder begünstigt werde.

Verbreitung der Wohlhabenheit unter die größtmöglichste Anzahl von Menschen ist dazu das sicherste Mittel, welches wieder voraussetzt, theils, daß alle Unterthanen, was Sicherheit der Personen und des Eigenthums betrifft, unter gleichen Rechten stehen, theils, daß durch Verminderung aller irgend entbehrlichen Staatskostgänger, und dadurch bewirkte Verminderung unnöthiger Abgaben, jeder Unterthan so wenig als möglich gehindert werde, von seinem erworbnen Einkommen

theils sein Kapital zu vergrößern, theils seinen Genuß zu vermehren.

V.

Die mehr oder minder günstige Wirthschaftsbilanz einer Nation besteht in dem größern oder kleinern Ueberschusse dessen, was diese Nation jährlich hervorbringt, über das, was sie jährlich verbraucht. Schon beym ersten Anblick siehet man, daß diese Balanz gänzlich verschieden von der Handelsbalanz ist, die mehr oder minder günstig genannt wird, nach Maaßgabe des Ueberschusses derjenigen Quantität von edelm Metall, welche eine Nation jährlich aus der Fremde löset, über diejenige, welche sie jährlich dorthin veräußert.

So wie ohne einen Ueberschuß des Einkommens über den Verzehr, keine Erweiterung oder Verbesserung irgend einer Wirthschaft, folglich auch keine Vergrößerung ihres Ertrages, und kein Anwachs des Vermögens Statt haben kann; so beruht nicht minder alle Möglichkeit irgend einer Zunahme vom Nationalreichthum auf der

günstigen Nationalwirthschaftsbalanz. Auch hängt von dieser natürlich die sogenannte günstige Handelsbalanz ab. Denn in eben dem Maaße, wie eine Nation Ersparnisse macht, solche als neuen Verlag benutzt, und sonach ihr reelles Einkommen vergrößert, wird sie gewiß auch im Stande seyn, mehr Metall zu kaufen, welches sie nie fehlen kann, für brauchbare Dinge, die der Ertrag ihres Bodens und ihres Fleißes sind, zu bekommen, wenn sie dasselbe, seinem vollen Werthe nach, damit bezahlen will. Sie wird also, vermöge der günstigen Balanz ihrer Wirthschaft, allemal auch eine günstige Handelsbalanz zu Gebot haben. Aber es kann wohl gar öfters der Fall seyn, daß sie letztere verschmäht, weil sie dasjenige, was sie für Gold und Silber hingeben müßte, viel einträglicher auf eine andere Art zu benutzen weiß. Es kann sogar geschehen, daß ein Volk nicht nur bey einer anhaltend nachtheiligen Handelsbalanz, sondern sogar mittelst derselben, das heißt, mittelst einer beständigen Veräußerung des ihm zu Händen kommenden Goldes und Silbers, seine Wirthschaft erweitert, und sich an Wohlstand aufnimmt: wie es der Fall mit den weiland barbarischen

Nordamerikanern war, die alles irgendwo gelöfete Geld sofort in die Fremde zum Ankauf nöthiger Sachen verschickten, die Stelle des Metalls mit Papier und Schulden ersetzten, und eben dadurch schneller, als es je beym Sammeln von Gold und Silber möglich gewesen wäre, sich zu Macht erhoben. Und nicht weniger ist es klar, daß ein Volk, durch gute Wirthschaft, sein Einkommen und Vermögen, selbst ohne allen auswärtigen Handel, vergrößern könnte; obgleich es dann freylich manchen Vortheil, den dieser, auch unabhängig von aller Balanz gewährt, entbehren müßte (siehe VI. 2.). Die Handelsbalanz ist also, weil gefehlt eine nothwendige Bedingung, oder gar eine wirksame Ursache von der Wirthschaftsbalanz zu seyn, nicht einmal eine beständige Begleiterin der letztern; und es gilt daher von jener, wenn man sie auch genau wissen könnte, was doch in der That nicht der Fall ist, kein sicherer Schluß auf diese; am wenigsten aber gar ein Schluß von irgend einer gegebenen Größe der erstern auf eine verhältnißmäßige Größe der letztern.

Die bekannten Maaßregeln des staatswirthschaftlichen Mercantilsystems, durch

welche eine Nation genöthigt werden soll, in ihrem auswärtigen Handel, wie man es nennt, immer zu gewinnen und nie zu verlieren, das heißt, immer Metall zu kaufen und nie zu verkaufen, sind insgesammt dazu geeignet, die Handelsbalanz auf Kosten der Wirthschaftsbalanz zu begünstigen. In der That wirkt dieser alles dasjenige entgegen, was den Gesammtertrag der Nationalbetriebsamkeit, seinem Tauschwerthe nach, vermindert; und das thun mehr oder weniger alle jene Maaßregeln. Denn (um nur ein Beyspiel anzuführen) in eben dem Verhältnisse, wie durch Einfuhrverbote, einigen Gattungen von Industrie (z. B. dem Bergbau) der Vortheil zugewandt wird, ihre Erzeugnisse (Eisen und Kupfer) über deren wahren Werth zu verkaufen, wird den andern, meist viel größern und wichtigern Gattungen von Industrie (wie der Landwirthschaft) der Nachtheil zugefügt, ihre Erzeugnisse unter deren Werth dafür hinzugeben; und in eben dem Maaße, wie man durch hohen Impost den Preis von fremden Waaren erhöht, erniedrigt man den Tauschwerth der einheimischen Waaren, womit

jene erkauft werden. *) In so weit aber alle jene Maximen wirklich die Folge haben, die Wirthschaftsbalanz zu verringern, streben sie natürlich auch dahin, den Anwachs des reellen Einkommens und Vermögens einer Nation zu hemmen. Freylich kann diese demungeachtet zum Reichthum fortschreiten; aber nicht durch jene Maximen, sondern trotz derselben.

Die Handelsbalanz, die mit so viel Eifer, und meist zum Nachtheil der Nationalwirthschaftsbalanz, überall begünstigt wird, hat ihr großes Ansehn vermuthlich blos dem Umstande zu danken, daß man sie so leicht mit der letztern verwechselt. In der That ist diese das wichtige und fruchtbare Princip der Staatsöconomie, welches man in jener gefunden zu haben wähnt.

2) Was Humen, bey seiner Idee von dem Nichtstande des Geldes, vorgeschwebt haben mag, läuft auf folgende zwey Sätze hinaus.

a) Das Verhältniß, welches sich zwi-

*) Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von Impositen, die dem Staatsinteresse in Hinsicht auf Zoll entnahme, sondern blos von solchen, die der Handelsbalanz zu Liebe, oft auf Kosten jenes Interesse, aufgelegt werden, die Rede ist.

schen dem Total aller während eines Jahres vorgegangenen Zahlungen einerseits, und dem Total der Baarschaft, mit welcher, kraft des Umlaufs, jene Zahlungen bestritten worden, andererseits in jedem Lande gedenken läßt, ist in allen Ländern ziemlich einerley.

b) Nach Maaßgabe, wie in einem Lande der Ertrag der gesammten Nationalbetriebsamkeit oder die Masse der umzusetzenden Güter zunimmt, wird auch die Baarschaft zunehmen; so wie dagegen, wenn jene abnimmt, ein Theil von dieser auswärts die Anwendungen suchen wird, die daheim nicht zu finden sind.

Was den ersten Satz betrifft, möchte wohl bey reichern Nationen, vermöge des rascheren Geldumlaufs, das Verhältniß der Baarschaftsmasse zum Total aller Zahlungen etwas größer, als bey ärmern, seyn. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, wie man dasselbe für irgend ein Land und für irgend einen Zeitraum genau bestimmen wollte. Und, die Wahrheit zu gestehen, würde, mit wie viel Schimmer auch die Idee davon sich ankündigt, eine genaue Kenntniß desselben wenig brauchbar seyn. Auf jeden Fall geht durch diese Ungewißheit dem zwey-

ten Satze an seiner Richtigkeit überhaupt genommen nichts ab.

Aber das allgemeine Argument, womit H. seine Lehre vom Nichtstande des Geldes beweisen will, ist ganz unstatthaft; es schreibt sich von dem oben (II. 1.) geprüften Axiom her, und kann zum Exempel dienen, wie weit ein falsches Princip den scharfsinnigsten Denker zu Fehlschlüssen verführen kann.

Wenn Großbritannien vier Fünftheile seiner Baarschaft, das wären, wenn man Rose's Angabe *) gelten ließe, gegen 7000 Centner Troygewicht reines Goldes, in einer Nacht verlöre; so würden dadurch alle käuflichen Dinge, was ihren Sachpreis betrifft, nicht die mindeste Aenderung erleiden. Noch immer bliebe z. B. eine Uhr so viel, Holz und Steinkohlen, Wolle und Leder, Taffent und Leinwand werth, wie vorhin. Jede Waare, ihrem Tauschwerthe nach, mit Arbeit gemessen, wäre gegen andere brittische sowohl, als gegen alle Waaren des Auslandes eben so theuer, als zuvor, und könnte mithin auch auf fremden Märkten nicht

*) Siehe oben II.

im geringsten wohlfeiler gelassen werden. Nur die Geldpreise alles Erkäuflichen könnten in sofern sinken, als der Marktpreis des Goldes stiege; aber der möchte wohl nicht viel steigen, weil, was die Nachfrage nach diesem Metall, in Hinsicht auf den dringendsten Bedarf desselben zu Münze, betrifft, diesem Bedarf, bis auf eine unbestimmbare Weite, mit Tausch, mit Papier und mit Kredit oder Zahlungsaufschub abgeholfen werden kann. Zu geschweigen, daß die Britten, nach einem solchen Vorfall, weder vermögend, noch geneigt seyn würden, das Gold weit über seinen Werth zu bezahlen, oder sich mit dem Wiederankauf desselben zu übereilen. Denn man muß nicht vergessen, obschon H. davon schweigt, daß der Verlust von 7000 Centnern Goldes völlig dem Verlust von so viel Gütern jeder andern Art gleich ist, als, ihrem Sachwerth nach, mit dem natürlichen Sachwerth jener Metallmasse überein kommen; nur daß freylich unter allen gleichen Verlusten, der an Metall noch am leichtesten würde zu verschmerzen seyn.

Wenn hingegen die gesammte Baarschaft von Großbritannien in einer Nacht ver-

fünffacht würde, das heißt, nach Rose gerechnet, wenn über 30000 Centner Troygewicht reinen Goldes von selbst entstänben; so bliebe zwar bey diesem Vorfall, nicht minder wie bey dem vorigen, jede Waare, ihrem Tauschwerthe nach, gegen alle andere brittische sowohl als auswärtige Waaren ungeändert, und könnte daher auf fremden Märkten noch immer so wohlfeil, wie vormals, vertauscht werden. Aber jenes Gold, dessen Hervorbringung keine Menschenarbeit gekostet hätte, würde eben darum natürlich wohlfeiler, als alles Gold des Auslandes seyn. Und die Britten könnten daher auch ihre Waaren in der Fremde nicht gegen Gold absetzen, sondern müßten vielmehr ihr Gold dort hinbringen, um es zu veräußern, d. i. Waaren dafür zu kaufen.

Es ist, wie man siehet, keine müßige Grübeley, die Sachpreise alles Erkäuflichen von den Geldpreisen zu unterscheiden, und bey letztern auf den natürlichen Tauschwerth des Metalls zurück zu sehen. Was diesen betrifft; so lieset und hört man oft Aeußerungen, die, gleich den Humeschen hier, vorauszusetzen scheinen, daß Gold und Silber gar keinen Werth habe, als

den ihn Willkühr setzt. Freylich beruht die Nachfrage nach Metall, in sofern sie durch kein eigentliches Naturbedürfniß abgedrungen wird, auf freyer Wahl; obgleich die Menschen, mit dem Silber und Golde, nicht nur den auffallendsten Schmuck und das glänzendste sowohl als dauerhafteste Geräthe, sondern auch das allerbequemste Handelsinstrument, Münze genannt, entbehren müßten. Aber sofern einmal wirklich Nachfrage darnach Statt findet; muß alle Willkühr sich unter das Gesetz der Nothwendigkeit beugen, und für das Metall, wenn es geliefert werden soll, wenigstens den vollen Werth der Arbeit und des Aufwandes, die es selbst gekostet hat, erstatten. Erhöhen kann sie den Preis desselben über diesen Standpunct so weit sie will, aber nicht unter denselben erniedrigen.

3) Hume bemerkt sehr richtig, daß durch Papier die metallne Baarschaft eines Landes vermindert, und sonach unter ihren Richtstand, d. i. unter das Verhältniß, worin sonst die Masse der Zahlungsmittel gegen die Masse der damit umzusetzenden Güter stehen mag, gesenkt wird. Auch stellt er den Vortheil des englischen sowohl,

als insonderheit des schottischen, Bankkredits sehr treffend dar. Aber den Abgang des durch vollgültiges Papier vertretenen Theils von metallner Baarschaft scheint er immer als einen wirklichen Nationalverlust anzusehen. Und das ist derselbe doch in der That nicht unbedingt. Denn wenn England die 12 Millionen Pf. Sterl., die es, nach Hume's Annahme, in eigentlichem Papiergelde (Banknoten) hat, in klingender Münze besitzen sollte; so müßte es, zu dem Behuf, eine Masse von mehr als 2350 Centnern Troygewicht reines Goldes kaufen. Sofern nun der Werth, welcher zum Ankauf dieses Goldes verwendet werden müßte, und der in Lebensmitteln und Gütern aller Art besteht, als Verlag zur Unterhaltung und Beschäftigung productiver Arbeit benutzt würde, brächte er ein wirkliches Einkommen hervor, und vermehrte den Ertrag der Nationalbetriebsamkeit: statt daß derselbe in jene Goldmasse verwandelt, durchaus keinen Ertrag geben, und schlechterdings keinen andern Ertrag geben könnte, als den das Papier eben so gut, und zum Theil noch besser thut.

Was aber die Zettelbanken, bey dem unleugbaren Vortheil, den sie der Betrieb-

samkeit eines Landes gewähren können, gleichwohl überaus gefährlich macht, ist der doppelte Umstand, einerseits, daß die Eigner solcher Banken durch ihr Interesse selbst gereizt werden, den Kredit, welchen sie geben, zu weit auszudehnen, und sonach das Publicum theils unmittelbar, sofern das Papier wegen seiner übermäßigen Menge sinkt, theils mittelbar, sofern einer Menge von verlustvollen Unternehmungen Vorschub geschieht, in Schaden zu setzen: andererseits aber, daß jenem Reitze nicht kräftig genug durch die oberste Gewalt entgegengewirkt zu werden pflegt. Denn, noch kennt die Geschichte keinen Staat, der das Publicum gegen allen Unfug von Seiten der Banken eben so kräftig, durch die Schrecken der Criminalgerechtigkeit, geschützt hätte, als alle Staaten die Banken gegen jeden Unfug von Seiten des Publici zu schützen pflegen; so wie sie auch noch keinen kennt, der, um das thun zu können, sich aller Theilnahme an den Banken enthalten hätte: nur einen kennt sie, der, obgleich Selbstunternehmer einer Zettelbank, noch nie, auch nur nahe an die Gränze der Sicherheit in Ausgebung seines Papiers gegangen ist.

4) Wenn H. sich vorstellt, dadurch, daß ein Theil von der aus den Auflagen erhobenen Baarschaft in den Schatz gelegt und dem Umlauf entzogen würde, müßte alles Erkäufliche wohlfeiler werden; so begeht er denselben Fehlschluß, der schon oben (n. 2.) gerügt worden ist. Durch Verminderung der Baarschaft würde allenfalls der Tauschwerth des Metalls etwas steigen; aber nie könnte dadurch der Tauschwerth irgend einer Waare gegen andere einheimische oder auswärtige Waaren verändert, nie könnte dadurch auf fremden Märkten der Ankauf des Metalls erleichtert; er müßte vielmehr, sofern letzteres aufschlüge, dadurch erschwert werden. Statt des Metalls im Schatze, denke man sich den Vorrath von Waaren, womit dasselbe hat erkauft werden müssen; und sogleich erscheint diese sonst dunkle Sache im hellsten Licht. Wenn also Genz, wie H. für möglich hält, $\frac{2}{3}$ aller europäischen Baarschaft, das heißt, vielleicht funfzigtausend Centner Gold (oder halb soviel, als die Nominalsumme der brittischen Staatsschuld beträgt), sollte an sich ziehen und verschließen können; so müßte es die zum Ankauf solcher Goldmasse erforderliche Menge von Uhren und andern Erzeugnis-

sen seiner Industrie nicht nur hervorgebracht, sondern es müßte sie über den gesammten Bedarf seiner Consumtion sowohl, als seines Wirthschaftsbetriebes erübrigt haben. Nun kann aber überhaupt eine Nation von dem jährlichen Ertrage ihrer gesammten Betriebsamkeit immer nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Theil zum Ankauf von einer an sich betrachtet so wenig nutzbaren Sache, wie Gold anwenden; den allergrößten braucht sie theils zur Bestreitung ihrer Consumtion, theils zur Unterhaltung ihrer Wirthschaftsanstalten; sie mag denselben unmittelbar oder in Sachen des Auslandes, die dafür eingehandelt worden, dazu anwenden: und diesen Theil kann sie nicht wohl vermindern, ohne dadurch jenen zugleich mit zu schwächen.

Alle Argumente gegen das Schatzsammeln laufen blos darauf hinaus, daß es besser sey, einen Vorrath auf irgend einen Wirthschaftszweig zu Gewinnung eines Einkommens anzulegen, als ihn, in Metall verwandelt, fruchtlos liegen zu lassen. Aber wahrlich, wenn der Staat selbst es wäre, der mit den Ersparungen oder Ueberschüssen von seiner Einnahme, statt sie todt in den Schatz zu legen, Bergbau, Fabri-

ken, Handel, oder was sonst für Gewerbe treiben wollte, so möchten Vernunft und Erfahrung die Frage, was besser sey, nicht unbedenklich finden. Wenigstens würden beyde versichern, daß der Staat aus keinem dieser Gewerbe jemals den Vortheil ziehen könnte, den mit gleichem Verlage der Privatfleiß daraus zöge: und zwar würde Vernunft sich auf den einfachen Grund berufen, weil, was, wie man sagt, der Staat thut, in der That nicht er, sondern an seiner Statt andere thun, die, da sie, nicht als Eigner unmittelbar für sich, sondern als Verwalter für einen sehr reichen Herrn (den Staat) das Gewerbe treiben, weder die Sorgfalt, noch den Eifer haben können, welche bey dem Privatbetriebe Statt fänden: Erfahrung aber würde auf die unzähligen Exempel hinweisen, wo der Staat in seinen Gewerben die Concurrenz der Privatindustrie nicht auszuhalten vermochte, sondern sie hemmen, und oft sich eine Kundschaft für seine Erzeugnisse durch Verbote erzwingen mußte. Zu geschweigen des mannigfaltigen Nachtheils, der aus diesen letztern Maaßregeln für die gesammte Nationalwirthschaft sowohl, als für die darauf beruhende

Finanzeinnahme erwachsen muß. Immer also ließe der Staat das Geld, was er blos erhöbe, um es selbst auf Gewerbe anzulegen, besser in den Händen der Nation.

Aber wie es auch um jene Frage stehe, so ist es dagegen gar keine Frage, daß es, in blos staatswirthschaftlicher Hinsicht, vortheilhafter sey, die nun einmal vorhandenen Ueberschüsse von der Staatseinnahme in den Schatz zu legen, als sie auf unproductive Hände zu verwenden; sofern diese alsdann den von Andern erworbenen Vorrath ohne Ersatz verbrauchen, und ihr eigenes Auskommen zu erwerben unterlassen. Zwar fehlt es auch hier nicht an Sophistereyen zu Gunsten der letztern Verwendungsart, durch welche, wie man meint, ein vortheilhafter Geldumlauf entstehe; aber es hält nicht schwer, die Sache in ihrer wahrer Gestalt zu erblicken. Gesetzt, das stehende Heer von vielleicht funfzig tausend Mönchen in Spanien verbrauche jährlich den Werth von fünf Millionen Thaler; so ist nicht der geringste Unterschied, ob diese Menschen jenen Werth unmittelbar in Bedürfnissen, oder ob sie ihn im Gelde, es sey unmittelbar vom Volk,

oder mittelbar durch Dazwischenkunft des Staats, der dieses Geld durch eine Auflage erhübe, und ihnen als Besoldung reichte, bekämen; denn wenn sie gleich dieses Geld durch Ankauf ihrer Bedürfnisse dem Volke wieder gäben; so wäre darum nicht weniger ihre Consumtion ein reiner Abgang von dem Nationaleinkommen, ohne Ersatz und ganz zu Lasten des Volks, welches immer entweder die Bezahlung, oder das Bezahlte, eben so völlig einbüßt, als wenn es ihnen letzteres geradezu umsonst lieferte. Gesetzt dagegen, daß jenes Heer sich auf productive Gewerbe legte, und den angenommenen Werth seiner Consumtion selbst hervorbrächte; so würde, wenn nun gleichwohl der Staat jene fünf Millionen zöge, und in den Schatz verschlösse, der Werth derselben, der im ersten Fall verloren gieng, bleibend erhalten werden. Diese Schlüsse gelten überhaupt von allem Verzehr, welches aus Staatsgehalten bestritten wird, sofern solche für Geschäfte bezahlt werden, die, wie nothwendig, wichtig, ehrwürdig sie seyn mögen, sich gleichwohl in Nichts, wofür ihr Werth wieder zu bekommen wäre, realisiren, und sonach, in dem rein staatswirthschaftlichen Sinne

des Worts, unproductiv sind. Bey diesem Anblick der Sachen sieht man leicht, worin die gerühmte Zauberkraft bestehen müßte, die man der Circulation des durch Auflagen gesammelten und an Staatskostgänger wieder ausgegebenen Geldes zuschreibt. Sie müßte daraus entspringen, daß Geld, umsonst von diesem erhoben, der es für diese Sachen oder Arbeit gelöset hat, jenem gereicht wird, der es für andere Sachen oder Arbeit hingiebt. Wie fern solche Variationen eine Wiedererzeugung des nun einmal ohne Ersatz durch unproductive Consumtion verschwindenden Theiles vom Nationalertrage bewirken können, so einzusehen, daß man nicht was ohne sie, aus andern Ursachen, oder gar was trotz ihnen geschieht, auf ihre Rechnung stelle, ist eins von den hundert staatswirthschaftlichen Problemen, die längst verdienten, von Academien der Wissenschaften als Preisfragen aufgegeben zu werden. *)

*) Es ist merkwürdig, daß A. Smith sich in seinem Werk nirgend umständlich über den sogenannten Geldumlauf erklärt. Ueber ein anderes für sehr wichtig gehaltenes Princip, daß das Geld nicht aus dem Lande gehen müsse, erklärt er sich überaus lehrreich. Siehe Buch II. Cap. 3. seines Werkes vom Nationalreichthum.

In den Staaten, auf die sich Hume zum Beweise seiner Behauptung beruft, konnte das Schatzsammeln darum Statt finden und Fortgang haben, weil in ihnen die Auflagen mäßig, die Anzahl von Staatskostgängern oder unproductiven Händen überhaupt gering, und sonach die Wirthschaftsbalanz, d. i. der Ueberschuß dessen, was diese Nationen jährlich hervorbrachten, über das, was sie verbrauchten, ansehnlich waren; wodurch sie in den Stand kamen, ihr reelles Einkommen fortgehend zu vermehren, und folglich fortgehend Metall zu kaufen.

Uebrigens ist, was diese Beyspiele betrifft, zu merken, daß England unter Heinrich VII. das Mercantilsystem der Staatswirthschaft noch gar nicht kannte; daß Athen seinen Schatz aus Beyträgen der Inseln des Archipels, deren Beschützung es übernahm, sammelte; daß Macedonien, seit mehr denn zwey Jahrhunderten vor dem Perseus, eigenen Bergbau trieb; und daß die Angabe von dem Schatze der Ptolomäer, falls philologische Kritik gegen die Richtigkeit der Zahlen nichts einzuwenden hat, zu Appian's patriotischen Uebertreibungen gehört.

5) Gegen die bekannte Maxime, fremde Waaren mit hohen Auflagen, nicht etwa zum Behuf der Finanzeinnahme, sondern selbst auf Kosten derselben, blos in der Absicht zu belegen, um die einheimische Gewerbsamkeit auf Hervorbringung solcher Waaren hinzulenken, und mittelst mehr oder minder erzwungenen Absatzes im Lande zu vergrößern, erinnert schon H. dasselbe, was nach ihm Adam Smith vollständiger entwickelt hat, daß nehmlich solche Mittel, sofern dadurch theils Verlag und Arbeit von fruchtbarern Anwendungen ab und auf minder ergiebige hingelenkt, theils die Nation, schlechtere Waare theurer zu bezahlen, genöthigt wird, den Gesammtertrag der Nationalbetriebsamkeit im Ganzen und dessen Tauschwerth statt zu vergrößern, in der That vermindern. Diese Verminderung, die, so oft jene Voraussetzung eintritt, unausbleiblich erfolgt, wird zwar, unter dem Einflusse anderer günstigen Umstände meist leicht von einer Nation verwunden; aber immer ist es nöthig, den natürlichen Effect jeder Maxime für sich, und ohne Rücksicht auf die Umstände, durch welche er aufgehoben werden kann, genau zu kennen.

VI.

Nirgend hat sich von jeher die, wie H. sie schilt, engherzige und räckische, oder, wie man lieber sagen sollte, kurzsichtige und unweise Krämerpolitik der Handelsstaaten unverkennbarer gezeigt, als in der Art, wie sie ihre Kolonien und Provinzen behandelten; und vielleicht hat sie auch nirgend mehr Beschämung, als von dieser Seite, erfahren. Man kennt den berühmten Ausspruch des unsterblichen Chatam. Er widersetzte sich den Thoren, die man den amerikanischen Kolonien auflegen wollte, und widerrieth den Krieg: aber, sagte er im Jahre 1774 im Oberhause, wenn diese Kolonien sich einfallen ließen, nur einen Strumpf, oder einen Hufeisennagel zu verfertigen; so wollte ich sie das ganze Gewicht der Macht unseres Vaterlandes fühlen lassen. Und zwanzig Jahre später gestehen alle Britten, was schon dama's ein stiller Weiser (Adam Smith) vorausgesagt hatte, daß gerade durch den Verlust jener Kolonien, der den brittischen Kapitalien eine freyere Anwendung gab, Englands Handel zu einer nie gesehenen Größe überhaupt sowohl, als mit den nordamerikani-

schen Freystaaten anwuchs, mit welchen es einen Verkehr treibt, der vielleicht jetzt schon einträglicher ist, als er je hätte seyn können, wenn diese Staaten unter den mercantilischen Fesseln, die sie als Kolonien tragen mußten, geblieben wären. Und eine ähnliche Beschämung steht dieser Krämerpolitik von Seiten Irlands bevor, wenn der Druck, unter welchem sie dort den Gewerbfleiß hielt, nach der Union aufgehoben werden sollte. Denn nach Maaßgabe, wie dies halbwüste und sehr ärmliche Land *) sich dereinst an Kultur und Reichthum aufnimmt, wird das brittische Verkehr mit demselben an Umfang und Wichtigkeit wachsen, und bald alles übertreffen, was sich durch jene Politik erzwingen oder erschleichen ließ. Auf gleiche Weise werden die alten Provinzen von Preußen eben so

*) Crumpe's Preisschrift über die Mittel, dem Volk Arbeit und Verdienst zu geben, stellt den Zustand dieses Landes, sammt den Ursachen davon, überaus lehrreich dar. Die Armseligkeit geht so weit, daß es in vielen Gegenden daraus an Mahlmahlen fehlt, und daß der aermge Landsmann ganz eigentlich kein Brodt hat, sondern blos von Kartoffeln lebt. Eine von den Hauptursachen der Nationalarmuth ist hier, wie anderwärts, Unfruchtbarkeit des Bodenbesitzes derer, die ihn bauen sollen.

gewiß durch den allmälig anwachsenden Wohlstand der neuen gewinnen, als die Mark Brandenburg durch Schlesiens gestiegenen Wohlstand gewonnen hat. Und würden die Folgen anders seyn, wenn zwischen verschiedener Herren Ländern ein Handelsverkehr Statt fände, der eben so offen, oder, da das nicht seyn kann, der blos durch das Princip des Zoll-Interesse, und nicht nach dem sehr davon verschiedenen Princip der Handelsbalanz geregelt wäre? Die Frage, ob ein Staat nicht lieber einen Anwachs seines Vermögens verschmähen, als ihn auf einem Wege erlangen soll, auf welchem zugleich sein Nachbar sich an Wohlstand, und zwar so aufnimmt, daß die vormalige relative Ueberlegenheit des erstern über den letztern etwas kleiner wird, ist, blos staatswirthschaftlich betrachtet, gar keine Frage, und muß den Epopten der politischen Mysterien überlassen werden.

2) Allerdings kann ein Volk eine günstige Wirthschaftsbalanz (V. 1.) haben, und mittelst derselben seinen reellen Reichthum vergrößern, wenn es auch, wie Japan, sich von der übrigen Welt isolirte, und allem auswärtigen Handel entsagte. Aber

beſſer wird es doch, wenn es unter eben den Umſtänden ſich in Handelsgemeinſchaft ſetzt, fortſchreiten; nicht ſowohl durch den Ankauf von Metall, oder was man die Handelsbalanz nennt, als vielmehr durch den höheren Tauſchwerth, zu welchem es manche ſeiner Güter gegen fremde, die ihm nöthig oder nützlich ſeyn mögen, ausbringen kann.

3) Gegen die Beſorgniß einer Nation, daß ſie, durch den zunehmenden Wohlſtand ihrer Nachbarn, vielleicht gar in den Fall kommen möchte, an dieſe nichts verkaufen zu können, giebt H. den Troſt, die Natur ſelbſt habe durch die Verſchiedenheit des Clima, Bodens und Genies der Völker eine veſte Abhängigkeit unter ihnen geſtiftet: ein Troſt, deſſen Kraft der Leſer nicht genug empfinden wird, wenn er ſich nicht erinnert, daß mittelbar wirklich ein Land mit den entlegenſten Ländern der Welt in Verkehr ſtehen kann, wenn es gleich unmittelbar nur mit Nachbarn handelt. So ſteht Schleſien wirklich in Handelsverkehr durch ſeine Tuche mit China und durch ſein Leinen mit Mexico.

4) Wie viel Sophiſterey dazu gehört, die klaren einfachen natürlichen Grundſätze,

die Hume in diesem und in dem vorigen Versuche über den Handel aufstellt, zu bestreiten, kann man an Steuart sehen; *) einem Schriftsteller, der das gemeine Schicksal hat, eine Zerstückelung seines Gegenstandes mit einer Analyse desselben, und einzelne, beym ersten Anblick sich darbietende, Wahrnehmungen mit wirklich aus der Natur der Sache aufgefaßten Principien zu verwechseln.

VII.

1) Eine Auflage auf Bedürfnisse des gemeinen Volks, sagt Hume, wird eine von den drey Folgen nach sich ziehen, daß der Arbeiter entweder in seiner Lebensart sich einschränkt, oder durch Erhöhung seines Lohnes die Last von sich abwälzt, oder seinen Fleiß vermehrt, und dadurch, ohne Lohnserhöhung, eben so viel erwirbt, und auf eben den Fuß lebt, wie zuvor. Dieser dritte Fall, meint er, müsse natürlich eintreten, wenn die Auflagen allmälig,

*) Principles of political Economy. B. II. chapt. 29.

und auf keine Nothwendigkeiten gelegt, und, überhaupt genommen, mäßig seyen. Aber das sind die Erfoderniße nicht alle. Der Arbeiter muß überdem, weder durch Mangel an Nachfrage, noch durch Mangel an Zeit gehindert werden, seine Arbeit zu erweitern. Das erste ist klar. Denn wie sollen Fabricanten und deren Gehülfen ihren Fleiß erweitern, wenn sie für die Erzeugnisse ihres Fleißes keinen Absatz finden? Wie sollen es diejenigen Gewerbsleute, deren Beschäftigung an sich von begränzter Nachfrage ist, wie Bäcker, Schneider und dergleichen? Das Andere ist für sich einleuchtend. Denn wenn Gesinde, Gesellen, Taglöhner und Arbeiter überhaupt nach Zeit bezahlt werden, und schon alle ihre Zeit veräußert oder besetzt haben, so findet für sie keine Möglichkeit Statt, ihren Fleiß zu erweitern, um mehr zu verdienen. Recht auffallend siehet man das in theuren Jahren; wo, diejenigen Arbeiter ausgenommen, welche Sachen liefern, die von unentbehrlichem Gebrauch sind, und zu deren Verfertigung eine besonders erlernte Geschicklichkeit gehört, die meisten übrigen, und zumal die gemeinen Handarbeiter, trotz allem Eifer ihren Fleiß zu erweitern,

kaum die gewöhnliche Beschäftigung, um den dann verhältnißmäßig allemal geringern Lohn, finden können, und sonach darben müssen. Es tritt also, öfter wie man nach Hume denken möchte, statt des dritten Falls der erste ein; und vollends bey hohen auf Lebensbedürfnisse gelegten Auflagen, die wie eine Theurung wirken, fast immer.

2) Die Frage, von wem eine Steuer, wer sie auch bezahlen mag, zuletzt unabwendlich getragen werde, gehört zu den wichtigsten in der Finanzwissenschaft. Mit seiner gewöhnlichen Klarheit und Gründlichkeit zeigt Adam Smith, *) daß Auflagen auf Lebensnothwendigkeiten, deren Begriff er scharf bestimmt, allemal auf die vornehmeren Volksklassen mit verstärkter Last zurückfallen, obgleich sie den niedrigern zugedacht waren. Denn wenn, kraft solcher Auflagen, der Lohn steigt; so werden sie von den Consumenten der Waaren, die das Erzeugniß der Arbeit sind, bezahlt; wenn er hingegen nicht steigt, oder gar sinkt, weil die Nachfrage nach Arbeitern, mithin die Anzahl der Arbeiter, und folg-

*) Vom Nationalreichthum, Buch V. Cap. 2. Artikel. 2. Hauptst. 4.

lich der jährliche Ertrag der Nationalgewerbsamkeit, das heißt, der Fonds, aus welchem alle Abgaben bezahlt werden, sich vermindert; so wird selbst der sinkende Lohn doch immer, vermöge der Auflage, sich über dem Punct halten, auf welchen er, bey gleich schwacher Nachfrage, sonst (wenn nehmlich die Auflage nicht Statt hätte) stehen würde; und diesen Aufschlag sammt dem Profit, der denen, die ihn vorschießen, gebührt, bezahlen am Ende doch die andern höheren Volksklassen.

3) Ist es wahr, daß physischer Mangel die Menschen betriebsamer macht, als Aussicht auf Genuß?

Jener ohne diese wirkt wohl Mühwaltung, aber nicht Betriebsamkeit; sonst müßten die Menschen am Dnepr und Don betriebsamer, als am Delaware und Ohio seyn. Die Plätze, auf die sich Hume zur Bestätigung seines von Montesquion entlehnten Satzes, daß Handel immer am schönsten in unfruchtbaren Ländern blühte, beruft, waren von der Natur, obgleich in anderm Betracht meist kärglich, doch gerade zum Handel vortrefflich durch ihre Häfen und Lage und Umgebungen ausgestattet. Wozu noch kam,

daß sie, eben dieser Umstände wegen, und zum Theil verschmäht vom Despotismus, der fruchtbare Gegenden verzieht, früh einer Verfassung genossen, die Eigenthum und Gewerbsfreyheit sicherte, Kapitalien aus minder sichern Plätzen hinlockte, und sonach durch auswärtigen Zuwachs nicht minder, als durch inneren Fleiß, den Wirthschaftsverlag vergrößern, und dessen Anwendung erweitern half. Siehet man doch auch gebirgichte von der Natur am wenigsten zum Wohnsitz für Menschen bestimmte Striche oft an Volksmenge und Betriebsamkeit vor den fruchtbarern Ebenen ausgezeichnet, blos weil sie verschont vom Feudalismus blieben, unter welchem diese erlagen; und hob sich doch selbst Island im Mittelalter blos durch seine Gesetze zu einem Wohlstande, wie es ihn später hin nie wieder erreichte.

Ueberhaupt ist auf die Frage: warum ein Volk nicht betriebsam sey, die Antwort, daß es nicht wolle, und zwar wie H. hier meint, darum nicht wolle, weil es nicht Noth leide, höchst seicht. Wenige mißgeborne oder verdorbene Individuen abgerechnet, wollen gewiß alle Menschen ihren Zustand verbessern; und wenn man nun gleichwohl an ihnen wenig Betrieb-

samkeit ſiehet; ſo iſt vor allen Dingen die Frage, ob ſie auch dazu Befugniß, ob ſie dazu Verlag, ob ſie davon Vortheil haben: denn nichts in der Welt iſt natürlicher, als daß ſie nicht wollen, wenn ſie nicht dürfen, nicht können, und es ihnen nicht lohnt. Geht man mit dieſem Leitfaden in der Hand die drey großen Gewerbarten eines Volks, Landbau, Fabrication und Handel durch, und erforſcht die in Hinſicht auf ſelbige Statt habenden Einrichtungen; ſo wird man bald finden, woran es liegt, daß Betriebſamkeit fehlt. Nur ſofern jene Erforderniſſe, ohne welche kein Wollen Statt haben kann, wirklich vorhanden ſind, mag man den Willen anklagen.

4) Die unter Conſtantin im Finanzweſen des römiſchen Reichs vorgegangene Veränderung und die beſondere Beſchaffenheit der ſogenannten allgemeinen Kopfſteuer, unter welche alle Arten von Abgaben zuſammengefaßt wurden, kann man aus Gibbon *) kennen lernen. Es war dieſe Abgabe nicht eigentlich eine wirkliche Kopfſteuer; aber ſie hatte alles Willkühreliche

*) Hiſtory of the Roman empire. Vol. III. ch. XVII.

und Unterdrückende an sich, was H. ihr zuschreibt.

5) Die brittischen Finanzeinkünfte schon durch ihre Größe alle Welt in Erstaunen. Aber was manche Personen wohl noch weit mehr befremden mag, ist die sonderbare Erscheinung, daß drey Klassen von Einnahmequellen, die in den meisten Ländern des europäischen Continents für die wichtigsten und unentbehrlichsten angesehen werden, in England gänzlich fehlen. Es giebt nehmlich dort a) keine Domänen; b) so gut wie keine Regalien; und c) gar keine Auflagen auf die gemeinsten und nothwendigsten Speisewaaren. Nehmlich der geringe Ueberrest von den ehemals ansehnlichen Domänen, der unter Georg II. nur noch 5641 Pfund Sterl. jährlich eintrug, und theils aus Erbzinsgütern, theils aus Forsten, theils aus verpachteten Ländereyen, Häusern, Mühlen, bestand, ist seit 1762 von der Krone, gegen eine veste Summe, an die Nation abgetreten, und mag von der 1786 ernannten Commission (dem einzigen Schattenbilde einer Art von Domänenkammer) wohl schon meist in Privateigenthum verwandelt worden

seyn. *) In Hinsicht auf die Regalien, braucht man, was Blackstone davon als noch vorhanden aufführt, **) nur näher zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß wirklich in England so gut wie gar kein Bergwerks-, kein Forst-, kein Jagd-, kein Münz-, kein Post-, kein Wasser-, am wenigsten ein Mühlenregal, und gar kein ausschließender Staatsbetrieb irgend einer Gattung von Fabrication oder Handel Statt habe. Was die Steuern betrifft; so sind alle Fleischwaaren, alle Gemüse und Gartengewächse, und alle Getraidearten und Feldfrüchte, sammt den daraus bereiteten Speisewaaren, durchaus von allen Abgaben, unter welchen Namen man sie auch suchen mag, überall frey. Aber noch mehr möchten wohl Manche, denen die Ausschließung aller dieser, und zumal der letztern Klasse von Finanzeinnahmequellen, als ein Fehler des brittischen Finanzwesens vorkommen mag, sich verwundern, wenn sie einen der

*) Blackstone commentaries on the laws of England, B. I. ch. 8. (edit. XI. 1791.) p. 286. Ob die Commission noch besteht, weiß ich nicht.

**) Ibidem. Das ganze 8te Capitel des ersten Buchs.

einsichtsvollen Britten versichern hören, daß gerade darum nur, weil diese Quellen und besonders die letztere nicht Statt finden, Großbritannien so erstaunliche Einkünfte zu erheben im Stande ist. Vielleicht würde sich bey einer scharfen Vergleichung des brittischen Abgabensystems mit den Systemen anderer Länder finden, daß die Staatslasten in Großbritannien von den verschiedenen Einwohnerklassen in einem genauern Verhältnisse zu ihrem Vermögen und Wohlleben getragen werden, und der Privatgewerbsamkeit in allen ihren Bestrebungen weniger Eintrag thun, als sonst wo in Europa. *)

*) Aus Sinclair's history of the public revenue ist eine kurze Darstellung des brittischen Abgabensystems, nach dem Etat von 1788. in dem Göttingischen historischen Magazin (Band VIII. Stück 4. 1791.) eingerückt. Unter vielen andern Merkwürdigkeiten jenes Systems ist die gewiß auffallend, daß man, statt der Hunderte von accisbaren Artikeln in andern Ländern, dort nur etwa 15 findet, die eigentlich Accise (verschieden von Stempelabgaben und Freyscheinen oder licenses) tragen: eine Einrichtung, die Adam Smith sehr rühmt, und auch beym Zollwesen einzuführen empfiehlt.

VIII.

1. Die Welt iſt wohl noch zu jung, ſagt H. an einem andern Ort, um viele politiſche Wahrheiten veſtzuſetzen, die bis auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft noch immer richtig bleiben werden. Wenn das von irgend einem politiſchen Gegenſtande gilt; ſo muß es gewiß vom Staatscredit gelten, der ein Phänomen der neueſten Zeiten iſt. So wie es überhaupt viel minder ſchwer fällt, Irrthümer, die in Erklärung eines Phänomens begangen werden, aufzudecken, als die wahre Natur deſſelben einzuſehen; ſo iſt es auch hier; indeſſen hat ſich immer die Entdeckung der Irrthümer als ein vorzügliches Mittel zur Erforſchung der Wahrheit bewährt.

2. Hume, indem er den öffentlichen Credit, nach ſeinen Folgen, theils für Nationalwirthſchaft, theils für Staatsverfaſſung unterſucht, kann an demſelben, in letzterer Hinſicht, gar keinen, und in erſterer nur einen einzigen Vortheil entdecken, der darin beſteht, daß die Stocks, weil ſie, vermöge ihrer leichten Uebertragbarkeit, faſt wie Baarſchaft zum Betriebe aller kaufmänniſchen Geſchäfte

dienen, und doch zugleich, selbst während sie unangewandt liegen, immer Zinsen tragen, den Handel, und mittelst desselben Gewerbsamkeit überhaupt befördern. Aber zu geschweigen, daß selbst dieser Vortheil nicht ganz rein ist (siehe unten 3. L); so tritt gegen denselben allemal mit jeder Staatsanleihe, sofern sie wie gewöhnlich auf Krieg oder unproductive Geschäfte verwendet wird, für die gesammte Nationalwirtthschaft ein Schaden ein, der nicht geringer ist, als die Vernichtung des Kapitals oder Werths der Anleihe selbst. Denn, schickt man das angeliehene Kapital zur Besoldung von Truppen und zum Ankauf von Kriegsbedürfnissen in die Fremde; so zweifelt niemand, daß es für die Nation verloren gehe. Wird hingegen im Lande zu solchem Behuf das angeliehene Geld ausgegeben; so geht darum nicht weniger die Valuta, welche für dasselbe erkauft wird, und welche, wenn sie auf productive Arbeit angewandt worden wäre, sich bleibend erhalten und zugleich ein Einkommen geliefert hätte, ohne Ersatz verloren: eine Wahrheit, die, vor Adam Smith, niemand recht deutlich eingesehen zu haben

scheint. Selbst H. läßt sie mehr errathen, als daß er sie wirklich sagte.

3. Was aber die besondern fünf Nachtheile betrifft, die er der brittischen Staatsschuld, in Hinsicht auf Nationalwirthschaft, beymißt; so hat

A. London's Vergrößerung wirklich mit dem Anwachs der Staatsschuld ziemlich Schritt gehalten. Die Anzahl der Einwohner mochte zu der Zeit, als Hume schrieb, etwa 600000 seyn, und jetzt wird sie auf 1250000 geschätzt. *) Auch ist seine Vorhersagung, daß die Stockhalter, deren Eigenthum das unzuverläßigste von der Welt ist, bey der ersten Gefahr, womit etwa die Regierung bedroht werden sollte, ihr beyspringen und sie unterstützen würden, recht auffallend eingetroffen. Aber

B. die Vorstellung, als ob die Preise aller käuflichen Dinge in eben dem Verhältniß aufschlagen müßten, wie durch die vermehrten Stocks, weil sie eine Art von

*) Siehe Colquhoun's treatise on the police of the metropolis. Edit. V. 1797. pag. 37. Ein Werk das einen überaus wichtigen Beytrag zur Geschichte der Menschheit abgiebt, und wovon in der Baumgartnerischen Buchhandlung in Leipzig eine deutsche Uebersetzung erschienen ist.

Papiergeld sind, die Masse der Zahlungsmittel gegen die Masse der käuflichen Dinge größer wird, ist, so weit sie auf dem oben geprüften Axiom beruht, ganz unstatthaft. Nur in sofern als der Anwachs der Nationalcasse ein Uebergewicht der Nachfrage nach Arbeit und Waaren über deren Lieferung hervorbringt, kann derselbe ein Steigen des Lohns und der Preise bewirken. Und von diesem Steigen muß man durchaus unterscheiden theils den nominalen Aufschlag, der aus dem Sinken des Sachpreises der Zahlungsmittel, theils den reellen Aufschlag, der aus einer Zunahme des Sachpreises der Waaren entspringen kann (siehe III. 1.). Dagegen ist es gewiß,

C. daß die zur Bezahlung der Staatszinsen erfoderlichen Abgaben, sofern sie auf Lebensbedürfnisse gelegt werden, allemal entweder eine Bedrückung der arbeitenden Volksklassen, oder eine Erhöhung des Arbeitslohnes nach sich ziehen werden. Und auch dergleichen Abgaben sind in England allerdings schon vorhanden; wohin vornehmlich die von Seife, Leder, Steinkohlen und Lichtern gehören. Zu geschweigen, daß durch verschiedene an-

dere, die auf Wirthschaftserfodernissen liegen, z. B. auf Ackerpferden und Wagen, die Productionskosten und folglich auch die Preise selbst der gemeinen Eßwaaren, welche sonst von allen Accisen frey sind, etwas erhöhet werden mögen. *)

D. Den auswärtigen Inhabern seiner Stocks ist Großbritannien zinsbar im eigentlichsten Sinne des Worts: und wenn es gleich minder nachtheilig ist, z. B. eine Million Pfund Sterl., die nun einmal, durch Anwendung auf Krieg, vernichtet werden soll, zu vier Procent aus der Fremde zu leihen, und dafür jährlich 40000 Pf. Sterl. hinauszuschicken, als sie im Lande, wo damit 50000 Pf. Sterling erworben werden können, aufzunehmen; so ist doch jene Zinsbarkeit gewiß nicht vortheilhaft, und kann es auch durch eine noch so günstige Handelsbalanz, das ist, durch einen noch so großen Ankauf von Metall nimmer werden.

E. Gegen Hume's letzte Klage, daß die Stocks das gewerblose Leben, auf Kosten

*) Die Anklage auf Pferde billigt indessen der durch seinen Eifer für die Beförderung der Landwirthschaft berühmte H. Sinclair, weil dadurch die Rindviehzucht begünstigt werde.

der Nationalwirthschaft, befördern, pflegt man mir zwey Argumenten aufzutreten, die jene Klage wenig treffen.

Denn wenn man erstens sagt, die Eigner von Kapitalien seyen eben so nützlich, als die von Häusern und Ländereyen; so übersieht man den mächtigen Unterschied, der zwischen einem Stockgläubiger und einem Privatgläubiger obwaltet. Der letztere zieht seine Zinsen von Personen, die sein Kapital empfangen haben, und, was gemeiniglich der Fall ist, damit noch mehr, als die Zinsen, die sie ihm zahlen, erwerben: jener zieht seine Renten von Personen, die nichts von ihm besitzen, und die aus ihrem eigenen Kapital, und nicht aus dem seinigen, welches vernichtet ist, dasjenige schöpfen müssen, was sie für ihn aufbringen. In dem Betracht sind die brittischen Staatscreditoren, genau zu sprechen, nicht Eigner von Kapitalien; sie sind weiter nichts, als Eigner von (immerwährenden oder terminabeln) Annuitäten, mit der Befugniß, solche nach Belieben zu verkaufen. Es interessirt sie, blos als Stockhalter betrachtet, die Bewirthschaftung dieses oder jenes besondern Grundstücks, und die Benutzung dieses oder jenes besondern

Verlages nicht im mindesten. Und Smith hat daher wohl Recht zu sagen, daß, wenn den Eignern der Ländereyen und Kapitalien, dieser zwey großen Urquellen alles öffentlichen sowohl als privaten Einkommens, immer mehr von ihren Einkünften entrissen, und an die Staatsgläubiger übertragen wird, nothwendig am Ende daraus Verfall der Landwirthschaft und Abnahme der Kapitalien erfolgen müssen.

Nicht viel besser ist es mit dem zweyten Argument bewandt, wenn man sagt, daß jede Staatsanleihe die Kapitalisten schon vorfinde, und nicht schaffe. Denn fast eben so gut könnte man sagen, die Lotterie finde die Spieler schon vor, und schaffe sie nicht. Die Banken, welche mit dem Minister einen Contract über eine Anleihe schließen, besitzen nicht selbst das Geld dazu, sondern rechnen darauf, es von Käufern der neuen Stocks einzunehmen; und Käufer würden sich wohl nicht so häufig finden, wenn sie nicht durch mehr als einen Reiz angelockt würden. Denn abgesehen von dem Reize, den schon die bloße Möglichkeit durch das Steigen der Stocks zu gewinnen für Viele hat, finden noch drey andere Anlockungen zum Stock-

Kauf Statt; nehmlich das in Staatsfonds angelegte Eigenthum kann nicht mit Arrest belegt werden; die Uebertragung der Stocks von einem Besitzer auf einen andern geschiehet durchaus frey von allen Abgaben und Gebühren; und nur nicht an demselben Tage kann ebenderselbe Stock, aber sonst kann jeder wöchentlich dreymal, und, wenn er aus einer der zwey Klassen ist, die für sich allein fast zwey Drittheile der ganzen Nationalschuld ausmachen, gar viermal an neue Acquirenten übertragen werden. *) Es wäre viel, wenn bey diesen Vortheilen, welche die Anlegung der Kapitalien auf Stocks vor der Ausleihung derselben an Privatpersonen hat, nicht manchem Schuldner Kapitalien, die er einträglich benutzt, gekündigt, und manchem Gewerbsmann und Landwirth Kapitalien, die sie suchen und auf Erweiterung und

*) Siehe: The stocks examined and compared, or a guide to purchasers in the public funds, by W. Fairman. Edit. III. 1798. p. 5, 6, 8. Was die Exemtion vom Arrest betrifft, so findet nur in gewissen Fällen Hülfe dagegen vor dem court of chancery Statt. Selbst wenn ein Bankerottirer sich weigert, Stocks, die ihm zugehören, an seine Gläubiger zu übertragen, ist nichts gewöhnlicher, als eine Verfügung des Großkanzlers nöthig, die Uebertragung zu bewirken.

Verbesserung ihrer Wirthschaft anwenden würden, verweigert werden sollten, oder wenn nicht mancher reiche Farmer durch die Gelegenheit sein Kapital in den öffentlichen Fonds, im Handel, in Zuckerplantagen und Lieferungsentreprisen besser wie im Ackerbau zu nutzen, sich verführen lassen sollte, die erstere Anwendung der letztern vorzuziehen. Und wenn Lord Aukland in der jetzigen Parlamentssitzung im Frühjahr 1800 sagt, Englands Volksmenge sey dem Landbau so vorgeschritten, daß der Bodenertrag nicht mehr zur Ernährung der Nation hinreiche; so möchte man, da der brittische Landbau, bey aller Vortrefflichkeit, doch im Ganzen noch bey weitem nicht sein Maximum erreicht hat, fast in Versuchung kommen, dies neue Ereigniß (denn vor dem amerikanischen Kriege fand in England selten Einfuhr, aber öfters starke Ausfuhr des Getraides Statt) sich dadurch zu erklären, daß von dem nun einmal doch immer begränzten Total aller brittischen Kapitalien kein verhältnißmäßiger Theil zur Landwirthschaft hingegangen, sondern das Meiste theils vom Handel angezogen, theils von den Stocks verschluckt worden ist.

4. Was den Einfluß des öffentlichen Kreditſyſtems der Britten auf die Verfaſſung ihres Staats betrifft; ſo iſt leicht zu denken, daß die Nationalſchuld nimmermehr dermaaßen angewachſen ſeyn würde, wie man ſie jetzt ſiehet, wenn ihr Anwachs dem Intereſſe der vollziehenden Macht ſo zuwider wäre, als er demſelben günſtig iſt. Und über dieſen letzten Punct höre man nicht die loſen Abſprechungen eines kecken Amerikaners, Paine, ſondern die gründlichen Aeußerungen eines überaus loyalen, von der Hofparthey ſelbſt hochgeachteten, und in allem Betracht wahrhaft ehrwürdigen Britten: „Unſere Nationalſchuld und die zur Verzinſung derſelben erfoderlichen Auflagen, ſagt Blackſtone, *) haben in die executive Schale der Regierung ein Gewicht von Macht geworfen, von welchem ſich wohl nicht denken läßt, daß unſere patriotiſche Vorfahren daſſelbe zur Abſicht gehabt. Sie kämpften glorreich um die Abſchaffung des damals furchtbaren Theiles der Krongerechtſame, und durch einen unbegreiflichen Mangel an Vorausſicht ſetzten

*) Commentaries on the laws of England. B. I. ch. 8. (edition XI. p. 557.)

sie dies System an dessen Stelle. Die der Krone überlassene Einsammlung und Handhabung eines so gewaltigen Einkommens hat eine solche Menge von neuen Officianten erzeugt, die nach königlichem Wohlgefallen angestellt und abgesetzt werden, daß sie den Einfluß der Regierung in alle Winkel des Landes verbreitet haben." Darauf geht er die verschiedenen Klassen dieser Officianten durch, bemerkt die Entbehrlichkeit von manchen, deren Geschäfte füglich mit andern sich zusammenziehen ließen, wenn es nicht darum zu thun wäre, das Personale zu vergrößern; und fährt fort: „Alle diese werden mittelbar oder unmittelbar von der Krone angestellt, und sind nach Belieben, ohne Angabe irgend eines Grundes, absetzbar (removable); woraus leicht einzusehen ist, was für einen ausgedehnten Einfluß sie jener Macht geben müssen, von welcher sie in Absicht ihres Unterhalts abhängen. Dazu nehme man noch die häufigen Gelegenheiten, besondere Gunst durch Vorzug bey Anleihen, Subscriptionen, Vorschüssen, Rimessen und andern Geldgeschäften, zuzuwenden, wodurch jener Einfluß natürlich zunimmt, und zwar auf Personen, deren Anhänglichkeit wegen ihres

Reichthums oft am wünschenswerthesten ist. Alles dies ist die natürliche, obzwar vielleicht unvorhergesehene, Folge davon, daß man unsere Kreditfonds gestiftet und zu deren Aufrechthaltung unsere immerwährende Taxen eingeführt hat." Ein schöner Commentar über Hume's Ausspruch, daß es wenig Klugheit erfodert haben würde, gleich beym ersten Anfange des Fundirens, aus der Natur der Menschen und der Minister vorauszusagen, wie weit es damit gehen würde.

Da in eben dem Maaße, wie die Staatsschuld zunimmt, die vollziehende Gewalt an Macht gewinnt; und da bekanntlich Macht wieder Macht giebt; so schloß daraus sehr natürlich H. auf zwey Folgen, erstens, daß dereinst die Staatsschuld bis zur Erschöpfung des Kredits, oder bis zur Unerschwinglichkeit der erfoderlichen Taxen getrieben werde, und zweytens, daß dann die brittische Constitution den von ihm anderwärts sogenannten schönen Tod sterben, nehmlich in eine völlige Alleinherrschaft sich auflösen würde. Beyde Folgen sind noch nicht eingetroffen. Aber haben sich nicht schon von beyden starke Symptome gezeigt? Hat

nicht, was die erſtere betrifft, bey dem Antrage auf die Einkommenſteuer der Miniſter ſelbſt geſtanden, daß es mit den Anleihen auf dem gewöhnlichen Wege des Fundirens nicht mehr fort wolle? Iſt nicht durch eben die Einkommenſteuer eine Beſchatzung der Annuitäten, wie H. voraus ſah, eingetreten, obgleich alle Parlamentsacten, wodurch die verſchiedenen Anleihen genehmigt worden ſind, ausdrücklich ſagen, „daß die reſpective dafür zahlbaren Annuitäten frey von allen und jeden Taxen und Abgaben ſeyn ſollen?“ Und was die zweyte Folge betrifft, iſt nicht (anderer Neuerungen zu geſchweigen) durch die Grenville's-Acte das in einem Grundgeſetze der Conſtitution (bill of rights) klar ausgedrückte Petitionsrecht der Britten faſt bis zur Vernichtung beſchränkt? Und ward nicht bey der diesjährigen Suſpenſion der Habeas-corpus-Acte, die nun ſchon ſeit vier Jahren nicht gilt, und die gleichwohl Blackſtone *) für wichtiger, als die magna charta ſelbſt, und für das große Bollwerk der brittiſchen Conſtitution erklärt,

*) Commentaries on the laws of England. B. IV. ch. 33. p. 438.

vom Minister geäußert, daß er beständig auf abermalige Suspendirung antragen werde, bis etwas geschieht, das schwer abzuwarten ist? Wie nöthig, in Betracht der heillosen politischen Gorgo, die jenseit des Kanals ihr gräßliches Antlitz zeigte, diese Maaßregeln auch immer seyn mögen; so würden sie doch, ohne das stehende Heer von Stockhaltern und überhaupt ohne den mit der Staatsschuld gewachsenen Einfluß, wohl kaum so weit getrieben, oder so leicht durchgesetzt worden seyn; und in sofern geben sie allerdings Belege für die Richtigkeit von Hume's Muthmaaßung ab.

Auch sind die Gründe, aus welchen er unter den drey Arten des Kredit-Unterganges, die eine am wahrscheinlichsten findet, so wie die Gründe, aus denen er eine baldige Apocatastasis des Kredits prophezeiht, wohl schwer zu bestreiten. Indessen giebt es so viele Methoden, mit guter Art Zahlungen einzustellen, und sich mit den Kreditoren abzufinden, daß es manchmal unartig wäre, einen solchen Vorfall mit dem harten Ausdruck des Bankerotts zu belegen: und dergleichen Methoden wird gewiß die Regierung allemal vorziehen.

Aber läßt sich nicht von den wichtigen Finanzverbesserungen, welche von dem jetzigen Minister gemacht worden sind, mit Grunde erwarten, daß Hume mit seiner Prophezeihung werde zu Schanden werden? Wir wollen sehen. Die Verbesserungen bestehen wesentlich darin, daß der Minister sich von der Nation, außer allem dem, was sie sonst schon trägt, und was natürlich mit dem Fortgange des Krieges immer zunimmt, noch besonders ersteus 1200000 Pf. Sterl., und zweytens $\frac{1}{100}$ des Betrages der seit 1793 gemachten Anleihen in die Hand geben läßt; für welches Geld er Stocks kauft, nicht um sie zu vernichten, sondern um sie zu behalten, und mit den Zinsen, die er dafür, gleich jedem andern Stockhalter, von der Nation zieht, mehr Stocks zu kaufen. Wenn er auf solche Weise zu kaufen ununterbrochen fortfährt; so wird er, was blos die Operation mit dem zweyten der angeführten Mittel betrifft, nach 10, 15, 20 Jahren, sich in dem Besitze einer Masse von Stocks finden, die respective fast einem Achttheil, einem Fünftheil, einem Drittheil der seit 1793 gemachten Anleihen, jede von dem Zeitpunct, da sie gemacht wurden, an gerechnet, gleich

seyn werden, vorausgesetzt, daß während der Zeit der Cours der sogenannten Dreyprocent-Stocks immer auf 75 steht. Stände er höher; so würden die während jener Zeiträume aufgekauften Massen von Stocks noch kleiner seyn; so wie auch die Operation mit dem erstern der angeführten Mittel, nehmlich mit den jährlich empfangenen 1200000 Pf. Sterl. nur einen kleineren Theil von der gesammten Masse aller schon vor 1793 errichteten Stocks, in den genannten Zeiträumen, dem Minister verschaffen würde. Kann man annehmen, daß Großbritannien, nach Beendigung dieses Krieges, auch nur 15 Jahre lang im Frieden, selbst wenn es ihn halten wollte, werde gelassen werden? Und wird dann nicht im nächsten Kriege der Minister das Fünftheil aller Stocks, in dessen Besitz wir ihn uns gedenken wollen, wieder verkaufen, oder was auf eins hinausläuft, so viel neue Anleihen machen müssen, daß, wenn er auch jenes Fünftheil vernichtete, gleichwohl mehr wie dasselbe wieder an dessen Stelle träte. Zu geschweigen, daß selbst im Frieden theils außerordentliche Ausgaben, wie wegen der Mißerndten 1795 und 1799, theils Defecte in den etatmäßi-

gen Einkünften vorfallen können, die der Minister nicht anders bestreiten und decken kann, als wenn er entweder seine Stocks angreift, oder neue Anleihen macht, oder alles, was er bedarf, geradezu durch neue Auflagen erhebt.

Alle Finanzverbesserungen, durch welche wirklich der Bankerott entfernt werden soll, müssen darin bestehen, daß das Verhältniß des Nationalwirthschafts-Ertrages zu dem Staatsaufwande gebessert werde, entweder durch Vergrößerung des erstern, oder durch Verminderung des letztern. Eine Verminderung der öffentlichen Lasten findet bey den gerühmten neuen Finanzverbesserungen in Großbritannien, wie gezeigt worden, so bald noch nicht Statt. Aber eine Vergrößerung des Nationaleinkommens hat, in diesem Kriege und sogar durch denselben, trotz der zunehmenden Lasten Statt gehabt. Aber gewiß ist es doch wohl weniger der reelle Wirthschaftsertrag selbst, als vielmehr der Tauschwerth desselben, was sich vergrößert hat. Nicht sowohl die Anzahl der Arbeiter und ihre Wirksamkeit, als vielmehr die Geldpreise der Güter, welche die Britten zu veräußern haben, sind, durch die besondern Umstände dieses Krieges, die ihnen ein

Monopol zuwandten, gewachsen. Und so wie dieser hohe Tauschwerth, so lange jene Umstände währen, einer wirklichen Vergrößerung des reellen Wirthschaftsertrages gleich gilt, so muß auch die Erniedrigung jenes Tauschwerths, die mit dem Frieden nicht nur eintreten, sondern vielleicht weiter als vor denselben gehen wird, einer wirklichen Abnahme desselben gleich gelten. Wiefern das brittische Volk auch dann noch immer, ohne seinen Wirthschaftsfonds anzugreifen, jene unermeßliche Masse von Abgaben, die es liefern soll, ununterbrochen werde erschwingen können; das läßt sich aus Vergleichung dieser Masse mit dem Total alles Einkommens nicht wohl beurtheilen, wenn man nicht weiß, wie viel von diesem letztern eigentlich disponibles, d. i. unbeschadet des Bestandes der Volksmenge und des Betriebs der Nationalwirthschaft, zu öffentlichen Abgaben anwendbares Einkommen sey. Denn so wie der Minister bey seiner Einkommensteuer nicht etwa beliebt, sondern durch die Natur der Dinge sich genöthigt gesehen hat, alles Einkommen, sofern es unter 200 Pf. Sterl. bis auf 60 herab jährlich für ein Individuum beträgt, respective von 10 bis

auf ½ Procent abnehmen, und alles Einkommen, unter 60 Pf. Sterl. jährlich für ein Individuum, ganz steuerfrey zu lassen; obgleich das Total von diesem letzteren einen überaus großen Theil des gesammten Nationaleinkommens betragen muß; so müßte man auch, wenn man die Kräfte der brittischen Nation gegen ihre Lasten schätzen wollte, nicht nur alle die Gewichte von Kraft, die blos zur Erhaltung des Beharrungsstandes nöthig sind, abrechnen, sondern auch jedes gleiche Gewicht in eben dem Verhältnisse geringer schätzen, als es näher an dem Unterstützungspuncte des Hebelarmes hängt.

Druckfehler
in David Hume's politischen Versuchen.

Seite 36 Z. 5 von unten fängt mit Ein ein neuer Absatz an.
— 57 Z. 6 v. u. setze nach Mächten hinzu: sofern nemlich bey diesen der Werth des Geldes höher ist.
— 62 Z. 4 v. u. st. Zähler l. Kassierer.
— 81 Z. 2 v. u. st. beruhet l. beruhen.
— 96 Z. 2 streiche das Wort Profit aus.
— 115 Z. 10 st. Feinde l. Fremde.
— 240 Z. 5 st. aller l. alter.
— 313 Z. 14 st. so nahe l. der Vollkommenheit so nahe.

Vermischte

Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andre wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Achter Theil.

Königsberg,

in der Universitäts-Buchhandlung.

1819.

Das Leben

des Professor

Christian Jacob Kraus,

öffentlichen Lehrers der praktischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg,

aus

den Mittheilungen seiner Freunde und seinen Briefen.

Dargestellt

von

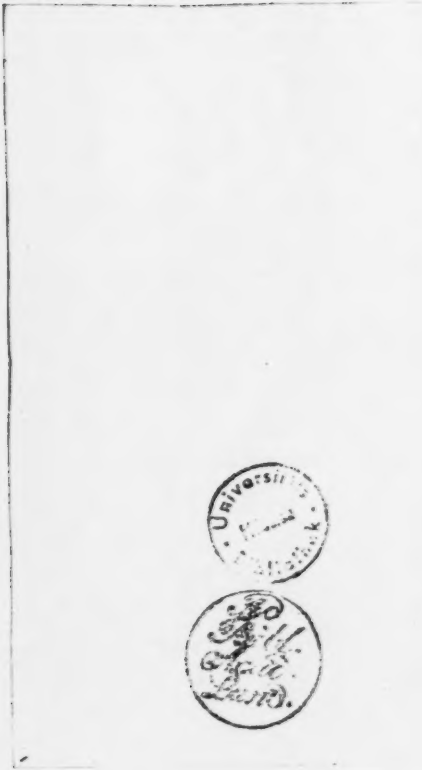
Johannes Voigt,

Professor und Director des Geheimen Archivs zu Königsberg.

Königsberg,

in der Universitäts-Buchhandlung

1819.



Vorrede.

Der Gedanke, daß das Leben eines Mannes, der als Lehrer einer großen Anzahl von Jünglingen durch Unterricht und Beispiel eine so theure Erinnerung, als Freund seinen Freunden so lieb und werth, und anderen, die entfernter von ihm standen, ein Gegenstand so großer Achtung geworden war, es wohl verdiene, auch über die Lebenszeit seiner Zeitgenossen hinausgetragen zu werden, um später Lebenden und entfernt Wohnenden ein Vorbild für Tugend und Wissenschaftlichkeit zu werden, führte eine Anzahl seiner Freunde zu dem Entschluß, alles was sich über das Leben des Hingeschiedenen im Andenken seiner vertrautesten Freunde noch erhalten

hatte, aufzusammeln, um dann aus dem Vereinzelten eine Darstellung seines Lebenslaufes entstehen zu lassen. Die im Leben so vertraut mit dem Dahingeschiedenen zusammen gewesen waren:

von Auerswald, Borowski,
Brahl, von Eichler, Hagen,
Jachmann, Kraft, Marenski,
Nicolovius (in Berlin),
Porschke, Scheffner,
Schulz, Sommer u. a.,

denen der Verstorbene so manches aus seiner Jugend erzählt, die ihm zum Theil schon in seinen academischen Jahren so nahe gestanden und ihn gleichsam durch sein ganzes Leben hindurch begleitet hatten, mochten sich an dem, was ihnen einzeln der nun getrennte Freund in heiteren und trüben Stunden an die Seele gelegt und aus seiner Lebensreise erzählt, ein Andenken verschaffen, welches ihnen den Freund in Stunden, in denen sie mit ihm vertraut und heiter zusammen gewesen waren, immer wieder zurückführen könnte, so wie er war,

wie er sprach, wie er dachte und fühlte. — Um den manchfaltigen Zurückerinnerungen eine gewisse Einheit und Verbindung schon bei ihrer Auffammlung zu geben, hatte der Nestor von Krausens Freunden, Scheffner, vierzig Fragen über seine Jugendjahre, über seine Universitätszeit, über seinen Charakter, seine Lebensweise, seine Denkungsart u. s. w. aufgestellt, die von den übrigen Freunden bald durch längere bald durch kürzere Bemerkungen beantwortet wurden. Ein anderer seiner Freunde, der erste und vertrauteste, an welchem Kraus mit voller Seele bis an sein Grab hing, von Auerswald, hatte aus dem größten Theile von Krausens Lebenszeit eine reiche Brieffammlung, in welcher dessen ganze Gemüths- und Gefühls-Welt ausgesprochen lag. Aus allen diesen Mittheilungen sprach ein Gefühl der Liebe, der Hingebung, der Achtung und Hochschätzung, welches auch den, der den Verstorbenen nie gesehen, auf eine eigne Weise bewegte.

So war der Vorrath zu dieser Lebensbeschreibung zusammengebracht. Da wurde mir das Vertrauen geschenkt, das Einzelne und Zerstreute zu vereinen und zu verbinden. Auch mir wurde der Mann, den ich nie gekannt, bei der Betrachtung seines Lebens lieb und theuer. Und wie müßte nicht Liebe und Hochachtung für einen Mann erweckt werden, in dessen Geist und Gemüth sich so viel Großes und Edles zusammen fand, ein so unauslöschlicher Feuereifer für die Wissenschaft, ein so unermüdliches Fortstreben zur Vermehrung und Berichtigung seiner Kenntnisse, ein so rastloses Treiben und Ringen seines Geistes nach einem vorgesteckten Ziele hin, also daß öfters selbst der Körper unter den Bewegungen des Geistes erlag, und dabei ein so reiner Wandel, eine so treubewahrte Heilighaltung des Göttlichen und in seinem Leben selbst verwirklichte hohe Religiosität.

Doch dieses inneren Gehaltes seines Geistes und Gemüths auch nicht weiter zu gedenken, so läuft sein Leben durch so

merkwürdige und interessante Verhältnisse hindurch, seine Lebenseigenthümlichkeit, seine sonderbare Manier in so vielen Dingen und die ganze Art und Weise, wie er das Leben der Aussenwelt nahm und für sich zu seiner Ideen- und Gefühlswelt umgestaltete und benutzte, sind so originell, daß jeder davon angezogen wird. Dazu das Interessante seiner Umgebungen: Kant, das Licht des Nordens, der Stolz Königsbergs, Hamann und Hippel lebten mit ihm in denselben Mauern; mit dem erstern aß er lange an Einem Tische, mit dem zweitern bestand eine Freundschaft, die hingebender und herzlicher nicht seyn konnte, und wenn ein so vertrautes Verhältniß mit dem dritten auch nicht statt fand, so sahen und sprachen sie sich doch oft und gerne.

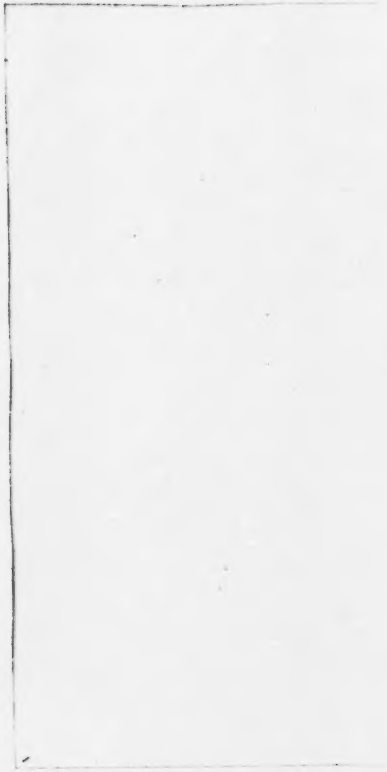
Dieser Ursachen wegen wurde diese Lebensbeschreibung abgefaßt. Den Freunden des Verstorbenen soll sie ein Vermächtniß seyn, welches sie nicht bloß an das freundliche Bild des Freundes, sondern auch immer wieder an die einzelnen Züge

und besonderen Schattirungen seines äußeren und inneren Lebens erinnern kann. Anderen, die den Mann nicht gekannt, aber in seinen Schriften schätzen gelernt haben, soll sie den geistreichen und gemüthvollen Denker auch in seinen Lebensverhältnissen näher bringen. Jünglingen kann sie zur ernsten Betrachtung werden, zu sehen, wie der Geist eines Mannes, der von Jugend an mit Armuth kämpfen und langwieriger Kränklichkeit unterliegen mußte, doch zu einer Höhe der Bildung sich emporschwang und zu einem Umfang der Gelehrsamkeit gelangte, der selten erreicht wird. Und so wirke das Bild eines Mannes, dem Wirken und Nützen seine ganze Lebenszeit heiligste Pflicht und innigste Freude, auch noch nach seinem Hinscheiden von Geschlecht zu Geschlecht.

Königsberg am 6ten Septbr. 1819.

J. V.

Krauſens Jugendjahre.



Wenn einzig nur die Weite und Größe des Raums, auf welchen sich das Thun und Wirken eines Menschen ausdehnt, oder wenn nur das Gewaltige seiner Handlungen, das Weitumfassende seiner Plane und das Leben in seinen äußern Formen Erschütternde seiner Unternehmungen zur Beschreibung des Lebens eines Mannes berechtigte, so würde das Leben eines stillen Gelehrten, wenn er vielleicht nicht einmal ein fruchtbarer Schriftsteller war, wenn er seiner Wissenschaft weder eine ganz neue Gestaltung und Ordnung, noch eine andere besondere Umwandlung gab, wenn er sich in seinem Wirken vielleicht nur auf einen gewissen Kreis von Menschen beschränkt sah, niemals eine schriftliche Abfassung zu verdienen scheinen. Allein der Fortgang des Lebens der Menschheit geschieht nicht allein durch Stürme und gewaltige Ereignisse, die Bildung des Menschengeschlechts

geht nicht bloß vorwärts in den großen Berührungen, in welche Völker mit Völkern treten, das Menschenglück vermehrt sich nicht nur durch das Wirken und Streben derer, die durch eine Namensunterschrift das Schicksal ganzer Staaten bestimmen können, sondern der Gewinn der Cultur wird öfters auch befördert und das Leben gewinnt an seinem geistigen Reichthum und Gehalt nicht selten auch höchst bedeutend in dem Gemach des stillen Denkers und Betrachters, in dem Lehrzimmer dessen, der die Blüthen und die Frucht menschlichen Wissens sammelnd das junge Gemüth und den empfänglichen Geist des neuen Geschlechts damit zu erfreuen, zu erfrischen und zu nähren weiß. Die Zukunft erndtet an geistigem Gehalt und Werth oft weit reichlicher von den geräuschlosen und unbeachteten Bestrebungen des wissenschaftlichen Forschers in seinen stillen, einsamen Stunden, als von den erschütternden und tumultvollen Anstrengungen der Helden auf dem Schlachtfelde. Und wenn es nun Pflicht des Geschichtschreibers ist, das vor allem der Nachwelt aufzubewahren, wodurch das geistige Leben der Menschheit weiter geführt ist, was die Nachkommen auf

die höhere Stufe der Bildung emporgehoben; wenn es Pflicht ist, nicht vergessen zu lassen, daß es oftmals die Erfolge der Bemühungen eines stillen Denkers sind, die dem Staatsmanne einen weit geehrten Namen, hohe Achtung und Vertrauen, dem Helden Ruhm und Unsterblichkeit, dem Volke in wohlgebildeten und edeldenkenden Staatsdienern Glück und Gedeihen zubringen, so bedarf es keiner Erörterung der Gründe weiter, warum es hier versucht werden soll, das Leben eines solchen ruhigen Denkers, eines solchen pflichtgetreuen Lehrers einer großen Zahl von noch lebenden Staatsmännern darzustellen, und zu zeigen, was er als Mensch seinen Zeitgenossen, als Freund seinen Freunden, als Lehrer seinen Schülern, als Gelehrter der Wissenschaft, und als ein Individuum der Menschheit für die Nachwelt gewesen ist.

Christian Jacob Kraus wurde geboren am sieben und zwanzigsten Julius 1753 zu Osterode in Ostpreußen, wo sein Vater Stadtchirurgus war, ein Mann von festen Grundsätzen und unverdrossener Thätigkeit,

angenehm im Umgang durch ein heiteres, jovialisches Wesen, zuweilen hitzig und streng, wenn er durch äußere Umstände aus der gewöhnlichen Sphäre seiner Stimmung versetzt wurde; ein Mann von vielen Kenntnissen in seinem Fache, die er auf dem Wege der beschwerlichsten Erfahrung, im Kriegsdienst und in militärischen Krankenhäusern erworben und zugleich in ihrer Anwendung erprobt hatte. Das Reelle seines Characters, das Glück und die Kunstgeschicklichkeit bei seinen Heilungen erwarben ihm in der ganzen Umgegend seines Wohnorts Achtung, Vertrauen und Liebe; sie erwarben ihm auch eine treue Gattin an der Tochter des Bürgermeisters zu Osterode, Catharina Buchholz. Die Kränklichkeit ihres Körpers hatte in ihr anfangs den Entschluß erzeugt, unverheirathet zu bleiben; die Biederkeit und das Vertrauen auf Krausens Kunst, den sie zu ihrem Arzt gewählt hatte, — gaben ihr Muth, ihm ihre Hand zu geben. Bei der fortdauernden Schwächlichkeit ihres Körpers — unser Kraus nannte sie später mehrmals ein kleines Häufchen, welches man auf der Hand habe tragen können — besaß sie eine für die damalige Zeit vorzügliche Bildung des

Geiſtes und ein unerkünſteltes, reines weibliches Gefühl. Sie brachte ihrem Manne zwei Söhne, von denen der jüngere den Namen Chriſtian Jacob erhielt. Er ſchien die Schwächlichkeit ſeines Körpers von ſeiner Mutter geerbt zu haben, ſo daß man ſchon bei ſeiner Geburt kein langes Leben ſeines außerordentlich kleinen und zarten Körpers erwarten zu können glaubte. Nur die ausgezeichnet ſorgfältige Pflege der ſanften und liebenswürdigen Mutter erhielt ihm ſein Daſeyn. Er wuchs heran, zwar nicht ſehr kräftig und ſtark, aber es ſcheint, daß die Erziehung unter den dürftigen Umſtänden ſeiner Eltern ihm doch eine gewiſſe Feſtigkeit ſeines Gliederbaues gegeben habe. Bis zum vierten Jahre hatte ſein Körper noch keine ſichere Entwickelung gewonnen; ſeitdem ward er geſunder und etwas rüſtiger, und nun entfalteten ſich in ihm auch die erſten jungen Keime der herrlichen Anlagen, durch welche die Natur ihm das erſetzen zu wollen ſchien, was ſie ihm an Körperſtärke verſagt hatte. Seine Mutter, die das ſchlummernde Talent in ihrem Sohne bald wahrnahm, wandt alle Sorgfalt an, ſeinem lebendigen Geiſt durch eine kluge Leitung die erſte Bahn der Bildung vorzu-

zeichnen, auf welcher er dann selbst fortschreitend sich selbst entwickeln sollte, und seinem Verstande und Herzen die ersten Begriffe und Gefühle über Welt und Religion klar zu machen. Kaum hatte der Geist des Jünglings diesen ersten Anstoß erhalten, kaum fing die Welt an ihm etwas deutlicher vor die Seele zu treten, so trieben die frischen, kräftigen Keime seines Geistes von selbst weiter und weiter. Die kindischen Spiele, in denen sonst die Jugend in ihrem ersten Alter sich gefällt und langsam hinaufbildet, wollten seinem Geist sehr bald nicht mehr die Nahrung geben, die er forderte. Seine Lust zu lernen und die mit dem Lernen immer höher steigende Wißbegierde rissen ihn von seinen Gespielen los und führten ihn zur Mutter, deren Kenntnisse zur Beantwortung seiner häufigen, oft scharf abgefaßten Fragen aber bald nicht mehr zureichten, wiewohl er ihren Belehrungen beständig mit bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit zuhörte. Schon damals offenbarte sich in ihm der Trieb der Selbstuntersuchung, der Anfang der eigenen Forschung. Alles, was ihn umgab, selbst die geringfügigsten Gegenstände suchte er aus eigener Anschauung und Untersuchung in ih-

rem Wesen kennen zu lernen; jedes auch noch so unbedeutend scheinende Geschäft mußte ihm in seinen Beziehungen klar werden. Wo er diese Beziehungen nicht selbst auffinden konnte, ermüdete er oft seine Mutter durch Fragen über die Gründe und Ursachen der Dinge, über ihre Gestalt und ihre Zwecke; und die Mutter, nicht selten innig erfreut über die immer sichtbareren Fortschritte des jugendlichen Geistes zur Reife, über die immer weiter dringende Lernbegierde des Kindes that ihm oft Eröffnungen und sprach mit ihm über Dinge, die nach des Vaters Urtheil über die Jahre des Kindes noch hinaus waren, denn diesem schien eine zu frühe Reife des Geistes für die Characterbildung nicht rathsam. Er konnte wohl selbst etwas unzufrieden mit der Mutter werden, wenn er sah, daß sie sich von dem Kinde zu diesen und jenen Dingen Rath ertheilen ließ und ihn befolgte, denn er mochte fürchten, daß sich im Character des Sohns zu zeitig ein zu großes Selbstvertrauen und ein gewisser Dünkel erzeugen könne.

Außer der Mutter wirkte auf die Bildung des Knaben auch ein Vetter vielfältig ein, der in Osterode wohnhaft fast täglich

ins Haus kam und sich mit ihm viel abgab. So sehr er sich oft bemühte, das Kind durch Spiele und Tändeleien zu vergnügen, so wurden diese Spiele doch immer von Seiten des Knaben durch die Bitte unterbrochen, er mögte etwas erzählen oder singen. Auch hier bewies der Knabe eine Aufmerksamkeit und ein Interesse, welches den Erzähler in Bewunderung setzte. Der Vetter beredete zuweilen den kleinen Liebling, etwas nachzusingen, und zur größten Freude der Mutter verrieth dieser schon frühzeitig ein äußerst feines musicalisches Gehör, sehr richtigen Tact und überhaupt erstaunend viel Sinn für Musik. Bemerkte der Knabe, daß des Vetters Stimme heiser war, oder daß er absichtlich Mißtöne angab, um sein Gehör zu prüfen, so fing er gewöhnlich an zu weinen. So offenbarte sich schon damals die Reizbarkeit des Gefühls und die Zartheit der Empfindung, die Kraus in seinem ganzen Leben beibehalten hat.

Den ersten Unterricht in der Musik gab ihm ein alter Schullehrer zu Osterode, der aus Mangel eines Instruments die Klaviatur auf einen Tisch gezeichnet hatte und die Töne durchs Singen angab. Wie lust-

tödtend dieſe Art des Unterrichts geweſen ſeyn mag, läßt ſich denken; ein harmoniſches Zuſammenſprechen der Töne war nicht möglich, und ein minder phantaſiereicher und lernbegieriger Schüler wäre der Kunſt gewiß in den erſten Wochen wieder untreu geworden. Kraus hatte ſchon als Kind Einſicht und Urtheil genug, um wegen der äußern zurückſchreckenden Form einer Sache nie die Sache ſelbſt aufzugeben; er bewies, daß in der Kunſt des Unterrichts die Kunſt der Mittheilung, die Methode des Lehrens nicht das einzige Heilbringende iſt, daß alles Nachſinnen und Experimentiren über die Art, wie man auf den Geiſt des Kindes etwas aufpflanzen könne, von weit wenigerem Werth und Erfolg iſt, als die Kunſtgabe des Lehrers, den ſchlafenden verſteckten Keim einer Anlage in dem Innern des Kindes zu entdecken, aufzuwecken, ihm durch Wegräumen des um ihn her aufwachſenden Unkrauts den nöthigen Nahrungsſaft zu geben, alſo daß er ſich dann unter der leitenden Pflege aus eigener Kraft von ſelbſt entfalten kann *). Kraus über-

*) Warum unterſucht der Bauer erſt den Boden, ehe er dieſe oder jene Getreide-Gattung darauf

wand alles Schwierige und ersetzte durch Liebe zur Sache alles Mangelhafte der Methode seines Unterrichts; er lernte sehr leicht und gut einige leichte Melodien greifen und war unbeschreiblich froh, wenn er sie auf einem Klavier vorzuspielen Gelegenheit fand. Nicht selten suchte er diese bei einer seiner Verwandten auf, die ihm nicht bloß den Gebrauch ihres guten Instruments, so oft er wollte, sehr gerne erlaubte, sondern ihm auch Musicalien zu verschaffen suchte und sich dadurch Krausens Liebe und Dankbarkeit in solchem Maaße erwarb, daß er sie bei ihren nachherigen zerrütteten Vermögensumständen bis an seinen Tod freigebig unterstützte. Endlich ward Krausens höchster Wunsch erfüllt, als seine Mutter Gelegenheit fand, ihm ein zwar altes, aber doch noch brauchbares Instrument anzukaufen. Da dieß ohne Wissen des Vaters geschah, so mußte es auf den Boden gestellt und konnte von dem Knaben nur in besondern Stunden heimlich besucht werden.

bestellt? Befindet der Bauer nicht den Pädagogen mit seiner Weisheit, wenn dieser fordert, das auf dem Geiste des Menschen alles getrieben stelle, was er nach seinem Schulsystem darauf brauchen?

Die Kenntniſſe der Mutter reichten nun zur weitern Fortbildung des Jünglings nicht mehr aus und Kraus wurde, wiewohl weder ſein Alter dazu reif genug, noch ſeine Geſundheit hinlänglich befeſtigt ſchien, in die Schule gethan, wo er Anfangs unter der Aufſicht des Rector Schulz und als dieſer zu einer Predigerſtelle befördert wurde, unter der Leitung ſeines Nachfolgers, des Rector Wilde, ſeine herrlichen Anlagen weiter entwickelte. Wilde, ein raſcher, junger Mann hatte kaum in dem neuen Zögling den fähigen, regſamen Geiſt entdeckt, als er an ihm ein ganz vorzügliches Intereſſe nahm, ſeiner Lernbegierde von Tag zu Tag neue Nahrung gab und ihn über ſeine Jahre und Kräfte gleichſam fortriß. Hier ging dem Jüngling eine ganz neue Welt auf; unendlich vieles, was ihm bis dahin dunkel geblieben, trat ihm nun hell und klar vor die Seele und ſeiner Geiſteskraft erhielt mit einemmal einen Schwung und eine Spannung, daß er mit leichter Mühe dem Vortrage des Lehrers auch in ſchwierigen Gegenſtänden zu folgen fähig war. Er wurde durch ſeine Theilnahme und Anſtrengung bald Primus der erſten Claſſe, und vom Lehrer zuweilen beauftragt, in

dessen Abwesenheit auf Ordnung und Ruhe zu halten, die Unruhigen zu notiren und dann dem Lehrer anzuzeigen. Dieses letztere that er indessen höchst selten; er bat vielmehr die Unordentlichen aufs dringendste, Ruhe zu halten und suchte sie immer durch Sanftmuth und vernünftige Vorstellungen zurecht zu weisen. Wenn seine Mitschüler bei aufgegebenen Arbeiten Schwierigkeiten fanden, so war niemand bereitwilliger, sie zu belehren und zu unterstützen. Eines Tags hatte der Rector ein Pensum zum Uebersetzen aufgegeben. Dem einen von Krausens Schulfreunden wollte die Uebersetzung nicht gelingen und bat diesen, ihn dabei etwas zu unterstützen. Kraus bestellte ihn nach Tische in sein Haus. Hier fand ihn aber sein Freund nicht mehr und wurde von Krausens Vater benachrichtet, der Sohn sey hinter die Mühle gegangen, da werde er ihn finden. Der Freund suchte ihn auf; aber wie erstaunte er, als er den jungen Kraus knieend auf der Wiese fand, die Augen gen Himmel gerichtet und seine Hände zum Allmächtigen erhoben, als im Gebet begriffen. Der Freund blieb einige Zeit ferne stehen, bis Kraus sich aufrichtend ihn erblickte und ihn zu sich hin-

rief. Mit thränenden Augen ging dieſer zu ihm hin. „Lieber, was weineſt Du? ſprach Kraus, ſind es Thränen der Freude, daß Du mich betend gefunden? Bete auch Du zu Gott dem Allmächtigen, dann wird Dir alles gelingen, was Du von ihm erfleheſt.“

Sein Fleiß war bewunderungswürdig und diente ſeinen Mitſchülern zum aufregenden Beiſpiel; es war für ihn nicht Entſagung, ſondern der ſchönſte Genuß, wenn er ſein Frühſtücksgeld zum Ankauf von Lichtern verwandte, um durch nächtliches Arbeiten das fortzuſetzen, wozu ihm der Tag nicht Zeit genug gelaſſen hatte. Und wenn ihm dieſes ſeine Mutter wehrte, ſo ſchlich er ſich im Sommer wohl zuweilen aus dem Hauſe und brachte ſogar Nächte in einem nahen Gebüſche mit Leſen beim Mondſchein oder mit Betrachtungen über das Gehörte und Gelernte zu. Sein Eifer und ſein Streben, immer weiter vorwärts zu dringen, war dabei, man möchte ſagen, ſo zügellos, daß er ſelbſt auf die herzlichſten Ermahnungen und Warnungen ſeiner für ſeine Geſundheit beſorgten Mutter nicht immer hörte; und es mag ſich aus dieſen nächtlichen Anſtrengungen die große Reiz-

barkeit ſeines Körpers ſehr vermehrt und die äußerſt lebhafte Einbildungskraft erzeugt haben, die durch ein Ereigniß ſeiner nachfolgenden Entwickelung eine ganz beſondere Richtung gab und zugleich ein Beweis iſt, wie tief ſein religiöſes Gefühl und wie empfindungsvoll ſchon in früher Jugend ſein Herz war.

Es war eine alte Sitte in Oſterode, daß am Charfreitage des Nachmittags in der Kirche die Leidensgeſchichte von einem Schüler vor dem Altar verleſen wurde. Dieſe Ehre, immer nur dem Fleißigſten und Geſittetſten als belohnende Anerkennung ſeiner Auszeichnung zuerkannt, hatte ſich Kraus bald zu erwerben gewußt. Der Tag, an welchem die Gemeine von Oſterode auf den fleißigen Kraus zuerſt allgemein aufmerkſam gemacht werden ſollte, erſchien, und Kraus trat wohl vorbereitet vor den Altar. Die Gemeine bewunderte in dem Jüngling die Faſſung und den Muth, mit welchem er ſeinen Vortrag begann; aber je weiter er las, je mehr der Inhalt die rührenden Begebenheiten von des Heilands Tod am Kreuze betraf, deſto ſtärker und lebendiger traten ſich in Krauſens tiefem Gemüthe die Empfindungen eines hohen re-

ligiösen Mitleids und des schmerzlichsten Jammers, desto fühlbarer wurde an der Stimme des tiefbewegten und innigst ergriffenen Jünglings der Ausdruck eines heftig erschütterten Gefühls. Seine Stimme ward immer leiser, immer zitternder und bebender; und als er die Worte sprechen wollte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Worte, mit denen Jesus im tiefsten Schmerze vom Leben Abschied nahm, ergriff ihn ein so unendlicher Jammer und übermannte ihn das Gefühl in solcher Gewalt, daß ihm die Stimme versagte und der gute Jüngling in eine tiefe Ohnmacht sank. — Ein Beweis, wie alles, was sein reger Geist und sein reines Herz erfaßte, in ihm lebte und webte, wie sein zartes Gefühl von dem Heiligsten tief ergriffen und begeistert war.

Dieser Vorfall, in welchem sein ganzes Innere wie völlig aufgelöst worden war, wo er vielleicht selbst zuerst erfahren hatte, bis auf welche Höhe der Spannung sein Gefühl steigen könne, gab der Bildung des Jünglings eine ganz andere Wendung. Er hatte ihn so furchtsam gemacht und ihm so sehr alle Hoffnung entnommen, in ähnlichen Fällen seine Empfindung in gemäßig-

ter Richtung zu erhalten, daß er nun seinen Wunsch, einst Prediger werden zu können, plötzlich aufgab, und allen Fleiß auf die Erlernung der Sprachen und auf die Lectüre der alten classischen Schriftsteller verwandte. Die Stunden seiner Erholung waren die Stunden seiner Uebung und Vervollkommnung in der Musik.

Je weiter er in dieser Kunst fortschritt, desto mehr ward seine Liebe zu ihr wahre Leidenschaft. Auch hier war er seines Gefühls oft kaum mächtig, denn sobald er einen guten Spieler hörte, so vergaß er sich und seine ganze Umgebung und lebte einzig und allein in den Tönen und in seinen Empfindungen. Den herrlichsten Genuß fand er bei dem Spiel eines Freundes seines Vaters, welcher Virtuose auf der Violin war und den jungen Kraus einst in einer Gesellschaft dazu beredete, etwas auf der Violin vorzutragen, denn auch dieses Instrument hatte er zu spielen gelernt. Mit größter Bewunderung hörte man dem genauen, tactgemäßen und gefühlvollen Spiele zu und da ihm die Gesellschaft ihren allgemeinen Beifall zu erkennen gab, äußerte er mit einiger Beschämung: „Ja, wenn ich eine solche Violin hätte, sollte es bal-

besser gehen;" ein Wunsch, den ihm der Freund seines Vaters alsbald erfüllte.

In diesen Uebungen und Beschäftigungen war Kraus zu einem Jüngling von siebenzehn Jahren herangewachsen, das Muster des Fleißes und der Sittsamkeit für seine Mitschüler, der Gegenstand der Liebe seiner Lehrer. Er wußte und erkannte es, wie unendlich viel er diesen verdankte, und noch in spätern Jahren erwähnte er mit Dankbarkeit, daß der Rector Wilde immer vorzüglich auch darauf geachtet und beständig seine Schüler aufmerksam gemacht habe, ihrer Sprache den gehörigen Ausdruck und die richtige Unterscheidung und Deutlichkeit der Töne zu geben. Eigentliche Liebe aber scheint sich Wilde bei Kraus nicht erworben zu haben; vielleicht daß einige körperliche Züchtigungen, die Krausens reges Wesen veranlaßte oder wozu den Lehrer sein rascher Character verleitete, bei dem empfindlichen und reizbaren Schüler eine vertrauungsvolle Zuneigung für immer unmöglich machten.

Krauſens Univerſitätsjahre.

Kraus war einer von den Menſchen, von denen man ſagen kann, ſie haben faſt keine Kindheit gehabt; er war ſo ſchnell herangereift, daß er ſchon mit dem ſiebenzehnten Jahre die Univerſität zu beziehen für fähig erklärt wurde, weil er es verſtanden hatte, für alles, was zur Vorbereitung dazu diente, die Zeit auszukaufen und nichts auf Koſten von etwas anderem zu verabſäumen. Ehe er ſich aber vom elterlichen Hauſe trennte, hatte er wenige Wochen vor ſeinem Abgang das Unglück, ſeine Mutter durch den Tod zu verlieren, ein Verluſt, der in dem gefühlvollen Jüngling, der mit ſo unendlicher Liebe an ſeiner Mutter hing, eine ſchreckliche Stimmung und düſtere Niedergeſchlagenheit zur Folge hatte.

Alſo nicht mit heiterer Seele, nicht mit den hochfliegenden Ideen, Hoffnungen

und Erwartungen von der Freiheit und Ungebundenheit des academischen Lebens, sondern mit einem sinnigen Ernst, den bei ihm das Nachdenken über den Zweck der academischen Jahre erzeugt, mit einer lebendigen Sehnsucht nach dem höheren Geist der Wissenschaft und Kunst, die der enge Schulkreis nicht mehr befriedigen konnte, vielmehr immer heftiger anregte, mit einem festen, sichern Blick auf das, was er wollte und sollte, bezog Kraus im October des J. 1770 die Universität zu Königsberg und kam da unter die Aufsicht des Bruders seiner Mutter, des Kirchen- und Schulraths Buchholz, Pfarrer an der Altstädtischen Kirche, eines feingebildeten, sehr geachteten und geliebten Mannes. Kraus hätte der besondern Empfehlung eines Predigers von Osterode, bei welchem sich Buchholz über seine Talente und sein moralisches Leben erkundigt hatte, nicht bedurft, denn er empfahl sich bald selbst in dem Maaße, daß Buchholz, der den Werth eines guten Kinderunterrichts wohl kannte und daher wußte, daß oft junge Menschen, die eben der Schulbank entflohen sind, mehr verderben als nützen, dem gesetzten und sittigen jungen Academiker seine Kinder täg-

lich eine Stunde zum Unterricht anvertraute. Dafür unterstützte er ihn so viel er konnte, lieh ihm Bücher, sprach mit ihm über diesen und jenen gelehrten Gegenstand und gab sich vorzüglich viele Mühe, die niedergeschlagene Stimmung des Jünglings aufzuheitern. Seine enge Wohnung hinderte ihn zwar, ihm ein Zimmer in seinem eigenen Hause einzuräumen; er hatte ihm aber ganz in seiner Nähe eine Stube ausgesucht, wo Kraus mit einem Freunde Krazinsky (nachmals Prediger zu Graudenz) zusammenwohnte. Seine Stimmung erheiterte sich allmählig; seine Gesundheit ward fester; er war mit seiner Lage sehr zufrieden und brachte so die zwei ersten Universitäts-Jahre vergnügt und heiter hin. An äußerlich auffallenden Ereignissen war für ihn diese Zeit nicht eben reich, aber in seinem Innern gingen Verwandlungen in Ansichten und Ideen vor, die er bis dahin nie vermuthet hatte. Er sah das damals schon hellleuchtende Licht des Nordens, Kant, hörte diesen mit wahrem Feuereifer, und wie immer die Liebe zur Wissenschaft in jungen Gemüthern auch Liebe zu den Pflegern und Inhabern der Wissenschaft erregt, so gab es wenige Menschen, denen Kraus

inniger und herzlicher ergeben war, als dem großen Philosophen.

Die Zeit, welche er von seinem Studium erübrigen konnte, verwandte er ausschließlich auf die Musik und bildete sein musicalisches Talent in einem außerordentlichen Grade aus. Wiewohl er seitdem mehrere Instrumente spielen gelernt hatte, so blieb das Clavier doch immer sein Hauptinstrument. Unter seinen Lieblingsmusicalien behaupteten den ersten Platz die Podbielskischen Sonaten theils wegen ihres inneren Gehalts, theils weil sie vaterländische Kunsterzeugnisse waren. Seine Phantasien auf dem Clavier hatten beständig einen tiefen, sinnigen und, wenn man es so nennen darf, einen gewissen metaphysischen Character; in ihnen offenbarte sich seine ganze innere Gefühlswelt. Er wurde in den musicalischen Versammlungen, die damals in Königsberg bestanden, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung durch die Präcision und den Geschmack seines Vortrags.

Durch zweijährigen unermüdlichen Fleiß hatte sich Kraus schon fähig gemacht, in einer Disputation, welche der verstorbene Professor Reusch über seine Abhandlung:

Meditationes physicae circa systemata Euleri et Neutoni de luce et coloribus, hielt, als Opponent aufzutreten und erregte durch sein correctes und fließendes Latein allgemeines Aufsehen, und durch die Bescheidenheit seiner Opposition erwarb er sich den Beifall aller Zuhörer. — Dieß gab ihm neuen, frischen Muth; er trat nachher in der Inaugural-Disputation des verstorbenen Professors Kreutzfeld als Respondent auf und machte dabei dessen Bekanntschaft, seines nachherigen vertrauten Freundes, mit dem er sich gerne über allerlei Gegenstände des menschlichen Wissens und besonders über Religion unterhielt. Kraus verrieth in diesen Gesprächen sein tiefes, reines Gefühl für alles Heilige und Göttliche und versicherte einmal, daß er in früher Jugend gerne unter freiem Himmel laut und oft recht andächtig gebetet, und immer viel Trostreiches in der Religionslehre gefunden habe: daß es zwischen dem höchsten Wesen und dem Menschen eine Mittelsperson gebe, welche die Menschheit der Gottheit näher zu bringen scheine. Er besuchte daher auch sehr fleißig den Gottesdienst bei dem Prediger Grosmann, dessen Wochenvorträgen selbst er bisweilen beiwohnte.

Wenn er auch mit der versinnlichenden Darstellungsart dieses Mannes nicht ganz zufrieden war, indem sich sein Geist mehr an die Auffassung reiner Begriffe und an die nackte Abstraction gewöhnt hatte, so gefiel ihm doch die aufrichtige Herzlichkeit und der eifrige Wille im Guten, der aus seinen Vorträgen hervorging. — Diese religiöse Stimmung lag auch seiner Vorliebe für den Choral zu Grunde. Die Roßgärtische Kirche, wo Grosmann predigte, hatte damals einen etwas wunderlichen Mann, mit Namen Hofmann zum Cantor. Wie jede Kunst eifersüchtige Sonderlinge erzeugt, so überließ auch dieser Orgelspielkünstler, übrigens selbst ein trefflicher Kenner der theoretischen Musik, das Orgelspiel selten einem andern, und um unangenehmen Anforderungen vorzubeugen, spielte er stets ohne Choralbuch und nur in den allerschwersten Tonarten. Dadurch schreckte er alle zurück; nur Krausen, der Schwierigkeiten suchte, um an ihrer Ueberwindung neue Freude zu haben, war dieser Umstand ein neuer Reiz. Hofmann erstaunte über seine Fertigkeit und überließ ihm von dem an das Orgelspiel, so oft er wollte.

Im Anfang des dritten Universitäts-

jahrs 1773 verlor Kraus seinen bisherigen väterlichen Freund und Unterstützer, den Kirchenrath Buchholz durch den Tod. Seine äußere Lage ward nun weit drückender, so daß er nicht selten aus Mangel am nöthigen Unterhalt in große Verlegenheit gerieth. Eins aber hielt seinen Muth aufrecht, machte seinen Geist immer von neuem stark und trieb ihn auf seiner Bahn immer weiter und weiter; dies war die persönliche Bekanntschaft mit Kant. Kraus hatte bei diesem alles gehört, was er las, und Kanten war selbst unter der damals so großen Anzahl seiner Zuhörer Krausens ausgezeichnete Aufmerksamkeit, reges Interesse und musterhafter Eifer nicht entgangen. Weil Kraus nie bloß hörte, um gehört zu haben, sondern weil er hörte, um immer neuen Stoff zum Denken und Forschen zu gewinnen, so waren ihm über Kants Lehren allerlei Fragen, Bedenklichkeiten, Zweifel, Dunkelheiten und andere Gedanken aufgestoßen, die ihn unruhig und oft fast irre machten. Es war daher längst sein sehnlichster Wunsch gewesen, mit seinem Lehrer persönlich bekannt zu werden. Allein sein schüchternes, scheues Wesen hatte es ihn theils nicht wagen lassen, diese

Bekanntſchaft durch einen Beſuch bei Kant einzuleiten, theils ſtand damals der academiſche Lehrer noch in zu ſchroffer Entfernung von ſeinem Zuhörer, ſo daß eine freundſchaftliche Mittheilung zwiſchen dem Profeſſor und den Studenten eine große Seltenheit war. Kraus gelangte indeſſen doch auf eine andere Weiſe zur Erfüllung ſeines Wunſches. Er wurde Mitglied in Kants Disputatorium und machte hier eines Tags dem großen Philoſophen ſo tief durchdachte Einwürfe, that ſo ſcharf gefaßte Fragen, verrieth ſo viel Anlage zur Speculation, daß Kant über den jungen Mann erſtaunt ihn nach der Stunde zu ſich rief, um ihn genauer kennen zu lernen. So ſchien es faſt, als habe Kant ſeinen Schüler aufgeſucht: für den letztern ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit. Wie Kraus ohne die Belehrung und Leitung des Rectors Wilde auf der Univerſität nicht der regſam fleißige Jünger der Wiſſenſchaft geworden wäre, ſo wäre Kraus ohne Kant, der nun ſein Eins und Alles war, für ſein ganzes nachfolgendes Leben vielleicht das nie geworden, was er ward. Von den übrigen Lehrern der Univerſität zog ihn keiner beſonders an, und Krauſens erſter

Entſchluß, die Jurisprudenz zu ſtudieren, war von ihm zum Theil auch wegen der Lehrer aufgegeben worden, welche dieſes Fach nicht auf die angenehmſte und beſte Weiſe vortrugen; zum Theil ſcheint Kraus in dieſer Wiſſenſchaft auch ſchon früh die Art des Stoffs zum Denken und Forſchen nicht gefunden zu haben, den ſeine Eigenthümlichkeit des Geiſtes ſuchte. Kant dagegen gewährte ihm in dieſer Hinſicht alles, was er forderte. An den Ernſt des Studiums durch ſeine Lectüre der Alten gewöhnt, geübt dem Schriftſteller von Satz zu Satz nicht bloß leſend und auffaſſend, ſondern ſelbſt denkend und weiter dringend zu folgen, wurde es ihm leicht, dem mathematiſch genauen und ſcharfen Denker von Behauptung zu Behauptung, von Schlüſſen zu Schlüſſen, von Gedanken und Ideen in die immer höher ſteigenden Sphären der Philoſophie nachzukommen. Hier war die rechte Nahrung für ſeine Forſchungsgabe, für ſeine Neigung des Selbſtdenkens; hier legte er den Grundſtein ſeiner philoſophiſchen Ausbildung.

Kant nahm ſich ſeiner nun auch in Rückſicht ſeiner äußern drückenden Verhältniſſe an, und um ſeine Lage zu verbeſſern

empfahl er ihn im J. 1774 zur Führung des jungen Barons von Schlippenbach aus Kurland, wofür ihm ein sehr ansehnliches Honorar zugesichert wurde. Allein Kraus wollte nie etwas verdienen ohne Verdienst, und Verdienste konnte er sich an dem jungen Herrn wenig erwerben, da er geringen Erfolg von seinen Bemühungen sah. Dieses Verhältniß kränkte ihn so sehr, daß er es nach einem halben Jahre wieder aufgab; man wollte ihm das andere halbjährige Honorar abbezahlen, er weigerte sich aber durchaus es anzunehmen, und als man es ihm endlich aufdrang, verwandt er es zur Abzahlung der Schulden seines Zöglings, welcher Königsberg verließ. Wäre des jungen Barons Bediente der Herr und der Herr von Schlippenbach der Bediente gewesen, so hätte Kraus an seinem Zöglinge wahrscheinlich mehr Freude erlebt, denn von diesem Bedienten, den er wegen seiner Treue, seines gesunden Verstandes, natürlichen Mutterwitzes und richtigen Urtheils sehr lieb gewonnen hatte, sprach er späterhin noch mit großem Interesse. Er erzählte von ihm sehr gerne folgende Geschichte. Kraus wohnte damals mit dem jungen Baron in einem Hause mit Kant,

und das Zimmer, worin dieser seine Vorlesungen hielt, stieß an des Barons Wohnzimmer an. Als nun eines Morgens der Bediente seinen Herrn frisirte und Kanten im Nebenzimmer docirren hörte, that er die naive Frage: „warum doch die Herren Studenten alle so weit herkämen, um Kanten zuzuhören und nicht lieber da lernten, wo der Professor gelernt habe? Dem Hören könnten sie doch unmöglich eine so große Kraft zuschreiben!" Mochte diese Aeußerung Krausen zum weitern Nachdenken veranlassen, oder mochte sie mit seiner Stimmung und Meinung harmoniren; kurz die academischen Vorlesungen hatten jetzt nicht mehr großen Reiz für ihn. Er besuchte zwar noch einige, allein er sah immer mehr, daß der academische Unterricht für ihn nicht mehr den großen Nutzen habe, und als man ihn vielleicht aus Veranlassung einer Aeußerung darüber in einem juristischen Examinatorium einmal sehr empfindlich kränkte, gab er plötzlich allen Besuch der Vorlesungen auf, um für sich zu studieren.

Ueberhaupt war sein innerer Zustand um diese Zeit in einer eigenen, sonderbaren Bewegung. Er hatte im J. 1774 die

erſte Bekanntſchaft mit dem Herrn von Auerswald*) gemacht und eine Zeitlang mit dieſem auf einem Zimmer gelebt. Dadurch hatte ſich zwiſchen beiden die Freundſchaft gegründet, die in der herzlichſten Hingebung, in der wärmſten und innigſten Seelen-Einigkeit von beiden bis an den Tod Krauſens feſtgehalten und von Jahr zu Jahr vertrauter und felſenfeſter wurde. An Auerswald hatte jetzt Kraus den Freund gefunden, dem er ſein ganzes Herz, alle Freuden und Leiden ſeiner Seele treu und offen mittheilen konnte. Wie tief ihn der Verluſt der Zeit, die er auf den jungen Baron verwandt, kränkte, wie ſehr ihn die Entfernung von Freunden ſchmerzte, denen er ſich bisher mitgetheilt, ſprechen ſeine eigenen Worte in einem Brief**) an Auerswald aus:

„Mein Baron hat aus meinem Leben „ein Vierteljahr weggeſtrichen. Leer, von „aller Selbſttäuſchung leer iſt dieſe Zeit hin „in die Ewigkeit gefloſſen, und jetzt be„zahlt er mir die Aufopferung dieſer Zeit

*) Jetzt Landhofmeiſter von Preußen und Oberpräſident.

**) Vom 26ſten März 1774.

„mit dem mir selbst verhaßten Mißvergnü-
„gen, für einen Gefühllosen vergeblich ge-
„arbeitet zu haben. Dieß schlägt freilich
„nieder; doch ich hatte meinen Philippi *),
„an dessen Busen ich mich konnte trösten
„lassen, in dessen Blick ich meine eigene
„Empfindung sah. Jetzt hab' ich ihn
„nicht mehr — und mit ihm keine Freude,
„keine Ruhe mehr. Meine Seele ist ganz
„Wüstenei; nichts als das Bild eines
„Freundes geht darin umher; nichts als
„ein Nachhall jener Freuden, die ich mit
„Jenich **) und Heinz ***) die letzten
„Tage bei ihm genoß, dämmert dann und
„wann, und macht mich weinen. Ich
„fühle jetzt, daß ich ein Gemüth habe,
„das zur Freundschaft nicht unfähig ist.
„Nie habe ich einen so süßen Gram gehabt.
„Ich wohne jetzt auf seiner Stube, und
„schlafe in seinem Bette, um mich lebhaft
„an alles zu erinnern, und meinem Leiden
Nah-

*) Jetzt Geheimer Oberrevisionsrath in Berlin.

**) Starb als Criminal- und Stadtrath in Königsberg.

***) Ward Doctor und außerordentlicher Professor der Rechte in Königsberg und starb 1807 als Kriegs- und Domainenrath in Gumbinnen.

„Nahrung zu geben. — O kommen Sie,
„beßter Herr v. Auerswald und ſeyn Sie
„mir, was Philippi war, ein Freund,
„der mich bei allen meinen Fehlern, die
„er vielleicht genauer als ich ſelbſt kannte,
„doch lieb hatte. Schenken Sie mir die
„Freundſchaft, die ich in dem kurzen Um-
„gange mit Ihnen genoß, und deren Er-
„innerung mir jetzt ſo ſüß iſt; ſchenken
„Sie ſie mir, wenn ich ſie jetzt vielleicht
„ſollte verlohren haben, wieder, und ſeyn
„Sie von der Unveränderlichkeit meiner
„Achtung und — ich darfs nicht ſagen —
„überzeugt. Sie können mir keine größere
„Wohlthat erzeigen, als wenn Sie mir
„in einem künftigen und bald erfolgenden
„Briefe durch eine Nachricht von Ihren
„Geſinnungen gegen mich Beruhigung ſchen-
„ken..... Der Vater meines Barons
„kam mir immer als ein ſchwacher, tän-
„delnder Mann vor. Jetzt bin ich mit
„ſeinem Character ausgeſöhnt, da er den
„Vorſchlag des Profeſſor Kant, den jungen
„Herrn nach Braunſchweig ins Gymnaſium
„Carolinum zu ſchicken, genehmigt hat.
„Künftige Woche wird alſo vermutlich un-
„ſer Pilgrim ſeine Wallfahrt nach dem
„Lande, wo Verſtand für Geld zu haben

„ist, antreten..... Ich hätte noch Lust, „über eins und das andere mit Ihnen zu „plaudern, aber so sehr ich mir Gewalt „anthue, heiter zu seyn, so sehr vergrö„ßert sich mein Unmuth durch die Frucht„losigkeit meiner Bemühungen, mich zu „erheitern. Leben Sie wohl!....

Gerne hätte Kraus nun alle Zeit auf das Studieren verwandt, allein seine drükkende Lage nöthigte ihn wieder, den Söhnen eines Kaufmanns Privatunterricht zu ertheilen und darauf die Führung von zwei jungen Herren Schimmelpfennig *) zu übernehmen.

Er hielt sich im J. 1775 eine Zeitlang bei einem seiner academischen Freunde, Rumpf in Zinten **) auf; indessen waren auch dieses traurige Tage für ihn. Er schrieb von da an den Herrn v. Auerswald: „Seit zwei Tagen fühle ich eine „plötzliche Ermattung am ganzen Körper, „die unfehlbar von der monatlangen Schlaf„losigkeit eine Wirkung ist. Was soll ich „thun? Dann kommen noch Sorgen der „Zukunft, und beunruhigen, indem der

*) Ihr Vater war Beamter in Litthauen.

**) Eine kleine Landstadt in Ostpreußen.

„Körper leidet, auch die Seele, daß mir „manchmal mein ganzes Selbſt wehe thut. „Die Oſtern ſind mir fürchterlich. Da „muß ich den Jeſter *) bezahlen, den „Reuſch **) bezahlen, die Stube bezahlen, „einen Rock mir machen laſſen, und einen „immer dauernden Plan meines Studierens „zeichnen, nach dem ich pünktlich fortar„beiten muß, da ich bisher im Reiche der „Gelehrſamkeit geabentheuert habe. Wie „nun dieß alles bewirken? in der Lage, „wo ich bin, bewirken? „„Der Herr „Schimmelpfennig wird Ihnen ſeine Kinder „nur ein Halbjahr laſſen"" ſagte mir neu„lich ein Freund, und mir wurde übel „genug zu Muthe, da er es mir ſagte. „Sehen Sie, Freund, was mich nagt, „und was ich Ihnen aufdecke, bloß um „Sie ſehen zu laſſen, daß mein Innerſtes „nicht immer ſo ruhig und ſorglos als meine „Miene und Sprache iſt, wenn ich bei „Ihnen bin. Mein Aufenthalt in Zinten „iſt mir auch deswegen ſehr behäglich, daß „er mir alle dieſe Brut von Sorgen ein-

*) Doctor und Profeſſor der Rechte.

**) Profeſſor der Phyſik.

„schlummern hilft. Die Gelassenheit der „Leute, die ich um mich habe, bei ei„nem Schlafe, welches doch noch stärker „als das meinige ist, und die fröhliche „Gleichmüthigkeit, wodurch sie bei Mangel „und Plackerei den Himmel zu segnen schei„nen, daß er ihnen nur nicht noch mehr „davon beschieden hat, erwecken in mir „alle Gedanken des Trostes, die ich je„mals gehabt, und diese begütigen meinen „Gram, und geben mir die Ruhe, die „so sehr das Studieren und Nachdenken be„günstigt."

„Schreiben Sie mir doch nächstens, „was Ihre Lunge macht. Was ihre gute „Seele ungefähr macht, kann ich ohne die „Gabe der Weissagung in meiner eigenen „sehen. Sie grübelt und sehnt sich ängst„lich nach Mitteln, die ihr grübeln helfen „sollen, um, wie etwa der König Pyr„rhus, erst nach unnöthigen mißlichen „Arbeiten, die Ruhe zu genießen, die „sie gleich jetzt haben könnte, aber eben „deswegen als verdächtig und unsicher scheut, „weil sie sie jetzt haben könnte. Mein „Freund, die Religion ist nicht zu studie„ren. Wiegen Sie meine Gründe, und „dann werden Sie diese Meinung wenig-

„sions fromm und beseligend, wenn auch „nicht nach aller Schärfe richtig finden.

„Ich sage erstlich (— und Sie wer„den es zugeben —) die Religion ist keine „Wissenschaft. Ich könnte hier durch Ent„wickelung des Begriffs einer Wissenschaft „sogar zeigen, daß Religion keine Wissen„schaft seyn kann. Aber genug, wenn „Sie sehen, daß Religion nicht für unsere „anthätigen Erkenntnißkräfte da ist. Nicht „für den Witz, nicht fürs Genie, nicht „für die Speculation gab unser Lehrer seine „heiligen Reden uns schriftlich in die Hände. „Nein, für den Witz habe ich den Hudi„bras, Genie rege ich durch Schakespeare „auf und meiner Speculation mag Hume „Nahrung geben. Das besteht alles ganz „friedlich mit einander. Aber nun habe „ich in mir noch eins, was durch alle „Bücher, die ich gelesen habe, sich nicht „befriedigt fühlt. Ich will es Geist nen„nen, und meine damit die Oberkraft der „Seele, die alle andern Vermögen regiert, „hemmt, und in Spiel setzt, die wie „ein göttlicher Statthalter über alles, was „irgend eine Kraft der Seele, sie sey sinn„lich oder thierisch oder intellectuell, thut, „vorher ehe es geschieht, und nachher ur-

„theil spricht u. s. w. Sie ist die Quelle
„aller Entschließungen, das Princip der
„Freiheit; sie hat Aehnlichkeit mit dem
„Gewissen, und wenn Sie unter dem
„Worte nicht etwa schon eine unrichtige
„Vorstellung haben, so sage ich Ihnen,
„sie ist das Gewissen selbst, nur denken
„Sie sich darunter, was ich schon gesagt
„habe, die über die ganze Seele disponi-
„rende Oberkraft. Das ist nur zu empfin-
„den; deutliche Vorstellungen können Sie
„davon nicht fordern, da das eine Sache
„in uns selbst und nicht außer uns ist.
„Für diesen Geist in uns, von dem Pau-
„lus so philosophisch, so tiefsinnig spricht,
„für diesen ist die Bibel, ist Religion.
„Nun werden Sie schon von weitem sehen,
„aus welchem Standpunkte ich die Bibel
„betrachte. Ich sehe sie an als ein
„Werk für meinen Geist, welches ihm theils
„sichere Regeln zur Regierung aller Seelen-
„kräfte darbietet, (Handlungen sind Folgen
„davon) theils ihm Kräfte giebt, die Sinn-
„lichkeit mit allen ihren mächtigen Trieben
„überwältigen, und nach Vorschrift lenken
„zu können: kurz ihm Kräfte giebt, jene
„Regeln thätig und geltend zu machen.
„Nun kommt die Bibel und ihr Studium

„nicht in Collision mit andern Studien. Es „iſt Geſetz der menſchlichen Natur, alle „Seelenvermögen zu vervollkommnen zu ſu„chen. Ich werde alſo ohne Bedenken in „mein Büchergeſtell neben den Triſtram „Shandi, der meine Laune und meinen „Witz ausbildet, neben einen Rouſſeau und „Spinoza, die meinen Verſtand bilden, „neben Tindal, Morgans, Hobbes und „alle Religionsſpötter, die mich zweifeln „und den wahren Satz lehren: daß die „Bibel nicht zur Speculation da iſt, neben „Voltairs Zoten, die mir Kenntniß der „menſchlichen Seele geben, wie ſonderbar „ſie ſich nach Umſtänden ſchmiegt, und wie „ſie ausſieht, wenn man ſie bloß und nackt „aufgedeckt beſieht, (denn das bleibt wahr, „Voltaire ſchreibt, wie es in ſeiner Seele „ausſieht), neben alle dieſe werde ich die „Bibel ſetzen, als das Buch für meinen „Geiſt, was mich lehrt, was ich denn „von allen Büchern, von allem Wiſſen, „allem Vermögen, allen Kräften und „Handlungen für einen Gebrauch machen „ſoll, und wie ich den Gebrauch, den ich „für recht eingeſehen, durchſetzen und aus„führen kann. Das iſt mein Geſichts„punkt, Freund. Ich ſtudiere die Bi-

„bel als ein Buch vom Himmel herab wir„fen, um mir die Obergewalt über alle „meine Sinnlichkeit, oder vielmehr alle „meine Seelenkräfte zu geben, was mich „ſtark macht, nach den Geſetzen der Mo„ralität, d. h. nach den Geſetzen der höch„ſten Ordnung und Glückſeligkeit, die un„ter den Menſchen möglich iſt, trotz allen „Hinderungen und allem Widerwillen mei„nes Witzes, meines Vergnügens, kurz aller „Seelenfähigkeiten (deren Bildung indeſſen „unumgänglich nöthig und deren Werth un„ſchätzbar iſt, wir müſſen ſie unter der Direc„tion, unter der Vormundſchaft des Geiſtes „ſtehen) lebenslang zu verfahren. Dies Ver„fahren iſt nothwendig, ſo wie es die morali„ſchen Geſetze ſind, und Handlungen, die die„ſen zuwiderlaufen, kann Gott eben ſo „wenig gut machen, d. d. vergeben, als „er eine Lüge gut, einen Betrug recht„ſchaffen, einen Vatermord wohlanſtändig „machen kann. Da wir nun ungeachtet „aller unſerer Bemühungen und aller Hülfe, „die uns die Bibel giebt, doch oft genug „mißhandeln, dieſe Mißhandlungen aber „nicht gut gemacht, d. h. verziehen wer„den können, ſo gehen wir, wenn nicht „irgend ein Mittel Gott ſelbſt erfindet

„(denn wir wissen keins) verloren. Was „das Mittel sey, weiß die Vernunft nicht; „eins aber sagt die Bibel. Und weil die „Vernunft sagt, daß wenn gleich ein Gna„denmittel da ist, doch keine andere Mög„lichkeit sey, die begangenen Missethaten „straflos zu machen, als wenn man so ge„nau nach den moralischen Gesetzen handelt, „und so sehr sich vor Uebertretung hüte, „als es die menschliche Natur nur erlaubt; „und daß dann auch Vergebung, nicht ge„wiß (das kann nicht seyn) sondern alsdann „bloß zu hoffen ist; — weil, sage ich, „die Vernunft diese Bedingung der Gültig„keit und Annehmungswürdigkeit des Gna„denmittels voraussetzt, und dasjenige Gna„denmittel, welches die Bibel vorstellt, „diese Bedingung und Beschaffenheit hat, „so ist es wahr und gültig, aus andern „Ursachen aber annehmungswürdig."....

So sprach sich Kraus am liebsten vor seinen Freunden aus. Es war damals in seinem Räsonnements noch etwas Steifes und Schulgerechtes, eine gewisse mathematische Haltung und Festigkeit; aber dabei eine Tiefe im Denken, eine Schärfe und Bestimmtheit der Ideen und eine Sicherheit der Gedanken (eine Folge des vielen Den-

kens), die bei einem zwei und zwanzigjährigen Jünglinge bewunderungswürdig ist. Zum Glück hatte Kraus unter seinen academischen Bekannten solche sich zu Freunden gewonnen, die von gleichem wissenschaftlichen Geist und Sinn getrieben sich gerne mit ihm in die höheren Sphären des geistigen und gemüthlichen Lebens verloren. Außer dem Herrn v. Auerswald, zu welchem Kraus sich immer inniger hingezogen fühlte, hatte er vertrauten Umgang mit Jensch, Heinz, Penzel *), und vorzüglich mit Rumpf, der nachher Richter in Zinten wurde, wo ihn Kraus, wie erwähnt ist, einige Zeit besuchte. Er liebte ihn mit wahrer Zärtlichkeit und der wärmsten Hingebung, und wenn Rumpf auch von manchem seiner Bekannten an Talent und Reichthum in Kenntnissen übertroffen wurde, so kam ihm doch keiner im feinen, scharfen Denken und am richtigen Urtheil gleich.

Im Umgang mit diesen Freunden fand sich Kraus sehr glücklich, wiewohl er noch mehrere Jahre hindurch mit Armuth und Mangel zu kämpfen hatte. „Penzel weiß am beßten", schrieb er 1776, „ich hatte

*) Uebersezer des Strabo und Dio Cassius; jezt Lector der Englischen Sprache zu Jena.

nicht einen Gulden Geld", und auch im nächsten Jahre war seine Lage noch so beschränkt, daß er äußerte: „Ich weiß mich „vor Schrecken nicht zu lassen, wenn ich „bedenke, daß ich die Woche nach Ostern „den Kaufmann, der mir das Kleid creditirt, und den Schneider bezahlen soll.... „Ein neues Kleid, neue Wäsche, Schuhe, „Schnallen, Schlafrock u. s. w. sich anschaffen, ohne zwei Groschen in der „Tasche zu haben!"

Desto reicher und gehaltvoller war damals sein inneres geistiges Leben. Er hatte den Weg des Selbststudiums ergriffen, nachdem er den Zweck der mündlichen academischen Vorlesungen theils den Lehrling vor unnützen Umwegen zu bewahren und ihm den nächsten Weg zum Selbststudium zu zeigen, theils ihn vor der Gefahr zu schützen, aufstoßende Ideen nicht immer für neue zu halten und ihn von unnützen Grübeleien und falschen Meinungen abzuleiten" erreicht zu haben glaubte. Kant hatte ihm den hohen Standpunkt, auf den alles Wissen und Forschen hinzielen müsse, erblicken lassen. Kants systematische Speculation und tiefe mathematische Einsichten hatten auch ihn zum Studium der Mathematik

geführt, ein Feld, wo allein sein Geiß die Sicherheit der Wissenschaft, die Gewißheit der Ansichten und Ideen, die Bestimmtheit der Deduction und unabsehbaren Stoff zu neuen Forschungen fand, die einem so schwer zu befriedigenden Genie Gnüge thaten. Mehrere Jahre hindurch studierte er mit erstaunendem Fleiß ohne alle Anleitung die Schriften des Kartesius, Wolfs, Segners u. a., machte aber doch die ihn oft niederschlagende Erfahrung, daß er noch nicht geübt genug sey, zum Ziele auf dem kürzesten und bequemsten Weg zu gelangen, daß das Ziel oft desto weiter hinauszurücken scheint, je näher man ihm zu kommen glaubt, und daß man erst nach vergeblicher Aufwendung von vieler Zeit und Mühe einsieht, man sey auf dem Irrwege. Kraus bedauerte späterhin oftmals den Zeitverlust, den ihm seine Art des Studiums dieser Wissenschaft gekostet habe.

Besondern Fleiß verwandt er zugleich auf die Erlernung der Englischen Sprache. Sein ganzes Vermögen, einen Friedrichsd'or, hatte er darauf verwandt, einen Monat Privatunterricht in dieser Sprache zu nehmen und durch bewunderungswürdige Anstrengung — er lernte Bailey's Wörter-

buch vom Anfang bis zum Ende auswendig — kam er in kurzem so weit, daß er darin selbst Unterricht ertheilen konnte, und „da es damals, wie er später äußerte, „an „Lehrern im Englischen fehlte, so trug mein „Friedrichsd'or hundertfältige Früchte."

Außer diesen Beschäftigungen mit seinem eigenen Selbst wirkte auf Krausens weitere Bildung auch die ihn umgebende Welt überhaupt und besonders der Umgang mit einzelnen ausgezeichneten Männern vorzüglich ein. Jeder war ihm schätzbar, von dem er Aufschluß über irgend einen Gegenstand des Lebens und Treibens der Menschen erwarten konnte; von jedem, der etwas Vollkommenes in seiner Art leistete, suchte er zu lernen. Seine Jugendneigung, an allen Dingen wo möglich alle Seiten und Beziehungen zu erforschen, trieb ihn öfters zum Besuchen der Handwerker, besonders solcher, die sich bei schwierigen Fällen durch eigenes Nachdenken und Erfinden neuer Mittel selbst zu helfen suchten. Mit dem größten Interesse sprach er dann mit ihnen Stundenlang über ihre Gewerbe. — Unter den Gelehrten Königsbergs war es außer Kant der originelle, genievreiche Hamann, zu dem sich Kraus am meisten

hingezogen fühlte und der auf seine Bildung den größten Einfluß gehabt hat. Hamann, welcher junge, aufgeregte Köpfe so gerne um sich hatte, und auch Krausen sehr oft zu sich ein, electrisirte ihn durch seine geist- und lebensvolle Unterhaltung, entzückte ihn durch sein herrliches Combinationsvermögen, las mit ihm Englische und Italienische Werke und lehrte ihm — wie Kraus sich ausdrückte, — das Schreiben. Um Krausens Stilbildung, um seine Correctheit in der Sprache, um die Richtigkeit des Ausdrucks, um den Bau der Perioden hatte Hamann sich die größten Verdienste erworben. „Von Hamann, sagte er, habe „er zuerst eigentlich gelernt, was Stil heiße „und Hugo Blair habe seine Begriffe darüber völlig aufs reine gebracht." Freilich war Hamanns Art der Belehrung oft nicht gerade angenehm und einladend. Bald nach Krausens Bekanntschaft mit ihm pflegte Hamann ihm seine Arbeiten vorzulesen, mit der Bitte, ihm frei und unverholen seine Bemerkungen über die Schreibart mitzutheilen. Als einst Kraus ihm ruhig zuhörte und über das Vorgelesene nichts zu erinnern fand, fuhr ihn Hamann heftig an: „Warum sagen Sie nichts? Ich habe Sie nicht

gebeten, bloß zuzuhören, sondern mich zu corrigiren; Sie haben mir schon hier diesen, dort jenen Fehler übersehen; was soll das eigentlich seyn? — warum das?" — Auf Kraus machten diese bitteren Worte einen entsetzlichen Eindruck, aber sie waren von den heilsamsten Folgen. Er übersah das Scharfe und Eckigte in Hamanns Character bei der fesselnden Originalität des Geistes und der wohlmeinenden Biederkeit des Herzens.

Zu Krausens Freunden gehörte damals auch der Doctor Orlovius, den er zuerst bei einer gefährlichen Krankheit seines Freundes von Auerswald kennen und zugleich ausserordentlich schätzen und lieben lernte, theils weil Orlovius durch seine Geschicklichkeit die Gesundheit seines Freundes, für dessen Leben er schon besorgt war, wieder völlig herstellte, theils weil ihn die Freundlichkeit und das Herzliche im Benehmen des D. Orlovius erstaunend anzog. Er war es auch, der Krausen bei einem heftigen Schleim, und Gallenfieber im J. 1775 von der wunderlichen Grille abbrachte, weder je einen Arzt um Rath zu fragen, noch Arzenei zu nehmen. Orlovius begab sich ungerufen zu ihm hin, erklärte ihm offen und frei: er

halte es für seine Pflicht, sich und seine Arzenei ihm aufzudrängen, und gewann auch das ärztliche Vertrauen Krauſens durch seine eigenthümliche Herzlichkeit so ganz für sich, daß Kraus während seiner Krankheit nicht nur alle seine Vorschriften aufs allerpünktlichste und sogar mit einer gewissen ängstlichen Genauigkeit befolgte, sondern von demselben zu Orlovius auch eine Liebe und innige Zuneigung gewann, die sich durch die collegialischen Verhältnisse, in welche beide später mit einander kamen, noch vermehrend und immer herzlicher befestigend bis zu Orlovius Tod fortdauerte. Selbst das Grab schien die Freunde nicht geschieden zu haben; in Krauſens Seele lebte das freundliche Bild des seligen Freundes fort und war ihm täglich nahe, so daß er noch kurz vor seinem Tode äußerte: „Mein Or„lovius gehört zu den Menschen, auf de„ren Wiedersehen in jenem Leben ich mich „recht innig freue."

Will man das Innere eines Menschen kennen, so lerne man die kennen, deren Freund er ist; denn eine Seele sucht zur wahren Seelenfreundschaft beständig Aehnlichkeiten, sucht eine muſicalische Gedanken- und Gefühlsharmonie in andern Seelen; und

und je näher ſich dieſe Seelenähnlichkeiten kommen, je reiner der Accord der Empfindungen in zwei Seelen ſich entgegenklingt, deſto herrlicher iſt die Vermiſchung und Zuſammenſchmelzung der Gemüthswelt zweier Menſchen, deſto mehr werden zwei Menſchen überzeugt, daß ihre Freundſchaft auf Befehl des Himmels geſchloſſen iſt. Dieſes Glück hatte Kraus in ſeinen Freunden gefunden und er wußte den hohen Werth ſolches Glücks ſo gut zu ſchätzen, daß ſeine Seele in ſeinen Freunden lebte und webte; daß zwar der Tod das irdiſche Zuſammenleben ſtören konnte, daß aber das geiſtige und gemüthliche Zuſammenſeyn in warmer, hingebender Erinnerung bei ihm auch über das Grab hinaus ging.

Es traten noch im Jahr 1776 Verhältniſſe ein, welche Krausen aus dem Kreiſe dieſer Freunde herauszureißen drohten. Eine ihm angebotene Condition in Liefland ſchlug er auf Kants Anrathen aus, um beſſere Vorſchläge abzuwarten, und wie nachfolgender Brief *) an Herrn v. Auerswald ausweiſet, war Kant bemüht, ihm einen andern Wirkungskreis zu eröffnen.

*) Vom 9ten Mai 1776.

„Was machen Sie denn, haben Sie „auch Zeit zum Lesen? Ich meinerseits „brüte wieder über meinen unsterblichen „Grillen, und denke an all mein Elend „nicht, seitdem Kant mir versprochen, mich „ins Basedowsche Philantropäum zu schicken. „Sie wissen doch schon, daß aus Preußen „verschiedene hingeschickt werden, die für „einen gewissen Sold sich da zwei Jahre „aufhalten und die Erziehungsmethode ler„nen sollen, um sie hernach im Vaterlande „einzuführen. Ich bin nun einer von den „preußischen Aposteln (vermuthlich schicken „andere Länder auch Kandidaten hin). Zit„terland *) wird vielleicht der zweite; die „andern kenne ich noch nicht... Zu dem „Fond, woraus wir salarirt werden, hat „Farenheid **) 2000 Rthlr. mildiglich ver„liehen. Das ist wohl ein Meisterstück „von Kanters ***) Beredsamkeit, denn der „allein hat ihn dazu bewogen. In voller

*) Jetzt Schulrath und Pfarrer zu Nebrau in Westpreußen.

**) Kommercienrath und reicher Banquier in Königsberg.

***) Buchhändler, Lotteriedirector in Königsberg und Einrichter einer der besten Papiermühlen in Preußen, in welcher auch zuerst Preßspäne den englischen gleich gemacht wurden.

„Zuverſicht, daß mir die Hoffnung nicht „fehlſchlägt, arbeite ich nun ganz raſch dar„auf los, und freue mich mitten im Arbei„ten über den Gedanken, der mir biswei„len aufſteht, daß ich in Deſſau viel Muße, „keine Sorgen und Umgang mit Leuten aus „allerlei Nationen haben werde. Mags doch „nicht wahr ſeyn, ich kann mich doch ſo „hübſch daran erfreuen.

„Literärnachrichten, die Ihnen doch „die liebſten ſind, weiß ich nicht viel, in„deſſen hören Sie mich mit meinen Plau„dereien an, weil ichs bin, nicht weil die „Plaudereien was nutz ſind. — Zu Lind„ners *) Stelle ſind Willamow **), Metz„ger ***), Profeſſor in Thorn, Kreuz„feld ****), und — risum teneas amice! „— J..... vorgeſchlagen, der mit ſeinem „kaffeebraunen Magiſterrock wiederum die „Academie heimzuſuchen geruht hat. Die

*) Starb als Conſiſtorialrath und Pfarrer an der Löbenichtiſchen Kirche zu Königsberg. Er war zugleich Profeſſor der Dichtkunſt.

**) Bekannt durch ſeine Dithyramben und andere Gedichte; ſtarb in Petersburg als Director eines Lehrinſtituts.

***) Starb als Profeſſor am Gymnaſium zu Thorn.

****) Starb als Profeſſor der Dichtkunſt in Königsberg.

„beiden ersten werden vermuthlich die Stelle
„ausschlagen, und der letzte kriegt sie nicht,
„und so kömmt sie denn an den, dem sie
„gebührt, an den trefflichen Kreuzfeld.
„Sie kennen den Mann nicht; aber er hat
„Feuer, er liest den Homer im Original,
„und will, wenn er Professor wird, über
„die Grundsätze der poetischen Fiction dis-
„putiren, und uns dann hübsch die Iliade
„und den Schakespear und Anacreon erklä-
„ren. Das ist doch wohl so ein Mann,
„wie Sie ihn auch haben wollen? ....
„Zu den Litterariis gehören auch noch zwei
„ganz niedliche Gedichtchen. Sie müssen
„Ihnen gefallen. Hören Sie einmal das
„erste: „„Der jüngste Tag, nach dem
„Englischen des Swift.““ Das Original
„ist erst im October voriges Jahrs im
„Gentleman's Magazine herausgekommen.
„Bei seinem Leben traute er sich nicht es
„herauszugeben. Nun hören Sie: aber
„lachen müssen Sie nicht!

Von einem Wirbel von Gedanken
Ergriffen, sank aus Träumerei'n
Mein Haupt in Schlaf. Da ging ein groß Ge-
sichte
(Ich denk' es war ein Bild vom Weltgerichte)
Urplötzlich vor mir auf. Ich sah mit lichtem
Schein

Die Erd' umwunden in den Angeln wanken,
Der Himmel ſtand in ſeinem Lauf
Auf einmahl ſtill — die Gräber ſprangen auf
Und ihre Todten ſtanden,
Noch ungewiß zum Seh'n, und ſah'n
Mit hohlen Augen ſich verwundernd an,
Indeß die Lebenden beſtürzt die Hände wanden.
Und nun kam Zeus, mit Lichtglanz angethan,
Sein Donner vor ihm her, auf einem Wolkenwagen,
Kometen flogen nach, zur Erde hingetragen. —
Verwirrt, erſchrocken, zitternd, ſchwebt
Sie da an ſeinem Thron, die arme Erde,
Und wartet ängſtlich was mit ihren Kindern werde.
Indem die ganze Schaar mit bleicher Wange bebt,
Nickt Zeus, — ſein Nicken ſchüttelt alle Himmel
Und ſpricht vom Thron herab zum ſcheuen Erdgewimmel:
„Du Schalksgeſchlecht durch deine Wiſſenſchaften
„Und Weisheit und Vernunft und Denkerei bethört! —
„Betrübte, die ihr aus Verſehn geſtrauchelt, hört!
„Und die ihr niemals fielt, weil Augen auf euch gafften,
„Aus Stolz nicht fielt — ihr da! — und euch in tauſend Sekten,
„Die Mord und Hochverrath, und Trug und Lügen hekten
„Einander äffet und erſchlugt, und dann noch Wunder denkt
„Was ihr gethan, und jetzt hervor euch drängt
„Einander hier verdammt zu hören,

„So lehrten's eure Weisen — schöne Lehren!
„Die kannten mir erst meinen Rathschluß recht! —
„Hört alle, hör's du arges Erdengeschlecht!
„Der Lauf der tollen Welt hat nun ein Ende,
„Und das sei deine Strafe, dein Gericht.
„Mehr ahnd' ich eure Händel nicht.
„Ich, solche dumme Dinger lang verhören!
„Ich, Narren, die sich selbst ihr Glück zerstören,
„Verdammen! O geht, geht, ihr seid
„Wenn ihr das wähnt, wahrhaftig nicht gescheid."

„Wie gefällts Ihnen? Wenn man „so recht über das letzte nachdenkt, da „wird einem ordentlich warm ums Herz. „„Wo haben Sie's her?"" Das sag' „ich Ihnen nicht. Und wenn ich's nun „selbst aus dem Swift übersetzt hätte? — „Nun ja doch, ich hab's übersetzt, und „es wäre mir weiß Gott vor allen andern „lieb, wenn's Ihnen gefiele. Der Text „muß Ihnen gefallen, der ist so, wie wir „manchmal darüber des Abends geplaudert „haben, und wie es jeder, der der lieben „Natur treu bleibt, finden wird, wenn's „auch nicht wahr ist, was er findet. Wenn „es die Censur passiren könnte, so käme „es vielleicht in die Zeitung; aber die „kollerigen Männer werden, obschon es „ein Traum vom Zevs ist, es doch nicht „leiden wollen. A propos! Da in der

„Kanterſchen Zeitung vom 2ten Mai finden „Sie ſo'nen Maigeſang*) mit einem × am „Ende, den hab' ich auch gemacht. Die „ſchurriſchen ſchönen Geiſter haben ſich über „mich aufgehalten, daß ich immer über der „Metaphyſik kalmäuſerte. Wart' nur, „dacht' ich, ich will den Thoren in ihrer „Thorheit antworten, und da ſetzte ich mich „hin und machte den Maigeſang. Er iſt „leer freilich, und ich glaubte, es müſſe „auch nicht viel Tiefſinn im Maigeſang „ſeyn, — aber es iſt wenigſtens etwas ge„dichtetes drin, und glatte muſicaliſche „Verſe..... Nun werden die ſchönen „Geiſter doch ſehen, daß ich auch Verſe „würde machen können, wenn ich drei, „vier Jahre mich damit abgeben wollte, und „werden meine Metaphyſik zufrieden laſſen. „Ich habe auch eine Recenſion fertig liegen „über ein ganz neumodiſch höchſt empfind„ſam geſchriebenes Werkchen. Es hat den „Titel: „Freundſchaften" und nichts mehr. „Da peitſch' ich denn die Secte der gefühl„vollen Jacobiter mit ſo gravitätiſcher „Miene, wie irgend ein Schulmeiſter ſeine „Bälge. Wenn Sie eine Recenſion mit

*) Siehe die Beilage 1.

„x am Ende finden, dann denken Sie an „mich.....

„Ich habe den Meßcatalog gelesen. „Da ist rein nichts, als das merkwürdige, „daß mehr Bücher vom Teufel als vom lie„ben Gott herausgekommen. Die Gaßner„sche Schwärmerei veranlaßte vielleicht diese „Teufeleien. Ich habe noch ein kleines „Ding vom vorigen Jahre gefunden, das „mir wahrhaftig viele Gedanken gemacht „hat. Es heißt: „Plato und Leibnitz „jenseit des Styx, oder über die Persön„lichkeit der Seele nach dem Tode." Ich „will es recensiren *) habe auch jezt beinahe „schon meine Lobeserhebungen fertig. Es „sind nur drittehalb Bogen, die das ganze „Ding ausmachen, aber es steckt sehr viel „drinn. Und dann mache ich mich an „Franks Jobelperiode **), davon Sie wohl „noch nichts gehört haben. Der Mann „will unsere ganze Chronologie reformiren, „und sein Ding, welches mit Gatterers „Vorrede herausgekommen, macht entseh„liches Lärm."

Kants Plan, unsern Kraus nach Dessau zu senden, zerfiel, und dieser blieb

*) Siehe die Beilage 2.

**) S. die Beilage 3.

alſo in ſeiner vorigen beſchränkten Lage. Er verdiente ſich das Nöthige durch Privatunterricht, woraus er freilich nur die dringendſten Bedürfniſſe beſtreiten konnte. Kam einmal eine größere ungewöhnliche Ausgabe dazwiſchen, ſo brachte ihn dieſes in die peinlichſte Verlegenheit.

Im Winter 1776 — 1777 hatte er ſich mit einer literäriſchen Arbeit beſchäftigt, und es erſchien in der Oſtermeſſe von ihm „Youngs politiſche Arithmetik, aus dem engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, Königsberg, bei Johann Jacob Kanter 1777. 8. Er ſchrieb darüber, wie über ſeine ganze damalige Lage an ſeinen Freund von Auerswald folgendes *):

„Da ich von Ihnen weiter keine „Neuigkeiten weiß, als die wenigen, die „Sie mir ſchreiben, ſo muß ich Ihnen „doch etwas von mir ſagen. Die wichtigſte „iſt wohl, daß meine politiſche Arithmetik „Gottlob zur Oſtermeſſe wirklich heraus„kommt. Ich habe ſie keinem dedicirt, ſon„dern des Autors Dedication an die ökono„miſchen Geſellſchaften in Europa beibehal„ten. Meine Vorrede iſt auch ganz kurz

*) Sonnabend vor Oſtern 1777.

„und schüchtern geschrieben. Der Himmel „gebe nur, daß mir die liebe Schmiererei „nicht Schande macht; aber, unter uns „gesagt, ich fürchte es sehr, und mache „mich auch schon ganz darauf gefaßt.

„Meine Hypochondrie hat bisher so „stark angehalten, daß ich außer meiner „Information, die ich ziemlich ordentlich „abgewartet, nichts habe thun können. „Die Lettres sur la religion *) liegen also „noch unangefangen da, und ich weiß mich „vor Schrecken nicht zu lassen, wenn ich „bedenke, daß ich die Woche nach Ostern „den Kaufmann, der mir das Kleid cre„ditirt, und den Schneider bezahlen soll, „weil ich bis dahin die Uebersetzung der „Lettres fertig machen zu können mir ein„bildete. Sollte es mir unmöglich seyn, „so werde ich Ihnen schreiben und Sie „bitten, daß Sie mir etwa zwei Ducaten „leihen, womit ich mir, zusammenge„nommen mit den vier Ducaten, die ich „habe, Luft machen könnte. Sie wissen, „daß ich auf Bezahlung bedacht bin und

*) Kraus hatte auf Verlangen des Buchhändlers Kanter versprochen, sie zu übersetzen, nahm aber sein Versprechen zurück.

„bezahlen kann. Müller*) hat mir die „vier Ducaten, die ich jetzt in der Tasche „habe, gestern für meine bisher bei ihm „gehaltene Information gegeben und es ist „mir des Streiches wegen, den ihm *** „gespielt, unmöglich, ihm zu sagen, daß „er mir vorschießen soll, besonders da ich „ihm schon gesagt, daß ich diese Ostern „Schulden zu bezahlen hätte, und er mir „doch nur vier Ducaten gegeben.

„Ich ziehe acht Tage nach Ostern zu „Hamann, wenn sonst nichts in die Queere „kommt, und da will ich nächst der Ab„wartung meiner Stunden fleißig übersetzen „und schreiben. Ich denke, bei Hamann „wird sichs gut übersetzen lassen. Ich lebe „sonst jetzt sehr gut und das alles habe ich „Müllers Hause zu danken; da trink' ich „jetzt alle Nachmittage Kaffee, esse alle „Abende, und darf also nicht mehr einen „Schilling für diese Artikel, die mir immer „das mehreste gekostet, ausgeben.

„Ich hoffe daher auch, wenn ich diese „Ostern alle meine Schulden getilgt, künf-

*) Ernst Aegidius Müller, Kaufmann in Königsberg. Kraus nannte ihn immer den größten practischen Philosophen in der Welt. Er starb im Jahr 1807 als 83jähriger Greis.

„tig zu keinen genöthigt zu werden, und „Himmel! wie wird dann mein niederge„drückter Geiſt aufleben! Wie tapfer werd' „ich dann auf meine Magiſterſchaft losar„beiten können! Hamann läßt Sie recht „herzlich grüßen; ich ſah ein recht merk„liches Vergnügen in ſeinem kranken Ge„ſicht, (er hat ſeit drei Wochen das Fie„ber gehabt) als ich ihm die Stelle in Ih„rem Briefe, wo Sie an ihn gedenken, „zeigte..... Ich habe wieder ein paar „Hochzeitgedichte gemacht, aber ſie ſind „noch nicht abgedruckt, ſonſt ſchickte ich ſie „Ihnen ſchon jetzt mit.....

Bald darauf kam er in das Kaiſerlingiſche Haus. Die Befreiung von Nahrungsſorgen, die Achtung und das Vertrauen, womit die Gräfin ihn behandelte, die Geiſtesnaherung, die ihm die Unterhaltung mit ihr gewährte und die Gelegenheit zur Lectüre beſonders franzöſiſcher Werke gaben ſeiner Stimmung eine ganz andere Wendung und ſeinem Geiſte einen neuen Schwung. Er ſchrieb darüber an den Herrn von Auerswald *):

*) Am 4ten Mai 1777.

„Seit dem 24ſten April bin ich zum „Grafen Kaiſerling *) gezogen, wo ich über „den Sohn des kürzlich in den Grafenſtand „erhobenen Kammerherrn Kaiſerling, einen „Jüngling von 18½ Jahren **) die Aufſicht „übernommen habe. Seit der Zeit habe „ich tauſend Sachen zu beſorgen gehabt, „die ich mir, wenn ich in meiner vorigen „Lage geblieben, nicht hätte träumen laſſen. „Ein neues Kleid, neue Wäſche ꝛc. ſich „anzuſchaffen, ohne zwei Groſchen in der „Taſche zu haben, kann ſchon genug zer„ſtreuen, um an kein Briefſchreiben den„ken zu können. Nächſtdem wollte ich erſt „recht meine jetzige Lage kennen, um Ih„nen — nächſt meinem Bruder, vielleicht „dem Einzigen, der an allem, was mich „betrifft, Theil nimmt — mein neues „Glück recht beſchreiben zu können.....

„Was meine jetzige Lage betrifft, ſo „ſage ich Ihnen alles, wenn ich Ihnen „ſage, daß ich manchmal mit naſſen Augen

*) Ruſſiſcher Geheimer Staatsrath, Ritter mehrerer Orden, Geſandter an mehreren Höfen, lebte damals in Königsberg.

**) Nahm nachher Kriegsdienſte und ward ſpäterhin Hofmarſchall beim verſtorbenen Prinzen Ludwig, Bruder des jetzigen Königs. Er lebt jetzt auf ſeinen Gütern in Schleſien.

„am Fenſter ſtehe, und mich vor Gott
„demüthige, daß er mich Unwürdigen ſol-
„cher Gnade werth grachtet. Gewiß, wenn
„alles ſo fortgeht, wie es bisher gegangen,
„(aber freilich iſt die Zeit noch zu kurz, um
„feſte Hoffnung auf eine gleichförmige Fort-
„dauer faſſen zu können), ſo bin ich ſo
„glücklich, als ich es wünſche. Ich habe
„mit meinem jungen Grafen nichts zu thun,
„als ihn in die Collegia des Kant zu be-
„gleiten, dann zu wiederholen, und ihn
„zum Leſen anzuführen, welches er ohne-
„dem gerne thut. Den ganzen Nachmittag
„bin ich frei und von vier Uhr an bekomme
„ich meinen jungen Grafen nicht zu ſehen,
„denn es iſt täglich Geſellſchaft hier.
„Für dieſe meine geringe Mühe bekomme
„ich jährlich zweihundert Thaler und freie
„Station. Die Vertraulichkeit, mit wel-
„cher der alte Graf und beſonders die Grä-
„fin mit mir umgeht, iſt unbegreiflich.
„Ueber dem Eſſen ſchweigt die ganze Ge-
„ſellſchaft und ſie ſpricht mit mir allein un-
„aufhörlich, und rathen Sie wovon?
„Vom Euler- und Newtonſchen Lichtſyſtem,
„von der Edda, vom Aberglauben und
„Unglauben, was von beiden ſchädlicher
„ſey, und von neuen Entdeckungen und

„herausgekommenen Büchern. Wie kommt „sie dazu? — Sie hält sich alle französische „Journale, und thut nichts als lesen. „Voriger Tage gab sie mir die vier letzten „Bände vom Journal encyclopedique, „einige Mercures de France und die Ga„zette litteraire de Deuxponts, und die „soll ich immer so wie sie herauskommen, „mitlesen, damit sie darüber mit mir plau„dern könne. Im letzten Stück des Mer„cure de France steht ein Brief von un„serm König an d'Alembert, wo er ihn „wegen des Todes der Madame Geoffrin „tröstet. Unter andern sonderbaren Stel„len sagt der König darin, daß er, wenn „er in Anfechtung und Traurigkeit geräth, „sich mit nichts besserem, als mit dem „dritten Buche des Lucrez trösten könne. „Die Gräfin Kaiserling fragte mich, ob „ich nicht wüßte, was in dem dritten „Buche des Lucrez stehe; ich rieth so ge„rade und sagte: von der Vergänglichkeit „der Seele. Sie fragte, ob es nicht ir„gend eine Uebersetzung davon gäbe und bat „mich dringend, sie ihr zu verschaffen..... „Was meine Professorschaft betrifft, so „bleibt die in salvo; ich habe hier Zeit „genug, darauf zu arbeiten und die Em-

„vehlung des Kaiserling und seiner Freunde, „des Oberburggrafen Rhad *) und Ober„marschalls **) werden mir sehr zu statten „kommen."

In diesem Hause fand Kraus nun auch vielfache Gelegenheit, den Geist der sogenannten höhern Welt kennen zu lernen, aus sich selbst, so zu sagen, herauszugehen und die größern Kreise zu beobachten, in denen sich das Leben auf eine eigenthümliche Weise bewegt. Er fand es bei dem beständigen Gebrauch der französischen Sprache in der Unterhaltung nothwendig, sich soweit als möglich darin zu vervollkommnen und um sich einen hinreichlichen Wörter- und Phrasen-Schatz zu erwerben, studierte er ein französisches Wörterbuch vom Anfang bis zu Ende durch; was man damals unter den Studenten als eine besondere Seltenheit erzählte. Wichtig war für Kraus auch die Bekanntschaft, die er im Kaiserlingischen Hause mit mehreren berühmten Män-

*) Minister beim ehemaligen Ostpreußischen Staatsministerium.

**) Nachmaliger Landhofmeister. Graf von der Goltz, Minister beim ostpreußischen Staatsministerium.

Männern jener Zeit machte. Unter diesen gehört vorzüglich der originelle Kaufmann *). Welch ein Interesse Kraus an diesem sonderbaren Geiste nahm, sagt ein Brief von ihm an Herrn von Auerswald **).

„Lieber will ich Ihnen etwas wichtiges „res schreiben; nicht daß ich bei Kaiser„ling in Glückseligkeit schwimme (denn das „ist mir und Ihnen, die Sie mich kennen, „vermuthlich auch so wenig wichtig, daß „ich mir oft allerhand Sorgen und Kümmernisse ergrüble, um nur in meiner gewöhnlichen trüben Gemüthslage zu bleiben); „sondern daß ich hier Gelegenheit habe, „meinen Geist zu nähren, und in der Zeit, „daß ich Ihnen nicht geschrieben, verschiedene herrliche Männer kennen gelernt. „Hab' ich Ihnen nichts von Kaufmann gemeldet? Kennen werden Sie ihn doch „wenigstens dem Namen nach schon. Vor „drei Monaten kam er aus Dessau hier an, „war täglich bei uns, und sprach beständig

*) Bekannt durch mancherlei Aufsätze und durch Lavaters physiognomische Fragmente, wo sich unter seinem Kopf die Unterschrift befindet: „Kann, was er will." Er starb als Arzt zu Herrnhut.

**) Vom 29sten Juli 1777.

„mit meiner Gräfin, die ihm nicht von
„der Seite ging, Miniſter ſitzen ließ, und
„ſich mit ihm unterhielt. Er iſt eigentlich
„Arzt, aber noch beſſer würde ich Ihnen
„ſagen, er iſt ein Apoſtel des 18ten Jahr-
„hunderts, auf dem Lavaters und Ha-
„manns Geiſt ruht, ein liebenswürdiger
„Schwärmer, der in Maske alle Länder
„durchſtreicht, im Stillen Kranke heilt,
„Menſchen ſchüttelt (wie er ſich ausdrückt)
„und das Chriſtenthum, ſo wie es zur
„Zeit ſeiner Stiftung war, in den Seelen
„derer, die er dazu geſtimmt findet, ſie
„mögen Fürſten oder Grafen ſeyn, zu er-
„richten ſucht. Er ſteht auch im dritten
„Bande der Lavaterſchen Phyſionomik nicht
„mehr als fünfmal theils in Kupfer, theils
„in Umriß, theils in Silhouette. Er iſt
„reich. Sein Vater iſt Schultheiß in
„Winterthur, und Sie wiſſen, was das
„ſagen will. Er hat ſich an verſchiedenen
„deutſchen Höfen aufgehalten, iſt ein Bu-
„ſenfreund Ihres Anhalts *), wie ſich An-
„halt ſelbſt in Briefen an meine Gräfin

*) Graf zu Anhalt, damals General-Major und Chef des in Bartenſtein in Oſtpreußen ſtehenden Infanterie-Regiments. Er ſtarb als ruſſiſcher General-Lieutenant in Petersburg.

„rühmt, und ſteht überall in einer Ach-
„tung, die man gar nicht begreifen kann,
„wie er dazu gekommen. Er ſchreibt nichts,
„und kann ſeinen Freunden Herdern, Ha-
„mann, Lavatern, Klopſtocken, Göthen
„u. ſ. w. alle Thorheiten vergeben, nur
„die nicht, daß ſie Autoren ſind. Er rei-
„ſet, wie ich geſagt, mit Masken herum,
„zeigt ſich bald als Schiffer, bald als Fa-
„kir, und das bloß, um unbekannt zu
„bleiben, und das Gute, was er thut,
„den Augen der Welt zu entziehen, nicht
„aus Affectation; ſondern aus einer uner-
„klärlichen Selbſtverleugnung. Sein Cha-
„racter iſt höchſte idealiſche Ehrlichkeit;
„ich habe davon eine Probe, und Einfalt
„und Liebe. Man ſieht ihm beim erſten
„Anblick ins Herz. Meine Gräfin hat,
„ſeitdem er weg iſt, das ſind drei Mo-
„nate, faſt alle Tage von ihm geſprochen,
„und wird, ſo oft ſich nur der geringſte
„Anlaß zeigen wird, nicht aufhören, von
„ihm zu ſprechen, ihn zu bewundern, ihn
„zu lieben. Wenn Sie Anecdoten von
„ihm haben wollen, kann ich Ihnen damit
„dienen; ich beſorge nur Ihnen ſchon zu
„viel von dem guten Manne geſagt zu ha-
„ben. Sie können ihn einigermaßen ken-

„nen lernen aus einem Büchelchen, das „dieſe Meſſe herausgekommen iſt unter dem „Titel: „Allerlei geſammelt aus Reden und „Handſchriften berühmter Männer, her„ausgegeben von E. und K." d. h. Ehre„mann (Lehrer am Philanthropinum) und „Kaufmann. Seine Freunde haben ihm, „weil er ſo ein Feind von Autorſchaft iſt, „den Streich geſpielt, und aus den Brie„fen, die er an ſie ſchrieb, Stellen her„ausgehoben und in dieſe Sammlung ſetzen „laſſen. Nur ſind ſie ſchwer zu unter„ſcheiden, dieſe Stellen.

„Donnerſtags kam Mendelsſohn an. Ich „reiſte eben mit dem Hofgerichtsrath Grafen „Dohna, der mich ſeiner Freundſchaft in „einem höhern Grade, als ichs werth bin, „würdigt, aufs Land, kam aber Sonn„abends wieder. Sonntags ließ mich Kant „zu ſich rufen und ſagte mir, Mendelsſohn „ſey bei ihm geweſen und habe mit ihm „unter andern auch von mir geſprochen, ob „ich nehmlich nicht Profeſſor in Halle in „Meiers Stelle, der kürzlich geſtorben, „werden wollte. Zedlitz habe ihm (Men„delsſohnen) aufgetragen, einen zu der „Stelle vorzuſchlagen und er wolle es auf „Kant ankommen laſſen. Natürlich war

„mein erſtes, daß ich Kanten ſagte: Herr „Profeſſor, ich bin noch nicht reif. Er „meinte es dann auch, ſagte mir aber da„bei, ich ſollte doch nur ſehen, aufs erſte „etwas philoſophiſches auszuarbeiten und „Zedlitzen zu dediciren; Mendelsſohn würde „es dann mit ſeinem Anſehen unterſtützen, „und mir, da Meiers Stelle für mich noch „nicht wäre, zu einer andern helfen. Dieß „geſchah Vormittag, und ich war kaum „von Kant zurück, da ich ſchon zu meiner „Gräfin, die mich wie meine Mutter liebt, „ging und ihr alles haarklein erzählte. „Ach Gott, ſagte ſie, Profeſſor iſt doch „auch ſo — dann ſind Sie ja auf einmal, „was Sie ſeyn können. Und doch iſt dieß „mein einziger Wunſch, verſetzte ich. Ja, „wenn Sie ſo erſt die Welt beſehen könn„ten, fiel ſie ein; Graf Mußin Puſch„kin (es iſt der ruſſiſche Geſandte am eng„liſchen Hofe, dem ich bei ſeinem Hierſeyn „durch das Auswendiglernen meines engli„ſchen Lexicons gefiel) hatte Luſt, Sie mit „nach London zu nehmen, und ſo etwas „findet ſich wohl wieder.

„Nachmittag ging ich zu Hamann und „fand auf dem Wege nahe an dem rothen „Krahn einen Menſchen ſtehen, der durch

„seine Gestalt und sein Gesicht das roheste „Herz zum Mitleiden erweichen konnte. Ich „gehe zu ihm und sage: Ich habe gewiß „die Freude, Herrn Mendelssohn zu spre„chen. Sind Sie nicht Herr Kraus? „antwortete er, wir gehen wohl einen Weg. „Die Juden, die mit ihm waren, müssen „ihm vorher gesagt haben, daß ichs sey. „So gingen wir zu Hamann, wo eine „Stube voll Bekannter und Unbekannter „unserer warteten, namentlich Herr Heinz, „Mamsell Stolzin (ein geistreiches kurlän„disches Mädchen, das Hamannen ge„wöhnlich Sonntags besucht) Herr Lindner „(des Professors Bruder) ꝛc. Mendelssohn „setzte sich in den Winkel, und ich mich „neben ihm, denn Hamann glaubte, wir „gehörten so am meisten zusammen; wir „sprachen von diesem und jenem mit einer „Sorglosigkeit, als wären wir mit ein„ander erzogen worden. Er klagte auch, „wie ich immer gern klage. Gute Laune, „Herr Kraus, das ist besser, als alle „Medicin, antwortete er mir. Er hat „wirklich viel Laune, und einen schneiden„den talmudischen Witz, der unter der „Direction seines scharfsinnigen Verstandes „durch und durch fährt, wo er ihn an-

„bringt. Man muß mit ihm etwas vor„sichtig sprechen, wie ich jetzt erst zu mei„ner Lehre und Reue erfahre. Von mei„ner Professorschaft habe ich kein Wort mit „ihm gesprochen, weder Sonntags noch „gestern... Er wollte nach Memel reisen, „denn da sollte er eigentlich hin; aber seine „Verrichtungen in Memel sind glücklich ohne „seine Gegenwart zu Stande gekommen und „so wird er denn noch an drei Wochen hier „bleiben und dann abreisen... Ich wälze „jetzt in meinem Kopf Materialien zu einem „Büchlein, das soll heißen: Pythagoras „und seine Weisheit. Sie machen sich um „mich verdient, wenn Sie mich fleißig zum „Schreiben an Sie treiben, besonders wenn „Sie mich durch Fragen auf Stoff dazu „brächten. Ich bin mit neuer Freund„schaft, die Sie künftig mehr als bisher „kennen lernen werden, der Ihrige.

Den Plan zu dem eben erwähnten Werkchen gab Kraus aber bald wieder auf, aus welchen Gründen, ist nicht bekannt.

Aufenthalt in Göttingen.

Eine Reiſe nach Deutſchland und ein längerer Aufenthalt in Göttingen war ſchon lange Zeit Krauſens größter Wunſch, und im Kaiſerlingiſchen Hauſe ſcheint er ſo viel geſammelt zu haben, um ſeinen Lieblingsgedanken auszuführen. Er trat die Reiſe im Jahr 1779 an und begab ſich zuerſt nach Berlin; bis dahin war ſeine Reiſebaarſchaft aber ſchon ſo verringert, daß er ſich entſchließen mußte länger in Berlin zu verweilen und ſich erſt das nöthige Geld zur Fortſetzung ſeiner Reiſe zu verdienen. Dieſer Aufenthalt in Berlin war für Kraus von der größten Wichtigkeit; er ſah nicht nur hier eine ganz andere Welt, es gingen in ihm bei der Betrachtung der Kunſtwerke, in der Nähe des Hofs nicht bloß ganz neue Ideen auf, ſondern er lernte auch mehrere wichtige und berühmte Männer

kennen, deren Umgang auf ihn nicht ohne groſsen Einfluſs bleiben konnte. Er schrieb von Göttingen aus an seinen Freund von Auerswald über seine Reise und seinen Aufenthalt in Berlin folgendes *):

„Meine Reise hat nichts Merkwürdi„ges, ausgenommen, daſs sie mir nach al„len meinen Wünschen geglückt ist, ohne „daſs ich dabei viel mehr that als sie mir „glücken zu lassen. Ich machte mir in „Königsberg ein Project, wie ich wohl nach „Göttingen kommen könnte; nichts dümmeres ist vielleicht in meinen Kopf gekom„men, als dies Project, das sehe ich jetzt „hinterher ein; indessen wuſste ich das da„mals nicht und that wohl daran, daſs ich „auf meiner Grille bestand; nur Schade, „daſs ichs nicht eher gethan. „„Sie müs„sen sich zu meinem Andenken eine recht „hübsche Dose kaufen, wenn Sie nach „Berlin kommen, sagte mir Müller in der „kneiphöfischen Langgasse (in Königsberg) „den Abend vor meiner Abreise: ich habe „da Sechspfenniger und ander Märkisch „Geld, was ich hier nicht brauchen kann „und was Sie dazu anwenden können.““

*) Vom 28sten Dec. 1770.

„Ich nahm das Papier mit den Sechspfen-
„nigern. Zu Hause fand ich einen roth
„seidenen Beutel darin, von der Hand mei-
„ner Müllerin gestrickt und das eine Ende
„mit Geld gefüllt. Kaum konnte ich noch
„den folgenden Morgen vor dem Einsteigen
„in den Wagen hinlaufen, und er schien
„es übel zu nehmen, daß ich ihm daran
„gedachte. Wenn ich mir eine recht süße
„Stunde machen will, so gehe ich auf den
„Wall, und denke an den Mann und an
„die Seelenfreude, die er haben muß wenn
„er sich vorstellt, wie mir bei dem Gedan-
„ken an ihn zu Muthe ist. Ohne den ro-
„then Beutel hätte ich in Berlin nicht wohl
„fortkommen können. Aber nach Göttin-
„gen konnte auch er mir nicht hinhelfen.
„Dazu war ein anderer Deus ex machina
„nöthig, der auch richtig wie gerufen in
„der Stunde, da ich mich nach ihm um-
„sah, hervortrat und mir den jungen Men-
„schen in die Hände warf, mit dem ich
„jetzt hier nach einem ganz meinem Bele-
„ben überlassenen Plane lebe, freier, sor-
„genloser und gemächlicher, als ich einst
„wie Professor in Königsberg dürfte leben
„können....“

Dieser junge Mensch hieß Hermes und

war der Sohn eines reichen Mühlenaufse-
hers. Wie Kraus dieses Mannes Ver-
trauen erworben oder wer ihn empfohlen
habe, ist nicht bekannt. So wenig aber
Kraus dem jungen Menschen das geben
konnte, was ihm die Natur und Gott ver-
sagt hatten, so gering die Fortschritte des
sehr talentlosen Zöglings waren und so un-
bedeutend also die Erfolge von Krausens
Bemühungen, so war des Vaters Vertrauen
auf diesen doch so gränzenlos, daß er ihn
mit Geld überhäufte, ohne von ihm die
Ablegung einer Rechnung zu verlangen.

„In Berlin, fährt Kraus in seinem
„Briefe fort, befand ich mich die erste
„Zeit vortrefflich, bis eine Lumpenüber-
„setzung von zwei Octavbändchen aus holpe-
„riger Urschrift meinen Unterleib verstimmte:
„was das für ein Ding sey, möchte ich
„meiner Frau nicht sagen, schäme ich mich
„mir selbst zu sagen."

Diese Uebersetzung führte den Titel:
„Der flammende Stern" oder die Gesell-
schaft der Freimäurer von allen Seiten be-
trachtet, aus dem Französischen. 2 Theile.
8. Berlin bei Stahlbaum 1779. Wahr-
scheinlich unternahm Kraus diese Uebersetzung
noch vor seiner Verbindung und Bekannt-

schaft mit Hermes auf dringendes Bitten des Buchhändlers Stahlbaum, den er schon in Königsberg in Kanters Buchhandlung kennen gelernt hatte.

„Wichtiger ists vielleicht, daß es mir „gelang, den Minister Zedlitz ohngefähr in „dem Grade für mich einzunehmen, in „welchem ich die Gnade der über alles gü„tigen Gräfin Kaiserling zu gewinnen das „Glück hatte, und daß ich in Berlin zwei „herrliche Freunde an Biestern (dieser, da„mals Privatsecretär des Ministers Zedlitz „machte ihn mit diesem bekannt) und Steu„deln *) fand, mit denen ich alle Sonn„abend Abend einen Picknick hielt, dem „Sie hätten beiwohnen müssen, wenn Sie „sich vorstellen wollen, wie seelenfroh wir „dabei unter uns waren. So lebte ich in „Berlin."

Gegen den Minister Zedlitz hegte Kraus beständig hohe Achtung und bei dem Vertrauen, welches ihm jener schon bald nach der ersten Bekanntschaft schenkte, durfte es

*) Er war ein gelehrter Chemiker und Apotheker aus Esslingen gebürtig, ein sehr scharfsinniger und philosophischer Kenner der Naturkunde, besonders der Botanik, zugleich der Uebersetzer von Toaldo's Witterungslehre, und starb bald nachher in seinem Vaterlande Wirtemberg.

Kraus ſpäter wohl wagen, dem Miniſter dieſen oder jenen Mann, der nicht an ſeiner rechten Stelle zu ſtehen ſchien, zu einer beſſern Verſorgung zu empfehlen. Die Freundſchaft, welche aus beiderſeitiger Achtung hervorging, ließ Krauſen immer mit vieler Liebe von Zedlitz ſprechen. Unter andern erzählte er mehrmals, der Miniſter habe ihm aufgetragen, Auszüge aus wichtigen Werken zu machen; Lamberts Architectonik, aus welcher er für ihn „den reinen, deutlichen Geſchmack" oder das darin aufgeſtellte Syſtem in einen Auszug bringen ſollte, habe ihm aber gewiß einige Jahre ſeines Lebens gekoſtet und doch habe er aus dem Werke nichts herausbringen können.

Unter die Männer, deren Bekanntſchaft Krauſen äußerſt angenehm war, gehört auch der berühmte Reiſende, Forſter. Ueberhaupt brachte Krauſens Eintritt in die Freimauerei ihn mit vielen andern intereſſanten Männern, mit Gelehrten und Staatsbeamten in vielfache Berührung. Was ihn zur Maurerei bewogen habe, iſt nicht ganz bekannt. Zwar hatten ihn noch in Königsberg ſeine Freunde Hamann und Hippel zu bereden geſucht, in den Orden der Freimaurer einzutreten, damit er in

Berlin deſto leichter Bekanntſchaft erlange. Indeſſen ſcheinen ihn auch noch andere Gründe dazu bewogen zu haben. Nur über den Erfolg und ſeine dadurch angeregte Stimmung hat er ſich in ſeinem Briefe an Herrn von Auerswald geäußert:

„Ein ſolches neues Land eröffnet eine „neue Topick zu Geſprächen, die, weil „ſie ſo was Geheimnißvolles haben, die „Sprechenden an einander ziehen und gleich„ſam von der ganzen Welt iſoliren, und „die auf der andern Seite, weil ſie über „Dinge gehen, von denen man gemeinlich „nicht mehr weiß, und nicht weniger fra„gen kann, als über Dinge von der Ge„burt und nach dem Tode, die Phantaſie „ins Spiel ſetzen und das hundertſtemal „eben ſo unerſchöpflich und neu ſind, als „ſie das erſtemal waren. Bei meinem „Picknick in Berlin habe ich das erfahren. „Ich und Bieſter zinnendorfſchen Syſtems „auf einer Seite, und Steudel, der in „der royale York die allerhöchſte Stufe „erſtiegen und Lilienthal wieder zinnend. „Syſtems auf der andern Seite, zogen or„dentlich gegen einander zu Felde. Ich „ſkeptiſirte, Bieſter kritiſirte, Steudel „dogmatiſirte, Lilienthal ſchwärmte. Das

„ging so fast alle Sonnabend und am Ende
„sah sich jeder wieder auf dem Fleck, von
„wo er ausgegangen war.... Meine eige-
„nen Gedanken habe ich freilich darüber
„und wer hat die nicht; aber daß diese
„meine Gedanken wirkliche Einsichten in die
„Sache selbst wären, weiß ich nicht, werde
„es wohl nie wissen und mags auch vorjetzt
„nicht einmal; genug, daß sie unschuldig
„sind, mir das ganze Wesen lieb machen
„und sich mit meinem System zu denken
„und zu handeln ganz gut vertragen...
„Eins bitte ich Sie, lesen Sie keine Bü-
„cher darüber. Wollte Gott, man könnte
„sie alle auf einmal verbrennen. Aus Ei-
„ner sage ich das nicht, sondern weil ich
„gefunden, daß diese Bücher in manchem
„guten Kopf häßliche Verwirrung angerich-
„tet. Mit Pr. Forster habe ich darüber
„meinen Spas; der glaubt freilich nicht,
„was in den Büchern steht; dem schaden
„sie auch nicht; aber er mag sie doch lesen
„und meint, es lohne sich wohl der Mühe,
„sie zu lesen. So weit ich Sie zu kennen
„glaube, stelle ich mir vor, daß Sie es
„eben so machen. Gerne will ich mich
„für diesen Verdacht bestrafen lassen, wenn
„er ungegründet ist.

Im Spätsommer des Jahrs 1779 setzte er von Berlin aus seine Reise nach Göttingen fort. Sein erster Aufenthalt war nicht der angenehmste. „Ich befand „mich zu Anfang in Göttingen sehr elend. „Ich kam mir wie ein Mensch auf einer „wüsten Insel vor; meine Hypochondrie „nahm schrecklich überhand, und bei dem „Mangel alles Umganges und aller Freunde „hatte ich keine Mittel, mich vor ihr zu „retten. Ich entdeckte endlich, daß die „hiesige Zurichtung der Speisen Schuld dar„an war; entschloß mich mannhaft, bloß „von Milch und Obst und Weißbrod zu le„ben und erholte mich in kurzem so sehr, „daß ich in dem Umgange mit mir selbst „Vergnügen zu finden anfing und die ganze „Welt darüber vergeß. So fand mich „Steudel bei seinem Besuche. Gearbeitet „habe ich hier wenig, so dringend mir „besonders eine Arbeit auf den Händen „liegt. Ich weiß nicht, was es mit mir „ist: wenn ich krank bin, so habe ich „eine wahre pica zu arbeiten, und kann „doch nichts zu Stande bringen; bin ich „hingegen nach meiner Art gesund, so „könnte ich vielleicht etwas machen, aber „dann muß ich ordentlich mit mir raisonniren

„niren, ehe ich mich ans Pult bringe und
„dann kommt mir alles so unwichtig vor,
„daß ich über mich selbst lachen möchte,
„wenn ich mich so emsig über etwas be-
„schäftigt sehe. Empfindlich hat mich Göt-
„tingen in Ansehung der Meinung von
„meinen Kenntnissen und Fähigkeiten gede-
„müthigt: Da Gott! wie viel Sachen
„weiß ich gar nicht, von denen mir bisher
„unbekannt war, daß ich sie nicht wußte,
„und wie viele finde ich äußerst erheblich,
„die ich sonst nicht achtete, und umgekehrt.
„Mehr Wissenschaft möchte ich wohl von
„hier nicht mitbringen, aber ein berichtig-
„tes besseres Augenmaaß in Sachen des
„Wissens hoffe ich mitzubringen. Sie frei-
„beutern in der Gelehrsamkeit; vielleicht
„wär' es sehr gescheut, wenn ichs auch
„thäte. Aber das kann ich nun einmal
„nicht; ich sitze immer an einem Fleck und
„baue den wie ein ehrlicher Landsaß, und
„werde davon auch allem Ansehen nach eins
„eben so wenig Ehre und Dank haben, als
„ein Landsaß von seiner Arbeit hat. Das
„Freibeutern ist schon respectabler, und
„lohnt seinen Mann besser, geschwinder
„wenigstens..... Seit neun Monaten geh'
„ich mit keinem Menschen um, habe keinen

„Freund; meine Gedanken ſind ſo einfar-
„big, wie mein brauner Mantel; all mein
„Dichten und Trachten immer auf einen
„Punkt gerichtet; alle Tage daſſelbe; durch
„Gewohnheit iſt mir das nun freilich nicht
„nur erträglich, ſondern allgemach ganz
„angenehm geworden; aber ich fühle doch,
„daß ich darüber zu aller mündlichen und
„ſchriftlichen Unterhaltung ganz untüchtig
„werde..... Wie mach' ichs wohl, um
„die Gräfin Kaiſerling erfahren zu laſſen,
„daß ich der Wohlthaten, die ſie mir er-
„wieſen und der beſondern Gnade, deren
„ſie mich gewürdigt hat, eingedenk, recht
„dankbarlich eingedenk bin? Können Sie
„es nicht irgend wie machen? Schreiben
„ſollte ich, wenn ich nur könnte; aber
„dazu bin ich ganz untüchtig. Eben ſo
„iſts Sünde und Schande, daß ich nicht
„an die Grafen Dohna und an meinen
„Wohlthäter Kant ſchreibe. Ja, wenn ich
„ſo bis Oſtern ein Stück von der „Be-
„ſchreibung des Reichs der Britten am
„Ganges" *) fertig ſchaffte (allein ich ſehe
„ſchon aus tauſend Verſuchen, daß ich in
„Göttingen durchaus nichts ſchreiben kann —

*) Eine Ueberſetzung, die ihm übertragen war, aber unterblieb.

„daher ſchweigen Sie hübſch davon) dann „könnte ich das ſchicken und ſchreiben; „aber ſo bloß zu ſchreiben, um ſeinen Dank „zu zeigen, der gerade, wenn er wahrer „Dank iſt, ſich am wenigſten in Worten „zeigen läßt, fällt ſchrecklich ſchwer.....

Sein einſiedleriſches Leben bekam bald größere Mannichfaltigkeit, beſonders als er ſeine Neigung zum Einſiedlern und Abgeſchloſſenſeyn von ſelbſt mehr aufgab. Sobald er nur anfing, die Menſchen und ihren Umgang mehr zu ſuchen, fand er auch hier bald ſolche, in deren Umgebung er ſich erheitern, in deren Unterhaltung er lernen und ſeinen Geiſt befriedigen konnte. Der Umſtand, daß Kraus ein Preuße war, erwarb ihm bei ſeinem Wirthe beſondere Auszeichnung und Gefälligkeiten, denn dieſer, den Preußen vom ſiebenjährigen Krieg her ſehr zugethan, weil ſie, wie er ſagte, ein braves Volk ſind und einen braven, guten König haben, ſuchte an jedem einzelnen Preußen die Achtung und Liebe zu erkennen zu geben, mit welcher er dem ganzen Volke und deſſen König huldigte. Kraus brachte im Geſpräch mit ihm über Volk und Vaterland manche angenehme Stunde zu. — Unter den Gelehrten

schloß er sich besonders an Heyne und Schlözer an. Auch jetzt hatte er noch seiner Schüchternheit nicht die Kühnheit, Heynens Bekanntschaft durch einen persönlichen Besuch zu machen; er gab sich vielmehr Mühe vorerst Heynens Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. In seinen Vorlesungen setzte er sich daher immer dicht an den Katheder, ohne von dem Lehrer kaum je ein Auge zu verwenden. Heynens Vorlesungen über Archäologie gehörten zu den wenigen oder waren vielleicht die einzigen, die er ordentlich nachschrieb, und wiewohl er das weitläufige, unausgesetzte und unausgesuchte Nachschreiben der Vorlesungen nie billigen konnte, so bedauerte er doch den Verlust dieses Manuscripts noch in spätern Jahren sehr oft. Den größten Beifall fand Heyne bei Kraus durch die Art seiner Interpretation der alten Classiker, und letzterer erwähnte noch in spätern Jahren, daß er diesem seinen Lehrer den größten Theil seiner Liebe zu den Alten und seiner Erkenntniß und seines Genusses der Schönheiten der Classiker verdanke. Kraus, in seiner Art des Studiums an einen gewissen Skepticismus gewöhnt, fand an Heynens liebenswürdigem Mistrauen gegen sich selbst

bei ſchwierigen Stellen und an ſeiner ſonderbaren Furchtſamkeit gegen eine apodictiſch gegebene feſte Beſtimmung ſeiner Meinung ein gewiſſes Wohlbehagen; er erwähnte oft, wie ſonderbar Heyne bei Schwierigkeiten geſtutzt, dann allerlei Erklärungen verſucht, wohl oft ſeine Zuhörer aufgefordert habe, ihm zu helfen, eine andere Erklärung zu verſuchen, wie ſich dann der Lehrer mit den Zuhörern in freundliche Erörterungen eingelaſſen und ſo allmählich Licht und Deutlichkeit in ſchwierige Stellen gebracht habe. Kraus war nicht ſelten der erſte, der bei Heynens Aufforderungen ſeine Meinung gab, und durch die Tiefe und Gründlichkeit, mit der er ſprach, ſich bei ihm in Gunſt ſetzte. Noch drei und zwanzig Jahre nachher (im Jahr 1801) erinnerte ſich Heyne, bei einem Geſpräch mit einem Schüler von Kraus, ſeines fleißigen Zuhörers und äußerte gegen dieſen: er habe damals von Kraus ſchon etwas Außerordentliches erwartet. Nie anders als mit inniger Liebe und Dankbarkeit gedachte Kraus Heynens ſo lange er lebte; daher er auch die Beßiſchen Angriffe auf letztern im höchſten Grade mißbilligte und an Lichtenbergs Verſöhnung derſelben den größten Gefallen fand.

Mit Schlözern scheint er nicht so genau bekannt geworden zu seyn, als mit Heyne, und doch mag jener auf seine Art des Vortrags noch weit bedeutender eingewirkt haben. Schlözers Vorlesungen wurden von ihm auch mit dem größten Eifer und Fleiße gehört; von Schlözers Methode des Vortrags scheint Kraus sich die seinige abstrahirt zu haben. Wenn ihm dessen sonderbare Declamation und theatralische Gesticulation, überhaupt die damals noch modigen Catheder-Sprünge auch sehr zuwider waren, so scheint ihm doch Schlözers Sitte, die Sprache des gemeinen Lebens auf den Catheder zu bringen, so gefallen zu haben, daß er sich die Schlözersche Manier ganz eignete, ohne indessen im geringsten ins Platte und Alltägliche zu verfallen, was bei jenem wohl zuweilen der Fall gewesen seyn soll. — Auch auf Michaelis hielt Kraus sehr viel, und dessen Raisonnement über protestantische Universitäten galt bei ihm für sein Hauptwerk. Ein bei ihm angefangenes Collegium wurde er verhindert bis zu Ende zu besuchen. Von Lichtenberg sprach er stets mit innigster Liebe und Verehrung. Kästner dagegen scheint ihn am wenigsten angesprochen zu

haben; weder seine Schriften, die er gelesen und studirt, wiewohl er immer mit einem gewissen Widerwillen an diese Lectüre dachte, noch sein persönlicher Vortrag zogen ihn an.

Eines Abends war er in einem Garten bei Göttingen in der Gesellschaft mehrerer Professoren, unter denen sich namentlich auch Feder befand. Das Gespräch kam auf die Tages-Philosophie und Kraus erwähnte, daß Kant in seinem Pulte ein Werk (die Critik der reinen Vernunft) liegen habe, welches den Philosophen gewiß noch einmal großen Angstschweiß kosten werde. Die Herren lachten darüber und meinten: von einem Dilettanten in der Philosophie sey so etwas wohl schwerlich zu erwarten! — So geht es mit Pophezeiungen!

In den Pfingstferien des Sommers 1780 machte Kraus in Gesellschaft von acht Studenten eine Reise auf den Harz, meistentheils zu Fuß über Osterode, Clausthal, Goslar, die alte Kaiserstadt, in welcher ihm manche Erinnerungen aus der Vorzeit entgegen kamen, dann über Ilsenburg auf den Brocken; von da aus besuchte er die zauberische Baumannshöhle und ging darauf über Wernigerode und Herzberg nach

Göttingen zurück. Die überaus schöne Natur dieses altgermanischen Gebirgs, wo jeder Schritt an die alten hohen Kaiserzeiten, an die Thaten unserer Ahnen erinnert, wo Sagen und Mährchen der sonderbarsten Art bezeugen, was das von der Wunderbarkeit des Gebirgs und der Größe und Herrlichkeit der Natur tief ergriffene Gemüth der Menschen von Zeiten zu Zeiten in den Monumenten einer großen Naturumwandlung gesucht und gefunden habe, der bedeutungsvolle Wechsel und die große Verkettung, in welcher das vielfache Getreibe der Menschen in Bergwerken und Werkstätten, das rührige und bewegliche menschliche Leben mit der großen, festgegründeten, schon Jahrtausende so ruhenden Natur steht, die mit jedem Schritte vermehrte Gelegenheit, den Geist über die verschiedenartigsten Gegenstände menschlicher Betriebsamkeit zu belehren, den Menschen und seine Kraft in den ungeheuersten Unternehmungen zu bewundern, die Wunderwerke im Innern und auf der Oberfläche dieses Gebirgs, alles dieses Große und Gewaltige machte auf das empfängliche Gemüth unseres Kranz den tiefsten Eindruck, und noch in sehr späten Jahren rief er oft mit hohem Entzücken

die Erinnerung an all das Herrliche und Schöne zurück. In diesen Ernst der Reise mischten die lustigen Reisebrüder auch manchen Scherz und Spas. Als sie sich einst einem Städtchen näherten, beschlossen drei davon in einem Wagen den am Thor Wachehaltenden Unterofficier auf studentische Weise zum Besten zu haben. Als sie daher von diesem um ihre Namen befragt wurden, nannte sich der eine Rabe, ein anderer Krähe, der dritte Dohle. „Schon gut", erwiederte der Unterofficier, „ich merke schon, es sind lauter Galgenvögel!" Auf solche Weise war die Reise nicht bloß nützlich und interessant, sondern für alle auch erheiternd und belustigend.

Im Herbst dieses Jahrs trat Kraus die Rückreise in sein Vaterland an. In Halle ließ er sich die Magisterwürde geben, allein der damalige Decan der philosophischen Facultät, Professor Eberhard, wollte „den jungen Magister gar nicht für voll ansehen", Krausens eigene Worte, als ihm ein Freund, der Eberharden gesprochen, von diesem einen herzlichen Gruß überbrachte, wobei ihn Eberhard als einen seltenen Gelehrten und herrlichen Kopf außerordentlich rühmte. Von Halle nahm er

seinen Weg nach Berlin, um einige Tage in dem Kreise seiner alten Freunde zuzubringen. „Alle Abende, die ich in Ber„lin war, schrieb er, (nur einen ausge„nommen, den ich deshalb bedaure) aß ich „bei Bießer mit Hogendorpen *) Obst mit „Keulchen **); aber unsere Gespräche wa„ren mehr werth als Obst mit Keulchen. „Mit meinem Philippi habe ich mich auch „recht befreut." Der alte Zirkel seiner Freunde war ihm groß genug; in ihm fand er sich so glücklich, daß er sich um keine neue Bekanntschaften bemühte und daher auch, wie schon seit anderthalb Jahren, keine Freimaurer-Loge besuchte.

Nach Königsberg ging Kraus als schon von Göttingen aus berufener Professor. Im Jahr 1780 war nehmlich durch den Tod des Professors Christiani die Professur der practischen Philosophie erledigt, die man Krausen zuertheilte. Nach einigen in Berlin sehr glücklich verlebten Tagen setzte er seine Reise unter mancherlei Gedanken

*) Gysbert Carl Graf von Hogendorp, königl. niederländ. Staatsminister ꝛc. Ueber diesen Staatsmann liefert Arnoldi einen lehrreichen Aufsatz in den Zeitgenossen 4r B. XIII.

**) (Küßen).

über seine neue Lage fort. Er wäre gerne länger da geblieben; aber eines Reisegefährten wegen mußte er seine Reise beschleunigen und konnte sich daher nicht nach Oranienburg begeben, wo er so gerne noch gewesen wäre. In Elbing, wo er im Anfang des Decembers 1780 ankam, blieb er einige Zeit bei seinem Bruder, der Apotheker war. Wie es scheint, beherrschte ihn um diese Zeit wieder seine gewöhnliche Mißstimmung. „Seit meiner „Abreise von Berlin, schrieb er an den „Herrn von Auerswald*), gings mir nicht „sonderlich, vielleicht weil es mir in Ber„lin zu gut gegangen war. Gott weiß, „wie angst und bange mir hier (in Elbing) „ist. Ich habe kein Buch.“ Des Bruders „Frau und Kinder drehen sich immer um „mich herum und lassen mich nichts denken; „lachen mich wohl gar noch aus, wenn „ich ein ernstes Gesicht mache, und der„weile drücken mich meine gelehrten und „ungelehrten Sorgen, daß ich weglaufen „möchte.“ Sein Freund von Auerswald bot ihm Wohnung bei sich an, um ihm durch recht nahen Umgang die zu seinem

*) Am 11ten Dec. 1780.

Amts nöthige Heiterkeit zu verschaffen. Kraus nahm indessen das freundschaftliche Anerbieten nicht an, und erwiederte mit Dank: „Die Disputation, das Programm „und die Vorlesungen, die ich bis Ostern „ausarbeiten muß und an die ich bisher „zu denken keine Stunde recht Lust und „Muße gehabt, machen es mir nothwendig ganz allein zu wohnen.“

Erſte Jahre von Krauſens Profeſſorleben.

Ueberblickt man bis auf die Zeit, wo Kraus als öffentlicher academiſcher Lehrer auftreten ſollte, ſein Leben, ſein Thun und Treiben, ſeine Art des Studirens, ſo möchte es ſchwer ſeyn, genau nachzuweiſen, was er der Maſſe nach eigentlich gelernt hatte. Er hatte in den Wiſſenſchaften recht eigentlich gefreibeutert, viel gekoſtet und allerlei in ſich aufgenommen. So gefährlich für junge Köpfe ſonſt das naſchhafte Beſchmecken der Wiſſenſchaften iſt, ſo leicht es zur Seichtigkeit, zum Eckel an recht nahrhafter Speiſe, die mit Ernſt und Nachdruck verdaut ſeyn will, hinführt, und in literärtiſche Chalatanerie und wiſſenſchaftlichen Kleinhandel ausartet,

so wenig nachtheilig war dieses doch für Kraus gewesen. Er hatte gesreibenert, aber mit Geist; vieles gekostet, aber mit seinem Geschmack; allerlei gesammelt, aber mit gründlichem Urtheil in der Auswahl, mit philosophischem Blick über das Wesen, die Bedeutung und den Zweck des wissenschaftlichen Stoffs. Ueber der Sammlung seiner verschiedenartigen Materialien hatte stets ein philosophischer Geist geschwebt, der dem Einzelnen, dem an sich Unbedeutenden, der anscheinend ganz unwichtigen Notiz in der höheren Beziehung zu einem großen Ganzen den wahren Gehalt, das vollwichtige Gepräge und den richtigen Nennwerth gegeben hatte; er hatte seine Kenntnisse nicht gesammelt, um nur zu besitzen, um sich eines großen Reichthums von einzelnen und manchfaltigen Materialien zu erfreuen oder vor Menschen zu rühmen, sondern er sammelte mit dem Gedanken, in seinem Geist einen großen Bau aufzurichten, von dessen Höhe aus er das ganze Gebiet menschlichen Wissens wollte überschauen können. Zu Grundstützen dieses Baues hatte er das Studium der Schriften des Alterthums, die Geschichte und die Kenntniß der Sprachen gelegt. Diese drei

Werkstücke, meinte er, müßten die Eckſteine des Ganzen ſeyn; ihre Nothwendigkeit bei jeder Art des wiſſenſchaftlichen Strebens pries er jedem Jüngling an, der ſich dem Heiligthum der Wiſſenſchaft nähern wollte. Er hatte alſo nicht bloß tief und gründlich gelernt, ſondern das Gelernte mit einem tiefen Geiſt durchdrungen; er hatte nicht nur reich geſammelt, ſondern in allem, was er bisher geſammelt, war Plan und Zweck; ſeine Kenntniſſe waren nicht todte Maſſen, ſondern er durchlebte die Wiſſenſchaften. Nur im Weiterforſchen, im Tieferdringen, im immer gründlicheren Ergreifen des im Gebiet des menſchlichen Begreifens Erreichbaren ging ſein Leben auf; dieß war die eigentliche bewegende Idee ſeines Lebens, die Grundurſache alles ſeines Strebens, der Antrieb alles ſeines Wirkens. Er liebte nicht die Wiſſenſchaft einzig ihres Beſitzes wegen, er liebte ſie nicht, um durch ihren Beſitz einen weitgenannten Namen, Wohlſtand und ein bequemeres und fröhlicheres Leben zu gewinnen, ſondern ſein Gedanke war ſtets ein weit höherer Gedanke, als irdiſche Beſtrebungen zu faſſen erlauben. Seine leitende Idee war die Beförderung der menſchlichen Cultur,

die Entwickelung der Vernunft in dem Menschen, die allgemeine Bildung der Menschheit. In diesem Gedanken war ihm zwar das Bewußtseyn, daß er zunächst einem Volke und Vaterland angehöre, diesem zunächst verpflichtet, an dieses zuerst mit seinen Bestrebungen gewiesen sey, nicht untergegangen, allein er sah in seinem Volke nur die Menschheit, in seinem Vaterland die Welt, und indem er für Volk und Vaterland wirkte, beförderte er den höchsten Zweck des Lebens der gesammten Menschheit *).

Mit diesen und ähnlichen Gedanken trat Kraus sein öffentliches Lehramt an, nachdem er sich bis Ostern des Jahres 1781 dazu noch weiter vorbereitet. Wie es scheint, las er zuerst über den Homer und Plato und zwar unentgeltlich und privatissime für eine kleine Anzahl auserwählter Studirender. Indessen scheint er dieses mehr für Privatstunden gehalten zu haben; er

*) Daß diese Gedanken in ihm in vollem Leben gewesen, daß er diese Ansicht vom Zweck des Wirkens des Menschen gehabt habe, beweist sein Aufsatz: „Ueber die Hoffnung, daß es besser werde mit dem Menschengeschlechte." S. Kraus vermischte Schriften 4r Th. Davon weiter unten das Nähere.

er ſelbſt nennt ſeine öffentlichen Vorleſungen in einem Briefe an den Herrn von Auerswald. „Ich leſe von 6 bis 7 früh ein „Engliſches Collegium (er erklärte den Schake„ſpeare), und von 8 bis 9 die Politik „öffentlich. Meine Zuhörer ſind ſo über„zahlreich nicht, wie bei Kant, aber ſie „ſind ungemein artig und ſcheinen gegen „mich eine Achtung zu beweiſen, die ich „weder vermuthet hatte, noch begreifen „kann. Das Leſen wird mir etwas ſauer, „weil ich, wie Sie ſich leicht vorſtellen „werden, durchaus nicht anders, als aus„wendig reden kann; das Heft und der „Autor liegen nur pro Forma da, ſobald „ich hineinſehen will, werde ich confus. „Angenehm leſe ich nicht; aber etwas in„ſtructiv, meine ich, ſind meine Vorle„ſungen, und müſſen es ſeyn, da ich mir „kein Gewiſſen mache, die beßten Autoren „wörtlich durch meinen Mund ſprechen zu „laſſen. Zu eigenen Arbeiten laſſen mir „meine Präparationen nicht Zeit; ſeit et„lichen Tagen fange ich indeſſen an, am „zweiten Theil meiner Diſputation, die „ich in den Hundstagen halten will, zu „ſchreiben.“

In diesen Vorlesungen empfahl er seinen Zuhörern bei jeder Gelegenheit nicht bloß die Lectüre, sondern das gründlichste und tiefste Studium der alten Literatur. Sein ganzes Leben ward ein neues Zeugniß für den bekannten Ausspruch Ciceros: haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur; denn durch sein ganzes Leben blieben die Alten seine fast täglichen Begleiter und Gesellschafter; beinahe alle müßigen Stunden, das heißt alle Nebenzeit, die nicht durch das Studium irgend einer andern Wissenschaft ausgefüllt war, hatte er dem Lesen der Alten zugesagt; meistens war ein Grieche oder Römer, bisweilen auch ein englischer Schriftsteller sein Tischgenosse. Auch auf Reisen, die er in nachfolgenden Jahren zuweilen zur Erholung mit seinem Freund Marensky*) unternahm, konnte er sich von Virgil und Horaz nicht

*) War ein fleißiger und verständiger Studiosus Theologiae, der aber seiner schwachen Brust wegen diesem Studium entsagen mußte. Er studierte darauf die Rechte und starb sehr betrauert als Oberbürgermeister der Stadt Elbing.

trennen. Um aber auch hier den Verſtand nicht bloß zu unterhalten, ſondern mit kräftiger Speiſe zu nähren, ſo wechſelte die Dichterlectüre ab mit dem ſtrengſten Studium der Differential- und Integralrechnung von Euler. Er ſcheint die Alten indeſſen nicht zu einem beſondern Zwecke, ſondern nur zur Erholung und Ergötzung beſonders auch in Stunden, wo er ſich nicht wohl befand, geleſen zu haben. Das größte Vergnügen gewährte es ihm, Horazens Oden nach dem Tanz des Versmaaßes und nach der vermeintlichen altrömiſchen Ausſprache zu leſen und zu declamiren, oder wie er ſich ausdrückte, ſie ſich ſelbſt vorzuſingen. Er meinte, daß auf dieſe Weiſe viele poetiſche Schönheiten erſt recht bemerkbar würden, und um dieſes ſeinen Freunden klar zu beweiſen, hatte er die Horaziſchen Oden: Quem tu Melpomene etc. und Donec gratus eram tibi etc. auf ſeine eigene Manier eingeübt, weil er ſie zugleich für die beiden vollendetſten Oden hielt. Seine Zuhörer überraſchte er oft mit dem Recitiren dieſer und anderer Oden oder bedeutender Abſchnitte aus Virgils Aeneide, von welcher er einen großen Theil im Gedächtniß hatte. Späterhin hielt er keine

Vorlesungen über die alten Classiker mehr; aber in der Liebe zu ihnen blieb er fest, an ihrem Studium hielt er treu bis in die letzten Jahre seines Lebens. Freunde fanden ihn immer noch beim Mittagstisch den Xenophon, oder Thucydides, oder eins von den Büchern Ciceros, von denen er die Briefe, die Tusculanischen Untersuchungen und das Buch: vom Redner vorzüglich im Werth hielt und liebte, in der Hand haltend, und in den spätern Unglückszeiten Preußens traf ihn einer seiner Freunde eines Tags unter dem Kanonendonner bei der Lectüre des Dio Cassius an, und als ihm sein Freund von der großen drohenden Gefahr erzählte, worin die reiche Handelsstadt in jener Zeit schwebte, antwortete er ihm ohne Furcht und Besorgniß, ja sogar mit vieler Heiterkeit durch den berühmten Ausspruch des Brutus von der Tugend. Ja bis an sein Grab haben ihn die großen Geister der Vorzeit begleitet, denn selbst in seiner letzten Krankheit suchte er in ihnen Trost, Erfrischung und Nahrung.

In den ersten Jahren seines academischen Lehramts hielt er es für seine Pflicht, die Jugend beständig auf den reichen Quell, der aus dem hohen Alterthum auf unsere

Zeiten herabfließt, aufmerkſam zu machen, um ſie anzuleiten aus ihm die erſte Erquikkung, die erſte Kraft auf ihrer Bahn durch das Reich der Wiſſenſchaften zu ſchöpfen, zumal da, wie er öfters äußerte, in Königsberg noch nie ein ächter Philolog und Hiſtoriker gelebt habe. Er lebte ganz den academiſchen Studien; faſt ſeine geſammte Zeit — nur wenige Stunden der Woche hatte er dem Umgange mit ſeinen Freunden z. B. mit Hamann gewidmet — verwand er auf die Vorbereitung und tiefere Erforſchung und Ergründung deſſen, was er vortragen wollte. Er las viel und über ſehr ſchwierige Gegenſtände. „Mit Ihrem „Studiren, ſchrieb er im Jahr 1782 an „Herrn von Auerswald, gehts langſam; „mit meinem eigentlichen Studiren auch, „aber dafür bin ich auch mit Arbeiten über„häuft, daß ich erliegen möchte. Ich leſe „von 8 bis 12 Uhr in einem Zuge, und „nur Mittwochs und Sonnabends bin ich „in ſofern erleichtert, daß ich nur von 10 „bis 12 leſen darf. Fragen Sie nicht, „warum? aus Uebermuth und Kitzel wahr„haftig nicht; aber ich ſehe nicht, wie ich „endlich einmal aufs reine komme, wenn „ich mich nicht auf die Art placke; ſelbſt

„wenn ich es so treibe, kann ich nur hof-
„fen, langsam zu meinem Zweck zu gelan-
„gen. Ich habe daher neben meinen Vor-
„lesungen noch eine andere Arbeit angefan-
„gen; ich übersetze von Search's light of
„nature, wovon Erxleben die zwei ersten
„Theile übersetzt hat, die drei folgenden;
„habe deshalb auch schon an den Verleger
„der ersten Theile, den Buchhändler Diet-
„rich in Göttingen geschrieben und ihm
„meine Arbeit angeboten, und warte jetzt
„nur, was mir Hartung*) von ihm für
„Antwort bringen wird. Angenehm ist
„mir die Arbeit auch nicht, und schon dar-
„um greift sie mich sehr an.

„Sie wissen doch, daß Lilienthal**)
„todt ist und daß er zugleich Bibliothekar
„an der Rathsbibliothek war. Hippel***)
„hat mir die Freude gemacht, und mir
„dieses Amt gegeben. Es trägt freilich
„nur 10 Thaler Gehalt, aber ich habe doch

*) Buchhändler in Königsberg.

**) Doctor und Professor der Theologie, Verfasser der zu ihrer Zeit berühmten: Guten Sache der göttlichen Offenbarung; auch Pfarrer an der Kneiphöfischen Kirche zu Königsberg.

***) Geheimer Kriegsrath und Stadtpräsident, Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie, des Buchs über die Ehe ꝛc.

„freien Gebrauch der Bücher, und jährlich „an 100 Thaler zum Ankauf neuer Bücher „zu verwenden; denn wenn gleich D. Buck *) „erſter Bibliothekar iſt und ich nur der „zweite bin, ſo wird er ſich doch mit der „Bibliothek und dem Bücherankauf eben ſo „wenig bemengen, als er bisher gethan. „Noch kenne ich das Weſen nicht, denn „es iſt mir noch nicht übergeben; aber der „Oberhofprediger **), der es kennt, ſagt „mir, es ſollen beſonders viel Bücher aus „meinem Fache da ſeyn.“

„Profeſſor Werner ***) iſt todt, und „ich könnte vielleicht ſeine Stelle zu der „meinigen dazu bekommen; aber ſo etwas „mag † † thun; meine Moral kann es „nicht klein kriegen, daß es nicht unrecht „ſeyn ſollte, etwas für ſich zu verlangen, „was, wenn es jeder verlangte, offenbar „nicht Statt finden könnte. Zudem wer „wird alle Geburts- und Krönungstage ha„ranguiren wollen.“

*) Doctor der Rechte und Profeſſor der Mathematik.

**) Schult, Doctor und Profeſſor der Theologie, Generalſuperintendent in Oſtpreußen.

***) Profeſſor der Beredſamkeit und Geſchichte, Vater des Verfaſſers der Söhne des Thales, der Weihe der Kraft ꝛc.

„Ich lehre von 11 bis 12 Uhr sechs „Studenten englisch; da fehlt es aber an „Students miscellanies, die erst mit dem „Meßgute erwartet werden. Bei aller Ih„rer Freundschaft bitte ich Sie, thun Sie „mir den Gefallen und schicken mir doch mit „der nächsten Post Ihre Students miscel„lanies, oder wenn Sie sie nicht ganz „missen können, wenigstens den ersten „Band, damit ich die Leute, mit denen „ich schon angefangen habe, nicht lange bei „der Grammatik verweilen darf, sondern „gleich zum Lesen eilen kann. Was meine „andern Angelegenheiten betrift, so ist da „nicht viel Rühmens zu machen; ich lebe „nur immer für die nächstfolgende Stunde, „und härme mich neben der Arbeit recht „herzlich über meine Unwissenheit und mein „Unvermögen, ihr für jetzt abzuhelfen. „Leben Sie besser! ich wünschte mir immer „Ihr Exerciren lieber, als Sie mein Con„cipiren und Predigen zu wünschen Ursache „haben."

Kraus wußte aber, daß nicht der Katheder allein den Jüngling zur rechten und ernsten Liebe für die Wissenschaft führt, sondern daß der freundschaftliche und freie Umgang des Lehrers mit dem Zuhörer auf

den regen Geist und den feurigen Fleiß und Eifer des letztern gewöhnlich von weit größern und erfreulicheren Folgen ist. Der Katheder zeigt beständig dem Lehrling den Lehrer als in seinem Amte und von Amtswegen sprechend und lehrend; der freundliche, freie Umgang bringt statt des Professors den Menschen zum Schüler und statt des gelehrten Systems der Wissenschaft wird das Reinmenschliche der Wissenschaft Gegenstand der fruchtreichsten Unterhaltung. Bei einem solchen Verhältniß sieht der Jünger in seinem Meister die Wissenschaft vermenschlicht; sie nimmt gleichsam ein humaneres Wesen, ein freundlicheres Kleid an; man möchte sagen, daß, wenn der Jüngling von dem Manne, wie bei den Alten geschah, die darin einen so richtigen, feinen Tact hatten, so zu sagen peripatetisch lernt, das Wissen und Begreifen nicht bloß leichter zum Verstand und zur Einsicht, sondern auch wärmer zum Herzen und Gefühl gelangt. Wer je das Glück gehabt hat, vom academischen Lehrer zum freundschaftlichen Umgang gezogen zu werden; wer für seine Wissenschaft in dem Menschen begeistert worden ist, in dem sie wohnte, der sie gleichsam durchlebte; wer seine Wissenschaft

in das ganze Wesen der innern Gemüths-welt eines Mannes hat übergehen gesehen und die große Seligkeit des Geistes beobachtet hat, die an dem unverkennbar ist, der den Geist seiner Wissenschaft tief ergründet und deshalb für sie hochbegeistert sich ihr mit aller Kraft, die in ihm ist, hingiebt, und nichts höheres und edleres für sein Wirken und Streben sieht und kennt, als sich in den Forschungen und Betrachtungen zu verlieren, die ihm das höchste Ziel der Wissenschaft, welches kein anderes als die Wahrheit in Gott ist, näher und näher bringen sollen: wer dieses erfahren und gesehen, der wird von einer richtigen Ansicht aus beurtheilen, wie rühmlich und großsinnig Krausens Bemühung war, die Jünglinge, die seinen Unterricht genossen, sich näher zu führen, um zu sehen, wie seine Belehrungen sich bei ihnen gestalteten, wie seine Ansichten von ihnen gefaßt seyen. Hatte er daher seine Vorlesung einer Stunde beendigt, so trat er in den ersten Jahren seines Lehramts (— denn später lief er schnell vom Catheder auf seine Stube) unter sie, sprach mit ihnen über das Vorgetragene und fragte sie: ob er ihnen deutlich und einleuchtend gewesen? wie sie dieses

oder jenes verſtanden? Die Antworten waren gewöhnlich ſo befriedigend und für den Lehrer ſo erfreulich, daß er ſeine Zuhörer nicht ſelten ſämmtlich zu einem Spaziergange einlud, um ſich mit ihnen über den vorliegenden Gegenſtand noch weitläuftiger zu unterhalten. Das Geſpräch wurde nie ein langweiliges, beängſtigendes und drückendes Repetitorium, ſondern es blieb immer ein mit Witz und Salz gewürzter Dialog, der die heilſame Folge hatte, daß er die Faſſungskraft und Geiſtesgaben jedes Einzelnen ſeiner Zuhörer aufs genauſte kennen lernte, daß die Aufmerkſamkeit derſelben auf den Vortrag geſchärft und verdoppelt wurde, um dem Lehrer bei der Unterhaltung mit Ehre antworten zu können. Die Jünglinge erkannten das Nutzreiche und Fruchtbringende dieſes Unterrichts; ſie erwarteten immer mit Sehnſucht die Stunde, wo ſie mit ihrem Lehrer wieder wandeln und ihm von ihrem Fortſchreiten die für ſie und ihn erfreuliche Rechenſchaft ablegen konnten. Die Folge dieſer Unterhaltungen war nicht bloß ein immer wachſendes Intereſſe des Lehrers an ſeinen Schülern, nicht nur eine außerordentlich herzliche Anhänglichkeit der letztern an ihn, eine mit hoher

Achtung und Verehrung verbundene treue Freundschaft, sondern die Anzahl seiner Zuhörer vermehrte sich auch von einem Semester zum andern.

Die Lectüre mehrerer englischer Schriftsteller blieb unter diesen Beschäftigungen seine angenehmste Erholung, und wie richtig über die Gelehrten und Dichter dieses Volks sein Urtheil war, bezeugt seine Erklärung über den Versuch seines Freundes, des Herrn von Auerswald, den Essay on Man von Pope zu verdeutschen. „Wie „Sie doch auf den Einfall mögen gekommen seyn, den Pope zu übersetzen! Es „muß ja schon Uebersetzungen geben; warum lassen Sie nicht aus diesen Ihren Jemand den Pope kennen lernen? Ueberhaupt, Liebster, es ist nicht möglich, den „Pope zu übersetzen anders als in Versen; „denn poetische Prose ist der unnatürlichste „und unleidlichste Stil unter der Sonne) „und auch in Versen kann Pope eigentlich „nicht genau übersetzt, sondern nur meist „entweder paraphrasirt (welches denn wieder sehr ekelhaft ist) oder nachgeahmt „werden, wie Wieland mit Horazens Briefen gemacht. Sie freilich können, da „Sie aus dem Englischen Popens Gedanken

„ſchon gefaßt, in Ihrem Deutſchen dieſe „Gedanken wiederfinden; aber das kann „ſchlechterdings kein Leſer, der bloß das „Deutſche lieſt. Ueberdem ſind Popens „Gedanken oft bloßer Schimmer, der von „der Geſchliffenheit des Ausdrucks herrühret; „oft falſch, immer wie es einem Poeten „geziemt, unbeſtimmt und ſo ins Allge„meine hingeſagt. Aber das wiſſen Sie „ja alles eben ſo gut. Ich dächte immer, „Sie ſuchten für Ihren Jemand, wenn „Sie ihn nicht etwa mit einem Exercitium „martern, ſondern mit einer hübſchen Lec„türe unterhalten wollen, ein anderes Stück „aus: oder wenn es durchaus Pope ſeyn „ſoll, dann iſt kein anderer Rath, als „daß Sie einmal verſuchen, wie ſich auf „dem Pegaſus reiten läßt; ich meine, daß „ſie reimloſe oder Blankverſe machen und „ſo oft die wörtliche Ueberſetzung im minde„ſten dunkel wird, nachahmen. — Zum „Exempel? — Werden Sie ſagen! — „Ja, ich kann jetzt kein Exempel geben „und bin froh auch nur das Wenige an „Ihrer Ueberſetzung, wovor ich mich im„mer geſchoben, endlich gethan zu haben.“

Denſelbigen Scharfſinn und die nehmliche ausgezeichnete Gabe eines treffenden

Urtheils bewies er in seinen Aeußerungen über die damals sehr beliebte Uebersetzung des Shakespeare von Eschenburg und über die allgemein bewunderte Uebersetzung des Tristram Shandy von Bode, in welcher er seinem vertrauten Freunde, dem Kriegs- und Domainen-Rath Scheffner, mit dem er nachmals die Bodesche Uebersetzung des Montaigne revidirte, in Rücksicht des feinen, versteckten Sinnes Fehler und Mängel nachwies, über die Bode, als er davon benachrichtigt wurde, sich selbst erstaunend wunderte. Früher hatte man diese Gabe der scharfen Critik, der feinsten Distinction, der glücklichsten Combination weniger an ihm bemerkt, als man mehr seine große Belesenheit, die Menge der in ihm aufgehäuften Schätze von Kenntnissen, den überaus reichen Vorrath von Notizen, die ihm bei jeder Gelegenheit, bei jedem Gegenstand zu Gebote standen, angestaunt hatte. Die fremden Gedanken, überhaupt alle aufgesammelten Kenntnisse waren aber keineswegs, wie bei so manchen gedächtnißreichen und dabei urtheilsarmen Gelehrten ein todtes und unverarbeitetes Gut, sondern sie dienten seinem nie ruhenden und nie rastenden Geiste als Vorwürfe des For-

ſchens, als Materien des Philoſophirens, des Unterſcheidens, des Vergleichens, des Eintheilens, des Zweifelns. Sein Geiſt war eigentlich immer beſchäftigt im Einreiſſen um aufzubauen, und im Aufbauen um einzureiſſen. Dadurch bildete ſich in ihm die vortreffliche Analyſis ſowohl fremder Gedanken als ſeiner eigenen Ideen und Gefühle, die ſubtile Claſſification, die wohl oft in talmudiſche und ſophiſtiſche Spitzfindigkeiten ausarten konnte; eben daraus ging das bewunderungswürdige Combinationsvermögen hervor, welches an gewiſſen Tagen bei gewiſſen Stimmungen ſeines Innern in ſo hellem Lichte leuchtete, daß man ihn an dieſen Tagen den größten Genien hätte beizählen können. An dieſen Tagen verglichen ihn ſeine Freunde mit Leſſing, und man meinte, daß, wenn er wie Leibnitz von einem feſteren Körperbau und von früh an von äußern Umſtänden mehr begünſtigt geweſen wäre, wenn ihn nicht die ſtürmiſche Unruhe und die Aengſtlichkeit ſeines Innern ſo oft getrieben und bedrängt hätte, er wie ſeinen Freunden, ſo auch der großen Welt als ein noch weit größerer Geiſt erſchienen ſeyn würde. Wenn ein ſolches Urtheil ſeiner Freunde vielleicht auch zu vielſagend

und zu günstig scheinen möchte, indem der Mensch die Kraft, die wirklich in ihm ist, auch in ihrer Entwickelung offenbart und die Umstände der irdischen Welt sich nach dem Gehalt der geistigen Kraft entweder fügen müssen oder von der letztern durchbrochen und überwunden werden, also daß die weltlichen Verhältnisse die Ausbildung der intellectuellen Kräfte des Menschen nach der göttlichen Weltordnung nie beschränken oder völlig hindern können, so mag man daraus doch abnehmen, wie hell zuweilen Krauseus Geist geleuchtet habe. Aber eben daß dieser Geist der Welt nie so allgemein kund ward, daß die innere Aengstlichkeit ihn immer gewissermaßen umfangen hielt, ist ein Beweis, daß doch noch kein Lessing in ihm war, wenn man diese Aengstlichkeit auch durch die große Achtung vor dem Publicum zu entschuldigen weiß, die ihn veranlaßte, zu glauben, er dürfe dem Publicum nur Ideale vorlegen. Um diese Ideale zu finden, warf er seine Kenntnisse im Kopfe hin und her, und suchte aus ihrer Combination ein solches Ideal zu schaffen. Sein Scharfsinn aber ließ es nie zur Geburt kommen, denn er entdeckte bald an jedem geschaffenen Ideale neue Gebrechen, neue Un-

Unvollkommenheiten; er verwarf es immer wieder, um ein neues, vollkommeneres aufzusuchen, und so war er in einem beständigen Schaffen und Erzeugen begriffen, ohne es zur Erscheinung kommen zu lassen. Dieß war der Grund, daß er als Schriftsteller so unfruchtbar erscheint, während er als Lehrer seiner Wissenschaften bald die unbestrittenste Hochachtung genoß. Seine Zuhörer bewunderten immer mehr die ungemeine Fülle des Geistes, die Schärfe und Bündigkeit seiner Urtheile, die Wahrheit seiner Ansichten und die Tiefe seiner Ideen. Mit jedem Jahre nahm mit der Anzahl seiner Zuhörer auch die Zahl seiner Vorlesungen zu. Im Jahr 1763 schrieb er: „Meine Collegia, deren ich nur zwei Privatim lese, sind gut besetzt. Die Herren Officiere von Henkel machen eins davon brillant.“ Einige Jahre darauf las er schon den ganzen Vormittag. „Schon um „7 Uhr früh lese ich trotz der sächsischen „Kälte ein Privatissimum über mathemati„sche Analysis, und dann in einem Zuge „fort bis 11 Uhr; dann bin ich matt, „und Nachmittags muß ich wieder für den „folgenden Tag arbeiten, und so geht's „Tag aus Tag ein.“

Gründlichkeit, bedächtiges, tiefes Forschen, ein unermüdliches Aufspüren der letzten Gründe der Dinge und eine wohlbedachte und geprüfte Anwendung derselben auf das Leben zeigte er bei allen Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ein Beweis davon ist seine Schrift über den Abentheurer Mortezinni, der unter dem Titel: Baron von Mortezinni des heil. Stephan-Ordens Ritter, der Weltweisheit Doctor und des heiligen Predigtamts Candidat, damals durch seine Predigten die Stadt Königsberg brandschatzte, nachdem er wegen Proselitenmacherey zum Hussitenthum seine freiherrlichen Güter in Mähren nach Urtheil und Recht noch unter Maria Thereſia angeblich verloren hatte. Dieſer Mensch, „ein Herr von Staude, „(wie Kraus an Bieſter über ihn schrieb) „der Ihnen sein Ahnenregister gedruckt aufweiſet; ein Ordensritter, der Ihnen „seinen Stern auf der Bruſt vor Augen „ſtellet; ein Gelehrter von Profeſſion, der „seine Wiſſenschaften durch zwei Matrikel, „ein Magiſterdiplom und eine Beſtallung „zum Mitgliede einer deutschen Geſellſchaft „beurkundet; ein Schriftſteller, der unter „seinen Pränumeranten Fürſtinnen zählet,

„ſich wenigſtens von Nordhauſen bis Riga,
„und von Stettin bis Zittau geleſen ſiehet,
„und in ſtreuenden Blättern von einem
„Freunde der Aufklärung und Menſchenver-
„beſſerung für ſein Werk Complimente be-
„kommt; ein Bekenner, der ſeinem Glau-
„ben zu Liebe mehr als hunderttauſend
„Reichsgulden in die Schanze geſchlagen zu
„haben, mit Actenſtücken beleget; und,
„was original iſt, ein Virtuoſe im Pre-
„digen, der auf ſeine Kunſt, mit einer
„Bibel und Handconcordanz im Kaſten,
„nicht etwa in einer düſteren Gegend von
„Süddeutſchland, ſondern in Sachſen,
„Brandenburg, Pommern, Preußen, nicht
„etwa die kleinen Oerter, ſondern die
„Hauptſtädte bereiſet, und faſt allenthal-
„ben, wo er ſich hören und ſehen läßt,
„von Hohen und Niedrigen, Gelehrten
„und Unwiſſenden bewundert, bedauert,
„und ſo reichlich beſchenkt wird, daß er
„nunmehr einen herrlichen Schatz von Koſt-
„barkeiten, eine ſtarke Reiſecaſſe und eine
„ſtandesmäßige Equipage beſitzet; — ein
ſolcher Menſch mußte für Krauſens forſchen-
den Geiſt ein hinlänglich wichtiger Gegen-
ſtand der Menſchenkunde und Menſchener-
kenntniß ſeyn, um alles anzuwenden, die

genauſten, bis ins Kleinſte gehenden Nachrichten über den abentheuerlichen Sonderling aufzuſpüren. Ihm, der ſonſt ſo autorſcheu war, der aus dem erſtaunend reichen Vorrathe ſeiner Kenntniſſe nur hätte wählen dürfen, der jeden Tag ſo viele neue Ideen und Hypotheſen erzeugte, der ſo manche Theile des menſchlichen Wiſſens nicht etwa bloß überſah, ſondern in dieſer Zeit ſchon tief ergründet hatte; — ihm war gerade dieſer ſo frappant erſcheinende und ſo characteriſtiſch und originel auftretende Betrüger ein Gegenſtand der ſorgfältigſten Forſchung. Die Genauigkeit in der Auffindung auch ſelbſt der geringfügigſten Umſtände, die Aengſtlichkeit, mit der er alle möglichen Notizen zuſammenbrachte, der Eifer, den er bei dieſem dem Anſcheine nach für die Wiſſenſchaften doch nicht ſo wichtigen Gegenſtand bewies, könnte faſt lächerlich und eben ſo parador ſcheinen, als die Sache ſelbſt iſt, wenn man es nicht ganz in der Eigenthümlichkeit Krauſens gegeben fände, gerade das, was nicht in der Sphäre des alltäglichen Lebens liegt, von allen Seiten zu beleuchten und bis in ſeine kleinſten Beziehungen kennen zu lernen.

Folgender Brief *), der zugleich über die Entſtehung des Berichts über dieſen Betrüger Aufſchlüſſe giebt, möchte auch für die Characteriſtik Krauſens wichtig ſeyn.

„Den Tag nach meiner Ankunft em„pfing ich einen Brief vom Miniſter Zedlitz, „der ein treflich Denkmal ſo wie von ſeiner „überaus edlen Denkart, ſo auch von dem „Zutrauen iſt, welches ich mir bei ihm zu „erwerben gewußt. Er trägt mir (aber „das iſt im Vertrauen geſagt, und Sie „müſſens verſchweigen) eine neue Profeſſor„ſtelle der Navigationskunſt auf, die hier „errichtet werden ſoll. Ich habe dieſen „Antrag, Falls ich nicht künftiges Früh„jahr nach Kopenhagen ſegeln und praktiſch „dieſe Kunſt erlernen kann, abgelehnt, und „an meiner Statt den Hofprediger Schulz „vorgeſchlagen. Die Antwort auf den „Brief hat mir ſo viel Zeit genommen, daß „ich darum erſt itzt an Sie ſchreibe.

„Aber nun habe ich eine dringende „Bitte. Ich arbeite an einem Aufſatz über „den Baron Mortezinni, welchen Aufſatz „ich in die Bieſterſche Monatsſchrift will „einrücken laſſen. Ich habe ein Actenſtück

*) An den H. v. Auerſwald vom 9ten October 1783.

„über ihn aus dem Archiv des hiesigen Con-
„sistoriums vor mir liegen, aus welchem,
„so wie aus den Widersprüchen in seinem
„eigenen Lebenslauf ich ihm, wie zmal
[illegible] 4, beweisen kann, daß er nicht
„Baron, seine Frau nicht ein Fräulein
„von Wallenstein, er nicht Ritter, nicht
„Hussit, nicht gereiset, kurz daß er einer
„der schändlichsten und sonderbarsten Betrü-
„ger ist. Nun bitte ich Sie recht herzlich,
„thun Sie mir und dem Publicum den
„Dienst und erkundigen Sie sich doch schrift-
„lich und mündlich bei allen, die während
„seines Aufenthalts zu Bartenstein mit ihm
„zu schaffen gehabt, namentlich beim Feld-
„prediger, beim Auditeur, beim Capitän
„Piotho, beim Rector Kuhnke und Dia-
„conus Rücker, für was Mortezinni sich
„bei ihnen ausgegeben: ich weiß, daß er
„sich an drei Orten für drei verschiedene
„Personen ausgegeben, aber ich möchte
„gern namentlich wissen, was für Aemter
„und an welchen Orten er sie zu haben
„vorgelogen. Dies wäre der erste Punkt.
„— Nun 2, melden Sie mir doch bestimmt
„das Datum seiner Ankunft und Abreise.
„3. Ob er um Erlaubniß zu predigen ange-
„sucht? 4. Beschreiben Sie mir doch seine

„Equipage, seine Kleidung, seinen Dia-
„lekt, seine Gespräche und die Anekdoten,
„die er zurückgelassen, ich meine, die ihm
„unversehens entfahren, kleine Aeußerun-
„gen, aus welchen man so ziemlich ver-
„muthen kann, daß er nicht das sey, was
„er zu seyn vorgiebt. 5, Alles dieses bitte
„ich auch von seiner Gemahlin mir zu mel-
„den. Ich würde mir die Mühe um den
„Karl nicht geben, wenn nicht neuerdings
„ein neuer Streich von ihm hier bekannt
„worden wäre. Die Gemeine in Kauer
„schreibt ans hiesige Consistorium und bittet
„flehentlich, wenn ein gewisser Mortezinni
„käme, um sich ordiniren zu lassen und
„eine Vocation mit dem Kirchensiegel vor-
„weise, möchte man ihm doch nicht trauen,
„denn die Vocation sey falsch und das Sie-
„gel nachgemacht, und man möchte ihn
„doch nicht ordiniren, denn der Kauersche
„Pastor (es ist von jeher nur einer dage-
„wesen) sey ja noch gesund und frisch, und
„Mortezinni habe sich nur in seiner Abwe-
„senheit von einigen unruhigen Köpfen
„wählen lassen, welche darauf des rechten
„Pfarrers Wohnung gestürmt und die
„Meubeln herausgeschleppt haben. — Ich
„bitte Sie recht herzlich, thun Sie doch,

„was Sie in der Sache können und schrei-
„ben Sie mir aufs bestimmteste alles, was
„Sie glaubwürdig (Sie verstehen historische
„Kritik, ohne es selbst zu wissen, vor-
„trefflich) erfahren.

„Das hiesige Consistorium hat eine Art
„von Steckbrief an das Marienwerdersche
„und dies an das Cüstrinsche, Breslausche
„und Glogausche abgeschickt; und gleichwol
„verlautet itzt, Mortczinni habe sich auf
„seine falsche Vocation in Oels ordiniren
„lassen. Noch eins. Mortczinni soll ge-
„sagt haben, er sey auf den Dohnaschen
„Gütern gewesen: o Lieber, erkundigen
„Sie sich doch, ob es wahr ist, und was
„er gelagt und gethan. — Nun ich thue
„Ihnen auch einmal zu Gefallen, was Sie
„wollen, helfen Sie mir nur den Betrü-
„ger entlarven."

Kraus schien selbst darüber erfreut zu seyn, daß er an diesem Betrüger endlich auch einen Gegenstand zu einer Abhandlung in die Biesterſche Monatsschrift gefunden hatte; denn fast ein ganzes Jahr lang hatte er sich förmlich selbst gequält, um etwas passendes zu finden. Schon im April (1783) schrieb er: „Mit mir gehts immer
„so schwindlicht fort. Das jämmerlichste

„iſt, daß ich für meinen guten Bieſter „ſchlechterdings nichts machen kann. Es „muß doch das abſcheuliche Straßenlärmen „Schuld daran ſeyn, denn ſo ganz gedan„kenlos bin ich noch nicht, aber ich kann „meine Gedanken gar nicht beiſammen hal„ten. Nun ſo bald die Witterung das „Einheizen erläßt, ziehe ich nach hinten, „wo wenigſtens keine Wagen fahren. — Bald nachher: „Sonſt gehts ſchlecht. Ich „will für Bieſters Monatsſchrift etwas ma„chen und kann meinen Kopf nicht dazu „bringen, und ſchieb's dann auf Straßen„lärm, auf den Unterleib, auf dies und „das, nur nicht aufs rechte, welches wohl „Gedankennoth ſeyn möchte, ſie rühre nun „von der ſchlechten Witterung oder dem „ſchlechtbeſtellten Boden her."

Nachdem ſich Kraus im Beſitz aller Documente, die er nur haben konnte und aller andern Nachrichten ſah, ſchritt er zur Bearbeitung und behandelte den Gegenſtand, der ihm, je länger und je ſorgfältiger er allen Schritten des Abenteurers nachgeſpürt hatte, deſto wichtiger erſchienen war, mit einer großen Gründlichkeit und Critik. Die Schrift ſelbſt, mit Geiſt und tiefem philoſophiſchen Blick, hin und wieder auch

mit anmuthiger Laune und treffendem Witz geschrieben, erschien im Jahr 1784 bei Dengel in Königsberg, unter dem Titel: Der geistliche Abentheurer, oder der als Ueberwinder im Glauben und als Virtuose im Predigen herumfahrende Ritter des H. Stephan-Ordens Freiherr von Mortezinni. Eine Geschichte unserer Tage in einem Sendschreiben an den königlichen Bibliothekar Herrn Doctor Biester in Berlin. — So groß sein Eifer, so mühsam sein Fleiß bei der Bearbeitung der Schrift gewesen war, so war sie ihm doch bald nachher so zuwider, daß er nie mehr über sie sprechen mochte, und seine Freunde sogar bat, sie zu vergessen und ihrer in seiner Gegenwart nicht weiter zu erwähnen.

Wie diesen Herrn Baron, so entlarvte er späterhin auch einen Officier, der sich für den berühmten Mathematiker Vega ausgab.

Ueberhaupt verfolgte er jede Art von Charlatanerie mit tödtlichem Hasse; alle Windmacherei der modernen Metaphysik war ein Gegenstand seiner abgesagten Feindschaft. Wenn er oft die Verdammung über die Metaphysik aussprach, so verdammte er damit aber keineswegs alle Metaphysik an

ſich, denn er ſelbſt, ein unübertrefflicher ſpeculativer, grübelnder Kopf, ein feiner, tiefer Grübler (wie ihn einer ſeiner Freunde nannte) durchſchaute die größten Tiefen der Metaphyſik. Eben ſo wenig verdammte er das Speculiren an ſich, wohl aber alles Speculiren um zu ſpeculiren, ein Speculiren ohne Zielpunkt und Endzweck. Bei allem Speculiren fragte er: Cui bono? Sah er kein Ziel vor Augen, auf welches das Philoſophiren hindeutete, ſo nannte er es ein müßiges Geſchwätz. Nur zu oft hat er in ſeinen Vorleſungen mit wahrem Feuereifer und mit unbeſchreiblicher Bitterkeit über die moderne, von ihm für völlig unnütz erklärte Metaphyſik den Stab gebrochen; er meinte, ſie müſſe ganz ausgetilgt und es müſſe auf den Univerſitäten förmlich verboten werden, ſie zu lehren. „Was „ich von der Philoſophie will und erwarte, „iſt freilich nach der jetzigen Meinung et„was ganz Sonderbares, nehmlich Beſſerung „des Menſchengeſchlechts, Reinigung des „Gemüths. — Es kömmt mir ganz un„geheuer vor, daß es irgend eine beſtimmte „Philoſophie geben ſoll, eine nach dem „Namen eines Mannes genannte z. B. eine „Kantiſche Philoſophie.“ Die Abgötterei,

die man damals, wie er sagte, mit dem groben Kobolte, der Kantischen Philosophie trieb, erbitterte ihn aufs allerheftigste. Er erklärte: „Er halte es für höchst nützlich, das Kantische System zu studiren, „als eine Schule, die man einmal durchmachen müsse, um dann erlöst zu sehen „und zu gehen." Nur verdroß es ihn, wenn junge Leute, die kaum die ersten Begriffe der Logik gefaßt hatten, durch ein solches System veranlaßt wurden, über Philosophie überhaupt ins Blaue hineinzureden, ohne eine Anwendung davon aufs Leben und gemeine Wesen zu machen. Seine Abneigung gegen die Art der von ihm verfolgten speculativen Philosophie schien mit seinem Alter immer mehr zuzunehmen, und je mehr sich seine Studien auf die Zweige des menschlichen Wissens hinwandten, deren Nutzen für die menschliche Gesellschaft und deren practische Anwendung für das Leben unbestreitbar war, desto stärker wurde seine Abneigung gegen die moderne Speculation. Er ließ daher in seinen Vorlesungen nie eine Gelegenheit vorbei, wo er seinen Zuhörern den Rath geben konnte, doch ja erst einen Capitalfonds von Materialien und Real-Kenntnissen zu sammeln,

bevor ſie Antheil an philoſophiſchen Lehrvorträgen nähmen. Sein Widerwille gegen die ſogenannte ſpeculative Philoſophie gründete ſich aber nicht auf ein vorgefaßtes Vorurtheil, ſondern er hatte dieſe Philoſophie auch einmal recht eifrig ſtudirt und in ſpätern Jahren zeigte er mit Reue über die „in dieſem Studium verſchwendeten kraftvollſten Jahre ſeines Lebens“ einem ſeiner Freunde (dem Kriegsrath Scheffner) ein ſtarkes Manuſcript über die ſpeculative Philoſophie, wobei er ſeufzend ausrief: „verlorene Zeit! verſchwendeter Fleiß!“

Daher zog er die Philoſophen, deren Syſteme einen mehr practiſchen Character hatten, auch allen andern vor. Vorzüglich liebte er die tiefdenkenden engliſchen Philoſophen und von den ältern deutſchen am meiſten Leibnitz und Wolf; auch von Garve, den Kant einen ächten Weiſen genannt, hielt er ſehr viel, wiewohl ſein zu ängſtliches Auseinanderſetzen und Ausſpinnen der Begriffe, und die damit nothwendig verbundene Weitſchweifigkeit ihn zu ſehr ermüdeten. Er tadelte an Garve die Sitte, alles ſo weit und breit zu erläutern, daß dem Leſer gar nichts zum Selbſtdenken übrig bleibe. Er meinte, daß,

wie in einem groben Bilde gesagt, das Wohlschmecken an den Speisen nicht im bloßen Verschlingen, sondern mehr noch im Zermalmen derselben liege, der Philosoph nur zergliedern und vorlegen, den Genuß des Begreifens und Durchdringens aber dem Leser überlassen müsse.

Uebrigens mußte es bei Krausens oft so feuriger Erklärung seines Widerwillens gegen die speculative Philosophie und bei seinem lebendigen Lobeserhebungen des Sach- und Sprachstudiums, im Gegensatz von jener, wohl leicht dahin kommen, daß man aus Misverstand meinte, Kraus verwerfe und verdamme alles Speculiren und alles speculative Philosophiren. Keineswegs; vielmehr sprach er öfters, z. B. mit seinem Freunde, dem Prof. Pörschke, von der Würde der Metaphysik und der theoretischen Philosophie überhaupt mit wahrer Begeisterung. Seine Discurse über die Metaphysik der Natur waren hinreißend, und noch jetzt hört man keinen seiner damaligen Zuhörer anders als mit hoher und freudiger Dankbarkeit und Erinnerung von seiner Art des Philosophirens reden. Wenn er äußerte: „Philosophie „könne kein Mensch dem andern lehren;

„die müsse ein Jeder aus sich selbst heraus „bringen; ein thätiges Geschäftsleben und „menschliche Verhältnisse bildeten am besten „zum Philosophen. Sein Freund Müller „sey daher ein größerer Philosoph und Lo„giker als manche, die als solche einen „Namen hätten; so möchte er wohl nicht so ganz unrecht haben. Denn wie Socrates doch gewiß ein größerer Philosoph war, als die sich hochbrüstenden Sophisten seiner Zeit, so mochte Kraus unter den Geschäftsmännern aus dem Kreise seiner Freunde wohl manche gefunden haben, die ihm hellere Ideen und einen richtigern Blick ins Leben zu haben schienen, als einige der ihm unausstehlichen Metaphysiker, die entweder die Flachheit ihrer Ideen hinter dem Gewirre und Gewebe eines unverständlichen Wortschwalls zu verstecken suchten, oder doch ihre wirklich tief ergründeten Wahrheiten mit einem gewissen Mangel an Achtung vor dem Publicum, von dem sie doch verstanden seyn wollen, so dunkel und verhüllt ausdrückten, als müßten sie immer noch das Licht des Tages scheuen.

Besser aber ist es, ich verweise den, der über Kraus als Philosophen ein vollständiges und richtiges Urtheil wünscht, auf

seine eigenen philosophischen Schriften und auf die ihnen zugegebene Vorrede des Herrn Prof. Herbart, aus der ich hier nur die wenigen Worte, die des letztern Urtheil über Kraus als Metaphysiker enthalten, noch anfügen will: „Kraus zeigt sich in „seiner Abhandlung über den Pantheismus „als Metaphysiker und auf solche Weise, „daß schwerlich Einer unter den jetztlebenden „Philosophen ihm Tiefe des Denkens und „Kenntniß der Gegenstände wird streitig „machen wollen; ja es wird ein seltner „Ruhm seyn, wenn Jemand, bei eben „so viel Tiefe, so wenigen Irrthümern „wird gehuldiget haben.“ Und wenn endlich Kants Urtheil als das Urtheil eines vertrauten Freundes manchem vielleicht auch zu viel zu sagen scheinen könnte, indem er Kraus für einen der größten Köpfe hielt, welche die Welt hervorgebracht habe; wenn Kant kein Bedenken trug, ihn mit Keppler zu vergleichen, so ist, glaube ich, alles gesagt, was über Krausens philosophischen Geist gesagt werden kann.

Kraus und Kant.

Dieſes Urtheil Kants über Kraus war das Reſultat eines langen und ſehr vertrauten Umgangs und einer innigen Freundſchaft beider Männer. In den erſten Jahren ſeiner öffentlichen Anſtellung hatte Kraus in Kant immer nur noch den Lehrer hochgeſchätzt und bewundert. Kant aber hatte ihn immer näher an ſich gezogen und öfters zu Tiſch geladen. Sehr oft war Kraus Kants einziger Tiſchgenoſſe; bald lud letzterer auch einige andere Freunde hinzu. Ihre Geſpräche betrafen theils philoſophiſche Gegenſtände, theils Politik, oder gemeinnützige Angelegenheiten. Selten fand zwiſchen beiden ein Widerſpruch ſtatt. Kanten war dieſe Unterhaltung von ſo großem Werth, daß er bald den Wunſch äußerte, Kraus möge außer Sonntags alle übrigen Tage

bei ihm speisen. Einige Zeit hatten daher beide eine gemeinschaftliche Oeconomie; als Kant aber mehrere Gäste an seinen Tisch zog, suchte sich Kraus allmählich zurückzuziehen. Ueber den Grund dieses Zurückziehens hat er sich nie ganz offen geäußert, wohl aber klagte er öfters, daß ihm das lange Sitzen bei Tische, wie es bei Kant gewöhnlich war, nicht behage und seinen Arbeiten zu viel Zeit entziehe. Indessen waren beide noch viel bei einander, gingen mit einander spazieren, saßen in Gesellschaften bei Tische mehrentheils dicht neben einander, und beide von fast gleicher Körpergröße, beide gleich hager waren sie nicht selten der Gegenstand der Bewunderung ihrer Mitbürger. Kraus war im Gespräch außerordentlich lebhaft und konnte über manchen witzigen Einfall herzlich lachen. Kant lachte fast nie. Selbst wenn er durch Erzählung mancher lächerlichen Anecdote alle seine Zuhörer zum Lachen brachte, blieb er ernsthaft. Wie das Gespräch, so war auch Krausens Gang rasch und lebendig, nur wenn er Kanten begleitete, gingen beide sehr langsam, Kant den Kopf fast beständig zur Erde geneigt und auf eine Seite hängend, seine Beutelperücke fast

immer in Unordnung und auf einer Achsel liegend. Mehrmals gab Kraus Kants wegen seine Ferienreisen auf. Als ihn einst der Herr v. Auerswald auf sein Landgut Faulen eingeladen hatte, schrieb ihm Kraus: „Es liegt bloß daran, daß mein Kant in „meiner Abwesenheit gar keinen Tischgenossen hätte; welches immer ein sehr starkes „Gegenargument zur Reise ist." In einem spätern Briefe schrieb er bei einer ähnlichen Gelegenheit: „Mit der Reise zu Ihnen „sieht es noch immer mißlich aus, da ich „nicht weiß, wie ich meinen trefflichen „Vater Kant verlassen soll." Und bei einer nochmaligen Einladung: „Ich muß „leider gleich heraus erklären, daß ich diese „Ferien bei meinem alten Lehrer Kant zu„bringen muß." Der beständige Umgang mochte aber eine Erschöpfung der Gesprächsgegenstände zur Folge haben, und je mehr Krausens Abneigung gegen die speculative Philosophie zunahm, je mehr er es vermied, mit Kant über philosophische Gegenstände zu sprechen, je mehr mit dem Alter beiderseitige Rechthaberei zunahm — eine Sache, die Krausens etwas eigensinniger Character nicht wohl vertragen konnte — desto mehr zog sich letzterer von Kant

zurück. Kraus ließ daher eines Tags Kants berühmt gewordenem Bedienten, Lampe, wissen, er möge ihn nicht mehr zum Mittagstisch bei Kant bitten. Kant war darüber sehr betroffen und unruhig, erzählte es seinen Tischgenossen, und äußerte mit einer gewissen Aengstlichkeit: wenn er nur den Grund wissen solle, warum sich Kraus so zurückziehe, er werde sich dann leichter beruhigen; er wisse aber gar nicht, wodurch er Krausen solle beleidigt haben. Die Freunde beider Männer suchten allerlei Ursachen dieser Trennung auf. Der eine wollte wissen, Kant habe sich geweigert, Krausens Anerbieten eines Beitrags zu den Kosten der Mittagstafel anzunehmen; Kraus aber habe nicht länger bloßer Gast bei ihm seyn wollen und sich deshalb zurückgezogen. Andere fanden den Grund in den Gegenständen der Unterhaltung, wobei Kraus und Kant einander widersprechend sich oft begegneten. Nach einer Nachricht entstand der Streit zwischen beiden am letzten Mittag, wo Kraus bei Kant zu Tische war, in einem Gespräch über die Juden, indem Kraus dieses Volk als eine sehr geistreiche und talentvolle Nation schilderte, Kant dagegen behauptete,

die Juden hätten noch kein eigentliches Genie, keinen wahrhaft großen Mann aufzuweisen; alle ihre Talente und Kenntnisse drehten sich um Ränke, Kniffe und Pfiffe, mit einem Worte, sie hätten alle nur einen Judenverstand ꝛc. und dieser Streit habe zu so heftigen Aeußerungen geführt, daß Kraus sich vorgenommen habe, nicht wieder an Kants Tisch zu erscheinen. Wenn diese Nachricht auch deshalb zweifelhaft seyn mag, weil Kraus nie in seinem Leben die Juden vertheidigte, vielmehr öfters behauptete, es werde unmöglich seyn, aus den Juden gute Bürger zu erziehen, und seine Abneigung gegen sie so weit ging, daß selbst geschätzte und gebildete Juden, wie David Friedländer in Berlin, ihm fast unausstehlich waren; so ist wohl glaublich, daß überhaupt mehrere Ursachen statt gefunden haben, welche beide Männer von einander trennten, wenn man auch nicht schon Lessings Bemerkung im Nathan, „daß große Bäume, zu nahe gepflanzt, sich einander die Aeste zerschlagen" auf sie anwenden wollte.

In Kants Gesinnungen gegen Kraus hatte diese Spaltung aber nicht die geringste Aenderung zur Folge; noch immer sprach

er mit der ausgezeichnetsten Hochachtung von Krausens Talenten und Geisteskräfte, und mit wahrer Bewunderung von dessen fast beispielloser Gelehrsamkeit. Eben so wenig ließ es je Kraus öffentlich merken, daß die vertraute Freundschaft merklich erkaltet sey. In Kraus sprach sich seitdem die Achtung, die er immer noch in hohem Grade gegen Kant hegte, nur weniger laut aus. Kraus erkannte immer noch an und erklärte es auch oft vor vertrauten Freunden, daß er Kanten und seinem Hamann alles verdanke, daß er ohne beide schwerlich geworden seyn würde, was er sey. Er vergaß es nie, daß Kant durch seine empfehlenden Briefe nach Berlin ihm dort Gönner und Freunde verschaft. Und wenn Kant in der Folge auch immer eifriger und sichtbarer an Kraus sich wieder anzuschließen bemüht war, als man ein solches Streben an Kraus bemerkte, so erwachte doch in der nachfolgenden Zeit, als sich die Erinnerung an die Trennung schon etwas verloren hatte, bei Kraus auch wieder eine, wie es scheint, bedeutendere Zuneigung. Wenn er indessen Kanten auch bis an sein Ende sehr hochschätzte, so hat er diese seine Hochachtung nie so offen ausgesprochen als

Kant that, denn Kants eigene Worte über Kraus noch aus ſpäterer Zeit zeugen von der größten Anerkennung deſſen, was Kraus bei ſeinem weitumfaſſenden Geiſte in ſich trug. „Unter allen Menſchen", ſagte Kant zu einem ſeiner Freunde, „die „ich in meinem Leben gekannt habe, finde „ich niemanden mit ſolchen Talenten, alles „zu faſſen und alles zu lernen und doch in „jeder Sache als vortrefflich und ausgezeich„net dazuſtehen, als unſer Prof. Kraus. „Er iſt ein ganz einziger Menſch." Kant wünſchte nur, daß er ein förmliches Buch herausgäbe, theils damit doch auch die Welt ihn kennen lerne, theils aber auch damit man ihn faſſen könne; denn ſo dürfe er über alles hoch wegfahren ohne die Gefahr einer Erwiederung. — Wo ſich beide am dritten Orte trafen, empfingen ſie ſich mit aller Achtung, Vertraulichkeit und Herzlichkeit. In Geſellſchaften wußten ſie es immer ſo zu fügen, daß ſie bei Tiſche neben einander ſitzen und mit einander ſprechen konnten. Kraus war am letzten Geburtstag Kants noch unter der Zahl der Mittagsgäſte, welche dieſer zur Feier des Tags gebeten hatte. Er beſuchte auch ſeinen alten Freund, als dieſer immer ſchwä-

cher und hinfälliger zu werden anfing, nicht selten, hat die gewöhnlichen Tischgenossen Kants mit aller der ihm eigenen Aengstlichkeit, ihn, den alten Philosophen, der ihnen bei dem ungeheuren Umfang seiner Kenntnisse, bei der unendlichen Tiefe seines Geistes, bei seinem allumfassenden Genie (welche Kraus auch in der letztern Zeit nicht genug erheben konnte*) wenig Unterhaltung mehr darbieten könne, doch ja nicht zu verlassen. Denn einen Baum, der tausendfältig gefruchtet, lasse der Besitzer, wenn ihn Stürme und Alter gebeugt, nicht hinsinken ohne Hülfe; auch wenn er nicht mehr trage, stütze er ihn dankbar bis er in sich selbst zusammen falle. Für wenige war die Nachricht von Kants Tod, auf welche doch Kants immer zunehmende Hin-

*) Nach dem Zeugniß der vertrautesten Freunde Krausens haben also die ganz unrecht oder haben Krausen wenigstens ganz mißverstanden, die da sagen: Kraus habe sich öfters Aeußerungen erlaubt, die darauf hingezielt hätten, Kants Verdienste nicht blos um seine eigene Bildung, sondern auch um die Wissenschaften überhaupt herabzusetzen. Wenn Kraus die speculative Philosophie als ein Studium verdammte, welches ihm nur Zeit und Kraft gekostet und wenig Nutzen gebracht, wie leicht konnte einer hinter dieser speculativen Philosophie Kanten versteckt glauben!

fälligkeit längst vorbereitet hatte, eine so erschütternde Nachricht als für Kraus, und noch am Begräbnißtage seines Freundes gab Kraus einen Beweis seines warmen, freundschaftlichen Gefühls. Kants Freund Wasiansky stellte ihm Kants Schwester vor, die er noch nicht kannte. Von tiefer Rührung ergriffen wollte er dem guten Mütterchen die Hand küssen; da sie es aber nicht zulassen wollte, sondern nach der seinigen griff und Kraus sich ebenfalls weigerte, so fielen beide sich in die Arme und weinten um den hingestorbenen Freund und Bruder heiße Thränen. Daß ihm das Andenken seines Lehrers immer theuer und heilig blieb, bewies er auch dadurch, daß er der Feier von Kants Geburtstag *) jedesmal beiwohnte.

*) Königsberg ehrt das Glück, einen der größten Philosophen unseres Volks in seinen Mauern gehabt zu haben, noch bis diesen Tag. Es war ein glücklicher Gedanke seines Freundes, des K. P. Scheffner, ihm eine Halle (Die s. g. area Kantiana im Collegio Albertino) zuzuweisen, wo seine aufgestellte Büste jeden, der das Universitätsgebäude betritt, immer wieder an das größte Licht dieses Musensitzes erinnert. Jedes Jahr aber feiern Kants noch übrigen Freunde und andere Verehrer der Wissenschaften seinen Geburtstag durch ein besonderes Fest.

Die Jahre 1785 bis 1787.

Außer Kant war früher noch Hamann der Mann, aus deſſen Umgang und Unterhaltung Krauſens Geiſt die reichſte Nahrung zog. Er nahm wie an den Schickſalen aller ſeiner Freunde ſo an denen Hamanns immer den regſten Antheil, und je mehr er an dem letztern die originelle Gemüthlichkeit und die trauliche Herzlichkeit ſchätzen lernte, deſto inniger freute ihn auch jedes Glück ſeines Freundes. Als z. B. Hamann einſt ein ſehr anſehnliches Geſchenk zugeſchickt bekam, ſchrieb Kraus an den Herrn v. Auerswald *): „Hamann hat mir nicht „geſagt, daß er von einem weſtphäliſchen „Herrn Buchholz 4000 Thaler zum Ge„ſchenk bekommen habe; aber ich weiß es „doch, und Sie wiſſen es nun auch,

*) Am 16ten Juli 1785.

„müſſen ihm aber nicht ſagen, daß Sie „es durch mich wiſſen. Denn er würde „es mir doch nicht glauben, daß ich mich „darüber bis zum Erſchrecken gefreut und dar„aus die gute Lehre gezogen habe, daß from„mer Enthuſiasmus wenigſtens 4000 Tha„ler werth ſey, ohne einmal den Selbſt„genuß zu rechnen, den man haben muß, „wenn man Handlungen thun kann, die „die kälteſte Grübelei, ſo wie der elegan„teſte Geſchmack bewundert, ohne ſie auch „nur begreifen, geſchweige nachahmen zu „können.“

An dem Tage, wo er dieſes ſchrieb, trat er eine Ferienreiſe nach Lappöhnen hinter Inſterburg zu dem Amtmann Jettkardt an. Sein Körper bedurfte nach ſo vielfacher Anſtrengung einer Erholung. Drei Jahre zuvor hatte er eine ähnliche Ferienreiſe nach Bartenſtein gemacht, wo damals der Herr von Auerswald in Garniſon ſtand. Er wollte ſich zerſtreuen, allein er kam dabei nie zum Zweck, denn wo er Bücher fand, fing er an zu ſtudiren. Er verließ daher nur ſelten das Zimmer ſeines Freundes, benutzte deſſen Bibliothek und machte Auszüge aus der Adjutantenregiſtratur über die Militäröconomie. Beſuch-

von andern Officieren sah er immer sehr ungern, weil er seit seiner frühern Jugend wegen eines Vorfalls eine große Abneigung gegen den Militärstand hatte. Die in seiner Vaterstadt garnisonirenden Officiere nehmlich, besonders aber ein gewisser Major von R — w hatten von seinem Vater von Zeit zu Zeit Geld geliehen und statt der Bezahlung ihn übel behandelt. Ein Vorfall, den seine Mutter mit einem der Officiere gehabt, hatte seinen Haß gegen diese Herren noch vermehrt, und seitdem konnte die Abneigung gegen das Militär nie aus seiner Seele verwischt werden. — Diese Reise nach Lappöhnen trug mehr als die andern zu seiner Erholung bei. „Es ärgert mich recht sehr", schrieb er *) an den Herrn v. Auerswald, der während Krausens Abwesenheit in Königsberg gewesen war, „daß ich nicht lieber zu Hause „geblieben und mit Ihnen, wäre es auch „auf dem Bock, nach Fauten gereiset bin, „um da meine Buttermilch und Butterbrod „mit Raute zu frühstücken und saure Milch „und Schwaden zu diniren und zu soupi„ren, wie ich es in Litthauen gethan habe.

*) Am 12ten Aug. 1785.

„Ich habe mich wirklich durch dieſe länd-
„liche Reiſe etwas erholt, und die für
„mich hier in der Stadt unmögliche Kunſt,
„nichts mit dem Kopf zu thun, ſondern
„bloß mein Corpusculum zu pflegen, in
„Litthauiſchen Pfarrwidemen und Domai-
„nenamtshäuſern ganz practikabel gefunden,
„ja gar dermaßen liebgewonnen, daß mich
„eine Angſt überfiel, als ich nach 3½ Wo-
„chen wieder ans Sackheimiſche Thor (in
„Königsberg) kam und mir einfiel, daß
„ich nun wieder wenigſtens auf ein Jahr
„dieſe ſchöne Kunſt aufgeben müſſe."

Die Unfreundlichkeit des Winters 1786 verſtimmte ihn wieder ganz und gar. Ein Beſuch ſeines Freundes, des Herrn v. Auerswald, heiterte ihn zwar etwas auf, allein ohne lange Dauer. Bei dieſer Stimmung wollten ihm auch ſeine literäriſchen Arbeiten, die er vorhatte, nicht gelingen, was ſeine Laune noch mehr verdarb. Wie gewöhnlich ſuchte er den Grund dieſer mißlaunigen Stimmung in äußern Verhältniſſen und Umſtänden, ſtatt der Quelle in ſeinem eigenen Innern nachzuſpüren. Ein Brief vom 28ſten Febr. 1786 giebt von ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit wie von ſeinen Beſchäftigungen einige genauere

Nachricht. „Schade, daß ich so wenig „Ruhe habe, con amore zu schreiben. „Wirklich hatte ich nach Ihrer Abreise ein „paarmal schon die Feder angesetzt, um „Ihnen für Ihren Besuch, der mich aus „meiner arbeitseligen Starrsucht so ange„nehm wieder zum alten gefühlvollen Leben „aufschüttelte, zu danken, und eine Reihe „von Träumen und Gedanken, die die „Folge davon waren, mitzutheilen. Aber „müde und stumpf gemacht von meinen für „den Kopf wohl, aber für das Herz durch„aus nicht zuträglichen Amtsarbeiten, ver„drüßlich über das unabhelfliche Leiden von „Frost und Wind in meinen zerbrochenen „Stuben; und vollends von Zeit zu Zeit „durch Verstimmungen im Magen ganz in „der Seele verstimmt, kann ich gar nicht „zu mir selbst kommen und auch nur auf „eine Stunde der Mensch werden, der ich „eigentlich seyn soll, und auch sonst von „Zeit zu Zeit wirklich war. Nun sey's „doch, wenn es nicht anders seyn kann; „es muß doch wieder einmal besser werden.

„Herzlich erfreulich ist mir der Antrag, „den Sie mir hier thaten, und von dem „ich Sie nun gar nicht mehr dispensire, „meine Schreibereien, die ich zum Druck

„ausarbeiten möchte, vorher zu recensiren. „Sie werden sehen, daß ich, wenn ich „nur ein wenig ruhiger arbeiten kann, bald „Gebrauch davon machen werde. Ich sehe „aus meiner eigenen jetzigen Erfahrung, „was das hilft, wenn fremde Augen eine „Handschrift richten. Drei Handschriften „sind jetzt bei mir in der Wäsche; eine „von H. v. G. und die hat entsetzlich her„halten müssen; eine von Brahl *), der „Micebeaus Cincinnatusorden übersetzt, „und die ist leidlich; endlich die dritte — „nun Lieber, von wem die dritte? — „Ach Gott! von unserm Hamann, der „das Zutrauen zu mir hat und mir Blatt „für Blatt seine herrliche Schrift zur Cen„sur bringt und mir, wenn ich Abends „mit Randglossen in der Tasche ihn besuche „und wir nun unter einander streiten, ei„fern, uns vergleichen, ein Vergnügen „macht, das nur Sie, mein Liebster, sich „vorstellen können. Ihr Compliment an „ihn habe ich bestellt und er bittet gleichfalls „um Geduld wegen der versprochenen Exe„gese **).

*) Oberstadtinspector in Königsberg.

**) Erläuterungen über seine Schriften, die er dem H. v. K. zuschicken wollte.

„Er iſt feſt entſchloſſen, dieſen Som-
„mer nach Weſtphalen und in die Schweiz
„zu reiſen. Bekommt er wirklich Urlaub,
„ſo verlaſſen Sie ſich heilig darauf, daß
„ich die ganze Reiſe mitmache, und nach
„der Rückkunft bei ihnen in Faulen mich
„ausruhe.

„Daß mein Pamphlet, die preußiſche
„Landesuniverſität betreffend, den Beifall
„des Regierungspräſidenten von Schrötter*)
„hat, iſt mir aus ſeinem ungemeinen Pa-
„triotismus ſehr erklärlich und in der That
„erfreulich, weil ich glaube, daß er mir
„den Beifall nicht zuvorkommend geben,
„ſondern ich ihm denſelben habe abdringen
„müſſen, welches denn auch billig immer
„ſo ſeyn ſollte, und vor allen Dingen
„bei Ihnen ſo ſeyn muß, wenn ich Ihnen
„meine Schreibereien zur Cenſur ſchicken
„ſoll: wo nicht, ſo ſchicke ich ſie ja beſſer
„Ihrem Schwager **) in Schlodien oder
„dem noch kritiſchern Major v. Winterfeld
„in Niden. — Eben jetzt ſind durch ein
„Reſcript von Zedlitz die drei Herren
„D. Erich-

*) Jetzt Kanzler und Oberlandesgerichtspräſident von Oſtpreußen.

**) Dem Grafen Dohna.

„D. Crichton *), D. Gräf **) und Sub„inſpector Sommer ***) zu Commiſſarien „zur Reviſion des Collegii Friedericiani ****) „ernannt; ein Vorfall, den man als eine „Folge meines Pamphlets anſieht. Schlecht „genug, wenn es nicht frühere, mehrere „und heilſamere Früchte hat.

„Aber was meinen Sie, wenn man „alle Zweige der preußiſchen Statiſtik, etwa „nach der Probe, mit Wahrheitseifer und „Sachkunde, und dann zur faßlichen Ue„berſicht des ganzen Zuſtandes und der mög„lichen Verbeſſerung unſerer Provinz zu„ſammen ſtellen könnte, was wäre das „nicht ſchön und gut? So arm ich bin, „ich gäbe gern 100 fl., wenn wir nur erſt „ſo ein Werk von Preußen hätten, als „Brüggemann für Pommern geliefert hat; „denn hätten wir nur erſt ſo viel, ſo „würde ſich auch das von mir gemeinte

*) Doctor der Teologie, ſtarb als erſter Hofprediger bei der reformirten Kirche zu Königsberg.

**) Doctor und Profeſſor der Theologie, und jetzt Conſiſtorialrath in Königsberg.

***) Pfarrer bei der Haberbergiſchen Kirche in Königsberg.

****) Eine jetzt vorzüglich als Gymnaſium blühende Schule in Königsberg.

„und schon oft projectirte bald machen „lassen." ..... *)

So würdig seiner Gelehrsamkeit und seines Geistes der Gedanke war, mit dem er jenen Brief schloß, so wenig konnte er doch zu einem solchen oder einem ähnlichen großen Werke kommen. Theils hinderten ihn daran die Vorlesungen, die er mit erstaunender Gewissenhaftigkeit hielt; theils ließ er sich durch äußere Umstände zu sehr verstimmen; „der Winter (schrieb er im März 1786) hält noch bitter strenge an und bringt mich in meinen zerbrochenen Zimmern, wo mir die Finger erstarren und die Gedanken stocken, aus aller Fassung"; theils verlor sich die Zeit in Beschäftigung mit allerlei kleinern Arbeiten, die nicht für den Druck bestimmt waren. Ein Brief an den Herrn v. Auerswald **) giebt darüber nähere Auskunft.

„Ich habe fast vier Wochen lang an „einem Aufsatze für den Hofrath Metz„ger ***) gearbeitet. — Für Metzgern?

*) Der Geh. Legationsrath Hoffmann hat in diesem Fache einen trefflichen Aufsatz drucken lassen.

**) Vom 6ten Mai 1786.

***) Professor der Medicin, starb als Geheimer-Rath.

„Für ihn? — Ja freilich. Er bat mich „um einen Abriß der philosophischen Ge„schichte, woraus sich ersehen ließe, was „die herrschende Philosophie jeder Zeit für „Einfluß auf das Studium der Medicin „gehabt: und ich arbeitete ihm darüber „einen lateinischen Aufsatz aus, der ihm „zwar über sein eigentliches Anliegen nicht „viel Trost geben, aber ihn überzeugen „wird, daß auch gebohrne Preußen scharf „denken und elegant schreiben können. Ich „werde den Aufsatz drucken lassen *).

„Aber sagen Sie mir, haben Sie „wohl schon das unbarmherzige Pasquill „auf den seligen Kreutzfeld und Ihren ar„men Kraus gelesen, welches der weiland „Minister von Brarein nur eben jetzt her„ausgegeben und im Intelligenzblatt Nro. 44 „allen Bürgern und Edelleuten, Patrioten, „Dilettanten und Kennern für 67½ Gro„schen preußisch zum Kauf angepriesen hat? „Ich konnte nicht anders als darüber „lachen und das Ding verachten; und „fand in mir auch nicht die allermindeste „Anwandlung von Lust darauf zu antwor„ten. Aber mein scharfsinniger Freund „Müller sagt: Ob eine Antwort darauf

*) Es ist nicht geschehen.

„nöthig sey, darüber müsse ich nicht „meine Privatmeinung, sondern die Mei„nung des gescheiten Theils vom Publico „entscheiden lassen, und da höre ich denn „nun freilich, daß Kant und Hamann, „Hippel und Scheffner, der Oberhofprediger „Schultz und Diaconus Kraft *) insgesammt „eine Beantwortung für nöthig halten. Es „wird alles darauf ankommen, was mein „adelicher Freund Auerswald darüber für „Recht erkennen wird. Findet der eine „Ehrenrettung für gut, so soll sie geschehen. Im Ernst, mein Liebster, suchen „Sie doch den Wisch irgendwo aufzutreiben „und sagen Sie mir Ihr Gutachten. Wenn „ich antworte, so versteht es sich von selbst, „daß ich nicht etwa bloß von dem eckelhaften Geschichtsplunder des heidnischen Adels „der Urpreußen, oder von dem noch eckelhafteren Grobheiten und Anzüglichkeiten „reden, sondern irgend eine interessante „Materie, den Adel betreffend, heraus„heben, und dann nur im Vorbeigehen „mit Geist und Würde jenen Plunder und „jenen Trotz beurtheilen werde. Am lieb„sten aber wäre es mir, wenn ich ganz

*) Bei der Altstädtischen Kirche in Königsberg.

„ſchweigen dürfte, denn Belehrung ſehe „ich doch nicht viel von meiner Arbeit ab, „und Vergnügen wahrlich auch nicht. Auf „jeden Fall würde ich wünſchen, meine „Antwort in ein an Sie gerichtetes Send„ſchreiben einkleiden zu können.*).....

„Wegen der Reiſe nach Deutſchland „hat Hamann noch keine Antwort aus „Berlin, und ich bin alſo noch in völliger „Ungewißheit. Wird nichts daraus, ſo „komme ich richtig auf die Hundstage zu „Ihnen.

„Nun Gott ſegne Sie! — Ich muß „an meinen Aergerniß, einen Streit zwi„ſchen den Städten Königsberg und Elbing „betreffend, der mir Arbeit genug machen „wird, und mich ſchon ſo verſtimmt hat, „daß ich an Sie nicht ſo recht ſchreiben kann, „wie ich wohl wollte **). Alſo leben Sie „wohl, und wenn Sie einmal wieder „ſchreiben, ſo melden Sie mir hübſch, ob

*) Die Antwort iſt ungeachtet des Raths ſämmtlicher Freunde Kraukens doch unterblieben.

**) Dieſe Abhandlung findet man im 1ſten Theil ſeiner vermiſchten Schriften, unter dem Titel: Deduktion für die Königsbergiſche Kaufmannſchaft gegen die Kaufmannſchaft zu Elbing, den Getraidhandel betreffend, ausgearbeitet im Jahr 1786.

„das alte Korn gut aufgegangen, ob die „Wiesen von dem Moos und Schlamm, „womit die Herbstnässe sie hier bezogen hat, „gereinigt worden, ob das unreife Saat„getreide im Sommerfelde gut gediehen, ob „Ihr Groß- und Kleinvieh bei dem unge„sunden Futter ohne Krankheit abgekommen, „ob die seit 10 Tagen hier herrschenden „Nordostwinde dort auch gewesen sind und „dergleichen, was unser einer wohl lieber „als gelehrte Zeitungen lesen möchte."

Bald nachher *) schrieb er wieder an den Herrn von Auerswald: „Des Ermi„nister Brazein Wisch ist vergriffen, und „wird erst mit dem Meßgut erwartet; sonst „käme er gleich mit; aber doch sollen Sie „ihn früher haben, denn ich will ihn ei„nem, der ihn hat, abzukaufen suchen. „Zugleich werden Sie dann auch den seligen „Bock **) in Natura zugeschickt bekommen, „hoffe ich.

„Ich habe neben meinen andern Ar„beiten fast drei Wochen an einem Me„moire ***) für die Königsbergische Kauf-

*) Am 25sten Mai 1786.

**) Dessen wirthschaftliche Naturgeschichte von Ostpreußen und Litthauen.

***) S. S. 89.

„mannſchaft gearbeitet ein für ſich ſehr „wichtiges Handelsgeſetz, welches eben im „Werke iſt, betreffend. Da außer meinem „Freunde, Conrad Jacobi *), der mich darum „gebeten, niemand weiß, daß ich Verfaſſer „bin, ſo werden Sie leicht denken, daß „ich für meine ſaure und wirklich bis zum „Schwindel gegangene Anſtrengung nicht „einen Dent habe: aber Vergnügen habe „ich und werde es noch reichlich haben, „wenn mein Memoire das zugedende Geſetz „beſtimmt und wenn Freund Auerswald, „der das Ding, ſo wenig ihn die Sache „angeht, allerdings auch leſen ſoll, da„mit zufrieden iſt.

Solche Arbeiten koſteten ihm erſtaunende Anſtrengung, Kraft und überaus viele Zeit, denn er arbeitete außerordentlich langſam und bedächtig, nicht ſelten in einer Stunde vertilgend, was er in der vorhergehenden gethan hatte. „Ich finde in „der That, ſagte er um dieſe Zeit, daß „mir Gedanken zuſtrömen, ſobald es dar„um gilt, an einen Freund über eine ge„meln intereſſante Sache zu ſchreiben; ſtatt „daß, wenn ich mich hinſetze, um über

*) Ein berühmter Banquier in Königsberg.

„aben die Sache eine Abhandlung für den „Druck zu machen, meine ganze Seele er„starrt und verstockt und nicht eher Luft „bekommt, bis ich wenigstens mündlich „darüber mit Freunden geschwatzt, oder „was mich noch kräftiger elektrisirt, ge„hadert habe.“

Was er hier schrieb, geschah auch oft von ihm. Wenn er sich durch sein gegebenes Wort, irgend eine Arbeit zu einer bestimmten Zeit fertig zu haben, zum Schreiben nothgedrungen sah, pflegte er, ehe er die Feder in die Hand nahm, sich mit einem seiner Freunde über den vorliegenden Gegenstand zu besprechen. Das Niederschreiben selbst schob er in der Regel bis zum letzten Augenblick auf und gebar dann unter Angst und Besorgniß. Einzelne Aufsätze, Bearbeitungen bestimmter Fragen gelangen ihm immer meisterhaft. „Ich will „kein Buch machen; aber über einzelne „Materien werde ich einst bei Ihnen auf „dem Lande schreiben und mein politisches „Testament niederlegen“, erwiederte er oft einem Freunde, der ihn zum Schreiben ermunterte. Sein Grundsatz war: ein Autor müsse durchaus unwiderleglich seyn. Er erklärte es daher für einen unverzeihli-

chen Leichtſinn, als der Prediger Jenisch in Berlin ohne Hehl geſtanden hatte: „Er glaube das ſelbſt nicht, was er in ſeiner Preisſchrift über die Verwandtſchaft der Sprachen geſchrieben habe.“ Die Hauptregel beim Bücherſchreiben, meinte er, müſſe ſeyn, „daß aus Bogen Blätter werden müßten, ſo daß die Hauptkunſt des Autors im Ausſtreichen beſtehe.“ Dieſe Ideen, verbunden theils mit dem Streben, nur ganz vollendete, völlig neue und möglichſt tadelloſe literäriſche Erzeugniſſe zu liefern, theils mit einem beſtändigen Mistrauen gegen ſich ſelbſt, hielten ihn aller Aufforderungen ſeiner Freunde ungeachtet immer von der Autorſchaft zurück. Seine Furchtſamkeit und Scheu, ſo wie ſeine Achtung vor dem Publicum ging ſo weit, daß er einen vollſtändig zum Druck ausgearbeiteten lateiniſchen Aufſatz über das Taylorſche Theorem mit allen dazu gehörigen Papieren 24 Jahre lang in ſeinem Pulte bewahrte, ohne daß er ſich entſchließen konnte, ihn bekannt zu machen. Auch die Bemerkung einiger ſeiner Freunde: daß er ſchwer verſtändlich, durch Zuſammendrängung zu vieler Gedanken in einen Perioden und daher für ein kleines Publicum ſchreibe,

trug gewiß nicht wenig zur Vermehrung seiner Autorschen bei. Kant, der ihn gleichfalls nicht selten zum Schreiben ermunterte, schrieb in seinen spätern Jahren, nach Krausens Aeußerung, deswegen so viel, weil er Abends nicht mehr in Gesellschaft ging und seine Gedanken doch gerne los seyn mochte. Kraus fühlte, wie er oft gestand, das nehmliche Bedürfniß, begnügte sich aber mit dessen Befriedigung im Auditorium, wo sich späterhin so viele angesehene Personen einfanden. Er erklärte daher mehrmals: „In Männern, die „ihm ihre Bildung verdankten, wünschte „er fortzuleben, nicht aber in todten Bü„chern.“ Und kam es in der Unterhaltung mit seinen Freunden auf diesen Punkt, so gedachte er mit innigstem Vergnügen und mit größter Seelenfreude des Antheils, den er an der Bildung und Belehrung von Männern gehabt, die selbst an der Spitze der Staatsverwaltung standen. Verdienten Schriftsteller-Ruhm achtete er hoch und pries ihn, wo er ihn fand. Wahren Ruhm gestand er aber bloß den Schriftstellern zu, die der Wissenschaft oder der Kunst reellen Zuwachs und wirkliche Erweiterung verschafften, denn er theilte mit Kant den

Grundsatz, daß jeder, der mit Ehren über irgend einen Gegenstand schreiben wolle, diesen wirklich neu bereichern, neu beleuchten, überhaupt fruchtbar und original behandeln und ihn in jeder Hinsicht weiter fördern müsse, als die Vorgänger gethan. Diese Strenge in Rücksicht der Schriftstellerei hatte aber einmal die Folge, daß nicht bloß junge Schriftsteller, denen er oft selbst gerathen hatte, sich durch eine literärische Arbeit bekannt zu machen, sondern daß auch schon bewährte Autoren ihm ihre Manuscripte zur Critik mittheilten, daß sogar Prediger ihm ihre Predigten zur Durchsicht und Abänderung zuschickten. Zweitens ging aus diesen strengen Grundsätzen über die Autorschaft auch seine schneidend scharfe Critik und sein völlig schonungsloses Urtheil über solche Schriften hervor, die weder die Wissenschaft in irgend einer Hinsicht fördern, noch den Namen der deutschen Gelehrsamkeit im Auslande erhöhen konnten. Gegen ein solches handwerksmäßiges Büchermacherwesen war seine Abneigung, man kann sagen, sein Eckel ohne Gränzen. Sein Aerger gegen die so genannten Bücherfabricanten, bei denen nicht der geringste Funke von Liebe zur

Wahrheit zu entdecken war, deren Producten es sogleich an der Stirne stand, daß der Brodmangel ihr Zeugevater sey, oder deren Arbeiten auf der ersten Seite kund gaben, daß sie bestelltes buchhändlerisches Fabrickgut seyen, konnte bis auf den höchsten Grad steigen. Er sagte nicht selten von diesen Gewerbsschriftstellern, sie hätten sich ein Einkommen auf das Schreiben fundirt und schienen ein kindisches Vergnügen darin zu finden, sich auf dem Papier so fleißig zu besehen, wie gefallsüchtige Dirnen vor dem Spiegel. Ein Beispiel seiner scharfen Critik gab er, wie wir sehen werden, noch im Winter dieses Jahrs.

Vorher machte er aber in der Mitte des Augusts eine Ferienreise nach Faulen zu seinem Freund, von Auerswald, um seinem Geist die nöthige Kraft und Heiterkeit zu geben. Zu solchen Ferienbesuchen brachte er jedesmal Bücher mit, die er in Ruhe zu studiren sich vorgenommen. Die Morgenstunden blieben dem Studium dieser Bücher gewidmet. Die übrige Zeit verlebte er entweder im Kreise der Familie seines Freundes, die ihm außerordentlich ergeben war, oder er begleitete seinen Freund bei dessen ökonomischen Beschäftigungen zu

Pferde. Wer ihn nicht kannte und sein Interesse, seine ungemeine Wißbegierde, sein unaufhörliches Fragen über Gegenstände der Landwirthschaft bemerkte, der mußte glauben, er wolle sich zu einem Landwirth bilden. Oft mußte sein Freund ihm über die geringfügigsten landwirthschaftlichen Gegenstände Auskunft geben, denn auch hier wollte er alles wo möglich von allen Seiten betrachtet kennen lernen. Und gewiß liegt ein eigener Reiz für den Gelehrten darin, über das Leben und Treiben und über die speciellsten Einzelnheiten der Beschäftigungen des Landmanns solche Aufschlüsse zu bekommen, die ihm eine ganz neue Seite vom Leben der Menschheit aufdecken. Der städtische Gelehrte, der nur das städtische Wesen und Treiben kennt und etwa das Land nur auf einem Besuch oder auf Reisen im Durchflug gesehen hat, kennt wirklich das Leben nur halb. Der Aufenthalt des Gelehrten auf dem Lande und das eigentliche rechte Studium des Landlebens, die Kenntniß des Lebens einer Dorfgemeinde hat eine weit herrlichere und ergötzlichere Seite, als mancher ahnen mag. Denn je mehr sich hier das Menschenleben, wir möchten sagen, in seiner nackten Gestalt

zeigt, je weniger da der Schleier, den das Kunstleben der Städter über das reine Menschenleben geworfen hat, an dem philosophischen Studium der reinen Menschennatur hindert, je tiefer der Blick des Forschers in die einfache Seele des unverdorbenen Landvolks dringen kann, je weniger ihn hier das Erlernte, das Gemachte, das Angekünstelte des Stadtvolks an philosophischen Betrachtungen hindert, je mehr er die Innigkeit der Verbindung der Natur und der Menschheit wahrnimmt und je genauer er den göttlich geordneten harmonischen Einklang der Sinnlichkeit und des Geistigen im Menschen versteht und erkennen lernt, wie sich der Geist der Natur und die Natur dem Geiste anschließt, desto größer ist die Wonne der Betrachtung, desto reicher das Resultat der Forschung, desto fruchtbarer der Gewinn für die Kenntniß des menschlichen Geistes und für die Erkenntniß des ganzen Zusammenhangs und des großen Ganges des Lebens der gesammten Menschheit. Das Leben des Landvolks ist gewiß ein noch viel zu wenig gelesenes und studirtes Buch. Von einem Geiste, dessen ganze Kraft immer auf Erforschung ging, der nie etwas betrachtete, ohne es auch

ganz durchdringen zu wollen, der das Betrachtete ſo gerne in eine höhere Beziehung ſtellte, und dadurch in dem anſcheinlich Geringfügigſten oft eine Wichtigkeit und eine Bedeutung entdeckte, die nie ein anderer wahrnahm, von einem ſolchen Geiſt, wie er in Kraus lebte und trieb, ließ ſich immer eine große Bereicherung in ſeinen Reſultaten über die Philoſophie der Menſchheit erwarten. Durch das Gefühl dieſer Bereicherung erheitert, geſtärkt an Geiſt und Körper nahm er jedesmal in froher Laune von ſeinem Freunde Abſchied, bis der Eintritt in das gewohnte Geleiſe des ſtädtiſchen Lebens den Geiſt wieder umzog und mit der alten Schwermuth wieder umhüllte. So auch dieſesmal, wie folgender Brief an ſeinen Freund von Auerswald *) zeigt: „Die Stunden, ſeit wir uns trennten, bis zur Ankunft in Braunsberg, „vergingen mir wie Augenblicke. Ich ſaß „da ſo im Wagen zwiſchen Wachen und „Träumen und überließ mich der Wiedererinnerung deſſen, was ſeit meiner Abreiſe von Königsberg mit mir vorgegangen war, und verlor mich in dem Wechſel

*) Vom 21ſten Aug. 1786.

„von Empfindungen, der in mir dabei
„entstand. Den Morgen darauf kam ich
„mir wie von aller Welt verlassen vor,
„konnte keines frohen Gedankens habhaft
„werden, mochte nicht zu Oestreich *) ge-
„hen, und eilte vom Postmeister, der mich
„unwiderstehlich zu Mittag gebeten hatte,
„nach meinem Logis im schwarzen Adler,
„um nur allein zu seyn, ohne zu wissen,
„was ich allein wollte. Des Nachts um
„2 Uhr setzte ich mich auf die Post, und
„fuhr ganz gedankenlos nach Königsberg zu,
„wo ich Sonntags um 3 Uhr eintraf, beim
„Sinnehmer Ballath, der meinen Koffer
„revidirte, nach sechs Jahren wieder ein-
„mal auf dem Sopha Caffee trinken mußte,
„und nun zu Hause, wo ich meine Wohn-
„stuben neu gemauert und ohne Fenster
„fand, in ein fremdes Zimmer für den
„Sommer bis Michael einzog. Meinen
„Hamann, den ich darauf besuchte, fand
„ich voller Erwartung, denn er hatte von
„seinem Sohne schon meine Ankunft ver-
„nommen,

*) Ein wackerer Mann, dessen Fleiß im Handel Gott gesegnet hat, der vielen und großes wohlthut. Der König hat ihm den Titel eines Commercienraths und den Orden des rothen Adlers dritter Classe ertheilt.

„nommen, und war ungeduldig, mich zu „sehen: ich blieb bei ihm bis 8 Uhr, und „ging dann zu meinen Pflegeeltern *), die „mir mit offenen Armen entgegen kamen. „Auch der Oberhofprediger **) hat mich „heute früh schon besucht, so daß nur „Kant fehlt, um meine ganze Königsber„gische Welt wieder gesehen zu haben: denn „nehmen Sie mir diese Leute, und Kö„nigsberg wird für mich so gut wie eine „Wüstenei. Heute wollte ich zu lesen an„fangen, aber der Zug der Soldaten nach „dem Königsgarten ***) um dem neuen „Könige zu schwören, hatte die academi„sche Jugend hinter sich her gezogen. Mor„gen also gehen meine Arbeiten an; aber „wie? das mag Gott wissen. Ich fühle „in mir so ein hülfloses Sehnen, ohne „daß ich weiß wornach, und so eine weich„müthige Scheu vor meiner mir sonst so „lieben Arbeit, daß ich lieber schlafen als „wachen möchte. Hoffentlich wird sich das „bald geben, wenn ich nur erst wieder in „Gang komme! Ich könnte Ihnen viel

*) So nannte er die Familie seines Freundes Motherby.

**) Schulz.

***) Ein schöner freier Platz in Königsberg.

„ſchreiben, wenn mich nicht die Furcht ab„hielt, daß Sie und ich beide uns nach „drei Wochen über dasjenige wundern oder „lachen würden, was ich jetzt ſchreibe. „Wir ſind Männer und ſollen's ſeyn, und „müſſen alſo, wenn uns einmal Weichmü„thigkeit anwandelt, geziemend ſchweigen, „wäre es auch nur, weil wir in der Folge „wünſchten geſchwiegen zu haben.

„Ich mag heute nicht mehr ſchreiben. „Hier iſt ſeit der Nachricht vom Thron„wechſel alles ſtockſtill, und harret der „Dinge, die da kommen ſollen.....

„Ich bin eben bei Hamann geweſen „und da vermuthen Sie ſchon, daß der „Kopf mehr aufgezogen iſt. Ich will auch „hübſch ordentlich alle Tage hingehen. Von „dem Entſchluß ſeine Autorſchaft aufzuge„ben, iſt er noch gar nicht abzubringen. „Halb hat er Recht; aber umarbeiten „ſollte er das Ding *).

„Um den alten König habe ich geweint „eben nicht; denn ich kann über traurige „Sachen nicht mehr weinen, vielleicht weil „ich ſchon zu viel in meinem Leben darüber „geweint habe; nur Freundſchaft, Wohl„thätigkeit und Edelmuth drücken mir noch

*) I

„öfters Thränen aus: aber ſonderbare „Vorſtellungen über das Nichts des menſch„lichen Lebens, ſo anſchaulich und erſchüt„ternd, wie ich ſie nicht leicht gehabt, er„weckte in mir des alten Königs Tod; und „ich wiederhole ſie noch alle Abend bei Le„ſung meines herrlichen Paſcal, den Sie „durchaus auch leſen ſollen *).

*) Es wird keinem, der hier unſeres Kraus Empfindungen über den Tod des einzigen Friedrichs II. nachfühlt, unangenehm ſeyn, die Gefühle zu vernehmen, die damals ein anderer edler Deutſcher, unſer noch jetzt allgemein verehrter Herr von Dohm in ſich trug: „Wie es nun gewiß und entſchieden, Friedrich ſey der Erde entnommen —; welch' unbeſchreibliches Gefühl bemächtigte ſich da des tief bewegten Gemüthes! Es war eine Empfindung der Leere, der Verlaſſenheit, der Beſorgniß für die Zukunft, weil nun auf einmal derjenige fehlte, der ſo großen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten gehabt, deſſen Weisheit den Ausbruch der Leidenſchaften zurückgehalten und den Ruheſtand der Welt befeſtigt hatte! Wir haben nachher mehrmals auch von Andern, ſelbſt von ſolchen, die nicht Unterthanen Friedrichs, nicht mit ihm in näherer Berührung geweſen waren, vernommen, daß ſie gleiche Gefühle bei der Nachricht von ſeinem Tode gehabt haben. — Es ſchien von nun an der zu fehlen, ohne welchen das Verhältniß der Staaten gegen einander, wie es bisher geweſen, nicht ferner werde beſtehen können! Auch die, welche im Leben Friedrich entgegengeſtanden hatten, vernahmen die Kunde von ſeinem Tode mit Rührung, und drückten die höchſte Achtung für den Mann aus, deſſen Größe zu erkennen

„Unſer jetziger König, mag er doch „immer nicht ſo groß werden, als es der „vorige war, wenn er nur ſo gut bleibt, „als er in den kurzen Tagen ſeiner Regie„rung ſich ſchon gezeigt hat. Ach, See„gen Gottes über ihn, wenn er einmal „ein König der Preußen, und nicht bloß „ein preußiſcher König zu ſeyn ſich ent„ſchließt! Und er hat es beſchloſſen und „hat es erklärt.

„Ich habe einen Brief aus Berlin ge„leſen in Hamanns Hand, daß uns bei„den die Hände zitterten und Freudenthrä„nen uns nicht fortleſen ließen. Nur vor „Böſewichtern und Betrügern, die ſeine „Gutmüthigkeit mißbrauchen und ihn da„durch zu Menſchenhaß entrüſten könnten, „wie weiland den großen Friederich, möge „unſern liebevollen Friederich Wilhelm ſein „himmliſcher Schutzgeiſt bewahren. Zwi„ſchen dem 20. und 25. September trift er „hier ein.

„Es iſt unglaublich, mit welchem Eifer „hier alles in Königsberg auf Anſtalten zu

Se nun keine Leidenſchaft mehr abhielt. Wenn, ſagte Fürſt Kaunitz, wird ein ſolcher König das Diadem wieder zieren! (S. Dohms Denkwürdigk. 3r Band.

„Freudenbezeugungen losging, als auf ein„mal ein Cabinetsschreiben einlief, und „alle Anstalten verbat.... O! so ein „Schreiben sollte in Paris von Louis XVI. „eingelaufen seyn, die ganze Stadt würde „taumeln vor Freude. Das thut Königs„berg nicht; aber mit wahrer Rührung „fragt einer den andern: Haben Sie das „Schreiben des Königs gelesen? Ist das „nicht liebreich? — So spricht man, und „freut sich und wünscht je eher je lieber den „guten König der Preußen zu sehen, un„entschlossen ob man aus Gehorsam alle „Anstalten zu Freudenbezeugungen unter„lassen, oder aus Liebe seinen Befehl über„treten soll. Sie sehen wohl, auch ich „bin etwas angesteckt; mag's doch!.....

„Hamann bittet Sie bei aller Ihrer „Freundschaft, ihm das Buch: Vom Ver„hältniß zwischen Gott und dem Menschen, „versprochenermaaßen zuzuschicken. Ich „habe glücklich über ihn gesiegt; er setzt „seine Autorschaft fort; aber mit mehr „Nüchternheit, und arbeitet das vorige „alles um. Wenn mich Gott leidlich ge„sund erhält, so bekommen Sie künftigen „Winter allerlei Sachen von mir zu cen„siren."

Zu einer anhaltenden und bestimmten schriftstellerischen Arbeit kam er indessen auch jetzt noch nicht, theils wegen allerlei kleinern Arbeiten, theils wegen Uebelbefindens.

„Ich quäle mich", schrieb er im October, „einen Brief an den König wegen der „Universitätsstreitigkeiten mit dem Militär „zu machen. — Der alte Graf Keyser„ling hat einen Plan zur Verbesserung der „Universität gemacht, den ich bei mir habe." Diesen Aufsatz nahm er unter eine scharfe Critik und schrieb dann später darüber: „Den Keyserlingschen Reformationsplan der „Universität habe ich mit tüchtigen Noten „verbrämt ihm durch Kant wieder zuge„schickt. Gegen unsern eben (im Novem„ber 1786) angekommenen neuen Professor „Hasse — einen liebenswürdigen, treu„herzigen Mann — hat er sich verlauten „lassen, daß alles ganz anders gehen sollte, „wenn er nur erst Curator der Universität „wäre. Also darauf ist's angesehen!"

„Ich befinde mich bei unerträglichem „Schnupfen in meiner neuen Wohnung „höchst schlecht und vergehe fast vor Arbeit. „Denken kann ich nicht und doch muß ich „denken. Wehe dir, daß du geboren bist!

„sage ich mir den Tag über wohl zehnmal,
„ohne mich ermannen zu können.“

„In dieser Stimmung erheiterte ihn ein Brief aus Berlin ungemein; er schreibt darüber:

„Der Graf Lepell aus Berlin ließ „neulich durch einen Studenten sich von mir „den zweiten Theil der Disputation aus„bitten. Es fiel mir ein, ein klein „billet doux an ihn zu schreiben; und er„hielt gleich darauf ein so verbindliches „Schreiben, daß ich nun nicht weiß, was „ich machen soll, als etwa schweigen, und „künftig billets doux ungeschrieben lassen. „Da ich mich in Ansehung seiner Liebe zur „deutschen und gründlichen Literatur auf das „bezog, was ich öfters von einem Freunde „hörte, der als Adjutant beim Graf Hen„kelschen Regimente stand *), so läßt er „sich nun bei diesem ehemaligen Adjutanten „für das gute Zeugniß bestens bedanken.“

Die etwas aufgeheiterte Stimmung verließ ihn aber bald wieder. Sein Freund, der Herr von Auerswald hatte ihn abermals ermuntert, sich an eine Arbeit zu machen, die für Kopf und Herz geschrieben, ihn

*) Der Herr von Auerswald.

auch der Auswelt bekannter mache. Allein Kraus konnte bei seiner Stimmung unmöglich an eine solche Arbeit kommen. Er antwortete seinem Freunde *):

„Ach ja doch! Etwas für Kopf und „Herz schreiben, wenn man selbst keinen „Kopf und Geist hat! Ihr armer prac„tischer Philosoph! Der ist dem Versauern „noch näher, als Sie seyn können. Frei„lich sucht er sich zu ermannen; aber seit„dem er — jetzt sind es zwei Monate — „Mittags daheim allein speiset, fängt er „an, in seinem Kopf und Herzen zur „Miethe zu wohnen, und fühlt seine Seele „so matt, daß er an ihrer Wiedergenesung „verzagt. Ach, er könnte wohl hoffen, „wieder aufzuleben, wenn er nur wieder „Mittags hausen zu speisen, und auf „Weihnachten Sie zu besuchen sich entschlie„ßen könnte! Aber das kann er nicht und „darf er nicht. Seine Mittagsquarantaine „hört erst künftige Ostern auf, da er mit „dem Theoretiker **) gemeinschaftlichen Heerd „anlegen wird; und auf das Vergnügen, „Sie zu sehen, muß er bis künftigen Ju„lius Verzicht thun.

*) Am 23sten November 1786.

**) Kant.

„Der muß ein Gott oder ein Thier
„seyn, (sagte ein alter College ganz recht)
„der sich mit sich selbst behelfen kann. Da
„habe ich jetzt eine Wohnung so stille, daß
„ich meinen Puls könnte schlagen hören und
„so bequem, daß auf den ersten Ruf, was
„ich verlange, da ist; und doch kann ich
„nicht denken, eben weil es so stille und
„gemach ist: ich müßte nun so viel Um-
„gang und Zerstreuung außer dem Hause
„mehr haben, als ich daheim Ruhe und
„Friede mehr habe, um meiner froh zu
„werden und mich genießen zu können; und
„statt dessen habe ich des allen weniger.
„Doch die allmächtige Gewohnheit hilft
„vielleicht noch vor Ablauf des Jahres Ih-
„rem Philosophen zu seinem Selbstbesitz
„wieder; und ein fleißiger Briefwechsel mit
„Ihnen beschleunigt den Erfolg.....

„Aber wissen Sie wohl, daß ich einen
„ziemlich wichtigen Proceß zwischen den
„Städten Elbing und Königsberg, den
„Frachthandel *) betreffend, auf die trium-
„phirendste Art, nachdem er schon fast
„verloren war, gewonnen habe! Wenn
„es Ihnen nicht lange Weile machte, so

*) S. S. 72.

„schickte ich Ihnen meine Deductien zu, „die, wie Kant und Hamann sagen, ein „ordentliches Kunststück seyn soll. Daß „ich keinen rothen Heller dafür bekommen „habe, auch nicht einmal einen schönen „Dank, werden Sie ungesagt von selbst „wissen.

„Meinem Vetter Jacobi zu Gefallen „machte ich es im Mai und Junius dieses „Jahrs, und schrieb Ihnen davon, als „ichs machte."

Mehr als je lebte Kraus jetzt außerordentlich eingezogen. Sein häusliches Leben war ein Leben auf der Studirstube und im Auditorium, unterbrochen durch einen und den andern Besuch, den er zuweilen empfing. Die Einsamkeit war ihm oft, wie vorstehender Brief verräth, sehr drükkend; zuweilen aber suchte er sie absichtlich. Wenn er seinen Hauskittel angezogen, seine Schlafmütze aufgesetzt und Pantoffeln an den Füßen hatte, wollte er allein seyn, und wer ihn kannte, nahm an dieser Kleidung wahr, daß Kraus nicht lange aufgehalten und gestört zu seyn wünschte. Er äußerte aber mehrmals, daß selbst seine Freunde dieses Zeichen nicht immer verstanden hätten. Dennoch war er nichts weni-

ger als ungeſellig, und er fühlte wohl, daß völlige Abgeſchiedenheit ihn aufreiben würde. Er ſuchte die Ruhe und Einſamkeit bloß dann, wenn er in tiefem Studium begriffen war, wenn irgend ein Gegenſtand ſein geſammtes Denkvermögen in Anſpruch genommen hatte; er ſuchte ſie aber keineswegs als bleibenden Zuſtand, ſondern vielmehr nur als temporäres Mittel zu ungeſtörter Vorbereitung auf neue Geſchäftigkeit oder als ein Mittel ſeinem Denken freien Flug zu laſſen. Zuweilen legte er ſich ſelbſt für eine gewiſſe Zeit eine gänzliche Zurückgezogenheit auf, um eine angefangene Arbeit in einem beſtimmten Zeitraume zu beendigen. Dann arbeitete er mit einer außerordentlichen Anſtrengung und befand ſich während des Arbeitens gewöhnlich ſehr wohl. „Ich befinde mich am beßten, ſagte er einmal, wenn ich mich recht placken und abarbeiten muß.“ Allein ein ſolcher abgeſchloſſener Zuſtand ſchlug nie gut aus; denn entweder gelangen ihm die Arbeiten unter der allergrößten Anſtrengung, ſo war er dann außerordentlich abgeſpannt, ermattet und ermüdet; oder ſie gelangen ihm nicht, ſo fand man ihn dann ſehr mißmuthig, ärgerlich und grämlich geſtimmt.

Bei seiner schwächlichen Gesundheit war nach einer solchen Anstrengung eine völlige Erschöpfung aller seiner Seelenkräfte die gewöhnliche Folge. Suchte er sich dann Abends unter nahen Bekannten zu zerstreuen, oder hatte er, wie es früher häufig der Fall war, einige seiner Freunde bei sich, so war er anfangs immer noch sehr einsylbig; je mehr er sich dann aber selbst vergaß, desto mehr erheiterte sich seine Stimmung; gelang es nun seinen Freunden, ihn in ein lehrreiches, interessantes Gespräch zu ziehen, so wurde er nicht selten bald so heiter, daß man ihn einer mißlaunigen Stimmung kaum fähig halten konnte. Seine Unterhaltung ging zwar öfters in den Lehrton über, allein man fand diesen nie unangenehm; vielmehr entwickelte er da eine Gabe der Mittheilung und einen Schatz der verschiedenartigsten Kenntnisse, der seine Freunde meist in Erstaunen setzte. Ein noch lebender Freund von ihm, der Geheime Rath Gervais erzählte mir, daß Kraus in einem Kränzchen, wovon beide Mitglieder waren und an dem auch Kant Antheil nahm, durch seinen schlagenden Witz, treffenden Scharfsinn, durch seine erstaunende Gelehrsamkeit und fortreißende Lebendigkeit

ſeiner Unterhaltung oftmals der Gegenſtand aller Bewunderung geworden ſey, ſo daß man ſich keine herrlichere Unterhaltung habe denken können, als wenn Kant und Kraus in einen gelehrten Dispüt gerathen ſeyen.

Kraus war nach und nach auch in mehrere Familienkreiſe gezogen worden, die er zu gewiſſe Zeiten faſt täglich, wenn auch nur auf eine halbe Stunde beſuchte, um ſich da zu erholen. In dieſem ſeinen Umgang in Familie zeigte er ſich höchſt edelgeſinnt und liebenswürdig. Seiner Liebe zum Rechtbehalten ungeachtet widerſprach er in der Unterhaltung ſtets mit großer Beſcheidenheit, Sanftmuth und Artigkeit. So ſtreng oftmals ſeine Urtheile, ſo gerecht waren ſie doch immer, und mit Vorſatz hat er durch ſie gewiß nie einen Menſchen gekränkt. In ſeinem Geſpräch verrieth er aber immer den Mann, der das, was er ſprach, wohl verſtand und tief im Zuſammenhange durchdacht hatte. Daher wurde ſeine Unterhaltung nie zu einem trockenen Geſpräch, denn die Tiefe und Schärfe ſeiner Gedanken, ſein reicher und ergreifender Witz gaben ihr immer eine ungemein lebensvolle Friſche und rege Bewegung. — Beſuche von Perſonen, die ihm nicht genau

bekannt waren, ſah er bisweilen ungern; indeſſen ließ er ſich dieß nie merken. Ganz anders aber war ſein Benehmen, wenn etwa einer der lauten Schreier des Tags oder ein durchreiſender moderner Philoſoph ihm ſeine Weisheit vortragen oder Antworten über aufgeworfene philoſophiſche Fragen von ihm haben wollte. Da ſagte er wohl: „Ach, ich weiß von dergleichen Sachen „nichts; beſchäftige mich ſeit lange nur mit „practiſchen Dingen, politiſchen, ſtatiſti„ſchen Gegenſtänden.“ Ueberhaupt war er gegen ſolche Leute höchſt einſylbig und ſtille und verfolgte ſie im Geſpräch mit andern durch die beißendſten Sarkasmen. Eigendünkel und Selbſtgefälligkeit fanden vor ihm keine Gnade; durch Beſcheidenheit dagegen konnte man in kurzer Zeit ſein ganzes Herz erobern. Ein aufgeblaſener, von ſich im höchſten Grade eingenommener junger Menſch, der, wie es hieß, auf Koſten des Staats nach Königsberg gekommen war, um Philoſophie zu erlernen, in ſeinem Aeußern aber weit mehr einem wandernden Schuſtergeſellen, als einem Jünger der Weltweisheit gleich, hatte Krauſen in ſeinem Unwillen und Aerger faſt aus aller Faſſung gebracht. — Eben ſo ſtark widerſtrebte es

ſeinem Weſen, wenn man anerkanntes hohes Verdienſt herabzuſetzen und zu ſchmälern bemüht war, um ſich etwa dadurch ſelbſt mehr zu erheben. Er gab davon bald einen öffentlichen Beweis, wie folgender Brief *) andeutet.

„Mit dem alten Philoſophen gehts „wieder, ſeitdem er in ſeiner Diät eine „Aenderung getroffen hat. Er hat wieder „ein derb Stück Arbeit gemacht, ohne daß „die Kaufmannſchaft, den einzigen Jacobi „ausgenommen, das mindeſte von dem Ar„beiter weiß. Und nächſtens wird er das „wichtigſte Probeſtück wagen und des ge„heimen Finanzrath Struenſee Gutachten „über den Königsbergiſchen Salzhandel wi„derlegen **) und dieſe Widerlegung dem „Grafen Herzberg zuſchicken, der bereits „einen Aufſatz darüber von mir in Händen „hat, ohne zu wiſſen, daß er von mir „iſt ***).

„Jetzt ſtudirt er an einer Vertheidi„gung ſeines Freundes Kant, der bitterlich

*) Vom 19ten Dec. 1786.

**) Man findet dieſe Abhandlung im 1ſten Th. der vermiſchten Schr. unter dem Titel: Ueber das Seeſalzmonopol.

***) Wahrſcheinlich das S. 72 erwähnte Memoire.

„vom Göttinger Meiners gekränkt werden und
„ſich von mir eine Schutzſchrift ausgebeten

„Huy! was wir für Leute ſind! ſo
„bald es mit der periſtaltiſchen Bewegung
„der edleren Theile nur etwas beſſer geht!
„Sie — Gütertaxen machen; ich — den
„Handel dirigiren, und Philoſophen recht
„fertigen: — nur mit dem Unterſchiede,
„von Ihnen weiß man, was Sie thun;
„von mir weiß es außer Ihnen und dem
„einen, der es ſucht, kein Menſch.“

Die Vertheidigung ſeines Freundes Kant, deren er in dieſem Briefe erwähnt, bezog ſich auf folgenden Umſtand. Meiners, Profeſſor der Philoſophie in Göttingen hatte im Jahr 1786 einen „Grundriß der Geſchichte der Weltweisheit“ herausgegeben, worin er „nicht nur über einen (damals) noch lebenden Weltweiſen ein peinliches Gericht gehegt, ſondern auch über die Wendung, welche der philoſophiſche Geiſt unſerer Nation in den letzten Jahren genommen habe, eine Nothklage erhoben, die von Seiten ihres intereſſanten Gegenſtandes ſowohl, als durch ihren nahen Bezug auf Meiners Schrift ſich zu einer Prüfung anbot“ *).

Meiners

*) S. Kraus verm. Schriften 6r Th. S. 438.

Meiners hatte in dieſem Buche gegen Kant eine ſo ſtolze Stellung genommen, Kants Verdienſte, zu deren Höhe er ſich nicht erheben konnte, ſo tief herabgewürdigt und dem Geiſt der Kantiſchen Philoſophie eine ſo völlig ſchiefe Richtung untergeſchoben, überhaupt das Publicum, ſey es aus Mangel an richtiger Beurtheilung und Faſſungskraft, oder aus Abſicht, über das Weſen und die Tendenz des Kantiſchen Syſtems ſo zu berücken geſucht *), daß Kant eine Rechtfertigung vor dem gelehrten Publicum wünſchen mußte; und er wünſchte ſie von keinem lieber, als von ſeinem Freunde Kraus, den er daher um die Anzeige der Meinerſchen Schrift erſuchte. Kraus ſuchte mehrmals den Antrag abzulehnen; da ihm Kant aber keine Ruhe ließ, ſo übernahm er die Recenſion. Sie koſtete ihm eine entſetzliche Anſtrengung und ſo viel Zeit, daß ein anderer während deſſen gewiß ein bedeutendes Buch hätte ſchreiben können. Schon in der Mitte des Decem-

*) Vgl. Meiners Grundriß der Geſchichte der Weltweisheit. Lemgo 1786. Oder die Recenſion von Kraus darüber in der Allgem. Literatur-Zeitung Nro. 52 vom 5ten April 1787; auch abgedruckt in Krauſens verm. Schriften 6r Th. S. 437 - 438.

bers 1786 fing er an daran zu arbeiten. Im Januar 1787 schrieb er: „Da sitze ich „verschanzt unter griechischen Folianten, die „mich halb wirre machen, und mich weder „an Weihnachten noch Neujahr hätten den„ken lassen, wenn Sie mit Ihrem Brief „und Aspasia mit Ihrem Wunsch mich nicht „daran erinnert hätten.“ Und in der Mitte des März 1787: „Ich habe von Weih„nachten an bis vorigen Sonntag neben „vielen andern Arbeiten eine endlich vol„endet, die mir unbeschreibliche Mühe, „und durch die starke Anstrengung so viel „Schleim im Magen gemacht hat, daß ich „wirklich diese Woche einsitzen und assa „foetida schlucken muß. Es ist eine Re„cension über Meiners Geschichte der Welt„weisheit für die Jenaische Allgemeine Lite„ratur-Zeitung. Falls sie Schütz *), wie „ich hoffe, einrückt, müssen Sie sie durch„aus lesen. Es ist ein wahres Kunststück. „Kant hat mich dazu bewegen oder eigent„lich gezwungen; denn ich versuchte die „Sache mehremale abzulehnen. Ob Herr „Meiners mich nun nicht, wie weiland „Mortezinni und Braxein, wird brand-

*) Der noch jetzt lebende, hochverehrte Redacteur derselben.

„marken wollen, weiß ich nicht; aber daß „ihm, wenn er es thut, ſein Verſuch „eben ſo übel als den gedachten Herren „Mertzinni und Brarein gelingen wird, „weiß ich ganz gewiß.“ Er hatte die einzelnen Punkte, die er in der Widerlegung nach einander vornehmen wollte, numerirt auf einen Zettel geſchrieben und ſobald er einen Satz bearbeitet hatte, las er ihn ſeinem Freunde Brahl vor. Kant, dem er die Arbeit mittheilte, war damit außerordentlich zufrieden. Und gewiß ein Meiſterſtück von Recenſion wird ſie jeder nennen, er mag auf die weitumfaſſende Gelehrſamkeit ſehen, womit ſie ausgeſtattet iſt, oder die Schärfe und Richtigkeit der Critik, mit welcher der Recenſent ſeinen Gegner heimſucht, oder die launige Art der Satyre, den ſchneidenden Witz und die beißenden Sarkasmen bewundern, mit welchen er die ſchiefen Urtheile und Anſichten des Verfaſſers widerlegt. Einen beſſern Vertheidiger hätte Kant gewiß nicht finden können. Während dieſer Arbeit hatte Kraus — eine Folge ſeiner großen Anſtrengung — fort und fort gekränkelt und war daher auch im Verlauf des Winters 1786 bis 1787 mehrmals genöthigt geweſen, ſeine Vorleſungen

auszusehen, was sonst nur höchst selten geschah. Er war nebst Kant gewiß einer der gewissenhaftesten Lehrer auf der Universität. Kant hatte innerhalb fünf Jahre nur eine einzige Stunde und zwar eines Geschwulstes am Kopfe wegen ausgesetzt. Kraus kam ihm an Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit fast gleich. Selbst wenn ihm nicht wohl war, fand er seine sicherste Kur im Auditorium. Gerne hätte er sich in den Frühlingsferien bei seinem Freunde auf dem Lande wieder erholt, allein seine Geschäfte ließen dieß nicht zu.

„Leider, schrieb er ihm *), leider „kann ich auf Ostern nicht zu Ihnen kom„men, weil mein Amt als Decanus bis „8 Tage nach Ostern fortläuft, und weil „dies Amt, da es nach mir auf den Neu„ling Mangelsdorf fällt, der es noch nie „gehabt, durchaus von mir bis zum Ter„min, da es von selbst aufhört, verwal„tet werden muß. Gott weiß, wie gerne „ich käme, wenn das nicht wäre!"

„Von den unserer Universität geschenk„ten 2000 Rthlr. ist nichts kluges abzu„sehen. Dr. Hagen versicherte mir vor

*) Am 17ten März 1787.

„ vier Wochen, aus sicherer Hand ganz ge-
„wiß zu wissen, daß Zedlitz an unsern
„Kanzler Finkenstein geschrieben und ihm
„empfohlen habe, mit Kraus und Kant
„zu rathschlagen, wie am füglichsten auf
„unserer Universität ein neuer Volkslehr-
„er anzusetzen wäre, und mit Metzger
„und Hagen zu rathschlagen, wie am füg-
„lichsten ein Lehrer der Chirurgie angesetzt
„und verschiedene Medicinalanstalten getrof-
„fen werden könnten. Kant weiß von
„nichts. Mich aber ließ Finkenstein um
„die Zeit zum Essen bitten, und ich ließ,
„weil ich mich nicht wohl befand und von
„alle dem damals rein nichts wußte, ab-
„sagen; und weiß nun weiter auch von
„nichts. Aber freilich, die Kinder der
„Welt sind klüger, als die Kinder des
„Lichts. Mitlerweile daß Kant, Kraus,
„Hagen, Orlovius *) und andere ehrliche
„Leute still sitzen, und alles gehen lassen,
„wie es will, bloß darauf bedacht, ihrer-
„seits ihrer Pflicht aufs strengste Gnüge zu
„thun, rumoren Leute anderer Art von
„allen Seiten und belagern mit allen nur
„ersinnlichen Künsten des Approchirens,

*) Dr. und Prof. der Arzneikunde.

„Sturmlaufens, Ueberfallens u. s. w. die „armen 2000 Rthlr. Einer bohrt, wie „ich höre, unermüdet daran, und hat es „auch schon zugesagt erhalten, Volks„lehrer zu werden, versteht sich neben „seinen andern Aemtern und mit tüchtigem „Gehalte. Können Sie mir sagen, was „ein Academischer Volkslehrer für „ein Ding ist! Wenn das erste Requisi„tum zum Volkslehrer dies ist, daß er sein „ungelehrt sey, so hat es freilich der Boh„rer da in reichlichem Maaße.

„Am komischsten ist wohl die Approche, „die ich Sie aus folgender Nachricht will „errathen lassen. Es hat sich nehmlich je„mand gefunden, der des seel. Kreutzfelds „und meine Ehre gegen des Herrn von „Braxeins Schrift rettet: und das ist mein „College, Herr Prof. Mangelsdorf. Er „war so gütig mich zu fragen, ob ich ihm „dazu Beiträge geben wollte, schickte mir „die Handschrift zur Durchsicht, und läßt „sie jetzt, ohne daß ich das mindeste dar„an geändert hätte, in seinen preußischen „Nationalblättern abdrucken. Sagen Sie, „was bleibt mir nun übrig als

the deepest of all artifices, nehmlich that, of suffering myself in

appearance to be deceived, while in reality I employ the cunning of him to my own purpose.

„wie Ferguson in seiner herrlichen Geschichte „Roms vom Octavius anmerkt.

Erst im Mai schrieb er wieder an seinen Freund, den Herrn von Auerswald:

„In aller Welt, wie ist's denn, daß „ich so lange nicht geschrieben habe! Vor „allen Dingen melde ich Ihnen nun, daß „ich die Recension über Meiners nach Jena „abgeschickt; sie ist im April abgedruckt „und hat die Herren Unternehmer der „Zeitung bewogen, mir mit umgehender „Post einen Contract als ordentlicher Mit„arbeiter zuzuschicken. Ich habe das Ding „angenommen und wenn ich nur nicht so „schamhaft wäre, schickte ich Ihnen den „mit schönen Siegeln und Complimenten „geschmückten Tand nach Faulen. — Die „Verstimmung des Unterleibes, welche ich „mir dadurch zugezogen, hoffe ich jetzt an „Kants Tische und dadurch daß ich in Ewig„keit kein Abendessen mehr genießen werde, „wieder gut zu machen. — An Zulage „von den der Academie jüngst geschenkten „2000 Rthlr. ist nicht zu denken. Zedlitz „verfährt wie ein Pascha, und unser einer

„ist, wie Sie wissen, zum Türken oder „Sklaven im Zuschnitt verdorben! Also „da ist nichts zu hoffen. Thut auch nichts; „wenn Sie mein alter lieber Kluger, nur „fortfahren, mein Oberfinanzdirector zu „seyn. Dagegen hat der hochlöbliche und „hochweise Magistrat mich zum alleinigen „Bibliothekar bei der Rathsbibliothek ge„macht und mir 100 fl. Gehalt bewilligt. „Und die Literaturzeitungsunternehmer zah„len für jeden gedruckten Bogen drei Louis„d'or: obgleich diese Art Geld zu verdie„nen freilich für mich die sauerste und ge„fährlichste seyn möchte.

„Hamann hat auf seine Bitte um Ur„laub zur Reise förmlichen Abschied von sei„nem Posten, der als entbehrlich eingehen „soll, bekommen, mit dem unbestimmten „Zusatze, eine verhältnißmäßige Pension „zu erhalten. Daß doch Genies die Welt „nicht nehmen, wie sie ist, sondern so „verfahren, als müßte die Welt sich nach „ihnen richten. Gott weiß, mich schmerzt „der Unfall in der Seele, und ich sehe „nicht ab, wie sich der Schade auch nur „bis zur Erträglichkeit werde redressiren „lassen."

Bald nachher meldete Kraus aber seinem Freunde:

„Hamann hat eben Nachricht bekom„men, daß er auf halbe Pension gesetzt „sey. Er würde also 150 Rthlr. bekommen. „Nun dazu gerechnet die Zinsen von seinem „Vermögen, wird er freilich nicht verder„ben; aber doch ist leicht abzusehen, daß, „da er mit dem vollen Gehalte von „300 Rthlr. Mühe hatte auszulangen, er „jetzt noch weniger zurecht kommen werde. „Und doch schmählt er, wenn man ihm „das begreiflich zu machen und ihn von „trotzigen und zum Theil rachsüchtigen An„schlägen abzuhalten und zu ordentlichen „Maßregeln zu bewegen sucht."

Kraus nennt in diesem Briefe seinen Freund, den Herrn von Auerswald seinen Oberfinanzdirector; dieß deswegen, weil sein Freund die Sorge für seine Vermögensumstände ganz auf sich genommen hatte. So sehr Krausens Geist auf das Practische hingerichtet war, so wenig Praxis, möchte man sagen, hatte er für sein Haus- und Finanzwesen. Es war ihm durchaus zuwider, seine ökonomischen Angelegenheiten selbst zu besorgen. Er überließ die Haushökonomie seinen Dienstboten, in deren

Treue er nie den mindesten Zweifel setzte, und die er mehr dem Scheine nach als in der That controllirte, indem er in der Regel alle Sonnabend sich die wöchentlichen Ausgaben anzeigen ließ, selten aber ihre Richtigkeit prüfte oder auch nur zusammenzählte. Er hielt die Sorge um das Hauswesen für einen Gelehrten für zu kleinlich. Von Haus aus arm und ohne Unterstützung hatte er sich früher sehr einschränken müssen; durch den Beifall aber, den seine Vorlesungen fanden, durch Privatissima (in deren einem ihm drei Zuhörer 30 Rthlr. zahlten) kam er bei seinen wenigen Bedürfnissen bald in die Lage, etwas zurücklegen zu können. Allein auch mit dieser erübrigten Summe wußte er nicht recht umzugehen. „So gut, sagte er von sich, der Politi„ker mit dem Gelde auf dem Papier zu „schalten weiß, so schlecht weiß er mit „Geld auf dem Tische umzugehen.“ Der Herr von Auerswald übernahm es, ihm das kleine Capital aufzubewahren, und erhielt dafür von seinem Freunde die dankbezeichnenden Namen eines Vormundes, Glücksorgers, Curators, Schatzmeisters u. s. w. Kraus legte jedes Jahr einen Theil seines Einkommens zurück und sandte

ſie dann ſeinem Schatze zu. Im Jahre 1787 ſchrieb er darüber ſeinem Freunde folgendes: „Sie ſind doch noch immer mein „alter, guter Vormund und ich Ihr un„gezogener Mündel. Haben Sie Dank für „Ihre neue Vorſorge in Abſicht meines „Geldes. Ich habe nach Abzug deſſen, „was ich für ein verſchriebenes Oxhoft leich„ten Wein zu zahlen habe (eine neue Unart, „die Kant auf ſeinem Gewiſſen hat) noch „über 200 Rthlr., die wohl nirgends „beſſer, als bei Ihrer Landſchaft unterge„bracht wären. Um aber auf alle Vorfälle „gefaßt zu ſeyn, dächte ich diesmal „175 Rthlr. abzuſtehen, damit mein Ca„pitälchen dann eine runde Summe, nehm„lich 550 Rthlr. im Ganzen ausmachte. „Genirt es Sie nicht, ſo ſchießen Sie dieſe „175 Rthlr. vor; Sie ſollen ſie bei Leibe „nicht ein Paar Monate, ſondern nur bis „ich mein Theil Geld in harte Thaler um„geſetzt und wegen der Uebermachung des „Geldes Gewißheit erlangt habe, alſo höch„ſtens etliche Wochen entbehren. Freilich „wären alle Transport-Sorgen überflüſſig, „wenn ich es ſo einrichten könnte, dieſen „Sommer wieder etliche Wochen in otio et „pace bei Ihnen zum Heil meines Leibes

„und meiner Seele zu verleben. Aber das „geht nun diesmal leider! leider! nicht „an; und es ist nur Schade um die lieben „Projecte, die Sie zur Bequemlichkeit „meiner Herüberkunft so schön für mich „ausgedacht haben. Anderer Umstände, „die mich festhalten, nicht zu gedenken, so „halte ich mit drei jungen Leuten ein Pri„vatissimum in der mathematischen Analysis, „womit ich mich schon seit Michael plage „und schlechterdings nicht fertig werden kann, „wenn ich nicht die Ferien zu Hülfe nehme; „um so mehr da einer von diesen jungen „Leuten, der sich beim Baudepartement „engagiren will, seine Abreise nach Berlin, „einzig um dieses Collegii willen bisher auf„geschoben hat."

Dieses Privatissimum las er einem Liefländer, von Meck, der nachher einen hohen Posten in Rußland begleitete, einem Baubeflissenen und einem seiner Sonntagsfreunde, dem jetzigen Pfarrer Sommer (in Königsberg), den er selbst dazu eingeladen hatte. Diese Vorlesungen machten ihm außerordentlich viele Mühe, weil er sie als eine Gelegenheit benutzte, in den Lehrgegenständen selbst zur größten Klarheit zu gelangen.

Sein „Kummerschatz", wie er sein kleines Capital nannte, würde sich noch beträchtlicher vermehrt haben, wenn er nicht oft bald mit größern bald mit kleinern Summen junge Leute unterstützt hätte, was er seinem Curator, wenn er den Jahresüberschuß zum Capital abliefern sollte, immer mit einer gewissen Verlegenheit gestand. Er überließ es seinem Vormund, dergleichen Ausgaben ohne seine Genehmigung ihm zu untersagen. Oft getraute er sich nicht einmal diese oder jene Ausgabe zu machen, da es ihm sein Freund zur Pflicht gemacht hatte, jährlich eine bestimmte Summe von seinem Einkommen zurück zu legen. Er war übrigens nicht im mindesten geldbegierig; las daher auch nie seine Collegia des Geldes wegen. Ein noch in Königsberg in einem angesehenen Posten stehender Beamter kam damals zu Kraus, ihn um ein Privatissimum in der höhern Mathematik zu bitten. Dieser antwortete ihm aber in einem grämlichen Tone: „Habe dazu nicht Zeit; kann nicht lesen. Da studiren Sie das und das Buch; bleiben Sie stecken, haben Sie Schwierigkeiten, so kommen Sie zu mir." Der junge Mann folgte dem Rath und kam nach einiger Zeit wieder. „Haben Sie

diesen Beweis verstanden?" Fragte Kraus. Jener deducirte ihn. „Beweisen Sie mir diesen Satz." Auch dieses geschah. „Ich werde Ihnen Stunden geben" sagte Kraus, über den Fleiß und das Talent des jungen Mannes verwundert und erfreut. „Kommen Sie alle Tage zu mir, wann Sie wollen." Zur Belohnung brachte ihm der Lehrling zuletzt 50 Rthlr. Kraus fragte ihn: „Haben Sie einen Vater, der das entbehren kann?" Auf die bejahende Erwiederung fuhr Kraus fort: Nun gut, so „will ich das Geld einem jungen Magister „in Halle schicken, der sich in großer Noth „befindet. Er verdient's." —

Er hat nie einen Studenten wegen des Honorars gemahnt (was Kant wohl that, indem er z. B. einen abgegangenen Studenten bis nach Culm hin an die Bezahlung des Honorars schriftlich erinnerte). Wer sich nach beendigten Vorlesungen bei ihm meldete und um Erlaß oder Fristung des Honorars bat, konnte jedesmal der Erfüllung seiner Bitte gewiß seyn; nur entließ er den Bittenden meist mit der Ermahnung, ihn nicht zu hintergehen und das Geld nicht etwa auf eine tadelnswerthe Weise zu verschwenden. Wer ihm das Honorar brachte,

den fragte er jedesmal, ob er auch Nutzen aus seinen Vorlesungen gezogen habe; sey dieß nicht der Fall, so möge er das Geld lieber zurückbehalten. Es war aber damals in den Studirenden Sitte geworden, nicht bloß auf die richtige Unterschrift in der Subscriptionsliste, sondern auch auf die richtige Abzahlung des Honorars streng zu halten. Ohne diese Sitte würde Kraus wenig pecuniären Gewinn von seinen Vorlesungen gehabt haben; denn er kümmerte sich weder viel um das eine noch um das andere. Daher sagte einmal Mangelsdorf: „Ich weiß recht gut, woher Krausens so zahlreiches Auditorium kommt; denn er bekümmert sich den Teufel darum, ob ihn jemand bezahlt oder nicht. Wollte ich es so machen, wie er, so würden meine Zuhörer keinen Raum im Hause, sie würden nicht einmal Platz auf der Straße finden." Uebrigens gestand er immer offen und gerade, wie viel ihm seine Vorlesungen eintrügen und wie viel er seinem Freunde für seinen Kummerschatz wieder zugeschickt habe. Seine einfachen, sich fast immer gleich bleibenden Bedürfnisse machten es ihm möglich, fast immer aufs genauste die bestimmte Summe abtragen zu können.

Zweimal des Tags trank er Kaffee; in seinen frühern Jahren genoß er davon unmäßig viel, selbst ganze Nächte hindurch, um sich dadurch die nöthige Geistesmunterkeit bei seinen Arbeiten zu erhalten, wodurch er seine körperliche Schwächlichkeit noch vermehrte. Er fühlte dieses wohl nachher und nahm sich daher oft vor, ihn ganz abzuschaffen, konnte es aber nie dahin bringen. Selbst während des Trinkens klagte er oft über die Schädlichkeit dieses Getränks. Es blieb während seines ganzen Lebens sein Lieblingsgenuß, wiewohl er es späterhin immer mäßiger trank. Sein übriges Getränk war ziemlich viel kaltes Wasser und Abends etwas Wein. Den Schnupftaback sich abzugewöhnen, wurde ihm leichter als die Entwöhnung des Kaffees. In seinem Genuß von Speisen war er erstaunend mäßig. Mittags aß er nur von ein Paar Gerichten gewöhnlicher Kost, doch gut ausgewählt und wohl zubereitet (wiewohl er über die Art der Zubereitung nicht selten Klagen erhob). Er wählte sich immer sehr leichte Speisen, vorzüglich Fische, Grützen, gut gebackenes Brod u. s. w. Frei von aller Leckerkeit war er in der Zubereitung der Speisen sehr eigen; auch an

den

den einfachſten Gerichten hatte er bald dieſes bald jenes auszuſetzen; ſelten war ihm das Brod hinreichend ausgebacken oder von völlig reifem Korn. Dieſes beſtändige Aufmerken und Beſchmecken und Prüfen der Speiſen hatte ſeinen Geſchmacksſinn ſo geſchärft und vervollkommnet, daß er auch die geringſte Abweichung von der gewöhnlichen Zubereitungsart ſchon bemerkte und nie ungerügt ließ. Abends aß er lange Zeit gar nichts; einige Gläſer Wein oder Wein mit Waſſer war ſein einziger Genuß, und auch dieſen behielt er nur auf vieles Zureden bei, denn er meinte immer, daß der Wein zur Vermehrung ſeines Bruſtübels beitrage. Selbſt wenn er ſich ſehr wohl befand, ließ ſeine große Aengſtlichkeit ſelten eine Abweichung von der gewohnten Lebensweiſe und von ſeiner ſtrengen Diät zu. War er unwohl, ſo ſchien er ſeinen körperlichen Leiden trotzen zu wollen. Er empfahl öfters jungen Leuten bei heftigen Schmerzen recht angeſtrengtes Nachdenken als das beſte Mittel dagegen. Litt er ſelbſt an ſtarkem Kopfwehe, ſo nahm er einen dunkeln ſchweren mathematiſchen Satz vor, ruhte nicht eher, als bis er ihn klar und leichtverſtändlich hingeſtellt, und hatte immer

die Freude, die Kopfschmerzen bei dem angestrengtesten Denken verloren zu haben. Er litt einst an einem schadhaften Zahn fürchterliche Schmerzen, so daß der Zahn nicht bloß mit größter Schwierigkeit herausgenommen, sondern außerdem auch einige bedeutende Einschnitte in das Zahnfleisch gemacht werden mußten. Im Anfang der Operation, sagte er, habe er den Schmerz für unerträglich gehalten; als er aber versucht habe, über eine schwierige mathematische Aufgabe mit der höchstmöglichen Anstrengung nachzudenken, und dadurch von seinem Körper völlig zu abstrahiren, sey es ihm gelungen, die Empfindung des Schmerzes so weit zu mildern, daß er sich leidend als eine Sache betrachtet, die von dem Chirurgen gut behandelt werden müsse. Außer dem Gebrauch von etwas Rhabarber vermied er durchaus alle Arzeneien, in der Meinung, man müsse durch eine strenge Diät, durch eine genaue Auswahl der Speisen, durch Fasten den Gang der Natur immer wieder selbst in Ordnung bringen; denn eigentlich sey immer jeder Mensch sein eigener beßter Arzt. Auf diese Weise gelang es ihm, daß er bei seiner so sehr schwächlichen körperlichen Beschaffenheit vor

seiner letzten Krankheit nie bedeutend krank wurde.

Im Jahr 1785 schlief er acht Stunden; bei zunehmenden Arbeiten suchte er im nächsten Jahr schon früh um drei Uhr aufzustehen; dieß bekam ihm aber nicht. Da er des Tags sehr angestrengt arbeitete und sich also stark ermüdete, so hatte er einen sehr ruhigen Schlaf. Er träumte nie und erzählte öfters als eine Seltenheit den einzigen Traum, den er in seinen frühern Jahren gehabt hatte. Gewöhnlich stand er um fünf Uhr auf, schlummerte dann eine, öfters sogar zwei Stunden nach dem Mittagsessen und ging nach zehn Uhr zu Bette. Zuweilen aber verführte ihn angestrengtes Nachdenken oder eine sehr dringende Arbeit bis tief in die Nacht aufzubleiben, wovon er jedesmal die Folgen auf seine Gesundheit am andern Tage spürte.

Auf körperliche Bewegung hielt Kraus mit der größten Strenge, so daß selbst die unfreundlichste Witterung ihn von seinem gewohnten Spaziergange nicht abhalten konnte; dadurch hatte er seinen sonst so schwächlichen Körper gegen jeden Eindruck des Wetters außerordentlich abgehärtet. Selbst die Stunde kürzte er sehr ungerne ab.

Nur heftiger, stürmischer Nordost-Wind konnte ihn dazu bewegen oder zu Haus halten. Sonst sah er es immer gerne, wenn man ihn zum Spazierengehen aufforderte, denn er ging nicht gerne allein, da es ihm besonderes Vergnügen machte, sich im Freien zu unterhalten. Sehr viel ging er mit Kant, und um in ihrem Gespräch nicht unterbrochen zu werden, zogen sie einsame Gegenden den besuchteren vor. In der Regel ging er vor dem Mittagsessen spazieren. Seit dem Jahr 1784 besuchten ihn des Sonntags um 10 Uhr unausgesetzt zwei Freunde, Brahl und Sommer und späterhin statt des letztern der Baron Eichler *). Die erste Stunde brachten sie in Gesprächen über wissenschaftliche Gegenstände oder über Geschichten des Tags hin; um 11 Uhr gingen dann die drei Freunde in den Philosophen-Gang, bis Krausens Freunde ihn zu seinem alten Müller begleiteten. Auf diesen Spaziergängen lernten seine Freunde ihn erst recht kennen; hier thauete er, so zu sagen, erst recht auf und war am meisten geneigt, zu unterhalten und sich mit-

*) Damals Gutsbesitzer von Arweiden, in der Nähe von Königsberg, jetzt als Major beim Kriegsministerium angestellt.

zutheilen. „Diese Spaziergänge, sagt ein Freund von ihm, waren meine Schule, wo ich zugleich am meisten Gelegenheit fand, die Welt von Kenntnissen anzustaunen, die sich in seinem Geiste bewegte; zugleich aber auch die große Gabe zu bewundern, mit welcher er über den zur Sprache kommenden Gegenstand so gut geordnet, präcis, und in so schön gebauten Perioden reden konnte, wie wenn ein besonderer Geist auf seiner Zunge ihn bei jedem Gedanken, bei jeder Vorstellung jedesmal auch mit dem bestgewählten und paßendsten Ausdruck versähe. Im Auditorium sprach er nicht immer so gut, als in dieser freien Unterhaltung mit seinen Freunden in der freien Natur. Als ihn daher einer von denselben einmal fragte; ob in seinen Vorlesungen über Staatswirthschaft noch ein Platz für ihn leer sey? antwortete er: „Ach! was wollen Sie „doch da! Sie haben ja das lebendige „Wort; ich lese manchmal gut, auch wohl „vortrefflich, aber auch wieder ganz ab„scheulich.“

Zuweilen geschah es wohl, daß wenn das Gespräch beim Spaziergange auf einen mathematischen Satz fiel, er die Figur in den Sand machte, und ohne zu sehen,

was ſonſt um ihn vorging, ſeinen Begleitern den Satz deutlich zu machen ſuchte.

So einfach ſein Tiſch, ſein ganzes häusliches Leben, ſo einfach war auch ſeine Kleidung. In den erſten Jahren, nachdem er Profeſſor geworden war, vernachläßigte er ſein Aeußeres etwas zu ſehr, wozu vielleicht damals auch ſeine beſchränkte ökonomiſche Lage manches beigetragen haben mag. Als er bei Kant ſeinen Tiſch genommen und häufiger in andere Geſellſchaften kam, ohne daß er daran gedacht hätte, ſeine ſchlechten, abgetragenen Kleider durch beſſere zu erſetzen, nahm Kant einmal Gelegenheit, das Geſpräch auf den Kleideranzug zu lenken und ſagte zu Kraus: „Hören Sie, Herr Profeſſor, Sie ſollten ſich doch endlich einmal auch einen neuen Rock machen laſſen.“ Kraus nahm dieſe Ermahnung des Philoſophen ſehr gut auf; mit Laune und Witz wurde die Farbe des Tuchs, der Schnitt u. ſ. w. als eine Sache von der größten Wichtigkeit abgehandelt, und in wenigen Tagen ſah Kant unter Jubel und Lachen ſeinen Kraus ganz neu bekleidet. Indeſſen hielt er immer noch wenig auf ſeine Kleidung und Wäſche, welche letztere durch das früher ſehr ſtarke

Tabackſchnupfen gewöhnlich ſehr bald beſchmutzt wurde, was ihn übrigens immer wenig kümmerte. Eines Tags hörten mehrere Studenten ein Privatiſſimum über die engliſche Sprache bei ihm, und er erzählte ihnen, daß er einem großen Mittagsmahl bei dem damaligen Curator der Univerſität beiwohnen müſſe. Seine Zuhörer fanden ſeine Wäſche ſchon bedeutend ſchmutzig und ſein Tabackſchnupfen verunreinigte ſie während der Stunde noch mehr, ſo daß ſeine Zuhörer mit aller Beſcheidenheit und vieler Bitte um Verzeihung ihn darauf aufmerkſam zu machen für nöthig fanden. Kraus dankte ihnen ſehr gutmüthig für die Erinnerung. — Eben ſo wenig ſah er auf ein gutes und vollſtändiges Stubengeräth, und ſobald die Rede darauf kam, berief er ſich auf Kant, der ſich über Leute, welche zu viel Hausgeräth anſchafften, gerade nicht aufs löblichſte geäußert habe. Kants Zimmer waren nicht bloß ſehr ſchlecht ausmeublirt, ſondern von Rauch und Lichtdamf auch erſtaunend ſchwarz, ſo daß man mit dem bloßen Finger an die Wand ſchreiben konnte. — Bei dieſer einfachen und ſelbſt einförmigen Lebensart

würde es ihm alſo leicht, ſeinen „Kummerſchatz" bald bedeutender zu vermehren.

Die Einladung zum Mitarbeiten an der Jenaiſchen Literatur-Zeitung benutzte er noch im Sommer des Jahrs 1787 zu einer Recenſion, deren Folgen Kraus während der Bearbeitung ſelbſt nicht ahnete. Nachfolgende Briefe an ſeinen Freund den Herrn von Auerswald geben darüber, ſo wie über mehrere andere Lebensumſtände Krauſens weitere Auskunft. Im Sommer, am 17ten Juli dieſes Jahrs ſchrieb er:

„Ich bin entſetzlich beſchäftigt, das „ruſſiſche Univerſalgloſſarium für die Allg. „Literatur-Zeitung anzuzeigen, und kann „mir daher jetzt nicht Zeit nehmen, Ihnen „auf die vielen ſchönen Briefe, womit Sie „mich erfreut haben, zu antworten. Nur „ſo viel muß ich, damit keine Irrung entſtehe, leider gleich heraus erklären, daß „ich dieſe Ferien bei meinem alten Lehrer „Kant zubringen muß, und daß Sie, mein „Beſter, alſo mich mit der Zuſendung des „Wagens, die mich nur wehmüthig machen würde, verſchonen mögen. Gott „weiß, ich kann an Sie nicht denken, ohne „daß ich in Gedanken zu Ihnen hinüber„zufliegen wünſchte, aber von jeher bin

„ich, wie Sie wiſſen, in der harten „Lage geweſen, die unſchuldigſten Vergnü„gen über ſtrengen Zwangspflichten zu ent„behren; und ſo geht es mir auch jetzt. „Gott mag mir helfen....

Die Recenſion des ruſſiſchen Univerſalaloſſariums beſchäftigte ihn jetzt Tag und Nacht; er vergaß dabei ſelbſt die Correſpondenz an ſeinen Freund, und ſchrieb darüber *):

„Es iſt faſt nicht zu verzeihen, daß „ich um einiger in der That ſehr geringfügigen Schreibereien willen, meinen „Briefwechſel mit Ihnen, liebe alte Seele, „ſo ganz habe eingehen laſſen, und noch „unverzeihlicher, daß es auch ſelbſt jetzt „mit der Wiedererneuerung deſſelben nicht „recht fort will.....

„Hamann ſitzt ſeit den 16ten Juli in „Weſtphalen bei Buchholz ohnweit Münſter; „oder vielmehr er ſitzt nicht, ſondern er „liegt, denn ſeine Füße ſind noch immer „nicht im Stande, und ſein Magen, deſſen „er jetzt ſo überſchwenglich ſehr bedarf, „noch weniger. Nur einmal hat er ſelbſt

*) Am 23ſten Aug. 1787.

„hierher an Hill *) geſchrieben, und gera-
„dezu erklärt, ihm ſey als wenn er in ein
„Eden verſetzt worden wäre; kein Menſch
„könne ſich vorſtellen, wie er da aufgeho-
„ben ſey; die Herzlichkeit, womit man
„ihm begegne, laſſe ſich weder denken noch
„beſchreiben u. ſ. w. Gott gebe, daß
„Anno 1788 im Juny noch alles eben ſo
„ſey wie Anno 87; denn unter einem Jahr
„gebe ich nun ſchon alle Hoffnung auf, ihn
„wieder zu ſehen; will auch ſchon gern
„zufrieden ſeyn, wenn ich ihn dann nur
„ohne Zipperlein an den Füßen und ohne
„Catholicism in der Seele wieder bekomme.

„Meine neue Kantiſche Diät, da ich
„von Mittag zu Mittag nichts als Waſſer
„genieße, bekommt mir ſehr wohl, und
„die Zeit, die ich durch Abſchaffung des
„Abendeſſens, noch mehr aber die Heiter-
„keit, die ich dadurch gewinne, iſt, wenn
„ſie Stich hält, für mich ein neues Ge-
„ſchenk des Lebens. Höchſt läſtig iſt mir
„die Recenſion oder vielmehr Abhandlung
„über das ruſſiſche Kaiſerliche Gloſſarium
„geworden; laß Schütz ſie wirklich ab-

*) Studirte um die Zeit in Königsberg, war ſonſt
mit der Hamann, machte dann eine Fußreiſe
nach Rom.

„drucken, woran ich faſt zweifele, ſo wer„den Sie über die abſcheuliche Gelehrſam„keit Ihres Alten, zumal in den edlen „Zigeuner-Korjäken- und Tunguſen-Spra„chen ſowohl, als über ſeine Dreiſtigkeit, „wie er mit Kaiſerinnen umſpringt, etwas „tüchtiges zu lachen bekommen; um ſo „mehr da alles wieder in den ſtattlichſten „Regensburger Reichstagsperioden vorgetra„gen iſt, die hoffentlich alle Leſer ſo außer „Athem ſetzen werden, daß ich von dem „Dilemma: 1000 Rubel oder die Knute, „weder eins noch das andere zu fürchten „haben kann.

Dieſes Werk war ſchon zwei Jahre zuvor durch den verdienſtvollen Herausgeber Pallas der gelehrten Welt angekündigt worden. Es ſollte aus zwei Abtheilungen beſtehen, wovon die erſtere die europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen enthalten ſollte, die andere den africaniſchen und americaniſchen zugedacht war. Im Jahr 1787 erſchien zu Petersburg der erſte Band davon unter dem Titel: „Vergleichendes Gloſſarium aller Sprachen und Mundarten, geſammelt auf Veranlaſſung der allerhöchſten Perſon. Erſte Abtheilung, die europäi-

schen und asiatischen Sprachen enthaltend. Erster Band. 1787. groß 4."

Dieser Band, welcher die volle Hälfte der ersten Abtheilung ausmachte und das Ganze schon ziemlich übersehen ließ, enthielt einhundert und dreißig Beariffe, sämmtlich aus der Classe der Substantiven, jeden einzeln für sich in zweihundert europäischen und asiatischen Sprachen und Mundarten ausgedrückt. Auf ähnliche Weise und in denselben Sprachen und Mundarten ausgedrückte theils Adjectiv- theils Verbalbegriffe, nebst Pronominibus, Numeralien und Adverbien sollte der zweite Band enthalten. Der Bibliothekar Backmeister hatte die Beiträge von 47 Sprachen und Mundarten geliefert, worunter die vom slavischen, celtischen, römischen, germanischen, lettischen, alt- und neugriechischen, albanischen, wlachischen und ungarischen Stamme waren. Unter den übrigen, welche sämmtlich Pallas selbst gesammelt, befanden sich die zahlreichen finnischen und tartarischen, die bis dahin grösstentheils unbekannten sibirischen und kaukasischen, nebst den Sprachen der südasiatischen Länder und der Inseln des stillen Oceans.

Dieſes Werk, unter großen Koſten des Ruſſiſchen Hofs und unter erſtaunenden Bemühungen des Herausgebers entſtanden, unternahm Kraus zu beurtheilen, wie es ſcheint, ganz aus eigenem Antriebe, denn gerade bei einem ſolchen Werke fand ſich Anlaß zu Unterſuchungen und Forſchungen, zu Vergleichungen und Combinationen, zu Reſultaten und Aufſchlüſſen, zu Bemerkungen für Philoſophie und Geſchichte, zu Entdeckungen über Völkerverwandtſchaft, Völkerberührungen und Stammgemeinſchaft, überhaupt zu einem Reichthum der verſchiedenſten Betrachtungen, der ſich kaum überſehen ließ. Zur Beurtheilung eines ſolchen Werks gehörte freilich auch ein Geiſt, der mit philoſophiſchen Forſchungen ſchon vertraut, mit einer Fülle der manchfaltigſten Kenntniſſe aus der Geſchichte, aus der Sprachkunde in neuer und alter Zeit wohl ausgerüſtet war; ein Geiſt, der im Forſchen unermüdet, im Urtheil bedächtig und gewiſſenhaft, in Reſultaten nicht voreilig, in Hypotheſen nicht befangen, für kein vorgefaßtes Syſtem eingenommen ſeyn durfte; ein Geiſt, der von gleicher Liebe beſeelt für Philoſophie, hiſtoriſche Forſchung und Sprachkunde den hohen Werth eines ſolchen

Werks, wenn es im rechten Geist verfaßt war, und den großen Gewinn für die Wissenschaft wohl zu würdigen verstand. Und brachte nicht Kraus diesen Geist zur Beurtheilung desselben? Liest man nicht seine darüber abgefaßte Recension mit Erstaunen über seine gründliche Sprachgelehrsamkeit, über die Tiefe und Umsicht seiner Forschung, über den scharfen Blick in seinen Ansichten, über die unbestreitbare Richtigkeit seiner Urtheile und Resultate?*) Sie hatte ihm freilich auch unendlich viel Zeit und Kraft gekostet. Denn bei seinem eisernen Eifer, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er eine angefangene Arbeit vollendet, waren während der Zeit, als er an dieser Recension arbeitete, oftmals Entkräftungen und Ermattungen erfolgt, die fast förmlichen Ohnmachten glichen. — Die Recension, zu welcher er mit vielen Kosten selbst mehrere seltene Sprachwerke, z. B. ein Chinesisches Wörterbuch aus der Göttingischen Bibliothek über hundert Meilen weit nach Königsberg kommen ließ, ward nicht nur als ein wahres Meisterwerk all-

*) Ich glaube dieser Lebensbeschreibung keine geringe Zierde zu geben, wenn ich ihr diese Recension als Beilage hinzufüge. S. Beilage 4.

gemein berühmt, sondern sie war für das Schicksal des Werks selbst auch ganz entscheidend. Er bewies nicht bloß, daß es in seiner Anlage fehlerhaft, unvollkommen und mangelhaft sey, sondern daß es auch dem Herausgeber an dem Geist gebreche, der zu einer solchen Unternehmung erforderlich sey, daß es den Forderungen, die man an ein solches Werk machen müsse nicht im mindesten entspreche, daß es weder dem Philosophen, noch dem Linguisten Genüge leisten könne, denn „wenn man es benutzen wolle, so müsse man entweder die Sprachvergleichungen so annehmen, wie sie hier gleichsam resultatweise dargelegt seyen, und so falle denn aller Gewinn für Wissenschaften weg, oder man müsse, um von jeder Sprache sämmtliche Ausdrücke beisammen zu haben und sonach mit dem freiesten Kombinationsgeiste untereinander vergleichen zu können, selbige aus der Zerstreuung, worin sie in dem Werke lägen, zusammenholen und folglich gerade die Arbeit übernehmen, die man wünschen müsse von andern verrichtet zu sehen." Kurz die Recension hatte den wichtigen Erfolg, daß das Werk nicht fortgesetzt wurde. Sie hatte dem Verfasser unsägliche Mühe gekostet; Tage

lang hatte er auf dem Studirzimmer gesessen, ohne Freunde und Bekannte zu sehen *).

Um

*) Adelung, der in seinem Werke: Catherinens der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde. Petersburg 1815; die Recension auszugsweise hat abdrucken lassen, sagt darüber folgendes: „Diese Recension enthält die gründlichste, aber auch zugleich die schärfste Beurtheilung des vergleichenden Wörterbuches. Während sie der erhabenen Idee der großen Monarchin die Huldigung der gerechtesten Verehrung darbrachte, griff sie den befolgten Plan im Allgemeinen, und einzelne Fehler der Ausführung im Besondern mit tiefer Kenntniß des Gegenstandes und deutscher gründlicher Kritik so offen und rücksichtlos an, daß ihre Erscheinung gewissermaßen für fast eben so merkwürdig angesehen wurde, als das außerordentliche Werk, welches sie veranlaßt hatte. Der Verfasser einer solchen Arbeit konnte nicht lange unbekannt bleiben; es war Chr. Jacob Kraus, Prof. d. Gesch. und Staatswirthsch. in Königsberg, wo er im Jahre 1806 (1807) starb. Diese Beurtheilung erwarb ihm bei dem ganzen gelehrten Deutschland den Ruhm eines seiner philosophischsten Sprachforscher, und von der in ihrem Lieblingswerke so schmerzhaft angegriffenen, auch hier wahrhaft großen Kaiserin, die von einem Brillantringe begleitete Versicherung ihrer Achtung." — — Diese legte Nachricht Adelungs ist nach der Versicherung der vertrautesten Freunde Krausens völlig falsch; weder ein Schreiben der Kaiserin noch ein Brillantring ist je in seine Hände gekommen; auch hatte Kraus nie von der besondern Achtung der großen Kaiserin auch nur gehört. — Uebrigens besitzt Adelung, wie er S. 118 sagt, durch die Güte des Herrn Landhofmeisters und Oberprä-

Um diese Zeit erfreute ihn und erheiterte seine durch die lange, schwere Arbeit getrübte Stimmung ein Brief von seinem geliebten Hamann. „Hier ist ein Brief „von Hamann" schrieb er an seinen „Freund *). „Seines Sohns und seine „ersten Briefe hieher waren trunken von „Wonne und Freude über die unerhörte „Liebe und Güte, welche er bei der Auf„nahme erfahren hatte, und auch in die„sem Billet ist er noch voll bis auf den „hervorblickenden Kummer, den ich immer „vorausgesehen. So viel muß ich gestehen, „alle meine Menschenkenntniß wird zu „Schanden gemacht, und mir das Ge„ständniß abgedrungen, daß Jacobi **) und „Buchholz und die ganze Klike dort Men„schen anderer Art sind. Nun das Ende „wirds ausweisen. Wir wollen mittler„weile bei unserer Weise bleiben.

„Im hiesigen Handel ist die unerhörte

sidenten von Auerswald, aus Kranseus Nachlaß ein Zigeunerisches Wörterbuch, dessen linguistischen Werth man selbst aus den in dieser Recension angeführten Beispielen aus der Sprache der Zigeuner beurtheilen kann.

*) Am 11ten September 1787.

**) Der Geheime-Rath Heinrich Jacobi.

„Erscheinung gekommen, daß von hieraus „und von Elbing und Danzig theils Brod„getreide, theils fertiges Mehl in Fässern „nach — — — nach Petersburg geht. „Diese obern Gegenden von Rußland müssen „einen an Hungersnoth gränzenden Mangel „haben, wenn sie zu solchen Rettungs„mitteln schreiten. Das schon seit einigen „Jahren naß und unreif eingebrachte Ge„treide soll selbst in der Ukraine nicht ein„mal aufgegangen seyn, höre ich, kann „es aber nicht glauben, um so weniger, „da gerade einer meiner Freunde 50 Last „Mehl, das aus ukrainischem freilich schon „zweijährigem Roggen gemahlen worden, „nach Petersburg schickt.

„Die Kälte und beständige Störungen „haben mich nichts Kluges schreiben lassen. „Halten Sie also das Gewäsch zu gut und „bleiben Sie gewogen Ihrem alten Haus„philosophen.

Bei der großen Anstrengung, mit welcher Kraus um diese Zeit arbeitete, bei der Menge von Vorlesungen, die Vormittags ununterbrochen bis halb Ein Uhr dauerten, hielt sich seine Gesundheit doch ziemlich aufrecht. Allein seine empfindliche Gemüthsstimmung wurde durch einen andern

Umſtand ſehr getrübt. Ein Herr v. G., mit welchem Kraus ſeit dem Jahr 1784 correſpondirt, der ſich ſehr für Krauſens Schrift über Mortezinni intereſſirt und an welchen Kraus gerne über ſein literäriſches Leben und Treiben geſchrieben hatte, dem er ſelbſt Bücher und Manuſcripte freigebig zugeſchickt, dieſer Mann ward gegen ihn mehr als undankbar.

Ein anderer Gegenſtand des Briefwechſels zwiſchen beiden betraf die Zigeuner, gerade wieder ein ſo wunderlicher Gegenſtand, der Krauſens ganze Forſchbegierde rege machte. Dieſer Gegenſtand intereſſirte ihn lange Zeit ſo außerordentlich, daß er faſt täglich die Gefängniſſe beſuchte, wo ſie ſaßen, ſie aufs genauſte beobachtete und ihre Sprache erlernte. Wie er darauf gekommen ſey, dieſes Geſindel zum Gegenſtand ſeiner Forſchung zu wählen, ſagt er ſelbſt.

„Voriges Jahr hat ein gewiſſer Grellmann eine Schrift *) über ſie herausgegeben, und erzählt darin folgendes: „In

*) Hiſtoriſcher Verſuch über die Zigeuner; betreffend die Lebensart, Verfaſſung, Sitten und Schickſale dieſes Volks, von H. M. G. Grellmann. Götting. 2te Aufl. 1787.

„Curland giebt es eine große Menge Zigeu-
„ner, deren Woiwode sich von seines Glei-
„chen darin unterscheidet, daß er nicht nur
„bei seinen Untergebenen in Ansehen stehet,
„sondern auch von dem Curischen Adel selbst
„für eine Person von hohem Range geach-
„tet, und nicht selten bei Gastmahlen und
„Spieltischen der vornehmsten Familien mit
„Vergnügen gesehen wird. Der gegenwär-
„tige heißt Georg oder Gurge, nach curi-
„scher Aussprache, und hält sich, in Ver-
„gleichung mit andern seiner Art, ungemein
„prächtig. Des Sommers ist er gewöhn-
„lich in Seide, des Winters beständig in
„Sammt gekleidet." Das erzählt Grell-
„mann. Ist das wahr? Und dürfte ich
„mich wohl unterstehen, Ihnen einmal ein
„Verzeichniß von Fragen, die Curischen
„Zigeuner betreffend, zuzuschicken und mir
„darüber die Antworten zu erbitten? Ich
„bin auf eine zufällige Art veranlaßt wor-
„den, mich um diese Abentheurer zu be-
„kümmern. Vorigen Sommer nehmlich
„wurden etliche und funfzig Seelen, Män-
„ner, Weiber und Kinder hier eingebracht,
„die ich verschiedene Tage hinter einander
„examinirt, und deren Sprache ich so voll-
„ständig, als vielleicht noch kein Gelehrter

„vor mir, ausgefragt habe. Ihre Sprache „ist das einzige Mittel, den wahren Ur„sprung dieses Volks auszuforschen, und „nach dieser ihrer Sprache zu urtheilen, „sind sie wirkliche Ostindianer, wie auch „schon Grellmann behauptet, aber schlecht „bewiesen hat.

„Mein Project ist, ein treflich gelehr„tes Werk über die Zigeuner zu schreiben, „wenn Sie mir erlauben, daß ich mich „darüber um einige der interessantesten Ma„terialien an Sie wenden darf. Seine „Autorschaft mit einer Spitzbubengeschichte „(des Mortezinni) anfangen und mit Unter„suchungen über die Zigeuner fortsetzen — — „ich weiß nicht, was ich von dem Kopf „oder dem Herzen denken soll, der das „wollte. Aber so geht's; man muß oft „manches wollen, worüber man sich selbst „wundert, wie man es wollen kann. Was „nun diese Zigeuner betrift, so werde ich „von meinen Freunden Kant und Biester, „nachdem ich ihnen einige meiner Bemer„kungen gesagt, unablässig gedrillt, daß „ich fortmachen soll; und nun muß ich im „Ernst thun, was ich nur im Spaß „sagte."

„Ich will Ihnen die Sache selbst vor-

„legen und es dann gänzlich Ihrer Güte
„überlassen, was Sie künftig bei mehrerer
„Muße entweder selbst oder durch Hülfe
„anderer zu untersuchen belieben möchten."

„Die Zigeuner, aus einem philosophi-
„schen Gesichtspunkte, als eine Erscheinung
„in der Geschichte der Menschheit, be-
„trachtet, zeigen sich von drei interessanten
„Seiten einer genaueren Untersuchung wür-
„dig. Ihre originale Sprache, ihr un-
„europäischer Körper, und ihr unbürger-
„licher Character sind drei Aufgaben für den
„Forscher, qui humani nihil a se alie-
„num putat. Um mit dem letztern anzu-
„fangen, so ist mir kein Volk bekannt,
„welches mitten unter policirten Nationen
„zerstreut, bald 400 Jahre lang den un-
„überwindlichsten Hang zum unbürgerlichen
„und Nomaden-Leben behalten hätte. Ists
„doch mit den Juden, ja gar mit den Ne-
„gern anders. Eben daher zweifle ich,
„daß die Thatsache selbst richtig sey, und
„frage daher zuerst, ob auch in Curland
„die Zigeuner durchgängig einen solchen Ab-
„scheu vor einer angesessenen Lebensart und
„einen solchen Hang zum Herumziehen ha-
„ben, als ihnen allgemein zugeschrieben
„wird: und diese Frage werde ich nun in

„einem künftigen Aufsatze genauer zergliedern. Ich meine, wenn die Thatsache „genauer untersucht wird, werde sich zeigen, daß nicht angeborene indianische Gesinnung Ursache davon sey, sondern bloß „ihre geheime Sprache und ihre frühen „Heirathen: zwei Dinge, aus denen, „verglichen mit der äußern Lage, worin „sie sich als Fremdlinge in den verschiedenen „europäischen Ländern befinden, der ganze „moralische Character der Zigeuner erklärt „werden kann.

„Was den zweiten Punkt, nehmlich „den uneuropäischen Körper der Zigeuner „betrift: so ist es ein eigenes Problem, wie „es zugeht, daß dieser Mensch da vor Ihnen mit seiner olivenfarbenen Haut, seinen „orientalischen Augen, borstigem Haar, „vorstehenden Backenknochen, kurz dieser „Mensch in der leibhaften Naturlivree des „Indianers am Ganges, schon sechzehn „Ahnen in aufsteigender Linie auf europäischem Boden zählt und noch immer uneuropäisch aussieht. Es ist tausendmal „gesagt, daß unsere olivengelbe, kupferrothe, castanienbraune und tintschwarze „Menschenbrüder bloß durch das verschiedene „Clima so verschiedentlich abgeartet sind;

„aber wie vielmal ein schwarzer Bruder von „Guinea oder ein gelber von Bengalen in „einem unserer Dörfer geboren und wieder „geboren werden müßte, bis er weiß „würde, das hat noch niemand gesagt; „und in dem kühnen Streite: ob es nicht „verschiedene Menschengattungen, so wie „verschiedene Arten von Hunden gebe, hätte „man, deucht mir, die Zigeuner nicht „vergessen sollen. Denn es ist gar zu ei„gen, daß diese Leute noch immer india„nisch aussehen, da sie doch 1.) schon seit „1417 ganz gewiß in Europa herumziehen; „2.) sich sehr stark mit Europäern vermischen „und 3.) sich im Grunde ihrem Körper nach „nicht sehr von den Europäern unterschei„den.

„Der dritte Punkt, nehmlich die ori„ginale Sprache der Zigeuner ist in sofern „interessant, da sie das einzige und un„trügliche Mittel ist, den Ursprung des „Volks auszumitteln. Nun fragt sich 1.) „wie ist die Sprache der Zigeuner beschaffen? „und 2.) in welchen Stücken muß sich zwi„schen ihr und einer andern z. B. der „Hindostanischen Sprache Aehnlichkeit fin„den, wenn man mit Gewißheit soll „schließen können, daß die Zigeuner ihrem

„Ursprunge nach Hindostaner seyen. Die „letztere Frage ließe sich allgemein so fassen: „Welches sind die Grundsätze der Sprachen„vergleichung zur Erforschung des Ursprungs „der Völker? Früher oder später verstum„men die Annalen aller Nationen, und „viele Nationen haben gar keine. In bei„den Fällen müssen sich die Geschichtsfor„scher an die Sprache halten. Das thun „sie denn auch; aber wie? Die Sünden „sind nicht zu zählen, die in diesem Stück „in der Geschichte begangen sind: denn „alle Sprachen sind sich ähnlich sowohl im „grammatischen Bau, als im Laute vieler „Wörter, weil nehmlich der menschliche „Verstand und der menschliche Mund, von „welchen jenes beides herrührt, auch sich „ähnlich sind. Wenn es also überhaupt „nur um Aehnlichkeit zu thun wäre, so „käme es nur auf ein wenig Witz an, um „zu beweisen, daß die Lettischen Bauern „von Griechen und Römern herstammen; „so wie Rudbeck und Gorepius Becanus „auf solche Weise alle Völker zu Abkömm„lingen der Schweden und Holländer mach„ten.

„Nach Feststellung der Grundsätze „fragt sich dann nun wieder: Wie ist die

„Zigeunersprache beschaffen? Freilich ist es „sonderbar, daß unter den vielen Schrift„stellern aus allen Nationen, die über den „Ursprung der Zigeuner geschrieben haben, „kein einziger sich um ihre Sprache bekümmert hat *). Aber so gehts mit den Ge„lehrten; sie schreiben nicht, was sie sollen, „sondern was sie können. Der erste, der „durch Vergleichung der Sprache den Ur„sprung der Zigeuner aufgesucht hat, ist „der große Linguist Büttner **), dem Herr „Grellmann das Register von Wörtern ver„dankt, welches er in sein Werk über die „Zigeuner eingerückt hat. Wie unerhört „falsch nun dies Register sey, belieben Sie „zum Spaß einmal anzusehen: denn ich „schicke ausdrücklich in der Absicht meinen „Grellmann mit, wo ich am Rande die „rechte Bedeutung der Worte angezeigt habe; „und wie stark ich in der Zigeunersprache „sey, belieben Sie aus dem Dictionär und „der Grammatik abzunehmen, die ich vorigen

*) Dieß ist wohl nicht so zu verstehen, als sey in den frühern Werken über die Zigeuner noch gar nie die Rede davon gewesen.

**) In der Einleitung zu seinen Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker. Göttingen 1775.

„Sommer durch Hülfe zweier Zigeuner ent„worfen habe. Bei alle dem aber fürchte „ich doch, daß meine Kenntniß von der „Sprache theils nicht richtig, theils nicht „vollständig genug sey, um durch Vergleichung derselben mit der Hindostanischen „den Ursprung des Volks aus Hindostan „ganz ungezweifelt zu erweisen. In der „Absicht schicke ich nun eben mein Wörter„buch mit weißem Papier zur Seite, und „bitte recht herzlich, irgend einen guten „Mann dahin zu vermögen, daß er einen „der gescheidtesten Zigeuner über seine Sprache „verhöre und mein Wörterbuch completire „und revidire. Ich würde Sie selbst dar„um bitten, wenn nicht, wie ich aus Er„fahrung weiß, diese Arbeit sehr unange„nehm wäre. Nehmlich diese rohen Leute „haben gar keine abstracten Ideen, geben „gar nicht recht auf die Fragen Acht und „antworten ins Gelag hinein. Alle Fra„gen müssen daher gänzlich individuell be„stimmt seyn, oder man wird eben so ge„täuscht, als der Examinant, der das „Wortregister im Grellmann aufgenommen „hat. Eben darum muß man immer ganze „Redensarten fragen und dann die Casus „und Tempora daraus errathen. Wenn

„ich meinen Zigeuner fragte: was heißt „schlagen; so antwortete er mir kuhr, „kurava, kurdum, kurdas, d. i. schlage „du! ich schlage, ich habe geschla„gen, er hat geschlagen; aber nie„mals den Infinitivus, denn der ist eine „allzu unbestimmte und abstracte Idee: „bis ich ihn fragte: was heißt: Ich will „schlagen? — Dann sagte er mir: me „kammava te kuraf; nehmlich me kam„mava heißt: ich will, ich verlange; „und te kuraf ist der Infinitiv. Eben so „um die Casus ausfindig zu machen, fragte „ich nicht: was heißt der Mann, des „Mannes; sondern: wo ist der Mann? „des Mannes Rock; ich gebe me dava „dem Mann; ich sehe me dikkava den „Mann; ich nehme me lava von dem „Manne. Und gleichwol schweifte mein Zi„geuner, wenn ich ihn beim Casus gar zu „fest hielt, wieder im Numerus herum „und sagte mir den Pluralis für den Sin„gularis. — Also, das ist keine Arbeit „für Sie; daß Sie mir aber nur nicht „die Zigeunersprache darum verachten, oder „die Kenntniß der Sprache. Ich glaube „sicher, wenn alle Curländer zigeunerisch „verständen, so würde dies Volk bald mit

„der Landesnation in eins zusammenschmel-
„zen; denn das eigentliche Band, welches
„sie unter einander verknüpft, wäre dann
„zerrissen, und das Hauptinstrument ihrer
„Betrügereien vernichtet. Auch habe ich
„bemerkt, daß die Leute mich gar sehr
„bewunderten und liebgewannen, als ich
„ihnen einige Worte in ihrer Sprache sa-
„gen konnte.

„Das wären nun die drei Gegenstände,
„auf die ich meine Untersuchung richten
„wollte; und über jeden dieser Gegenstände,
„nehmlich Sprache, Körper und Character
„würden mir die Nachrichten aus Curland
„um so schätzbarer seyn, wenn es wahr
„wäre, daß dort wirklich eine so große
„Menge von Zigeunern sich herum treiben
„sollen, als man mich hier versichert. Ich
„finde auf der Karte von Curland an dem
„östlichen Zipfel des Landes den Namen
„Aegypten stehen, und da soll es von
„Zigeunern wimmeln, die eben zu dem
„Namen Aegypten Anlaß gegeben haben
„sollen.

„Ich fange mich an zu schämen, daß
„ich Ihnen da so ungenirt von Sachen
„verschwatze, die Sie nicht interessiren

„können. Kein Volk iſt redſeliger als das „Schulvolk, wenn es von ſeinem Kram „ſpricht, und kein Volk freigebiger, als „das Dichtervolk, wenn es ſeine Verſe „vertheilt: dann ſieht ein Poet allenfalls „einen Kler von einer ſchönen Hand für „ein billet doux an, und eilt ſeinen Dank „dafür durch Ueberreichung einer Cantante „zu bezeugen, und ſchämt ſich nicht ſeinen „Namen darauf zu ſetzen, wenn er ihn „auch aus Schaam gegen Cenſor und Druk„ker verſchwiegen hatte.“

Bald darauf ſchrieb er an den nehmlichen Freund:

„Vor allen Dingen muß ich Ihnen „danken, daß Sie die Güte haben, ſich „mit meinen Zigeunern zu bemühen. Die „Sache iſt, ich ſage es ehrlich heraus, „nicht wichtig genug, um Ihre Aufmerk„ſamkeit zu beſchäftigen. Eile iſt vollends „gar nicht nöthig, denn ich habe noch nicht „einmal die Schriften über die Indoſtani„ſche Sprache, und ohne die kann ich „nichts machen. Das Hauptwerk darüber „iſt in London, von wo ich es mir ver„ſchreiben ließ, ganz vergriffen, und nun „kommts darauf an, ob ich es aus Göt-

„tingen erhalte; wo nicht, ſo muß wer „der Hand alles liegen bleiben *)

„Zigeuner, Mortezinni und Cartouche „— die Sachen ſind zu ähnlich, als daß „man nicht von einer auf die andere kom„men ſollte; aber sapere est scribendi „principium et fons und dies sapere bei„des für Klugheit und Geſchmack genommen, „verbietet mir Ihren Vorſchlag anzuneh„men **). Man ſchreibt doch um zu „nützen und zu gefallen, und wahrlich wer „dieſen doppelten Zweck erreichen will, muß „nicht weniger ſorgfältig bei der Wahl der „Sachen, worüber er ſchreiben will, als „bei der Abhandlung derſelben zu Werke „gehen. Die geiſtreichſte Abhandlung über „die Urſachen des Eckels würde nie den „Beifall finden, den ſich die ſchlechteſte „Abhandlung über die Quellen des Vergnü„gens verſprechen darf; eine dürftige Bio„graphie eines durch Tugend großen Man„nes wird, den Nutzen abgerechnet, un-

*) Er bekam aus Göttingen wirklich eine Judoſtaniſche Sprachlehre durch die Voß, ſtudirte ſie, machte Auszüge daraus ꝛc.

**) Wahrſcheinlich hatte H. v. G. ihm den Vorſchlag gethan, auch über Cartouche etwas zu ſchreiben.

„gleich beſſer gefallen, als die feinſte „Schilderung eines Genies von Sythbuben. „Wie wäre Mendelsſohns Phädon jemals „zu der Celebrität gekommen, deren er ſich „erfreuet, wenn er nicht von der Unſterb„lichkeit der Seele, dieſer erhabenſten An„gelegenheit aller Menſchen handelte, und „wenn er nicht von einem Heiden, dem „göttlichen Alten, Plato geſchrieben und „von einem Juden, dem buckelichten Buch„halter, Mendelsſohn, überſetzt wäre. „Alſo nichts weiter von Cartouche. Mort„zinni war der Mühe werth, weil ſeine „Geſchichte in dem tempo nützen, und weil „ſie durch ihre Neuheit und den komiſchen „Contraſt des Schelmiſchen mit dem Geiſt„lichen gefallen konnte. Von dem allen „aber trifft nichts auf den franzöſiſchen „Räuber zu und alle meine Kunſt, fürchte „ich, wäre nicht vermögend, ihn auch „nur im geringſten intereſſant zu machen."

„Nun komme ich an Ihren Auftrag. „Ich ſoll das Buch: Des erreurs et de „la verité recenſiren; das wollte ich nun „wohl gerne; aber ich ſoll es auch leſen, „und da wird mir übel zu Muthe. — Kurz „und gut, ich kann das Buch nicht leſen, „Sie müßten mir denn dieſe Leſung als

eine

„eine Buße für meine Sünden auferlegen.
„In der Hand gehabt habe ich das Buch
„mehr als einmal, auch hineingeguckt,
„aber es zu lesen, war mir nicht möglich,
„und zwar bloß darum — nun mag mir
„der Himmel bei Ihnen Verzeihung für
„dies Bekenntniß auswirken — bloß darum,
„weil ich wußte, daß es eine Freimaurer-
„schrift und voll von allerhand Geheimniß-
„sen sey. Ich habe in meinem Leben nur
„drei Freimaurerschriften gelesen, das An-
„derfohn'sche Constitutionsbuch, Lessings
„Ernst und Falk und den flammenden
„Stern, den ich wohl habe lesen müssen,
„weil ich ihn leider! übersetzt habe: leider!
„sage ich, denn es ist ein rechter Unsegen
„davon auf mich und den Verleger gekom-
„men, indem ich statt des Werths von
„80 Rth'r. in Büchern als Honorar nicht
„nur kein Blatt bekommen, sondern noch
„an 20 Rthlr. Werth von meinen eigenen
„Büchern, die ich in Berlin zur Verwah-
„rung ließ, darüber verloren habe, und
„indem der Verleger Bankrott gemacht und
„jetzt in Holländische Dienste gegangen ist,
„wo er vermuthlich ein eben so elender
„Soldat seyn wird, als er ein elender
„Buchhändler war. Ich habe in Absicht

„auf Freimaurerei eine Art von Gelübde
„gethan, erstens mich niemanden zu erken-
„nen zu geben, und zweitens keine Schrif-
„ten über diese Sache zu lesen. Beides,
„und zumal das Letztere kostet mir auch ge-
„wiß keine Mühe; denn wahrhaftig diese
„Schriften, wie z. B. so ein A. B. C.
„der Weisen und Compaß der Weisen ꝛc.
„sind ja so empörend gegen allen Geschmack
„und Menschenverstand geschrieben, daß
„ich mir keine ärgere Plage vorstellen kann,
„als dergleichen Zeug zu lesen. Ich weiß
„nicht, wie weit ich mir getrauen darf,
„mit der Sprache herauszurücken; aber
„wenn ich mir vorstelle, einerseits die Ver-
„wüstungen, welche die Freimaurerei durch
„dergleichen unsinnige und schwärmerische
„Bücher in so manchen Köpfen anrichtet,
„und andererseits den Vorschub, den sie
„so manchen Betrügern aller Art zur Aus-
„führung ihrer bübischen Plane thut, so
„gerathe ich in Versuchung zu wünschen,
„daß es doch lieber so eine Sache, wie
„Freimaurerei, gar nicht auf der Welt
„gäbe, wenn, wie es wirklich an dem ist,
„der Mißbrauch dieser Sache so innigst in
„ihrer Natur gegründet seyn sollte, daß
„er sich nie dabei verhüten ließe. Ich bin

„gern bereit, wenn Sie es fordern, mein „Urtheil über diese Sache umständlicher „vorzulegen; unaufgefordert aber habe ich „wohl schon zu viel herausgesagt.

„Sie werden also diese Winkelzüge für „mein Urtheil über das Buch Des erreurs „anzunehmen belieben, oder mich des letz„tern lieber überheben. Wie ich, so denkt „in diesem Stück auch mein Freund D. Bie„ster in Berlin, obgleich auch er Freimau„rer ist: und in meinen Augen erwirbt „er sich dadurch ein ausnehmendes Verdienst, „daß er in seiner Monatsschrift so freimü„thig und unparteiisch jede Art von Schwär„merei und darunter auch die freimaureri„sche, trotz Prinzen und Herzogen, die „sie in Schutz nehmen, bloßstellt und „züchtigt."

Einige Monate darauf erklärte sich Kraus über diesen Gegenstand weiter:

„Ich lege hier einen Brief von Freund „Biester aus Berlin bei, um Sie aus „demselben die Wirklichkeit der sonderbaren „geheimen Gesellschaften ersehen zu lassen, „von denen im Januar (1785) der Monats„schrift unter der Aufschrift: „über St. „Germain" gedacht wird, und die ich nicht „glauben wollte. Gewiß wird auch diese

„Gesellschaft so wie die neuen Martinisten „in Frankreich, sich mit der Freimaurerei „zu beschönigen wissen. Darum machen „Sie sich nur fertig, wills Gott, aufs „neue Jahr eine Rede drucken zu lassen „über das Thema:

„Bon sens (Menschenverstand) ist das „erste Erforderniß des Maurers:

„wozu sich der Text im Briefe an den Ti„motheum finden ließe, oder wo sonst der „Spruch stehet, welcher vor unnützen „und verwitzigen Fragen der eitelen Philo„sophia warnt. — Ungeachtet Ihrer har„ten Zurechtweisung bin ich noch immer „der Meinung, daß die Freimaurerei mehr „Uebel veranlassen mag, als sie wirklich „Gutes leistet: aber ich werde mich wohl „hüten Ihnen alle meine Gründe dafür zu „sagen: denn gegen einen Officier muß „kein Gemeiner räsonniren, und ich bin „noch weiter nichts als ein blauer Meister „ohne alle Hoffnung zum Avancement. „Aber um Gotteswillen haben Sie die „Ephemeriden der Maurerei gesehen, die „jetzt kürzlich in Hamburg oder wo sonst „herausgekommen sind, in welchem St. „Germain zu einem übermenschlichem „Wesen, das viele Säcula gelebt, aus-

„drücklich erklärt wird. Wollen Sie mir „auch hier auf die Finger schlagen mit ei„nem: „Wer Teufel hat Ihnen denn ge„sagt, daß die Ephemeriden der Maurerei „eine Freimaurerschrift ist"; so werde ich „mit einem lachenden Gesicht gegenseitig „fragen dürfen: „welcher gute Geist hat „Ihnen denn gesagt, daß sie es nicht ist?" „Auch die Herausgeber der Berl. Monats„schrift sind Freimaurer — freilich — und „ich auch. —

„Ich schicke Ihnen hier einen Auszug „aus einem Hindostanischen Sprachbuch, „welches mir aus Göttingen zugeschickt „worden ist, um es zu meiner Zigeunerei „zu brauchen. Was wir Leute für Rumor „machen! Ein Buch mit der Post nach „Königsberg und daraus ein großes Extract, „und das alles den Zigeunern zu Ehren. „Ich habe wahrhaftig an dem Rumor nicht „schuld — mein Freund Biester ists, der „mich so drillt und treibt, sonst wollte ich „lieber meine Hände mit Zigeunern nicht „besudeln.

„Ich habe itzt auch eine besondere Ar„beit unter den Händen. Gelingt mir die, „nun denn sublimi feriam sidera vertice! „Mein Hauptwerk ists noch nicht, aber

„eine gute Einleitung dazu. Ich mag „Ihnen wohl noch nicht einmal gesagt ha„ben, daß ich seit verschiedenen Jahren „an einem Buche: „Ueber den Character" „sinne: und doch müssen das alle meine „Freunde wissen, weil sie alle und auch „Sie selbst, ohne es zu wollen, Beiträge „dazu liefern: denn nichts kluges läßt sich „über Character sagen, was nicht aus Er„fahrung genommen wäre, und keine Cha„ractere kenne ich aus Erfahrung besser, „als die meiner Freunde."

In einem etwas spätern Briefe schreibt Kraus:

„Ich habe keine Dichtungsgabe, sonst „sänge ich mit Ihnen um die Wette. Zum „Selbstbeschauen und zu dieser grämlichen „Kunst allein habe ich einiges Talent, wel„ches aber mehr als im Kopfe sitzt, und „welches ich Ihnen wahrhaftig nicht wün„sche, denn es ist auch gar zu wenig Freude „dabei. Nach diesem Talent nun sollte „ich an Geheimnissen allerdings Geschmack „haben, und doch sind sie mir alle herz„lich zuwider. Schwierigkeiten liebe ich, „sie locken mich an, Dunkelheiten schrecken „mich ab und ich scheue sie. So weit die „Fackel der Geschichte mich bei alten Völ-

„kern Mysterien sehen läßt, betrachte ich „sie mit Vergnügen; wo mich aber das „historische Licht verläßt, und wo ich tap„pen und rathen soll im Dunkeln, da kehre „ich um, um nicht Einbildungen und „Hirngespinste für wirkliche Sachen zu sehen. „Gerade so halte ichs mit den Mysterien „jetziger Zeit, und daher fasse ich mit allem „was itzt über geheime Gesellschaften ge„schrieben wird, mich zufrieden."

„Was mich eigentlich jetzt zum Schrei„ben treibt, ist mein Zigeuneranliegen. „Meine Freunde Prof. Kant und Doctor „Biester drillen mich auch jetzt noch unab„lässig, ich soll doch fortmachen und je eher „je lieber einen Aufsatz in die Monatsschrift „liefern; auch verlangt mich selbst endlich „einmal an die Arbeit zu gehen und zu se„hen, was sich daraus wird machen lassen. „— Sie werden sich noch der drei Capitel „meiner Zigeunerschrift erinnern, nehmlich „1. Ursprung oder Sprache, 2. physische „Beschaffenheit, 3. sittlicher Character. „Ueber die Sprache, hoffe ich nun, wer„den Sie mir schon allerlei Schönes ge„sammelt haben; desto herzlicher verlangt „mich, daß Sie nun auch über die andern „zwei Capitel einige Angaben mittheilen.

„Darf ich aber schon einmal dreist seyn,
„so würde ich bitten, so fern es Ihre Ge-
„schäfte zulassen mir auf folgende Fragen
„Antworten zu geben:

A. Die physische Beschaffenheit betreffend:

1. Sind alle Zigeuner, auch wenn sie sich rein gewaschen haben, von olivengelber Farbe und schwarzen Augen und schwarzem borstigen Haar?

2. Finden sich einige Blonde unter ihnen?

3. Sind auch Säuglinge schon, der Gesichtsfarbe und dem Haar nach, merklich von andern Curländern verschieden?

4. Finden sich auch corpulente Leute unter ihnen, oder sind sie alle so knochendürre, als die welche ich gesehen habe?

5. Giebts sehr große und sehr starke Leute unter ihnen?

6. Haben Sie nicht in der Physiognomie der Leute etwas Eigenes bemerkt? Ich fand an allen, die ich sah, sehr starke Augenknochen, ich meine die Knochen auf beiden Seiten unter den Augen. (Die Asiaten am Ganges sind a. gelbbraun, b. dünnbehaart, c. haben

platte Gesichter und d. kleine Augen. Treffen diese vier Umstände alle auch bei den Zigeunern ein? — Sie werden wohl noch manches andere von unsern europäischen Gesichtern Abweichendes bemerken z. B. in der Proportion der Hände und anderer Gliedmaßen.

7. Vermischen sie sich auch mit andern Unzigeunern? Und sind die Bastarde nicht gemeinlich blond? NB. Ich stelle mir vor, daß die Curländer fast alle, wenigstens ¾ von ihnen blond sind.

B. Sittliche Beschaffenheit.

1. Wie ernähren sich die Zigeuner in Curland? Giebt es Haufen von ihnen, die Hordenweise herumziehen, in Wäldern oder Flachsbrechstuben den Winter über hausen und übrigens nirgends angesessen sind? oder sind sie in Curland alle angesessen?

2. Wie ernähren sich die umstät herumziehenden Horden und wie die angesessenen? Was essen und trinken sie?

3. Sind die Angesessenen immer in Haufen angesessen oder auch einzeln?

4. Wie verhalten sie sich a, gegen die Herrschaft, b, gegen die andern Einsassen? und c, wie unter sich? Ver-

heirathen ſie ſich auch und befreunden ſie ſich mit den andern Einſaſſen oder nicht?

5. Giebts auch Zigeuner, die wirkliche Landwirthſchaft ſelbſt treiben; übt der Herr über ſie die Rechte der Leibeigenſchaft aus, wie über ſeine andere Leute? Zu welcher Art von Arbeit ſchicken ſie ſich am beßten und gernſten?

6. Welches ſind ihre Speiſen, ihre Luſtbarkeiten, ihre Nebengeſchäfte? Leben ſie in Monogamie? Laſſen ſie ſich trauen und taufen?

7. Wie erziehen ſie ihre Kinder? Lernt auch mancher leſen und ſchreiben? Oder verſteht das überhaupt kein curländiſcher Bauer? (NB. Giebts ordentliche Dorfſchulmeiſter in Curland? Doch über die curländiſche Statiſtik will ich ein andermal mit Ihrer Erlaubniß mich näher erkundigen.)

8. Iſt Ihnen nicht ein Beiſpiel bekannt, daß irgend ein Zigeuner in Curland durch Leſen und Schreiben oder durch Genie und Geſchick ſich zu Vermögen, oder zu einer Art von Ehrenſtelle emporgeſchwungen? — Geben Sie mir

doch noch einmal umſtändlichere Nachricht vom ſogenannten Woiwoden Jurge im ſchwarzſamtnen Rock am adelichen Spieltiſch!!!

9. Haben die Zigeuner nicht irgend einige Volkslieder, oder Nationalmährchen oder Zauberformeln? O wie froh wäre ich, wenn ich ſo was bekäme!

10. Was haben ſie für Religion und Gottesdienſt? Haben ſie nicht auch in ihrer eigenthümlichen Sprache gewiſſe Gebete?

11. Iſts wahr, daß in dem auf der Karte mit dem Namen Aegypten bezeichneten Strich von Curland ſo ſchrecklich viel Zigeuner ſich aufhalten? Und wie leben die da? Ziehen ſie von Polen und Rußland herüber oder nach Rußland und Polen hinüber?

12. Die wie vielſte Seele in Curland mag wohl eine Zigeunerſeele ſeyn? — Nun das war freilich närriſch gefragt; alſo lieber anders: wie viel könnten wohl ſo ohngefähr der Leute im Lande ſeyn? Wo finde ich die curländiſchen Geſetze, welche dem Zigeuner den Aufenthalt in Curland verbieten? Sind ſie auch in Polen und in Rußland

durch Gesetze verbannt? Oder duldet man sie in Polen, und erlaubt man ihnen da sich anzusaßen?

Könnten Sie mir nicht auch aus dem Großherzogthum Littauen und Polen, wo sich Zigeuner zahlreich befinden, Antworten auf diese Fragen und Sprachnotizen verschaffen?

„Sie sehen, ich häufe das Maaß meiner „Impertinenz voll, um Ihre Gnade desto „mächtiger zu machen."

Zwei Tage darauf schrieb Kraus an diesen Herrn unter andern folgendes:

„Aufgefordert von Ihnen, wagte ichs „in einem meiner vorigen Briefe einige „flüchtige Bemerkungen über Ihre im letz„ten Brief geäußerte Meinung, den Geist „der geheimen Gesellschaften betreffend, ein„zustreuen. Aber was Sie mir da jetzt „geschickt haben, ist allzu erheblich, als „daß ich gleich auf der Stelle darauf ant„worten könnte. Künftigen Briefen also „bleibt die Beleuchtung der von Ihnen aus„geführten Sätze vorbehalten:

„1. Vorurtheile sind in den Gesetzen „unserer Natur gegründet, und den „Einfluß derselben in unsere Hand-

„lungen kann keine Vernunft und
„Weisheit ganz abwehren.
„2. Religionsvorurtheile sind nicht aus-
„zuretten; ihr schädlicher Einfluß kann
„nur durch Aufklärung gemildert wer-
„den, verstärkt aber wird er durch
„Spott.
„3. Die von Seiten des Catholicismus
„uns etwa bevorstehende Gefahr durch
„Kundbarmachung derselben abwenden
„zu wollen, ist nicht heilsam, sondern
„kann das Uebel größer machen.

„Ueber diese Sätze, sage ich, kann ich
„mich jetzt nicht auslassen. Einig möchte
„ich wohl darin mit Ihnen seyn, aber
„zum Theil aus andern Gründen. Was
„hingegen Ihre Bemerkung anlangt, daß
„Biester unter den geheimen Gesellschaften,
„wowider er eifert, auch wohl die Frei-
„maurerei meinen möge, in welcher noch
„manches für ihn zu wissen übrig, also für
„ihn geheim sey; so kann ich Ihnen im
„Namen meines Freundes versichern, daß
„er mit den geheimen Gesellschaften gar
„nicht die Freimaurerei als solche, d. i.
„so weit er sie kennt, gemeint habe, daß
„aber auch zugleich er sowohl, als Ihr
„Freund Kraus, den unbesserlichen Eigen-

„ſinn haben, das, was für ſie beide in
„der FM. noch geheim ſeyn mag, gar
„nicht wiſſen zu wollen, und daß beide
„gar nicht glauben, es könne jemals eine
„Wahrheit, welche ſie auch ſey, ſo fern
„ſie nur wirklich Wahrheit iſt, durch all-
„gemeine Ausbreitung Schaden anrichten.
„Mein guter Bieſter iſt, wofern er nicht
„nach der Zeit ſeine Geſinnung geändert,
„und um die rothe Farbe ſich beworben hat,
„noch immer, ſo wie ich, ein armer
„Blauſchurz: alſo muß ihm, wie mir,
„freilich gar vieles noch unbekannt ſeyn.
„Allein wir beide finden es nicht der Mühe
„werth, uns dies Unbekannte bekannt
„machen zu laſſen; ſondern wir meinen,
„er auf ſeiner königlichen, und ich auf
„meiner Rathsbibliothek, dies Unbekannte
„beſſer ſelbſt auffinden zu können: und
„ſollte es da nicht zu finden ſeyn, nun ſo
„denken Bieſter und Kraus, ſie können
„von einer noch ſo unbekannten Sache gleich-
„wohl durch ihren bloßen Menſchenverſtand
„urtheilen, ob ſelbige des Kennens werth
„ſey, und ob überhaupt ein Menſch ſie
„kennen könne. Da haben Sie nun
„ganz freimüthig unſer Glaubensbekenntniß
„in der Sache. Ob aber Bieſter zu weit

„gehe, wenn er sich sogar herausnimmt,
„von einer ihm ganz unbekannten Sache
„zu urtheilen, daß alle die sich damit ab-
„geben, Verführte oder Verführer sind,
„das getraue ich mich nicht weder mit Ja
„noch mit Nein zu beantworten, obgleich
„ich meine Antwort darüber ganz fertig im
„Sinne habe, die Sie leicht errathen
„können.“

Einige Zeit darauf beantwortete ihm H. v. G. einige der vorgelegten Fragen, worauf sich folgender Brief von Kraus bezieht: „Vielen Dank für die schätzbare
„Probe Ihres Fleißes in Betreibung meiner
„Zigeunersache. Erlauben Sie, daß ich
„aus dem Briefe über einige unverständ-
„liche Stellen, Fragen vorlege. „„Bis
„jetzt, heißt es darin, haben die Zigeuner
„allezeit einen Anführer oder Woite gehabt,
„dem sie Abgaben entrichteten; allein jetzt,
„da er sie nicht schätzen kann, ist diese
„Würde aufgehoben.“ Was soll das
„heißen: Jetzt da er sie nicht schätzen kann?
„Hat denn jemals ein Woite die Zigeuner
„in Curland schätzen können? Und wie
„hat er das können? Und dann die Ab-
„gaben, wozu sind die verwandt worden?
„und hat ein Woite diese Abgaben von

„allen Zigeunern in Curland eincaſſiren
„können?

„Die allerwichtigſte Nachricht in dem
„Briefe iſt für mich die von den Kindern
„eines Zigeuners mit einer Lettin: und da
„wünſchte ich, wenn es möglich wäre,
„folgende Umſtände zu wiſſen.

„War die lettiſche Magd eine Blon-
„dine? Hatte von den etlichen Kindern
„ein jedes die olivengelbe Farbe der Haut
„(auch ſchon als Säugling bei der Taufe?)
„und das ſchwarze harte Haupthaar? oder
„ſchlachtete nicht etwa eins nach der Mutter?
„oder was für Merkmale von einer Halb-
„ſchlacht zeigte ſich an den Kindern? Aus
„jedem dieſer Umſtände laſſen ſich ſo in-
„tereſſante Folgerungen ziehen, daß ich
„ſchon in Verſuchung kam, ſelbſt deshalb
„an Herrn Paſtor Wehrt (oder wie er
„ſonſt heißt) zu ſchreiben. Wenn dieſe
„Kinder noch im Paſtorate ſind, ſo bitten
„Sie doch den Herrn Paſtor, daß er ſie
„genau beſehe und, falls gar ſchon einer
„davon wieder Kinder mit einer Lettin oder
„Zigeunerin hat, daß er dieſe zweite Ge-
„neration beſchreibe.

„Daß ſie aus Aegypten herſtammen
„und wegen Verſündigung an der Mutter
„Gottes,

„Gottes, da sie diese bei ihrer Flucht mit „Jesu nach Aegypten schlecht aufgenommen, „zum unstäten Leben verdammt wären, ha„ben mir Zigeuner auch gesagt: aber das „ist eine alberne Legende. Aus ihrem ei„genen Briefe ist mir die Hoffnung, viel„leicht einige zigeunerische Volkslieder zu er„halten, über alles angenehm. Voraus„gesetzt, daß diese Lieder in der National„sprache dieser Fremdlinge verfaßt sind, ha„ben sie den Werth ächter und, in diesem „Fall, ganz einziger Urkunden, aus denen „sich über ihre Sprache, und vielleicht auch „über ihr wahres Vaterland entscheidend „müßte urtheilen lassen.

„Aber wie soll ich nun mich entschuldi„gen, daß ich Sie mit solchen zudringli„chen Bitten und zumal über solche für ei„nen Weltmann, wie Sie, uninteressante „Dinge behellige. Doch Sie sind mehr „als Weltmann. Sie sind Mensch und „qui homo est, nihil humani a se alie„num putet: vielleicht fangen Ihnen „nachgerade durch Ihre Bemühungen um „die Zigeuner, diese Leute selbst an minder „gleichgültig zu werden. Auf jeden Fall „hoffe ich nun schon sicher Stoff zu einer „ganz artigen Abhandlung zu bekommen und

„meine Freunde Kant und Biester unter-
„halten zu können.

„Wohl Ihnen, daß Sie in Ihrem
„Winkel so selten etwas von dem neuen in
„der schreibseligen Welt hören: denn wahr-
„lich was man hört, ist mehr zum weinen
„als zum lachen. In dem December von
„unsers Biesters Monatsschrift steht ein
„Actenstück über die Verfolgung der Illu-
„minaten und Freimaurer in Baiern, wor-
„über einen schaudert. Was wir Deutsche
„doch von Aufklärung schwatzen. In Ber-
„lin verfolgen Philosophen die Religion und
„in München verfolgt die Religion die
„Philosophen: ich könnte wohl statt Berlin
„und München Norddeutschland und Süd-
„deutschland sagen. Biester hat wegen
„seiner Angriffe auf die Catholicken einen
„schweren Stand und einen noch schwerern
„wird er haben wegen seiner grämlichen
„Bitterkeit gegen den christlichen Glauben.
„Garve hat zum zweitenmal die Catholicken
„gerechtfertigt oder vielmehr Biesters An-
„griffe für Spiegelfechten und Unbesonnen-
„heit erklärt und Biester sich dagegen sehr
„impertinent vertheidigt: mir gefällt Bie-
„sters Ton durchaus nicht. Einmal hat
„er nicht ganz recht in der Sache selbst,

„und dann ſpricht er ſo höhniſch, daß ich „gar nicht weiß, wie ich in der Sprache „die ſanfte Seele meines Freundes erkennen „ſoll. O das Schriftſtellern und zumal „das Journalſchreiben mag manche Seele „verſtimmen! Jetzt kündigt er ſchon dun„kel an, daß ein angeſehener Mann in „Berlin ihn wegen ſeiner Aufklärungsme„thode ſchriftlich zur Rede geſetzt habe, „und daß er dieſem nächſtens antworten „wolle. Mich freut das ſehr, denn auch „ich ſchickte ihm im Frühjahr (1785) ein „Paar Aufſätze über dieſe Sache, wofür „er mir in dem Ihnen mitgetheilten Briefe „dankte, ohne gleichwohl davon öffentlichen „Gebrauch zu machen, weil nehmlich der „Ton dieſer Aufſätze gegen den ganzen Ton „ſeines Journals zu ſtark abſtach. Das „allerſeltſamſte aber in dieſem December „der Monatsſchrift iſt eine öffentliche und „höchſtdringende Aufforderung an den Doc„tor Stark in Darmſtadt (aber freilich nicht „mit Namen), daß er ſich verantworten „ſoll, wie er dazu komme, Jeſuit und „proteſtantiſcher Prediger zugleich zu ſeyn! „Die Aufforderung iſt ſo, daß wenn Stark „ſchweigt, er eben dadurch die Wahrheit „der Beſchuldigung bekräftigt: und wenn

„er nicht schweigen will, wie wird er auf-
„treten und reden können, ohne daß wie-
„derum eben sein Auftreten beweise, daß
„er sich getroffen fühle. Bei dem Wort
„Stark fällt mir ein, daß Sie mich ein-
„mal auf dessen Schriften über die alten
„Geheimnisse verwiesen: ich habe diese
„Schriften nicht gelesen und kann mich auch
„dazu nicht entschließen. Beweiset Stark
„aus den Schriften des Alterthums,
„daß es traditionelle Geheimnisse
„von den Aegyptern her bis auf
„unsere □ gebe, so hat er unrecht;
„denn das steht in den Schriften nicht:
„beweiset er aber aus Ordenstraditionen
„rückwärts, daß schon im Alterthum ge-
„heime Wissenschaften und Künste, die
„jetzt ausschließlich der Orden besitze, statt
„gefunden, so lache ich ihn aus, weil er
„in dem Fall eben das schon als erwiesen
„annimmt, was erst erwiesen werden soll,
„nehmlich die Wahrheit und historische Rich-
„tigkeit der Ordenstraditionen. Starks
„Frauenschwester war meine Tante, nehm-
„lich sie war an meiner Mutter Bruder
„vermählt: also kann ich wohl für, aber
„nicht wider ihn parteiisch seyn, welches
„ich glaube Ihnen sagen zu müssen, wenn

„ich Ihnen etwa parteiisch scheine. Aber „unter uns gesagt, der Mann taugt „nichts.

„Eben geht der junge Graf Keyserling „von mir, nachdem er mir unter andern „gesagt, daß der liebe Dichter Göcking „nächstens hier durch nach Kurland gehen „werde, wo ihn der Herzog engagirt habe. „Nun wenn ich ihn irgend zu sprechen be„komme, so werde ich ihn vorläufig mit „einem lieben Dichter in Curland *) bekannt „machen, den er, wenn nicht öfter, „wenigstens alle Johanni einmal in Mietau „sprechen kann.

„Nun zum Schluß. In dem neusten „Stück von den Actis ecclesiasticis, die „Sie schon kennen, steht eine neue Nach„richt von dem Paranymphen unserer „Freundschaft, dem Baron Mortczinni, „die darauf hinausläuft, daß eben der „Mensch, der seit 1778 als Baron von „Mortczinni solche Streiche gemacht hat, „schon vorher von 1775 bis 1777 als Ba„ron Eccard in Mecklenburg und ganz Nie„dersachsen ganz ähnliche Streiche gespielt „habe, wovon einige recht drolligte daselbst

*) Dieß war Krausens Freund.

„erzählt sind. Auch im Journal für „Deutschland steht noch etwas von ihm, „aber das ist unbedeutend.“

Herr v. G. hatte in Königsberg etwas drucken lassen, dessen Besorgung Kraus mit nicht geringer Mühe übernommen hatte. Als er es ihm zuschickte, schrieb er ihm:

„Da komme ich nun auf einmal mit „Ihrem Werke angezogen; und nun Platz „gemacht, und den Schatz betrachtet. „Schön! Schön! Liebe sieh doch, was „da unser Königsbergische Professor geschickt „hat! Aber — aber, Kindchen, warum „ist das Papier so weiß, und das andere „so schwarz? — Hm, freilich; i nun, „das weiße wollen wir für die alten Augen „und das schwarze für die jungen brauchen: „und dann, wenn nur erst der Buchbinder „mit seinem Planiren darüber herkommt, „so wird auch das schwarze weiß: und alles „auf Postpapier, das wäre doch zu theuer, „und auf Schreibpapier hätte das schöne „Großoctavformat nicht Raum: o das „wird unser Preuße schon überschlagen ha„ben! — Was ist denn das da, Kind„chen, das ist ja gar deine Hand? und „wie bunt durchstrichen roth und schwarz! „Gieb her, das muß ich allein sehen: —

„o verzweifelt! Das nenn' ich ſtreichen!
„— Ja das iſt nun einmal nicht anders;
„und Sie ſollten mich nur einmal mein ei-
„genes Geſchreibe ſtreichen ſehen; da geht
„es vollends ganz unbarmherzig her, daß
„aus einem Buch Papier kaum ein Bogen
„übrig bleibt. Im Ernſt, Sie ſtreichen
„nicht genug: und geſtrichen muß nun
„doch einmal werden; wenn Sie es nicht
„thun, ſo thut es der Leſer, und dann
„kommen Sie noch ſchlechter fort. Was
„ein Autor weggeſtrichen hat, kann er
„immer noch vorbringen, und wird ihm
„niemals Kummer machen: aber was er
„ſtehen gelaſſen; durch kein Mittel in der
„Welt kann er das wegſchaffen, und ſein
„Gram darüber iſt unheilbar. Hätte ich
„doch eine Silhouette von mir; ich wollte
„Ihre Frau bitten, mich Ihnen vors
„Geſicht hinzuhängen, wo Sie ſchreiben,
„damit Sie bei jedem Aufſchlagen der Au-
„gen den drohenden Kunſtrichterkopf erblick-
„ten und an's Streichen erinnert würden."

Ob die freimüthige Sprache, die ſcharfe Critik, das offene Urtheil über Dinge, die einmal nun Herzensſachen ſeines Freundes waren oder irgend etwas dieſen verdroſſen, oder häusliche Verhältniſſe

hinderten: kurz der Briefwechsel fing seit dem Sommer 1786 an zu Ende zu gehen. Kraus wußte sich anfangs selbst keinen klaren Aufschluß darüber zu geben. Er bat wiederholt und einigemal aufs dringendste, ihm doch nur seine Bücher und seine „Zigeunereien" zurückzusenden. Noch im letzten Brief an ihn schrieb er, wie man sieht, in ärgerlicher Stimmung über die Saumseligkeit: „Die Bitte, welche ich „in meinem letzten Billet that, mir meine „Papiere über die Zigeuner sammt Grell„manns Schrift sobald als möglich zurück„zusenden, sehe ich mich durch verschiedene „Gründe veranlaßt, aufs angelegentlichste „und dringendste zu wiederholen. Es könnte „Sie ja wohl nicht sonderlich beschweren, „diese Sachen nur geradezu an den Buch„händler Fr. in L. abgehen zu lassen. Aber „sehr viel läge mir daran, daß es bald „geschähe. Denn seit vierzehn Tagen habe „ich schon durch meinen Freund Hamann „das große neue russische Glossarium aus „Petersburg erhalten, das ich nicht besser „zu benutzen weiß, als wenn ich es in „Beziehung auf meine Papiere über die „Zigeuner durchginge: und nun muß ich „Ihnen gestehen, daß ich von vielem, was

„in den Ihnen zugeſchickten Papieren ent„halten iſt, keine Abſchriften und auch „den Grellmann ſelbſt nicht habe. Es liegt „an der ganzen Zigeunerſache nicht viel, „aber ſehr viel liegt mir daran, etwas, „was einmal von mir angefangen und zum „Theil bearbeitet worden iſt, gehörig zur „Endſchaft zu bringen. Erweiſen Sie mir „alſo die einzige Gefälligkeit und laſſen Sie „die Sachen an mich beſorgen. Ich ver„lange ſchon nichts weiter in der Sache, „ich wünſchte nur damit zu Ende zu kom„men, um ſie mir ganz aus dem Kopf zu „ſchaffen." — Dieß ſchrieb Kraus im Mai 1787 und noch im October d. J. hatte er weder ſeine Bücher und Papiere, noch überhaupt Antwort bekommen. Er äußerte ſich darüber an ſeinen Freund, den Herrn von Auerswald *):

„Mit meinen Finanzkünſten gehts bis„her ſchlecht; aber von nun an will ich „auch wahrlich beſſer ſorgen, daß das, was „ich ſauer und ſchwer verdiene, mir mehr „zu gut kommt. Da habe ich eben von „Hartung eine Bücherrechnung erhalten, „die ich mit 199 fl. bezahlen ſoll, und

*) Am 10ten October 1787.

„worunter mehrere Bücher sind, die ich „theils an Studenten, theils an den sau„bern Herrn v. G. verloren habe, der an „mir im eigentlichsten Sinne des Worts „zum Schelm werden zu wollen, große „Lust bezeigt. F. v. L. dem ich aufs drin„gendste auftrug, mir von diesem Herrn „nicht mein Geld, sondern nur meine „Manuscripte zurückzuschaffen, antwortet „mir, es sey alles verloren, es sey der „leichtsinnigste und unordentlichste Mann „von der Welt. Das könnte er nun im„merhin seyn; nur daß er es auf Kosten „des armen Professor Kraus seyn will, „nicht wahr, liebe Seele, das ist im „superlativen Grade schändlich."

Kraus erhielt von seinen Papieren, seinen schönen Sammlungen und geliehenen Büchern nichts wieder zurück. Er mußte daher seinen Plan, eine Geschichte der Zigeuner zu schreiben, ganz aufgeben. Solche Verluste, wie er sie öfters auch an Büchern erlitt, die er freigebig an Studenten verlieh, waren eine Folge seiner großen Zuneigung und Gefälligkeit gegen solche, an denen er Lernbegierde, Geist und Fähigkeiten wahrzunehmen glaubte. So wie stolze Selbstzufriedenheit und Eigendünkel

an jungen Leuten ihm unerträglich waren, so konnte er für solche, welche sich ihm mit Bescheidenheit hingaben und Talente und Fleiß zeigten, beinahe bis zur Begeisterung eingenommen werden. Kraus war daher nicht glücklicher, als wenn in seinen Vorlesungen eine Anzahl von Zuhörern war, an deren regem Geist, strenger Aufmerksamkeit und thätigem Interesse er für die Wissenschaft einen neuen fruchtbaren Boden fand, wo sie gepflegt und treu bewahrt neues Gedeihen erwarten durfte. Er forderte dann die Zuhörer in den Vorlesungen auf, ihn zu besuchen, wenn sie über irgend einen Gegenstand eine nähere Erläuterung, eine weitere Nachweisung der Quellen oder sonst Rath in ihrem weitern Studium zu haben wünschten. Den Besuchenden empfing er gewöhnlich mit der Redensart: „Nun, mein Schätzchen, was bringen Sie mir?“ Er knüpfte mehrentheils ein weiteres Gespräch mit ihm an und erkundigte sich dann nach den Beschäftigungen seines Zuhörers, nach der Art des Studiums der Wissenschaft, welche der Besuchende betrieb. Zuweilen ging das Gespräch in eine Art von Examen über, wobei er aber die größte Schonung und

Humanität bewies. Fand er Lücken in diesem oder jenem Fache bei dem Zuhörer, der ihn besuchte, so bot er ihm ungebeten Bücher und Nachhülfe an, selbst in Wissenschaften, die nicht sein eigenes Lehrfach betrafen, gab Rath, wie dieses oder jenes Buch benutzt und studirt werden müsse, und suchte somit auf den rechten Weg zu leiten. Brachte man ihm die Bücher wieder zurück, so unterhielt er sich über das Gelesene, über den Geist des Buchs u. s. w. Fand er, daß man das Buch mit Geist und in der Art gelesen hatte, die er als die beßte angerathen, merkte er besonders, daß der Leser über den Inhalt weiter nachgedacht, daß diesem darüber neue Ideen und Gedanken aufgegangen waren, dann war seine Freude gränzenlos und ein solcher Leser blieb gewiß Krauses Freunden nicht unbekannt. — Wer sich aber, wie wohl auch geschah, dadurch bei ihm empfehlen wollte, daß er Bücher von ihm lieh, ohne sie bei der Zurückgabe gelesen zu haben, der befand sich bei ihm in einer sehr üble Lage. Ohne Examen kam fast keiner, der von Kraus ein Buch geliehen hatte, von seinem Zimmer, und je mehr dieser merkte, daß Buch sey ent-

weder gar nicht oder doch nur flüchtig angesehen, desto schärfer und schärfer wurde die Prüfung. Einst hatte sich ein junger Mann einige Bände von Platos Werken von ihm längere Zeit erbeten und wollte beim Zurückbringen nur seinen Dank abstatten, um schnell wieder weiter zu gehen. Die Eile mochte bei Kraus Verdacht erregen; er hielt ihn auf, fragte, ob er dies und jenes gelesen habe und auf bejahende Erwiederung legte er ihm verschiedene Fragen vor. Sie wurden aber alle sehr flach und ungründlich, mit Stocken und solcher Verlegenheit beantwortet, daß Kraus klar sah, der junge Mensch habe von den Büchern nicht einen Buchstaben gelesen, ja selbst nicht lesen können, denn es kam heraus, daß er vom Griechischen nicht einmal die Buchstaben kenne. Mit einemmal war über diesen Vorfall Krausens ganze Freundlichkeit und Laune verschwunden. Die bittere Reue und das peinigendste Gefühl der Schaam, die in den Mienen und in dem ganzen Wesen des jungen Menschen unverkennbar waren, bewirkten ihm zwar Verzeihung und Versöhnung, und Kraus entließ ihn mit einer herzlichen und kräftigen Ermahnung zur Wahrheitsliebe; allein für

Kraus blieb der Tag ein schmerzlicher und trüber Tag, seine Heiterkeit hatte ihn ganz verlassen. Manches Laster konnte sich Kraus aus der verschiedenen Charactermischung, aus der bei dem einen Menschen mehr, bei dem andern weniger stark anstürmenden Macht der Leidenschaften erklären; die Lüge aber war ihm ein fast unerträgliches Laster, weil sie, obgleich sie uns im Leben auf allen Wegen und in allen Masken erscheint, doch eins der unnatürlichsten Laster ist, wenn nehmlich das am unnatürlichsten ist, was am meisten wider die Vernunft streitet. Schon Montaigne sagt: „Giebt es wohl eine ausdrücklichere Niederträchtigkeit, als sein eigenes Wort zur Lüge zu machen? sich mit Bedacht Lügen zu strafen? — Es ist ein häßliches Laster um's Lügen, und ein alter Schriftsteller stellt es in seiner ganzen Schändlichkeit dar, wenn er sagt: es hieße ein Zeugniß ablegen, daß man Gott verachte und zu gleicher Zeit die Menschen fürchte." Und im Sinne dieses Ausspruchs behandelte Kraus die Menschen, welche der Unwahrheit huldigten: „er vermied sie wie Gottesverächter und feile Menschenknechte. Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit an jungen Menschen waren für diese immer die beßten

Empfehlungsbriefe an Krauſens Herz. Wem es gelungen war, ihm von dieſer Seite bekannt zu werden, der konnte in jeder Zeit auf ſeine Unterſtützung rechnen. Wer ihm offen und gerade ſeine Dürftigkeit geſtand, dem bot er zuvorkommend und mit größter Bereitwilligkeit den Beſuch ſeiner Vorleſungen gratis an; beſonders in ſpätern Jahren, als ſein Kummerſchatz ihn vor eigenen Sorgen ſchützte, unterſtützte er mehrere fähige und gutgeſinnte Jünglinge mit baarem Gelde. „Auch mir, „rief ihm einer ſeiner Schüler (Funk*) „noch ins Grab nach, ward das Glück zu „Theil, in ihm meinen zweiten Vater und Pfleger zu finden, der mit der liebevollſten „Sorgfalt meine Studien leitete und mei„nem Geiſt die nöthige Richtung gab. „Möge dein Genius, unvergeßlicher Mann, „deine Zöglinge zu deinen Gefühlen und Tha„ten beleben!“ Seine Behandlung junger Leute hatte für dieſe, wenn ſie mit ſeiner eigenthümlichen Art und Weiſe nur erſt bekannt waren, ſehr viel Anziehendes. Beim erſten Beſuch war natürlich nicht zu erwarten, von ihm ſogleich mit ſeiner ge-

*) Jetzt Brigadeprediger in Danzig.

wöhnlichen herzlichen Hingebung aufgenommen zu werden; Kraus wollte immer erſt ſelbſt prüfen, ob der Beſuchende ſeines Raths und ſeiner Beihülfe auch würdig ſey. Wer ihn daher nach einem ſolchen erſten Beſuch beurtheilte, richtete über ihn gewiß einſeitig und ungerecht. Kraus theilte dieſes Loos faſt mit allen denen, die einen tiefen, vollgültigen Character haben und ihre Grundſätze nicht bei jeder Gelegenheit wie ein Marktſchild aushängen. Es giebt Menſchen, die faſt überall beim erſten Zuſammenſeyn abſtoßen und ſo lange der gewöhnliche, oberflächliche Umgang mit ihnen fortdauert, auch nicht anziehen; während andere ſogleich beim erſten Geſpräch wie ein ſchönes, vielfarbiges Kunſtlicht entzücken und in Bewunderung ſetzen. Gerade dieſe Menſchen ſind es aber, die man in der Regel am wenigſten zu ſuchen hat; der künſtliche Brennſtoff verzehrt ſich bei ihnen um ſo ſchneller, je mehr ſie ſich beim erſten Erſcheinen bemühen, glanzvoll und wunderbar zu leuchten. Der wahre tiefe Character muß freilich den durchs Leben leicht und flüchtig durcheilenden Menſchenkindern oft als ein bizarrer Sonderling erſcheinen; aber die Sonderlinge ſind in der Regel die

charac-

charaktervollſten Menſchen, die an der Freundſchaft am feſteſten halten. Auch Kraus hatte mehrere mit ſeinem ganzen Weſen ſo enge verbundene Eigenthümlichkeiten, daß manche, die ihn nicht genauer kennen lernten, an ihm irre werden konnten. Mangel an Aufmerkſamkeit, geringe Theilnahme an den Lehrgegenſtänden konnten ihn bis zu einem hohen Grad empören und ihm ſo ganz ſeine Faſſung benehmen, daß er, wenn er ſich darüber erklärte, mit Händen und Füßen ſeinen höchſten Unwillen zu erkennen gab. Je mehr ſich dagegen junge Leute durch reges Intereſſe und ſichtbares Weiterſtreben auszeichneten, deſto mehr zog er ſie als ſeine eigentlichen Lieblinge an ſich; und je mehr ſolche, wie er es nannte, ſeine Jünger wurden, um ſo ſtrenger behandelte er ſie, um ſo mehr machte er ſie auf alle ihre Fehler und Irrthümer aufmerkſam; ſeine Verweiſe konnten ſogar zuweilen wohl ſehr empfindlich ſchmerzen. Wer dieſes aber überwinden konnte, wer ſeine wirklich väterlichen Abſichten dabei nicht verkannte, die freundſchaftliche Sorgfalt und die ihm eigene Gutmüthigkeit zu ſchätzen wußte, bei dem konnten jene Verweiſe die Liebe und das Ver-

trauen zu ihm nicht im mindesten schwächen *).

Auch wenn seine Zuhörer nach vollendeten Studienjahren nicht mehr mit ihm in so engen Verhältnissen standen, blieb er für sie, was er ihnen immer gewesen, Freund und Rathgeber. Er sah es als ein besonderes Zeichen ihrer Liebe an, wenn sie ihn auch dann noch besuchten; ein Vater kann seinen Sohn kaum mit größerer Liebe und Herzlichkeit aufnehmen, als Kraus seine ehemaligen fleißigen Schüler aufnahm. Mit der innigsten Theilnahme erkundigte er sich nach dem bisher geführten Leben und dem Schicksal des Besuchenden, führte ihn wohl auch, wenn der Besuch in die Zeit seiner Vorlesungen fiel, ins Auditorium und stellte ihn seinen Zuhörern als seinen ehemaligen Schüler mit rühmlichen Aeußerungen vor. Besonders thätig bemühte sich auch Kraus, den fleißigsten seiner Schüler den Eintritt in das bürgerliche Amtsleben zu erleichtern, theils durch Empfehlungen an die, von welchen ihre Versorgung ab-

*) Wer Krausen vorwirft, er habe junge Leute dadurch zu gewinnen gesucht, daß er sie nie ums Honorar gemahnt, der hat ihn ganz verkannt. S. unten S. 179.

hing, theils durch groſse Aufopferungen, die er zur Beförderung ihres Glücks gerne darbrachte, theils auch durch Rath und freundliche Zurechtweiſung.

Gewöhnlich gab er ſolchen, die in ein Amt eintreten wollten den Rath, nicht zuerſt zu fragen, wie viel ihr Poſten an Gehalt trage, ſondern wie viel das Amt von ihnen fordere. So war z. B. ein junger Mann, einer der talentvollſten ſeiner Schüler in einen Poſten gekommen, der ihm täglich zwei Thaler einbrachte. Er erwähnte dieſes im Geſpräch mit Kraus, der ihm im gutmüthigſten Ton erwiederte: „Jungchen, fordern Sie doch einmal jede „Stunde Rechenſchaft von ſich ſelbſt, und „ſehen Sie, ob Sie wirklich auch ſo viel „leiſten, als wofür Sie bezahlt werden.“ Dieſe Worte machten auf den jungen Mann den tiefſten Eindruck und waren, wie er ſpäter ſelbſt geſtand, gröſtentheils der Grund ſeiner groſsen Amtstreue und Gewiſſenhaftigkeit in ſeinen Berufsgeſchäften. So ſehr er junge Leute zur Sparſamkeit und zum haushälteriſchen Leben ermahnte, ſo war er doch der Meinung, daſs man ſolche, bei denen die Sparſamkeit in eigentlichen Geiz übergehe, durchaus zu

keinem öffentlichen Staatsamt zulaſſen dürfe, weil ſich Geiz und Geldſucht mit Amtstreue und Pflichtmäßigkeit nie vereinigen ließen. —

Nichts hielt er für die Moralität junger Leute gefährlicher als Schuldenmachen; von nichts rieth er ihnen ſo väterlich ab, als von dieſem Laſter. Ihm ſelbſt war das Bewußtſeyn, jemandem etwas ſchuldig zu ſeyn, das unangenehmſte Gefühl; eine abgetragene Rechnung machte ihm daher erſtaunende Freude, wie aus einem Brief an ſeinen Auerswald hervorgeht.

„Was meine Geldſachen betrift, ſo „muß ich Ihnen vor allen Dingen ſagen, „daß ich, ſo wie jeder andere hieſige Pro„feſſor jährlich 86 Thaler und etliche 70 Gr. „Zulage erhalten habe, die mich in den „Stand ſetzen wird, künftig jährlich „200 Thaler bei Seite zu legen und zum „Capital zu ſammeln, eine Sache, die ich „nunmehr nach Kants Rath und Beiſpiel „ernſtlich betreiben will. Ich hatte vor „vier Wochen baare 300 Thaler liegen; da„mit aber habe ich zwei alte Schuldpoſten „bezahlt, ſo daß ich nun erſt mit Freude „ſagen kann, ich ſey keinem Menſchen et„was ſchuldig; nehmlich meinem alten Müller,

„der mir, als ich vor zehn Jahren nach „Berlin ging, auf die edelste Art 50 Rthlr. „in Gold gab, habe ich diese 50 Rthlr. „nebst zehnjährigen Interessen richtig und „auf eine ähnliche Art bezahlt; und dem „Hartung eine Bücherrechnung mit 199 Gul„den ebenfalls entrichtet, ohne daß mir „Hartung für meine sauren Recensionen an „seinem weiland raisonnirenden Bücherver„zeichnisse einen Heller gegeben."

Die Jahre 1788 bis 1793.

Mit dem Anfang des Jahres 1788 beſchäftigte ſich Kraus mit der Recenſion des 3ten Theils von Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Sie wurde aber nur angefangen und „für die Fortſetzung das Gedankenzeug zum verarbeiten" entworfen *). Er ſchickte den Entwurf dem Geheimen Rath Friedr. Heinr. Jacobi zu, der ihn bis zu Krauſens Tod behielt. Was übrigens die Fortſetzung hinderte, iſt nicht bekannt.

Im Sommer dieſes Jahrs erlitt Kraus einen unerſetzlichen Verluſt. Seit drei

*) Dieſe Recenſion, deren Anfang nur 5 Octavblätter einnimmt, iſt mit dem angehängten „Gedankenzeug zum verarbeiten" im 3ten Theil ſeiner vermiſchten Schriften abgedruckt.

Monaten hatte er von seinem Hamann nichts gehört und deshalb im Juli an ihn geschrieben. Allein die Nachricht vom Tode seines Freundes kam eher nach Königsberg, als dieser Brief an den Todesort gelangen konnte. „Was den betrift", schrieb er an den Herrn v. A. *), „der den Brief eigentlich erbrechen sollte, so liest der keine „Briefe mehr, und nimmt von unsern „Angelegenheiten hienieden nicht mehr Antheil, sondern beschäftigt sich mit etwas „besserem, womit wir auch einst mit Gottes Hülfe uns beschäftigen werden. Ach „Gott! was hilft das Kaltthun, wenn „das Herz überfließt und die Thränen aus „den Augen quellen! Unser Hamann ist „nicht mehr, die gute Seele, und ich „— ich habe keinen mehr, zu dem ich „Abends hinlaufen und meinen Gram in „den Armen der Freundschaft vergessen kann. „Er ist den 21sten Juni in Münster gestorben, und die Fürstin Gallizin hat „ihn in ihrem Garten unter einer Laube „begraben. Ich habe seit meiner Mutter „keinen Sterbefall erlebt, der mir tiefer „das Herz verwundet hätte. Dies mein

*) Im Juli 1788.

„Leiden iſt es hauptſächlich, was mich zu „Ihnen treibt. Ich gehe Mittwoch, den „23ſten Juli von hier mit der ordinären „Poſt nach Elbing und Freitags den 25ſten „früh gehe ich mit Extrapoſt von Elbing „nach Preußiſch Mark ab; und Freitag „Abends werde ich bei Ihnen ſeyn.

„Ich kann vorjetzt nichts mehr ſchrei„ben. Sie werden mir ſo grämlich „und kränklich, wie ich bin, vorlieb neh„men, und ich habe das feſte Vertrauen, „daß wenn die gütige Aſpaſia daſſelbe thut, „ich erheitert und geſtärkt wieder werde ab„reiſen können."

Ein ſo leicht zur höchſten Spannung gereiztes und ſo ſehr gefühlvolles Herz bedurfte bei einem ſo tief erſchütternden Verluſt des Troſtes, der Erholung und der Labung an der Bruſt eines Freundes. Kraus fühlte ganz, wie ſchwer es iſt, ſich, ſo lange die Wunde noch ſo friſch geſchlagen ſchmerzt, jeder Zeit zu ermannen, wenn die Augenblicke kommen, wo uns die Wehmuth um den Verluſt die Welt ſo leer und nüchtern erblicken läßt, wo es uns ſcheint als habe das Leben mit aller ſeiner Freundlichkeit doch die erwärmende Seele verloren und als könne es nie wieder das werden,

wie es war, als der Abgeſchiedene noch um uns weilte. Dieſe die innerſte Seele ergreifende Wehmuth, die mehr als Jammern und Thränen iſt, lag ſo ſchwer auf Krauſens Herz, daß er die Einſamkeit ſeines Zimmers und die in ſolchen Lagen peinliche Beweglichkeit und geſchäftige Unruhe des Stadtlebens verlaſſen mußte. Sein Freund Brahl begleitete ihn auf der Reiſe bis Marienwerder, wo ſich dieſer nach Nebrau und Kraus nach Faulen wandte. Er blieb da einige Wochen, in denen er ſich wieder mehr erheiterte.

Die damaligen Religionsangelegenheiten im Preußiſchen Staat, die unruhige Stimmung wegen des Religionsedicts und die Wöllnerſche Religionspolicei zogen ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich.

Seine Vorleſungen beſchäftigten ihn um dieſe Zeit ſo ausſchließlich, daß er ſelbſt den Beſuch und Briefwechſel mit ſeinen Freunden vernachläßigte. „Ja wohl", ſchrieb er an ſeinen Freund von A. im Januar 1789, „ſind Sie ein ächter Freund, daß „Sie mir meine Unart, ſo lange nicht ge„ſchrieben zu haben, ſo leicht verzeihen „können. Vor allen Dingen herzlichen „Dank für das Weihnachtsgeſchenk, welches

„Sie mir mit den Pfandbriefen gemacht ha„ben. Laſſen Sie ſich doch nur durch die „Unregelmäßigkeit meiner Correſpondenz „nicht abſchrecken, auch künftighin für „meinen kleinen Kummerſchatz vormund„ſchaftliche Sorge zu tragen.

„Von meinen Recenſionen aus der Li„teraturzeitung ſchicke ich hier diejenigen, „die Sie allein intereſſiren möchten eine „Abſchrift, weil leider einzelne gedruckte „Bogen nicht zu haben ſind. Meine zweite „Recenſion handelt von Meiners, der mir „ſchon dreimal öffentlich gedroht hat, ſich „gegen mich zu rechtfertigen, und es doch „nicht thut. Dieſe Recenſion kann Sie „nicht ſonderlich, und meine dritte ſchwer„gelehrte über das ruſſiſche Univerſalgloſſa„rium kann Sie wohl gar nicht intereſſiren. „Mehr aber habe ich noch nicht gemacht.

„An die Arbeit für Schlözern, wozu „Sie mir die authentiſchen Belege mitge„theilt, habe ich noch nicht kommen kön„nen, denn ach! Liebſter, ſchon um „7 Uhr früh, trotz der fürchterlichſten Kälte, „leſe ich ein Privatiſſimum über mathema„tiſche Analyſis, und dann in einem Zuge „fort bis 11 Uhr. Dann bin ich matt, „und Nachmittags muß ich wieder für den

„folgenden Tag arbeiten, und ſo gehts „Tag aus und ein.“

„Leſen Sie einmal beiliegenden Brief „von Jacobi aus Düſſeldorf an mich, und „wenn ich Sie verſichere, daß ich dem gu„ten Manne bis dieſe Stunde auch nicht „eine einzige Zeile geantwortet habe, ſo „werden Sie wohl urtheilen können, wie „es mit mir geht. Auch werde ich ihm „nun freilich gar nicht antworten.“

Mit Jacobi war Kraus durch Hamann in ſchriftliche Verbindung gekommen. Es war um die Zeit, als Jacobi den Moſes Mendelsſohn mit der Behauptung in Harniſch brachte, Leſſing ſey in ſeiner philoſophiſchen Anſicht ein Spinoziſt geweſen. Ueber dieſen und andere Gegenſtände knüpfte Jacobi auch mit Kraus einen philoſophiſchen Briefwechſel an. Sey es, daß die Sache auch Kraus den Kopf zu warm machte, oder daß dieſer überhaupt einen ſolchen Briefwechſel nicht liebte; kurz er hörte bald wieder auf, vielleicht weil er merkte, daß er ſich mit Jacobi doch nicht verſtändigen könne. Wenigſtens gewann er aus dem Briefwechſel nicht, was er, wie wir bald ſehen werden, von ihm erwartet hatte. Gelehrte Correſpondenz führte Kraus

überhaupt nicht viel. In den erſten Jahren ſeiner Profeſſur wechſelte er mit dem Prof. Klügel in Halle einige Zeit wiſſenſchaftliche Briefe über Gegenſtände der höhern Mathematik, beſonders über das Taylorſche Theorem, in welchem er von jeher die Grundlage der ganzen Analyſis erkannte und es ganz beſonders ſchätzte. Die Vorzüge dieſes Theorems, welche Lagranges nachher allgemeiner bekannt machte, hatte Kraus ſchon damals klar erkannt.

Jacobi betreffend ſchrieb er im Herbſt 1789 an ſeinen Freund von A. „Wär„ich mit Winterfeld *) ſo bekannt, wie „mit Ihnen, ſo würde ich ihm ſagen: „Nicht über Volksbetrug und Nationaltäu„ſchung wollen wir philoſophiren und corre„ſpondiren, ſondern über Selbſtbetrug und „Selbſttäuſchung, denn das iſt heilſamer „und lehrreicher und der Entſcheidung oder „befriedigenden Auflöſung fähiger. Statt „W. möchte ich wohl lieber dem Jacobi in

*) Major und Gutsbeſitzer in der Uckermark, Verfaſſer eines Lehrbuchs der Mathematik und mehrerer pädagogiſchen Schriften und Abhandlungen, auch Mitarbeiter am Encyklopädiſchen Repetitorium. Am berühmteſten iſt ſeine „Prüfung der Caſtillonſchen Preisſchrift über Irrthum und Volkstäuſchung. Berlin 1788.“

„Düſſeldorf antworten, dem ich durch „Kant veranlaßt worden bin, nach einem „jährigen Stillſchweigen endlich ein Billet „zuzuſchicken, daß ich ihm antworten würde. „Nun mag mir Gott helfen! Die Antwort „muß eine Analyſe des Pantheismus ent„halten, die erſt durch Ihre Hände gehen „ſoll, ehe ich ſie abſchicke, denn da ich „nun ſeit Hamanns Tode ganz und gar „keinen Kritiker habe, der mich beim Ohr „zupft, ſo bin ich doppelt genöthigt das „Wort zu halten, was ich Ihnen ſchon „vor Jahr und Tag gegeben habe: nichts „in die Welt zu ſchicken ohne Ihr Vidi „et legi.

„Ihr Gefühl, wie Sie es nennen, „von Freiheit und Nothwendigkeit möchte „ich gern einmal in mich übergehen laſſen; „auffaſſen würde ich es gewiß. So viel „muß ich Ihnen nur ſagen, meine Phi„loſophie aut bout de la plume iſt nicht „immer mit der Philoſophie, die ich in „allen Gliedern fühle, ohne ſie mir im„mer ſchulgerecht entwickeln zu können, — „bei weitem nicht immer einerlei, ſo „ſehr ich auch darnach ſtrebe nichts aus der „Feder gehen zu laſſen, was nicht vorher „im Kopf von allen Seiten durchgearbeitet iſt.

„Ich verſtehe jetzt unſern ſeligen Ha„mann, der oft zu ſagen pflegte, was ich „ſonſt nicht ſo ganz verſtand: „„Schrift„ſteller ſchreiben nicht, was ſie wollen, „„und noch weniger was ſie ſollen, ſondern „„was ſich ſchreiben läßt, und vieles wird „„nur ſo geſchrieben, weil es nur ſo ſich „„ſchreiben läßt.““ Daß Sie die Lite„raturzeitung halten, kommt mir als eine „kleine Verſchwendung vor: mir gefällt ſie „durchaus nicht; dafür leſe ich die im „Schulmeiſterton geſchriebene Göttinger. „Von meinen Recenſionen werden Sie „nichts erkennen, denn ich mache keine „mehr.

„Ihre Diſpoſition in Anſehung meines „Kummerſchadens iſt unverbeſſerlich, mein „Theuerſter! Gott ſegne ſie dafür. Ich „dachte wohl bald wieder etwas zu ſchicken; „mittlerweile aber hat Ihr armer Mündel „ſich durch ſein ſogenanntes gutes Herz „wieder verführen laſſen, einem Candida„ten, Namens Beck, der nach Leipzig „magiſtriren gegangen iſt, funfzig Thaler „auf Groſs-Avanture zu geben. Es ge„hört zu Ihren Vormundſchaftsrechten, „dergleichen Sachen zu wiſſen, und ich „überlaſſe es Ihnen zu beurtheilen, ob es

„nicht wohlgethan wäre, wenn Sie, als „Vormund, Ihrem Mündel verböten dergleichen Sachen vor seinen Kopf zu thun; „ich glaube, er würde Ihr Verbot gewiſſenhaft befolgen.

„Nie in meinem Leben habe ich es „bereut, gegen Menſchen, auch die mich „noch ſo ſehr kränkten, nachgiebig und „gutmüthig geweſen zu ſeyn; vielmehr erquickt es mich, wenn ich das Andenken „davon erneuere; aber bitterlich nagt mich „das Andenken an Zorn, Ungedult, beleidigende Rechthaberei, wovon ich mich „übermannen laſſen und bei der beſten Laune „kann ich mich nicht erwehren, dergleichen „Gemüthslagen wenigſtens thörigt zu finden. „Halten Sie eine ſolche Confeſſion einem „Profeſſor Moralium zu gut, und machen „Sie damit, was Sie wollen."

„Daß ich dies Jahr (1789) Mathematik mit 3½ jungen Männern (den Inſpector Sommer als der vierte war nur „halb Lehrling, halb Lehrer) mit aller Heftigkeit, die Sie an meiner Lehrart kennen, getrieben habe, wird mir in Ewigkeit nicht leid ſeyn: ich weiß nun, worauf ich mich kann examiniren laſſen. Mit „Freuden haben mir die jungen Leute

„80 Rthlr. gegeben, und unſerer Univer-
„ſität muß es zum Ruhm gereichen, daß
„von dieſen drei Jünglingen der eine in
„Göttingen, der andere in Jena, der
„dritte in Berlin, denn dahin ſind ſie ge-
„reiſet, durch Werk und That beweiſen
„können, daß es möglich ſey, allhier In-
„tegral-Rechnung mit allen Fineſſen zu ſtu-
„diren.“

„Meine Mathematik, in der ich es
„nachgerade weiter bringe, als ich es je
„gehofft, raubt mir aber noch immer viele
„Zeit. Mit dieſem Sommer ſchließe ich
„ſie ab, um wieder an meine eigentlichen
„Pflichten arbeiten zu gehen, und denke mich
„von dieſen durch kleine Schriftſtellerarbei-
„ten für Sie und mich, und, wenn wir
„beide dazu unſere Stimme geben, auch
„für andere zu erholen. Eben habe ich
„die Memoires justificatifs de la Com-
„teſſe de Valois de la Motte geleſen und
„eingeſehen, daß ich mich noch blutwenig
„auf Menſchenkenntniß verſtehe, denn die
„Leute, die hier handeln und die Art,
„wie ſie handeln, iſt für mich eine andere
„Welt.“

Bis in den Herbſt des Jahrs war Kraus ſo in das Studium der Mathematik ver-

vertieft, daß er nichts anders las und schrieb als was diese Wissenschaft betraf. In solchen Zeiten schien ihn die Welt gar nicht weiter zu kümmern. Einige Besuche bei wenigen Freunden und seine Spaziergänge ausgenommen, sah er auch wenig von der Welt. Selbst seine vertrautesten Freunde mußten dieß entgelten und Nachsicht mit ihm haben. Erst am 29sten October 1789 schrieb er wieder folgenden für die Kenntniß der Eigenthümlichkeit Krausens merkwürdigen Brief.

„Da bin ich nun wieder so unartig „gewesen, Ihnen auf zwei oder gar drei „Briefe nicht geantwortet zu haben; und „so geht es nun, trotz mannigfaltigen „Versprechen der Besserung schon seit ge„raumer Zeit her. Ist indessen auf meiner „Seite der Versündigung viel, so wird, „einer paulinischen Schlußart zufolge, auf „Ihrer Seite die Freundschaft desto mäch„tiger werden; Ihre Nachsicht wenigstens, „die mit den herrlichsten Bestandtheil der „Freundschaft ausmacht, wird trefflich ge„übt.

„Ich will auf Ihre Briefe rückwärts „antworten; das lehre zuerst. Ihr Herr „B. mit seinem jungen Grafen besuchen

„eine meiner Vorlesungen, und haben mich „bei der Gelegenheit zuvor mit ihrer Bekanntschaft erfreut. Aber, Lieber, unter „10,000 Gestalten und Manieren, die ich „mir von Herrn B. hätte vorbilden mögen, „würde ich wahrlich die nicht getroffen haben, die ich wirklich fand. Ich kann „in Ansehung seiner gar nicht zu Gedanken „kommen, die recht an einander halten „wollen. Der junge Graf gefällt mir besser „als sein Mentor, weil ich in dem ersten „gleich glaubte sehen zu können, was wirklich in ihm ist, statt daß im andern, „wer weiß was für eine Παλλας Αθηνη verwandelt steckt, die wohl sichtbar für geweihte Augen seyn mag, aber für ein „Maulwurfsgesicht nicht ist. Eine Schrift, „die man, um sie lesen zu können, erst „dechiffriren müßte, hat für meinen Geschmack eben darum schon nichts anziehendes, obgleich sie eben darum für einen „gewissen gout exquis, der beides zugleich „peu commun und trop commun ist, „überaus interessant zu seyn pflegt.

„Mit meinen gelehrten Arbeiten stockt „es gewaltig, weil ich eben jetzt beschäftigt „bin, meine Hauptvorlesungen in ordentliche Hefte abzufassen, welches ich bisher

„gefliſſentlich unterlaſſen habe, um nicht „ein Sklave von meinen eignen Gedanken „zu werden, wie nun, ſeitdem ich mich „Jahre lang an das Skeptiſiren gewöhnt „habe, wohl nicht mehr zu beſorgen iſt. „Indeſſen habe ich Jacobi mein Wort ge„geben, daß er noch dies Jahr meinen „Aufſatz über den Phanteismus leſen ſoll, „und mein Wort ſoll mir heilig ſeyn, was „auch darüber vor der Hand aus meinen „Heften werden mag. Am meiſten hat „mich noch dazu Profeſſor Hufeland aus „Jena bewegen, der mich vor einigen „Wochen hier beſuchte, und wenn er Abends „an eben dem kleinen Tiſchchen, woran „Sie ſonſt zu ſitzen pflegten, mir Faſten„den gegenüber ſpeiſte, mich aufs lebhaf„teſte an Sie erinnert hat. Gedrillt um „Recenſionen hat er mich genug, aber ich „habe ihm keine verſprochen, auch weder „die über Argenson noch ſonſt eine ge„macht.

„Ihre Verhandlungen in Graudenz „ſind mir, ſo allgemein wie Sie ſie mir „beſchrieben haben, ganz unverſtändlich, „und das iſt auch recht. Wer von uns „beiden, wie Sie damals, ſich klar und „ruhig ſchreiben will, der ſchreibt ohne

„ſich zu bekümmern, ob der andere ihn „verſtehe oder nicht: er ſchreibt für ſich, „und der andere freut ſich, wenn er merkt, „daß das Schreiben dem andern doch viel„leicht geholfen habe, ins Klare und zur „Ruhe zu kommen. So habe ich es mehr „als einmal gemacht, und ſo machen Sie „es nur künftig immer wieder, damit ich „auch mein Recht behalte, es gelegentlich „wieder ſo zu machen.

„Wie iſts denn aber mit Ihrer Direc„torwürde? Die drei Jahre ſind ja wohl „ſchon abgelaufen. Ich denke doch, die „Leute werden nicht wunderlich ſeyn, einen „andern als Sie wieder zu wählen. Auf „jeden Fall aber iſt es mein Troſt, daß „Sie mein Curator bonorum bleiben wol„len. In dem Betracht wollte ich alſo nur „vorläufig gleich ganz gehorſamſt gemeldet „haben, daß ich auf nächſten Weihnachts„termin wieder etwas in Bereitſchaft haben „werde, und daß alſo von Herrn Kurator „um die Zeit einer Verfügung entgegen „ſehe, an wen ich das Geld zahlen ſoll. „Da mir ſebſt daran gelegen iſt, daß fortan „mein bischen Armuth ungeplündert bleibe, „ſo werde ich es mir zum Geſetz machen, „nichts mehr auf Gros-avanture auszuge-

„ben, bis ich des Herrn Kuratoris Ge„nehmigung erhalte.

„Bei der Liebe, die Sie noch immer „für unſern ſeligen Hamann haben, werden „Sie wohl gerne beiliegenden Brief ſeines „Sohns Hans *) leſen. Die alte Gräfin „Keiſerling, die noch von Zeit zu Zeit „mich zu ſich bitten läßt, hat mir im Na„men Ihres Sohnes, bei dem Hans ſteht, „feierlich für das Glück gedankt, daß ich „ihrer Familie durch Empfehlung des Hans „zugewandt hätte, und Hans, der ſich „dort in eine Idyllenwelt verſetzt dünkt, „weiß nicht, wie er für das Glück, dort„hin gekommen zu ſeyn, danken ſoll. Was „das wohl thut, gute Menſchen ſo an ein„ander gerathen zu ſehen, oder gar an „einander gebracht zu haben! Ich kann „mir jetzt vorſtellen, wie es dem Gr. D. „wohl thut, wenn er ſich an ein ähnliches „obgleich auch ſehr verſchiedenes Aneinander„gerathen gewiſſer lieber und guter Menſchen „erinnert, die ich in Gedanken da auf „ihrem Berge das herrlichſte Meiſterwerk

*) Nachher Rector der altſtädtiſchen Schule in Königsberg.

„des Menschen verrichten, d. h. zweckmä-
„ßig leben sehen. Denn le plus glorieux
„chef d'oeuvre de l'homme c'est vivre à
„propos, meint der Hausphilosoph mit
„seinem Montaigne, und das bittet er von
„Amtswegen obbemeldete liebe und gute
„Menschen auch zu meinen."

Wer hätte glauben sollen, daß vor-
stehender Brief dem ängstlichen Kraus so
viel Sorge und Bangigkeit verursachen
würde, als wirklich geschah. Das Urtheil
über B. quälte ihn Tag und Nacht; er
eilte, es zu vertilgen, und schrieb kurz
nach vorstehenden Brief wieder an seinen
Freund:

„Da bin ich schon wieder, mein
„Theuerster, und zwar mit einer Bitte,
„die ich Sie bei Ihrer Freundschaft be-
„schwören muß, gleich stehenden Fußes zu
„erfüllen. Sie betrift meinen letzten Brief
„und das darin geäußerte Urtheil über
„B..... Dies Urtheil sollen Sie sogleich
„völlig auestreichen, daß es gänzlich unle-
„serlich werde; ich würde noch hinzusetzen;
„und mir zum Beweis, daß es geschehen,
„den Brief mit der ausgestrichenen Stelle
„selbst sub lege remissionis zuschicken. Es
„liegt in der That meiner Gemüthsruhe

„daran, hierüber versichert zu werden, und
„ich weiß, Sie haben mich lieb genug,
„um mir eine Unruhe gern zu benehmen,
„wenn sie es vollends auf eine so leichte
„Art thun können. Was mich auf einmal
„unruhig macht, ist außer einigen Aeuße-
„rungen, die S. sich gestern entfallen ließ,
„und die mir wie ein Blitz durch den Sinn
„fuhren, der Gedanke, daß Sie meine
„Briefe aufheben und daß dies Urtheil,
„welches mit vollausgeschriebenem Namen
„und so grell und hart dasteht, in einem
„Anfall von communicativer Schwäche von
„Ihnen jemanden gezeigt, oder zufällig
„von jemanden gesehen werden kann; und
„welche Leiden ziehe ich mir dann zu! und
„vollends wozu in aller Welt? Was geht
„mich der Mensch mit allen seinen Verbin-
„dungen, seinen Kenntnissen und Verdien-
„sten an? Fast möchte ich Ihnen Vor-
„würfe machen, daß Sie, der Sie meine
„bis zur gänzlichen Sorglosigkeit unbefan-
„gene Offenherzigkeit kennen, mich durch
„Ihre Fragen so aufs glatte Eis führen.
„Und wenn über diesen unerwarteten Eifer
„sich Ihr Mund zum Lächeln verzieht, so
„versichere ich Sie, mir ist nicht lächerlich
„zu Muthe, sondern ich ärgere und schäme

„mich, wenn ich auch nur an die Möglichkeit
„denke, wieder einen solchen höllischen
„Verdruß zu haben, als ich in meinem
„Leben schon einmal durch eine ähnliche
„Veranlassung, nehmlich durch einen Brief
„an meinen Freund Rump mir zugezogen
„hatte, dem ich auch einst ein Urtheil
„über jemand zu schreiben in den Fall kam,
„welches der, den es betraf, zufällig
„selbst in meinem Briefe zu lesen eine son-
„derbare Gelegenheit fand, und mein In-
„neres empört sich, wenn ich an den Auf-
„tritt denke, den ich darüber auszustehen
„hatte. Das Andenken an diesen höchst
„fatalen Auftritt überfiel mich wie der Blitz,
„als bei gewissen Aeußerungen des S. mir
„einfiel, Sie könnten wohl gar mein Ur-
„theil bona fide Andern mittheilen, und
„mir dann ohne Willen eine häßliche Lage
„zubereiten. Also kurz und gut, schicken
„Sie mir den Brief, und ich schicke ihn
„Ihnen dann wieder; denn was übrigens
„Ihre Discretion betrift in Absicht des et-
„wanigen Gebrauchs, den Sie von meinem
„Urtheil machen mögen, so brauche ich Sie
„nach dem, was ich schon gesagt habe,
„nicht mehr darum zu bitten. Aber nun
„noch eine Generalbitte: Lassen Sie mich

„ganz ex nexu in Abſicht der Menſchen,
„mit denen ich nicht ſympathiſiren kann.
„Sie, mein Theuerſter, kennen beſſer als
„irgend ein Menſch auf der Erde mein gan-
„zes Gemüth, und würden, hoffe ich,
„allenfalls ſchwören, daß ich keiner Bos-
„heit fähig ſey; aber einer Bosheit doch
„finde ich mich leider fähig genug, nehm-
„lich einen Menſchen bloß darum zu haſſen,
„weil ich ihn lieben will und lieben ſoll,
„und doch nicht lieben kann. Die Un-
„möglichkeit oder Schwierigkeit ihm von
„Herzen gut zu ſeyn, macht mich ſinnreich
„in Erfindung von allerlei Urſachen, die
„ich, ſtatt ſie in mir mit aufzuſuchen, nur
„in ihm allein vorausſetze, und das Be-
„wußtſeyn, ihm darin vielleicht Unrecht zu
„thun, macht, daß ich ihm wirklich gram
„werde, und ſo geſchiehts denn, daß weil
„ich nicht halb lieben kann, ich Menſchen,
„gegen die ich nicht ſchlechterdings gleich-
„gültig bleiben will, wirklich haſſe, wenn
„ich finde, daß ſie ſich nicht ganz lieben
„laſſen. Aus dem Geſichtspunkte müſſen
„Sie mein Urtheil anſehen, wenn Sie es
„mit dem Ihrigen nicht ganz ſtimmig fin-
„den. So viel iſt gewiß, einer herzli-
„chen Freundſchaft iſt der Mann, wenn

„ich irgend Begriffe von Herzlichkeit, „Freundſchaft und Treue habe, nicht em„pfänglich. Aber genug davon. Was „wird nicht im Urtheile des Mannes dage„gen wieder meine Hypochondrie, meine „Heftigkeit, Irreligion und was alles „herhalten müſſen.

„Sie erinnern ſich wohl, mir einſt „über ein heraldiſches Problem Auskunft „theils ſelbſt gegeben, theils von Büſching „verſchafft zu haben. Nun darf ich ſagen, „daß die Frage unſern Geheimen Rath „Hippel betraf, der jetzt wirklich ſeinen „von Wien aus beglaubigten alten Adel hat „renoviren laſſen. Beſſer iſts doch, als „wenn er ihn ſich neu gekauft hätte.“

Auch mit ſolchen von ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft etwas entfernt liegenden Unterſuchungen beſchäftigte ſich Kraus gerne in Stunden, die ihm ſeine übrigen Arbeiten frei ließen. Wo entweder ihm oder einem ſeiner Freunde Zweifel aufſtießen oder Dunkelheit war, ließ er nicht nach, bis er entweder entdeckt hatte, es ſey keine reine Gewißheit und Klarheit zu erreichen, oder bis er die Sache bis auf ihren tiefſten Grund erforſcht hatte. Beweiſe davon

ſind die beiden folgenden Briefe*) zu deren Hauptinhalt eine Anfrage ſeines Freundes, des Herrn von Auerswald, einen gewiſſen Brauneck betreffend, den nächſten Anlaß gegeben.

„Neulich blätterte ich auf der Schloß„bibliothek in dem erſten Theil von Philipp „Ernſt Spieß archivaliſchen Nebenarbeiten, „Halle 1783 in 4to, um Aufſchlüſſe über „das Problem zu finden: Ob, ſeitdem „der Briefadel aufgekommen, keiner un„adelichen Familie erlaubt geweſen, ein „adeliches Wappen zu führen, ſo daß, „wenn von einer jetzt bürgerlichen Familie „erwieſen wäre, ſie habe im 15ten oder „16ten Jahrhundert ein förmlich adeliches „Wappen geführt, der ſichere Schluß gelte, „ſie ſey damals adelich geweſen. Bei die„ſem Blättern fand ich eine Urkunde mit „der Ueberſchrift: „„Gerichtlicher Aus„„ſpruch des römiſchen Königs Albert I., „„kraft deſſen Gottfried der Alte von „„Brauneck, der ein Mönch im Kloſter „„Heilbronn worden iſt, in keiner Sache, „„um welche er gerichtlich belangt werden „„möchte, Antwort zu geben ſchuldig ſeyn

*) Vom 2ten und 26ſten Nov. 1789.

„„soll, ausgestellt zu Nürnberg im Jahr „„1306.““ Ich mußte herzlich lachen, „als ich in dieser Urkunde las: „„wann „„nun er (nehmlich der alte Brauneck) ein „„geistlich Mann ist, und sich von der „„Welt gezogen und gelassen hat Sune „„(Söhne) und Erben und denselben Erben „„hat gelassen Burge, Stäte, Eigen „„und Lehn, Gut und Leute, edel und „„unedel ꝛc. so soll er, heißt es weiter, „„keinem Menschen, der von ihm etwas „„zu fordern oder gegen ihn zu klagen hätte, „„Red' und Antwort zu geben schuldig „„seyn; denn — „„er ist ein begeben und „„geistlich Mann.““ So viel ad vocem „Brauneck. Aber nun, mein Theuerster, „könnten Sie mir nicht aus Ihrem Bü„cherschatze und aus Ihrer reichen Adels„kunde einige Data, wenigstens Finger„zeige zur Auflösung obgedachten Problems „an die Hand geben? Leider kann mir „hier, unter meinen Collegen-keiner in „dem Stücke helfen, und ich weiß auch „nicht, wo ich suchen soll, und habe „gleichwohl jemandem, den ich jetzt Ihnen „nicht nennen darf, versprochen, ihm „darüber Auskunft zu schaffen.

„Einige Officiere aus der Ecole mili-

„taire, die ich in meinen ſtatiſtiſchen „Vorleſungen habe, nöthigen mich manche „Stunde mehr, als ſonſt geſchehen wäre, „auf dieſe Arbeit zu verwenden. Indeſſen „habe ich doch ſchon angefangen, an meine „Antwort für Jacobi zu denken und ſie muß „dieſen Monat fertig ſeyn. Ob viel klu„ges darin vorkommen wird, zweifele ich „faſt. Mein Kopf iſt nicht frei, und „vornehmlich fehlts an Heiterkeit aus Man„gel an Umgang. Ach! daß mir Hamann „ſo abſterben mußte: mit ihm iſt meine „Autorſchaft mit zu Grabe gegangen, denn „er war die Seele davon, und nun bleibt „mir nichts als Sie, der Sie viel zu viele „und heteregene Sachen treiben, als daß „ich Ihnen ohne Pedanterei auch nur zu„muthen könnte, ſich mit meinen Schrei„bereien zu befaſſen oder daran genugſamen „Antheil zu nehmen.

„Leben Sie wohl, und behalten Sie, „wie König Albert I. den alten Brauneck, „lieb Ihren alten Kraus, der zwar kein „geiſtlich Mann, aber wohl ſo begeben und „von der Welt gezogen in ſeinem cul de „ſac ſitzt, als nur immer der alte Braun„eck im Kloſter Hailsprunn geſeſſen „haben mag, und der leider nicht den Vor-

„theil hat, niemandem Rede und Antwort „geben zu dürfen, sondern so geschoren „und geplagt von mancherlei Art Menschen „ist, als es nur immer der Faulenscke „Director seyn mag.“

Sein Freund gab ihm zwar eine Belehrung über das Problem, allein ganz kam auch dadurch Kraus nicht aufs Reine. Er stieß immer noch auf Zweifel und Fragen, die er seinem Freund im folgenden Briefe vorlegte.

„Das frohe Gefühl, sich schuldenfrei „zu wissen, kann wie alle frohe Gefühle „nur so lange es neu ist, wirklich frohes „Gefühl seyn; es geht vorüber und der „herrschende Ton der Seele ist wieder da. „Sie werden mit mir darüber eins seyn, „daß von 1000 Menschen, die sich, wie „man es nennt, in Ruhe begeben und „aus allen Sorgen setzen, vorausgesetzt „daß sie nur noch wirklich Lebenskraft ha„ben und nicht durch Alter oder Krankheit „nur gleichsam vegetiren, immer 999 ge„rade aus Mangel an Unruhe und an Sor„gen recht herzlich unruhig und recht ängst„lich sorghaft seyn werden. Und ich „glaube selbst unserm guten alten Braunecк „wird es in seinem Kloster zu Heilbron

„nicht beſſer gegangen ſeyn, als dem Kai-
„ſer Carl V. zu St. Juſti und meinem
„Schneider Rakitzki in St. Georgenhospi-
„tal, wo der arme Menſch ruhig und
„ſorgenfrei wie ein Schatten verging, bis
„er kurz und gut das Hospital mit einer
„neuen Werkſtatt vertauſchte, an der er
„unter Sorgen und Unruhen ſichtbar ge-
„deihet, ſo daß er gar jetzt damit um-
„geht, noch einmal zu heirathen. Sie
„ſehen wohl, wo das alles hinaus will.
„Sie ſollen die Raudnitziſchen Güter kau-
„fen, das iſts, was ich Ihnen rathe,
„und aus keinem andern Grunde, als weil
„ich finde, daß ich, ganz an Ihrer
„Stelle, ſie ſicher ſelbſt kaufen würde.
„Ueberſchlagen müſſen Sie erſt genau, ob
„und wiefern es lohne, und das braucht
„Ihnen kein Moraliſt zu rathen: finden
„Sie aber bei genauerem Ueberſchlagen,
„daß es lohnt, ſo ſieht der Hausphiloſoph,
„der ſich wahrhaftig diesmal nicht wenig
„dünkt, in einem ſo wichtigen Bedenken
„ſein Fetwa abgeben zu können, nichts
„was den Entſchluß hemmen könnte, als
„ignavia oder inertia, zwei Dinge, die
„ſich kaum unflegelhaft durch Feigheit oder
„Faulheit überſetzen laſſen. Werden doch

„Reiche von 1000 Quadratmeilen und „Millionen Seelen von Einem Menschen „und gut regiert, warum sollten es denn „die Raudnitzischen Güter nicht? wird „doch durch Uebung und Ordnung alles „leicht; und autant qu'on agit, autant „on vit.

„Wohl mir und Ihnen selbst, daß „Sie mein Curator bleiben. Sie erwer„ben sich dadurch das Verdienst einen armen „Philosophen, der nicht weiß, was Geld „ist und was wirthschaften heißt, in Zucht „und Ordnung zu erhalten, ein Verdienst, „dergleichen in Leichenreden selten vorzukom„men pflegt.

„Herzlichen Dank für Ihre Belehrun„gen über meinen Fragepunkt. Nur bin „ich doch noch nicht im Reinen; hoffe „aber nun ganz gewiß durch Sie mein „Problem völlig lösen zu können.

„Das mir vorgelegte Problem lautete „wörtlich so: „„Kann man annehmen, „„daß etwa Anno 1480 oder 1490 nie„manden ein Familien-Wappen nach Gut„befinden zu wählen und zu gebrau„chen frei gestanden? Und gilt mithin „der Schluß vom Besitz und Gebrauch „eines Familien-Wappens auf den Besitz „„und

„„und Genuß des Adels?““ Höchst„erwünſcht iſt nun Ihre Bemerkung aus „Seidels Bildersammlung; nur frage ich:

„1. Woher wiſſen Sie, daß die Wap„pen, welche unter den Abbildungen „der noch unadelich geweſenen Bene„kendorfs, Knoblochs, Goldbecks ſte„hen, woher wiſſen Sie, daß dieſe „Wappen nicht erſt zu der Zeit, da „Seidels Werk herauskam, vom Kupfer„ſtecher an die alten Portraits gleich„ſam durch einen Anachronismus oder „durch eine Anticipation angebracht, „ſondern wirklich ſchon von dieſen al„ten Männern, da ſie noch unadelich „waren, bei ihren Lebzeiten ſelbſt „geführet worden ſind? Könnte nicht „Ihnen das Portrait des Großvaters „vom jetzigen Kriegsrath Fahrenheid „das Fahrenheidſche adeliche Wappen „jetzt Anno 1789 angemalt, oder un„ter ein von einem alten Gemälde des „gedachten Großvaters Fahrenheids „jetzt 1789 geſtochenes Kupfer das ade„liche Wappen, honoris causa, und „weil der alte doch auch ein Fahren„heid war, untergeſetzt werden?

„2. Wenn wirklich alte unadeliche Mär-
„ker, und alſo auch Deutſche über-
„haupt zur Zeit ihres Unadels adeliche
„Wappen geführt haben, läßt ſich
„nicht der intereſſante Punkt ausfindig
„machen: ob allemal die Führung
„ſolcher Wappen ihnen vom Landes-
„fürſten oder Comes palatinus oder
„von wem es auch ſonſt ſey, habe
„conferirt und verſtattet werden müſſen,
„oder ob dieſe Führung und Erwäh-
„lung eines Wappens eine ganz belie-
„bige Sache war, womit es jeder
„halten konnte, wie er wollte. Sie
„ſehen, mein Theuerſter, auf dieſen
„Punkt kommt eigentlich die Haupt-
„ſache an. Könnten Sie mir doch
„darüber etwas Licht geben!

„Unſer jetziger General Schlieſen
„führt in ſeinen berühmten Familien-
„nachrichten aus Urkunden an, daß
„noch im 15ten Jahrhundert mancher
„berühmte Edelmann gar kein Wappen
„geführt; wiewohl aus den angeführ-
„ten Urkunden eigentlich nur ſo viel
„erhellt, daß mancher berühmte Edel-
„mann noch im 15ten Jahrhundert,
„wenn es einmal zum Unterſiegeln

„kam,“ kein eigen Petſchaft hatte,
„und ſich daher eines Petſchafts von
„einem Stift oder ſonſt bediente;
„wiewohl auch Schliefens Behauptung
„ganz richtig ſeyn mag. —

„Alſo I. Im 15ten Säculo hatte mancher
„ächte Edelmann kein Wappen.

„II. Im 15ten Säculo hatte mancher
„Unadeliche ein förmliches Wappen
„und bediente ſich deſſelben öffentlich.

„III. Konnte nun der Edelmann um
ein Wappen zu haben ſich ſelbſt eins
„beliebig wählen und de facto öffent-
„lich brauchen, oder mußte er es,
„quocunque modo acquiriren,
„etwa durch landesherrliche Bewilli-
„gung, wovon ich kein Beiſpiel weiß,
„oder durch Kauf von einer andern
„Familie, wovon ich aus Schliefen
„ein höchſt auffallendes Beiſpiel weiß,
„da ein Edelmann viele Mark Silbers
„einem andern dafür bezahlte, daß er
„in ſeinem Wappen einen Hundskopf,
„den dieſer andere als Wappenkli-
„no führte, auch führen dürfte.

„IV. Konnte der Unadeliche ſich de facto
„ein beliebiges Wappen beilegen und
„öffentlich brauchen, oder mußte er

„dieſes vorher, auf welche Weiſe es
„auch ſey, acquiriren?

„V. War in dieſem letzten Fall mit der
„Acquiſition eines Wappens allemal
„auch die Acquiſition der Adelswürde
„eingeſchloſſen, oder konnte Adel ohne
„Wappen, und Wappen ohne Adel
„verliehen werden? Der letzte Punkt
„iſt durch Diplome, die ich in Hän-
„den habe, ausgemacht, und noch
„jetzt ertheilen die Comites palatini
„vielfältig das Wappenrecht ohne
„Adelsrecht. Der erſtere Punkt iſt
„mir aber ganz fremd.

„Verzeihen Sie mir dieſes Befrage: wenn
„Sie mir nicht helfen, ſo hilft mir hierin
„gewiß in ganz Preußen keiner.

„Jacobi hat mir geſchrieben, aber ſo
„daß ich nun ſchlechterdings alles Zutrauen
„zu ihm verloren habe. Er ſpricht von
„Betäubung vor Freude über ein Billet,
„welches ich ihm nach Jahr und Tag auf
„ſeinen Brief zur Antwort ſchickte, und
„welches weiter nichts als das Verſprechen
„enthielt, nächſtens antworten zu wollen.
„In dem Tone, denke ich, kann kein
„Menſch ſchreiben, der redlich ſchreibt,
„wie es ihm ums Herz iſt und die Er-

„blickung der geringſten Ueberſpannung und „Ziererei von Seiten eines Mannes, der „mir perſönlich oder ſchriftlich ſeinen Umgang oder ſeine Freundſchaft anträgt, „lähmt meine ganze Seele, wie wenn ſie „von einem Krampffiſch berührt würde. „Ich lege den Brief hier bei, und bitte „Sie, nach Ihrer Welt- und Menſchen„Kenntniß zu ſagen, ob mir nicht von „Seiten dieſes Mannes eben ein ſolches „Schickſal bevorſtehe als ich von Seiten „jenes K. v. G., de miserable memoire, „zu meinem Leidweſen erfahren habe. Indeſſen ſoll mich das nicht abhalten, meinem „gegebenen Worte gemäß, Jacobi'n die „verheiſſenen Sachen zuzuſchicken.

„Da ich noch ein Bischen Raum habe, „ſo frage ich Sie, meinen Lehrer: worauf „gründet ſich (in der Natur der Sache) „die Richtigkeit, daß weil bei der Landſchaft Capitalien zu 4 pC. zu haben ſind, „auch die Güter nach dem Procentfuß in „Anſehung ihres Werths taxirt werden „dürfen? — Zwiſchen einer Quantität „Silber oder Gold und zwiſchen einer Anzahl Hufen Landes iſt in der Natur der „Sache keine Beziehung, außer der, daß „die Benutzung der Hufen Arbeit koſtet

„und Ertrag bringt und die Benutzung der „Gold- und Silberbergwerke auch Arbeit „koſtet und Ertrag giebt, da denn Arbeit „gegen Arbeit und Ertrag gegen Ertrag „ſich vergleichen und dazwiſchen ein Ver„hältniß ſich denken läßt. Angenommen „nun der Zuſtand der Dinge habe einmal „irgendwo und irgendwann z. B. von „1780 — 36 in Preußen eine gewiſſe Pro„portion zwiſchen Quantis von Silber und „Maaß von Landeigenthum hervorgebracht; „was kann es nun für einen Effect haben, „wenn dieſe Proportion durch Kunſt verän„dert wird, entweder ſo daß für gleiches „Quantum von Landeigenthum ein größeres „Quantum von edlen Metallen als ſonſt, „oder für gleiches Quantum von edlen Me„tallen ein größeres Quantum von Land„eigenthum als ſonſt gegeben wird? — „Ich breche hier ab und behalte mir vor, „Ihnen meine Grübeleien hierüber näch„ſtens zu ſagen. Am Ende mögt ihr Her„ren über ſolche Stubengrillen lachen; der „Grübler lacht auch, wenn er ſieht, daß „die Natur der Dinge ſich durch keine Kunſt „ändern läßt, und daß Sancho Panſas „Kappentuch in die Länge gereckt immer „ſchmäler, und in die Breite gereckt immer

„kürzer wird, und sonach immer dasselbe „Kappentuch bleibt und nur durchs Recken „unhaltbarer wird. Mirabeau in seiner „Monarchie Prussienne hat einige aber sehr „seichte Bemerkungen über die Creditcassen, „die mich auf Grübeleien gebracht.

„Es ist wahr, vor meiner Liebe zum „Denken und Grübeln kann die Pflicht „oder Lust zum Schreiben, ich meine die „Autorschaft in mir gar nicht aufkommen. „— Ich habe mir hier neulich eine Anzahl „mathematischer Bücher gekauft und ich „hätte bald nicht übel Lust, Ihnen ein „Register von den vornehmsten dieser Werke „hier hinzuschreiben, die ich zu meinem „Steckenpferde, auf welchem ich wie ein „Passagier durch dies Leben trabe, eben „so nöthig brauche, als Sie Ihre histo„rischen Tröster zu Ihren Kupferbeschrei„bungen *). Habe ich doch recht in der „Seele vor Freuden gelacht, als ich Ihre „Beschäftigungen in Ihrem Briefe las: „„Da muß ich öfters eines einzigen „„Kupfers wegen in zwanzig und mehr „„Büchern nachschlagen.““ Du mußt?

*) Einer Sammlung von in Kupfer gestochenen Köpfen.

„und warum mußt Du denn, liebe Seele,
„die Kupfer beſchreiben? Wer dankt Dir
„dafür? Dein Anſelmuccio läßt vielleicht
„einſt Deine Arbeit ungeleſen, oder ver-
„dirbt ſich daran zum allzugroßen Leſer. —
„Aber freilich wenn man muß arbeiten,
„und wenn der Beruf unſer ungeduldiges
„Verlangen nach Beſchäftigung nicht erfüllt,
„ſo muß man ſich Arbeit machen. Ich
„lobe daher ſelbſt Ihr Studium des Ge-
„neralbaſſes, um ſo mehr, da ich bei der
„nächſten Zuſammenkunft Sie darin zu
„überhören mir werde das Geſchäft
„machen können: nur ſo einen unbekann-
„ten Sünder als Wiedeburg ſollten Sie
„nicht ſtudiren. — Vorzüglich aber freut
„mich Ihre Finanzlectüre, die uns neuen
„Stoff zum Schwatzen geben wird, da
„ich Amtshalber mich auch damit habe be-
„kannt machen müſſen. Eine gute Probe
„von Ihren Progreſſen im Finanzfache
„giebt denn auch die Einführung des Lehm-
„patzenbaues. Ich habe die Ehre, mit
„dem Lehmpatzen durch die Göttingiſchen
„Gelehrten Anzeigen bekannt zu ſeyn, und
„kann mir wohl vorſtellen, wie wahr das
„alles iſt, was Sie mir davon ſagen;
„aber was Sie mir nicht ſagen, fällt mir

„ſchwer zu errathen: wie trocknet man ein „ſolches Patzenhaus, wenn man es nicht „wie einen Backofen einheizen will? Giebt „es nicht einen ewigen Lehmdunſt innerhalb „den Wänden? Das will ich alles hübſch „ausſpüren, wenn ich zu Ihnen komme.

„Was meine Arbeiten betrift, ſo habe „ich den Sommer mit wahrer Wuth Ma„thematik ſtudirt. Schade, daß ich in „meinem Leben keinen Lehrer in der Ma„thematik habe finden können: zu der „Wiſſenſchaft hat, glaube ich, wirklich „die Natur mir Gaben, d. h. Stumpf„ſinn und ſtieres Aufmerkungsvermögen ge„geben. Gewuchert habe ich denn auch „mit meinem Bischen Mathematik tüchtig „und dem Magiſter Beck *), der ein Jahr „lang in Sartowitz bei Graudenz als Hof„meiſter ſich vergrub, um ſich da in der „Mathematik feſtzuſetzen, nach Vermögen „fortgeholfen. Wohl zehn Briefe voll „a + x habe ich ihm auf ſeine Anfragen „zugeſchickt. Gottlob, jetzt iſt der junge „Mann Lehrer am Pädagogio in Halle, „von wo aus er mir noch Fragen ſchickt, „obgleich er Klügeln zur Hand hat.

*) Nachher Profeſſor und Schriftſteller, hat Kranſen ein großes Werk dedicirt.

„Das zweite, was ich thue, iſt, ich „fange nun — und erſt nun an, meine „Collegia umzuarbeiten; ſo lange habe ich „es nicht thun mögen, um mich nicht vor „der Zeit zu binden; jetzt iſt es Zeit, um „zu eigenen Arbeiten, wenn Gott Geſund„heit giebt, mehr Muße zu gewinnen. „Giebt der Himmel Kraft, ſo will ich mich „zuerſt in der Mathematik verſuchen, um „mir Credit zu ſchaffen, dann mit Philo„ſophie hinterdrein. Aber am Ende thuts „auch nichts, wenn alles im Pulte bleibt; „es kommt nur darauf an, beſchäftigt zu „ſeyn, und das kann ich trotz Ihnen, nur „daß bei mir weniger zu beſehen iſt, als „bei Ihnen.“

Die Staats- und Landwirthſchaft waren zwar jetzt noch nicht eigentliche Studien für Kraus; aber die in ſie einſchlagenden Gegenſtände bemühte er ſich doch nach allen Seiten und bis in ihre entfernteſten Beziehungen kennen zu lernen. Daß er Staats- und Landwirthſchaftliche Verhältniſſe eſt ganz anders und zwar von Anſichten aus auffaßte, die befremden konnten, iſt daraus leicht erklärlich, weil er ſich von den Gegenſtänden erſt durch eigene Anſchauung einen klaren Begriff zu verſchaffen

ſuchte. Lag nun die Sache ihrem ganzen innern Weſen nach deutlich vor ihm, dann fing er an, über ſie, d. h. über ihren Zweck, ihre möglichen Beziehungen zu andern Dingen ꝛc., wie er es nannte, zu grübeln. Selten ſuchte er ſich über ſolche einzelne Punkte durch Nachſchlagen in Büchern zu belehren; er nahm dann lieber ſeine Zuflucht zu lebenden Quellen, bei ſolchen, die durch reiche Erfahrung ihm über alles klarere Aufſchlüſſe geben konnten, als das etwa darüber nachgeſchlagene Buch, welches ihm auch deßwegen ſo ſelten recht genügen konnte, weil er nicht las, um bloß zu empfangen und aufzufaſſen, ſondern weil bei dem Leſen ihm Fragen über Fragen, Zweifel über Zweifel aufſtießen, die das Buch ihm nicht löſen konnte. Bei ihm mußte aber auch deswegen vieles ganz anders ſich geſtalten, weil ſein auf das Practiſche gerichteter Sinn mit tiefem philoſophiſchen Forſchungsgeiſt vereint war, eine Vereinigung, die ſelten iſt, aber wo ſie ſich findet, immer Neues in dem Gebiete des Wiſſens erzeugt, wo ſie hintrifft. Kraus benutzte alle Gelegenheiten, ſich aus der Erfahrung im Gebiete der Land- und Staatswirthſchaft zu belehren. So machte

er im Sommer dieſes Jahres (1789) mit ſeinem Freunde Sommer eine kleine Landreiſe nach Moditten, wo er ſich mit dem dortigen Förſter, den beide beſuchten, einige Tage lang über Feldwirthſchaft und über die Benutzung und Pflege des Waldes unterhielt. Zu ſolchen Belehrungen dienten ihm auch ſeine Beſuche in Faulen, wie früher ſchon erwähnt iſt; und ſelbſt der Briefwechſel mit ſeinem Freund, dem Herrn von Auerswald, mußte ihm öfters Aufklärungen über dunkle Gegenſtände der Staats- und Landwirthſchaft verſchaffen. — Auch über die in dem letzten Briefe berührten landſchaftlichen Taxen hatte ihm ſein Freund völligen Aufſchluß gegeben. Darauf antwortete Kraus *):

„Ich danke Ihnen für Ihre Deduc„tion der adelichen Wappen und landſchaft„lichen Taxen betreffend. Aber gewundert „habe ich mich, wie Sie mich im Ver„dacht haben konnten, als hielte ich die „Cameraltaxations-Principien für richtiger, „als die landſchaftlichen: ich weiß gar nicht, „ob die Taxen nach Cammerprincipien ge„rade immer, wie Sie mir ſagen, nie-

*) Unter dem 17ten December 1789.

„driger als der wahre Werth ausfallen;
„aber das weiß ich, daß sie durchaus im-
„mer sehr ungenau ausfallen müssen, und
„daß es in der That (trotz den Entschuldi-
„gungen, die Denkendorf in seiner Oeco-
„nomia forensi deshalb anführt) ein er-
„bärmlich lächerlicher Schlendrian ist, diese
„sogenannten Cameralprincipien noch beizu-
„behalten. Ich weiß nicht, wie man
„solche aus den Zeiten der Unwissenheit und
„Dummheit sich herschreibende Scherwenzel
„von Regeln sogar Principien nennen kann!
„Aber genug davon; Aberglauben herrscht
„in allen Departementen, weil er so hübsch
„commode ist.

„Mein Wort gegen Jacobi habe ich
„ehrlich gehalten und ihm vor acht Tagen
„ein Geschmier von 16 Quartseiten, mi-
„kroscopisch fein beschrieben, zugeschickt,
„womit er nun sein Heil versuchen mag.
„Warum ich es Ihnen nicht auch zuschicke?
„Ach! weil ich mich schäme, denn, mein
„Bester, es ist in der That ein klägliches
„Geschmier, weil ich ohne Concept, und
„ohne Frist und Ruhe zum Nachdenken zu
„haben, frisch von der Faust weg schreiben
„mußte, wenn ich meinem gegebenen
„Worte nachkommen wollte, ihn noch dies

„Ihr das Zeug lesen zu lassen. Syko-
„phantisch scheint es nun zwar, daß ich
„durch Abschickung solches rohen Zeuges
„glauben will, mein Wort erfüllt zu ha-
„ben; aber in der That darf ich das glau-
„ben, weil ich mich zu nichts weiter an-
„heischig gemacht hatte, als ihm aus mei-
„nen Papierflicken alles so roh und unaus-
„gearbeitet zu schicken, wie ich es da hätte.
„Indessen sollen Sie, wenn Sie es ver-
„langen, das Zeug — so viel ich nehm-
„lich habe copiren lassen können, haben.
„Ich habe nachdem auf einen dritten Brief
„von Jacobi auch schon geantwortet, und
„zwar so, daß ich hoffe, er werde nicht
„Lust haben, die Correspondenz fortzusetzen,
„die in der That für mich nichts reitzende-
„hat, da ich weder für Kopf noch für
„Herz dabei etwas zu gewinnen absehen
„kann; indem literärischer Wind doch das
„primum mobile von allen diesen Jacobi-
„schen Bublereien zu seyn scheint.

„In Ihren Briefen sehe ich am ersten
„und liebsten das an, was Sie mir von
„Ihren häuslichen Sachen schreiben: ich
„hoffe Ihnen gehts in Ansehung meiner
„eben so. Also nun auch einmal von mir
„etwas Glückliches zu melden, sage ich

„Ihnen, daß ich auf Oſtern eine herrliche, „allen meinen Wünſchen angemeſſene Woh„nung beziehe, bei dem Ihnen wohl be„kannten Oberſtlieutenant Brincken, hinter „der Münze, in einem iſolirten, mit „Gärten hinten und vorne umringten Hauſe. „Ich hoffe mein niedergedrückter, finſterer „Geiſt ſoll ſich durch dieſe Wohnung etwas „wieder erheben und aufheitern, ſo lange „es denn nun auch ſchon dauern mag; „denn, unter uns geſagt, lange werde „ich wohl nicht mehr leben, das fühle ich „ſeit einiger Zeit mehr als ſonſt: thut „nichts, ich bin gefaßt, und wo Ha„mann, Oriovius u. a. ſind, gehe ich „gern auch hin.“

Ueber die Correſpondenz mit Jacobi äußerte ſich Kraus in einem Briefe vom Jahr 1790 auf folgende Weiſe:

„Jacobi hat mir ſchon wieder geſchrie„ben, und eine große Antwort, die ich „über acht Tage erhalten ſoll, vorläufig „angekündigt. Ich will doch ſehen, was „aus der Correſpondenz herauskommen wird. „Mir iſt noch immer nicht ſo recht frei ums „Herz: kann ich aber einſt völliges Zu„trauen zu dem Manne gewinnen, ſo „wird dieſer Briefwechſel für mich eine un-

„gemeine Aufmunterung und Stärkung in „meinen Studien seyn. Den Aufsatz, „welchen ich ihm geschickt, und worüber „er mir nun die gewaltige Antwort zu „schreiben ankündigt, halte ich für Sie zu „schlecht; es ist wirklich Sudelei, aber „es sind Keime von Gedanken darin, die „sich zu einer guten kleinen Schrift über „den Pantheismus ausbilden ließen. Vielleicht giebt mir Gott Gnade und Hülfe, „nächsten Sommer diese kleine Schrift auszuarbeiten; und die sollen Sie dann „durchaus vorher censiren. Ich denke besonders über den Zusammenhang zwischen „Moral und Religion etwas klares und „festes heraus zu denken, welches außer „dem Vergnügen und der Geistesbeschäftigung mir noch durch andere äußere Umstände sich sehr empfiehlt, die ich Ihnen „alle getreulich in den Schooß legen will, „wenn erst die Sache selbst etwas weiter „gedeihet. Nur guten Muth und Stärke „in den Eingeweiden wünsche ich mir; „Fleiß brauche ich mir nicht zu wünschen, „den habe ich schon.

„Schönen, großen Dank für den „Aufsatz von Büsching, der mich nun aller „Sorgen überhebt; obgleich er auch den „Haupt-

„Hauptpunkt der Aufgabe, die mir vor„gelegt worden iſt und die alſo lautete:

„„Kann man annehmen, daß etwa 1480 oder 1490 niemandem ein Familien-Wappen nach Gutbefinden zu malen und zu gebrauchen frei geſtanden?““

„nicht außer allen möglichen Zweifel geſetzt „hat. Denn es iſt immer noch ein Skru„pel, ob z. B. Ihr Agricola, Göden ꝛc. „ihr Wappen nicht vom Landesherrn auf „ihr Anſuchen gegen oder ohne Gebühr, „oder auch ohne Anſuchen aus Gnade er„halten haben.

„Ich ſtudire jetzt Naturrecht und das „Preußiſche Geſetzbuch, und will mich ganz „in dieſe Sache hineinarbeiten; denn es „iſt meine Amtspflicht, und ich habe es „gleichwohl bis jetzt immer ausgeſetzt ge„habt. Vielleicht iſt mir das ſehr zuträg„lich, daß ich von den Wiſſenſchaften, die „ich lehre (die hiſtoriſchen ausgenommen) „mir noch keine Hefte gemacht, keine un„veränderliche Meinungen gefaßt habe: „nur freilich iſt es etwas gewiſſenles gleich„wohl mittlerweile die Sachen gelehrt zu „haben.“

Seit diesem Jahre 1790 scheint Kraus sich mehr als je zuvor mit dem eigentlichen Studium der Staatswirthschaft befaßt zu haben. Keineswegs war die Neigung zu dieser Wissenschaft eine neue Erscheinung seines Lebens, denn offenbart hatte sie sich in ihm schon zu der Zeit, als er Youngs Arithmetik übersetzte. Er erzählte selbst einem seiner nachherigen Freunde: der Umstand, daß er von dem aus Youngs Arithmetik Uebersetzten wenig recht begriffen, deshalb mit aller Anstrengung die wichtigsten Werke über das Finanzwesen und mehreres über Staatswirthschaft studirt habe, um mit neu gewonnenen Einsichten in die Sache wieder an die Uebersetzung zu gehen, habe seine Neigung zum Studium der Staatswirthschaft zuerst angeregt. Die zur Uebersetzung gegebenen Anmerkungen zeugten schon von seinem sichern Nachdenken über staatswirthschaftliche Gegenstände. Schon von Schlözer brachte er eine Vorliebe für Statistik und Staatswirthschaft mit auf den akademischen Lehrstuhl; die erstere hatte mit zu seinen ersten Vorlesungen gehört. Sein practischer Sinn, sein Bestreben, alles Wissen und Denken auf das Leben und auf die Wirklichkeit zur Anwendung

zu bringen, ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit, durch die ihm alles, was ſein Amt von ihm forderte, Sache des eifrigſten Fleißes und der unermüdlichſten Anſtrengung ward, und endlich ſeine Freundſchaft und Bekanntſchaft mit Männern, die mit Geiſt und Liebe im practiſchen Leben arbeiteten, mit denen Kraus ſich über Gegenſtände der Staats- und Landwirthſchaft beſprach, ſein Aufenthalt in Faulen und die Unterredungen mit ſeinem Freunde, der damals Kammerpräſident war: alle dieſe Umſtände trugen, wie an ſich ſchon aus mehreren Stellen ſeiner Briefe hervorgegangen iſt, vielfach dazu bei, ſeine Neigung zur Staatswirthſchaft zu unterhalten und noch mehr zu befeſtigen. Indeſſen recht eifrige Liebe und ſo warmen Eifer, wie bei ihm für die Mathematik und andere Zweige des Wiſſens ſtatt fand, ſcheint er anfangs zu dem neuen Studium, „welches ſeine Amtspflicht von ihm forderte“ doch nicht gebracht zu haben. Sowohl davon als von dem dennoch wegen ſeiner Amtspflicht darauf verwandten Fleiß giebt nachfolgender Brief *) einen Beweis.

*) Geſchrieben am 2ten Pfingſttage 1790.

„Seit geraumer Zeit, besonders seit „Höpfner mir den Antrag zur Reise nach „Faulen in Ihrem Namen gethan, habe „ich mich immer gesehnt, an Sie wieder „einmal zu schreiben, und nie dazu kom„men können: nicht, daß es mir an der „Viertelstunde Zeit gefehlt hätte, wiewohl „mir auch die knapp zugemessen ist, sondern „weil ich durch unablässige Plackereien und „durch erschöpfende Anstrengungen zu Ar„beiten, die Amtspflicht von mir fordert „und vor denen mein Geschmack zurückfährt, „nie zu der ruhigen Gemüthsstimmung ge„langen können, die ich mir wünsche, „wenn ich an Sie schreiben will. Ich be„wohne jetzt ein Logis, so ganz meinen „Bedürfnissen und Wünschen angemessen, „daß ich mit mir selbst Mitleiden habe, in „dieser schönen Lage gleichwohl zu keiner „recht frohen Stunde, oder auch nur ei„nem ruhigen Selbstgenuß kommen zu kön„nen; und ich sehe immer mehr ein, wie „unbeschreiblich wenig es zum Glücke des „Lebens auf Sachen ankommt. Ach! aber „auf Freunde kommt alles an und die habe „ich nicht um mich, weiß mir auch keine „mehr zu verschaffen. Kants Kopf kann „mir den Verlust von Hamanns Herz nicht

„erſetzen; Sie, liebe gute Seele, ſind „mir auf zwanzig Meilen fern, und das „Andenken an noch einen wahren Freund *), „an dem ich mit inniger Liebe hing, hat „ſich, wie Sie aus beiliegendem Briefe „ſehen werden, in das Andenken an einen „Verſtorbenen verwandelt. Auch Sie, „mein lieber Alter, haben während der „Zeit, daß unſer Briefwechſel geruhet hat, „Ihre Leiden gehabt. Du Gott, dieſen „reif und ſtark gebornen Sohn, dachte ich, „würden Sie doch behalten, und ich einſt, „wenn mein Leben es austrüge, als Stu„diendirector ausbilden helfen. Ich hoffe, „Sie werden mittlerweile den bitterſten „Schmerz ſchon verwunden haben, aber „unſere Aſpaſia wird noch lange das An„denken an dieſen Verluſt ohne Wehmuth „und Thränen nicht aushalten können. „Doch beſſer laſſe ich dieſe niederſchlagende „Vorſtellung unerneuert.

„Zu Ihnen zu kommen, wünſcht Ihr „Freund Kraus mit der wahren Inbrunſt „eines Liebenden, aber der ſchulgerechte

*) Unter dieſem Freund meint er ſeinen vielgeliebten Ständel, deſſen Ihm ſpäter erwähnt werden iſt.

„Professor Kraus verbietet unerbittlich, die „Amtspflicht, die hier zu bleiben fordert, „hintanzusetzen: und in Amtssachen ge„horcht der Freund dem Professor wie billig, „obgleich es ihm hart genug ankommt. „Auch auf die Hundetagsferien wird es sich „diesen Sommer nicht thun lassen, Ihr „mir in der That liebes Faulen zu sehen.

„Erfreuen Sie mich doch einmal wie„der mit Nachrichten von Ihren Geschäften „und Ihrer Wirthschaft; ich kann leider „von meinen Geschäften nicht viel erfreuli„ches sagen; es ist, als ob ein Unsegen „darauf ruhete. Nun Gott wird helfen. „Bleiben Sie mittlerweile, wie es auch „mit meinen literarischen Arbeiten gehe, „mein lieber Alter, damit ich doch einen „Menschen habe, an den oder an dessen „Andenken sich meine Seele anhängen kann, „damit sie nicht ganz verwelke und nieder„sinke."

Noch immer in das Studium der Mathematik tief vergraben und mit der Staatswirthschaft sehr beschäftigt, nahm er an den politischen Angelegenheiten der Welt (so sehr er auch auf sein academisches Prädikat Politicus einen besondern Werth legte) nicht großen Antheil. Nur Frank-

reich, deſſen erwachter Volksgeiſt, damals noch nicht in die nachmalige ungebändigte politiſche Volkswuth ausgeartet, wie in England, ſo auch in Deutſchland viele ſelbſt hell ſehende Köpfe zu großen Hoffnungen und Erwartungen einer neuen politiſchen Geſtaltung Europas zu berechtigen ſchien, zog durch die mit jedem Tag ſich erneuernde Umwandlung der Dinge Krauſens ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und bildete ihn in ſeinen politiſchen Anſichten ganz zum Republicaner um. „Die Publica (mein lie„bes, wiedergeborenes Frankreich ausge„nommen) ſind eben nicht ſo beſchaffen, „daß man daran gern und lebhaft Antheil „nehmen könnte: will man alſo ſeine An„lage zum Mitgefühl nicht ganz erſtarren „und abſterben laſſen, ſo bleibt nichts „übrig, als daß man was an Publicis ab„geht, doppelt durch Privata zu erſetzen „ſuche.“

Für ſein Studium der Staatswirthſchaft wurde das Jahr 1791 nun entſcheidender. Immer tieferes Eindringen in den Geiſt dieſer Wiſſenſchaft und immer angeſtrengteres Forſchen in den einzelnen Theilen derſelben zogen ſeinen Geiſt auch immer mehr an. Wo ihm literariſche Werke und

Hülfsmittel kein Licht gaben, nahm er, wie er auch in andern Wissenschaften that, seine Zuflucht zur practischen Erfahrung und zur Erkundigung bei Freunden. Schon im Anfang dieses Jahrs schrieb er in solchen Angelegenheiten:

„Ich erbitte mir von Ihnen Belehrung „über folgende zwei Fragen:

„1. Wenn ein adeliches Gut mit Unter„thanen verkauft wird, wird im Kauf„anschlag auch der Werth der Unter„thanen in Anschlag gebracht? und „welche Taxationsprincipia beobachtet „man in Absicht der Unterthanen als „Gutsinventarium betrachtet? Was „ist eine unterthänige Seele a, männ„lichen b, weiblichen Geschlechts, unter „und über 20 Jahren im Güterver„kauf werth? — Oder anders: wie „werden die Deteriorationen, die durch „Freilassung oder Vertreibung oder „Wegnehmung (ich weiß daß letzteres „verboten seyn soll) der Unterthanen „ein Gut erlitten, bei Processen zum „Behuf der Schadenersetzung taxirt? „Sie sehen wohl meine Absichten bei dieser „Frage. Der einzige Grund, den die „Herren der mit Unterthanen besetzten Güter

„gegen die Aufhebung der Unterthänigkeit „anführen können, iſt, daß ihnen die „Unterthanen Geld gekoſtet haben; nun „muß man doch wohl fragen, wie viel „Geld koſtet denn eine Menſchenſeele in „Preußen? Mag doch die Unterthänig„keit dem Staat unentbehrlich, dem Adel „höchſt nützlich ſeyn, ich will das, ſo toll „es klingt, herzlich gern zugeben, und nur „über die einzige ſchulfüchſiſche Catheder-frage „Licht haben: Worauf beruht das Recht „eines Gutsbeſitzers und wiefern könnte er „über Unrecht klagen, wenn der Staat „ſagte: Du mußt jeden Menſchen gegen „Löſegeld loslaſſen; und nach welchem „Princip würde das Löſegeld anzuſchlagen „ſeyn, was er annehmen müßte, ohne ſich „über Unrecht beklagen zu können, wenn „es ihm ein Unterthan ſelbſt oder z. B. „ich für einen Unterthan aufdränge? denn „bekanntlich kann ja das im Edict beſtimmte „Löſegeld nicht aufgedrungen werden, ver„muthlich weil es kleiner iſt, als was ein „Unterthan beim Kauf koſtet.

„2. Nach welcher Methode könnte man „wohl eine ohngefähre Schätzung der „unterthänigen Menſchen in Preußen „machen? Wie mag ſich die Zahl der

„Unterthänigen zu der Zahl der Freien,
„theils im ganzen Königreich überhaupt,
„theils auf dem platten Lande insbe-
„sondere verhalten? Wenn man nun
„die Zahl wüßte und den Preis des
„Lösegelds, so wäre es doch artig,
„das Capital zu berechnen, was den
„Gutsbesitzern bezahlt werden müßte,
„wenn sie wegen des Unrechts (denn
„blos von Unrecht kann die Rede seyn)
„das ihnen durch Aufhebung der Un-
„terthänigkeit widerführe, entschädigt
„werden sollten. Zwar würde ich,
„wenn ich Unterthan wäre, mir ge-
„trauen unüberwindlich zu beweisen,
„daß dieß Capital vielmehr uns Unter-
„thanen als euch Gutsbesitzern zur
„Entschädigung bezahlt werden müßte;
„indeß mag das Umgekehrte recht seyn:
„immer wäre es doch gut, die Sache
„endlich auf eine bestimmte Geldsumme
„gebracht zu sehen. Denn so lange
„Güter mit Unterthanen für Geld zu
„haben sind, so lange müssen auch
„die Unterthanen allein betrachtet, ir-
„gend einen Geldwerth haben; und
„wenn man den Geldwerth zurückbe-
„zahlt, muß dem Gutsherrn alle

„Ausrede über Unrecht rein benommen
„seyn.

„Ich will Ihnen wohl einmal genauer sa-
„gen, was mir die Fragen sehr interessant
„macht; so viel will ich nur allgemein
„sagen, nicht des Kammergerichtsraths
„Klein Schrift über Freiheit und Eigen-
„thum, wo er meint, daß die Franzosen
„sehr unrecht gethan die Herrenrechte ohne
„Ersatz aufzuheben, (welches ich auch glaube)
„sondern ein neu von Carmer entschiedener
„sehr merkwürdiger Reichsfall einen Unter-
„than aus Groß-Klingbeck betreffend; und
„andere Fälle in Actenstößen vor mir, ma-
„chen mir die Fragen so interessant."

Die Erbunterthänigkeit war auch nachher sehr oft ein Gegenstand des Gespräches mit verschiedenen seiner Freunde; und er bestritt sie mit einem Eifer, wie er nur in einer so reinen, freien, allen Druck und alle Knechtschaft hassenden Seele denkbar war. Folgender Fall, den er in den Acten gefunden hatte, könnte wohl der nehmliche seyn, dessen er im vorigen Briefe erwähnt. Der Sohn eines Schulzen hatte die Tochter eines Erbunterthanen auf den Gütern des alten frommen Grafen D.... in andere Umstände gesetzt, und bekam sie

endlich nach großem Widerstande von der Erbunterthänigkeit freigesprochen, um sie zu heirathen. Sie gebar ihm einen Sohn, und als dieser entwöhnt war, forderte ihn der alte Graf als seinen Erbunterthan auf seine Güter zurück, weil er auf seinem Grund und Boden und in der noch bestehenden Erbunterthänigkeit der Mutter erzeugt worden sey. „Das ist abscheulich", sagte Kraus zu seinem Freund, dem Medicinalrath Hagen, dem er diese Geschichte mittheilte, „ich habe das öffentlich im Au„ditorium erzählt, wo der Herr Vetter „dieses Grafen saß. Alle Zuhörer äußer„ten ihren Abscheu vor der Forderung des „Grafen. Diese Schande der Menschheit „muß aufhören; dahin vorzüglich soll mein „Bestreben gehen." *)

Um sich bei dem strengen Studium so ernster Wissenschaften zu erholen und sich in der Zeit, wo er mit so inniger Seele an dem in Frankreich neuerwachtem Geiste hing, über dieses Landes Beschaffenheit und Sitte genauer zu belehren, las er im

*) Darüber vergleiche man Krausens Ideen in seinen Briefen an den Herrn v. A. die schon im 2ten Th. seiner vermischten Schr. abgedruckt sind.

Juni Thümmels Reiſen und ſchrieb darüber an ſeinen Freund:

„Seit wohl zwei Jahren habe ich wohl „kein einziges Buch zum Vergnügen geleſen. „Himmel! was das Faſten für Appetit „giebt; da las ich Thümmels Reiſen in „die ſüdlichen Provinzen von Frankreich, „und empfand dabei eine Wonne, die mich „an meine Jugendfreuden ſo lebhaft erin„nerte, daß ich nicht wußte, wie mir „geſchah, und mich nun ausnehmend ge„tröſtet fand, daß ich doch noch eines „menſchlichen Gefühls, für das ich ſchon „ganz erſtorben zu ſeyn glaubte, fähig „bin.“

Einen friſchen Antrieb bekam ſein Eifer im Studium der Staatswirthſchaft durch die Anweſenheit des damaligen Finanzraths (nachherigen Miniſters) Struenſee. Die Unterredungen mit dieſem Manne belebten ihn aufs neue und gaben ſeinem Geiſt friſche Spannkraft. Als er daher aus einer Geſellſchaft zurückkehrte, wo er mit Struenſee viel über dieſes Fach geſprochen hatte, äußerte er zu einem Freunde: „Nun ſoll „die Mathematik eine Weile ruhen; ich „will mich mit ganzem Ernſt mit dem Fi„nanz- und ſtaatswirthſchaftlichen Weſen

„beſchäftigen, denn da wird ſich noch am
„erſten etwas Gutes ausrichten laſſen, wenn
„die jungen Leute, die bei der Kammer
„und in andern Aemtern arbeiten, beſſere
„Begriffe bekommen.“ So bekam ſeitdem ſein Studium eine feſtere Richtung auf dieſe Gegenſtände. Aber auch ſeine niedergeſchlagene Gemüthsſtimmung und Laune ward von neuem aufgerichtet und erheitert. D. Bieſter, Krauſens alter Freund begleitete den Finanzrath Struenſee und logirte bei Kraus. Dieſer ſchreibt darüber *):

„D. Bieſter hat auf ſeiner Bereiſung
„Preußens, die er mit dem Finanzrath
„Struenſee im Mai und Juni anſtellte,
„12 Tage bei mir logirt. Das gab eine
„tüchtige Diverſion in meiner einförmigen
„Wirthſchaft. Was ich da alles für Zeug
„vernommen habe! Es wäre tragiſchkomiſch
„genug, um uns auf die Hundstage in
„Faulen damit zu amuſiren, wenn ich nur
„abſehen könnte, dieſe Hundstage dort zu-
„zubringen.

„Der junge, ach noch immer junge
„† † † iſt wahrhaftig noch immer, was
„er war. Kennen Sie ſeine Frau? Ich

*) Unter d. 27ſten Juni 1791.

„weiß freilich nicht, was eigentlich an
„weiblicher Affectation iſt; nur, wenn
„ich unſere ..... zum Muſter nehme, iſt
„† † † Gemahlin das wahre Widerſpiel.
„Ich weiß nicht, ob Sie mich ſchon vis
„à vis einer affectirenden Dame geſehen
„haben: es iſt immer ſehenswerth, denn
„etwas ſtockdummeres kann die Sonna
„nicht beſcheinen, als ich dann bin. Auch
„habe ich ihr auf eine Frage, womit ſie
„mich blitzſchnell, mittlerweile daß ich in
„Meditationen über Natur und Kunſt ver-
„tieft war, aus dem Traume ſchüttelte,
„eine Antwort gegeben, die wahrlich alles
„übertrift, was man ſich von einem Gim-
„pel ſtupides denken kann. Schriftlich
„wäre ich nicht einmal im Stande, Ihnen
„dieſe Frage und Antwort vorzulegen, ſo
„toll iſt beides.

„Ich würde Sie bitten, mich doch
„wiſſen zu laſſen, was Sie in der langen
„Zeit getrieben haben, wenn mir nicht
„die Sünde aufs Herz fiele, Ihnen nichts
„von meinem Leben geſagt zu haben. So
„viel kann ich nur ſagen, weil es kurz iſt,
„daß ich alle meine Erholungsſtunden noch
„immer der Mathematik widme, und nun
„nach gerade Land ſehe. Ich hoffe, wenn

„mich Gott erhält, binnen Jahresfriſt „complet mit meinem Curſus fertig zu ſeyn. „Dann gehts an die lieben Alten und an „Philoſophie à ma manière. Es kommt „hier bei Nicolovius eine gelehrte Zeitung „heraus. Ich werde aber nicht daran ar„beiten, denn ich finde noch immer nöthig, „vorerſt zu lernen, ehe ich ſchreibe.“

Kurz nach Bieſters Abreiſe hatte Kraus eine noch größere Freude: er ſah ſeinen alten Freund, ſeinen theueren Philippi wieder. „Sie werden ſchon wiſſen“, ſchrieb er an den Herrn v. A., „daß bald „nach Bieſters Abreiſe mein älteſter Freund „Philippi *), der einen Brief an Sie „(wenn ich nicht irre) vom B. v. Schrötter mitgebracht, hier angekommen iſt. „Er logirt bei mir. Noch immer iſt er „der alte. Auf einmal tritt, da ich in „meinem Garten in Fluxionenrechnung ver„tieft ſitze, ein eleganter junger Mann „vor mich hin und ſieht mit ſtummem Lä„cheln mich eine Weile an. Wo Himmel! „kommen Sie her? brach ich aus, und „nun gings an ein Lachen. Er hatte mir „von ſeiner Ankunft keine Sylbe geſchrieben. „Hätte

*) Damals Cammergerichtsrath.

„Hätte ich Sie doch nun auch hier, lieber „Gott, was ich glücklich seyn würde. Ich „könnte ein Buch über die Beobachtungen „voll schreiben, die ich bei der Wieder„erinnerung an die alten Jugendverhältnisse „über mich jetzt mache, und bei Biesters „Anwesenheit gemacht habe. Der Contrast, „wie man das Alte jetzt ansieht, und wie „das Jetzige aus dem frühern Jugendge„sichtspunkt angesehen, erscheint, ist son„derbar und lehrreich.

„Vor mein Leben gern käme ich diesen „Sommer zu Ihnen, aber ich sehe die „Möglichkeit nicht ab. Philippi bleibt „wohl bis zum 20sten bei mir und dann „läßt sich doch auch nicht so fortreisen.

„Mit der Mathematik hoffe ich erst „diesen Sommer fertig zu werden, und „dann habe ich meinen Zweck erreicht, der „mir seit meinen frühesten Studenten-Jah„ren als das Interessanteste und Wünschens„wertheste auf dem ganzen Felde des mensch„lichen Wissens vorgeschwebt hat. Fast „ist mir angst, daß ich über dem trockenen „$x + y + z$ alles Gefühl fürs Schöne, „allen Schwung von Phantasie, alle Re„gungen von Sinn auf ewig verloren habe. „Ich werde mich trösten müssen, wenn ich

„bei der Probe, irgend etwas aufzuſetzen,
„wozu Geiſt, Geſchmack, Phantaſie ge-
„hört, dieſe Beſorgniß beſtätigt finde. In
„meinen früheſten Jahren brauchte ich Ma-
„thematik, die ſchon Plato ein Reinigungs-
„mittel der Seele nennt, gegen Anfech-
„tungen beſonderer Art; jetzt finde ich in
„ihr ein Beruhigungsmittel gegen alle An-
„wandlungen von Mißmuth und übler Laune;
„es iſt mir, wenn ich in meinen x a mich
„vertiefe, ſo ſanft und wohl zu Muthe
„als dem Onkel Toby, wenn er auf die
„glatte Waſſerfläche des Teiches ſah, zu
„dem er hinlief, ſo oft ſein Gemüth be-
„unruhigt war, um es durch den Anblick
„zu beruhigen und zu erheitern."

Das Studium der Mathematik bis zu einem gewiſſen Ziel zu beendigen, beſchäftigte ihn noch den ganzen Sommer und Herbſt. Selbſt der Briefwechſel mit ſeinem Freund unterblieb bis in den December; da ſchrieb er *):

„Bald möchte ich den Brief mit: Hoch-
„wohlgeborener Herr, Hochzuehrender Herr
„Geheimerath ꝛc. anfangen, ſo verlegen
„finde ich mich das alte: Mein Theuer-

*) Am 19ten Dec. 1791.

„ſter, mit meinem Benehmen, da ich ein
„halbes Jahr ſtillſchweige, und dann auf
„einmal, mir nichts dir nichts, mit ei-
„nem Auftrage, wieder 100 Rthlr. in der
„Landſchaft unterzubringen, als wären Sie
„mein wirklicher curator bonorum, aufge-
„zogen komme, zu reimen. Ich wollte
„wetten, daß, was ich auch für Entſchul-
„digungskünſte brauchen wollte, Sie ſicher
„ſchon in einem oder dem andern Briefe
„von mir dieſelbe Kunſt gebraucht finden
„würden; ſelbſt das ſonſt ſehr paſſende,
„daß ich ſündige, damit die Gnade deſto
„mächtiger werde, habe ich, dünkt mir,
„ſchon abgenutzt. Es bliebe alſo am Ende
„wohl nichts, als eine unverſchämte Stirne
„übrig, mit der ich mich, ohne ein Wort
„zu ſagen, ſo vor Sie hinſtellte, als
„verſtände ich es nicht beſſer: aber damit
„geht es auch nicht, weil Unwiſſenheit
„und Liebloſigkeit, worauf doch Unver-
„ſchämtheit beruhet, ſich eben ſo wenig,
„wenn man ſie nicht ſchon hat, anſchaffen
„läßt, als der Froſt von den Bäumen
„durch Strohconductors, nach der Erfin-
„dung jenes Böhmiſchen Ritters, ſich ab-
„leiten laßt. Am beßten iſt's wohl, daß
„ich meinen alten Glauben an Ihre Freund-

„schaft festiglich anzufangen fortfahre, mit „dem Zutrauen, daß wenn Sie einer sol„chen Freundschaft satt sind, Sie Ihren „Gläubigen davon zu benachrichtigen noch „immer liebreich genug seyn werden.

„Hundert Thaler also wären es, die „ich an diesem Termin anzubringen wünschte, „doch so, daß wenn der Antrag zu spät „kommt, ich Sie bei aller Ihrer alten „Liebe bitte, meinetwegen nicht die geringste „Ungelegenheit zu übernehmen, denn den „100 blanken harten Thalern wird es nicht „schaden, wenn sie auch ein halb Jahr „still liegen müßten. Noch habe ich keine „100 Rthlr. gehabt, die ich mit solcher „Affection angesehen hätte, als gerade diese; „denn keine habe ich noch so gewissenhaft „im vollsten Sinne des Worts verdient, „als diese, die ich an Honorar für ein „Privatissimum in der Mathematik von ei„nem jungen Manne, der einst von der „Wissenschaft leben will und sie auch treff„lich gefaßt hat, mit einem Handkuß oben„ein erhalten habe. Der junge Mann „geht nach Potsdamm an das Ingenieur„corps. Ach! es liegt für Jünglinge, „zumal in den Zeiten der Anfechtung, et„was überaus heilsames in dem Studium

„der Mathematik. Ich selbst habe sie in „solchen Jahren als Reinigungsmittel des „Gemüths, wofür Plato sie schon erklärt „hatte, erprobt, und es ist mir damit „gelungen, damit wirkliche Gemüthscuren „zu verrichten. Lesen Sie zur Probe bei„liegenden Brief eines Jünglings, der am „Hofe des Großfürsten in Petersburg „(wahrlich kein Wunder!) der Verführung „unterlag und den es mir hier gelang durch „Mathematik zu heilen; zu heilen, sage „ich, denn, nicht mahr, mein Theuerster? „wer eine solche Höllenfahrt der Selbster„kenntniß zu unternehmen und zu bestehen „weiß, der ist geheilt oder wenigstens ge„reinigt genug, um fortan bloßer Stär„kungsmittel zu bedürfen. Meine Antwort „auf den Brief habe ich leider nicht in „Abschrift behalten, aber versuchen Sie „einmal nachzudenken, was Sie wohl dar„auf würden geantwortet haben.

„Ich habe nun meine Mathematik seit „Michaelis, da mich mein Lehrling verließ, „vor der Hand abgeschlossen, und mich ganz „in das Studium des Naturrechts geworfen. „Zehn Jahre lang bin ich nun schon Pro„fessor der Moral und des Naturrechts und „gleichwohl habe ich in der Zeit eher alles

„andere, als gerade dieſe meine Pflich-
„ſtudien bearbeitet: wie es immer ſo geht,
„daß man Steckenpferde lieber hat als Be-
„rufsſachen. Aber nun hole ich alles deſto
„kräftiger nach, wobei mir eben das zu
„ſtatten kommt, daß ich dieſe Wiſſenſchaf-
„ten zeither als bloßer Volontair getrieben
„und mich vor allzufrühem Abſchließen be-
„wahrt habe. Zur Schriftſtellerei ſammele
„ich was ich kann; habe auch namentlich
„von Mathematik allerlei in Brouillon,
„das Ausarbeiten aber will ich bis nach
„meinem Rectorat, das mich künftigen
„Sommer trift, ausſetzen. So viel von
„mir.“

Im Frühling des Jahrs 1792 übernahm Kraus das Prorectoramt, eine Ehre, von welcher er wegen der damit verbundenen Geſchäfte und Störungen nicht ſehr viel hielt. Die gewöhnlichen formellen Amtsgeſchäfte, wozu oft weniger Geiſt als vielmehr geſunde Fühlhörner und ein gewiſſer practiſcher Griff gehören, waren ſeinem nur in und für die reine Wiſſenſchaft lebenden und wirkenden Geiſt immer zuwider, weil ſie, wie er meinte, den Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit mehr ertödteten, als Gelegenheit zum Denken und Weiterforſchen

darbäten. Academische Formelleute waren ihm daher unausstehliche Menschen; wohl aber schätzte er solche, die bei ihrem academischen Geschäftsamte bewiesen, daß sie von dem wahren Geist der deutschen Universitäten ergriffen seyen. Die damals gewöhnliche Betreibung der Senatsgeschäfte erklärte er für zu fremdartig mit dem Zweck des Professorlebens, und sprach daher sehr oft davon, daß er aus dem Senat ganz ausscheiden wolle. Nicht leicht verließ er eine Senatssitzung ohne Aerger und Unwillen, theils über die Kleinigkeitskrämerei, die darin herrschte, theils wegen der Geistlosigkeit der Senatsverhandlungen, theils wegen der Verkehrtheit, wie zuweilen Dinge von Wichtigkeit abgethan wurden. Das öftere inhaltslose Gezänk seiner Collegen Holzhauer, Mangelsdorf und anderer Senatoren verstimmte ihn oft mehrere Tage hindurch. Von Mangelsdorf wurde er einmal im Senat so empfindlich beleidigt, daß er in eine Art von Ohnmacht fiel, die ihm beinahe das Leben kostete. Er besuchte daher nachher auch keine Senatssitzung weiter und wurde somit auch des ihm lästigen Rectorats überhoben. Mangelsdorf, der wilde kraftvolle Mann, wie ihn Kraus

nannte, hatte ſich bloß deßhalb einen ſo derben Ausfall auf Kraus erlaubt, weil dieſer ſein Collegium der Moral in die Stunde von 9 bis 10 Uhr, die des Hiſterions öffentliche Lehrſtunde war, verlegt hatte. Dieſer Kränkung ungeachtet änderte Kraus ſein Urtheil nie über Mangelsdorf, ſprach nie von ihm nachtheilig, lobte vielmehr auch nach wie vor deſſen kräftige Ehrlichkeit, ſchätzungswerthe Geradheit und große Geſchicklichkeit und Kenntniß in ſeiner Wiſſenſchaft. Nach Mangelsdorfs Tod nahm er ſich deſſen Familie mit der herzlichſten Wärme an. Auch die Decanatsgeſchäfte waren ihm zuwider, ſo daß er auch dieſe zuletzt aufgab, um bloß academiſcher Lehrer zu ſeyn und als ſolcher ganz ſeiner Beſtimmung zu genügen.

Das Rectorat in dieſem Jahr (1792) hinderte ſeine Arbeiten nicht wenig. An ſchriftſtelleriſche Beſchäftigungen konnte er gar nicht kommen, zumal da ihm das Ausarbeiten ſeiner Vorleſungen über das Naturrecht alle Zeit raubte, die ihm von ſonſtigen Geſchäften übrig blieb. Er erklärt ſich ſelbſt darüber in folgendem Briefe *):

*) Unter dem 22ſten April 1792.

„Als ich bei Eröffnung des Packets,
„das ich zu Anfang dieses Jahres von Ih-
„nen erhielt, bei den Pfandbriefen den
„Zinsschein und kein einziges Wort von
„Ihrer Hand erblickte, ergriff mich der
„wehmüthige Gedanke, mein einziggeliebter
„Alter sey vielleicht der Curatel über seinen
„in Absicht auf Correspondenz höchst sahr-
„läßigen Curanden müde. — Was nun
„die Curatelsachen anlangt, so schickte ich
„im December meinem Magister Beck in
„Halle (er ist mein Zögling in der Mathe-
„matik und zwar durch Briefe habe ich ihn
„darin unterrichtet) 12 Ducaten; im Ja-
„nner bekam ich durch Zufall einen armen
„Kranken in mein Haus, der mir auch
„viel gekostet hat; einem meiner Lieblinge,
„einem hoffnungsvollen jungen Mann, Na-
„mens Nitsch, den ich im März nach
„Berlin zu gehen bewog, weil ihn hier
„ein eigener Unstern befallen hatte, gab ich
„20 Rthlr. zur Unterstützung mit, und
„dann endlich habe ich mir einige nothwen-
„dige Kleider angeschaft, samt einer eben
„nicht nothwendigen seidenen Weste, der
„ersten, die ich als Professor auf meinem
„Leibe trage. An diesem Luxus hat der
„leidige Umstand Schuld, daß man mich

„jetzt Ew. Magnificenz nennt, wofür ich „wahrlich nicht kann, weil dieser Umstand, „nach dem Kalender, jedes Senatsglied „der Reihe nach unabwendlich trift. Ich „hoffe Sie werden diese Entschuldigungen, „warum ich nur 50 Rthlr. im jetzigen Ter„min anbieten kann, gelten lassen; wo „nicht, so bin ich erbötig, wenn Sie „mir bis zum Ende des Julius Frist ge„statten, 100 Rthlr. einzuliefern.

„Ihr Freund Wedecke *) hat mir durch „eine Ihnen vielleicht schon bekannt ge„wordene Anwerkung zu einer seiner Recen„sionen in der Nicolovius'schen gelehrten „Zeitung, wo er äußert, daß Fanatiker „über mich, als über den unerschütterlich„sten Damm gegen die einbrechende Fluth „der Schwärmerei klagen, in der besten „Absicht vielleicht einen sehr üblen Dienst „erwiesen. Gott weiß am besten, wie „wenig ich mich um Schwärmer und ihre „Operationen bekümmere; ein Damm kann „nicht unwissender seyn, daß er Fluthen „widersteht, als ich es bin, daß ich der „Schwärmerei widerstehen soll. — Ach,

*) Starb als Doctor der Theologie und Oberhofprediger in Königsberg.

„ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie „herzlich ich mich ſehne, einmal nach ſo „langem Schmachten wieder an Ihrer Seite „zu ſitzen und mich über dieſe und unzäh„lige andere Sachen, die, ſeit mein Ha„mann mir entriſſen iſt, verſchloſſen in „meinem Buſen liegen und von Zeit zu „Zeit meine Seele drücken, in Geſprächen „wie nur wir beide ſie gegen einander füh„ren können, auszulaſſen und zu erleich„tern.

„Seit drei Jahren habe ich nicht eine „Zeile geſchriftſtellert. Bis Michael war „ich in meine Mathematik begraben. Seit „Michael arbeite ich vornehmlich meine „Vorleſungen über das Naturrecht aus, „die ich ſonſt, wie auch die andern nicht„hiſtoriſchen Vorleſungen, meiſt ohne Con„cept und daher auch nicht immer gleich „gut hielt, ſtatt daß ich jetzt mir die Ar„beit für die Zukunft ſehr erleichtert habe. „Der junge wackere Mann, deſſen Brief „Sie als ein moraliſches Phänomen an„ſahen, hat mich veranlaßt, über das „Verhältniß der Religion zur Moralität „und über die Theorie der Tugendmittel „überhaupt viel zu grübeln. Jetzt ver„ſuche ich meine Grübeleien zu Papier zu

„bringen; aber ich erstaune über mein Un-
„vermögen und sehe nun ein, daß ich nach
„so langem Aussetzen aller Art von schrift-
„stellerischen Ausarbeitungen mich nun mit
„Gewalt ins Geleis bringen muß, wenn
„ich nicht für immer untüchtig dazu werden
„will.

„Ich lege noch einen Brief von mei-
„nem Seelenpflegling bei. Die ganze
„Correspondenz mit diesem wahrhaft edeln
„jungen Manne sollen Sie, und nur Sie,
„einmal zu sehen bekommen. Sie sind ein
„Verehrer der Religion; ich bin es auch,
„und seit einiger Zeit wärmer als zuvor;
„ich hoffe auch meinem Pflegling diese Hin-
„neigung einzuflößen: aber, mein Ein-
„ziger, brauche ich es Ihnen zu sagen,
„daß nach meinen Begriffen Aufrichtigkeit
„und Lauterkeit die Grundlage und uner-
„laßliche Bedingung aller Religion ist, de-
„ren Wesen in dem lebendigen und geläufi-
„gen Gedanken besteht, daß meine Seele
„jeden Augenblick durch und durch geschaut
„wird von ihm, von dem ich alle meine
„Kraft zu denken, zu empfinden und zu
„handeln habe. Brauche ich es zu sagen,
„daß eben daher mein Seelenpflegling bei
„seiner anscheinenden Irreligion mir schät-

„barer iſt, als die Frommen, deren Mund „von Gottſeligkeit überfließt, und die ge„legentlich lügen, verläumden, auch wohl „förmlich einmal betrügen. Ich darf mei„nen Briefen Thatſachen der Art nicht an„vertrauen, die ſich mir aufdringen, ſo „gern ich ſie losſeyn und ignoriren möchte.

„Feſſelte mich das Rectorat nicht, es „ſollte mich nichts in der Welt halten, „dieſen Sommer bei Ihnen zu ſeyn. Gott „weiß, wie wenige Sommer wir noch ein„ander ſehen können. —

„Mein Studiren", ſchrieb er am 11ten Mai, „ruht jetzt über den, nicht „eben Arbeiten, aber Stöhrungen, die „das Rectorat macht; indeſſen wird alles „mit der Zeit erträglich. Ach ich kann „Ihnen nicht beſchreiben, wie gerne ich „dieſen Sommer bei Ihnen wäre! Meine „Seele vertrocknet nach gerade, wenn ich „länger als ein Jahr des Labſals entbehren „ſoll, ſo recht auf alle Art in Unterredun„gen, wie ich ſie jetzt mit niemanden „auf der Welt als Ihnen halten kann zu „erquicken." —

Dieſe Abgeſchloſſenheit ſeiner Gemüthswelt, dieſe Beſchränktheit auf ſich ſelbſt fühlte Kraus nie mehr als jetzt, wo er

zwar noch viele Bekannte, selbst warme Freunde in seinem nahen Umgang hatte, aber unter allen doch keinen so innigen Vertrauten finden konnte, dem er seine Seele mittheilen konnte. Selbst ein Freund, an dem er sonst mit warmer Liebe hing, war ihm doch das nicht, was ihm durch Hamann war entrissen worden, ersetzte ihm der nicht, welchem er nur in Briefen sein Herz mittheilen konnte. Jener Freund war Fischer, Pfarrer am Königlichen großen Hospital zu Königsberg. Da Kraus selbst gestand, er habe den ganzen Werth dieses höchst achtungswerthen und liebenswürdigen Mannes, dieses wahrhaft engereinen Apostels der Wahrheit und Menschenliebe zu spät kennen gelernt, so wird sich füglicher an einem andern Ort dieser Lebensbeschreibung von ihrer Freundschaft sprechen lassen. Ein unschätzbarer Gewinn für Krausens gefühlvolles Herz, das sich so gern an ein Herz anschloß und eine so hohe Wonne in deutscher warmer Freundschaft fand, würde es gewesen seyn, wie vieler Klagen über die Einsamkeit der Welt ohne Freunde in der Nähe wäre er überhoben worden, hätte er schon früh gewußt, was seinem Herzen Fischer seyn konnte.

Sie ſtanden ſich jetzt aber noch zu fern und Kraus war ſomit ganz auf ſich ſelbſt beſchränkt. Seine Zuhörer, die mit immer größerer Liebe ihm anhingen, waren ſeine gewöhnlichſten Beſuche, die er erhielt; ſie lernten aus ſeinen Vorleſungen immer mehr den Mann kennen, deſſen Geiſt in die Wiſſenſchaft ganz verſenkt zu ſeyn ſchien. Seine Collegia wurden daher jetzt ſehr zahlreich beſucht; der Eifer des Lehrers wuchs in dieſer Aufmunterung; er fühlte ſelbſt, daß ſeine Vorträge immer im Werthe ſtiegen. Seine ökonomiſche Lage verbeſſerte ſich daher auch ſehr anſehnlich. „Meine „Collegia, ſchrieb er *), bringen mir je „länger je mehr ein, weil ich ſie je länger „je beſſer leſe, und weil die Studenten „mich eben darum auch je länger je beſſer „bezahlen, ohne daß ich ſie je zu mahnen „brauchte... Von Ihrem Winterfeld las „ich kürzlich einen kleinen Aufſatz im „Schleswigſchen Journal über den Urſprung „des Namens „beider Sicilien.“ Es iſt „doch brav, daß er ſich ſo zu amüſiren „weiß. Das werden Sie einſt, wenn ſie „des Geſchäftlebens müde, ſich in ſich ſelbſt

*) Am 3ten Nov. 1792.

„zurückziehen werden, auch thun, denn „auf die Länge werden Sie doch des ewi„gen Rumorens müde werden müſſen. „Sie müßten denn, was ſich freilich mit „den Jahren findet und ich zu meinem an„genehmen Staunen an mir ſelbſt bemerke, „mit den Jahren kühler und gelaſſener „werden.

„Von Neuigkeiten wiſſen wir wohl alle „beide gleich viel und die ſind es nicht werth „in einem freundſchaftlichen Briefe einen „Platz einzunehmen. Man lebt beſſer in „einer idealen Welt, als in dieſer wirkli„chen, und Dank meiner Lage, die mir „das Leben in einer Idealwelt ſo ſehr er„leichtert."

Sein reicheres Einkommen aus ſeinen Vorleſungen machte ihm Freude, weil er darin die Werthſchätzung der behandelten Wiſſenſchaft von Seiten ſeiner Zuhörer erkannte. Keiner, der Kraus gekannt hat, wird in ſeiner Aeußerung darüber auch nur die geringſte Spur von Eigennutz oder Geldbegierde entdecken wollen. Er ſpricht ſich darüber ſelbſt in einem Briefe *) aus. „Wenn

*) Vom 14ten Nov. 1792.

„Wenn ich von irgend einem Fehler mich „ganz rein glaube, ſo iſt es Eigennutz. „Ich würde Ihnen ſelbſt, der Sie mich „am genauſten und längſten kennen, Trotz „bieten, mir aus meinem Leben einen ein„zigen Zug anzuführen, der ſich, bei un„parteiſcher Unterſuchung, auf wirklichen „Eigennutz hinausconſtruiren ließe. Nicht „als ob ich mir dabei einer beſondern Tu„gend bewußt wäre, ſondern gerade meine „reizbare Schwachheit, die mich ein Grauen „vor allem empfinden läßt, was ſo be„ſchaffen iſt, daß es nie redreſſirt werden „und doch vielleicht einſt mir ſelbſt tadels„werth vorkommen kann, hat, verbunden „mit einer langen Gewohnheit, es mir „zur andern Natur gemacht, bei dem ge„ringſten Anſchein von Habſucht oder Ei„gennutz, in eine Empfindlichkeit zu gera„then, die mich ſchon manchmal zu un„klugen Handlungen verleitet hat.“

Die Jahre 1793 bis 1797.

Das Jahr 1793 fing Kraus mit der erfreulichen Hoffnung an, ſeinen Herzensfreund, den Herrn v. Auerswald nächſtens ſelbſt in Königsberg ſehen zu können. Die Wärme, in welcher ſein Herz an dieſen und einigen andern Freunden hing, ſpricht am ſchönſten ſein Brief *) aus, in welchem er jenen Freund zum baldigen Beſuche einlud. „Wie ein Kind habe ich auf Sie „den ganzen Februar und März hindurch „gewartet und mich gefreut; mit jeder ab„laufenden Woche glaubte ich Ihrer Ankunft näher und gewiſſer zu ſeyn, und „am Ende ſehe ich, daß ich nun doch wohl „die Hofnung aufgeben muß, Sie eher „als auf die Sommerferien zu ſehen.

*) Vom 13ten April 1793.

„Sollten Sie Ihren Vorſatz herzukommen
„noch nicht aufgegeben haben, ſo erweiſen
„Sie mir die Wohlthat und kehren bei mir
„ein. Wo Philippi und Bürſter logirt
„haben, wird auch der einzige meiner
„Freunde, den ich näher als alle andern
„bei mir habe, ſich den Aufenthalt gefal-
„len zu laſſen nicht verſchmähen. Des
„Winters wohne ich etwas enge; im Som-
„mer aber, zumal wenn mein Wirth, der
„Oberſtlieutenant v. Brincken auf ſeine
„Güter zieht, habe ich Gelaß genug für
„Sie und Ihre Leute. Das gehört noch
„zur Vollendung des Glücks, welches ich
„gehabt habe, von meinen älteſten und
„ſchätzbarſten Freunden der Reihe nach be-
„ſucht zu ſeyn. Sollte mir die Freude
„entgehen, Sie noch vor den Sommer-
„ferien hier zu ſehen, ſo hoffe ich doch ge-
„wiß, dann endlich wieder einmal meinen
„lieben A. zu ſehen und zu ſprechen und
„unſere eingeſchlummerte Freundſchaft und
„Liebe zu erneuern.“

Er hatte die Freude ſeinen Freund umarmen und ihm ſein ganzes Herz mittheilen zu können. Es waren Stunden, wie ſie Kraus längſt erſehnt hatte: „Iſt
„es mir, ſchrieb er kurz darauf, doch

„noch einmal so leicht und so angenehm,
„an Sie, mein Theuerster, zu denken,
„seitdem ich Sie wieder einmal gesehen und
„gesprochen habe. Mein Verlangen, Sie
„zu besuchen hat dadurch statt abzunehmen,
„sich vielmehr verstärkt, obgleich ich noch
„nicht habe überdenken können, wie ich
„dazu kommen werde dasselbe zu befriedi-
„gen." — Auch diese Freude wurde ihm möglich; er benutzte die Sommerferien zu einem Besuch in Faulen, von wo er im September in Königsberg wieder so frisch und wohl ankam, wie er lange nicht gewesen war.

Wie groß immer seine Theilnahme an seinen Schülern und an andern jungen Männern blieb, in denen sich Geist und Kraft in einem Trieb zu einem regeren, höheren Leben offenbarte, und wie sehr er es schätzte, wenn junge Männer von großen Ideen ergriffen über die Gränze des ihnen zunächst liegenden, aber ihren Geist zu sehr beengenden Kreis hinausstrebten, bezeugt er in einigen Stellen seiner Briefe, wo er schreibt: „Mein Liebling Mutsch in
„London hat geschrieben. Er hat durch eine
„ins Englische übersetzte Schrift sich die
„Achtung und Freundschaft selbst von an-

„gebohrenen Gelehrten zu erwerben gewußt.
„Wenn mich je der Wunsch reich zu seyn
„quälen könnte, so wäre es, um Geld
„auf solche Gros-Aventure, wie man
„es im Handel nennt, geben zu können.
„Noch einer meiner jungen Freunde aus der
„Hamannischen Schule, Namens Nicole-
„vius *), ist von seiner Reise, die er
„mit dem Grafen Stollberg nach Neapel
„und Sicilien gemacht, nun hier zurück-
„gekommen. Die Beschreibung dieser Reise
„kommt nächste Messe heraus.

„Unsern Hans Hamann hat Hippel
„auf meine Bitte und kraft seines eigenen
„Verdienstes zum Conrector in der altstädti-
„schen Schule gemacht. — Hamann hat
„geheirathet eine Tochter des Podbielski **),
„eine Virtuosin in der Malerei, eine nicht
„schöne aber überaus verständige, gutmü-
„thige, angenehme Person, ganz so be-
„schaffen, wie Sie und ich sie für unsern
„Hamann würden ausgesucht haben. Und
„nun dieser in seiner Art einzige Mensch,

*) Jetzt Geheimer Oberregierungs-Rath in Berlin.

**) Ein ausgezeichneter Tonkünstler, starb als Organist bei der hiesigen Domkirche.

„den Sie und ich als Kind geliebt, den,
„ich kann es wohl sagen, ganz Königs-
„berg als den Reformator des Erziehungs-
„wesens betrachtet und schätzt, dessen An-
„denken, so oft mich etwas an ihn erin-
„nert, meine ganze Seele erheitert, liegt
„sterbens krank. Ich kann den Gedanken,
„ihn wohl gar verlieren zu müssen, nicht
„aushalten, und hoffe daher trotz aller
„Besorgnisse der Aerzte seine Wiedergene-
„sung so gewiß, als ich mein eigenes Da-
„seyn glaube. — Selbst meinen Berliner
„Freund in Ihrer Nähe zu wissen, würde
„mich wenig trösten, wenn ich meinen
„Hamann verlieren sollte."

Auch folgender noch sonst merkwürdiger Brief vom Jahre 1794 thut seines Hamanns liebevolle Erwähnung:

„Bleibe ich am Leben, so werde ich
„künftiges Jahr noch mehr zu meinem
„Kummerschatze legen können. Das einzige
„Ziel, welches ich mir bei diesem Schatze
„setze, ist, mir einst ein Häuschen kau-
„fen zu können und auf jeden äußersten
„Nothfall einen Zehrpfennig zu haben:
„und das hoffe ich wohl in einigen Jahren
„zu erreichen; zumal wenn ich Muth und
„Kräfte behalte, gewisse kleine Plane aus-

„zuführen, die ſeit mehreren Jahren in „meiner Seele ſitzen, deren Ausführung „ich aber meiner Amtspflicht zu Liebe bis„her aufgeſchoben habe. Es betreffen dieſe „Plane kleine Schriftſtellerarbeiten, mit de„nen ich kein Aufſehen machen, aber doch „vielleicht einigen Nutzen ſtiften werde. „Seit faſt ſechs Jahren habe ich nichts als „Mathematik, und die mir eigentlich als „Amtsarbeiten obliegenden, ich weiß nicht, „ob ich ſagen ſoll, Wiſſenſchaften oder „Speculationen des Naturrechts und der „Moral und der Staatswirthſchaft getrie„ben: letztere waren meinem Geſchmack zu„wider, aber durch den hartnäckigſten „Fleiß habe ich den Widerwillen überwunden „und (ſo wie uns alles zuletzt lieb wird, „was uns große Mühe koſtet) nachgerade „dieſe meine Pflichtſtudien ſo weit lieb ge„wonnen, daß ich meine Vorleſungen dar„über jetzt mit einiger Zufriedenheit und „zum Theil ſchon mit Wohlgefallen halte. „Ach freilich iſt das academiſche Amt wie „jedes andere mit einem gewiſſen Mechanis„mus verbunden, der dem unbefangen „denkenden, eben ſo redlich zweifelnden „als meinenden Mann nicht wohl behagt; „jetzt bin ich deſſen gewohnt. Aber nun

„ſehne ich mich auch je länger je mehr nach „freier Geiſtesarbeit und da iſt mir ſo wohl, „wenn ich meine alten Papiere vornehme „und die darin hingeworfene Concepte zum „Theil von meinen ſehr jungen Jahren her „anſehe.

„Unſer Hamann iſt, wie Sie wiſſen, „zum Conrector an der Altſtädtiſchen Schule „berufen. Seine Probearbeiten gingen, „wie gewöhnlich, nach Berlin; und nun „kam vom Oberſchulcollegium nomine regis „ein in ſeiner Art eben ſo einziges Belo„bungsdecret für den jungen Mann, als „er ſelbſt in ſeiner Art einzig iſt. Es heiſt „darin, das Conſiſtorium ſoll auf alle „Weiſe für die Verbeſſerung der Lage dieſes „hoffnungsvollen Mannes ſorgen; es ſoll „ihn bei der nächſten Vacanz wieder in Vor„ſchlag bringen, man habe mit großem „Wohlgefallen die Probearbeiten betrachtet, „es ſoll Copia dieſes Reſcripts dem jungen „Mann zu ſeiner Aufmunterung mitgetheilt „werden. Es wird nun vielleicht nicht „ein Jahr dauern, ſo iſt er Rector, und „dann ſteht er ſich beſſer, wie ſich jemals „ſein Vater geſtanden hat. Er verdient „es aber auch, und vollends muß man „es ihm gönnen, wenn man die Herzlich-

„keit bedenkt, womit er ſich ſeiner erwach-
„ſenen drei Schweſtern annimmt.

Kraus las im Sommer des Jahrs 1794 ein Collegium über die Gewerbkunde, welches ihm bei dem Fleiß ſeiner Zuhörer außerordentlich viel Freude machte. „Graf „Gröben von Schwansfeld hört mit Key-„ſerling und von Medem privatiſſime bei „mir über Gewerbkunde. Da haben wir „denn bei der Landwirthſchaft, worin ich „von Benekendorfs Ackerkatechismus zum „Grund legte, wohl in hundert Punkten „Ihre Faulſche Wirthſchaft zur Erläuterung „betrachtet.“ — Außer dieſem Collegium las er noch Elementarmathematik, wie er ſchreibt, „für eine kleine aber herrliche „Zuhörerſchaft. Drei Grafen, Keyſer-„ling, Finckenſtein und Dohna. Wund-„lacken, Hamanns Zögling und Liebling, „ein Baron Keyſerling, ein Jüngling vom „eminenteſten Kopf und Character und dann „mehrere von meinen Lieblingen, wie Mo-„therby *) machen mir viele Freude; ich „wünſche nur, daß ich ihnen Freude ma-„chen könnte, aber daran fehlt viel. Der „Vortrag der Elemente, finde ich, iſt für

*) Arzt practiſcher Arzt in Königsberg.

„meinen etwas raſchen und an x + z + b
„verwöhnten Kopf nicht recht gemacht, und
„die ſchreckliche Hitze, die uns leider der
„unartige Veſuv hieher geſpielt hat, des-
„organiſirt uns bisweilen total. Indeſſen
„je weiter wir kommen, je beſſer wird's
„gehen.

„Das erinnert mich an einen andern
„meiner mathematiſchen Zöglinge, von dem
„ich Ihnen einen Brief, den er an mich
„als ſeinen Seelſorger geſchrieben hatte,
„mitgetheilt habe. Der herrliche junge
„Mann iſt nicht mehr. Sein Vormund,
„der Vice Gouverneur von Campenhauſen
„in Riga beförderte ihn, gleich nachdem er
„nach Hauſe gekommen war, zum Poſten
„eines Aſſeſſors des Landgerichts; auf die
„glänzendſte Art zeichnete er ſich in ſeinen
„Arbeiten aus, flößte jedermann durch ſein
„unbeſchreiblich einnehmendes Weſen Liebe
„und durch ſeine außerordentlichen Kennt-
„niſſe und Einſichten Achtung ein, und
„mittlerweile alles ſich beeiferte, ihn, wie
„er es verdiente, glücklich zu machen,
„ſtarb der Jüngling, desgleichen ich in
„dieſer Welt wohl nicht wieder finden
„werde. An dem Hofe des Großfürſten,
„ſeines Pathen, an dem er in ſeiner zar-

„ten Jugend als Page geschickt wurde, war „es, wo er sich den nagenden Wurm holte, „der diese schöne Blume vor der Zeit hin„sinken machte. Ich darf jetzt seinen Na„men nennen: es war ein Herr von Meck „aus Pernigell in Liefland, wo seine „Mutter noch um ihn weint.

„Eben hat die Academie ein Rescript „mit gedruckten Formularen von Reversen „aus Berlin erhalten, welche Reverse jeder „künftige Lehrer der Theologie, das heißt „wohl, jeder Studiosus der Theologie zu „unterschreiben vom Rector der Academie „angehalten werden soll. Noch habe ich „kein Exemplar davon zu Gesicht bekommen. „Wohl mir, daß meine Mathematik ewig „orthodox und aller solcher Reverse eben so „wenig bedürftig als empfänglich ist."

Erfreulicher war eine Nachricht über einen andern seiner Lieblinge, die er im October des Jahres 1794 erhielt. „Mein „junger Freund Nitsch hat mir dieser Tage „aus London einen erfreulichen Brief ge„schrieben. Er hält dort Vorlesungen „über Philosophie und Mathematik und „lebt nicht nur auf einem anständigen Fuß, „sondern rechnet selbst darauf in ein Paar

„Jahren ein Vermögen zu sammeln, wovon „er einst hier leben könne.“

Auch seinen Freund Hamann sah er zu seiner innigsten Freude wieder genesen. Schon in einem frühern Briefe meldete er: „Hamann ist wirklich nur wie durch ein „Wunder bei fünf tödtlichen Krankheiten, „die ihn auf einmal angegriffen hatten, „trotz aller Verzweiflung der Aerzte wieder „so weit hergestellt, daß er mir, wenn „ich ihn in seinem Quartier, welches er „bei einem sogenannten Hübner vor der „Stadt genommen hat, entgegen kommen „kann: aber wenigstens braucht er noch „einen Monat Zeit, um ganz zu genesen.“ — Im Herbst war Hamann, den Kraus jetzt ziemlich oft besuchte, schon wieder in voller Thätigkeit in seinem Amte. „Ha„mann, der auf gutem Wege ist, seine „Schule zur ersten von Königsberg zu ma„chen, lebt wie Apoll unter den Grazien „mit seinen drei Schwestern auf dem Schul„hause zusammen; es ist eine Freude, die „Familie so zusammen zu sehen.“ Dieser Mann, dessen Andenken den Bewohnern Königsbergs unvergeßlich bleiben wird, dessen Verdienste um das Schulleben noch jetzt viele Hunderte mit innigster Dankbarkeit

rühmen, der durch Wort und That das Wohl der Menschheit mehr gefördert hat, als mancher weltgerühmte fruchtbare Schriftsteller, gehörte jetzt zu Krausens vertrautesten Freunden. Sein Umgang war diesem unschätzbar, da er mit wenigen über Dinge des menschlichen Wissens so unterhaltend und tief eingreifend sich unterhalten konnte.

Allen seinen Lieblingen wußte er großes Zutrauen zu sich einzuflößen; oft steigerte sich dieses bei ihnen auch auf einen höhern Grad, als ihnen heilsam war, so daß es Anlaß gab, sie zur Einseitigkeit, zur Verachtung des ihnen Fremden, zur Geringschätzung des ihnen nicht Empfohlenen, wohl auch zu offenbarer Unbescheidenheit zu verleiten. Für treu bewiesene Anhänglichkeit verzieh Kraus seinen Lieblingen außer, ordentlich viel, selbst wohl den Mißbrauch seiner unbegränzten Güte. Blieben sie nur beharrlich im Fleiße und in ihrem wissenschaftlichen Interesse, so konnten sie bei ihm der Liebe und des Lobs auch immer gewiß seyn. Nur über einen seiner Lieblinge änderte er sein günstiges Urtheil.

Im Spätherbst dieses Jahrs hatte Kraus abermals die Freude, seinen ältesten

und vertrauteſten Freund, den Herrn von Auerswald bei ſich zu ſehen und ſich in der herzlichſten Unterhaltung von anſtrengenden Arbeiten erholen zu können. Einige Zeit nach deſſen Abreiſe ſchrieb er dieſem *): „Ich habe mich ein Paar Tage nach Ihrer „Abreiſe recht herzlich nach Ihnen gebangt. „Das Bangen iſt nun vorüber, und ich „habe dafür die Freude, Ihr und meiner „Aſpaſia Bild wieder aufgefriſcht vor mei„nen Geiſtesaugen zu ſehen, und mir da„mit in meiner Einſamkeit Geſellſchaft zu „machen. Ueber den Zweck Ihrer Reiſe „habe ich, was ſich von ſelbſt verſteht, „keinem Sterblichen das mindeſte geſagt, „wohl aber habe ich bei mir ſelbſt darüber „nachgedacht, und über Ihre Aeußerung, „zur Annahme eines ähnlichen Antrags aus „Pflicht gegen die Ihrigen entſchloſſen zu „ſeyn. So ein Einſiedler von Moraliſt, „wie unſer Einer, glaubt, daß ſo ein „Familienleben wie Sie dermalen in Ih„rem lieben Faulen führen, für die Bil„dung des Characters der Ihrigen von un„ſchätzbarem Werth, und ſofern von Bil„dung des Gemüths mehr als vom Beſitze

*) Am 10ten Nov. 1784.

„großen Vermögens das Glück des Lebens „abhängt, wichtiger als Reichthum seyn „müsse. Gerade aus demselben Grunde „würde gedachter Einsiedler also einen solchen „Entschluß, als Sie gegen mich äußerten, „bedenklich finden, bis er etwa eine völlige „Gewißheit vor sich sähe, beide Angele„genheiten so zu vereinigen, daß vor allen „Dingen der ersteren keiner Eintrag ge„schähe. Der Weltmann denkt natürlich „anders, aber schaden kann es ihm nicht, „im Vorbeigehen die Stimme eines Pre„digers in der Wüsten zu hören, der frei„lich eben so in Gefahr ist einseitig zu „denken als jener."

Ein schönes Zeugniß, wie werth ihm die Freundschaft dieser Männer war und wie sehr sie seinem Herzen immer frische Kraft und Stärke gab, ist auch der erste Brief, den er im Jahr 1795 an den letztern Freund schrieb *):

„Es giebt doch hienieden kein höheres „Glück, nächst der Rechtschaffenheit, als „Freundschaft; selbst Liebe, glaube ich, „und wissen Sie gewiß, zieht ihre innigste „Süßigkeit aus ihr. Und wohl mag es

*) Am 19ten Januar 1795.

„wahr seyn, was ich einst aus des seligen „Grafen Henkel *) Munde vernahm, daß „die Freundschaft vor dem dreißigsten Le„bensjahr geschlossen seyn muß, deren man „sich so recht herzlich soll erfreuen können, „wie es wohl auch mit der Liebe der Fall „seyn mag. Ich weiß nicht, wie Ihnen „bei einer gelegentlich etwas lebhaft ein„kommenden Erinnerung an mich zu Muthe „seyn mag; aber wohl wünschte ich, daß „Sie wüßten, was für einen wesentlichen „Theil von dem, was man Glück des „Lebens nennt und was mir bei weitem „in dem großen Maaße nicht abgeht, in „welchem es scheint mir abgehen zu müssen, „das Andenken an Sie für mich ausmacht. „Ihre Versicherung, mich in die erste „Classe Ihrer Freunde gestellt zu haben, „würde ich, wenn ich nicht fürchtete be„klagenswerth zu scheinen, durch die dank„bare Erklärung erwiedern, daß Sie in „der That der einzige von allen Freunden „sind, die ich aus der schönsten Jahreszeit „meines Lebens noch übrig habe, seitdem „mir

*) Starb als General-Lieutenant und Gouverneur von Königsberg.

„mir Philippi durch Entfernung fremd ge-
„worden und die andern abgeſtorben ſind.
„Ich nähme vieles nicht darum, daß Ih-
„nen der Einfall durch den Kopf gegangen,
„der zu dieſen Herzensergießungen Anlaß
„gegeben und den ich wahrlich auch nicht
„einen Augenblick mißverſtanden habe, ſo
„wie ich ſicher bin, auch in meiner Ant-
„wort nicht mißverſtanden zu werden. . .
„Es iſt ein wahrer Genuß für mich, in-
„dem ich dieß ſage, denken zu können,
„daß ich von Ihnen durch und durch geſe-
„hen werde. — — Sie kennen übrigens
„mein Credo, und man braucht nur ein
„wenig die Menſchen ſtudirt zu haben, wie
„Sie gethan, um daſſelbe willig zu unter-
„ſchreiben. Ich glaube an die einzige
„Freiheit der Kinder Gottes, die im Gna-
„denſtande leben, ich glaube an die einzige
„Gleichheit der Sünder, die wir allzumal
„ſind; ich glaube an die vollkommenſte
„Ruhe, Sicherheit und Ordnung auf dem
„ſchönen Fichtenhügel hinter ihrem Schaaf-
„ſtall und ähnlichen Plätzen; und glaube,
„daß die politiſche Ketzermacherei, die zum
„Herzeleid aller guten Menſchen am Abende
„des philoſophiſchen Jahrhunderts ihren
„Unfug treiben zu wollen droht, noch heil-

„loſer und tadelnswürdiger iſt als einſt die „kirchliche zur Zeit der dickſten Finſterniß „in der Mitternacht der päpſtlichen Hierar„chie geweſen. Amen!“

Was ihn den größten Theil des Sommers hindurch außer ſeinen gewöhnlichen Arbeiten und Vorleſungen beſchäftigte, ſagt folgender Brief, den er im October ſchrieb.

„So wie das Capital von 3000 Rthlr., „dieſer mein Kummerſchatz Ihr Werk iſt, „ſo iſts billig, daß Sie auch die Freude, „die mir aus einigen Anwendungen meiner „Groſchen erwachſen iſt, mit mir theilen. „Vorgeſtern empfing ich einen Brief aus „London von meinem jungen Freunde Nitzſch, „deſſen Verbindung mit mir Sie kennen „werden. Er hat mit einer Energie, die „bewunderungswürdig iſt, ſich aus der „ſchrecklichſten Lage herauszuſchwingen und „zu Ruhm und Anſehen empor zu heben „gewußt. Nachdem er wohl ein halbes „Jahr im Hauſe eines Mannes, der über „100,000 Pfund Sterling im Vermögen „hat, von früh Morgens bis ſpät des „Abends ſeinem gelehrten Patron mit ge„lehrter Arbeit gefrohnt und dafür nichts „als Wohnung und Eſſen erhalten, kurz „wie ein wahrer Hausſclave geſchmachtet

„hatte, (in keinem Lande, ſchreibt er mir,
„iſt die Sclaverei ausgebreiteter als in
„England und zumal in London; freilich,
„denke ich, denn in keinem Lande iſt, bei
„der entſetzlichen Theurung, die Noth der
„dürftigen größer und bei den fürchterlichen
„Criminalgeſetzen, die das Eigenthum
„ſichern, die Macht der Reichen durch-
„dringender); ſo wagt er einen Schritt,
„der zu den keckſten gehört, die je ein
„junger Mann gewagt haben mag, ſelbſt
„den nicht ausgenommen, welchen der
„junge Rouſſeau bei ſeinem Concert in
„Lauſanne wagte. Nitſch ließ proposals
„for a course of lectures on the
„perceptive and reasoning faculties of the
„mind, according to the principles of
„Professor Kant drucken und in ganz Lon-
„don vertheilen. In dieſem Proſpectus,
„wovon er mir ein Exemplar geſchickt hat,
„erbietet er ſich, um ſeinem Verſprechen
„Credit zu verſchaffen, drei Vorleſungen
„umſonſt zu halten, und allen Londner
„Philoſophen, die ihm nach Anhörung
„derſelben Einwendungen machen wollten,
„Rede zu ſtehen und ſeinen Vortrag gegen
„ſie zu verfechten. Als am 2ten März
„dieſes Jahrs Abends um 8 Uhr Nitſch

„zum erstenmal in seinen Hörsaal trat,
„fand er, was ihn schon die Equipagen
„vor seiner Thüre vermuthen ließen, eine
„Menge von bejahrten Lords, Geistlichen,
„von jungen Gelehrten, von geputzten Da-
„men. Nun las er 1½ Stunden lang den
„ersten Theil der Einleitung, die sehr tref-
„lich ausgedacht war, wie es schien mit
„Beifall, vor; aber kaum hat er geendigt,
„so gehts an das Disputiren, und nun
„mußte er volle zwei Stunden lang sich
„wehren und decken. Es gelang ihm dieser
„erste Kampf nach Wunsch; und der Er-
„folg davon und von den folgenden zwei
„Vorlesungen war, daß sein Collegium,
„welches er auf 36 Vorlesungen, für das
„Honorar von 3 Guineen angeboten hatte,
„glücklich zu Stande kam. Er hat es vor
„einigen Wochen mit Ruhm geendigt und
„fängt im jetzigen Monat October ein zwei-
„tes an. Mittlerweile läßt er auf Sub-
„scription einen Auszug aus seinen Vorle-
„sungen drucken. Das ist die Geschichte
„des einen meiner Pfleglinge. Der andere
„ist mir nun vollends entwachsen: ich meine
„den Magister Beck in Halle, der sich
„ganz anständig von seiner Schriftstellerei
„und seinen Vorlesungen erhält, und der

„mir dieſen Sommer, was ich ihm à „fonds perdu geliehen hatte, bis auf den „letzten Heller erſetzt hat.

„Was mich hauptſächlich hinderte, die„ſen Sommer mich in Faulen zu ergicken, „war die Ausarbeitung eines Plans, nach „welchem das Studium der ſogenannten „Cameralwiſſenſchaften auf unſerer Univer„ſität in Gang geſetzt werden könnte. Der „Herr Oberpräſident *) hatte mich dazu auf„gefordert, und ich werde mich glücklich „ſchätzen, wenn es mir gelingen ſollte, „ſeine Abſicht, die dahin geht, daß der „Unwiſſenheit der Cameralofficianten und „eben damit zugleich dem Ueberlauf von „Seiten der jungen Leute, die ſich zu „ſtark zur Cammer drängen, geſteuert wer„de, befördern zu helfen. Was mich da„bei vorzüglich beruhigt und erfreut, iſt, „daß ich zwar etwas neue Arbeit bekomme, „aber auch unmittelbarer als bei meinen „bisherigen Vorleſungen dem Publicum für „den Lohn, den es mir giebt, zu dienen „Gelegenheit haben werde. Was die „Sachkenntniſſe betrift, ſo verdanke ich

*) Bar. v. Schrötter ſtarb als Staatsminiſter und Generalmajor.

„das wenige von Landwirthschaft, was bei
„mir grade hinreicht, Bücher darüber
„verstehen zu können, Ihnen, mein Ein-
„ziger, so wie was ich von Handlungs-
„kunde weiß, meinem Conrad Jacobi.
„Aber über die Sachkenntnisse brauche ich
„meinem Plane gemäß mich nicht auszu-
„breiten; das ist einem andern überlassen
„und ich gebe nur des Zusammenhangs
„wegen eine Uebersicht davon in meinen
„Vorlesungen; aber desto mehr liegt mir
„ob, die Theorien zu bearbeiten, nehm-
„lich die der Staatswirthschaft, der Finanz-
„wissenschaft und der Policei, die indessen
„wie alle philosophische Theorien mehr in
„Erörterung und Widerlegung täuschender
„und falscher Lehrsätze als in Entwickelung
„neuer unerhörter Speculationen besteht.
„Adam Smiths Werk vom Nationalreich-
„thum ist meine Hauptquelle: gewiß ist
„dies Werk eins der wichtigsten und wohl-
„thätigsten, was je geschrieben ist; und
„ich lasse Ihnen keine Ruhe bis Sie falls
„Sie es noch nicht kennen nach der neuen
„Garveschen Uebersetzung studiren. Es ist
„für uns Preußen dermalen das tiefere
„Studium der Staatswirthschaft nöthiger
„wie sonst, wäre es auch nur um die Pre-

„jecte, die man zum Beßten unſeres Na-
„tionalvermögens und unſerer Staatsein-
„nahme in Büchern zur Schau ſtellt, rich-
„tig beurtheilen zu können. Leſen Sie
„wundershalben ein dergleichen Project in
„der neuen Zeitſchrift: Europa nach ſeinen
„politiſchen und Finanz-Verhältniſſen; ich kann
„mich ärgern und betrüben, wenn ich ſehe,
„daß verſtändige Leute ſich durch ſolche So-
„phiſtereien täuſchen laſſen; aber ich kann
„mich auch freuen, wenn ich bedenke, daß
„mein Lehrling Graf Dohna von Wund-
„lacken *) ſicher im Stande wäre, das
„ganze Blendwerk aufzudecken.“

Am Ende dieſes Jahres **) ſchrieb er:

„Unſer Miniſter Schrötter kommt noch
„vor Neujahr durch Marienwerder durch.
„Ich gäbe viel darum, wenn wir ihn hier
„behielten, nicht meinetwegen, denn ſeit
„ein Paar Jahren habe ich mein Gemüth
„ſo bearbeitet, daß ich nichts fürchte,
„nichts hoffe, nichts wünſche, außer was
„ich ſelbſt machen kann; aber des Ganzen

*) Jetzt Staatsrath und Regierungs-Präſident in Elbing.

**) Am 25ſten December 1795.

„wegen. Und Sie mein Einziger Alter,
„bleiben Sie hübsch in Ihrem Eldorado,
„zu deutsch Faulen genannt, oder werden
„Sie sich am Ende doch wohl irgend wo-
„hin herausheben lassen? In Südpreußen
„muß es auch zur Zeit keine Freude seyn
„zu haußen, denn die Universität hat neu-
„lich eine dringende Bitte aus Petrikau be-
„kommen, Studirende aufzumuntern, daß
„sie doch als Referendarien dorthin gehen
„möchten, eine Bitte, dergleichen wir
„auch schon etlichemal aus Bromberg erhal-
„ten haben.

„Wissen Sie wohl, daß ein Neffe
„des Grafen Dohna von Kondehnen, der
„in England geboren, in Sachsen erzogen
„ist und in Wittenberg studirt hat, jetzt
„alle liebe Tage, die Gott werden läßt
„(den Sonntag ausgenommen) zu mir
„kommt, um Cameralwissenschaften zu ler-
„nen. Da ich ihm ganz allein Unterricht
„gebe, (und wirklich er scheint auch zu
„weit über die Jahre weg zu seyn, in
„denen es sich noch schickt, mit andern
„Studirenden Collegia zu besuchen) so habe
„ich die herrlichste Gelegenheit, mich,
„wegen so mancher Kränkung, die man
„mir durch angeschuldigte politische Ketze-

„reich zugedacht gehabt, dadurch zu rächen,
„daß ich meinen Lehrling auf eine unheil-
„bare Art mit eben diesen Ketzereien an-
„stecke, der sie dann unter die politisch
„Rechtgläubigen als Apostel verbreiten
„wird.

„Sonst, mein Theuerster, muß ich
„Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich bei-
„nahe ein ganzes Jahr damit zugebracht
„habe, abermals meinen Lehrvortrag der
„sogenannten Cameralwissenschaften (die
„freilich etwas sehr anderes sind als der
„Name sagt) durchzuarbeiten. Was ich
„davon habe? — Fast nichts, als den
„tröstlichen Gedanken, ein und den an-
„dern hofnungsvollen Jüngling (Dohna
„von Wundlacken gehört, wie ich auch
„dem Minister von Schrötter gesagt, auf
„alle Weise darunter) für mein Vaterland
„mit allgemein gerechten und allgemein wohl-
„thätigen Gesinnungen erfüllt (oder beschei-
„dener) Kenntnissen ausgerüstet zu haben.
„Das ist alles; denn was meine Geld-
„einnahme betrift, so hat die sich ver-
„mindert, seitdem ich meinen Fleiß von
„andern einträglicheren Vorlesungen ab- und
„auf diese, der kleinern Zahl von Zuhö-
„rern wegen, minder einträgliche gewandt

„habe. — Verzeihen Sie mein Geschwätz,
„das ich nächstens fortsetzen werde.“

Dieses geschah im Januar des Jahrs 1796, wo er auf einen Brief seines Freundes von gleichem Inhalt folgende Antwort gab.

„So leicht komme ich mit der Cameralunterrichtssache nicht zu Ende.
„Nach Aeußerungen in Ihrem Briefe scheinen wir darüber in Principien uneins zu
„seyn; und obwohl die wahre Wonne
„Ihres Umgangs für mich von jeher gerade
„darin bestanden hat, beim ersten Wort
„Sie zu verstehen und von Ihnen verstanden zu werden, so zweifele ich doch fast,
„ob wir dießmal schriftlich zur Uebereinstimmung gelangen werden. Ihres Erachtens scheint die Hauptsache darauf anzukommen, daß für die Lehranstalten gesorgt werde; meines Erachtens besteht
„das natürliche, unfehlbare und einzige
„Mittel, zu machen, daß die künftigen
„Cameralisten gewisse Kenntnisse mitbringen,
„darin, daß man diese Kenntnisse von
„ihnen unabbittlich fordere und es nun lediglich ihnen überlasse, sich selbige zu
„verschaffen, von wem und auf welche Art
„sie wollen und können. Wenn es darum

„gölte, daß jeder Cameralist in Ost- West-
„und Südpreußen durchaus des Polnischen
„zum Lesen und Schreiben kundig seyn
„müßte; wie wäre das zu bewerkstelligen?
„— Professores linguae polonicae an-
„setzen, ohne deren Zeugnisse niemand bei
„der Cammer angenommen würde, wäre
„der gerade Weg auf immer den Zweck
„zu verfehlen und zu vereiteln; wogegen
„unfehlbar die Absicht erreicht werden würde,
„wenn man bloß unverbrüchlich darauf
„hielte, daß jeder öffentlich beweise, von
„dem Polnischen das verlangte Maaß von
„Kenntnissen zu haben und wenn man jeden
„lernen und lehren ließe, wer und wie er
„kann und will. Fordern sie von Came-
„ralisten, daß sie des Ostindischen kundig
„seyn sollen, und es werden ostindische
„Sprachmeister (deren es in London nur
„zu viele giebt) von selbst herkommen, und
„in Erleichterung des Lehrunterrichts wett-
„eifern, so daß niemand über Mangel
„an Gelegenheit klagen wird, wofern nur
„die Kundschaft groß genug ist, um einen
„Mann hinlänglich zu beschäftigen, und
„wofern nur die Nachfrage nicht allzu plötz-
„lich ist, damit der Gewerbfleiß Zeit habe,
„sich zur Befriedigung derselben zusammen-

„zufinden und anzuschicken. In der That „die Frage, wie das Cameralstudium in „Schwung zu bringen sey, ist nur ein „besonderer Fall von der allgemeinen Frage, „wie irgend ein Zweig des Gewerbefleißes „in Flor zu bringen sey; denn das Lehr„geschäfte, wenn es gleich manchmal, „außer der wirklichen Bezahlung, auch „noch mehr oder weniger theils in der ver„muteten Zuneigung des Lehrlings oder „Achtung des Publicums, theils in der „Annehmlichkeit des Selbstmittheilens, sei„nen Lohn findet, ist doch, sofern es auf „einen Gegenwerth ausgeht, ein Gewerbe, „das mit andern Gewerben in einer Reihe „steht. Und wovon hängt nun in jeder „Gattung des Gewerbsleißes der Eifer und „die Sorgfalt ab? — Von der Nachfrage „auf Seiten der Kunden und von der un„beschränkten Mitbewerbung auf Seiten der „Gewerbsamen. Was die Nachfrage der „Kunden größer und dringender macht, „kann nicht fehlen, die für ihre Befrie„digung arbeitenden Gewerbsamen, deren „Mitbewerbung durch keine Vorrechte oder „Zwangsanstalten gehemmt ist, eifriger „und sorgfältiger zu machen; wogegen alles, „was einen Gewerbsamen vor der Neben-

„buhlerei anderer Mitarbeiter ſicherer, und „von dem Urtheil ſeiner Kunden unabhän„giger macht, ganz eigentlich darauf ab„zweckt, ſeinen Eifer und ſeine Sorgfalt „zu ſchwächen. Nur in den ſchon berühr„ten zwei Fällen, wenn nehmlich die „Kundſchaft zu klein iſt, um einen Ge„werbſamen hinlänglich zu beſchäftigen, oder „wenn ſie zu plötzlich volle Befriedigung, „welche erſt mit der Zeit eintreten kann, „verlangt, wäre es etwa nöthig, den „Gewerbſamen zu Hülfe zu kommen oder „ihrentwegen beſondere Anſtalt zu treffen. „Aber ob die Nachfrage nach Vorleſungen „über Cameralſachen zu klein ſeyn werde, „um ſolche Vorleſungen auf dem Fuß der „übrigen zu belohnen, das muß erſt durch „eine Probe ausgemacht werden, eben ſo „wie der andere Punkt, ob zu viel oder „zu mancherlei Lehrunterricht werde verlangt werden, als daß die jetzt hier vorhande„nen Lehrer der Nachfrage Genüge thun „können. Ich glaube beides nicht.

„Meines Erachtens alſo braucht nur „dafür geſorgt zu werden, daß niemand „bei der Cammer angenommen und weiter „befördert werde, der nicht in einem „ſchriftlichen und mündlichen Examen be-

„weiſet, das zu wiſſen, was er wiſſen „ſoll. Alles übrige muß von ſelbſt daraus „folgen. Der einzige Knoten wäre, „tüchtige Examinanten zu finden, bis von „den neuen Zöglingen welche herangewach„ſen ſind. Aber auch der Knoten läßt ſich „löſen, ſo bald man die Examinanten vor „ſeht nur genauer auf die Schriften weiſet, „aus welchen ſie allenfalls examiniren kön„nen.

„Unſer Miniſter ſtiftet ſich ein dauern„des Denkmal ſeiner Fürſorge für das Ca„meralſtudium dadurch, daß er einen öco„nomiſch-botaniſchen Garten erſchaft, wor„in alle Gewächſe, die irgend die Land„wirthe und Cameraliſten intereſſiren kön„nen, allmählig werden erzogen werden. „So lange Gottes Natur dieſelbe bleibt, „behält eine ſolche Anſtalt ihren Werth. „Mein Freund Doctor Hagen übernimmt's, „ohne weitere beſondere Belohnung den „Garten auszuſtatten und darüber die Auf„ſicht zu führen. Was aber die Vorle„ſungen über die öconomiſche Gewächs„kunde und Naturgeſchichte überhaupt be„trift, ſo iſt Hagen mit mir einverſtanden, „daß nichts weiter nöthig iſt, ſie in Gang „zu bringen, als daß auf Seiten der Lehr-

„linge Nachfrage darnach erweckt und dann „die Sache dem freien Lauf der Dinge „überlaſſen werde.

„Es iſt nicht Ziererei von meiner und „von Hagens Seite, Unterſtützungen und „Belohnungen von uns abzuweiſen, ſondern „bloß ehrliches Geſtändniß, daß das Be„dürfniß, dem die Unterſtützungen aushel„fen ſollen, noch nicht erprobt, und daß „das Verdienſt, dem die Belohnungen ge„bühren mögen, noch nicht erworben iſt. „Freilich ſind meine cameraliſtiſchen Vorle„ſungen bisher nicht halb, ja faſt nur „ein Drittheil ſo ſtark beſetzt geweſen, als „die andern, haben mir alſo auch nur „halb oder ein Drittheil ſo viel eingebracht, „als ich hätte haben können, wenn ich ſtatt „derſelben andere Wiſſenſchaften gelehrt „hätte. Aber zu geſchweigen des belohnen„den Gedankens etwas Gemeinnützigeres zu „lehren, der jene Vorleſungen begleitet, „und des ausnehmenden Vergnügens, was „mir der jetzt zum erſtenmal verſuchte Vor„trag von der reinen Theorie der Staats„wirthſchaft macht, ſo läßt ſich ja noch „gar nicht ſagen, um wieviel die Nach„frage nach ſolchen Vorleſungen zunehmen „werde, wenn erſt ein geſchärfteres Examen

„bei der Cammer eingeführt seyn wird.
„Und was das Verdienst betrift, so wüßte
„ich aus der vergangenen Zeit eben keins
„von Seiten des Cameralehrunterrichts,
„wofür ich einer Belohnung werth wäre,
„als etwa für die Gelassenheit, womit
„ich Schmähungen und Drohungen, selbst
„von manchen meiner vormaligen Lehrlinge,
„während der Periode, da die politische
„Drehkrankheit grassirte, ertragen habe.
„Halle und Frankfurt haben ihre Professo-
„ren der Cameralwissenschaften: fragen Sie
„mich nicht, was sie nutzen. Die Pro-
„fessoren der Philosophie in Alcantara und
„Salamanca nutzen in ihrer Art genau
„eben so viel.

„Wie viel mir daran liegt, mit Ih-
„nen über meinen Cameralistischen Studien-
„plan mich zu besprechen, mögen Sie
„daraus abnehmen, daß ich Ihnen hier
„mit Hand und Mund zusage, nichts als
„der Tod soll mich hindern, diesen Som-
„mer bei Ihnen zu seyn. Mitlerweile
„seyn Sie ruhig; von Recht und Unrecht
„ist in der ganzen sogenannten Cameral-
„encyclopädie nie die Frage oder die Rede;
„nur dumm und thöricht und närrisch soll
„es nicht erlaubt seyn zu verfahren; dumm

„das

„das heißt ohne Gründe, thöricht das „heißt zweckwidrig aus Unwiſſenheit, närriſch das heißt zweckwidrig aus vernünftiger Unvernunft: auch kommt kein anderes „Princip in Betracht, als das heilige und „unverdächtige Ein mal Eins, von welchem „freilich alle menſchliche Gewalt und Weisheit Beſcheid annehmen muß.

„Sie wünſchen meine Hefte zu haben. „Hören Sie erſt, wie es mir damit bisher gegangen. Da ich, wie Sie wiſſen, „eben nicht verlegen bin, aus dem Stegreif zu reden, ſo waren von jeher meine „Hefte höchſt ſchlecht; nichts als einen „allgemeinen Entwurf und dann allerlei aus „Büchern und eigenem Nachdenken geſammelte Bemerkungen unter die verſchiedenen „Rubriken loſe hingeworfen enthielten ſie, „und was ſie vollends für jeden andern „unbrauchbar machte, war, daß ich bei „jeder neuen Vorleſung allerlei friſch geſammelte Bemerkungen hinzuſchrieb ohne ſie „im mindeſten mit den vorigen zu verbinden, oder dieſe, wenn ſie gerade das „Widerſpiel enthielten, auszuſtreichen. So „wurden meine Hefte wahre Gerümkammern: und ſo ſind ſie es meiſt noch. „Nur mit den cameraliſtiſchen nahm ich vor

„ein Paar Jahren eine Veränderung vor,
„die aber nun freilich zu dem jetzigen neu-
„sten Plane wieder nicht paßt, da ich jetzt
„drei bis vier Halbjahre zu einem Cursus
„anwenden kann, wozu ich sonst nur ein
„Halbjahr hatte. Da die zur Bildung
„eines Cameralisten dienlamen Kenntnisse
„sich am beßten so unterscheiden lassen, daß
„man den materiellen Theil von dem for-
„mellen abhandelt, da ferner der materielle
„Theil, der die Sachkenntnisse oder die
„Gewerbkunde enthält, nach den drei
„Hauptclassen der Gewerbe, nehmlich 1.
„Hervorbringung (Production) 2. Verar-
„beitung (Fabrication) und 3. Umsatz
„(Handlung) in die drei Fächer: 1. Land-
„wirthschaftskunde, mit Fischereien und
„Gewinnung von Mineralien, 2. Tech-
„nologie, 3. Handlungswissenschaft zerfällt;
„und da endlich der formelle Theil, der
„die Theorien enthält, nach dem Haupt-
„zweck, die Nation d. i. die Summe der
„Menschen; und die Regierung, d. h.
„die Vereinigung dieser Menschen, als eine
„künstliche Person betrachtet, vermögend
„zu machen und sicher zu stellen, oder viel-
„mehr einzusehen, woron die Bereicherung
„und Sicherheit beider abhange, sich ganz

„natürlicher in 1. Staatswirthſchaft d. h.
„Theorie des Nationalvermögens, 2. Fi-
„nanzwiſſenſchaft d. h. Wiſſenſchaft von dem
„Vermögen der Regierung, und 3. Poli-
„zeiwiſſenſchaft d. h. Wiſſenſchaft von der
„durchgängigen innern, öffentlichen und
„privaten Sicherheit zertheilt; ſo habe ich
„zwar nach dieſem Entwurf ſchon auch meine
„Hefte angelegt; bin aber noch lange nicht
„damit in Ordnung, zumal da das, was
„ich ſonſt über Landwirthſchaft und Techno-
„logie aufgeſetzt hatte, jetzt, da mir Doc-
„tor Hagen mit ſeinen Vorleſungen über
„ökonomiſche Gewächskunde und techniſche
„Chemie zu Hülfe kommt, weit zweckmä-
„ßiger abfaſſen kann. Meine Hefte be-
„ſtehen nun dermalen in 1. einer Skizze
„von der Landwirthſchaft, 2. in einer
„Skizze von Technologie mit ausführlicherer
„Darſtellung der Kunſtgewerbe, deren
„Kenntniß dem Cameraliſten beſonders nö-
„thig iſt; welche Kenntniſſe ſich allemal
„beziehet auf a, Materialien und Zubehör;
„b, Werkzeuge und Geräthſchaften; c, Ope-
„rationen und Manipulationen nach Zeit,
„Maaß, Ordnung; d, die fertige Waare
„nach ihren guten und fehlerhaften Eigen-
„ſchaften und deren Zeichen ſamt den Ur-

„ſachen ſolcher Eigenſchaften, welche Ur-
„ſachen allemal in a, oder b, oder c, liegen
„müſſen; 3. in einem vollſtändigen Aus-
„zug aus Büſch Theoretiſch-practiſche Dar-
„ſtellung der Handlungswiſſenſchaft bloß
„mit einigen ſpeciell auf mein Vaterland
„ſich beziehenden Erläuterungen begleitet;
„4. in einem Auszuge aus Adam Smiths
„Werk vom Nationalvermögen; und dann
„in einigen vor mehreren Jahren gemach-
„ten Anwendungen von Smiths Ideen auf
„die drei Hauptgewerbeclaſſen, nehmlich
„Landwirthſchaft, Kunſtfleiß und Handel,
„ſo daß aus beiden ſich in meinem Kopf
„eine Staatswirthſchaft zuſammenſetzt, die
„aus einem allgemeinen Theil und aus drei
„ſpeciellen Theilen beſteht; 5. in einer
„Finanzwiſſenſchaft, die faſt ganz Auszug
„aus Smiths letzterem Bande iſt; bloß daß
„in den Capiteln von Domänen und Re-
„galien umſtändliche Belehrungen über das,
„was bei uns ſtatt findet, eingeſchaltet
„ſind; 6. in einem meiſt nach Sennen-
„felſs hingeworfenen Entwurf der Policei-
„wiſſenſchaft, über den ich refutando leſe,
„d. h. ſo daß ich ihn vom Anfang bis zu
„Ende widerlege.

„Von allem dieſem Plunder kann nichts

„für Sie brauchbar ſeyn, als etwa
„Nro. 4. Aber auch das werden Sie
„beſſer einſt gedruckt, als ſo chaotiſch roh
„hingeworfen leſen. Kriegsrath Scheffner,
„dem ich davon geſagt, daß ich mir zu
„meinem Gebrauch einen Auszug aus
„Smith gemacht, dringt darauf, daß ich
„ihn zum Druck umarbeiten ſoll. Wenn
„es mir, wie ich hoffe, gelingt, einige
„Punkte, mit denen ich noch nicht ganz
„im klaren bin, befriedigend aufzulöſen,
„ſo könnte ſo ein Auszug, ſo unrühmlich
„auch die Arbeit iſt, doch ſehr nützlich
„werden; denn wahrlich Scheffner hat
„Recht zu ſagen, ein wichtigeres Buch
„als das von Adam Smith hat die Welt
„noch nicht geſehen; gewiß hat ſeit den
„Zeiten des Neuen Teſtaments keine Schrift
„wohlthätigere Folgen gehabt, als dieſe
„haben wird, wenn ſie erſt in Aller Köpfe,
„die mit Staatswirthſchaftsſachen zu thun
„haben, mehr verbreitet und tiefer einge-
„drungen ſeyn wird.

„Ich ſchicke Ihnen alſo von meinem
„Plunderkram lieber nichts. Wenn ich zu
„Ihnen komme, bringe ich all das Zeug
„mit, und dann will ich einmal verſuchen,
„ob ich durch Verhandlungen mit Ihnen

„nicht manche Punkte, die noch schwan-
„kend und dunkel sind, fest und klar machen
„kann.

„N. S. Ich sehe eben, da ich dies
„Geschreibe durchblicke, daß ich verschiede-
„nes, was ich eigentlich sagen wollte ver-
„gessen und einen Haufen Zeugs, das zu
„nichts dient, hingeschwatzt habe. Das
„letztere hat mir Ihre Liebe oft verziehen;
„das erstere werde ich nächstens nachholen."

Kraus beschränkte sich in seinen Vorlesungen jetzt ganz auf den im vorstehenden Brief erwähnten Kreis von Wissenschaften. Die weit geringere Zahl von Zuhörern, die bei diesen Lehrgegenständen ganz natürlich war, minderte nicht im geringsten seinen Eifer in der Bearbeitung seiner Vorträge, noch seine muntere Stimmung im Vortrag selbst. Vielmehr war es für ihn ein erhebender und seine innere Gemüthsstimmung immer sehr erheiternder Gedanke, durch den Vortrag dieser Lehrgegenstände ins Leben und Wirken der Menschen weit sicherer und einflußreicher einzugreifen. Seine ganze Lebenstendenz ging ja, wie früher erwähnt ist, auf die practische Nutzanwendung alles Wissens und Denkens auf das Leben; denn nach seiner philosophischen

Ansicht vom Zweck des Lebens *) sollte ja alles Streben und Treiben der Menschen dazu dienen, das Leben in seiner weitern Entwickelung zu fördern, die Vernunft im Leben immer mehr zu realisiren, überhaupt das Leben der höchsten Bestimmung der Menschheit näher zu bringen. Die reine Speculation, die gleichsam über dem Leben schwebend das Leben nur in speculative Betrachtung nahm, sah Kraus in Kants Vorlesungen von dem größten Meister der Zeit mit einem unerreichten Geiste, mit einer bis dahin unerhörten Tiefe und Schärfe betrieben; es schien ihm daher auch aus diesem Grunde schon nothwendig, auf der Universität, auf welcher er lehrte, die Philosophie zur Anwendung auf das Leben zurückführen. „So lange daher Kant noch geistig lebte, sagt der Herausgeber von Krausens encyclopädischen Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit, der jetzige Staatsrath Süvern, bildete er und Kraus gleichsam die beiden Pole für die Studien der Königsbergischen Universität, als einer

*) Die er in seiner schon früher erwähnten Abhandlung: „Ueber die Hoffnung, daß es besser werde mit dem Menschengeschlecht" aufgestellet hat.

gemeinschaftlichen Sphäre, indem jener, in den Tiefen des Geistes wohnend, das rein speculative, dieser, weit in der Aussenwelt umher sein Auge werfend und ihre Erscheinungen philosophisch combinirend, das realistisch-rationale Princip für sie repräsentirte. In den Studien der Universität aber brachte dieß Verhältniß ihrer Hauptlehrer eine gewisse richtige Organisation und ein Gleichgewicht hervor, das sich erst bei Kants zunehmender Altersschwäche auflöste, so daß von der Zeit an Kraus in Lehre und Ansehen ein unläugbares Uebergewicht auf derselben bekam und späterhin auch behauptete." — Ihm kam dabei die glückliche Gabe zu statten, daß er bei seinem philosophischen Auffassungsblick, verbunden mit einem sichern practischen Tact und einer scharfen Combination, die einzelnen Realien einer Wissenschaft leicht in philosophische Beziehung zu einem System brachte. Sein Wissen war daher, so vielfältig, verschiedenartig und aus den entferntesten Feldern der Wissenschaften zusammengesetzt seine Kenntnisse und Bemerkungen waren, so weit es dem menschlichen beengten Blick möglich ist, durchaus nicht Stückwerk, nicht lose zusammengelesenes

Notizenwerk, wie man es ſo oft ſelbſt bei ſogenannten guten Köpfen findet, ſondern alles reihte ſich bei ihm ſogleich zum Syſtem; jeder Einzelnheit wußte er ihre Beziehung zum ſyſtematiſchen Ganzen abzugewinnen, weil von Jugend auf Ordnung und planmäßige Concentrirung des Wiſſens ſein Hauptbemühen bei ſeinen Studien geweſen war. Wie in ſeinen Kenntniſſen, ſo war auch in ſeinen Vorträgen (wovon ſpäter noch geredet werden ſoll) Harmonie, Regel und Zuſammenhang. Durch dieſe glückliche Gabe der philoſophiſchen Combination war es ihm auch gelungen, aus den verſchiedenartigen Bemerkungen und Sammlungen über die Zweige der cameraliſtiſchen Studien, theils aus dem Studium der beſten Hülfsquellen, theils aus mündlichen Belehrungen oder aus eigenen Beobachtungen zuſammen geleſen, in ſo kurzer Zeit ein Syſtem zu ſchaffen, welches von den bisher gangbaren Syſtemen ganz abwich; immer bemüht, das Syſtem noch weiter auszubauen, zu vervollſtändigen und feſter zu begründen, beſonders durch Erfahrungen aus mündlicher Mittheilung. Daher nahm der Briefwechſel mit ſeinem Freunde, dem Herrn von Auerswald,

auch immer mehr eine Tendenz auf diesen Zweck hin.

„Wenn mich Gott erhält, schreibt er „im April 1796, die Sommerferien bei „Ihnen zuzubringen, so sollen Sie mir „die politischen und ökonomischen Vorur„theile des Arthur Young aufklären, wo„von ich auch wohl manche dunkel ahne, „aber, vielleicht aus Mangel an Kennt„niß des landwirthschaftlichen Details, nicht „deutlich genug einsehe. Dafür können „Sie von mir über staatswirthschaftliche „theoretische Sätze oder besser Grübeleien, „wenn Ihnen daran liegt, Deductionen „und Commentare verlangen, so viel Sie „wollen.

„Für keine tausend Thaler wollte ich „noch einmal solche Arbeit übernehmen, als „ich mit meinem Privatisten, den Sie „um eilf Uhr Vormittags bei mir gesehen, „ein halb Jahr lang Tag vor Tag gehabt „habe. Gottlob seit dem 9ten April bin „ich die Plage los. Es fehlt nun weiter „nichts, als daß ich für die unerhörte „Dreistigkeit, womit ich mich un„terstanden habe, über manche „staatswirthschaftliche Punkte „frech und freventlich das Wider-

„ſpiel von dem, was de facto „ſtatt findet, zu lehren, gelegentlich „tüchtige Nackenſchläge wegbekomme; etwa „auf eben die Art, wie ich ſchon ſonſt „die Ehre gehabt für meine ſaure Mühe „belohnt zu werden.

„Meine Hefte ſind ſo verſchieden an „Gehalt, daß ich nicht abſehe, was Sie „unter denen, die ich Ihnen ſchicken ſoll, „für welche gemeint haben können, als „etwa den Auszug aus Smith; und den „will ich Ihnen wirklich ſchicken, ſobald „ich ihn abmüßigen kann, denn noch leſe „ich über das erſte Heft.

„Meine Theorie über die beßte Ein„richtung der Lehranſtalten, die dann ſtatt „findet, wenn man ſie ſich ſelbſt überläßt, „beſtätigt ſich. Ich leſe dieſen Sommer „Staatswirthſchaft über Smith vor etwa „12 Zuhörern (freilich faſt nur ein Drittel „der Zahl, die ich in jedem andern von „meinen Collegien zu haben pflege, aber „doch ſo viel, daß dem angenommenen „Satz zufolge das Collegium zu Stande „kommt); und Finanzwiſſenſchaft vor etwa „10 Zuhörern. Unter den Zuhörern machts „mir Vergnügen einen vormaligen Officier „von Medem, dann Hamanns Zögling

„den sehr wackern jungen Grafen Keyser-
„ling, den Gröben von Schwansfeld und
„ein Paar Referendarien zu sehen. Wenn
„ich erst mit Ihnen alle Materien des
„Smith werde durch debattirt haben, dann
„erst werde ich mich hinsetzen den Auszug
„daraus für den Druck zu machen.“

Der eine von seinen Zuhörern Graf Dohna Wundlacken ging bald darauf von der Universität ab zum practischen Leben, für Krausens Herz ein wehmüthiger Verlust. „Ich habe ihn jetzt verloren“, schreibt er, „den herrlichen jungen Mann, den
„einzigen unter den vielen in dieser letzten
„Zeit auf der Universität gewesenen Grafen,
„der mir wahre innige Achtung und Liebe
„abzugewinnen gewußt; er ist ins Amt
„Waldau gezogen, um da seine ökonomi-
„sche Quarantaine zu halten. Mitlerweile
„ist nun wieder der Graf von Finckenstein
„aus Schönberg da, um seinen Abgang
„zu ersetzen: gebe der Himmel, daß er
„mir jenen in allen Stücken ersetze; denn
„der H. Obermarschall will durchaus, daß
„ich ihn in meinen mathematischen Unter-
„richt nehmen soll; (vermuthlich weil Dohna
„so viel daraus profitirt hat) und für den
„politischen und staatswirthschaftlichen Un-

„terricht fällt er mir ohnedem zu, weil er „ſich dem Cameralfach widmen ſoll. Aber „ſagen Sie mir, woher kommts, daß ſich „jetzt, was vorher meines Wiſſens nie ge„ſchehen iſt, ſo viele Grafen zu dem Ca„meralſtudium wenden? Zwei Dohna von „Schlobitten, mit dem Dohna von Wund„lack und dem Finkenſtein von Schönberg, „machen vier faſt gleichzeitige Candidaten „aus. Iſt die Juſtiz um ihren ehemaligen „Vorrang an Ehre gekommen? Sind die „Kammern an Macht und Ruhm geſtiegen? „Sie, ſelbſt ein quasimembrum einer „Kammer, müſſen das doch wiſſen.

„Die Beſchreibung, die Sie mir von „Ihren Meliorationen und von dem See„gen Ihrer dießmaligen Erndte gemacht, „hat mich recht erbaut. Das ſchätzbarſte „unter ihren neuen Anlagen ſind für mich „freilich die Brunnen, und wenn ſonſt „nichts, ſo zöge mich das ſchon zu Ihnen „nächſten Sommer hin; indeſſen will ich „gern auch Ihren Schafſtall und wenn es „nicht anders ſeyn kann auch Ihre Kutſch„ſtälle beſichtigen.

„Auch in unſere Gegend iſt die Erndte „überaus reich ausgefallen; bei Königsberg „hat jemand, freilich auch nur von Einem

„Scheffel 17 geerndtet. Wenn es nun wahr „ist, was ein Schwedischer Oeconom be„rechnet haben will, daß 36 Körner von „100 auf dem Felde bleiben, die nehmlich „beim Einaagen *) verstreut werden, wie „erstaunlich ergiebig ist dann in diesem Jahr „der Feldbau gewesen!

„Werden denn Ihre Nachbarn nicht „endlich einmal lernen, daß weniger Land „tüchtiger gebaut mehr einbringt, als mehreres schlechter gebautes Land? daß selbst „der bloße Profit schon die Maximen, die „Sie bei Ansetzung der neuen Bauern befolgt haben, empfiehlt, und daß man „das Verdienst, welches man dabei um „das ganze Publicum hat, rein umsonst „oder noch gar obenein belohnt bekommt? „Hume sagt: wenn doch Gott den Sterblichen nur einen Tropfen mehr Arbeitsamkeit gegeben hätte, wie viel Laster und „Elend würde schon dadurch allein der Erde „erspart seyn. Mit vielleicht noch besserem Recht möchte man für die Sterblichen „nur noch einen Tropfen mehr Klugheit „vom Himmel erflehen zu können wünschen, „um so mancher Arten von Unbilligkeiten

*) Einernten.

„und Plagen weniger auf der Erde zu ma-
„chen. Wahrlich die Bitte, daß ich Ih-
„nen helfen möchte, um Frieden zu bitten,
„wäre überflüssig, wenn ein Tropfen mehr
„Klugheit den Krieg anzufangen abgerathen
„hätte. Wir thun beide wohl, in unsern
„Briefen nie an politische Sachen zu den-
„ken; aber das Einzige werden Sie mir
„erlauben zu behaupten, daß die Haupt-
„erfolge und das Schlußresultat des jetzigen
„erstaunlichen Kriegs so beschaffen sind, wie
„sie ein gewöhnlicher Grad von Klugheit
„aus einer etwas genauen Kenntniß der
„menschlichen Natur (welche Kenntniß, wie
„schon Friedrich II. sagt, der Schlüssel
„zur Beurtheilung aller Begebenheiten und
„zur Entwerfung aller Plane ist) mit eben
„der Gewißheit, womit ein Astronom
„Sonnenfinsternisse berechnet, hätte zum
„voraus berechnen können; und daß alles
„wohl erwogen dem Theil, der Schaden
„leidet, das non putaram gar nicht zu
„statten kommt. Wie gern möchte ich ein-
„mal darüber mit Ihnen schwatzen; denn
„hier habe ich nicht einmal recht jemanden,
„der den mächtigen Unterschied zwischen so-
„genannten Urtheilen, die eigentlich nichts
„als Aeußerungen von Begierden oder

„Wünſchen ſind, und zwiſchen Urtheilen,
„die nach Gründen in der Sache ſelbſt ab-
„gewogen über Erfolge und Beſchaffenheiten
„der Sache ſprechen, unangeſehen der
„Verhältniſſe, worin dieſe Erfolge und
„Beſchaffenheiten zu unſern Empfindungen
„oder Begehrungen ſtehen mögen, auch nur
„faſſen könnte.

N. S.

„Wenn Sie meinen alten würdigen
„Lehrer, den Pfarrer Wilde aus Finken-
„ſtein ſprechen, ſo ſagen Sie ihm doch,
„daß er mit ſeinen Söhnen, die er übers
„Jahr herſchicken will, weniger Gramma-
„tik, als einſt mit mir treiben und mehr
„Autoren, als einſt mit mir leſen möchte;
„etwa ſo wie Sie das Engliſche und wie
„Hamann das Lateiniſche gelernt. Hamann
„hat nie Grammatik gelernt und ſchreibt
„das ächteſte römiſche Latein, was jemals
„in Preußen geſchrieben ſeyn mag: war-
„um? — Er hat die Zeit, die man
„ſonſt mit Grammatik tödtete, mit Leſung
„der Claſſiker zugebracht. Eben ſo hat
„er's mit ſeinen Zöglingen gehalten, mit
„denen er den ganzen Livius, den ganzen
„Tacitus, faſt alle Werke Ciceros und

„die

„die meiſten und beſten Stücke der Dichter „durchgeleſen.

Eine Ferienreiſe nach Faulen verſchaffte ihm wieder friſche Kraft, Heiterkeit und erneute Arbeitsluſt. Er hatte aber dießmal den Umgang ſeines Freundes doch nicht ſo genießen können, wie er gewünſcht. „Das einzige bedaure ich", ſchreibt er nach ſeiner Zurückkunft, „daß ich Ihr „Haus faſt zu voll gefunden; und da mir „dieſes ſchon mehrmals begegnet iſt, ſo bin „ich ſchon auf den Einfall gekommen, ſollte „ich es erleben ſollte, Sie noch heimzu„ſuchen, einen andern Zeitpunkt dazu zu „wählen, in welchem wir uns freier ge„nießen können." — Seine Amts- und Pflichtſtudien, wie er es nannte, beſchäftigten ihn den ganzen Herbſt und Winter hindurch; das Studium der einzelnen Zweige der Cameralwiſſenſchaft und die Vorbereitung auf ſeine Vorleſungen darüber nahmen ihm faſt die ganze Tageszeit hin, ſo daß an andere Arbeiten gar nicht zu denken war. Im Januar 1797 ſchrieb er darüber an ſeinen Freund folgenden intereſſanten Brief:

„Kriegsrath Scheffner schickte mir in „den Weihnachtsferien den Sartoriusschen „Auszug aus Smith, den er sich aus„drücklich hatte kommen lassen, ganz warm „zu. Ich quälte mich etwa 100 Seiten „zu lesen, nahm dann meinen Auszug vor „und glaubte nun wie jener Maler zu mir „selbst sagen zu können: anche io son „pittore. Den Tag nach Neujahr kam „KR. Scheffner wieder zu mir, um seinen „Sartorius abzuholen. Er fand mich über „Gmelins Handbuch der technischen Chemie. „— „„Wie können Sie solches Zeug le„sen?““ — Weil ich muß; ich bin ein „Sklave von meinem Auditorium; die „Gewerbkunde, die ich vor 3 Zuhörer le„sen muß, weil sie sie hören wollen und „kein anderer sie lieset und jeder sie als zu „meinem Fach gehörig ansieht, nöthigt „mich dazu. — „„Nun lieber Professor, „„wenn Sie nicht noch wenigstens etwas „„für Ihr Auditorium taugten, so wären „„Sie doch auch der allerunnützeste Mensch „„auf der Erde; für die Gesellschaft sind „„Sie nicht; für das Publicum schreiben „„Sie nicht; Geschäfte führen Sie „„nicht —““ Das kann mir außer „Ihnen niemand besser sagen, als ich es

„mir schon tausendmal gesagt habe, und „darum wird es mit mir doch nicht besser; „vielleicht verstocke ich mich recht hartnäckig, „in jedem Collisionsfall alles Publicum und „alle Gesellschaft meiner bloßen strengen „Amtspflicht nachzusetzen. — „„Nun das „„sehen Sie wohl, daß Sartorius Ihre „„Arbeit nicht entbehrlich macht.““ — „Freilich, und ich glaube sogar mit meinen „Arbeiten nie zu spät zu kommen, was „auch andere schreiben mögen. — „„Ich „„gebe alle, alle Hoffnung auf, etwas „„von Ihnen zu sehen; im Grunde „„wollte ich Ihnen auch schon alles übrige „„schenken, wenn Sie mir nur dazu be„„hülflich seyn wollten, das Studium des „„Smith in Deutschland in Schwung zu „„bringen.““ — — Trotz dieser Strafpredigt, die mir seit Hamanns Tode nie„mand derber gehalten, sitze ich doch noch „immer an der Ausarbeitung meiner Hefte „für Gewerbkunde, womit ich indessen „binnen etlichen Wochen fertig zu seyn „hoffe. — Dafür, mein Herzensfreund, „kann ich auch an Ihrem Busen triumphiren, daß in ganz Deutschland ein so „lehrreicher Cursus von sogenannten Came-

„ralwissenschaften nie gelehrt worden, als „hier seit Jahr und Tag; und es ist ko„misch, einen mitten im größten Schatz „von Büchern lebenden Mann, nach dem „beliebten Princip: was wir nicht wissen, „das ist nicht, sich brüsten zu sehen, als „wäre er der erste, der über Smith aca„demische Vorlesungen in Deutschland ge„halten, da ich und vollends mitten unter „drehenden Gewittern schon seit sechs Jahren „und vollends in der letztern Zeit ohne alle „Hülle das einzige wahre, große, schöne, „gerechte und wohlthätige System nicht nur „vorgetragen, sondern einige herrliche Köpfe, „wie namentlich einen von Schön *), den „unser Minister von Schrötter reisen läßt, „und meinen Liebling Dohna Wundlacken „damit zu begeistern gewußt habe. — Aber „was schwatze ich da für selbstlobiges Zeug? „Sey es doch damit, wie es wolle; genug „es ist wahr, was ich gesagt, und das „reiche hin, mir bei Ihnen Verzeihung „zu gewähren.

„Crumpe's Preisschrift müssen Sie „durchaus lesen, wäre es auch nur, um

*) Jetzt Würklicher Geheimer Rath und Oberpräsident von Westpreußen.

„zu ſehen, was ſich mit Smithſchen „Grundſätzen in der Anwendung machen „läßt. Der erſte Theil, der allgemein „die Mittel unterſucht, wie jedem Volk „Arbeit und Verdienſt zu verſchaffen ſey, „iſt Gedanke vor Gedanke aus Smith aus„geſchrieben; der zweite Theil, der die „Frage auf Irland ins beſondere anwendet, „enthält herrliche ſtatiſtiſche Notizen über „den Zuſtand von Irland, und unter vie„len Bemerkungen, die auch auf unſer „Vaterland paſſen, eine weit größere „Menge von ſolchen, die durch ihren „Abſtich mit hieſigen Einrichtungen mir „mein Vaterland von neuen Seiten lieb „und werth machen. Denn ach! da es „mir nicht mitgegeben iſt, mein Vaterland „aus Inſtinct oder Gewöhnung, wie ein „Schaf ſeine Trifft und ſeinen Stall, „lieben zu können, und da ich es doch ſo „herzlich gerne lieben möchte, ſo iſt mir „jeder Zug, der mich irgend etwas lie„benswürdiges, das heißt gerechtes und „vernünftiges darin erblicken läßt, unaus„ſprechlich angenehm.

„An Ihrem Entſchluß das Gut Plau„ten auf 15 Jahre zu verpachten erkenne

„ich meinen Klugen und wie freue ich mich
„nun zu meinen Theorien einen ſo intereſ-
„ſanten practiſchen Beleg zu haben. Ah-
„men Ihnen andere hierin nach, ſo kann
„Ihr Beiſpiel von Segen für das Land
„werden.“

Die Jahre 1798 bis 1807.

Die nachfolgenden Jahre hindurch blieben das Studium der ſ. g. Cameralwiſſenſchaften und ſeine Vorleſungen darüber ſeine Hauptbeſchäftigung. Selbſt ſein Briefwechſel war mehrere Jahre lang, beſonders in den Jahren 1799 bis 1802 faſt ganz ausſchließlich auf Mittheilung und Erläuterung ſtaatswirthſchaftlicher Gegenſtände beſchränkt *). Indeſſen waren andere Wiſſenſchaften weder in ſeinem Studium, noch in ſeinen Vorleſungen ganz ausgeſchloſſen. Er las im Jahr 1798 über Mathematik für Artillerieofficiere, und wurde dadurch veranlaßt, die neuere Behandlungsart der höheren Analyſis und

*) Dieſe lehrreichen und intereſſanten Briefe ſind ſchon im 2ten Theil ſeiner vermiſchten Schr. abgedruckt.

mehrere neuere französische Werke zu studiren. Es ist doch ein ganz eigenes Studium, die Mathematik, sagte er um diese Zeit oft zu einem Freunde; sie ist immer wie die Gottesfurcht zu allen Dingen nütze. Er forderte wohl auch im Ausbruch seiner frohen Laune seinen Freund auf, über diesen Gegenstand eine Predigt — versteht sich, sagte er, im Auditorium Maximum — zu halten. Im Umgang mit diesem Freund, dem jetzigen Pfarrer Sommer, war die Mathematik immer ein Hauptgegenstand des Gesprächs. Er hatte das Vergnügen, daß alle, die auf der Königsberger Universität studirend die Mathematik zu ihrem Selbststudium wählten, sich in schwierigen Gegenständen vertrauungsvoll an ihn wandten und ihn um Rath und Belehrung ansprachen; und dieses Vertrauen beehrte er dadurch, daß er oft mit Aufopferung vieler Zeit alle nöthigen Aufschlüsse auf seinem Zimmer ertheilte. Unendliche Freude machte es ihm, daß er seinem Zögling Beck nach Halle eine Aufgabe aus Eulers Mechanik, deren Auflösung jenem in Halle keiner hatte geben können, erläutert und bewiesen zuschicken konnte. Noch in diesen spätern Jahren seines Lebens übernahm Kraus die

Correctur eines mathematiſchen Werkes, welches ihm einer ſeiner Freunde vor dem Druck übergab, ſo mühvoll und anſtrengend für ihn dieſe Arbeit auch war. Es waren die Aufſätze von Huguenin *), die er aber, da ihm die Durchſicht zu viel Mühe machte, dem in Gumbinnen als Regierungsdirector verſtorbenen Schulz zur Reviſion übergab. — Mathematik war in dieſen Jahren doch immer eigentlich nur Nebenſtudium, da ihm die Beſchäftigung mit ſeinen ſ. g. Pflicht- und Amtswiſſenſchaften zu wenig Zeit übrig ließ; es kam dazu, daß dieſe Studien, deren Bekanntſchaft er ſpäter gemacht hatte, ſeinem immer tiefer dringenden Geiſt mehr Anlaß zu neuen Entdeckungen und Forſchungen gaben. Er hielt aber noch mehrmals mathematiſche Vorleſungen vor einem kleinen Kreis auserwählter Zuhörer; es war dazu die Vormittagsſtunde von 10 bis 11 beſtimmt; oft aber ſchlug es zwölf, auch wohl eins, ehe der eifrige Lehrer den Vortrag abbrach, denn er hatte ſich gewöhnlich im Lehrgegenſtand ſo vertieft und ganz vergeſſen, daß

*) Damals Artillerie-Capitain und mathematiſcher Schriftſteller.

er die Uhr selten schlagen hörte. Er sah es sehr ungern und konnte wohl selbst etwas empfindlich werden, wenn der Glockenschlag die Zuhörer vom Lehrgegenstand ablenkte oder der hungerige Magen sie veranlaßte, ihn auf den Schluß seiner Vorlesung aufmerksam zu machen. Gaben vollends die Zuhörer ihre Ungeduld durch ein damals gewöhnliches unhöfliches Scharren zu erkennen; so fing er in einem ärgerlichen, beinahe weinenden Tone an, um Geduld und Aufmerksamkeit nur noch für einen Augenblick zu bitten; vergaß er sich aber wieder, und brachen einige von den Zuhörern wohl sogar auf, so lief er vom Catheder herunter, eilte den Weggehenden bis auf die Treppe nach und bat mit aller Freundlichkeit, die ihm zu Gebote stand, ihm nur noch ein einziges Viertelstündchen zu schenken. Verlor er sich nun wieder in der Demonstration oder kam er wieder auf einen Gegenstand, der einer klaren Erläuterung bedurfte, so wurde aus der Viertelstunde wohl wieder ein ganzes Stündchen. War er durch das angestrengteste Nachdenken im höchsten Grade abgespannt und durch die Sommerhitze ermüdet, so bat er wohl nach Verlauf einer Stunde

seine Zuhörer, ihm zu erlauben, sich auf einige Augenblicke zu erholen und durch einige Tropfen Wasser zu erquicken. „Gehen Sie so lange in mein Gärtchen und amüsiren Sie sich, ich werde gleich wieder im Schick seyn.“ Nach fünf Minuten kam er dann regelmäßig wieder und setzte gestärkt und mit heiterem, frischem Geiste seinen Vortrag weiter fort. Er brauchte bei den mathematischen Vorlesungen fast nie Zirkel und Lineal, denn er machte alle Zeichnungen aus freier Hand oder mit einem Bindfaden, an welchem der Schwamm zum Abwischen an der Tafel hing. Zu größerer Anschaulichkeit brachte er öfters eigenhändig aus Holz, Möhren oder Kartoffeln zugeschnittene mathematische Körper mit. „Ich komme mit einem ganzen Arsenal, meine Herren“, rief er dann seinen Zuhörern zu, „lassen Sie uns frisch und munter ans Werk gehen.“ — Nie habe ich ihn heiterer gesehen, sagt von ihm einer seiner Zuhörer, nie liebenswürdiger, als in diesen mir unvergeßlichen Stunden, besonders wenn sein Kopf recht frei war und er an seinen Zuhörern Theilnahme, Lust und Liebe zur Sache bemerkte. Den freundlichen milden Blick, mit welchem er den

anſah, der ſeine Fragen richtig beantwor-
ten oder eine ſchwere Demonſtration glück-
lich beendigen oder ein Problem mit Geiſt
auflöſen konnte, werde ich nie vergeſſen.
Aber Gram und Schmerz bemerkte man
auf ſeiner Stirne, wenn körperliche Leiden
ihn am freien Denken hinderten, oder
wenn er bemerkte, daß er von ſeinen Zu-
hörern nicht verſtanden, oder wenn dieſe
ihm nicht aufmerkſam genug zu ſeyn ſchie-
nen. Es war dann ein wahres Seelen-
Leiden, von welchem er gequält wurde;
es überfiel ihn dann eine wahre Todesangſt;
nicht ſelten kam er dadurch in Verwirrung
und bat ſeine Zuhörer aufs dringendſte,
nur Geduld zu haben und ihm nur einen
Augenblick ruhige Beſinnung zu gönnen,
er werde bald wieder klar und deutlich ſeyn.
Ueberraſchte ihn nun dazu noch der Glocken-
ſchlag oder ſah einer der Zuhörer nach der
Uhr, ſo rief er mit weinerlich klagender
Stimme: „o mein Gott! ich höre ja ſchon
auf"; und mit einem Satz war er vom
Katheder, der an der Thüre ſtand, aus
dem Hörſaal hinaus, kam aber im Augen-
blick auch wieder zurück und ſetzte nach
freundlichem Bitten ſeinen Vortrag bis zu
einem paſſenden Abſchnitt fort. — In der

Mathematik soll er sich leicht vorgegriffen und dadurch öfters undeutlich und verwirrt geworden seyn, eine Folge seiner Ungeduld. Es war daher den Zuhörern kaum möglich, ihm folgen zu können; und dieß gab man als die Ursache an, daß er ein Collegium über die Geometrie, welches er vor 30 Zuhörern zu lesen angefangen, mit fünf beschließen mußte. Dieser Umstand war ihm so verdrießlich, daß er es verredete, jemals wieder Geometrie vorzutragen, und doch im nächsten Semester von Dittrn bestürmt, las er sie von neuem; verwünschte es aber nachmals sich dazu entschlossen zu haben. Sein Elementarunterricht in der Mathematik war für ganz ungeübte Zuhörer wohl nicht faßlich genug. Mit seinem Collegen Pörschke unterhielt er sich sehr oft über die Art des mathematischen Vortrags; die Behauptung des letztern, daß ein guter, immer interessant bleibender Vortrag über Mathematik unter allen academischen Vorträgen der schwierigste sey und immer am meisten zugleich alle Zuhörer befriedige, wollte Kraus anfangs nie zugeben, bis ihm endlich berühmte Lehrer der Mathematik und selbst Kästners Beispiel vorgehalten wurden, die im Auditorium selten glän-

ſende Erfolge ihres Vortrags erſehen, wohl aber durch Privatunterricht treffliche Schüler gebildet hatten. Er las von da an auch meiſt nur Privatiſſima über die höhere Mathematik, und brachte darin ſeine Zuhörer gewöhnlich bis auf einen gewiſſen Punkt in der Analyſis oder doch ſo weit, daß ſie die Lehrbücher über die angewandte Mathematik ohne Schwierigkeit verſtehen und ſich durch eigenes Studium ſelbſt fortheilen konnten. Auch in Königsberg war die Mathematik immer nur mit geringem Erfolg gelehrt worden und noch in den letzten Zeiten ſeines Lebens behauptete Kraus: „Mathematikverſtändige habe Königsberg wohl immer gehabt und habe ſie auch noch; aber ſo lange die Sonne die Stadt beſcheine, könne ſie ſich noch keines guten Lehrers der Mathematik rühmen.“ Er ging nie unvorbereitet ins Auditorium; ſelbſt ſeine mathematiſchen Vorleſungen koſteten ihm Vorbereitungsſtunden, wiewohl er einmal, und gewiß mit Recht, ſagte: „Ich wette tauſend gegen eins, daß man mich mitten in der Nacht aus dem tiefſten Schlafe aufwecken und nach irgend einer mathematiſchen Formel fragen kann, und ich werde ſie richtig und deutlich herſagen.“

Am nutzreichſten und fruchtbarſten waren ſeine Vorleſungen nur für ſolche Zuhörer, die durch Schulkenntniſſe gut vorbereitet den relativen Werth des Weſentlichen und Außerweſentlichen des Lehrvortrags zu würdigen und zu unterſcheiden wußten und vor allem an das Denken — zu deſſen Uebung freilich damals noch ſelten in den Schulen die nöthige Anleitung gegeben wurde — gewöhnt waren. Denn da Kraus meiſt ganz frei, höchſtens nach einem verlaufenden Schema, vortrug, ſo führte ihn die Fülle ſeiner Ideen, das unaufhörliche Zuſtrömen neuer Gedanken und der große Umfang ſeiner Gelehrſamkeit zuweilen auf Abſchweifungen, und ſein Springen von einem Satze zum andern brachte ihn manchmal aus aller ſyſtematiſchen Ordnung, und riß den Zuhörer auf Augenblicke gleichſam mit in die Irre, von wo aus ſich wieder auf die rechte Bahn zurückzufinden, den abgeriſſenen Faden wieder aufzugreifen und genau zu verbinden, der Geiſt des Zuhörers ſchon eine gewiſſe Gewandtheit im Denken und Feſtigkeit im Blick haben mußte. Die Seitenwege, die Kraus ſtets einſchlug, theils weil er, man möchte ſagen, ſich der zuſtrömenden Gedankenmaſſe

nicht erwehren konnte, theils um die Denkkraft ſeiner Zuhörer aufs manchfaltigſte in Anſpruch zu nehmen und ihr eben durch das ſcheinbare Verirren Anlaß zum Wiederaufſuchen der ſyſtematiſchen Ordnung zu geben, führten dem Zuhörer öfters eine ganz neue Welt von Ideen und Anſichten zu und gaben dem, der ſolche Gedankenblicke in rechte Anwendung zu bringen verſtand, unendlich wichtige Gewinne für das ächte wiſſenſchaftliche Studium ſeines Faches. Zuweilen fühlte Kraus aber ſelbſt, daß er ſeine Zuhörer auf eine zu ſteile Anhöhe führe, wo ihnen theils die weite Ausſicht zu ſehr ins Dunkle zerfließe, theils die gewöhnliche Menſchenwelt zu ſehr wie in einem Abgrund erſcheine. Bemerkte er nun, daß ſeine Zuhörer ſtatt helle und weite Blicke zu erhalten, im Dunkel irre zu werden ſchienen, ſo lenkte er ſchnell wieder ein und ſetzte den Vortrag gewöhnlich mit den Worten: „ich werde gleich ganz klar ſeyn", da wo er abgebrochen, wieder fort. Wer nun nicht geübt genug war, um zu bemerken, wo er eigentlich von dem Hauptgegenſtand abgewichen war, wer an ſich ſchon keinen ſyſtematiſchen Ordnungsblick beſaß oder die jedesmal vorher gegebene

gegebene Hauptübersicht aus dem Auge verlorem hatte und etwa nur darauf bedacht war, den ganzen Lehrvortrag von dem ersten bis zum letzten Wort ängstlich nachzuschreiben, der konnte sich dann schwer wieder zurecht finden. „Ich lese", sagte er öfters, „nur für die besten Köpfe meines Auditoriums." Er hatte es sich bei allen seinen Vorlesungen zur Regel gemacht, wenn seine Zuhörer von sehr verschiedener Beschaffenheit waren, lieber für wenige ausgezeichnete Köpfe, als für viele minderfähige Zuhörer zu lesen. Wer Kraus mit dem reichsten Gewinne hören wollte, der mußte ihn nothwendig zweimal in einer Wissenschaft hören. Er mußte das erstemal sich blos eine Skizze des Ganzen aufzeichnen und nur suchen, das System in seiner ganzen Ordnung aus dem Vortrag herauszufinden; der zweite Besuch derselben Vorlesungen ließ ihm dann bei strenger Aufmerksamkeit und sorgfältiger Wiederholung gewiß keine Dunkelheit mehr übrig. Der Zuhörer war übrigens immer gewiß, die Vorlesungen beim zweitenmal vollständiger und vollkommener zu hören, denn Kraus hielt es für Gewissenssache, bei jeder Wiederholung die vorgetragende Wissenschaft

von neuem zu durchdenken und zu überarbeiten, so daß jedesmal die Wissenschaft, man könnte sagen, wieder jung und neu aus ihm hervorging. Kam zuweilen einer seiner Zuhörer nach der Stunde zu ihm und befragte ihn über einen dunkelgebliebenen Gegenstand, so nahm ihn Kraus wie seinen Soha auf, setzte ihm nicht bloß den betreffenden Gegenstand klar und verständlich aus einander, sondern unterhielt sich mit ihm auch weiter über den ganzen Gang, den seine Studien nehmen müßten und zeichnete den Weg vor, den er zunächst einschlagen müsse. — In einigen Wissenschaften war sein Vortrag rein didaktisch, in andern dagegen mehr critisch und hier und da polemisch. Er empfahl seinen Zuhörern bei ihren eigenen Studien nichts dringender als Critik, weil man durch sie erst den rechten Geist der Wissenschaft auffinden, wissenschaftlich denken lerne und in den Stand gesetzt werde, theils den wahren Gewinn und Werth des Wissens recht zu würdigen, theils den Standpunkt der Ausbildung, auf welchem die Wissenschaft stehe, mit sicherem Urtheil kennen zu lernen.

Gewöhnlich war sein Vortrag klar,

ſtreng geordnet, lichtvoll und zuſammenhängend; immer Meiſter ſeiner Materie ſprach er mit geiſterhebender Originalität; nicht ſelten würzte er ſeine Vorträge mit treffendem Witz, wiewohl Scharfſinn, umfaſſender Ueberblick, tiefes Eindringen, vielſeitige Umſicht und philoſophiſches Zerlegen des Stoffs immer der hervorſtechende Character ſeines Vortrags war. In ſeinen mathematiſchen Vorleſungen war es die Gründlichkeit und Sicherheit ſeiner Deductionen und Beweiſe; in den philoſophiſchen die Tiefe ſeiner Art von Speculation; in denen über die Moral das innige Gefühl, wie es nur aus einem von Gott und Religion erfüllten Herzen hervorgehen konnte, und die herzergreifende Wärme ſeines Innern; in denen über die allgemeine Encyclopädie war es der ungemeine Umfang und Reichthum ſeines Wiſſens; in den cameraliſtiſchen der mit practiſchen Kenntniſſen ausgeſtattete philoſophiſche Geiſt; in den geſchichtlichen die Schärfe ſeiner Critik, die Höhe und Gründlichkeit ſeiner Anſichten über Welt und Völkerleben und über den Bildungsgang der Menſchheit; in den ſtatiſtiſchen die fruchtbare Combination aus dem Reichthum ſeiner Kenntniſſe, die am

meiſten in Bewunderung und Erſtaunen ſetzten. — Zu dieſem weiten Umfang von Kenntniſſen war auch ſein Gedächtniß bis zu einem wunderbaren Grade geſtärkt und ausgebildet; alles, was er vor langen Jahren geleſen oder gehört, war ihm beſtändig auf den Augenblick gegenwärtig. Oefters äußerte er auch: „es iſt mir manchmal recht läſtig, daß ich gar nichts vergeſſen kann.“ Dieſes treue Gedächtniß machte ihn zum Orakel in Geſellſchaften, wenn im Geſpräch etwa Verſchiedenheit der Meinungen über Begebenheiten, Namen oder Zahlen ſtatt fand. Er kam darüber mit Kant zuweilen in kleine Streitigkeiten, da ſich des letztern Gedächtniß in ſpätern Jahren ſo verminderte, daß er, was ihm früher nie begegnet war, Zeitbegebenheiten verwirrte, Namen und Zahlen veränderte und Thatſachen mit einander verwechſelte. Kraus dagegen konnte ſich bis auf ſeine letzten Tage auf ſein Gedächtniß feſt verlaſſen, es täuſchte ihn faſt nie. Daher auch die erſtaunende Gelehrſamkeit in faſt allen Fächern des menſchlichen Wiſſens, die er in ſeinen Vorleſungen vor ſeinen Zuhörern entwickelte. — Aber noch von größerem Werth als das treue Gedächt-

niß waren für seine Zuhörerin seinen geschichtlichen Vorträgen die philosophischen Ansichten und Betrachtungen, die allgemeinen Blicke in den Gang des Menschenlebens, die Nachzeichnung des tiefen und stillen Zusammenhangs in den Ereignissen des Lebens der Völker. Er hatte dabei Geist und Tact genug, die Geschichte nicht, statt philosophisch zu beleuchten, räsonirend zu verwässern; seine philosophisch durchdachten Resultate waren von einem tief forschenden und ins Leben der Vorzeit hell schauendem Geist durchdrungen und aus dem Leben, nicht aber wie oft auch geschieht, außer dem Leben aufgefaßt. Sein ernstes, auch in spätern Jahren noch fortgesetztes Lesen der alten Classiker setzte ihn in den Stand, quellenmäßig vorzutragen und hatte ihm critische Sichtung der Begebenheiten erworben, die seinem Vortrag ein ganz besonderes Interesse gab. Einen philosophischen Geist, einen critisch richtigen Blick, und eine gedrungene, bündige und lebendige Darstellung hielt Kraus für die drei nöthigsten Hauptstücke zur Geschichtschreibung.

Auf dem Lehrstuhl sprach er mit heller, wohlklingender und volltönender Stimme,

gewöhnlich mit verschlossenen Augen, zum Theil aus Gewohnheit, zum Theil in der Absicht, um sich durch äußere Gegenstände im Denken nicht stören zu lassen. Nur zuweilen warf er einen Blick auf sein vorliegendes Heft, oder sein Auge erhob sich, wenn sein Herz durch den Gegenstand erwärmt und sein ganzes Innere wie neu belebt wurde; oder er sah auf seine Zuhörer, um sich von ihrer Aufmerksamkeit zu überzeugen, und „unwiderstehlich drang dann die Kraft seines Worts in das Herz seiner Schüler" sagt einer seiner Zöglinge, Marenzki.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, die Erzählung dieses Zöglings über seine erste Bekanntschaft mit Kraus und über den Eindruck, den dieser auf ihn machte, hier in der nöthigen Kürze hinzuzufügen. „Zu den glücklichsten Ereignissen meines Lebens rechne ich den Tag, an dem ich zuerst die Bekanntschaft des der Welt zu früh entrissenen Kraus machte. Anfänglich entschlossen, die Universität Leipzig zu beziehen, wurde ich durch die im J. 1793 erfolgte preußische Besitznahme meiner Vaterstadt Thorn und durch einen Brief des verstorbenen Pfarrer Fischer an seinen Schwager,

den Professor Hennig in Thorn veranlaßt, Königsberg der Leipziger Universität vorzuziehen; denn Fischer, der mir mit zuvorkommender Güte Wohnung in seinem Hause angeboten, hatte in seinem Briefe geäußert, daß außer Kant der treffliche Kraus mich schon allein für Leipzig vollkommen schadlos halten werde und daß man, wenn sein Unterricht nur recht gewürdigt und gehörig benutzt werde, von ihm mehr lernen könne, als vielleicht von dem ganzen Lehrerpersonale einer andern Universität. So war meine Neugierde auf Kraus von dem bescheidenen, mit seinem Urtheil sonst so sehr zurückhaltenden und in seinem Lob so sparsamen Fischer auf den höchsten Grad gespannt. Ich kam in Königsberg an und gleich nach den ersten Begrüßungen kündigte mir Fischer an, daß ich heute noch die Bekanntschaft des Prof. Kraus machen werde. Dieser trat auch bald darauf in den Familienkreis ein, wo alles den lieben Gast freudig bewillkommnete. Milde und Freundlichkeit sprach aus seinem Blick; das bleiche Gesicht, der hagere Körper deuteten auf anhaltendes Studiren und angestrengte Geistesarbeit, das Leben und Feuer des Auges auf Scharfsinn, tiefes und

raſches Denken. Fiſcher ſtellte mich ihm als ſeinen künftigen Schüler vor, und ſein gütiger und liebevoller Empfang, der herzliche Händedruck und die ganze Unterhaltung zog mich ſogleich unwiderſtehlich zu dem Manne hin und erfüllte mein Herz für immer mit unbegränztem Zutrauen. — Das Geſpräch fiel bald auf die Zeitereigniſſe, denn ganz Europa war damals (1794) in Gährung; Kraus ſprach an jenem Abend von der franzöſiſchen Revolution mit einer Theilnahme, einem Feuer, mit ſolcher Klarheit und Lebendigkeit der Darſtellung und mit ſolchem Scharfſinn im Urtheil, daß alles, was ich bisher darüber gehört und geleſen, mir gegen dieſe Darſtellung gehaltlos und geiſtlos vorkam. Darauf ging die Unterhaltung auch auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände über; Kraus war den ganzen Abend der Wortführer, jeder hörte ihm begierig und aufmerkſam zu. Ich aber ſtaunte über das Feuer und die Lebendigkeit des kleinen hagern Mannes, über die Tiefe ſeines Wiſſens und den Wohllaut ſeiner Rede. Welche neue Anſichten wurden allein ſchon an dieſem Abend meinem Geiſt durch ihn eröffnet; mir war ganz eigen zu Muthe, ich kannte mich

nicht faſſen, ich konnte mich in die neue Anſicht der Dinge, ſo klar ſie auch war, nicht finden. Die Unterhaltung dieſes Abends gab mir Stoff zum Denken auf mehrere Wochen hindurch; wie ſeine liebevolle Freundlichkeit ihm mein ganzes Herz gewonnen, ſo hatte die Stärke und Kraft ſeines Geiſtes, die Fülle ſeiner Ideen, das Gewicht ſeiner Worte mich mit tiefer Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt. — Und durch eine mehr als fünfjährige Bekanntſchaft, durch fleißigen Beſuch ſeiner Vorleſungen, durch das Glück ſeines öftern Umgangs fand ich das Reſultat meines ſtillen Nachdenkens über ihn in ſeinem ganzen Umfang beſtätigt und meine Erwartung noch ſelbſt übertroffen.

Ein Brief Krauſens erwähnt dieſes Zöglings von einer vortheilhaften Seite. „Es überreicht Ihnen dieſen Brief Herr „Marenski, der Liebling meines unvergeßlichen ſeeligen Pfarrers Fiſcher, und „der Verfaſſer der herrlichen Denkſchrift „auf Fiſchern *), einer Schrift, die dem „Geiſt und Herzen des Verfaſſers eben ſo „viel Ehre macht, als dem Verſtorbenen,

*) Sie erſchien zu Königsberg im Sept. 1801.

„dessen Andenken sie aufbewahrt. Daß er „auch zu meinen ausgezeichneten Lehrlingen „gehört, können Sie leicht errathen. Er „studirte anfangs aus innigem Herzenstriebe „Theologie, und die ihn predigen gehört, „versicherten, er wäre der einzige, der „einst den unersetzlichen Fischer ersetzen „könnte. Aber eine Brustkrankheit nö„thigte ihn vom Predigen und von der „Theologie abzustehen. Er hat darauf mit „großem Fleiße seit 1½ Jahr das ius studirt „und geht jetzt nach seiner Vaterstadt Thorn, „um dort sich examiniren zu lassen, „als Justizcommisar zu leben, nebenbei „auch wohl dem Gymnasium durch Lehr„unterricht in einem und dem andern Fache „nützlich zu seyn. Er wünscht dem Herrn „Regierungspräsidenten vorgestellt zu wer„den; und da ich, aus Besorgniß mich „einer ungeziemenden Zudringlichkeit schul„dig zu machen, es nicht wage, ihn un„mittelbar dem Herrn Regierungspräsiden„ten zu empfehlen, so wende ich mich des„halb an Sie, mein Theuerster, in der „Zuversicht, daß selbst H. N. Pr. diesen „trefflichen jungen Mann interessant genug „finden wird, um Ihnen und mir den „Zutritt, den Sie diesem bei ihm ver-

„schaffen, auf keine Weise übel zu neh-
„men.“

Jenem unvergeßlichen Freund, dem Pfarrer Fischer, hatte Kraus erst in der letzten Zeit als sein wahrhaft geistiges Ebenbild an Geist und Gemüth kennen gelernt. Wenn je zwei Menschen in engster Seelenverwandtschaft zu einander gestanden haben, so waren es gewiß Kraus und Fischer, die fast in allem, was sie dachten und fühlten Eins waren. Gleiche Liebe zu den Alten, zu den neuern Sprachen, zur Mathematik, gleicher Scharfsinn und gleiche Ansichten in der Philosophie, gleiche Neigung zu höhern Untersuchungen im Gebiete des Wissens, ein gleich reines Gemüth und ein für Religion und alles Heilige gleich erwärmtes Herz: dieß mußte wohl zwei Menschen zu einander führen und auf innigste in Freundschaft verbinden. Erst nachdem Kraus den ganzen Seelen- und Geist-Gehalt Fischers, gewiß eines der edelsten Menschen, die je gelebt haben, kennen gelernt, fühlte er sich in diesem neuen Freund unendlich glücklich, denn eine gemüthliche und geistvolle Mittheilung, die vom Herzen zum Herzen spricht, hatte ihm lange gefehlt, daher auch seine Klage

über das nothgezwungene Stillleben, welches er führen mußte. Fischern besuchte Kraus nun am häufigsten. In der Regel brachte er jeden Donnerstag Abend in Gesellschaft einiger auserlesener Freunde in dessen Hause zu und freute sich auf diese Abendstunden schon die ganze Woche hindurch. Die gewöhnliche Unterhaltung waren die Zeitereignisse, neue literatische Erzeugnisse, oder reinwissenschaftliche Gegenstände. „Nicht leicht, sagt Kraus in seinen Beiträgen zur Lebensbeschreibung Fischers *), war er mit mir auf einem Spaziergange oder daheim allein, ohne daß in unser Gespräch sich Betrachtungen über Völker- und Länderkunde, über das Menschengeschlecht u. s. w. einflochten, und oft machten sie den Hauptgegenstand unserer Unterhaltung aus, wobei er mich durch so manche seiner eigenthümlichen großen Ansichten erquickte und stärkte. Mehr als einmal und selbst wohl noch in seinem letzten Jahre gedachte er gegen mich des innigen Vergnügens, mit welchem er, als er noch auf der Academie war, Rousseau's Emil unter freiem Himmel

*) Diese findet man in Schlichtegrolls Nekrolog der Teutschen. 2. B. S. 203.

(in der Gegend der neuen Bleiche) gelesen habe. Einer Seele, die so früh für solche Wonne empfänglich war, konnten in der Reise des Lebens eigenthümliche Ansichten nicht fremd seyn." Wenn Kraus Fischers eigenthümliche Art der Philosophie darstellt, so sollte man glauben, er gebe damit ein Selbstbekenntniß über seine eigene; er sagt: „Wenn scharfes Beobachten, unbefangenes Prüfen und genaues Beurtheilen, mit einem Worte, richtiges Selbstdenken den wahren philosophischen Geist ausmacht, so besaß er diesen gewiß; und wenn man die freie Anwendung dieses Geistes auf die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, Philosophie oder Speculation nennt, so hatte er für Speculation und Philosophie eine entschiedene Neigung. Aber von Systemen liebte er keins; seine zarte Wahrheitsliebe verschmähte sogar in seinen eigenen Meditationen den systematischen Gang, aus Besorgniß, es möchte der Künstlichkeit des Zusammenhangs irgend etwas von der Richtigkeit des Gedanken selbst aufgeopfert werden." Ueberhaupt sind alle Aeußerungen von Kraus über seinen Freund (in der erwähnten Lebensbeschreibung) Zeugnisse v[illegible] unser Hochschätzung und inniger Achtung

gegen Fischers kenntnisreichen und tiefblickenden Geist und von inniger Liebe und herzlicher Zuneigung zu dem „Tugend- und Gottes-Freunde“ wie Fischern sein Biograph nennt.

Und dieser Freund, mit dem Kraus Jahrelang in der innigsten Seelengemeinschaft gelebt hatte, bei dem er in trüben Stunden so oft frische Erheiterung und neue Stärkung gefunden, wurde ihm am 19ten September 1801 durch den Tod entrissen. Als ihm an diesem Tag der Tod dieses Freundes gemeldet wurde, schloß er, der fast nie eine Stunde ausgesetzt hatte, auf der Stelle seine Vorlesung, indem er mit Thränen und tiefer Rührung seinen Zuhörern seinen erlittenen Verlust anzeigte. Wir wollen einen Augenzeugen *) von der Empfindung sprechen hören, die sich an diesem Tage in Krausens Seele bewegte. „Mit mir weinte an dem Grabe des Unvergeßlichen der edle Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind. Tief gebeugt, mit Thränen im Auge, und herbem Schmerz in den Mienen trat er am Morgen des 19ten Sept. in die Mitte der

*) dem Herrn Marenski.

trauernden Familie. Tiefe Rührung ließ ihn nicht sprechen; schweigend umarmte er uns; und da erst löfete sich sein stiller Schmerz in Worte auf, als er die einzige Tochter seines entschlafenen Freundes, seinen und des Vaters Liebling, trostlos in Thränen zerfließend da stehen sah. Wahrhaft ehrwürdig erschien mir da der herrliche Mann, dessen hohe Geistesgaben, allumfassende Wissenschaft und unermüdetes Forschen in den Tiefen der Weisheit das Herz nicht erkältet und die sanften menschlichen Gefühle nicht ertödtet hatten.

„Ich habe einen theuren, sehr theuren Freund, einen Bruder an ihm verloren; rief er uns zu; erst spät lernte ich seinen ganzen großen Werth kennen. — Welch ein Geist wohnte in diesem siechen Körper, welchen Schatz umschloß diese morsche Hülle! zu welchen Ansichten schwang sich die Seele dieses Verewigten empor! — Ach, ich habe an ihm den beßten Theil meiner Lebensfreuden verloren; nur das kann mich trösten, daß ich meinem Fischer bald, ja gewiß bald nachfolgen werde. — So oft Kraus nachher mich oder einen aus Fischers Familie sah, wiederholte er dieselben Aeußerungen mit lebhafter Rührung und freute

ſich, recht bald mit ihm wieder vereinigt zu ſeyn.

Kraus konnte den Schmerz über dieſen Verluſt nur in angeſtrengten Arbeiten vergeſſen. Er arbeitete in dieſem Jahre (1801) an einigen Aufſätzen, die Staatswirthſchaft betreffend; dem einen „über die Beſchränkungen, denen der inländiſche Produktenhandel durch das Edict vom 17ten Nov. 1747 unterworfen iſt, mit beſonderer Hinſicht auf Weſtpreußen" *); einem andern „über die Auflage auf die Weizenausfuhr aus den preußiſchen Häfen" **), den er auf Veranlaſſung einer höhern Finanzbehörde abfaßte, und ſeinem Freunde, dem Herrn von Auerswald zur Durchſicht und nöthigen Verbeſſerung mittheilte. „Ich werde eilen, „Ihnen die Sachen bald fertig zu ſchaffen, „damit wir noch, wenn Sie alles geleſen „haben, mit einander nöthigenfalls zu Rath „gehen können, was und wie manches „etwa anders zu faſſen iſt, beſonders der Form

*) Abgedruckt in den Jahrbüchern der Preuß. Monarchie und im 1ſten Band ſeiner vermiſchten Schr. S. 69 - 142.

**) Abgedruckt im 2ten Band ſeiner verm. Schr. S. 143 - 172.

„Form wegen, die ich, aus Mangel an „Kenntniß des Geschäftsganges beim Gene„raldirectorium, vielleicht nicht recht treffen „möchte.“

Aus dem nehmlichen Jahr 180[illegible] stammt auch der Aufsatz „über das Verbot der Ge„treideausfuhr vom linken Rheinufer“ um welchen ihn ein Kaufmann in Königsberg ersucht und der darauf dem allgemeinen Rath des Departements vom Donnersberge zur Prüfung vorgelegt wurde *).

Im Jahr 1802 verfertigte er die Abhandlung „über die Aufhebung der Privat„unterthänigkeit“ **), da durch eine Kabinetsordre die Aufhebung der Erbunterthänigkeit zur Sprache gebracht wurde. Wie aus seinen frühern Briefen hervorgegangen ist, war dieser Gegenstand einer seiner angelegentlichsten Wünsche. Auch diese, wie man sieht, mit großem und warmem Interesse für die Sache gearbeitete Abhandlung schickte er vorher seinem Freunde zu, da er ohnedem gerade über diesen Gegen-

*) Sie steht im 2ten Band seiner verm. Schr. S. 3 – 25.

**) Abgedruckt im 1sten B. seiner verm. Schr. S. 173 – 202.

ſtand mit ihm mündlich und ſchriftlich ſich unterhalten hatte.

Schon im Anfang dieſes Jahrs (1802) bekam Kraus die gewiſſe Ausſicht, mit ſeinem älteſten und vertrauteſten Freunde, dem Herrn von Auerswald, bald in einer Stadt zuſammen zu leben. Ein ſo großer Gewinn dieſes für ſein Herz war, welches die einſylbige Stille des Lebens immer mehr empfand, ſo bedeutend war doch auch ſeine Beſorgniß, daß was er dadurch am Glück gewinne, ſein Freund wohl leicht verlieren könne, ein Gedanke, der ſeine Freude darüber nie recht hell aufſchlagen ließ. Als ihm daher Herr v. A. gemeldet hatte, daß er als Kammerpräſident nach Königsberg kommen werde, antwortete Kraus *): „Ich „habe Ihren letzten Brief mit einer Art „von, ich weiß nicht welcher, Wehmuth „geleſen. Ich kann mir nicht deutlich ma„chen, was es eigentlich iſt; aber ich bilde „mir dunkel ein, daß mein Alter hier nicht „ſo glücklich als dort leben wird. Zwar „benahm mir Scheffner, als ich vor Jahr „und Tag einmal eine ſolche Beſorgniß „gegen ihn äußerte, dieſe durch mehrere

*) Am 12ten Januar 1802.

„triftige Gründe; aber ich weiß nicht,
„wie es zugeht, daß diese Besorgniß wie-
„derkehrt. Ihr Alter ist auch nicht mehr,
„was er war; zunehmende Jahre, eine
„kranke Lunge, zum Theil auch, was ein
„Philosoph nicht sagen sollte, von Zeit
„zu Zeit ihn anfechtende Mathlosigkeit na-
„gen an seiner Lebenskraft, und so sehr
„er sich durch Nachdenken über alles empor
„zu halten sucht, fühlt er doch, daß die
„dazu erforderliche Kraft nach und nach ab-
„nimmt. Was Sie also in ihm erwarten,
„werden Sie nicht mehr und weiter hin
„immer weniger finden. Aber die Gründe,
„die Sie übrigens anführen, finde ich un-
„überwindlich; und ich sehe fast voraus,
„daß Sie an sich selbst und niemand an
„Ihnen das Jawort zu dieser neuen Ver-
„mählung jemals wird tadeln können.
„Wenn ich also annehme, daß es Ihnen
„mehr um Erfüllung großer und schöner
„Pflichten als um individuelles Glück oder
„Wohlbefinden zu thun ist, so billige ich
„das Jawort vollkommen."

Dieselbe Besorgniß herrschte auch im nächsten Brief noch vor. „Ich komme „eben vom Kr. R. Scheffner. Kaum war „ich zu ihm in die Stube getreten, so

„sagte er mir: „Wissen Sie wohl, daß „A. hier Kammerpräsident geworden ist?“ „Bald darauf kam mein wahrhaft ehrwür„diger K. R. Deutsch, der G. Rath Ger„vais und andere, und erzählten mir das „nehmliche. Ich äußerte meinem Scheff„ner und Deutsch meine Besorgniß, daß „durch Ihre Versetzung zwar die hiesige „Provinz viel gewinnen, aber Sie für „Ihre Person und eben darum auch Ihr „Kr. an Ihrer individuellen Zufriedenheit „viel einbüßen würden; und es war mir „tröstlich anzuhören, wie die alten Herren „mir diese Besorgniß zu benehmen suchten. „Aber ganz benommen haben sie mir solche „nicht. Gott gebe, daß ich mich irre.“

Ehe sein Freund nach Königsberg kam, waren es solche vertrauliche Zirkel oder auch größere Gesellschaften allein, wo Kraus Erholung und Heiterkeit fand. Er zeigte freilich immer eine gewisse Schüchternheit, eine Folge seines so einsamen Lebens, so daß er in ungewohnten Gesellschaften oft nicht viel sprechen mochte. Man will bemerkt haben, daß er besonders seit dem Jahre 1794 in jeder Gesellschaft beredter wurde, welches man daraus zu erklären gesucht hat, daß sein reichlicheres Auskom-

men, eine ihn gegen Noth schützende zurückgelegte Summe und das Gefühl größerer Unabhängigkeit seine ungesellige Verlegenheit gemindert haben mochte. Am meisten wirkte wohl das immer steigende edle Gefühl seines eigenen Werths als Mensch und als Gelehrter; und selbst die begierige Aufmerksamkeit, die man auf sein Gespräch verwandt, so wie das Gewicht, welches selbst hohe Standespersonen und sehr unterrichtete Männer auf das, was er sagte, legten, mögen ihm seine Scheu mehr und mehr benommen haben. Das zuvorkommende Wesen der feinen Gräfin von Keiserling und des Ministers von Zedlitz hatte ihn auch an den Umgang mit Standespersonen gewöhnt; seine unerschöpfliche Höflichkeit gegen jeden, welcher ihm mit Hochachtung entgegenkam, möchte es manchem schwer gemacht haben, sein verändertes Betragen gegen Standespersonen zu bemerken. Er soll sich etwas zu sehr untergeben und devot gezeigt haben, so daß seine Höflichkeitsbezeugungen vielleicht etwas zu sehr unter seinem Stand gewesen seyn sollen; indessen hat man nie bemerkt, daß er, wo es um Wahrheit galt, dieser je etwas vergeben habe.

Bei dieser grosen Höflichkeit waren ihm jedoch die angenommenen Formalitäten und Titulaturen, selbst wenn sie ihn betrafen, lächerlich und zuwider; oft dienten sie ihm wohl auch zum Gegenstand des Spottes. Dieß traf namentlich auch die bei dem academischen Rectorat und Decanat beigefügten Titel von Magnificenz und Spectabilität.

Der Umgang mit gebildeten Frauenzimmern machte ihm sehr viel Vergnügen, besonders wenn deren Bildung nicht eine aufgetragene und auf dem uncultivirten Boden nicht recht gedeihliche Bücherbildung, sondern eine aus natürlichen Geistesgaben selbst emporgetretene und durch Unterricht gehobene Sitten- und Verstandesbildung war. Er wußte sich sonst in der Gesellschaft von Frauenzimmern sehr artig zu benehmen und wurde gewöhnlich unter allerlei Scherzen mit ihnen sehr heiter und lebhaft. Von Frauen, die er besonders schätzte, sprach er sehr gerne; zwei standen bei ihm in solcher Hochachtung und Werthschätzung, daß er seinem Freund Pörschke halb scherzend halb im Ernst sagte, er sey in sie ordentlich verliebt; reiner und reeller ist gewiß wohl nie eine Männerliebe gewesen.

Ueber alle ihm bekannte Frauen ſetzte er eine verheirathete Verwandtin von ihm, der er bei ſeiner Aufnahme in den Freimaurer-Orden die dabei erhaltenen Handſchuhe gab und einem Freunde verſicherte, er werde wohl nie ein Frauenzimmer mehr als dieſes lieben. Von dieſer Verwandtin ſagte er oft, ſie habe durch ihre geiſtvollen Fragen, ihr richtiges Urtheil und durch ihre durchdachten Bemerkungen ſeine Ideen und Anſichten öfters in den Pfad der Wahrheit hingelenkt; an ihr fand er die natürliche ſittliche Seelenbildung, die er von Frauen forderte. Indeſſen hat er wahrſcheinlich nie im Ernſt daran gedacht zu heirathen. Schon ehe er nach Göttingen ging, erklärte er oft ſehr ernſthaft ſeinen feſten Vorſatz, ſich nie zu verehelichen. In den erſten Jahren ſeiner Profeſſur glaubte man jedoch, er habe ſich die Tochter eines ſeiner Freunde, der dieſes ſelbſt ſehr zu wünſchen ſchien, auserwählt; wogegen er ſeinen Freunden mit triftigen Gründen bewies, daß er die Heirath mit dieſem Mädchen durchaus nicht wünſchen könne, weil es ihm unmöglich ſey, in einer ſolchen Ehe das häusliche Glück zu finden, welches er für den größten reinen Gewinn der Verbindung der

Geschlechter hielt. Dieses Glück muß mir, sagte er häufig, wohlgelingende Arbeitsamkeit ersetzen. Gegen Kinder bezeigte er große Liebe, mischte sich in bekannten Familien wohl öfters in ihre Spiele oder schlichtete kleine Streitigkeiten unter ihnen. Besonders gerne beobachtete er Kinder, wenn sie sich ohne Zwang selbst überlassen waren, weil er meinte, daraus für Menschenkenntniß wichtige Resultate zu ziehen. Er getraute sich nach einiger Beobachtung so ziemlich genau die Hauptzüge ihres künftigen Characters vorhersagen zu können. Uebrigens hat er seine Gründe zur Nichtverehelichung nie mitgetheilt; hier und da äußert er nur in seinen Briefen, daß ihm das regste Studium der Mathematik allzumenschlichen Anfechtungen habe bekämpfen helfen.

Seine Behauptung, daß die Bildung der Menschheit und der Culturzustand immer mit der Achtung gleichen Schritt gehe, in welcher das weibliche Geschlecht stehe, ging aus einer klaren Ansicht vom Gange der menschlichen Bildung selbst hervor. In den asiatischen despotischen Reichen, wo man weder die Würde des Menschen als eines moralisch freien Wesens, noch die Beach-

tung des Bürgers als eines ſtaatsbürgerlich freien Weſens gekannt hatte, war das Weib als Sklavin behandelt worden; faſt als Magd war ſie angeſehen in Griechenland, welches ſich zwar ebenfalls in ſeiner Bildung noch nicht zum Begriff einer reinmoraliſchen Menſchenwürde hatte erheben können, wo aber das Weib als zur Erhaltung des Staats dienend in bürgerlicher Achtung etwas mehr geſtiegen war. Eine die Achtung der Frauen vermehrende Annäherung der Geſchlechter hatte ſich in Rom gezeigt, wo das Weib, man möchte ſagen, als Freigelaſſene war betrachtet worden. Erſt mit dem Chriſtenthum, durch welches der Begriff der Menſchenwürde verallgemeinert und die Beſchränkung der alterthümlichen Bürgerlichkeit des Lebens aufgehoben wurde, trat das Weib in den Genuß der verdienten Werthſchätzung und fand im Mittelalter mit zunehmender Vernunftentwickelung eine Huldigung, zu welcher die alte Welt in der Gebundenheit ihrer alles aufs Bürgerleben ſich beſchränkenden Ideenwelt ſich nicht hatte erheben können. — Krauſens Anſicht beruhte alſo auch hier auf philoſophiſcher Forſchung über

den Gang und den Zusammenhang des Menschenlebens.

Die Ankunft seines Freundes, des Herrn v. A. brachte ihn nun auch wieder mehr in einen Kreis, in welchem er während der Ferien so oft Erheiterung und Erholung gefunden hatte. Die von seinen Arbeiten erübrigten Stunden brachte er entweder in jenem Familienzirkel oder bei einigen andern Freunden oder mit musicalischer Selbstunterhaltung zu. Zu diesem Vergnügen gewann er auch jetzt seinen Arbeiten eine und die andere Stunde ab, und componirte wohl auch noch einiges, wobei er sein gründliches Studium der Theorie dieser Kunst beurkundete. Wie in allen Künsten so hielt er sich auch in der Musik blos an eigentlich große Meisterwerke, unter denen er die von Haydn allen andern vorzog. Sachen von zu düsterem, schwermüthigem Inhalt waren nicht ganz nach seinem Geschmacke; er liebte in der Musik mehr das Kräftige, Starke und Heitere. Zuletzt waren es meist Phantasieen, die er spielte; Noten sah man bei ihm fast gar nicht. Zu andern mechanischen Künsten hatte er keine sonderliche Neigung. Mit vielem Zeitaufwande hatte er sich einige mathematische

Modelle verfertigt, auf die er aber auch eine große Sorgfalt verwandt.

Seit dem Jahr 1802 klagte er öfters über seinen Schaden in der Bruſt, welchen er ein Familienübel nannte; es war eine Verknöcherung der Lunge, aus welcher von Zeit zu Zeit ſich kleine Stücke abſonderten, die immer mit einem geringen Blut-Auswurf verbunden waren. Dieſes wiederholte ſich von 1797 an faſt jedes Jahr, ſo daß ſchon damals ſein Arzt ihm nur noch ein kurzes Leben prophezeit hatte. Indeſſen griff ihn dieſe Krankheit eigentlich doch nicht ſehr an; nur ſchien es, als wenn ſich dadurch ein etwas düſterer Eigenſinn in ihm beſonders gegen ſeine weiblichen Dienſtboten erzeugt habe. Die Bedienung, die er von dieſen forderte, war unbedeutend; die geringſte Nachläſſigkeit und Unachtſamkeit aber, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen, konnte ihn in Hitze und Aerger bringen. Ueberhaupt war er es durch einige aufmerkſame Bedienungen gewohnt worden, daß man ſeine Wünſche errathe und ihnen zuvorkomme. Geſchah dieſes nun von der Nachfolgerin einer aufmerkſamen Köchin nicht, kam ſie ſeinen Befehlen minder genau nach, oder verſah ſie

etwas an seiner sonst immer noch sehr frugalen Mahlzeit, so konnte er wie förmlich unglücklich werden. Ueberhaupt änderte sich in seiner Lebensart auch in diesen spätern Jahren nicht das mindeste, so daß sein Freund Pörschke von ihm sagte: ich fand ihn jetzt noch in dem alten Gleise seiner Lebensart, in welchem er vor 25 Jahren ging.

Getheilt zwischen Vorlesungen, kleinern Arbeiten, Besuchen seiner Freunde u. s. w. gingen einige Jahre hin. An bedeutende literärische Arbeiten ließen ihn „seine Grübeleien" auch jetzt noch nicht kommen. Erst im Jahr 1805 verfaßte er einige kleinere Abhandlungen über staatswirthschaftliche Gegenstände. Die eine enthielt „ein Gutachten über den Leinwandshandel in Preußen", geschrieben auf die Aufforderung seines Freundes, des H. v. A. *). Eine andere enthielt Bemerkungen „über Kornjuden, Getreide-Aufschütten und die Maaßregel, Korn in Requisition zu sezzen" **). Im Herbst dieses Jahrs schrieb

*) Sie steht im 1sten B. seiner verm. Schr. S. 205.

**) Ebendas. S. 217.

er „Bemerkungen betreffend das Klagen über Geldmangel in Berlin, Königsberg und andern Plätzen unſeres Staats“ *).

Neben dieſen zwar nicht weit ausgedehnten, aber doch ernſten und anſtrengenden Arbeiten las er in ſeinen letzten Jahren noch gerne belletriſtiſche Schriften, z. B. die Gedichte von Uz. Den Agathon aber, verſicherte er, habe er bei aller Anſtrengung nicht zu Ende bringen können. Dieß war ſonſt bei ihm ein höchſt ſeltener Fall, denn ſo ſehr er es ſich zur ſtrengſten Regel gemacht hatte, nie ein ſchlechtes Buch zu leſen, weil der Zeitverluſt dabei durch den Gewinn kaum aufgehoben werde, ſo ausdauernd war doch ſeine Lectüre ſelbſt mittelmäßiger Schriften, wenn er ſie einmal angefangen hatte; er arbeitete ſich dann ſelbſt mit einigem Widerwillen durch, wahrſcheinlich weil ſein ihm zur Gewohnheit gewordenes raſtloſes Streben, jeden Gegenſtand, der ſich ihm darbot, bis ins Einzelne zu erſchöpfen und im Ganzen zu umfaſſen, ihn unbefriedigt ließ, wenn er den Ideengang der vorliegenden Schrift nicht bis ans Ende verfolgte. Die Be-

*) Im 2ten B. der verm. Schr. S. 25.

folgung des Grundsatzes, alles, was man zu lesen angefangen, jedesmal bis ans Ende zu lesen, empfahl er auch allen seinen Schülern, um sie vor der einem Studirenden so nachtheiligen Flüchtigkeit und Unbeständigkeit in der Lectüre zu bewahren. Vor dem Zuviellesen warnte er nachdrücklich, öfters mit den Worten: non legere aude! ignorare aude! Er meinte, bei den meisten Büchern sey es gleichgültig, ob man sie gelesen habe oder nicht, da man nach einem Vierteljahr das meiste daraus doch wieder vergessen habe. Früher soll er selbst sehr vieles, aber doch immer alles mit großer Anstrengung gelesen haben; später hielt er indessen strenge Auswahl. Am wenigsten behagten ihm die Herderschen Schriften. „Kraus scheint *) „mit Kant gleichen Widerwillen gegen Her„ders Art, zu philosophiren, empfunden „zu haben. Dieser Widerwille erklärt sich „leicht aus der Verschiedenheit der Köpfe. „Bekanntlich war eben deßwegen auch Her„der'n die gesammte Kantische Philosophie

*) Saat ein Recensent seiner nachgelassenen philosoph. Schr. in den götting. gel. Anzeig. 49. St. vom J. 1514.

„unausstehlich. Aber wenn man denn „auch bei Herder gewöhnlich die Klarheit „der Begriffe und die Bündigkeit der De„monstration vermißt, ohne die keine Phi„losophie zur Wissenschaft werden kann, so „verband er doch mit der seltenen Feinheit „seines ästhetischen Sinnes einen trefflichen „Verstand, der sich in großen, freien „und im Ganzen richtigen und würdigen „Ansichten der menschlichen Natur auf das „mannichfaltigste bewährt hat.“ — Lessings Eigenthümlichkeit im Gedankengehalt sowohl als in der Darstellung sprach ihn ganz vorzüglich an; überhaupt waren Schriften, in denen Thatsachen, Maximen ohne weiteres Räsonnement aufgehäuft waren, seine angenehmste Lectüre, weil er da Materialien zum Denken und geistigen Verarbeiten in seiner Manier fand. Erst spät fing er an, auch Auszüge aus Büchern zu machen. Bevor man ein Buch lese, sagte er, müsse man aus der Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses ein wahres Studium machen und sich bei jedem angedeuteten Gegenstand selbst ausfragen, was man wohl selbst darüber werde sagen können. Habe man sich so erst selbst geprüft, so werde dann das, was der Verfasser

übereinstimmend oder widerstreitend über die Sache sage, desto fester haften. Den Mangel eines Inhaltsverzeichnisses tadelte er daher auch immer als die sträflichste Nachlässigkeit eines Schriftstellers. Früher hatte er die Sitte, beim Lesen allerlei Bemerkungen an den Rand des Buchs anzuzeichnen; später aber wurde es ihm unangenehm, auf solche notirte Bemerkungen zu stoßen, die er, wie er sah, nur gemacht hatte, weil er die Sache nicht gründlich genug durchdacht. Er gewöhnte sich daher das Schreiben an den Rand beinahe ganz ab. Um sich eine Materie leichter verständlich zu machen, pflegte er etwas darüber selbst aufzusetzen und empfahl dieses Mittel auch seinen Zöglingen bei ihrem Selbststudium. Auf diese Art arbeitete er manche Werke ganz um und eignete sich die Hauptideen derselben völlig an. Wissenschaftliche Bücher studirte er mehr, als daß er sie bloß las; in den letztern Jahren waren es meistens die staatswirthschaftlichen Werke der Engländer und Franzosen, die ihn beschäftigten; und bei seinem eisernen Fleiß und seiner gründlichen Sprachkenntniß hatte er in seinen Hauptwissenschaften fast alles Wichtige gelesen. Unter den aus-

ländiſchen Schriften pflegte er den Spectator, dieſe alte bekannte Wochenſchrift ſehr zu loben; es ſey eine wahre Sylva feiner pſychologiſcher Bemerkungen, die er mehr liebe, als alle trockene dogmatiſche Philoſophie. Für die engliſche Literatur hegte er immer beſondere Vorliebe, weil man bei ihnen die meiſte Gründlichkeit, Gedanken-Fülle, vernünftiges und nicht ermüdendes Räſonnement und Eleganz des Styls finde. Ein geputzter, gezierter und widernatürlich künſtlicher Styl war ihm das widerlichſte, was er ſich denken konnte. Sein Geſchmack ſtritt überhaupt ſchon gegen jeden manierirten Styl; traten nun aber ſogar triviale Alltagsgedanken in frechem Sonntagsputze auf, um mit dem Schimmer ihre Blöße und Aermlichkeit zu verdecken, ſo erklärte er die Verfaſſer ſolcher Schriften für die ärgſten Betrüger. Nach ſeinem Urtheil paßte für den geiſtreichſten, originelſten und ſchönſten Gedanken das einfachſte Kleid am beßten. Tanquam scopulum sic inauditum et insolens verbum fugiamus, waren Worte, die er nicht nur oft als Lehre aufſtellte, ſondern ſie nach Cäſars Beiſpiel auch zu ſeinem eigenen Glaubensartikel beim Schreiben gemacht hatte. Unter

den französischen Schriftstellern war der geist- und gedankenreiche, kraftvolle und gedrungene, frapantoriginelle Montaigne sein Liebling und diesem zur Seite setzte er Rousseau.

Die neuern deutschen Schriftsteller in gelehrten Fächern hatten bei ihm beständig scharfe Critiken zu bestehen, und selten genügte einmal einer seinen Forderungen. Indessen verkannte er die Vorzüge der deutschen wissenschaftlichen Literatur keineswegs, und hielt im Gegentheil die deutschen Gelehrten für die fleißigsten und arbeitsamsten, sie vergleichend mit den Bienen, die unermüdet einsammeln, emsig verarbeiten und gut ordnen, aber alles weniger für sich als für andere. Er bewunderte und rühmte den ungeheueren Schatz von Gelehrsamkeit, die unendlich aufgehäufte Masse des gelehrten Stoffs in wissenschaftlichen Werken, vermißte aber bei den meisten gute Zusammenstellung, lichtvolle Ordnung und Composition, Ausbildung und Feinheit des Styls, griechische Eleganz und attischen Geschmack im Vortrage, Klarheit und Bündigkeit der Darstellung. Dieser letztere Tadel müsse die deutsche Schriftstellerei um so schärfer treffen,

da unſere Sprache an Biegſamkeit, Lebendigkeit und damit verbundenem wiſſenſchaftlichen Ernſt und Geſetztheit alle neuern Sprachen überträfe. Es fehle ihr zwar noch an Ausbildung; aber die ſchon damals aufgeregten Bemühungen in der Sprachforſchung würden auch dieſes noch erſetzen. Die Arbeiten ſeines verſtorbenen Freundes Fiſcher, deſſen von der deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim gekrönte Preis-Schrift über einige ſinnverwandte Wörter in der deutſchen Sprache ſeine feine Kenntniß und tiefe Forſchung in der Sprache auch dem Publicum bekannt gemacht hatte, wurden von Kraus vielfältig unterſtützt. Fiſcher theilte alle ſeine Arbeiten in dieſem Fache dem ſcharfen, feinen und eigenſinnigen Critiker mit, der ſeinem Freunde mit ſeinen Einwürfen, Zweifeln und Critiken oft viel zu ſchaffen machte, ſo daß es zwiſchen beiden nicht ſelten zu Fehden und Kämpfen kam. Beide geſtanden aber, daß dieſe Raufereien ihnen das köſtlichſte Vergnügen ſeyen.

Der Beifall, mit welchem fremde Völker die in ihre Sprachen überſetzten deutſche Schriften aufnahmen, war ihm die ſicherſte Probe ihres innern Werthes

und Gehalts. Als Beispiel führte er immer Gesners Idyllen an, die in so viele Sprachen Europas übersetzt doch immer das Originalgepräge behalten und sich den Beifall aller Ausländer erworben hätten. „Mag ich Gesnern, sagte er, englisch oder französisch gekleidet sehen, immer finde ich meinen lieben deutschen Gesner wieder." — Der niederdeutschen Mundart gab er übrigens den entschiedensten Vorzug vor der hochdeutschen; er hielt jene für melodischer, feiner und ausgebildeter, und bedauerte es oft, daß Luther die deutsche Bibelübersetzung nicht im niederdeutschen verfertigt und überhaupt seinen kernigten Geist nicht in dieser volltönenden Mundart ausgesprochen habe.

Ohngeachtet seiner Kränklichkeit in den letzten Jahren war er in seinen Amtsgeschäften doch unermüdet und für seine Vorlesungen unausgesetzt fleißig, wiewohl die äußere Aufmunterung nicht mehr so groß wie sonst war. Wenn auch selbst Staatsmänner seinen Vorlesungen beiwohnten, so brachte die Beschaffenheit seines Lehrgegenstands doch immer nur eine beschränktere Zahl von Zuhörern mit sich. Das Einkommen an Honoraren war daher gegen

ſonſt immer gering, wozu kam, daß Kraus, in der Meinung für ſein nöthiges Auskommen genug zu beſitzen, nicht einmal ſtreng auf die Zahlung der Honorare ſah. Er und Kant blieben hierin bis auf die letzten Zeiten ganz verſchiedener Meinung, denn letzterer hielt die Nachſicht gegen ſchlechtbezahlende Zuhörer für durchaus tadelnswerth. „Sie werden dadurch verſchwenderiſch und gewiſſenlos, ſagte er; wenn „ſie den Lehrer verabſäumen und betrügen, „ſo lernen ſie auch andere Menſchen betrügen. Der zum ordentlichen Zahlen angehaltene Zuhörer wird dadurch gewiſſerma„ßen immer auch zum Fleiß genöthigt; wer „dagegen durch läßige Nachſicht die Privat„vorleſungen vernichtet, der bringt die „Univerſität ſelbſt in einen elenden Stand; „umſonſt opfert niemand in der Welt ſeine „Kräfte auf u. ſ. w.“ So wenig Kraus ſonſt gewohnt war, über ſeine ökonomiſchen Umſtände zu klagen, ſo äußerte er doch einmal gegen Pörſchke: „Wer ſich der Kö„nigsbergiſchen Univerſität widmet, legt „ei Gelübde der Armuth ab.“ Wie wenig Kr: indeſſen bei ſeinen Bemühungen auf Geldgewinn ſah, bewies er bei einem Privatiſſimum über die Integralrechnung

vor zwei Zuhörern, von welchen ihm jeder 40 Rthlr. zahlen sollte. Beim Beschluß sagte er zu dem einen, dem gläubigsten Stockkantianer, einem aufgeblasenen Nachbeter der Worte seines Lehrers: Ihnen, Herr L. rathe ich das Studium der Mathematik gänzlich ab; Sie haben keinen Kopf dazu; von Ihnen nehme ich auch kein Honorar an. Sie aber, Herr A..., haben bei mir etwas gelernt; Sie werden mich daher auch bezahlen. — Auch andere verdrießliche Umstände mit einzelnen Zuhörern fanden sich ein. Seine Freigebigkeit im Bücherleihen wurde ihm öfters mit Undank belohnt. Er soll einmal im Auditorium geäußert haben, daß er seine Bibliothek wohl schon dreimal vom Antiquar habe zurückkaufen müssen. In den letztern Jahren gab er auch häufig seine Hefte hin; auch von diesen kamen ihm mehrere weg, und in diesem Falle soll er einigemal wochenlang nach den Abschriften seiner Zuhörer gelesen haben, was man indessen nicht merkte, weil er fast ganz frei sprach.

Wenn ich meine Religion bekennen soll, sagte er, so kann ich dieses in zwei Worten: Anbeten und Wohlthun;

denn mehr bleibt unſerer Unwiſſenheit nicht übrig. Schon früh will man an ihm bei ſtrenger Religioſität im Weſentlichen doch von den damals herrſchenden religiöſen Anſichten abweichende Ideen bemerkt haben. Indeſſen offenbarte er ſchon früh ein reines, für Religion und Chriſtenthum ſehr empfängliches Gemüth. Immer forderte er von ſich wie von andern die unerſchütterlichſte Rechtſchaffenheit, innige Hochachtung alles Heiligen, herzliche Anbetung Gottes und volles Vertrauen zu ſeiner Hülfe. Bei widerwärtigen Schickſalen und mißlingenden Hoffnungen und Wünſchen hielt er gänzliche Ergebung in die Lenkung Gottes für eine ſtrenge Pflicht des Chriſten. Ueberſtandener Leiden gedachte er immer mit einer gewiſſen Seelenruhe und Selbſtzufriedenheit. Für junge Leute hielt er nichts wohlthätiger, als von frühan an ſchwere und widrige Schickſale gewöhnt zu werden. Es war daher ſein Lieblingsdenkſpruch:

Wer nie ſein Brodt mit Thränen aß,
Und nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr höhern Mächte!

Es war kein ſcheinheiliges Frommthun, wenn er jungen Leuten fleißiges Leſen der

Bibel empfahl; er wußte, welche ewig unverlöschlichen Eindrücke manche Stellen der Bibel auf ihn gemacht und wie wohlthätig sie überhaupt auf sein Inneres gewirkt hatte. Einige Jahre hindurch trug er fast beständig eine Bibel bei sich. Seine Briefe enthalten seine klare Ansicht vom Gebrauch und von der rechten Nutzanwendung derselben und noch im Jahr 1806 gab er einer Recension, worin der Werth der Bibel auf eine ungewöhnliche Weise dargelegt wurde, seinen unbeschränkten öffentlichen Beifall. Sein Freund Pörschke, gegen welchen er sich öfters über Gegenstände der Religion ausgesprochen, bezeugt von ihm: „Sein Herz war voll Religio„sität, ohne Beimischung aller Schwär„merei. In den letzten Jahren stand er „vielleicht auf einem höhern Standpunkt, „das eigentliche Wesen der Religion recht „zu begreifen, als Kant. Ich habe oft „darüber nachgedacht, ob man wohl eine „reinere Religion haben könne, als Kraus „sie hatte. Ich beurtheile ihn ganz nach „seinen nichts zurückhaltenden Erklärungen „gegen mich. Für diejenigen, welche den „Cultus mit Religion verwechseln und die „Sprache eines äußerst klugen Mannes nicht

„zu überſetzen verſtehen, konnte er vielleicht „wie ihres gleichen erſcheinen.“ Erhabene Gegenſtände erfüllten ihn immer mit tiefen religiöſen Gefühlen und ergriffen ſeine ganze Gemüthswelt. Der Anblick des geſtirnten Himmels ließ ihn nie ohne wahrhaft fromme Rührung, und bei der Zergliederung einer Biene rief er einſt nach langem Schweigen plötzlich aus: „Da möchte man doch gleich niederfallen und anbeten!“ — Schon den bloßen Anblick einer zahlreichen andächtigen Kirchenverſammlung hielt er für ein wirkſames Mittel zur Erweckung einer religiöſen Stimmung. Er ſprach daher nie ohne Gefühl und Wärme von dem Gottesdienſt der Quäker. Den Predigern unter ſeinen Bekannten empfahl er nichts ſo ſehr, als bei ihren Gemeinden wahre Gottesfurcht und Andacht zu befördern, vorzüglich aber bei der Jugend auf Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, Treue u. ſ. w. zu ſehen. Den meiſten ſtellte er Spalding als Muſterbeiſpiel auf, deſſen vertraute Briefe er mit großem Intereſſe geleſen hatte. Noch in den letzten Jahren ſchätzte er das Lied: Wie eilend fleucht die bange Zeit ꝛc. beſonders wegen ſeiner erhabenen Gedanken und

erklärte oft, daß er sich durch dieses Lied am beßten erbauen könne.

Wir redlich er in seinem ganzen Leben neben seinem theoretischen Theil seiner Religion, der Anbetung, auch den practischen, das Wohlthun, geübt hatte, ist aus den bisherigen Nachrichten wohl bekannt. Erst nach seinem Tode hörte man von Unterstützungen armer, hülfsbedürftiger Personen, von denen selbst seine nächsten Bekannten nie etwas erfahren hatten. Gebrechlichen Menschen, die sich nicht selbst erhalten konnten, gab er gerne und öfters viel; gemeinen Straßenbettlern aber fast nie und jungen Leuten nur selten und nur dann, wenn sie bestimmt angaben, wozu sie das Geld brauchen wollten. Wo er dagegen einen heilsamen Erfolg seiner Wohlthaten sah, war Unterstützen und Aufhelfen für ihn die größte Wonne. Es könnten davon noch manche Beispiele angeführt werden, die in den Berichten seiner Freunde aufbehalten sind, wenn die schon gegebenen nicht ohnedem hinreichten. Er konnte fast nie eine Gefälligkeit, um die man ihn ersuchte, abschlagen und verstand sich daher gutmüthig oft zu den sonderbarsten Dingen. Die drei sonderbarsten Scharwerke aber

(ſo nannte er es), die er in ſeinem Leben übernommen hatte, waren: erſtlich eine Probepredigt, die er für einen jungen Theologen verfertigt hatte, der noch wenig Uebung im Predigen gehabt, ſie aber mit ſo viel Beifall gehalten, daß er die Stelle bekommen hatte; zweitens eine Anglaiſe, die er zur Hochzeitfeier eines ſeiner Freunde componiren mußte; und drittens die Direction bei der Aufführung Nathans des Weiſen auf dem hieſigen Theater, wobei er die Wahl und Anordnung der Decorationen und die Kleidung des Schauſpielers zu beſorgen hatte, der die Hauptrolle ſpielte. Er hatte darüber mit dem damaligen Theater-Director mehrere lo[illegible] Conferenzen gehalten. Nachher pflegte .. im Scherz dieſe drei Dinge zuſammenzuſtellen, um, wie er ſich ausdrückte, das Buntſcheckige zu zeigen, was durch ſeinen Kopf gegangen ſey.

Aus ſeinen beiden letzten Lebensjahren ſind von ſeinen literäriſchen Arbeiten noch zwei Abhandlungen aufgefunden worden; die eine aus dem Jahr 1806 iſt ein Aufſatz „über die Berechnung von Durchſchnitts-Kornpreißen zur Ausmittelung des Silberwerths nebſt Tafeln verſchiedener Lebens-

mittelpreiße" *). Urſprünglich rührt dieſe Abhandlung von einem ſeiner Schüler her, den Kraus dazu aufgefordert; ſie iſt aber größtentheils von ihm ſelbſt niedergeſchrieben in ſeinem Nachlaß gefunden worden. Die andere, wenige Monate vor ſeinem Tod geſchrieben, betraf „die Mittel, das zur Bezahlung der franzöſiſchen Kriegsſchuld erforderliche Geld aufzubringen" **).

Vielleicht war es dieſe Arbeit, die bei ſeiner bisherigen Kränklichkeit den Ausſchlag gab. Er hatte bisher beſtändig über Bruſtſchmerzen geklagt und unter ſtarken Huſten von Zeit zu Zeit Blut ausgeworfen, eine Folge ſeines fortdauernden Lungenübels. Oft ſonderte ſich aus der Lunge auch eine ſteinigte Materie ab, von welcher er noch einige Monate vor ſeinem Tode im Scherz als von einem „Steinbruch in ſeiner Bruſt" ſprach; er müſſe ſich oft recht lange quälen, ehe er den Stein vom Herzen habe. Er hielt dieſes Uebel überhaupt für nicht ſehr bedeutend, ließ ſich dadurch auch weder von ſeinen Vorleſungen, noch

*) Steht im 1ſten Band ſeiner verm. Schriften S. 267.

**) Im 2ten B. ſeiner verm. Schr. S. 49.

vom Spazierengehen ſelbſt im rauheſten Wetter abhalten. Dabei hatte er ohngeachtet ſeines Lungenübels doch noch einen ſo lebendigen, raſchen Gang, daß andere ihm nur mit Anſtrengung nachkommen konnten. — Seine Bruſtſchmerzen dagegen beläſtigten ihn in der letztern Zeit in ſolchem Grade, daß er ſeine baldige Auflöſung zuweilen ſehnlichſt wünſchte. Er beſchwerte ſich dabei über Schlafloſigkeit, über Zerrüttung ſeines Unterleibes; und ſeine ſtarke Reizbarkeit, die ſich in ſpätern Jahren wieder vermehrt zu haben ſchien, mußte nothwendig auch auf ſeine körperliche Beſchaffenheit nachtheilig einwirken. Jeder Geiſtesanſtrengung folgte daher immer eine große Abſpannung, die mit der Abnahme ſeiner Kräfte zuſammenhing. Da gab endlich ein langes Nachtwachen am 14ten Auguſt die Entſcheidung. Er hatte bei einer ihn ſehr angreifenden Arbeit bis 2 Uhr in der Nacht geſeſſen, um ſie zu vollenden. Darauf war er zu Bette gegangen, aber ohne ſchlafen zu können, und am Morgen waren ihm alle Kräfte wie völlig hingeſchwunden. Nach einigen Tagen beſuchte ihn unter andern Freunden auch Brahl, dem er klagte, daß ihm kein Eſſen mehr

schmecke und das Wasser, nach dem er verlange, verboten sey. Kaum war dieser eine halbe Stunde bei ihm gewesen, als Kraus ihn bat, ihn zu verlassen, denn er hatte den Tag über schon viele Besuche gehabt. Beim Abschied war er voll Hoffnung, daß es sich wieder bessern werde und er vielleicht noch einige Jahre mit seinen Freunden leben könne. Mit andern Freunden besprach er noch allerlei literäcische Plane, landwirthschaftliche Gegenstände betreffend; im Gespräch mit einem derselben tadelte er mit vieler Lebhaftigkeit den Plan zur Recrutirung des Viehstammes durch Viehracen aus Podolien, da man es doch näher, wohlfeiler und für unser Clima passender aus Kurland und Liefland haben könne. — Indessen fühlte er doch mit jedem Tag eine bedeutende Vermehrung seiner Krankheit. Seine Ergebung in den Willen anderer, seine Bereitwilligkeit im Gebrauch der Arzeneien, deren er sich sonst nie bediente, weil ihm der Glaube an ihre Wirksamkeit fehlte, die Ruhe bei der Erklärung seines letzten Willens ließen vermuthen, daß er sich selbst für sehr gefährlich krank hielt. Am Tage vor seinem Tode besuchte ihn noch sein alter Freund, Scheff-

ner, zu dem er ſagte: „Wenn man recht ernſtlich krank ſey, ſcheine einem das Sterben anders und etwas ganz eigenes zu ſeyn. Am Vorabend ſeines Todes tröſtete er mit größter Freundlichkeit ſeine Wärterin: ſie möge nur Geduld mit ihm haben; es ſey vielleicht das letztemal, daß er ſie durch ſein Aufſtehen quälen werde. Beim Anbruch ſeines Todestags rief er aus: „Gott! welche Nacht! das iſt mein Todestag!“ Er ſprach darauf noch allerlei mit ſeiner Köchin und deren Schweſter, und fragte ſie unter andern: ob er auch noch vernünftig rede? — Man kann mit Wahrheit ſagen, daß er mit einer philoſophiſchen Forſchung geſtorben ſey. Oefters hatte er nehmlich im Geſpräch mit ſeinem Freund v. Auerswald geäußert, er könne ſich über den Act des Sterbens gar keinen klaren Begriff machen; er werde ſich bei ſeinem Ende alle mögliche Mühe geben, von aller Umgebung ganz zu abſtrahiren und ſich völlig auf ſich ſelbſt zu ſammeln. Er, ſein Freund, möge dann genau auf ihn aufmerken, und wenn es ihm möglich ſey, ſo wolle er ſich ihm über die Art des Sterbens mittheilen. Hr. v. A. war wenige Stunden vor ſeinem Tod an ſeinem Bette;

die Füße waren dem Kranken ſchon abgeſtorben und der Tod nahte immer mehr auch den edlern Theilen. Da ſagte Kraus: „Das Sterben iſt doch anders, als ich mir es dachte.“ Nach einigen Minuten that ſein Freund eine Frage darüber an ihn. Er ließ ſie aber ohne Beantwortung. Seine letzten Stunden waren ohne alle Mittheilung, da er vom Schlage gerührt und dadurch der Sprache war beraubt worden. Er ſtarb am 25ſten Auguſt 1807, nach einer eilftägigen Krankheit, in einem Alter von 54 Jahren und 1 Monat.

Beilage 1.

Am erſten Mai 1776.

Mädchen geht ihm Blumen ſtreun,
Geht euch ſeinen Freuden weihn,
Huldigt ihm mit Lobgeſang!
Jünglinge in frohen Reihen,
Singt dem jungen Gott der Mayen,
Jauchzend ſingt ihm euern Dank!
Der Morgen dämmerte; Aurora ſtieg
Hervor. Dem Maye liebzukoſen,
Verſüßte ſie mit ihrem Hauch die Luft,
Flocht in die Wolkenſchleier Roſen,
Und ſetzte auf den Rand des Oſtens ſich,
Der Götter Erdenfahrt zu ſehn. — Die Erde ſchwieg,
Der Himmel ſtand geſchmückt durchhaucht von Duft.
Da erklangen hoch am Himmel Töne
Immer lauter, immer prächtiger,

Und er kam der liebe, junge, schöne
May auf lichten Wolken her,
Muntre Faunen, züchtige Dryaden,
Holde Nymphen, fröhliche Najaden,
Zogen in Gesängen hinterher.

„Deine Kinder zu beseligen;
„Steigen heute von Olympus Höhn
„Alle Freuden mit uns nieder:
„Erde sieh! Wir lassen gerne da
„Unsern Nectar und Ambrosia,
„Und beziehn die Haine wieder.

„Weihen dich zu unserm Heiligthum,
„Deinen Kindern zum Elysium. —
„Erde! jauchze uns entgegen,
„Feyre deiner Götter Niederfahrt!
„Fühl im Säuseln ihre Gegenwart!
„Und empfange ihren Segen!

„Sieh! wir kommen!
„Mit Gefühlen, die im Himmel leben,
„Deiner Söhne Herzen zu erheben,
„Und zur Weisheit hinzuziehn. —
„Sieh! wir kommen!
„Deiner Töchter sanfte Seelen
„Mit den Freuden zu vermählen,
„Die mit uns hernieder ziehn.

„Deine Kinder zu beſeligen
„Steigen wir von Idas Höhn.
„Laß den Jüngling,
„Von des Lebens Gaukelſpielen
„Auszuruh'n, in ſtille Thäler gehn,
„O! verklärt, veredelt wird er da ſich fühlen,
„Himmel in der Seele ſehn,
„Nahe Gottheit ahnen und an Freuden,
„Unnennbaren, nie gefühlte Freuden,
„Seine Seele reichlich weiden.

„Laß die Mädchen,
„Hand in Hand mit deinen Söhnen,
„Schweigend durch die Fluren ziehn.
„Ueberirrdiſch von neuen Scenen
„Soll die Wange ihnen röther glühn,
„Und ihr trunknes Auge Thränen,
„Selbſt den Göttern angenehm und ſchön,
„Still vergießen und zum Himmel ſehn. —"
Deine Kinder zu beſeligen,
Steigen wir von Idas Höhn.

So ſang die Götterſchaar, die Erde hörte ſie;
Im Luftkreiß wiederklang die Himmels-Melodie.

Beilage 2.

Plato und Leibnitz jenſeit des Styx. Ein Geſpräch über die Perſönlichkeit der Seele nach dem Tode 1775.

Plato äußert Vermuthungen, vor ſeiner Ankunft in die Unterwelt ſchon irgendwo als Philoſoph gelebt zu haben. Leibnitz, den er bereden will, dies auch von ſich zu glauben, macht Bedenklichkeiten und frägt, ob er denn da eben ſolchen Körper gehabt zu haben glaube, als er itzt hat. P. ja. L. Und müßten wir uns dann nicht deſſen erinnern? Vielleicht geſchiehts noch, erwiedert P. du weiſt doch, wie wir uns manchmal auf einen Namen, Perſon oder Ort nicht beſinnen können und unverſehens gehen Gedanken auf, die uns daran er-

innern. Vielleicht, daß es uns mit der Erinnerung des vorigen Lebens auch so glückt. Eine Idee davon, wenn sie gleich noch ziemlich dunkel ist, halten wir doch schon veste, und durch Hülfe derselben sollten wir, dächt ich, wohl einmal auf mehrere und so zuletzt auf die ganze Beschaffenheit unseres vorigen Zustandes verfallen können. Und wenn nun diese Idee eine erdichtete wäre, fällt ihm L. ein. P. stuzt und sage mir doch, warum willst du alle Hoffnung aufgeben? Nun hebt L. an, seine Gründe zu entwickeln, und der V. seiner Hauptabsicht näher zu treten. Er geht zum Ursprung unserer Begriffe und des Bewußtseins zurück, setzt die stärkste Abhängigkeit aller Ideen von den Modifikationen unsers Körpers fest, bestimmt nach selbiger die Erfordernisse zur Wiedererinnerung: dann zieht er alle Schlüsse S. 32. zusammen und sagt: „Wenn wir ehedem als Philosophen dagewesen; so haben wir entweder eben so einen Körper gehabt, als wir jetzt haben oder nicht. Ist jenes, so müssen unsre jetzigen Ideen von den verschiedenen Dingen eben so beschaffen seyn, als sie im vorigen Leben waren, weil sich die Ideen allemal nach den Modifikationen

des Körpers richten; ist aber dies; so fällt die Aehnlichkeit zwischen den jetzigen und vorigen Eindrücken und Ideen weg, und mithin auch das Bewußtseyn sie gehabt zu haben, und so die ganze Erinnerung des vorigen Lebens." Indessen ist gewiß, daß diese Meinung der Eigenliebe weniger schmeichle als die entgegengesetzte; und das könnte viel Ursache seyn, daß letztere bei andern Wesen eben so wie hier bei uns starken Beifall finden mag. P. läßt sich überführen, bietet aber doch im Stillen alle seine Philosophie auf und legt L. nach vier Gegengründe vor. L. beantwortet sie, aber mehr durch bedeutende Winke, noch Aussichten, die unser Auge ermüden, als durch Widerlegung. — Indem sie so mit einander in Gespräche stehen, kommt ein Geist voller Wuth auf sie los: Was? Raset ihr, oder wollt ihr Feinde Gottes, und selbst Gotteslegner werden? Zehn Flüche hatte er ausgestoßen und noch zehn in Bereitschaft, da redet L. ihn gelassen an: Freund siehst du die Rathschläge Gottes ein? Weißt du, was er mit uns vornehmen will? — Das ist der Grundriß dieses Werkchens, das auch bei einem minder wichtigen Inhalte sich durch den ruhigen,

bescheidenen Ton, der sich unserm Nachdenken mächtiger als begeistertes Geschrey aufdringt, und durch die Miene unstudirten Gesprächs genugsam würde empfohlen haben. Der V. sorge nicht, daß ihm jemand fluchen werde. So wenig L. Lehrbücher hiesiger Satzungen und Meinungen ins andre Leben hinüber nahm; eben so wenig kam der V. mit dergleichen Schriften unterm Arm auf diese Welt. Flucht man auch, daß jemand der Vorrechte seiner Vernunft sich bedient? Warum denn fluchen, daß ein Autor dies thut, daß er unbekümmert um angenommene Meinungen, treuherzig aussagt, was er denkt — besonders, wenn er sich, wie unser V. (S. 16) zum Voraus bescheidet, von der wirklichen Natur der Dinge nichts zu wissen, (wer mehr davon weiß, dem sey es erlaubt zu fluchen), und in seinen Behauptungen blos zu sagen, wie ihm, sich selbst gelassen, die Dinge erscheinen ohne sein Zuthun unwidersetzlicher Weise gerade so erscheinen. — Aber Prüfung — der unterzieht sich der V. eben durch dieses Geständniß. Sein ganzer Beweis beruht auf dem in der deutschen Philosophie bereits kanonisirten Lehrsatz, daß alle Ideen äuße-

rer Dinge uns unmittelbar die Beſchaffenheit unſeres Körpers vorſtellen. Daß Dinge um uns da ſind; davon haben wir ſo unüberwindliche Gewißheit, daß alle Vernunft nichts dawider ausrichten kann; (Beweiſes genug, ſie ſey ihr Werk nicht), daß wir aber dieſe Gegenwart äußerer Dinge, aus Veränderungen unſeres Körpers ſchließen; das wüßte wohl kein Menſch, wenns Philoſophen nicht ſagten. Niemand vernimmt die geringſte Modifikation in ſeinem Körper wenn ihm Dinge gegenwärtig werden, keine Sprache hat Namen dafür, keine Beobachtung kann ſie ausſpähen: ſondern ohne zu wiſſen wie, und, man kanns ſicher ſagen, ohne, daß Sterbliche ſo lange die Erde Menſchen trägt, erklären werden, wie, ſteht die Welt vor uns da und äfft unſre tiefſinnige Bemühungen zwiſchen ihr und Nervenrührung Aehnlichkeiten zu finden. Aber wie könnte ſie uns gegenwärtig werden, wenn ſie uns nicht modificirte? Gut, das meinen wir eben; weil ſich ihre Gegenwart uns aufdringt, ſchlieſſen wir auf Modificationen. Aber wer wird nun behaupten, daß dieſe und keine andere Modificationen uns die Dinge darſtellen können? Wer mit dem V. entſcheiden

wollen, daß die Verbindung zwiſchen unſern Ideen, kraft welcher ſie ſich einander aufrufen, gänzlich von der Verbindung zwiſchen den Modificationen des Körpers abhänge? Doch der V. mag immerhin Recht haben, und wir behalten doch noch eine Quelle der Wiedererinnerung, die er, weil deutſche Philoſophen ihrer nicht leicht erwähnen, unangetaſtet gelaſſen. Wenn die Seele nach des Körpers Untergange lebt, mit Selbſtgefühl lebt; ſo wird ſie auch der Empfindungen, da ſelbige nichts als Arten des Selbſtgefühls ſind, nicht ermangeln können. Nun rufen aber Empfindungen nicht nur ſich unter einander, ſondern auch die Vorſtellungen auf, aus welchen ſie einſt entſprangen, eben ſowie Ideen bald ſich unter einander, bald die Empfindungen, die ihnen einſt zugeſellt geweſen, erwecken. Wir nehmen alſo zu unſerm Troſt mit dem Selbſtgefühl eine unverſiegende Quelle der Wiedererinnerung in die andre Welt mit. Nur noch eins. Viele Gedanken des V. die neu ſcheinen, ſind ausführlicher in dem noch unüberſetzten 2ten Bande des Lichts der Natur von Search zu finden. Er ſcheint von da zur Entwerfung ſeiner Gedanken ausgegangen zu ſeyn.

Beilage 3.

Praelusio Chronologiae fundamentalis qua omnes anni ad Solis et Lunae cursum accurate describi, et novilunia a primordio mundi ad nostra usque tempora et amplius ope epactarum designari possunt: in Cyclo Jobeleo Biblico detectae et ad Chronologiam tam sacram quam profanam applicatae a J. Franck cum praefatione Gatterer.

Wir glauben unſern Leſern die Anzeige dieſer Schrift, obgleich ſie ſchon von 1774 iſt, ſchuldig zu ſein, weil ſie jetzt, wie es ſcheint, anfängt Aufſehen zu machen. Sie iſt ein Auszug aus einem vollſtändigen Werke, worüber der V. den man auch ohne Gattereres Verſicherung, bloß nach Maß-

gabe dieſer kleinen Schrift für einen Chronologen erſter Größe halten muß, über 30 Jahre gearbeitet, und welches unſerer bisherigen zerſtückten und verworrenen Zeitrechnung eben die Aufklärung, eben die neue Geſtalt verſpricht, welche durch Kopernicks 40jährige Bemühungen die Aſtronomie gewonnen. Theils die beträchtlichen Koſten, die den Druck des größern Werks bedenklich machen, theils das Verlangen, zuvor die Urtheile der Chronologen unſerer Zeit über ſein Syſtem zu vernehmen und zu benutzen, bewogen den V. dieſen Auszug voranzuſchicken. So leicht auch nur bei mäßiger chronologiſcher Kenntniß das Ganze dieſer Erfindung zu faſſen iſt; ſo gern beſcheidet ſich der Recenſent vom Detail und von der Zulänglichkeit derſelben zur richtigen Auflöſung aller Probleme, woran doch allein die Bewährung und Giltigkeit ſo wie jeder andern, alſo auch dieſer Hypotheſe abhängt, noch nicht durch eigne Proben Gewißheit zu haben. Aber nach den Vorſtellungen des V. die Sache anzuſehen, bekommt die Zeitrechnung ſoviel Klarheit, ſoviel Genauheit, daß dieſe Wiſſenſchaft, wenn ſie erſt nach dem Plane des V. in Gang kommt, ſich gewiß mehr Liebhaber

wird versprechen können, als sie bisher gehabt. Der V. ist auf seine Erfindung durch die Schriftstelle 3. Mos. XXV, 8, 9, 10 verfallen. Ein Mann von des V. Kenntniß und Scharfsinn und so voll des Wunsches, die Zeitrechnung der Schrift von dem bisherigen Verdacht, durch treue Prüfung zu retten, fand natürlich hier, was andre die zu dergleichen Untersuchungen weniger Fleiß und chronologische Kenntniß für hinlänglich halten, sich nicht hätten träumen lassen. Was er gefunden, legt er uns in dieser Schrift vor. Im ersten Kapitel zeigt er zuförderst, die Jobelzeit sei ein beständiger Cyclus von 49 Mondsonnenjahren, oder von Jahren, die nach Neumonden mit eingeschalteten Epacten gezählt werden, so daß durch die Einschaltung das Mondenjahr dem Sonnenjahre gleich wird. Beydes, sowohl, daß die Jahre des Jobelkreises nach Mondenjahren gerechnet, als daß selbige immer mit Sonnenjahren verglichen und also theils vor sich, theils nach diesen gezählt worden, zeigt der V. auf sehr faßliche Art, und bewährt das leztere, weil es minder gewiß scheint, noch durch eine Nachrechnung des Jahres der Sündflut, wie Moses dasselbe be-

ſchreibt; aus welcher ganz deutlich wird, daß Moſes den erſten ſechs Monaten 30, den andern ſechſen 29 Tage giebt und dann dieſen noch die 11 Tage zuzählt, um welche das Mondjahr gegen das Sonnenjahr zu kurz kommt. Hierauf beweiſet er, das 50ſte Jahr, das Moſes den Iſraeliten zu feyern geboten, ſey nicht ein beſonderes, von den 49 Sonnenjahren verſchiedenes, ſondern nach der wahren Bedeutung des Namens deſſelben und der Grundſprache, ein Schaltjahr, das in den 49 Sonnenjahren ſteckt, und eben deswegen für feyerlich erklärt worden, um es als Schaltjahr merkwürdiger zu machen. Die Zeit alſo, die zu 49 Mondenjahren noch hinzu kommen muß, um ſie eben ſoviel Sonnenjahren gleich zu machen, ſey das ſogenannte Jobeljahr. Die Einſchaltung dieſer Zeit aber geſchah nicht erſt nach dem 49ſten Mondjahre, ſonſt würden alle Feſttage aus den Jahreszeiten, woran ſie gebunden herausgerückt worden ſeyn, ſondern entweder durch Anrechnung der jährlichen Epacte von 11 Tagen, zu jedem Jahre, oder durch Einſchaltung ganzer Monate zwiſchen die 49 Jahre. Wie genau das erſtere mit den Worten der Feſtverordnung ſtimme, erklärt

der V. S. 11 und 12. Nach diesen scharfsinnigen Entwicklungen hebt er an, den Hauptpunkt seiner Erfindung ins Licht zu setzen. Und das ist der. Jeder Cyclus von 49 tropischen Sonnenjahren, wenn man seine Epacten von Jahr zu Jahr berechnet, behält zur lezten Epacte die runde Zahl von 1 Tag 8 St. Da nun diese lezte Epacte in 45 Cykeln selbst zum Monate anwächst und = 0 wird; so macht bemeldte Zahl von Jobelcykeln eine ganz vollkommne Periode von Epacten aus. Es lassen sich also nach genauen Epactentafeln eines Jobel-Cyclus die Neumonde auf alle Jahre der Welt beinahe astronomisch richtig berechnen. Der V. macht selbst mit seinen Tafeln die Probe und bringt nach selbiger fürs Jahr 1764 nach Christi Geburt eben die Epacte heraus, die Reccard aus Caßinischen Tafeln für dasselbe festgesezt hatte. Wer die Epacten-Berechnung als die Seele der Chronologie kennt, wird die Wichtigkeit dieser Entdeckung nicht ohne Erstaunen überdenken können. S. 27. zeigt er, wie auch die Wochentage nach Jobelkreisen zu finden, und dann zulezt, wie alle bisherige chronologische Cyklen in der Jobelperiode (das ist in dem Zeitkreise von 19 × 28 × 49 Jah-

ren) enthalten ſind, und wie die Aereñ aller Völker ſich auf dieſe zurückbringen laſſen. Im zweiten Kapitel ordnet er die hiſtoriſche Zeitrechnung nach ſeiner Theorie. Bewundern muß man, den Scharfſinn eben ſo ſehr, den beſonders er in der Beſtimmung der bibliſchen Epochen und in der Erklärung der Danieliſchen Jahrwochen zeigt, als den mühſamen Fleiß, der ihm ſeine Tafeln gekoſtet. — Möchten doch Kenner dieſe wichtige Entdeckung durch ihre Prüfungen zu bewähren, und dadurch der Herausgabe des vollſtändigern Werks den Weg zu bahnen, ſich um die Wette bemühen. Am erſten hätte es der Recenſent Herrn Gatterer zugetraut; aber er fand ſich getäuſcht. Si modo vera sit res ista gravis ſagt er in der Vorrede und damit gut.

Beilage 4.

St. Petersburg: Srawniteljnjije Slowary wsjech Jasikow i Narjetschii Sobrannjije Desnizeju wsewjisotschasei Osobji etc.

das iſt:

Vergleichendes Gloſſarium aller Sprachen und Mundarten, geſammelt auf Veranſtaltung der allerhöchſten Perſon. Erſte Abtheilung, die europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen enthaltend. Erſter Band. 1787. Groß-quart. 411. S. nebſt 6. S. Vorbericht.

Der Gedanke, wo möglich, alle Sprachen aller Nationen auf einmahl zu umfaſſen, und daraus das zur Bereicherung der Völkergeſchichte und Menſchenkenntniß Brauchbare, mit kritiſcher Sorgfalt und philoſophiſcher Einſicht geſammelt und geordnet,

in

in Einem Werke, wie in einem Muſeo, zum gemeinſamen Gebrauche aller Zeiten öffentlich aufzuſtellen, war es werth, den Geiſt der Regentin des Reiches, das ſelbſt eine Welt von Völkern und Sprachen in ſich faßt, zu beſchäftigen; und niemand im gelehrten Publikum, der einigermaaßen die Wichtigkeit der von Philoſophie geleiteten Sprachenkunde zu beurtheilen weiß, wird ohne Verehrung an die Urheberin eines ſolchen Unternehmens denken können. Aber eben dies herrliche und wichtige Unternehmen iſt von der andern Seite, was die zweckmäßige Ausführung betrifft, mit ſo unglaublich vielen und großen Schwierigkeiten verknüpft, daß wiederum auch niemand, der zur Vervollkommnung des erſten Verſuches der Art etwas beizutragen ſich im Stande fände, die Obliegenheit, welche er eben deswegen dazu hätte, verkennen ſollte. Von beiden, der Wichtigkeit ſowohl als Schwierigkeit der Sache, überzeugt, und belebt von dem Wunſche, daß die philoſophiſche Sprachenkunde, der eine ſo glückliche Pflege, wie gegenwärtig, weder bisher jemahls angedihen iſt, noch ſobald wieder angedeihen möchte, unter Begünſtigung derſelben, auf das beſte bearbeitet

werde, will auch Recensent, obgleich er sich bescheidet, in diesem Fache ein bloßer Beobachter zu seyn, nach einer vorläufigen Anzeige von dem Werke selbst, einige Gedanken über die Zweckmäßigkeit der Ausführung sowohl als Einrichtung desselben, Kennern zur Prüfung vorlegen.

Das ganze Werk, auf welches der verdienstvolle Herausgeber Herr Pallas schon vor zwei Jahren durch eine besondere Ankündigung die gelehrte Welt aufmerksam machte, wird aus zwei Abtheilungen bestehen, wovon die letztere den afrikanischen und amerikanischen Sprachen, so wie die erstere den europäischen und asiatischen, zugedacht ist. Gegenwärtiger Band, der, wie es scheint, die volle Hälfte der ersten Abtheilung ausmacht, und das Ganze schon ziemlich übersehen läßt, enthält einhundert und dreißig Begriffe, sämtlich aus der Klasse der Substantiven, jeden einzeln für sich in zweihundert europäischen und asiatischen Sprachen und Mundarten ausgedrückt. Auf ähnliche Weise und in denselben Sprachen und Mundarten ausgedrückte theils Adjektiv- theils Verbalbegriffe, nebst Pronominibus, Numeralien und Adverbien, wird der zweite Band enthalten,

dem in einem Anhange noch verschiedene zu spät eingeschickte Mundarten beigefügt worden sollen. Die Begriffe, welche in diesem Bande vorkommen, betreffen, einige abstrakte, wie Gesicht, Gehör, Gefühl, Geruch, Geschmack, Kraft, Macht, Gewalt, Ehe, Liebe, Leben, Wuchs, Höhe, Tiefe, Länge, Breite, abgerechnet, die besser in der Adjektiv- und Verbalform aufgefaßt, und für den folgenden Band geblieben wären,) theils Verhältnisse des Geschlechts, des Alters, der Verwandtschaft, theils Gliedmaaßen und Bestandtheile des Leibes, theils Gegenstände und Erscheinungen der Natur; und sind in sofern wohl gewählt. An Sprachen und Mundarten aber, worin diese Begriffe ausgedrückt sind, finden sich unter den 47 erstern, welche Herr Bibliothekar Bakmeister geliefert hat, die vom slavischen, celtischen, römischen, germanischen und lettischen Stamme, nebst der alt- und neugriechischen, albanischen, wlachischen und ungarischen; unter den übrigen dagegen, welche alle Herr Pallas gesammelt hat, der zahlreichen finnischen und tartarischen, die bisher größtentheils ganz unbekannt gewesenen sibirischen und kaukasischen, samt

den Sprachen der südasiatischen Länder, und der Inseln des stillen Oceans. Die Ausdrücke von allen, auch von den schriftfesten Sprachen sind nicht nach der einer jeden eigenen Rechtschreibung, sondern durchgängig nach der lebendigen Pronunciation dargestellt, welches freilich die Wörter mancher Sprachen, wie z. B. der französischen und englischen, oft fast unkenntlich macht, jedoch der Einförmigkeit wegen allerdings schicklich war, theils weil die meisten Sprachen des Menschengeschlechts nun einmahl schriftlos sind, theils weil sie alle durch das russische Alphabeth, das in Betracht seines Reichthums an Konsonanten (ungeachtet seines Mangels an bestimmten Diphthongen) diesen Vorzug wohl verdiente, geschrieben werden sollten. Eingerichtet aber ist der ganze Vortrag so, daß auf den gespaltenen Quartseiten in zwei Kolumnen die Benennungen der nach ihrer Verwandtschaft hinter einander geordneten Sprachen und Mundarten beziffert herablaufen, und die Ausdrücke, welche sie für den Begriff haben, der ebenfalls beziffert und russisch ausgedrückt oben an stehet, der Reihe nach zur Seite mit sich führen. Eine Einrichtung, die allerdings

den zwiefachen Vortheil gewährt, daß jedes Wort, welches man für einen der Begriffe in einer der Sprachen wissen will, mittelst der Bezifferung sich leicht auffinden, und daß die Aehnlichkeit der verschiedenen Sprachausdrücke für einerlei Begriff, und in sofern auch die Verwandtschaft der Sprachen, nach einzelnen Wörtern genommen, mittelst der Zusammenstellung sich auf einen Blick übersehen läßt. In Absicht der Quellen, woraus der Stoff zu dem Werke geschöpft ist, wird im Vorberichte weiter nichts bemerkt, als daß die gedruckten Bücher, „aus welchen die Wörter der celtischen und anderer Sprachen genommen seyn, in einem besondern Register angezeigt werden sollen"; und daß aus einer Menge von mühsam unter einander verglichenen handschriftlichen Wörterbüchern, welche die Kaiserin in ihrem weitläuftigen Reiche habe sammeln lassen, die Sprachen der Völker dieses Reiches; auf gleiche Weise aus Handschriften die vielen kaukasischen und größtentheils auch die arabische, persische, armenische, tangutsche; dann insonderheit aus einem in der akademischen Bibliothek befindlichen Wörterbuche, das von den einst an der sibirischen Küste gestrandeten Japa-

nern aufgenommen worden, die japanische; aus einem Manuskripte des sel. Leonigew die chinesische; von den zu Astrachan wohnenden Indianern der multanische Dialekt des hindostanischen; der bengalische und decanische dagegen aus England, und zwar letzterer vom Gouverneur Hollwell; endlich alle übrigen Sprachen von Südasien und den Oceaninseln, aus Reisebeschreibungen gezogen seyn. Was aber die Bestimmung der verschiedenen Völkerschaften betrifft, welchen eigentlich, und wiefern einer jeglichen, jede der hier aufgestellten Sprachen angehöre, so ist außer den Specialbenennungen der Mundarten, da z. B. das Tartarische um Kasan von dem am Tschulim, und von dem des Tschatzkischen Stammes unterschieden wird, (etliche Angaben, deren nachher noch erwähnt werden soll, abgerechnet) im Vorberichte nichts zu finden; auch wird daselbst des allgemeinen Gemähldes der Sprachen nach den Ländern, worin sie geredet werden, welches die vor zwei Jahren erschienene Ankündigung des Werkes, als eine Einleitung zu demselben erwarten ließ, und welches vielleicht jetzt den Schluß desselben zu krönen bestimmt seyn mag, weiter nicht gedacht. So viel,

um ſich vorläufig, nach Maaßgabe dieſes erſten Bandes, einen allgemeinen Begriff vom ganzen Werke zu machen; jetzt zur genauern Unterſuchung der Zweckmäßigkeit deſſelben, was Ausführung ſowohl als Einrichtung anlangt. Zweifach iſt der Zweck, auf welchen alle philoſophiſche Sprachvergleichungen hinausgehen. Die Sprachen erſtens an ſich, als Methoden, Vorſtellungen der Seele durch Laute des Mundes faßlich auszudrücken, betrachtet, ſind gleichſam eben ſo viel Gemählde von den Gedankenſyſtemen der Sprechenden, in welchen Gemählden ſich der Gehalt und Vorrath ihrer Begriffe ſowohl, als der Gang ihres Geiſtes bei Auffaſſung und Bezeichnung derſelben wahrnehmen läßt; und wenn in ſolcher Abſicht verſchiedene Sprachen unterſucht, und mit einander verglichen werden, ſo ergeben ſich Bemerkungen und Aufſchlüſſe, theils allgemein über die unſerm Geſchlechte eigenthümliche Bezeichnungsgabe (facultas characteristica) und ihr Verhältniß zum ganzen Geſchäfte des Denkens, theils beſonders über die Mannigfaltigkeit der Entwickelung der erſtern, und den davon abhängenden verſchiedenen Erfolg des letztern bei den

Menſchen, denen die ſolchergeſtalt unterſuchten und verglichenen Sprachen angehören: welches alles auf Bereicherung der Seelenkunde, als den erſten Endzweck, gerichtet iſt. Die Sprachen aber zweytens als Beſitzungen gewiſſer Menſchenklaſſen angeſehen, und in dieſem Betracht unter einander verglichen, ſtellen gleichſam eben ſo viel Urkunden vor, aus welchen ſich die gegenſeitigen Verhältniſſe dieſer Menſchenklaſſen, ſelbſt für Zeiten über alle Geſchichte hinaus, offenbaren und bewähren: indem bei der Möglichkeit einer unendlich mannigfaltigen Bezeichnung eben derſelben Begriffe durch verſchiedene Laute jede Aehnlichkeit zwiſchen zwei beſondern Sprachen, wenn ſie nicht aus allgemeinen Gründen der Menſchennatur herrühren kann, von Urſachen poſitiver Art, das heißt von Mittheilung, herrühren muß, und in ſofern, nach Maaßgabe ihres Grades und Umfanges, eine dem Grade nach eben ſo mannigfaltige Art von Gemeinſchaft beweiſet, welche zwiſchen Völkern von verſchiedenen Sprachen, oder zwiſchen den Heteroglotten, denen die Sprachen eigen ſind, ſtatt gefunden habe. Und wenn auf ſolche Weiſe Sprachen unter-

einander verglichen werden, ſo ergeben ſich Bemerkungen und Aufſchlüſſe über allerlei Handels- Religions- Staats- und Stammesverhältniſſe der Nationen; welches alles zur Erweiterung der Völkergeſchichte, als dem zweiten Endzwecke, führt. Von dieſen Zwecken, die freilich ſonſt ſich auf einander beziehen, (nicht nur ſofern ſie beide am Ende gemeinſchaftlich auf das Hauptziel aller philoſophiſchen Bemühungen, Menſchenkenntniß, hinweiſen, ſondern auch ſofern die in beider Abſicht geſammelten Reſultate wechſelſeitig einander ausnehmend erläutern,) iſt der letztere mit Recht in gegenwärtigem Werke zum Hauptzweck angenommen worden, und nun fragt ſich nur, wie man am gemeſſenſten zu dieſem Zweck der Bereicherung der Völkerkunde die Angaben von den verſchiedenen Sprachen beſchaffen ſeyn und dargeſtellt werden ſollen. Man ſieht leicht ein, daß vor allen Dingen Richtigkeit ein unerlaßliches Erforderniß iſt, weil die etwanigen Fehler in den Angaben ſich durch keine Vernunft verbeſſern laſſen, und zu falſchen Folgerungen um ſo mehr verführen müſſen, da ſelbſt bei der pünktlichſten Genauigkeit in den Angaben die daraus gezogenen Schlüſſe,

wegen der Mannigfaltigkeit von Ursachen, die hier, wie bei allen Geistesphänomenen, im Spiel sind, höchst selten unfehlbare, sondern fast immer nur wahrscheinliche Resultate geben können. Nicht weniger erkennt man es bald für ein anderes Erforderniß, daß diese kritisch berichtigten Angaben in solcher Stellung geliefert werden, bei welcher sich eine jede (zumahl von den noch unverglichenen Sprachen) mit einer jeden andern im Ganzen sowohl als im Einzelnen auf die freieste und leichteste Art nach Belieben zusammen halten lasse. Was nun zuvörderst das Geschäft der kritischen Berichtigung anlangt, so muß es darauf hinausgehen, daß erstens der Sprachstoff oder die Ausdrücke, welche von jeder Sprache zum Behuf des gedachten Zwecks dienen möchten, in ihrer einfachen Form nach Laut sowohl als Sinn fehlerlos aufgefaßt; nächstdem, daß der Sprachbau, oder die systematische Methode, wie Wörter verändert und verbunden werden, um Verhältnisse und Zusammenhang der Gedanken auszudrücken, den Hauptpunkten nach gehörig erforscht; und endlich, daß der Sprachkreis, oder der Umstand, welchen Menschen eigentlich, und wiefern

ihnen jede gegebene Sprache als Eigenthum oder Anlehn zugehöre, genau bestimmt werde. Die Auffassung des Stoffes, wenn sie einem allgemeinen Plane gemäß mittelst einer angenommenen Normalsprache und Normalschrift, durch welche die Ausdrücke aller andern Sprachen dem Sinne nach gedeutet und dem Laute nach geschrieben werden, geschehen soll, ist selbst in Absicht gebildeter und schriftfester, noch mehr aber in Absicht roher und schriftloser Sprachen schwer, weil theils sehr wenige Wörter in irgend einer Normalsprache sich angeben lassen, für welche in allen andern Sprachen völlig dem Sinne nach gleichbedeutende Wörter zu finden wären, theils jedes Volk in seiner Prononciation vieles Eigene hat, das durch keine Schrift eines andern dargestellt werden kann. Nun wird es darauf ankommen, scharf zu prüfen und getreulich anzuzeigen, wie fern diese Schwierigkeiten in gegenwärtigem Werke überwunden seyn mögen; und hier muß Rec. gestehen, selbst in solchen Sprachangaben, die gar leicht sich hätten richtig liefern lassen, Unvollkommenheiten bemerkt zu haben, die er nimmer erwartet hätte. Agori, Odondi, Agas, Tricha, Andros.

wer wird in diesen Lauten sogleich altgriechische Wörter für Knabe, Zahn, Salz, Haar, Ehemann, erkannt haben. Für Stärke im lateinischen vis, robur, steht im griechischen neben Ischas (ἰσχύς) noch Dris, gerade so seltsam, als wenn im französischen neben force noch amidon stände, welches letztere freilich das deutsche Stärke für Kraftmehl, so wie Dris (δρυς) das lateinische robur für Eiche genommen, aber darum nicht auch den hier vorausgesetzten, und in der Normalsprache durch Sila bestimmten Begriff ausdrückt: und der Morgen ist im altgriechischen Proi, Eothen, und im neugriechischen Augi, Tachi, (welches letztere sich wohl durch den Mittelbegriff frühe = schnell, hieher verirrt hat; der Sommer im erstern Theros, im letztern Kalokeri (καλὸς καιρὸς, schöne Zeit) und der Wuchs, in jenem Megathos, in diesem Awksisis, im lateinischen statura, im französischen talje, im englischen nicht nur Growth, sondern auch Wäks genannt, und in letzterem für Gewalt, Geheul, Dampf, Othoriti klämor, ekshaläschen, angegeben. Oder wer sollte, um bei England zu bleiben, im Wälschen oder Kymrischen,

für Finger Fissed, für Mann Friod erwarten, da in dem Davieſiſchen ſowohl als dem vermuthlich noch beſſern Wörterbuche, welches dem Hn. Rüdiger unbekannt geblieben, (Antiquae britannicae thesaurus, being a British or welsh-english Dictionary etc. by Thomas Richard. Bristol. 1759.) gleich voran unter dem Buchſtaben F. bemerkt wird, daß ſelbiger nie der Radikalanfangsbuchſtabe eines brittiſchen Worts ſei? Vieler anderer Fehler, die bei genauerer Vergleichung überall hervorblicken, z. B. da Bechgin, welches ſo viel als klein, oder auch Embryo heißt, für Knabe, und dagegen Guas oder Herlod, wie er würklich heißt, zuſammengezogen als ein Wort im Celtiſchen für Knabe geſetzt ſteht, nicht zu gedenken. Doch unbeträchtlich, wenn man will, mögen noch immer dieſe Fehler ſeyn, im Vergleich gegen die Verſtümmelungen und Verwechſelungen der Ausdrücke ſelbſt ſolcher Sprachen, die nahe an und ſelbſt auf dem ruſſiſchen Gebiete geredet werden. Die Letten drücken Geſchmack, Gehör, Geſicht, Geruch, nicht durch Mjele, Aussis, Azzis, Degguns, welche Wörter die Zunge, das Ohr, das Auge, die Naſe, bedeuten, und dafür auch ſelbſt in dieſem

Werke gesetzt sind, sondern wie fast alle Völker, durch Infinitive der besondern Wörter, die sie für Sehen, Hören u. s. w. haben, aus. Auch heißt im Litthauischen die Ehe nicht Moterichte, welches aus Moteriszke verstümmelte Wort eine Weibsperson bedeutet; Salz nicht Wassara, welches in allen lettischen Mundarten den Sommer anzeigt, sondern Druska; die Zeit nicht Metas, d. i. Jahr, sondern Cziesas; Geräusch nicht Pamaissimas d. i. Vermengung, sondern Uszimmas; Geheul nicht Gailiste, welches die Reue, oder das Krähen oder nichts bedeutet, sondern Kaukimas; Sturm nicht Sujudinimas d. i. Aufwiegelung; der Kreis weder abwala, d. i. rund, noch Skrittulis, d. i. das Zirkelinstrument, sondern Skritte. Und im Kriwingischliwischen (was für eine Sprache darunter gemeint sei, wird nachher vorkommen) heißt der Schlaf nicht Sapnijo d. i. Traum, sondern Miejas; die Macht nicht Wallje, d. i. frei, sondern Gallims; der Baum nicht Präde, d. i. Fichte, sondern Koks; die Stange nicht Miäts, d. i. wiewohl verstümmelt, im Litthauischen der Baum, sondern Kolis; endlich das Geschrei

nicht Taissauix, weil die erste Silbe der von allen andern Wörtern weggelassene Artikel ist, und das Geheul nicht Saukdaiusgauzas, weil das gar drei Wörter in eins gezogen sind. Ein solcher Mangel an Richtigkeit, als aus diesen Proben, dergleichen selbst in Absicht der lettischen Mundarten sich noch viele beibringen ließen, hervorleuchtet, ist allerdings eben so befremdlich als unangenehm, und muß natürlicher Weise die Brauchbarkeit solcher Sprachangaben zweifelhaft, und die Nothwendigkeit des kritischen Berichtigungsgeschäftes fühlbar machen. Und wenn es nun schon so um die Angaben von schriftfesten oder leicht erforschlichen europäischen Sprachen bewandt ist; wie viel mehr wird man in Absicht der aus Reisebeschreibungen und Handschriften gezogenen Angaben von Wörtern schriftloser Sprachen unkultivirter Nationen ähnliche und noch weit größere Unvollkommenheiten besorgen müssen. In der That, das Geschäft, aus dem Munde roher Leute ihre unbekannte Sprache aufzunehmen, ist mit Schwierigkeiten verknüpft, die man, ohne selbst einen Versuch der Art gemacht zu haben, sich wohl nimmermehr vorstellen sollte! Sie rühren theils von dem Charakter un-

gebildeter Menſchen, theils von der Beſchaffenheit ihrer Sprachen ſelbſt her, und verdienen genauer gekannt zu ſeyn. Menſchen, die zu grammatiſchen Betrachtungen, welche ihrer Natur nach unter die künſtlichſten und abgezogenſten gehören, eben ſo unfähig als ungeübt ſind, und ihre Sprache weiter nicht kennen, als daß ſie ſie reden, wiſſen, wenn man ſie einzeln um Benennungen und Ausdrücke fragt, ſelbige nicht wohl anders anzugeben, als ſie ſie im Reden zu brauchen gewohnt ſind, und geben alſo, da alles im Reden meiſt kontextmäßig vorkommt, ſtatt einzelner Benennungen und einfacher Wortformen, ganze Phraſen und lauter konſtruirte Ausdrücke an. Noch ein Glück, wenn in ſolchen Angaben das, was man verlangt, würklich enthalten iſt, und ſich durch kritiſche Zerſetzung daraus abſcheiden läßt, welches aber kaum immer der Fall ſeyn wird, da ſolche Menſchen, in der Kunſt zu zweifeln unerfahren, eher alles, was ihnen in den Sinn kommt, vorbringen, als eine Antwort ſchuldig bleiben, und eher allerlei von einem Dinge ſagen, als die kahle Benennung deſſelben, zumahl wenn es vor Augen iſt, angeben werden, in der Meinung, eben dann die Abſicht des Fra-

genden recht ſinnreich getroffen zu haben; und dies um ſo mehr, da ſie, wie unſer Pöbel und unſere Kinder, ſich dunkel einbilden, daß jedermann von Natur ſchon ihre Sprache verſtehen müſſe; wozu noch kommt, daß von denſelben Wörtern die Ausſprache faſt in jedem Munde (wie gutentheils auch die Bedeutung derſelben faſt in jeder Rede) etwas wechſelt, und oft an ſich ſo unerhört ausfällt, daß man nicht weiß, welchem Munde man folgen, oder wie man die fremden Laute durch die angenommene Normalſchrift bändigen ſoll.

Aber nicht weniger macht die Natur ſolcher Sprachen ſelbſt es ſchwer, theils die Wörter einfach aufzufaſſen, weil es gerade der Charakter roher Sprachen iſt, äußerſt concreſcirt und mit Vorſchiebſeln und Anhängſeln überladen zu ſeyn, wie ſelbſt das Hebräiſche und noch mehr das Abyſſiniſche zeigt; theils vornemlich hinter den wahren und vollen Sinn der meiſten von ihren Ausdrücken zu kommen. Wörter können eigentlich, ihrer Natur nach, niemals Gegenſtände, ſondern immer nur Vorſtellungen bezeichnen. Da nun wenige Dinge zu finden ſind, in Abſicht welcher nicht gar mannigfaltige Vorſtellungen möglich wären,

so ist es immer räthselhaft, was überhaupt zumahl uns ganz ungewöhnliche rohe Heteroglotten, die wir über die Benennung einer uns noch so bestimmt scheinenden Sache, auf eine uns noch so verständlich scheinende Weise befragen, mit dem Ausdrucke, welchen sie dafür angeben, eigentlich für Gedanken verknüpfen mögen. Und da von jeder Vorstellung auf mannigfaltigen Wegen zu unzählig viel andern übergegangen, und gleichwohl für alle zusammen derselbe Ausdruck unverändert beibehalten, dagegen eben dieselbe Sache um der geringsten Veränderungen, und die ähnlichsten Dinge um der geringsten Abweichungen willen, unter besondere Begriffe gefaßt und mit verschiedenen Ausdrücken bezeichnet werden können, so ist es nicht minder räthselhaft, was die Benennung eines Dinges noch sonst für eine unerwartete Menge von andern Dingen ebenmäßig bezeichnen, und was es dagegen in Absicht auf einerlei oder ganz ähnliche Sachen für eine eben so unerwartete Menge von verschiedenen Benennungen geben mag. Man muß von dem gewohnheitlichen Gange, der uns alle beherrscht und gutentheils die Menschenwelt regiert, von dem Hange, Ideen für Sachen und Wörter für Ideen

zu nehmen, samt der daraus entspringenden Täuschung, als ob an den Dingen selbst alles so abgetheilt, so geordnet, so beschaffen wäre, wie unsere Sprache es uns vorspiegelt, sich losgemacht, und Sachen unabhängig von Worten anzusehen sich geübt haben, um dergleichen Räthsel gehörig auflösen zu können, deren Auflösung gleichwohl in Hinsicht auf den hier obwaltenden Zweck unerläßlich ist, weil Ausdrücke, so lange man ihren wahren Sinn nicht kennt, genau betrachtet, keine Worte, sondern bloße Laute, und, als solche, zu philosophischer Absicht ganz unbrauchbar sind. Das sind die bei dem Aufnehmen schriftloser Sprachen ungebildeter Menschen obwaltenden Schwierigkeiten, deren Ueberwindung, wie Rec. in einem kleinen Versuche der Art beobachtet hat, selbst wenn der Fragende und die Befragten zum Behufe gegenseitiger Mittheilung eine besondere Gemeinsprache haben, viel Scharfsinn und Geduld erfodert, vollends aber, im Fall es an einem solchen Mittel gebricht, wegen der dann eintretenden unzähligen Anläße zu Täuschungen und Mißverständnissen, trotz allem Scharfsinn und aller Geduld, wie der fleißige Sammler von Südseesprachen Anderson selbst

an mehrern Orten in Cooks letzter Reise gesteht, nur nach langer Zeit und durch vielfältigen Umgang gelingen kann. Ob nun alle die verschiedenen Personen, welche zu gegenwärtigem Werke den Stoff der vielen asiatischen und zumahl der bisher versiegelt gewesenen kaukasischen und sibirischen Sprachen geliefert haben, jene Schwierigkeiten gekannt, und mit dem Geschäfte des Aufnehmens der Wörter die Arbeit der kritischen Berichtigung zu verbinden Einsicht, Neigung und Musse gehabt, läßt sich, da hier weder über ihren Charakter, noch über ihre Examinationsmethode, die mindeste Auskunft gegeben wird, an sich schon bezweifeln; untersucht man aber ihre Angaben genauer, so wird man würklich alle die Arten von Fehlern gewahr, deren Ursprung eben ins Licht gesetzt ist. Denn erstens finden sich nicht nur in den kamtschadalischen Mundarten, in Absicht auf welche der Herausgeber selbst einige Unbestimmtheiten eingesteht, (S. Vorbericht S. 3.) sondern auch in fast allen sibirischen und kaukasischen Sprachen manche ungeheure und überaus viele lange Ausdrücke, die nichts als Zusammensetzungen und Redensarten seyn können, und die, um zu dem Behufe, wozu

ſie hier aufgeſtellt ſind, zu taugen, vor allen Dingen ihrer eigenthümlichen Wortbedeutung nach erklärt ſeyn müßten, geſetzt auch, daß ſie würklich ſtatt einfacher Ausdrücke, die etwa mangeln möchten, im Redegebrauche gangbar wären. Allein das ſcheint ſich von vielen nicht einmahl denken zu laſſen. Denn es iſt doch in der That unbegreiflich, warum der Korjäke ſich quälen ſollte, das Mädchen Chajanhabakjik, 11, 154 *); der Lesgier die Frau Dschenelautschaba, 10, 51; der Japaneſe den Knaben Suknakototschno, 12, 161; der Tſchuktſche die Leute Njimkjichichlawolju 15, 157, zu nennen; und, wie irgend Menſchen ſolche Laute für ſolche Begriffe, als Numtschahamlahampi für Morgen 87, 132; Djikuca-kuleatsch für Mond 76, 135; Zklisjnapiri für Ufer 107, 108; Tscheldlüpjilwjinten für Gold 122, 157; Nilgichjinjpjilwjinten für Silber 123, 157; Tanisegsdiloba für Wuchs 69, 118; Nigillegallochen für Höhe, 115, 153; Itschesugjbirbag für Breite, 116, 152;

*) Die große Ziffer bezieht ſich auf den Begriff die kleine auf die Sprache im Univerſalgloſſarium.

Nakajalgakin für Kälte 72, 154; Orgochairachan für Himmel 2, 134; und Tagandschindedge für Zeit 96, 115; als einzelne Wörter im Umgange gebrauchen sollten. Dagegen ist es aber sehr begreiflich, wie beim Spracheramen solche Phrasen für einfache Wörter nicht nur von unwissenden Menschen angegeben, sondern von unkritischen Examinanten genommen werden konnten. Und das berüchtigte Poettarraroru-rincuroak, welches Condamine aus dem Munde eines Jameo als die Benennung der Zahl drei gehört haben wollte, oder ähnliche Sylbenmassen, die aus andern amerikanischen Sprachen als einzelne Wörter aufgeführt (S. Rüdigers Geschichte der menschlichen Sprache S. 122.) und selbst von Philosophen zu allerlei Hypothesen benutzt zu werden pflegen, machen jene Bemerkung so wenig wankend, daß sie selbige vielmehr bestätigen. Auch braucht man in Absicht der angeführten Ausdrücke nur die für verwandte Begriffe in verwandten Mundarten hier angegebenen Wörter zusammen zu stellen, um hie und da manche zu erblicken, die offenbar in jenen langen Sylbenreihen als Bestandtheile stecken, und über den Sinn derselben auf Muthmaßun-

gen führen, die freylich für jetzt nicht viel beſſer als Muthmaßungen über den Sinn der nugubiniſchen Tafelſchrift ſeyn können, durch Hülfe des folgenden Bandes aber, der die Zeitwörter ſamt den Pronominibus und Adjektiven liefern wird, vielleicht zu völliger Gewißheit ſich möchten bringen laſſen. Mittweile vergleiche, wer die Mühe nicht ſcheuet, zur Probe 87, 132, mit 88, 132; 1, 132; 2, 133; 75, 139; ferner 76, 155 mit 75, 155; 49, 153, und endlich 107, 108 mit 93, 108, um zu ſehen, daß in dem langen Ausdrucke für den Morgen, Benennungen für Himmel, Sonne, und etwa Licht, in dem andern für den Mond, Wörter für Sonne oder Licht und Sehen, und in dem dritten für das Ufer ein Ausdruck für Waſſer enthalten iſt. Aber außer ſolchen freilich ſeltner vorkommenden, giebt es noch eine große Menge von minder langen, obgleich ebenfalls zuſammengeſetzten Ausdrücken, deren manche wohl würklich aus Mangel an einfachen im Redegebrauch für den angezeigten Begriff gelten, viele aber auch, wer weiß was alles, ſagen mögen. Der Herausgeber ſelbſt merkt an, daß der Ausdruck 1, 66, Sareng-Tarom für Gott eigentlich hellen Glanz, des 2, 106, für Himmel, Wohnung

Gottes; der 99, 147, für Meer, groſſes Waſſer, der 122, 145, für Gold, rothes Silber bedeute, und fügt zu verſchiedenen langen Ausdrücken für Schweſter und Bruder, den Zuſatz groß und klein hinzu. Allein weiter findet ſich in dieſer Abſicht auch gar nichts angemerkt. Und gleichwohl ſtehen allenthalben nicht nur für die abgezogenen Begriffe wie Zeit, Jahr, Wuchs, Leben, Höhe, Breite, Gefühl, Geſicht, u. ſ. w. allerlei wunderliche Zuſammenſetzungen z. B. 115, 125 Lakkje-Challje, wovon die eine Hälfte unter Luft, die andere unter Leute, oder 113, 108. Nakworzchali, wovon die eine Hälfte unter Strahl, die andere unter Silber vorkommt, und von denen erſteres Höhe, letzteres Höhe bedeuten ſoll; ſondern auch für die ſinnlichſten Ideen hie und da Ausdrücke, die ſich ihrer Zuſammenſetzung und fremden Bedeutung nach zum Theil auf den erſten Blick verrathen. Man ſchlage irgend eine Seite z. B. S. 315. auf, wo Wörter für Fluß ſtehen; hier findet man unter den tartariſchen Mundarten, Agjinssu, Agarasu, und Ssu; unter den ſamojediſchen Bjikjaku, Jagadichi und Jaga; unter den tunguſiſchen Barjakatschan und

Berja; in einer kaukasischen Dokangi und Chii neben einander, zum Beweise, daß die längern Ausdrücke nicht nur zusammengesetzt, sondern auch von den einfachen der Bedeutung nach, wie in den erstern Beispielen Ssu, Wasser, Agjinssu, großes Wasser heißt, verschieden sind; und ähnliche Erscheinungen, ja noch seltsamere, wie z. B. I, 121. Num und Chai und Numchai als drei Synonime für Gott, finden sich mehr oder weniger beinahe auf allen Seiten. Am besten aber wird man, wie es um die richtige Form der Wörter von schriftlosen Sprachen überhaupt bewandt sei, aus Proben von einer einzigen solchen Sprache beurtheilen können. Im Zigeunerischen heißt Schumiskirna nicht das Geräusch, sondern sie machen Lärm; Kohorna nicht der Name, sondern sie nennen; Chor nicht die Tiefe, sondern hohl; Soralo nicht die Stärke, sondern stark; Dikkehl nicht das Gesicht, sondern er sieht; Schunnhel nicht das Gehör, sondern er hört; Chandehla nicht der Geruch, sondern es stinkt; Sowawa nicht das Leben, sondern ich lebe; Kamela nicht die Liebe, sondern er liebt; Saunakei nicht Gold, sondern

Gold (scil. iſt) hier; Bariowau nicht der Wuchs, ſondern groß werden; Uchtjilmah nicht Gefühl, ſondern Dukh hi man, ich habe Schmerz; und weder Merla noch Mojas der Tod, ſondern erſteres er ſtirbt, und letzteres er iſt geſtorben. Auch haben wir verſchiedene ruſſiſche Wörter bemerkt, die für zigeuneriſche ausgegeben werden. Und was allgemein die Richtigkeit des Sinnes der hier von roheren Sprachen angegebenen Wörter betrifft, ſo betrachte man neben dem, was bereits von heteronymiſchen Bedeutungen der zuſammengeſetzten Ausdrücke angeführt iſt, nur noch folgende Beiſpiele: Daſſelbe Wort Retla ſoll in der lesgiſchen Sprache Hand und Fleiſch und Knochen, 35, 43, 53; 44, 52; daſſelbe Wort Tolondscha im Jukagiriſchen Hand und Finger 35, 37, 147; und in verſchiedenen kaukaſiſchen Sprachen daſſelbe Ljlo oder Lji, Fleiſch und Blut 43, 45, 111; daſſelbe Wort Bak Kopf und Mund 16, 117, 119; 27, 114, 117; Ulla Stirn und Auge 24, 20, 113; Maar Kopf und Naſe 16, 18, 118; Idschako Haar und Bart 25, 31, 119; Don Fluß und Waſſer 98, 100, 79, 80; eben ſo auch Tlen,

118; ferner Chi, 116; endlich daſſelbe Mitsch Sonne und Mond 75, 76, 110, uns noch dazu auch das Feuer und den Tag 112, 87, 123, bedeuten.

Mag doch der Redegebrauch über Wörter in Abſicht ihres Sinnes, ſofern ſie nichts als Zeichen von Ideen ſind, die auf die mannigfaltigſte Weiſe ſich paaren ſowohl als trennen laſſen, in den verſchiedenen Sprachen ſchalten wie er will, ſo kann er ſie doch nicht gerade zum Behufe des Bedürfniſſes der Mittheilung, das eben alle Sprachen erzeugt hat, und für das ſie eigentlich ihrer Natur nach beſtimmt ſind, untauglich machen, welches er gleichwohl in Abſicht der angeführten Wörter gethan haben müſte, wenn die angegebenen Bedeutungen richtig ſeyn ſollten. Aber nicht minder befremdlich und verdächtig ſind viele andere Erſcheinungen von Homonymie und Heteronymie, die ſich zeigen, wenn man, zumahl von kaukaſiſchen oder oſtſibiriſchen Sprachen (wie von den 50 — 53; 108 — 119; 79, 80; 153 — 160.) ſämtliche Ausdrücke, ſo wie ſie hier angegeben ſind, aus der Zerſtreuung, worin ſie ſich hier befinden, da jeder vom andern abgeſondert, unter Ausdrücken von 200 andern Sprachen ſteckt,

zuſammen unter einen Anblick bringt, und nun die Wörter nicht nur für Berg, Ufer, Höhe, Wuchs; für Erde, Lehm, Sand, Stein, Koth; für Kraut, Gras, Baum, Holz, Stange, Wald; oder für Waſſer, Ufer, Meer, Regen, Eis, Schnee; oder für Gott, Himmel, Luft, Sonne, Mond, Strahl, Feuer, Hitze, Morgen, Abend, Tag, Nacht, (ſchade, daß gerade der nöthigſte Begriff von Licht ausgelaſſen iſt): ſondern ſelbſt für Waſſer, Blut und Milch, für Hand, Fuß und Fleiſch, für Haar, Bart und Augenbraunen, und was man will, vornehmlich aber die für Leute, Menſch, Mann, Frau, Kind, Bruder, Schweſter, Knabe, Mädchen, Sohn, Tochter, mit einander vergleicht. Denn nur eins zu erwähnen, ſo können doch für die zuletzt genannten ſechs Begriffe einerlei Ausdrücke ohne Nebenbeſtimmungen eben ſo wenig von Kaukaſiern und Sibiriern gebraucht werden, als von Zigeunern das Tschawo und Tschai, d. i. Knabe und Mädchen für Sohn und Tochter, ohne Zuſatz des pronominis possessivi, das die Idee der Kindſchaft andeute, oder von Malayen das Sudaral für Bruder und Schweſter, ohne Zuſatz des Parampuan, das die Idee des

weiblichen ausdrücke, gebraucht wird. Faßt man nun alles bisher über die Angaben der schriftlosen Sprachen gesagte zusammen; so scheint in der That die Hauptquelle von allen Versehen die Meinung gewesen zu seyn, als ließe sich der Stoff der Sprachen richtig auffassen, ohne daß man den Bau derselben zu erforschen nöthig hätte: eine Meinung, die am Ende auf der doppelten Annahme beruht, daß für die Begriffe, welche sich der Examinant durch Wörter seiner Sprache denkt, in allen andern Sprachen auch völlig, der Form und dem Sinne nach, entsprechende Wörter vorhanden seyn, und daß selbige, so wie er sie verlangen mag, auf jede Frage sofort von den rohesten Heteroglotten richtig angegeben werden können. Wer sieht nicht, daß diese Annahmen von der Täuschung herrühren, als ob uns das, was lange Gewohnheit nothwendig, und frühe Belehrung geläufig gemacht hat, der Sache selbst nach nothwendig, und jedem Menschen von Natur geläufig seyn müsse. Denn in der That ist nichts widersinnischer, als daß Menschen, die, um das Grammatische ihrer Sprache so wenig, als um das Physiologische ihres Mundes bekümmert, sich am gewohnheitlichen Gebrauche

ren beiden begnügen, ihr Gerede in seine Bestandtheile grammatisch aufzulösen, und sonach die einzelnen Wörter dem Sinne sowohl als vornemlich der Form nach richtig anzugeben wissen sollten; und wirklich hätte eben sowohl Steller den Kamtschadalen zutrauen können, daß sie von ihrem Gesange die musikalischen Noten ihm kunstmäßig anzugeben wissen würden, als Kraschenninik ihnen und so mancher andere Examinant, dessen Handschriften zu diesem Werke gebraucht sind, kaukasischen und sibirischen Menschen zugetraut zu haben scheint, daß sie aus ihrer Sprache alles sofort in der verlangten Form als Haupt- oder Zeit- oder Beiwort, und nach dem Numerus, Casus, Modus u. s. w. bestimmt sagen könnten. Auch ist es eben so wenig nothwendig, daß gerade jede Sprache alle die mancherlei Wortformen und in selbigen alle die Ausdrücke habe, die jemanden nach Maaßgabe seiner Sprache noch so unentbehrlich scheinen möchten; vielmehr pflegen sich rohe Sprachen eben sowohl ohne Infinitiv und Auxiliare und Adverbien wie unter andern die abiponische, als ohne Hauptwörter für die Begriffe von den fünf Sinngeschäften, den drei Raumesabmessungen, den vier Jah-

rezzeiten, und von Wuchs und Macht, Liebe und Ehe zu behelfen: für welche Begriffe hier in so vielen rohen Sprachen Ausdrücke angegeben sind, die aber auch größtentheils nichts weniger als Hauptwörter, sondern construirte Verba, Adjektiva, und dergleichen seyn werden, wie sie es in der zigeunerischen würklich sind, und die nun leicht vermuthen lassen, wie es mit den Angaben der Zeitwörter und Fürwörter, die im folgenden Bande und gemäß der russischen Normalschrift, wohl nicht anders als infinitivisch und deklinirt erscheinen sollen, aussehen werde. Gewiß nicht besser, als es um die von dem großen Linguisten Herrn Büttner gesammelten Zigeunerausdrücke aussieht, da unter einem Halbhundert infinitivisch ausgedrückter Zeitwörter, die von ihm in Hrn. Grellmanns bekannter Schrift stehen, auch nicht ein einziges ein wahrer Infinitiv, sondern alle theils Phrasen, Beiwörter und Hauptwörter, theils Verba in statu constructo sind: mancher in Absicht der Pronominum daselbst sowohl als in Hrn. Rüdigers Aufsatze vorkommenden Fehler nicht zu gedenken. Und sonach ist allerdings die genaue Erforschung des Sprachbaues selbst schon zur richtigen

Auffassung des Sprachstoffes unumgänglich nöthig, so daß, da dieser Stoff mehrentheils verändert und verwachsen im lebendigen Reden steckt, ohne daraus anders als durch grammatische Auflösung gewonnen werden zu können, das Geschäft dieser Auflösung, sofern der Befragte es nicht verrichten kann, von dem Examinanten selbst übernommen werden muß. Allein auch unmittelbar dient die Kenntniß des Sprachbaues zu den oben bestimmten philosophischen Zwecken, und zwar nicht nur zu dem erstern, sofern denken eigentlich die Verhältnisse der Vorstellungen wahrnehmen heißt, und die Verhältnisse hauptsächlich durch das Grammatische der Sprachen bezeichnet werden, und eben vermittelst dieser Beziehung erst zum klaren Bewußtseyn gelangen können; sondern vornehmlich auch zu dem bei gegenwärtigem Werke obwaltenden Hauptzwecke der Bereicherung der Völkerkunde, sofern bei der Möglichkeit unendlich verschiedener Einrichtungen der Sprachen es auch von dem Grammatischen gilt, daß jede Aehnlichkeit, die nicht aus Naturgründen herrühren kann, von Mittheilung herrühren müsse. Freilich geradezu mit Bergier (S. desselben Elements primitifs des langues)

gues) über die Identität der Sprache nach der Uebereinstimmung ihres Syntaxes entscheiden zu wollen, wäre übereilt, weil selbst die verschiedensten Sprachen nicht nur als Werke desselben menschlichen Geistes und zu einerlei Absicht bestimmt, einige Aehnlichkeit, sondern noch mehr, sofern sie ursprüngliche oder gemischte sind, einen gemeinsamen Charakter von Seiten ihres Grammatischen an sich haben, als welches in ersteren, je weniger sie gebildet sind, desto complicirter und anomalischer, und in den letzteren, je stärker sie gemischt sind, desto einfacher und gleichförmiger ist; und es folgt sonach aus solchen Uebereinstimmungen, als man z. B. zwischen dem Kymrischen und Hebräischen gezeigt hat, und als sich wohl auch selbst zwischen dem Englischen und Hindostanischen zeigen ließe, weiter nichts, als daß ersteres ursprüngliche und letzteres Mengsprachen sind. Dagegen aber aus individuellen Aehnlichkeiten, z. B. der grammatischen Formung, Stellung, Verbindung des Wortstoffes zweier Sprachen, sofern dazu keine Naturursachen vorhanden sind, auf eine weitere Uebereinstimmung dieser Sprachen in Absicht ihrer Ausdrücke selbst zum voraus zu schließen, ist man aus

gutem Grunde befugt. Denn es haftet dem Menſchen die grammatiſche Methode ſeiner Sprache ſogar ſtärker als der Stoff derſelben an, wie ſchon daraus genugſam erhellet, daß er bei Erlernung einer fremden Sprache ſich nicht erwehren kann, die fremden Wörter immer nach ſeiner Grammatik formen, ſtellen und verbinden zu wollen; ein pſychologiſches Phänomen, das jeder an ſich und andern bemerkt haben wird. Und dieſer noch nicht genug von Philoſophen ſeiner Urſache nach unterſuchte, obgleich längſt ſeinen Folgen nach von Grammatikern bemerkte Hang, der uns Deutſche überall zu ſogenannten Germanismen verführt, macht es eben, daß, wenn eine Sprache in Mundarten auswächſt, das Grammatiſche in allen ſich weniger, als der Wortſtoff dem Laute ſowohl als dem Sinne nach verändert, wie man ſelbſt an den deutſchen Dialekten ſehen kann; und daß, wenn durch Vermengung heteroglotter Völker eine Gemeinſprache entſteht, in ihr das Grammatiſche der Miſchtheile, nach Abzug deſſen, was als unvereinbar ſich gegenſeitig aufhob, in kenntlichen Zügen, wie im Engliſchen das Sächſiſche und Franzöſiſche, oder im Italiäniſchen das Lateiniſche

und Germaniſche beiſammen bleibt. Und ſonach kann eine kurze Vergleichung der charakteriſtiſchen Züge des grammatiſchen Baues der Sprachen vortrefflich dazu dienen, dem eben ſo mühſamen und weitläuftigen, als mißlichen und verführeriſchen Geſchäfte der Wortvergleichung zum voraus ſichere Wege vorzuzeichnen, und die gefundenen Reſultate genauer auf ihren wahren Gehalt zurückzubringen. Auf ſolche Weiſe giebt der, wie man ihn bei kritiſcher Unterſuchung findet, würklich feine und feſte Bau der Zigeunerſprache, zumahl was die Beugung der Haupt- und Zeitwörter betrifft, verglichen mit dem überaus groben und loſen Baue der ſogenannten hindoſtaniſchen Sprache Hoffnung, einen Schritt weiter in der Geſchichte dieſer Fremdlinge, und theils über die Zeit, theils über den Ort der Auswanderung ihrer Vorfahren zu mehrerer Genauigkeit gelangen zu können. Nicht minder würde die ſeltſame Erſcheinung der ſusdalſchen Mundart, die in gegenwärtigem Werke hinter den ſlaviſchen Dialekten aufgeführt iſt, und die nach einer Bemerkung des Herausgebers theils aus willkührlichen theils aus griechiſchen nach ruſſiſcher Weiſe veränderten Wörtern zuſammengeſetzt, und

durch den zwischen Susdal und Griechenland getriebenen Handel entstanden seyn soll, aus den Hauptzügen ihres grammatischen Baues sich vorläufig heller und leichter, als mittelst ängstlicher Wortvergleichungen, durchsehen und erklären lassen. Und dasselbe gilt in Absicht auf die vermuthete Verwandtschaft des Lesgischen und Ungarischen, des Kamtschadalischen und Japanischen, des Otahitischen und Mexikanischen; nicht zu gedenken, daß in Absicht der vielen kaukasischen und sibirischen Sprachen, die für sich isolirt stehen, ohne daß man weiß, mit welchen andern man sie vergleichen soll, grammatische Angaben allein leitende Ideen zu fruchtbaren und zweckmäßigen Wortvergleichungen, die sonst aufs Gerathewohl angestellt werden müßten, an die Hand geben könnten. Aus allem dem ist nun leicht abzunehmen, daß würklich in den allgemeinen Plan der philosophischen Universallinguistik auch das Grammatische der verschiedenen Sprachen, welches sich den Hauptzügen nach kurz genug auffassen läßt, gezogen zu werden auf alle Weise verdient.

Was nun endlich die Bestimmung des Sprachkreises oder der Thatsache, welchen Menschen eigentlich und in wiefern

ihnen eine gegebene Sprache angehöre, betrifft; eine Bestimmung, von welcher die Anwendbarkeit aller glottologischen Schlüsse abhängt: so muß man es in Hinsicht auf den unermeßlichen Plan dieses Werks billigen, daß von den schriftfesten und lebenden Sprachen unsers Welttheils die Wörter, so wie sie schriftmäßig von dem kleinsten Theile jeder Nation gebraucht werden, den gesamten Nationen im Ganzen zugeeignet und nur wenige Mundarten beigefügt sind, von welchen man in der That auch noch manche, wie die neapolitanische, ukrainische und niedersächsische hier eben so gut entbehrt haben würde, als man die vielen andern nicht minder abweichenden des Italiänischen, Russischen und Deutschen, ja selbst des Französischen, wovon nach Bergiers Versicherung die Einwohner mancher Gegend des Landes nicht vier Redensarten verstehen sollen, und des Ehstnischen und Lettischen, wovon die zum gottesdienstlichen Gebrauche durch Schrift fixirte revalsche und mitausche Mundarten vor den andern nicht einmahl den Vorzug haben, gebildeteren Menschen anzugehören, gern entbehrt. Dagegen kann man es nicht anders als zweckmäßig und dankenswerth finden, daß von den unbe-

kannten und zumahl schriftlosen Sprachen so viel Mundarten, als sich vielleicht nur auftreiben ließen, und namentlich von dem Lesgischen 3, dem Mogulischen 4, dem Ostiakischen 6, dem Tunguſischen 7, dem Samojedischen 10, und dem Tartarischen 11, (manche andere, die unter besondern Namen vorkommen, nicht einmahl mitzurechnen,) aufgestellt sind. Desto unangenehmer aber ist es, in Absicht des Verhältnisses mancher von den asiatischen und fast aller kaukasischen Sprachen, zu den Nationen, welchen sie angehören, fast alle Erläuterungen, und selbst in etlichen Bemerkungen, die über europäische Sprachen beigebracht sind, alles Licht zu vermissen. Denn wer wird unter dem Keiwingisch-Livischen (kriwingoliwonski) etwas anderes verstehen, als die Sprachen der Liwen genannt Kreewinen, die unweit Bauske in Kurland an dem dortigen Memelstrome wohnen, welche Sprache nach den in Schlözers neuverändertem Rußland Theil II. Beilagen S. 355.) angeführten Proben offenbar finnischen Stammes ist? Gleichwohl soll darunter nach einer Bemerkung im Vorberichte „die Sprache der wenigen Anwohner des kurischen Haffs, welche man Kri-

winger oder Krewinger nenne", verſtanden werden. Wenn nun gleich die unter jener Benennung hier angegebene Sprache mit derjenigen, die auf der kuriſchen Nehrung geſprochen wird, das Mißverſtandene abgerechnet, vollkommen übereinſtimmt, auch laut eingezogner Lokalnachrichten die Einwohner des Dorfs Pilkoppen von einer Familie, Namens Kreiws, deren Vorfahren traditionsmäßig die Stifter des Dorfs geweſen ſeyn ſollen, zum Theil den Namen der Kriwinger führen, ſo kann man ſich, da dieſe Sprache ganz lettiſch iſt, jene Benennung derſelben in Hinſicht auf den Zuſatz des Liviſchen, welches ganz finniſch iſt, kaum anders als etwa durch eine Verwechſelung des kurländiſchen mit dem preußiſchen Memelfluſſe erklären. Und iſt ſie beſſer erklärlich, die andere Bemerkung im Vorberichte, daß unter dem Baskoniſchen, das hier zwiſchen den celtiſchen Mundarten aufgeführt iſt, die Sprache, welche in Frankreich dieſen Namen führe, und nicht die, welche in Spanien Vascuença heiße, als welche von dem Celtiſchen ganz verſchieden und für den folgenden Band beſtimmt ſei, verſtanden werden müſſe: da ſich außer dem

in Frankreich sogenannten le Basque, das mit der spanischen Vascuença einerlei ist, unter dem Baskonischen nichts wohl denken läßt; auch die Wörter, welche unter dem Namen hier angegeben sind, mit den von Hrn. Rüdiger hoffentlich richtig aus Laramenti angeführten Wörtern der Vascuença fast ganz übereinstimmen? Daß das Altpersische, wofür hier vermuthlich aus Anquetil du Perron zendische Wörter angeführt sind, nicht die Sprache der alten Perser gewesen sei, hat ein befugter Kunstrichter (Richardson, in seiner Abhandlung über Sprache, Litteratur und Gebräuche morgenländischer Völker Leipz. 779. S. 19. f. f.) mit unüberwindlichen Gründen dargethan, auch gezeigt, daß sofern sich etwas über das Altpersische, welches mit allen Büchern verlohren gegangen, urtheilen lasse, dasselbe für einerlei mit dem Neupersischen nach Abzug des Arabischen, was fast ⅔ davon ausmache, gehalten werden müsse. Um so weniger also hätte jenes seiner Verwandtschaft nach so weit von diesem abgetrennt, und unter die indianischen Sprachen gesetzt werden sollen. Auch ist das hier in drei Mundar-

ten angegebene Hindoſtaniſche *) nicht das Erbeigenthum des Landeseingebohrnen, ſondern wie die ſehr einfache Grammatik und höchſt unbehülfliche Wortbildung (da die Zeitwörter meiſt aus Subſtantiven, mit dem Zuſatze von Machen, Geben, Seyn, und die Hauptwörter mit dem Zuſatze von Macher und Macherei zuſammengeflickt ſind) genugſam verräth, eine lingua franca, oder Allmannsſprache, zur Hälfte aus hindoſtaniſchem und zur Hälfte, wie Richardſon bemerkt, aus perſiſchem und arabiſchem Wortſtoffe gebildet, mit eingeſprengten wenigen mongoliſchen und tartariſchen, aber, ſo viel Rec. bemerken kann, gar keinen der hier angegebenen awganiſchen Wörter. Unabhängig von dieſer Gemeinſprache, ſonſt Moura oder Tulucca genannt,

*) Auch hier würde ſich bei Vergleichung mit Ferguſon's Wörterbuche mancher Fehler zu berichtigen finden. z. B. das Tchandorma und Scandrama, welches in Multan und Decan der Mond heißen ſoll, heißt vielmehr Mondſchein. So möchte auch das Multaniſche Surawar wohl nicht Kraft, ſondern große Stärke, oder die Stärke iſt groß; ſo wie Kadawar nicht Wuchs, ſondern der Mann iſt groß; — Tcharagikuchad nicht die Kälte, welche bei Ferguſon blos Tcharra heißt, ſondern zugleich noch ſonſt etwas bedeuten.

deren sich die muhamedanischen Herren des Landes, welche übrigens das Persische zur Hof- und das Arabische zur Kirchensprache haben, zum inländischen Verkehr bedienen, besitzen die Eingebohrnen, als Erbgut vermuthlich in allen andern Gegenden, wo sich Europäer nicht darnach erkundigt haben, eben sowohl als auf der Halbinsel diesseits des Ganges noch besondere Sprachen, welche insgesamt Zweige eines Stammes sind, und, das Suratische und Malabarische begreiflicher Ursachen wegen ausgenommen, weit mehr von der Moura, als von den ältesten Mundarten abweichen, die im gelehrten und religiösen Gebrauche sich bei der allenthalben verbreiteten Braminenkaste erhalten haben. Wenn das Grantham, Samscrutam und Dewa-Nagaram, die man als heilige, d. h. uralte Schrift- und Mundarten der Braminen und zwar das erste unter den Tamalern, das zweite unter den Warugern, und das dritte vornehmlich zu Benares angegeben findet, (Comment. acad. Petropol. Tom. IV. pag. 243.) sich würklich so zu einander verhalten, daß die beiden ersten und alle, die es vielleicht noch sonst geben mag, auf die dritte als ihre Mutter hinweisen, so verdiente in der

That dieſe nagariſche Sprache als die älteſte Urkunde für hiſtoriſche Entdeckungen über die früheſten Nationalverhältniſſe der Hindu's, vorzüglich ihrem Wortſtoffe ſowohl als inſonderheit vorläufig ihrem grammatiſchen Baue nach, erforſcht zu werden; wozu auch ſchon Halhed und die gelehrte Geſellſchaft zu Kalkutta Hoffnung gemacht.

Mittlerweile und bis das geſchieht, wird es gut ſeyn, wenigſtens die Begriffe über das hindoſtaniſche Sprachweſen nach Maaßgabe deſſen, was bisher darüber bekannt geworden, richtig zu faſſen und feſtzuhalten, um ſo mehr, da man ſie nicht nur oft, und ſelbſt in Schriften, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, verwirrt und verkannt ſieht, (wird doch in der obenangeführten Ueberſetzung des Richardſonſchen Werks die nagariſche gar zur Negerſprache! und zwar der Neger in Abyſſinien! ſo wie die Provinz Nagari (S. Georgii Alphabetum Tibetanum p. 418.) oder was ſonſt, zu einem Negerlande gemacht! S. 53. 55.); ſondern da ſelbſt auch in gegenwärtigem Werke darüber nichts erinnert, und in Abſicht der freilich unbekannten Braminendialekte blos vom Samſcrutamiſchen eine kleine Zahl von

Ausdrücken angegeben ist. Auf gleiche Weise hätte bemerkt werden können, daß unter dem Chinesischen hier blos die Mandarinensprache geliefert sei, von welcher unabhängig es in diesem großen Reiche noch andere Sprachen giebt, die von jener so sehr, als nur immer die biskaische von der kastilianischen in Spanien, oder die Litthauische von der deutschen in Preußen verschieden sind; auch daß unter dem Tunkinischen Wörter aus zweierlei Sprachen, nemlich der anamitischen, welche den Eingebohrnen in Tunkin, wie in Canbar und Cochinchina eigen ist, und aus dem Chinesischen, das daselbst blos als Verkehrsprache gilt, neben einander gestellt sind: wie nicht weniger daß unter dem Neuholländischen und Neuguineischen nur Sprachen der Volkshaufen, woraus man einzelne Menschen examinirt hat, gemeint sind, neben welchen es in denselben Ländern allerdings noch ganz andere Sprachen geben mag und würklich giebt.

Am allerwünschenswerthesten aber wären in Absicht der sibirischen und kaukasischen Sprachen genauere Bezirkungen, als durch bloße Anzeige der Volksnamen, gewesen. Denn da fast jedes Volk sich selbst

ganz anders nennt, als es von andern, ja ſelbſt ſeinen Nachbarn, benannt wird, die ihm wiederum oft gar mancherlei Namen geben, und da ſonach öfters, bloß durch zufällige Umſtände, eine Benennung auf die verſchiedenſten Völker ausgedehnt, und dagegen einerlei Völker bald ganz ohne Gemeinnamen gelaſſen, bald theilweiſe darunter gefaßt, und theilweiſe durch beſondere Benennungen unterſchieden werden; wie unter dem einen Namen der Oſtjaken zugleich Samojeden und Arinzen ſtecken, und dagegen von Samojeden die Karagoſſen, Taiginzen, u. ſ. w. ferner von Tartaren die Kirgiſen, Chiwinzen u. ſ. w. unterſchieden, endlich die zuſammengehörigen Oſeten und Dugoren oder Aſſanen und Kotowzen ohne Gemeinnamen gelaſſen ſind: ſo ſtößt man, obgleich freilich geographiſche Hülfsmittel uns über kein einziges der hier aufgeführten ſibiriſchen Völker ganz im Dunkeln laſſen, doch hie und da auf Schwierigkeiten. Um nur eine anzuführen, ſo ſteht unter den oſtjakiſchen Mundarten eine Lumpokolskiſche, welche aus der Gegend, wo man auf der neueſten Generalcharte des ruſſiſchen Reichs unter dem 61.° N. B. und 95.° O. L. die Ortſchaften Ober- und Unter-Lumpo-

kolsk findet, her zu seyn und mit den andern ostjakischen Mundarten zu stimmen scheint; dann aber kommt wieder hinter den arinzischen Sprachen besonders eine lumpokolskische, wie sie die ersten siebenmahl, oder wie sie hernach immer genannt ist, pumpopolskische vor: welchen Völkerschaften nun diese beiden Sprachen eigen seyn, ist nicht leicht zu errathen, da gerade pumpokolskische Ostjaken, die der Sprache nach zum arinzischen Stamme gehören, bekannt genug sind. Was aber vollends die Bezirkung der kaukasischen Sprachen betrift, so werden bei dem Mangel an Hülfsmitteln, worinn sie sich in Absicht der noch so sehr dunkeln Geographie des Kaukasus befinden, vermuthlich die meisten Leser wie Rec. sich doppelt beklagen, hierüber so ganz ohne alle Belehrung ausgehen zu müssen. Das Leggische wird hier nach 4. Mundarten, die eben so vielen Stämmen, Namens Anzug, Dschar, Dido, Chunsag, eigen seyn, aufgeführt, und im Vorberichte bemerkt, daß diese Mundarten sich mit der tabassaranischen und kurälischen ergänzen ließen, in welchem Betracht es sonach sechs Stämme von Lusgiern gäbe. Eben so viel der Zahl nach sind auch von Büsching

(Geogr. Th. 5. erste Ausgabe, denn in der neuern sind sie ungenannt geblieben) aufgeführt, und die beiden ersten sowohl, als die beiden letzten Paare stimmen in beiden Angaben überein: statt der mittelsten aber, die hier Dido und Chunsag heißen, und von denen bei Büsching keine Spur vorhanden ist, sind bei ihm Akuschinzen und Chaffu-Kumuken genannt, deren Sprachen hier ganz von den Lesgischen getrennt, jede für sich unter andern kaukasischen Sprachen aufgeführt stehen. Umsonst ist es, über diese beiden lesgischen Stämme einiges Licht in dem Stahlischen Aufsatze von den kaukasischen Nationen, (in Schlözers neuv. Rußland Thl. 2. S. 458.) zu suchen; da kommt nur ein absonderliches Völkchen Didoeti, zwischen Lesgiern und Cacheten, von Chunsag aber, welches der Hauptort des Ararchans seyn soll, gar nichts vor. Eben so vergeblich ist es, die im Jahr 1785. von der Akademie zu Berlin herausgegebene große Gränzcharte von Rußland, Oestreich und der Türkei nachzusehen, welche auf dem Kaukasus gar keine Namen von Völkern und sehr wenige von Oertern hat, worunter nur etwa das unweit der östlichen Gränzspitze von Mingre-

lien gesetzte Hungas, oder das am Flusse Skini gesetzte Czazem (da Chunnen auch Araxen sind) auf den letztgedachten lezgischen Stamm sich deuten ließe. Am vergeblichsten aber wäre es, die in eben dem Jahre herausgekommene große Generalcharte des russischen Reichs zu Rathe zu ziehen, die vollends den Kaukasus mit einem Karten verdeckt hält, und überhaupt, die politischen Abtheilungen weggerechnet, so wenig unterrichtend ist, daß man beim Anblicke derselben sich des Unmuths über die bei weitem nicht genug dankbare Benutzung fürstlicher Freigebigkeit zum Besten der Wissenschaften eben so wenig als des Wunsches erwehren kann, daß doch die Uebersetzung, welche von dieser Charte jetzt im Werke ist, unterrichtender ausfallen möchte. Wie mit den Lesgiern, so ist es auch mit andern kaukasischen Völkern bewandt, denn über die Benennungen Aitekesek und Kuschhasib, wodurch zwei Mundarten des Abassinzischen unterschieden werden, sieht Rec. sich im Dunkeln; und von den übrigen Sprachen weiß er die Tschetschengische und Tuschetische wohl, aber die Inguschewsche und Andische (Inguschewski und Andiski) wenn letzteres nicht etwa den Ódiffi,

d. i.

d. i. Mingreliern gehören ſoll, auf kein Volk mit einiger Gewißheit zu deuten. Und eben ſo wenig kann er ſich erklären, warum das Altgeorgiſche, ſonſt auch Iberiſche genannt, (welches zum Behuf der Völkerkunde, wohl noch wichtiger, als das neue, und vielleicht nebſt andern kaukaſiſchen Sprachen, aus dem ihm übrigens nur dem Namen nach bekannten Werke: Syntagmata linguarum orientalium, quae in Georgiae regionibus audiuntur, autore D. Franc. Maria Maggio. Rom. 1670. fol. zu ſchöpfen wäre,) nicht beſonders angeführt, oder warum man die Sprache der Burtanen oder Britanen, die auf ruſſiſchem Gebiete zwiſchen dem Cuban und Aktar wohnen, und die Büſching ſelbſt noch zu keiner der bekannten Völkerklaſſen zu zählen weiß, nicht im mindeſten gedacht iſt. Vielleicht iſt, was die Beſtimmung des Sprachbezirks überhaupt anlangt, folgende Bemerkung hier nicht am unrechten Orte. Sprachen werden natürlicher Weiſe einzelnen Menſchen abgefragt, und dann auf die ganze Nation, zu welchen dieſe Menſchen zu gehören ſcheinen, ausgedehnt. Schon in

Absicht der Befragten selbst können hier Versehen vorgehen, so fern sie für eingebohrne und im Lande gebliebene Monogletten gehalten werden, mittlerweile daß sie durch Reisen, Verkehr und Geschäfte, verschiedenes von mancherlei andern Sprachen aufgefaßt, und sich geläufig gemacht haben mögen: aber noch mehr Versehen sind möglich, wenn nun solchergestalt abgefragte Sprachen auf ganze Völker nach Maaßgabe so schwankender Namen, als sie gemeiniglich führen, ausgedehnt werden. Bedenkt man das, so kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß bei Aufnahme jeder ganz fremden Sprache die Menschen, welche, und die Gegend wo man sie befragt sowohl als die Gegend, in welcher und wie fern man sie daselbst weiter im Gebrauche gefunden oder nicht, sorgfältig angemerkt werden möchte. Ein solches kritisches Verfahren, welches im Grunde weiter nichts wäre, als ein treues Geständniß dessen, was man weiß und was man nicht weiß, würde aber doppelten Vortheil gewähren, nicht nur Fehlschlüsse zu verhüten, sondern auch gewissermaaßen Entdeckungen vorzubereiten. Denn wüßte man erst gleichsam auf der

Charte die leeren Stellen anzugeben, wo noch keine Unterſuchungen geſchehen ſind, ſo würde man daſelbſt nachzuforſchen veranlaßt werden, und auf ſolche Weiſe vielleicht in Sibirien und auf dem Kaukaſus ähnliche Sprachercheinungen antreffen, als man an dem Deutſchen um Verona, dem Arabiſchen in Malta, dem Lettiſchen bei belgorodiſchen Tartarn in Jediſan und dem Aruakaniſchen unter den Weibern der Karaiben (Stemlers lettiſche Grammatik §. 1.) gefunden hat: Erſcheinungen, dergleichen ſich in Sibirien, wo man ſchon Romaniſches bei Ariazen, Tartariſches bei Jakuten und Kaukaſiſches bei Samojeden entdeckt hat, gar wohl, und nicht minder auf dem Kaukaſus, dieſem von Alters her berühmteſten Tummelplatz von Heteroglotten aller Art, vermuthen läßt. Und ſo viel über das Geſchäft der kritiſchen Berichtigung desjenigen, was von den verſchiedenen Sprachen in Abſicht ihres Bezirks ſowohl, als ihres Baues und Stoffs zu wiſſen nöthig wäre.

Was nun von der andern Seite die Frage betrift, welche Darſtellungsart der Sprachangaben zum Behufe philoſophiſcher

Vergleichungen die zweckmäßigste seyn möchte, so muß man gestehen, daß die in gegenwärtigem Werke gewählte Parallellstellung, da von jeder Sprache jeder einzelne Ausdruck unter die einzelnen Ausdrücke von zweihundert andern Sprachen für eben denselben Begriff, nach einer unveränderlichen Ordnung gesetzt, und sonach nicht nur die Wörter jeder Sprache ganz von einander getrennt, sondern auch schon auf bestimmte Art mit Wörtern anderer Sprachen kombinirt sind, weder der Absicht, die man gehabt haben mag, das Maximum von Aehnlichkeit der Sprachen sichtbar zu machen, noch dem Wunsche, den man haben muß, jede Sprache mit jeder andern im Einzelnen wie im Ganzen auf die leichteste und freieste Weise vergleichen zu können, angemessen ist. Denn wie wenig sich aus Zusammenstellung der Wörter verwandter Sprachen für völlig einerlei Begriffe das Maximum ihrer Aehnlichkeit erkennen lasse, ist schon daraus abzunehmen, daß selbst in bloßen Dialekten schon die Wörter der Hauptsprache dem Sinne nicht weniger als dem Laute nach, zufolge gewisser Gesetze der Ideenverwandtschaft und Mundesorga-

nisation ſich zu verändern pflegen, welches alſo noch viel mehr in beſondern Sprachen geſchehen muß, ſo daß mithin, um die volle Aehnlichkeit zu entdecken, eben ſowohl der Analogie der Bedeutung, als dem Mechanismus des Lautes der Wörter nachgegangen, und z. B. die deutſchen Wörter Knabe oder Laub, im Engliſchen nicht unter Ausdrücken für eben dieſelben Begriffe, ſondern in dem Knave für Schelm und Leaf für Blatt geſucht werden müſſen. Würklich verkennt man die Aehnlichkeit des Bretaniſchen und Waliſchen, wenn man hier in jenem Durn für Hand und Bro für Erde, dagegen in dieſem für erſteres Lijaau und für letzteres Tir zuſammengeſtellt ſieht; weil auch der Kymre die beiden bretaniſchen Wörter hat, nur daß er Dura für Fauſt gebraucht und Bro für Land, wie ſelbſt der Name, womit er England benennt, Bro Sais (Sachſenland) beweiſet. Und wer hier für

das Deutſche	im Altgriechiſchen	im Neugriechiſchen
Erde	Chora	Gea
Baum	Dendron	Kaiion

Kraut	Chloe	Chortos
Stein	Lithos	Petra
Sand	Ammos	Psimathos
Jahr	Eniautos	Chronos
Auge	Ophtalmos	Ommate
Gesicht	Blepsis	Orasis
Stimme	Phoni	Lalia

paarweise neben einander gestellt erblickt, muß der nicht, wenn er sonst beider Sprachen unkundig ist, in diesen Parallelen alle Uibereinstimmung vermissen, die gleichwohl gerade in selbigen so groß ist, daß die ganze zweite Wörterreihe eben sowohl für altgriechisch, als die erste für neugriechisch gelten kann? Und werden nicht in Absicht der unbekannten asiatischen Sprachen Parallelen von gleicher Art eben sowohl die Aehnlichkeit, statt hervorzuheben, gerade verdecken können? Noch weniger aber entspricht diese Einrichtung dem Wunsche des gelehrten Publikums, jede Sprache mit jeder andern im Einzelnen und Ganzen auf alle beliebige Weise vergleichen zu können: ein Wunsch, der vornemlich in Absicht der allhier zum erstenmahl erscheinenden und noch nie verglichenen Sprachen, überhaupt aber auch in Absicht aller andern, in Betracht

gezogen zu werden verdient hätte, da doch gerade davon am Ende aller Gebrauch dieser Schrift, und aller Erfolg dieses Unternehmens offenbar abhängt. Würklich was bleibt dem Linguisten oder Philosophen, der dies Werk benutzen will, nunmehr übrig, als daß er entweder die Sprachvergleichungen so annehme, wie sie hier gleichsam resultatweise dargelegt sind, da denn aller Gewinn für Wissenschaften wegfiele, oder daß er, um von jeder Sprache sämtliche Ausdrücke beisammen zu haben, und sonach mit dem freiesten Kombinationsgeiste untereinander vergleichen zu können, selbige aus der Zerstreuung, worinn sie hier liegen, zusammenhole, und mithin gerade die Arbeit übernehme, die er wünschen müßte von andern verrichtet zu sehen, mittlerweile daß er gern der Arbeit sich unterzöge, deren man ihn überheben wollen.

In der That ist es eine von den Hauptursachen der Unvollkommenheit dieses Werks, daß man bei dem an sich schon erstaunlich großen Plane noch dazu zwei Geschäfte hat vereinigen wollen, die auf alle Weise abgesondert bleiben sollten; das eine

ist das Geschäft der kritischen Berichtigung und zweckmäßigen Darstellung der Sprachangaben selbst, das natürlicher Weise vorangehen muß, um so mehr, da es sich würklich ganz vollenden läßt: das andere dagegen ist das Geschäft der philosophischen Vergleichung und Benutzung jener Sprachangaben, welches seiner Natur nach keine Gränzen hat, und dem gelehrten Fleiße aller Zeiten überlassen werden sollte. Auf welche Weise nun aber zu Werke gegangen werden müßte, wenn das erstere Geschäft nach einem allgemeinen Plane in Absicht aller Sprachen am zweckmäßigsten ausgeführt werden soll, scheint sich aus den bisher beigebrachten Bemerkungen von selbst zu ergeben. Das erste, wäre, die europäischen Schriftsprachen hier anfangs beiseite gesetzt, daß die schriftlosen und unbekannten Sprachen, von welchen sich einiger Gewinn für Wissenschaft absehen läßt, mit kritischer Sorgfalt nach einer aus dem was oben gesagt ist genugsam erkennbaren Methode, ihrem Stoffe sowohl als Baue nach, richtig erforscht, und die Angaben darüber sowohl als über den Sprachbezirk, so weit man ihn kennt und nicht kennt, gleichsam

protokollmäßig aufgenommen würden. Das zweite wäre, aus solchen kritischen Apparaten mit scharfsinniger Beurtheilung die Wörter selbst, und zwar theils solche, ohne welche sich keine Sprache behelfen kann, und deren Vergleichung mithin vornehmlich zu Schlüssen über Verwandtschaft, theils solche, ohne welche sie gar wohl seyn könnte, und deren Verbindung zu Schlüssen über allerlei Arten von Gemeinschaft dienen möchte, nach Laut und Sinn richtig herauszuziehen; und nächstdem auch die Hauptzüge des Sprachbaues im Ganzen sowohl als insonderheit die etwanigen Fallendungen der Hauptwörter, Steigerungsart der Beiwörter, Konjugationsweisen der Zeitwörter, Wortstellungen in affirmativen, negativen, und bejahend sowohl als verneinend fragenden Sätzen kurz und klar aufzufassen. Endlich käme es drittens darauf an, diese kritisch berichtigten Angaben so darzustellen, daß jede Sprache mit jeder andern auf beliebige Weise zusammengehalten werden könnte; und zu diesem Behufe möchte vielleicht keine Einrichtung wünschenswerther seyn, als wenn die reinen Resultate der linguistischen Untersuchungen eben so,

wie es mit den geographischen geschieht, auf lose Karten abgedruckt würden. Wenn, so weit es die Natur der verschiedenen Sprachen leidet, nach einem gleichförmigen Plane die Wörter geordnet, und die Bedeutungen derselben mit bloßen Ziffern, und nur da, wo sie etwas merkwürdiges hätten, mit Normalschrift erklärt würden, so ist wohl zu vermuthen, daß bei gehöriger Oekonomie des Raumes und strenger Abscheidung des Brauchbaren vom Entbehrlichen, alles zum Behuf philosophischer Vergleichungen Taugliche von einer zumahl der ärmern Sprachen roher Nationen, sich auf einen oder wenige Imperialbogen möchte bringen lassen; wiewohl nichts hindern würde, die reichern Sprachen gebildeter Völker, nach den verschiedenen Redetheilen schicklich zerlegt, auch in mehreren Blättern darzustellen. Solche linguistische Karten nun, oben mit der geographischen und ethnographischen, oder lokalen und personalen Angabe des Sprachbezirks und dann mit dem absichtlich geordneten Schatze des Sprachstoffes, und zuletzt mit einem treffenden Abrisse des Sprachbaues versehen, dergleichen, wie die geographischen, in jedem Lande, jeder Gegend, jedem Orte, über eine

München

jede Sprache, jede Provinzial- und jede Lokalmundart ſich aufnehmen und durch fortgeſetzte Bemühungen immer mehr vervollkommnen ließen, und aus welchen nach gerade auch Parallellkarten über die Benennungen verſchiedener Sprachen z. B. für Hausthiere, Feldfrüchte, Gartengewächſe, Wirthſchaftsgeräthe, Kunſtdinge, und für Begriffe religiöſer, politiſcher und moraliſcher Art, um den Spuren des Umlaufs derſelben nachgehen zu können, zuſammengeſetzt werden könnten, würden in der That für den Kenner und Liebhaber der Geſchichte der Menſchheit eben ſo lehrreiche als angenehme Geſchenke, und zum Theil dereinſt wahre Denkmähler und Urkunden für unſere Nachkommen ſeyn. Und vielleicht würde nach einer ſolchen Idee, bei welcher gerade das, was große Unternehmungen allein gelingen macht, die äußerſte Vertheilung der Arbeit ſtatt fände, der Plan einer philoſophiſchen Univerſallinguiſtik wohl ausführbar, und ſonach ein allgemeines Muſeum, wie es Rec. gleich Eingangs geſchildert hat, kein Traum mehr ſeyn. Freilich werden durch alle linguiſtiſche Mittel die Wanderungen und Verbreitungen der Sachen und Begriffe, auf welchen die Kul-

tur des Menschengeschlechts beruht, nie genau errathen werden können; denn nicht immer behalten für Sachen und Begriffe, die sie von fremden Menschen bekommen, Völker die fremden Namen bei, sondern löschen öfters durch selbst gemachte Benennungen alle Spur der vorgegangenen Mittheilung aus; und vermuthlich würden die Sandwichinsulaner, welche das Schreiben der Engländer mit demselben Namen, wie das Bemahlen ihrer Papierzeuge Kipparee nannten, und so gut zu verstehen glaubten, daß junge Frauenzimmer oft den Engländern die Feder aus der Hand nahmen, um ihnen Proben von ihrer Geschicklichkeit zu geben, (Cook letzte Reise im Original Vol. 3. p. 149.) auch wenn sie einst schreiben lernten, diese Kunst eben sowohl Kipparee zu nennen fortfahren, wie der Esthländer selbige noch jetzt Kirjas pannema, d. i. Spitzen oder Zacken machen, auch mit einem andern Ausdrucke: schwarz auf weiß machen, nennt, und Ulphilas für seine Gothen mit dem Worte Mahlen ausgedrückt hat. Noch ein Beispiel: Mouroa von der Insel

Man-

Mangeea, da er auf Cooks Schiffe über eine Ziege stolperte, fragte einmahl nach dem andern, was das für ein Vogel wäre (Cooks Reise engl. Vol. I. p. 175.) und würde sie, wenn er sie hätte, vielleicht eben so fort nennen, wie wir ein Thier Fledermaus und ein anderes Meerkatze nennen. Noch weniger werden sich auf solche Weise alle Räthsel über die Geschlechtsverwandtschaft der so seltsam von einander verschiedenen Menschenstämme lösen lassen: denn eigentlich können linguistische Schlüsse immer bloß auf Gemeinschaft überhaupt und nur sofern selbige nicht anders denkbar ist, umwegsweise auf Abstammung führen, und öfters verlieren Sprachen sich ganz, wie es der kornwallischen und altpreußischen bereits ergangen ist, und der litthauischen sowohl als manchen andern immer mehr bevorsteht. Am allerwenigsten aber wird sich daraus eine Ursprache unsers Geschlechts, von welcher alle andern nur gleichsam so viele Mundarten wären, finden lassen: denn die Menge der Sprachen steht gerade im umgekehrten Verhältnisse mit der Menschen-

kultur, und Paraguay übertrift, nach Dobrizhofer, jeden gleich großen Raum von Europa eben so sehr an Menge der Sprachen, als es denselben an Wildheit und Barbarei übertrifft; nicht zu gedenken, daß auch Strabo, indem er erzählt, wie an dem südwestlichen Rande des kaspischen Meeres die Albanier vormals so viel Sprachen als Könige, an der Zahl 23, gehabt, und wie, nach einiger Versicherung, den einzigen Markt der Handelsstadt Dioskurias siebenzigerlei oder gar dreihunderterlei kaukasische Heteroglotten zu besuchen gepflegt haben, sich die Ursache von dieser seltsamen Polyglottie schon eben so erklärt. (Strabo l. X. p. 483. et. 478. edit. Bas. 1549.) Gleichwohl sind die Aussichten, welche sich auf dem Wege der philosophischen Universallinguistik zu allen Seiten eröffnen, immer reizend und groß. Denn auch die Beweise für das Nichtdaseyn einer Ursprache setzen auf einmahl eine schöne Wahrheit, das Sprachvermögen als eine unserm Geschlechte angestammte Naturgabe ins Licht. Und auch die noch so seltenen Entdeckungen von Stammesverwandtschaft ganz entlegener Homeglotten,

können, wie in Absicht der Zigeuner, die nach (NB. nicht genau 16, sondern seit 1400, also) mehr als 12 Generationen unter nordeuropäischem Himmel noch immer die leibhafte Naturlivree der Hindostaner an sich tragen, oder in Absicht der Bewohner von Nootka-Sund, die bei merikanischer Sprache einen ziemlich unamerikanischen Kunstfleiß und Kinder von ziemlich unamerikanischer Farbe zu haben scheinen, (Cooks Voyage 1784. Vol. 2. p. 303.) oft schönes Licht über die Ursachen der physischen und sittlichen Verschiedenheit der Menschen verbreiten. Endlich selbst die dunkeln oder wenigen Spuren, welche vom Umlaufe der zur Kultur gehörigen Sachen und Begriffe sich in den Sprachen erhalten haben, (man vergleiche nur z. B. die Benennungen von Lein und Hanf, die bei Griechen und Römern, und im jetzigen Europa vom Tagus bis an die Wolga einerlei sind,) können vielmals mittelst naturhistorischer und technologischer Kenntnisse zu artigen Muthmaßungen, verbunden aber mit tieferer Sprachkunde, bisweilen zu erwünschten Aufschlüssen über

die Stammesverwandtschaft sowohl, als selbst über sonst unbekannte Situationsverhältnisse entlegener Völker leiten. In der That, wenn die Bewohner von Oonalaschka, Wibliams Sound, Kooks River und Norton Sound auf der Ostseite des nördlichsten Amerika, mit den Esquimaux und Grönländern auf der Westseite, nicht nur was ihre Personen, Kleidung, Waffen, Geräthe, und namentlich den sonst bei keinen andern Nationen gebräuchlichen Caiac betrift (S. Cooks Voyage 1784. Vol. 2. p. 357. 368. 371. 391. 521. und 50ste Kupfertafel) alles gemein, sondern auch dazu noch für diese gemeinsamen Sachen eben dieselben Namen und überhaupt völlig einerlei Sprache haben, (S. l. c. Vol. 3. p. 554. die Wortvergleichung, welche weit reicher ausgefallen wäre, hätte nur der fleißige Sprachforscher Anderson alle diese Gegenden erreicht); wenn ferner die eben erwähnten Völker auf der Ostseite blaue Glaskorallen und eiserne Werkzeuge, die sie nicht von Sibirien aus erhalten haben, (l. c. Vol. 2. p. 379. Note) gleich denen auf der Westseite, die damit von Europäern ver-

sorgt werden, besitzen, und wenn endlich beiderlei Völker, vom wechselseitigen Umgange zu Lande durch mittelländische ursprünglich amerikanische Eingebohrne nach Curtis Bericht so gut wie abgeschnitten sind, so ist aus diesem dreifachen Grunde zwischen gedachten Völkern auf beiden Seiten des nördlichsten Theils der neuen Welt die Stammesverwandtschaft für gewiß, eine Handelsgemeinschaft für wahrscheinlich, und irgend eine, wenigstens für ihre Caiacs brauchbare Wasserkommunikation um so mehr für glaublich zu halten, da selbige, sofern sie durch die Baffins Bay gehe, selbst der hierüber sehr skeptisch denkende Cook willig eingeräumt, und nur ihre Brauchbarkeit für Schiffe wegen des Eises bezweifelt hat (l. c. Vol. 2. p. 522.). Und wie bald würde man nun nicht hoffen können, alle diese interessanten Punkte nach Wunsche aufgeklärt, und sonach jenes berüchtigte Problem der Nordwestpassage völlig aufgelöset zu sehen, wenn aus den in der That zum Theil wahrhaft verdienstvollen Missionen der herrenhutischen Brüdergemeinde einige der Sprache der Grönländer und Esquimaux auf ihren Missionen wohl kundig

gewordene Mitglieder das nördliche Amerika von der Oſtſeite im Kooks River oder Norton Sound zu beſuchen, und im Fortgange nach Weſten hin zu erforſchen, durch gehörige Aufmunterung und zweckmäßige Unterſtützung veranlaßt und bewogen würden! Und wie leicht würde dieſe Hoffnung von der großen Monarchin Rußlands die eben jetzt in die Gewäſſer zwiſchen Aſien und Amerika Schiffe auf Entdeckungen ausgeſandt hat, zur Würklichkeit gebracht werden können!